Glossen und Randzeichnungen

zu

Texten aus unsrer Zeit.

Vier öffentliche Vorlesungen

gehalten

zu Königsberg

von

Ludwig Walesrode.

Königsberg.
Bei H. L. Voigt.

1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem Freunde

Reinhold Jachmann

zugeeignet

von

Ludwig Walesrode.

Vorwort für den edeln Unbekannten,
der es leſen ſollte.

Kein deutſcher Autor, der es nicht einem franzöſiſchen nachthun will, ſchickt eine Brochüre oder ein Buch in die Welt ohne Vorrede. —

Wohl weiß er, daß der Leſer lieber gleich durch beide geöffnete Flügelthüren in den literariſchen Salon tritt, anſtatt ſich lange beim Verfaſſer, der den Wirth und Portier ſeines Buches zugleich macht, im Vorzimmer aufzuhalten. Allein die deutſche Autorſitte hat nun einmal ihr heiliges unverbrüchliches Rituale. —

Eine Vorrede ist genau genommen weiter Nichts als ein schüchternes, typographisches Räuspern des Schriftstellers, der den Muth gehabt hat, ein Buch zu schreiben, wie unsre Kanzel-, Kammer- und Festredner sich auch erst räuspern, bevor sie mit ihren Sermonen beginnen. Und gewiß liegt in diesen unartikulirten Lauten der Schüchternheit etwas Rührendes, Deutsches, das mehr zum Herzen des Publikums sprechen müßte, als die ausgearbeitetste, rhetorische *captatio benevolentiae*; selbst ein Censor könnte sich davon rühren lassen, geschweige denn ein Kritiker. —

Darum lesen Recensenten, die ihr weiches Gemüth kennen, gewöhnlich nicht die Vorrede, häufig auch nicht das Buch selbst, das sie beurtheilen sollen, um sich desto unparteiischer zu erhalten. —

Darum sollte man auch — wenn man nur statt der Vermuthung die Gewißheit hätte, daß Censoren die Vorrede eines Buches dem sie das *Impri-*

malur zu ertheilen haben, ebenfalls ihrer weichen Stimmung wegen überschlagen — die verdächtigsten, contrebanden Gedanken in derselben durchschmuggeln; denn in dem Pascherkriege gegen die literarischen Grenzkosacken muß kein Mittel unversucht bleiben.

Allein, was würde es nützen? — Das Publikum, das nun einmal keine Vorreden liest, läßt die schönste Contrebande unbeachtet liegen, und der Schriftsteller kann ihm nicht einmal einen bedeutungsvollen Wink geben.

Freilich, der edle Unbekannte, der einzige Leser der Vorrede, auf den jeder Schriftsteller bei Abfassung derselben doch heimlich noch rechnet, könnte das Geheimniß vorsichtig, *sub rosa*, dem ganzen deutschen Publikum mittheilen, aber dieser edle Unbekannte ist doch am Ende vielleicht kein Andrer als der Censor selbst, der mit gemüthlicher Schadenfreude die unschädlichen demagogischen Umtriebe des Vorworts passiren läßt und so wird der Autor der den

Censor mystificiren wollte, gerade von diesem mystificirt. —

Indeß hab' ich wahrlich nicht Ursache mit meinem Censor unzufrieden zu seyn, wenn ich's nicht mit Censoren überhaupt wäre.

In Königsberg ist das freie Wort schon Scheidemünze des geistigen Verkehrs geworden, und kein Censor ist dort im Stande diese außer Cours zu setzen — noch möchte er's. —

Wir haben in Königsberg Censoren, die das gehässigste aller Aemter mit schmerzlicher Aufopferung übernommen haben, um es nicht in die Hände solcher übergehen zu lassen, die es mit Freuden übernehmen möchten.

Königsberg ist, dem Osten gegenüber, nicht bloß eine statistisch-geographische, sondern auch eine geistige Grenzstadt. Die Idee hat hier schon lange, bevor noch von einer Fortifikation am Pregel die

Rede gewesen, ihre Montalambertschen Thürme gegen die andringenden Asiaten erbaut, und die Censoren haben, wo sie's nur thun durften, und oft auch, wo sie's nicht durften, den Arbeitern an den detachirten Forts der Intelligenz nichts in den Weg gelegt.

Doch wir wollen mit unserm Panegyricus auf die Königsberger Censoren warten, bis die deutsche Censur einst eines seligen Todes verblichen seyn wird. In einer Leichenrede nimmt sich dergleichen schöner aus.

Unserm Büchlein selbst geben wir nur noch folgende kurze Notizen auf seine Wanderschaft mit.

Es ist entstanden, wie der Titel besagt, aus öffentlichen Vorlesungen.

Als Thatsache — nicht in kritischer Beziehung — darf der Verfasser selbst diese ein Phänomen nennen, das den öffentlichen Geist Königsbergs charakterisirt.

Die Vorlesungen, bei welcher über 100 Zuhörer, Damen und Herren aus allen Ständen anwesend waren, nahmen förmlich die Gestalt eines *meeting* an, mit seiner dramatischen Bezüglichkeit zwischen Redner und Publikum. Jede Aeußerung, welche mit dem Bestreben des Fortschrittes sympathisirte, jedes Stichwort der Zeit wurde mit lauter Acclamation und mit Händeklatschen begrüßt. Eine Erscheinung, deren der Verfasser nicht erwähnen würde, wenn er sich schmeicheln dürfte, daß der Beifall mehr ihm, als den Ideen überhaupt gezolten, die unsere Zeit bewegen. Sein einziges, bescheidenes Verdienst dürfte seyn, daß er öffentlich, vor hunderten von Zeugen, Dinge besprochen, über die man sonst nur in seinen vier Pfählen zu discutiren pflegte. Aber auch dieses Verdienst wird dem Redner dadurch geschmälert, daß er sein Publicum kannte.

Die Kritik sowohl als die Zuhörer nannten die gegenwärtigen Vorlesungen humoristisch. Der Ver-

faſſer wünſcht, daß auch der Leſer ſie ſo finden möge, wagt es aber nicht ſein eignes Machwerk mit dieſem Epitheton zu bezeichnen.

Kritiker mögen den Maßſtab der ſtrengen rhetoriſchen Technik bei Beurtheilung dieſer Vorleſungen aus den Händen legen, und bedenken, daß bei dergleichen öffentlichen Reden die Aufmerkſamkeit der Hörer durch eine gewiſſe ſceniſche Anordnung und Mannigfaltigkeit rege gehalten werden müſſe.

Doch Kritiker werden dieſe Bitte nicht beachten, weil ſie dieſelbe nicht leſen.

Dir aber, edler Unbekannter, der du mein Vorwort lieſeſt, drücke ich freundlich die Hand, und ſollteſt du auch mein Cenſor ſein!

Königsberg, den 14. April 1842.

Ludwig Walesrode.

Inhalt.

Seite

Die Masken des Lebens. Eine Aschermittwochs-Phantasie . . . 1

Unser goldnes Zeitalter 25

Literarisches Donquixotes-Turnier 46

Variationen über beliebte Zeit- und Nationalmelodien 63

Die Masken des Lebens.

Eine Aschermittwochs-Phantasie.

In dem glühenden Italien und in jenen deutschen Ländern, auf deren warmblütigen Katholicismus noch das Sonnenauge des Südens blickt, hat sich nunmehr die entfesselte Narrheit des Karnevals aus ihrem betäubenden Rausche ernüchtert. — Der römische Corso, gestern noch so prächtig geschmückt mit bunten Teppichen und den schönen, marmorbleichen Frauen von Rom, in deren tief flammenden Blicken mehr zu lesen ist, als in sämmtlichen Novellen deutscher Leihbibliotheken, steht heute öde und verlassen. — Zerstoben ist das chaotische Gewoge schreiender, scherzhaft zankender und jauchzender Masken, die sich den zügellosen Saturnalien, ihrem einzigen Erbtheile aus der großen Römerzeit, mit einem Enthusiasmus hingegeben, als würden sie von dem heidnischen Thyrsusstabe, nicht von dem Krummstabe des heiligen Vaters regiert. — Auf dem Pflaster des Corso's sind nur noch die Spuren des ausgetobten Carnevals in den reich verschleuderten Confetti, dem wehenden Rauschgolde und allerlei verlornen Flittern zu entdecken. — Arlechino hat sein scheckiges Kostüm und seine Pritsche abgelegt, der drollige Pulcinello seine beiden närrischen Buckel und die grotesk lächerliche Nase; der ga-

lante Abbate, der den Damen so zierlich den Hof zu machen wußte, erscheint in seiner Fasten- und Armsündermiene, und das von Lust erschöpfte Volk drängt sich in den Kirchen, um an seine Brust zu schlagen, und das rebellische Fleisch für seinen Uebermuth zu züchtigen. — Die neckische Colombine und der tölpelhafte Pierrot von gestern, knieen heute zerknirscht in den Beichtstühlen, um sich von den Sünden des heißen, aufwallenden Blutes bis zum nächsten Carneval absolviren zu lassen, Sünden, über welche unser allgemeines Landrecht nicht so leicht das „absolvo te" aussprechen würde. Aber freilich darf es mit den Febr n des Südens nicht so genau genommen werden; er kann immer seinen Himmel, seine Sonne und seine in ihren eignen Reizen schwelgende Natur als Mitschuldige anklagen.

Aber auch uns grauen, ernsten Theoretikern, zu denen die Lust des frivolen Südens nur als Mährchen hinüber tönt, ist der Aschermittwoch nicht erlassen worden. — Der Kalender, ein gewissenloser Wirth, der uns regelmäßig Frühling, Wonnemond, Sommer und Herbst auf die Neujahrsrechnung stellt, während wir und unsre Sonne das ganze Jahr nicht aus dem Flanell kommen, hat uns auf seinem Kerbholze auch den Aschermittwoch angeschrieben, ohne daß wir die sündige Lust eines rauschenden Carnevals abzubüßen hätten. Darum wollen wir auch, als echte Deutsche, die sich bekanntlich nicht zu viel bieten lassen, selbst nicht einmal von einem gestempelten und privilegirten genealogischen Kalender, gerade heute, o's am Aschermittwochen, eine Schau halten unter den Masken des Lebens. — Kommt! lasst uns die Maskenfreiheit benutzen; laßt uns sehen, ob wir die Wirklichkeit unter Hülle und Larve herauserkennen! —

Aber vergeßt nur nicht Eure Dominos, Eure Charaktermasken und lakirten Gesichter! denn die Maskenordnung im Leben ist gar streng. Wer sich in das Gewühl wagt mit seinem natürlichen Gesichte, wird, wie's auch auf Hoftheater-Redouten Sitte ist, hinausgeworfen, wenn er nicht im glücklichsten Falle von einem der höhern Festordner eine Nase bekommt, mit welcher man sich allenfalls auf dem Lebenscarnevale legitimiren kann. —

Der Festsaal selbst, d. h. die ganze bewohnte Erde, ist maskirt. Wie hat man sie zerwühlt und durchfurcht und mit steinernen Auswüchsen bebaut, um das vom Schöpfer ihr aufgeprägte Antlitz unkenntlich zu machen! — Wie ist die jugendliche, grüne Ueppigkeit, der frische Hauch der Schöpfung, gewichen den Runzeln der rastlos arbeitenden und nagenden Civilisation! — Selbst die granitnen Alpen tragen die Spuren der Gewalt, welche die ehrgeizigen Siegeszüge eines Hannibal und Napoleon ihnen angethan; die mächtigen Säulen, welche den Brandungen der Sündfluth trotzten, müssen zeugen von dem Triumphe kleiner Menschen, deren „Jahre des Lebens sind siebenzig, und wenn's hoch kommt achtzig Jahre!" —

Wenn die Geschlechter des ersten Jahrtausends der Erde aus ihren Gräbern aufständen, und ihre alten, lieben Wohnplätze in den Urwäldern und an den geheiligten Flüssen wieder aufsuchten, sie würden entsetzt fliehen vor dem Zerstörungswerke, das wir Cultur nennen, und weinend über den Jammer, den ihre späten Enkel über die schuldlose Erde gebracht, in ihr Grab zurückkehren. — Nur auf dem ewig wogenden Meere, das unwillig die unheilige Furche verwischt, die das von der Habsucht betrachtete Schiff nach sich zieht, ruht noch der erste Schöpfungstag, und über die unberührten, endlosen Prairieen von Texas, mit ihren schwellenden Blumenwogen, schauert noch die erhabene Wonne der jungfräulichen Natur! — —

Da erscheinen auf der Erdenbühne zwei maskirte Städte, Arm in Arm, und flüstern sich mit koketter Vertraulichkeit gegenseitig ihre kleinen Geheimnisse in's Ohr, um die Aufmerksamkeit der andern Masken auf sich zu ziehen. — Die eine, mit antiker, griechischer Larve vor dem Gesichte giebt sich für Athen aus; aber sie spielt ihre Rolle schlecht. Unter der classischen Maske trinkt sie viel bayerisch Bier, und unter dem strengen, antiken Faltenwurfe des griechischen Gewandes, schlägt sie das Kreuz und läßt den Rosenkranz durch die Finger laufen.

Die andere zeigt sich in einer gar sonderbaren, mystischen Verhüllung. Sie trägt mehrere Larven und Kostüme, denn, wie Zettel

im Sommernachtstraume, will sie Alles spielen: Pyramus, Thisbe, Löwe und Mond. Sie will zu gleicher Zeit Athen, Florenz, Jerusalem, und deutsch seyn. — Ein großer, schwarzer Streifen geht mitten über sie hin, dieser soll den ersten Meridian der Bildung und Intelligenz bedeuten, den sie eigenmächtig über sich gezogen hat, damit alle Wissenschaft und Kunst die Längenentfernung nach ihr messe. Sie ist von einem großen, lärmenden Gefolge umschwärmt, von wirbelnden Tambours, von Schauspielern, die eine griechische Tragödie recitiren, Eckenstehern, die witzig dazwischen reden, Gendarmen, Gelehrten, Künstlern, Pietisten und Ballettänzerinnen, und mitten in diesem dämonischen Chaos sitzt Karl Müchler und redigirt einen Anekdotenalmanach für das Jahr 1842! . . . . .

Nein, diese Maske ist nicht zu entziffern! — Dies Sphinxräthsel kann nur ein Oedipus lösen!! —

„Doch wozu Städte! — Am Ende wird uns noch die ganze Geographie als Maskenzug vorgeführt! Wir wollen menschliche Masken sehen; es wäre doch gar zu spaßhaft, wenn wir unsere Bekannten, am Ende gar uns selbst darunter entdeckten! —“

Habt nur Geduld! Ihr werdet bald genug haben vom Lebenscarnevale! Ihr werdet Schelmenmasken in Fülle sehen, die unter gleißnerischer Vermummung ihre Rolle mit feiner Gewandtheit durchheucheln; aber auch ehrliche Carnevalsfiguranten, denen die in immer neue Masken sich kleidende Civilisation ihre Charakterlarve aufgedrückt hat, und die selbst nicht einmal wissen, daß sie in dem Mummenschanz des Lebens ihre abentheuerlichen Fahrten machen. — Aber wenn uns in dem bunten Maskentreiben manche Carricatur vertraulich als Bekannter zunickt, so wollen wir uns deshalb nicht unwillig abwenden. Denn aus den Verzerrungen der Lebensmasken sind oft tiefere, ethische Wahrheiten zu lesen, als aus den disciplinirten, geraden Linienmenschen! Die abentheuerlichen Figuren eines Hogarth enthalten in ihrer übrigen Lächerlichkeit für den Beschauer mehr gesunde Lebens- und Moralphilosophie, als ein schnurgerade aufmarschirtes Regiment, mit rechts gedrehten Augen! —

Da sind wir schon mitten darunter. Ha! welch Gewuhl! wie bunt und scheckig! wie sich das durcheinander windet und krümmt, im unaufhörlichem Haschen und Verlieren! Dort, in dem dunkeln, feuchten Winkel weint ein abgehärmter Greis sein Bettlerliedchen: „Wer nie sein Brod in Thränen aß", während hier in fröhlicher Gesellschaft der übermüthige Champagner schäumt! — Welche Contraste! Wie die sich angrinzen, jene sich anlächeln; wie Einer auf den Knieen nach dem heiligen Loretto rutscht, während der andere von dem Katheder herab das Reich der Vernunft verkündet. Wie der Eine schreibt, der Andre liest, der Dritte nießt und der Vierte: „Gotthelf!" sagt. Ja, glaubt mir, das ist bunt! bunter als das Carneval zu Rom, und wenn auch nicht so lustig, doch toll genug! —

Seht hier eine große, vierschrötige Maske, die von allen Seiten gedrängt, gestoßen und gezerrt wird und mit geduldigem Phlegma alles mit sich machen läßt. Treten wir hinzu, um das Abentheuer näher zu betrachten! — Ach so, das ist ja unser lieber, deutscher Michel, die gutherzigste Figur auf dem Lebenscarnevale, der geduldige Sündenbock, der alle Vergehungen der Weltgeschichte auf sich genommen hat, und der Prügel bekommt, wenn andre Völker unartig sind. — Von Natur schon ein höchst solider und moralischer Mensch, ist Michel dennoch für sein ganzes Leben unter Curatel gestellt, damit er ja nicht leichtsinnig werde. — Von der Kanzel herab hält man ihm, die ruchlosen Ueppigkeiten von Sodom und Gomorrha, von Babylon und Ninive vor, und der fromme Michel geht reuig in sich, und nimmt sich's fest vor nicht mehr so üppig zu seyn und regelmäßig um zehn Uhr zu Bette zu gehn. — Hat Michel einmal Courage genug beim Biere mit seinen Nachbaren darüber zu calculiren, daß es doch höchst ungerecht wäre, das schwere Geld für Straßenbeleuchtung zahlen zu müssen, während die Laternen den größten Theil des Jahres unangezündet bleiben, gleich werfen ihm politische Wochenblätter und geheime Geschichtsräthe die Guillotinengräuel der französischen Revolution vor, und der gute Michel, der sein alibi bei dieser, wie bei jeder andern Revolution auf-

bündigste nachweisen könnte, schlägt beschämt und erröthend die Augen nieder, als hätte er mit im Jacobinerclubb gesessen, und Schmollis getrunken mit Marat und Robespierre. — Wenn irgend ein Volk in der Welt, etwa ein südamerikanisches, einmal an einem heißen Tage, statt der schweren, absoluten Kopfbedeckung, die leichte phrygische Mütze aufsetzen sollte, so kann Michel sicher seyn, daß ihm von Polizei- und Rechtswegen, das Tragen seiner behaglichen, wollenen Nachtmütze verboten wird, weil diese viel Aehnlichkeit mit der phrygischen hat. — Sollte aber Michel sich's einmal herausnehmen (und auch der zahmste Mensch hat Augenblicke, in denen er sich vergißt) gegen einen seiner unzählig vielen Erzieher die Stimme zu erheben zu den geflügelten Worten: „Verzeihen und erlauben Ew. Hochwohlgeboren! Obgleich und wenn auch, so hab' ich dennoch ganz unterthänigst zu bemerken" — — — — so wird Michel, noch ehe er seinen Satz beendet, auf der Stelle von Gendarmen ergriffen, und als höchst gefährlicher Demagoge und Volksredner abgeführt werden! — — Und dabei seht euch den Mann an, wie vollblütig und kerngesund das Gesicht! Wie ist seinem Wuchse und seiner Haltung noch ganz das urkräftig, teutonische Gepräge aufgedrückt! Und welch' eine Faust! Er könnte wie Götz von Berlichingen einen ungarischen Ochsen damit niederschlagen! — Aber Michel hält seine Faust in der Tasche, und zieht sie nur hervor, um eine zahlgerechte Hand daraus zu machen, wenn Steuern zu entrichten sind. — Uebrigens spielt der deutsche Michel seine komische Rolle so natürlich, daß man ihm entweder ein bedeutendes mimisches Talent zutrauen, oder glauben muß, es wäre mehr Ernst als Spaß an der Sache!

Halt! Was erscheint da für eine sonderbare Maske! — Ein junger Mann, mit einer bleichen Larve vor dem Gesichte, deren rechter Mundwinkel wehmüthig elegisch und der linke sarkastisch bitter verzogen ist. — Er hat sich mit gesuchter Nachläßigkeit gekleidet. Ein schwarzes Seidentuch, über das der Hemdkragen sich malerisch legt, flattert lose um seinen Hals. Er hinkt ein wenig und hält ein Buch in der Hand, in das er zuweilen schmerzlich

blickt, während er hin und wieder verächtlich auf die andern Masken hinabsieht. — Das ist ein Zerrissener, ein deutscher Nachdruck vom Lord Byron, den er bis aufs Hinken copirt. Er ist weltmüde; er haßt alle Menschen, besonders aber seinen Schneider, der ihm einen einzigen, erbärmlichen Frack nicht vergessen kann. Er findet in der ganzen Welt keine Seele, die seiner würdig wäre, und doch möchte er auf seinen interessanten Schmerz eine gute Heirathspartie machen, da er glaubt, daß eine poetische Zerrissenheit für das weibliche Geschlecht mehr werth seyn muß, als eine prosaische Anstellung. — Deutschland hatte einmal viele solcher Zerrissenheitsmasken, denen man ungefähr dasselbe zurufen konnte, was der griechische Weise dem Cyniker, mit dem zerrissenen Mantel zurief: „Durch die Löcher eurer Seele scheint eure Eitelkeit!“ — Wie traurig, daß auch der edle Prometheus-Schmerz eines Byron seine Affen finden mußte! — An Byrons großem Herzen bluteten alle Wunden der Menschheit, wie an dem heiligen Franciscus die Wundmahle des Heilands bluteten. Aber die Zerrissenen à la mode tragen jeden Fingerschnitt, jeden Nadelstich zur Schau und rufen der Welt zu: „Seht, wir bluten auch;“ —

Horch! Musik! — Der Seraphinenwalzer von Strauß mit seinen schmeichelnden, unwiderstehlichen Tacten! — Da ist irgendwo ein Ball in der Nähe, den müssen wir ansehn! — Wer kommt mit? — Wir dürfen nicht fürchten als uneingeladne Gäste abgewiesen zu werden, heute ist ja volle Maskenfreiheit!

Eine lange Reihe eleganter, mit Wappen geschmückter Kutschen vor dem Palais des Baron Truffaldo, führt uns auf die rechte Spur. Ehe wir eintreten, will ich Euch noch kurz von den Verhältnissen des Hauses unterrichten, damit Ihr mich dort nicht zu fragen braucht. — Baron Truffaldo ist Wittwer, macht bei erschöpfter Kasse ein glänzendes Haus, hat eine einzige Tochter Geraldine. Sie war einmal achtzehn Jahr alt und — schön; jetzt ist sie älter und — geistreich! — Mehr brauchen wir nicht von der Geschichte des Hauses zu wissen

Wie glänzend ist der Saal beleuchtet! Wie duftet Alles nach Vornehmheit! — Welche kostbare Tapeten, Lüstres, Gemälde, Statuen, Vasen, Girandolen, Ottomane, Sophas, Couchettes u. s. w., einem Auctionator, der's ansehn könnte, müßte das Herz im Leibe lachen! — Es ist grade eine Pause nach dem Tanze. Die Damen sitzen im Halbkreise auf schwellenden Polstern und nippen mit unbefangener Feinheit Thee oder Gefrornes; die Herren stehen vor ihnen in den verschiedensten, malerischen Stellungen, die sie, nächst ihrem Tanzmeister auch ihrem Schneider, dem tailleur adonisateur schuldig sind; sie rühren mit Anstand den Löffel in ihrer Tasse, und unterhalten ihre Damen mit Geist, nach dem Lächeln zu schließen, mit dem sie selbst Alles, was sie sagen, begleiten. Zu uns tönen nur von allen Seiten die bunt durcheinander schwirrenden Stichwörter hinüber „herrlich, superb! — die gestrige Schlittenfahrt war distingué" — „Haben Sie schon Indiana von Georg Sand gelesen?" — „Ich lese nichts von dem abscheulichen Menschen, der den armen Hofrath von Kotzebue umgebracht hat!" Ein duftender Elegant, der personificirte Alberti in Glacehandschuhleder gebunden, überreicht einer Comtesse den auf den Boden gefallnen Fächer zierlich mit den Worten: „Meine Gnädige! der Fächer weiß, was seine Pflicht ist; er hat zu Ihren Füßen gelegen!" — Die Gräfin lächelt, der Elegant lächelt, und fährt wohlgefällig mit einer Hand in sein Toupée. —

Baron Truffaldo geht mit einem etwas „blasirt" (nach dem technischen Ausdrucke der Salons) und blöde erscheinenden jungen Mann, der offenbar fremd seyn muß, da ihm alles nachsieht und nachzischelt, quer durch den Saal, nach dem Kabinet, in welchem Geraldine einsam auf einer Ottomane ihren Betrachtungen nachschwärmt. — Folgen wir aus erlaubter Carnevalsneugier. — Wahrhaftig wir belauschen hier ein gar interessantes Moralendrama, wir wollen es gleich aufschreiben, und es der Berliner Hoftheater-Intendanz zur Preisbewerbung einschicken. Es soll heißen:

Der Roman einer Minute.

Original-Masken-Lustspiel in einem Act

Personen:

Graf Pantalon.
Baron Truffaldo.
Geraldine dessen Tochter.
Alter Hausfreund.
Gäste.

Die Handlung dauert von 6 Minuten nach halb 10 Uhr bis 7 Minuten nach halb 10 Uhr.

Erste und letzte Scene.

Baron Truffaldo (mit dem Fremden in's Cabinet tretend) Theure Geraldine! ich stelle dir hier den Grafen Pantalon, den Sohn meines verstorbenen Jugendfreundes, vor. (bei Seite zu Geraldine) Etwas dumm, aber 20,000 Thaler Rente! — Lieber Graf, meine Tochter! —

(Der Graf verbeugt sich, Geraldine knixt tief mit Grazie, der Baron entfernt sich)

(Eine Pause, in der der Graf offenbar etwas Geistreiches sagen will, endlich ermannt er sich) Gnädiges Fräulein! — der nächste Cotillon, — wenn Ihr Arm, Ihre Hand noch nicht versagt ist — Sie würden mich glücklich machen!

Geraldine (erröthend und verwirrt) Ach, ungestümer Mann! Wie überrascht mich der Augenblick! — — Meine Hand würde Sie glücklich machen! — Sprechen Sie mit meinem Vater! Fühlen Sie! fühle selbst die Antwort meines pochenden Herzens! (Sie sinkt an seine Brust.)

Baron Truffaldo (hinzutretend) Liebe Kinder! Schon seit lange ist mir eure stille Neigung nicht entgangen. (Ihre Hände in einander legend) Seyd glücklich.

(Graf Pantalon steht verblüfft und sieht sehr dumm aus)

Gäste. (hinzudrängend) Wir gratuliren, gratuliren! —

Alter Hausfreund (eine Prise nehmend) Ehen werden im **Himmel** geschlossen! — —

(Der Vorhang fällt.)

Fort! Fort! — Die Comödie ist aus! — Wir wollen den Cotillon, den die neu Verlobten eröffnen werden, nicht abwarten. Es giebt noch gar Vieles zu sehen. —

Dort sitzen an einer langen Tafel viele schwarz, wenn auch nicht gerade modern gekleidete Männer und essen sehr, während an dem obern Ende des Tisches Einer steht und aus einem dicken Hefte etwas vorliest. — Deutsche Gelehrte haben sich zu einem wissenschaftlichen Zwecke vereinigt. Es wird hier ein Intelligenz-Congreß abgehalten, zu welchem Deutschland seine großen und auch kleinen Capacitäten aus allen Branchen des Wissens und der geistigen Thätigkeit geschickt hat. — Hauptgegenstand der Berathung ist, an welchem Orte sich die Gesellschaft im nächsten Jahre versammeln wolle. —

Daß die Mitglieder dieses Congresses sehr viel essen und auch trinken, das haben sie nicht erst vom Wiener Congreß gelernt, das ist vielmehr in der deutschen Ordnung. Denn im Punkte des Essens und Trinkens sind alle Deutsche eine Art Jesuiten. Sagen sie auch nicht: „Der Zweck heiligt das Mittel", so sagen sie oft noch schlimmer: „Das Mittel heiligt den Zweck!" — Der Deutsche bringt seinen geistigen Gottheiten, den hohen Zwecken der Wissenschaft und Kunst immer noch heidnisch blutige Opfer an Ochsen, Kälbern, Schafen und Ziegen; nur werden die fetten Nierenstücke nicht auf dem Altar verbrannt, sondern kommen als duftende Braten auf den Tisch.

Der Vorleser am Ende der Tafel, ein berühmter Mediciner, hält gerade einen anmuthigen, interessanten Vortrag über Sectionen an Leberkranken. — Diese etwas verfängliche Tischrede, die stark an Dr. Katzenberger erinnert, scheint auf den Appetit der Anwe-

senden auch nicht den geringsten Einfluß zu äußern. Nur das blasse Antlitz eines lyrischen Dichters, der nichts anders singt und für sein Leben nichts anders singen will, als: Glaube, Liebe, Hoffnung, verlängert sich über das elegische Maaß hinaus.

Jener etwas gekrümmte Mann, mit dem sanften, gutmüthig gerunzelten Gesichte, ist ein berühmter Professor der Naturkunde. — Schließt nicht aus seinem schwarzen Sonntagsfracke, der ihm faltig auf dem Leibe hängt, aus seinem schlichten, treuherzigen Landpredigerwesen, daß er etwa ein gelehrter Oschahocker sey. Nein, die Liebe zu seiner Wissenschaft hat den Professor weit hinausgeführt in die Welt. Aber die große Welt konnte ihm nicht seine deutsche Gelehrtenunschuld rauben. Der ganze bunte Teppich des Lebens lag lockend vor ihm ausgebreitet, aber sein Auge haftete stets unverwandt forschend und suchend auf einem Flecke, auf dem er Nahrung für seine Wissenschaft zu finden glaubte. — Ich will euch eine wahrhaft rührende Geschichte aus seinem Leben erzählen:

Der Professor hatte einmal in einer gelehrten Reisebeschreibung gelesen, daß an dem Golf von Bajä eine Blume entdeckt worden sey, von welcher die Botanik bisher nichts gewußt. — Da ließ es ihm keine Ruhe länger in der Heimath. Die unentzifferte Blume nagte, wie ein Frevel, an seinem gelehrten Gewissen. Sie war die bezauberte Princessin, die auf seine ritterliche Erlösung wartete. Und so machte er sich denn eines Tages auf und wanderte auf dem schnurgeradesten Wege nach dem Golf von Bajä. Er fand daselbst die ersehnte Pflanze, zählte ihre Staubfäden, untersuchte genau den Kelch und das Samengehäuse, analysirte chemisch den Boden, auf dem sie wächst, und kehrte dann, glücklich wie ein Gott, mit einigen getrockneten Exemplaren nach Hause zurück und schrieb ein gar dickes, kluges Buch über die wunderbare italiänische Blume.

Und wahrlich! seine Heimath im kalten, grauen Norden; seine Frau, die so viel prosaische Strümpfe strickt und ihm das Salz des Lebens etwas stark in der Suppe zu kosten giebt, seine dumpfige Studirstube, überhaupt das ganze Erdenwallen eines deutschen Professors, wurde dem ehrlichen Manne auch nicht im geringsten des-

bald verleidet, weil die blaue Fluth an dem Busen der einst so üppigen Bajä seine Füße gemieden, weil der weiche, glühende Himmel eines goldenen Tages auch einmal auf ihn hinabgesunken und eine muthwillige, italische Nacht ihn in ihren funkelnden Schleier gehüllt und ihm wollüstig ihre Geheimnisse ausgeseufzt hatte. Denn ein deutscher, wissenschaftlich abstracter Gelehrter kann ungestraft die enthüllten Reize der Natur schauen, und taub bleiben, gegen alle verliebten, höchst unwissenschaftlichen Geheimnisse, die sie ihm vorplaudert. —

Nicht weit von unserm Professor sitzt ein anderer Gelehrter, ein berühmter Kunstantiquar, der einmal, um genau zu wissen, wie viel Zoll und Linien der Gürtel der Venus betrage, an dem nackten üppigen Marmor der mediceischen Venus das Maß genommen hat, mit einer so gründlichen Kaltblütigkeit, mit welcher etwa ein Regimentsschneider einem Recruten das Maß zur Montur nimmt. — Der Philologe dort, der im Dienste der Grammatik grau geworden ist, durchsucht nun schon seit mehreren Jahren alle Bibliotheken und Handschriftensammlungen Europas nach einem einzigen Jota subscriptum, dessen er zu seiner scharfsinnigen Erklärung einer schwierigen Stelle im Pindar nothwendig bedarf.

In jenem breitschultrigen, starknochigen Manne, mit der selbstgefälligen, fast triumphirenden Miene, der so gründlich mit seinem Teller beschäftigt ist, sehen wir einen Exegeten der modernen Literatur. Er hat unglücklicher Weise einmal die scharfsinnige Entdeckung gemacht, daß das gebildete Deutschland seine classischen Dichter nicht ohne Commentar verstehen könne, und sich berufen gefühlt den philologisch ästhetischen Erklärer zu machen. Bereits hat er auch in mehreren Büchern über Jean Paul uns die Schönheiten des Dichters ungefähr auf dieselbe Art gezeigt, wie etwa ein Grobschmidt uns auf den bunten Flügelstaub eines Schmetterlings aufmerksam macht, den er in seiner derben, berußten Faust hält. Gegenwärtig ist er mit einer höchst scharfsinnigen Untersuchung beschäftigt über den Floh, der in dem Göthischen Liede „Es war einmal ein König, der hatt' einen großen Floh" vorkommt. Der

nächste Meßkatalog wird das Werk bringen, das der erstaunten Welt auf 60 Druckbogen Auskunft geben wird, wer eigentlich der König und wer der Floh gewesen.

Doch seht mir den Philosophen dort! wie mittheilend! wie witzsprudelnd! Er führt an seiner Tischecke die ganze Unterhaltung und spricht der Flasche zu, wie ein flotter Student. — Das ist nicht der Weltweise von Ehemals, dessen mehr nach Innen als nach Außen gekehrtes Gesicht so schauerlich geheimnißvoll aussah, wie eine cabbalistische Beschwörungsformel, und den damals jeder Laie für einen Herenmeister, wenigstens für einen Goldmacher hielt. Er ist ein moderner Philosoph; ein Mann der nicht bloß der Unsterblichkeit angehört, wie er sich schmeichelt, sondern auch dem frivolen, leichtsinnigen Tage der Gegenwart. Und doch ist er ein gar gewaltiger Geist! — Er hat sich seinen Gott selbst geschaffen oder „gesetzt," wie der technische Ausdruck ist, durch eine logische Ideenevolution, und diesem Gotte, zu seinem Wiegenfeste die Welt mit allem was darauf, daran und darin ist, als Angebinde verehrt. Er spielt mit der unendlichen Idee, wie van Aken und Martin mit ihren Löwen. Sie liegt zu seinen Füßen und thut alles, was der gewaltiger Bändiger ihr gebietet. Er steckt ihr den Kopf in den Rachen und zieht ihn unversehrt wieder heraus — ein gefährliches Experiment, bei dem mancher Philosoph schon den Kopf verloren hat. — Doch verachtet dieser transcendentale Meister, der in dem Meere der Unendlichen als spielender Leviathan umherschwimmt, keineswegs die kleinen Erscheinungen dieser kleinen Erde. Er ist auch ein Augur der Gegenwart, der aus jedem, noch so unbedeutendem Tagesphänomene das Zeichen der Zeit herauswittert. Zu jedem bunten Mährchen weiß er die kluge Moral, zu jeder Wirklichkeit die Nutzanwendung zu finden. Vermittelst seiner Philosophie, jenes Zauberschlüssels mit dem krausen Barte, weiß er alle Schlösser zu öffnen und in das Getriebe der Begebenheiten hinein zu schauen. Er setzt alles Concrete, das sein Geist empfängt, in Ideen um und zahlt auch nur in dieser luftigen Münze wieder aus. Als Idealisten ist ihm daher jeder verhaßt, der redlich in seinem Schweiße

und seinem Blute, gegen das eiserne Vieh der Welt, den Despotismus, kämpft. — Die Schwielenhände der Ouvriers sind ihm als zu materiell und roh im Kampfe der Idee zuwider. Nur die unendliche Idee an sich soll die Welt befreien! — Die unendliche Idee! — Als ob die Idee sich nicht als That manifestiren müßte, um ihre geschichtliche Geltung zu gewinnen; als ob der Gedanke nicht die Materie aufsuchen müsse, um durch sie Antheil an dem Schicksale der Menschen zu erhalten! — Wenn sich für die Idee niemals eine Hand und ein Schwert gerührt hätte, wenn für die Idee nicht das Schießpulver, die materiellen Bleilettern und die Buchdruckerpresse aus materiellem Holz und Eisen erfunden werden wären; wenn Luther sich begnügt hätte nur mit der Idee, d. h. im stillen Studirzimmer, hinterm Ofen, gegen die hildebrandsche Weltherrschaft zu kämpfen, wenn er nicht auch auf offnem Markte ritterlich aufgetreten wäre, mit seinem materiellen, schonungslosen Worte, und mit seiner That, die unter dem Jubel der wittenbergischen Studenten die pergamentne Bannbulle des Pabstes hineinschleuderte in ein sinnlich sichtbares Feuer, das lustig vor dem Elsterthore von Wittenberg flackerte, was wäre wohl aus Eurer Idee geworden? — Wer hätte die Tradition der unendlichen Idee bis auf Euch unternommen?

Für die französische Encyklopädie war die Revolution schon längst ideel da, als das französische Volk noch unter dem Drucke historischer Einsetzungen schmachtete; erst durch die heiße, blutige Arbeit des Volkes, wurde das philosophische Recht zum Weltbewußtsein! Der englische Thee, den die Nordamerikaner in den Ocean geworfen, hat der Freiheit der Idee in ihrer Verwirklichung mehr genützt, als alle philosophischen Thees und Butterbröde dazu! — Die absolute Idee haftet an keinem Menschen, keinem Namne; sie ist dieselbe im Lande der Kalmucken, als auf der hochgelahrten Universität Göttingen; sie hat keine Geschichte, denn sie ist dieselbe von Ewigkeit zu Ewigkeit; sie braucht nicht befreit zu werden, denn sie kann nie geknechtet sein! Nur in der Menschheit incarnirt, hat die Idee eine reiche, wenn auch mehr schmerzliche als freudige Biographie, in der Weltgeschichte selbst. Vergeßt doch

nicht, daß am Anfange die That war, und auch das Ende der Welt, wenn's ein solches giebt, muß eine That sein! — Glaubt mir, in den Palästen des historischen Imperativs fürchtet man Euch und Eure Lehren nicht! Wenn ihr sie recht artig vortragen könnt, dürft Ihr selbst dort, zur Aufheiterung des ennuyirten Stabilismus Euer philosophisches Katheder aufschlagen, denn mit Eurer absoluten Idealfreiheit redet Ihr keinen einzigen Stein von Zwing Uri herunter, wenn nicht — — —

Da sieht man was davon kommt, wenn die Masken gar zu natürlich spielen! — Haben wir doch, die wir bloße Zuschauer auf dem Lebenscarnevale seyn wollen, uns gegen den harmlosen Philosophen, der keinem Kinde etwas zu Leide thut, zu einer Art philosophischem Krakeel verleiten lassen. Da kommen auch schon die maskirten Gendarmen, die zur Schlichtung gelehrter Streitigkeiten beordert sind. Beruhigen wir uns daher.

Die fast komische Maske dort, die so hingerissen an den Lippen des anmuthig gesprächigen Philosophen hängt, ist der Wagner dieses Faust; ein Mann der Vieles weiß — aber Alles wissen möchte! — Er studirt unaufhaltsam den Hegel und unterstreicht jedes bedeutende d. h. ihm unverständliche Wort. Da nun im Hegel jedes Wort bedeutend ist, so hat er auch jedes Wort, ohne Ausnahme, vom Anfange bis zum Ende unterstrichen, und bei jedesmal wiederholter Lectüre, den alten Strichen neue hinzugefügt, da die Worte nicht bloß bedeutend blieben, sondern während des Studiums nur noch immer bedeutender geworden sind. Wenn der Raum zwischen den Zeilen mit sechsfachen Bedeutendheitsstrichen ganz und gar ausgefüllt ist, kauft er sich ein neues Exemplar zur Lectüre und zum Unterstreichen; addirt aber jedes Mal die Summe der alten Striche den neuen zu. So ist Famulus Wagner endlich durch seine tiefsinnigen Striche, zu dem glücklichen Bewußtsein gelangt, daß er den Hegel auf's Gründlichste nicht verstehe; ein Bewußtseyn, das bekanntlich der erste Schritt zur Erkenntniß ist.

Nicht weit von uns sitzt ein junger Mann am Tische, der seinen Wein aus einem schweren, silbernen Pocale trinkt. Er hat

einmal mit einem einzigen Liede zwanzig französische Batterien demontirt, welche gegen die freien Najaden des grünen, freien Rheins gerichtet waren, und mit seinen vierfüßigen Jamben mehrere Cavallerieregimenter der französischen Avantgarde, die schon bis Andernach gekommen waren, in unaufhaltsamer Flucht bis nach Thionville zurückgeschlagen. Für diese kühne That wurde er mit diesem silbernen Pocale und mit einer Participialconstruction belohnt, die noch kühner war als sein Lied, so wunderbar gigantisch, daß alle Gymnasiallehrer Deutschlands erbleichten, und die Tertianer von den Schulbänken sprangen und jauchzend riefen: „Nun haben wir Hundstagsferien!“ —

Doch lassen wir jetzt die Gelehrten ruhig weiter essen; es giebt in dem bunten Marktgewühl des Lebens noch Masken mancherlei Art zu sehen.

Hier schreitet mit abgemessenen Schritten ein Mann daher in schwarzer, geistlicher Kleidung, das zweispaltige, feine Bäffchen um den Hals, und mit weichen Strümpfen und Schuhen angethan, damit der Fuß nur leicht und schwebend die sündige Erde berühre. Er ist ein hoher Würdenträger der Kirche. Als Candidat wartete er lange und sehnsüchtig auf eine erledigte Dorfkanzel. Er wurde endlich Pfarrer, und rutschte, wie man's an Wallfahrtsorten thut, auf gläubigen, demüthigen Knieen hinan die höchsten, geistlichen Stufen, die auch gar keine üble, weltliche Unterlage haben. Je höher er stieg, desto bekannter und vertraulicher wurde er mit dem lieben Gott, und als er endlich die höchste Stufe erreicht hatte, konnte er seiner Heerde unten versichern, er wisse aus der zuverlässigsten Quelle, daß man nur noch seinen Worten glauben und selig werden könne. — Ihr seht jetzt den Prälaten mit tief zur Erde gesenktem Haupte einhergehn; aber wahrlich, das ist keine Demuth, denn die menschliche Demuth weicht nicht dem Auge des Menschen aus. Er fürchtet die Plejaden aus dem Himmel zu stoßen, wenn er das Glorienhaupt gerade aufrichtet! —

Da tritt uns eine Conformaske gerade in den Weg. Wenn sie einen uncensirten Dintenfleck an unsern Schreibfingern entdecken

sollte, wär's um uns geschehn. — Ein Censor sieht aus wie ein anderer Mensch; aber sein Amt ist mehr als menschlich. Er richtet den Geist und die Gedanken, und hält die Wage in Händen, welche die ewige Gerechtigkeit allein führen sollte. — In der Literatur ist er angestellt, um das pharaonische Gesetz zu executiren, daß alle männlich gebornen, literarischen Kindlein getödtet, wenigstens abälardisirt werden. — Die Censur des alten Roms bestand in einem strengen Sittengerichte über die Bürger der Republik; sie hörte auf als sie, wie Cicero sagt, nichts weiter vermochte, als einen Mann zum Erröthen zu bringen. Unsre Censur kann nur dann erst aufhören, wenn die ganze Nation wie ein Mann über sie zu erröthen vermag!

In den dunkeln Hintergrund des Carnevals wollen wir nicht treten. Es geht da zu wüst und dämonisch her. — Da feindet eine Maske die andere an, und verfolgt sie mit tödtlichem Hasse, weil sie etwas andres glaubt und liebt und hofft, als die Maskenordnung des Lebens es befiehlt. Da stehen sich viele Tausende von Menschen gegenüber, ohne Groll und Haß im Herzen, und schießen sich auf Commando todt, bloß weil jene Partei ein andres Unterfutter unterm Rock und einen andern Kragen darauf hat, als diese. — Da wird unter dampfenden Leichenhaufen und verstümmelten ausröchelnden Menschen ein Te Deum gesungen, und unter Pauken und Trompetenschall Gott dafür gelobt, daß es dem Bruder gelungen, das Blut seines Bruders zu vergießen. Und dann ziehen die Sieger unter lustigem Spiele nach Hause, und eilen, mit Freudeschluchzen, in die Arme von Weib und Kind, von Eltern, Geliebten und Freunden, und Keiner fühlt sich in diesem Augenblick des Wiedersehens reuig bewegt über die Menschenherzen, die er kalt zertreten, und Keiner fühlt das Kainszeichen an seiner Stirne, denn es war ja ein Krieg, entworfen in dem Portefeuille eines witzigen Diplomaten. —

Ihr fragt: Wo bleiben denn die Frauen, die so anmuthig das Carneval zu Rom schmücken, unter den Masken des Lebens? Giebt's denn da nur ein wüstes, dämonisches Männertreiben? — — Ja! die Frauen sind schlechte Masken für das Leben! Sie sind zu beweg-

lich; sie fühlen zu tief, rasch und krampfhaft, um die Larve lange auf dem Gesichte halten zu können. — Man hat viel und ungerecht über die Verstellungskunst und Heuchelei der Weiber gefabelt. Aber, daß Ihr dem Weibe die gespielte Rolle so leicht abmerkt, ist ein Beweis, wie unerträglich diesem Wesen jede Larve sey, während auf den ehrnen Zügen des Mannes die Maske unverrückt haften bleibt. Mag das Weib seine Liebe oder seinen Haß; mag es seine kochende Wuth der Eifersucht oder seinen Aerger über eine vereitelte Badereise unter gleichgültigem Ernst oder Lächeln verbergen, Ihr könnt doch durch das Auge ihr bald in die Seele schauen, und wenn ihre Thränen auch nicht nach Außen fließen, so wäret Ihr schlechte Menschenkenner, wenn Ihr's nicht merktet, wie das lächelnde Weib seine Liebe und seinen Schmerz nach Innen ausweint. — In dem Herzen des Weibes glüht noch ein Funke der ursprünglichen, durch keine Civilisationslüge verdrängten Menschennatur. Darum kann auch das Weib in seiner Liebe und seinem Hasse größer seyn, als der durch innere wie äußere Erlebnisse kalt geschulte Mann. — Was es liebt, möcht' es mit tausend Armen umfassen, tausend Leben opfernd dafür aushauchen; was es haßt, kann es noch, mit dem ganzen tragischen Heroismus der antiken Leidenschaft — bis zur Vernichtung hassen. — Mag die unabweisliche Tyrannei unsrer kleinlichen Cultur, das Herz des Weibes in tausend kleinliche Verzerrungen zersplittern, mag die Mode es, mit allen ihren Lappen bis zur Unkenntlichkeit bedecken, mag der Mann, der sich das Monopol des schaffenden Genies aneignet, mitleidig die literarischen Blaustrümpfe belächeln; die Leidenschaft des Weibes kann doch noch in unsrer kleinbürgerlichen Zeit auf dem tragischen Kothurn erscheinen, während der berechnende Mann seinen Geschäften an der Börse des Lebens nachgeht! Eine Mutter an der Wiege ihres schlummernden Säuglings, kann noch die seligen Thränen einer Madonna weinen; an dem Sarge eines geliebten Kindes, ist jede Mutter eine mater dolorosa, mit dem Schwert im Herzen! —

Ein rauschender Triumphmarsch ertönt. Der römische Kaiser und sein Gefolge, werden in einer glänzenden historischen Quadrille ihren Umzug halten. Natürlich darf es auch auf der großen Redoute des Lebens nicht an bunten Maskenzügen fehlen.

Von allen Seiten rennen die Volksmasken herbei, um sich einen schicklichen Platz zu erkämpfen, von dem sich das glänzende Schauspiel mit ansehen läßt. Sie klettern, wie es in Shakespeares Cäsar heißt:

„Hinauf auf Mauern und Zinnen,
Auf Thürme, Fenster ja auf Feuereffen,
Die Kinder auf dem Arm,"

um sich an dem Triumphzuge des römischen Kaisers zu erfreuen. Denn von jeher war das Maskenvolk kindisch lüstern nach bunter Theatergarderobe, und darum spielt auch in der Geschichte des Weltcarnevals, ein rother Lappen mit einigen goldnen Flittern, oft eine größere Rolle als der damit bekleidete Schauspieler.

Das besessene Volk drängt und preßt fürchterlich. Man hört den Angstschrei, das Todesröcheln von zertretenen Frauen und Kindern, die in dem wogenden Gedränge niedergeworfen sind. Aber die Schauwuth der Massen kennt kein Erbarmen! „Falle wer fällt; wenn wir's nur unsern Kindern, Enkeln und Urenkeln einst erzählen können. „„Wir haben den rothen Mantel des römischen Kaisers gesehen!"" — Die kaiserlichen Trabanten, an den glänzenden Helmen und Reichsadlern auf Brust und Rücken von allen Seiten kenntlich, eröffnen gewaltsam mit ihren Hellebarden eine Gasse unter dem Volksknäuel. — Der Volksenthusiasmus wird nämlich bei dergleichen Gelegenheiten gewissermaßen am Spalier gezogen. — Der Zug ist so prachtvoll, wie ihn nur ein Hoftheater-Intendant zu liefern im Stande ist. — Pferde und Menschen sind mit ihren herrlichsten Schabracken belegt, Alles mittelalterlich bekraust, betroddelt und befiedert. — Historiker, die nicht die Contrerevolution, sondern das Conträre der Revolution wollen, versichern, daß dieses mittelalterliche Kostüm nicht blos poetisch ehrwürdig, sondern auch eine Garantie sey für die geistige Ruhe der

Welt. — Sie haben nicht Unrecht. — Die mittelalterlichen Menschen waren eine Art wandelnder Dome, mit bunten, architektonischen Façaden, voller Schnörkel, Knäufen und Spitzen. Alles rauschte, knisterte und klirrte an ihnen, so daß sie vor dem Lärm ihres eigenen Auftretens, das rollende Rad der Zeiten lange überhörten. Sie trugen gewissermaßen in dem massiven Kleidergebäude ihren eigenen Kerker immer mit sich, und konnten daher keine großen Sprünge machen, weder geistige noch andere. So ein moderner knapper Mensch aber, mit seinen kurzgeschnittenen Haaren, mit dem faltenlos angegossenen Fracke und der glatten Cravatte, aus welcher der Kopf denkverlangend in die Welt hineinsieht, gehört schon der äußern Erscheinung nach der Bewegung an, und kann aus dem Grunde nicht genug beaufsichtigt werden.

Den Zug selbst, in seiner ganzen Programmsweitläuftigkeit, wollen wir nicht beschreiben, dafür wird schon der römisch-kaiserliche Hofzeitungsschreiber sorgen; aber die Maske des Hofredacteurs selbst ist zu interessant, um ohne Glossen durchzukommen. — Die literarischen Geschäfte dieses Mannes sind ganz eigner Natur. Er hat nicht bloß die Programme aller Hofmaskeraden und die Bülletins der Hofküche zu schreiben, und zur erbaulichen Lectüre für das ganze römische Reich drucken zu lassen, es liegt ihm auch ob bei jedem öffentlichen Hofschauspiele aus den Wolken glückliche Auspicien herauszudeuten, und die officiellen Himmelserscheinungen in dem amtlichen Theil seiner Zeitung mitzutheilen. Er ist der einzige Mensch im heiligen, römischen Reiche, dem es der Himmel unter allen Umständen recht machen muß.

Regnet es z. B. während dem Triumphzuge eines Kaisers, dann schreibt der Hofredacteur: „Der Himmel selbst weinte seine Freudenthränen auf die glückliche Erde hinab.“ — Scheint die Sonne, dann „lächelt der Himmel blau und golden, und weiß sich vor lauter Freuden nicht zu fassen.“ — Blitzt und donnert es, so bedeutet das eine Freudensalve Seitens der himmlischen Artillerie; schneit es, dann streut der Himmel selbst seine lilienweißen Blumen auf den Triumphator hinab; kurz, der arme Himmel muß, auf

Befehl des kaiserlichen Hofzeitungsschreibers, bei jedem großen Maskenzuge, wie ein gemietheter Lohnlakai, seine devoten Honneurs machen.

Der vortrefflichste Himmel jedoch für die galant feine Symbolik der kaiserlichen Hofzeitungen, ist ein solcher, der erst stark umwölkt erscheint, — es dürfen sogar einige Regentropfen fallen — und aus dem plötzlich, in einem gewissen, unbeschreiblichen Momente, die heitere Sonne, das Gewölk zertheilend, hervortritt. — So lange das heilige römische Reich besteht, haben sich die literarischen Hoflieferanten einen solchen Maschinenhimmel nicht entgehen lassen, um daran ihre schön stylisirten Phrasen zu hängen. Ja, es scheint wirklich, als ob der liebe Gott, aus Rücksicht für die Erdenmaskeraden, den Himmel, bei dergleichen Festlichkeiten mit Theaterwolken decorirt, aus welchen, auf ein Trompetensignal das große Himmelslicht plötzlich hervortreten muß. — Darum sollte auch — mag das Wetter sein, wie es wolle — kein vorsichtiger, deutscher Bürger mit seiner Frau Gemahlin zu einem sogenannten „großen Momente" gehen, ohne einen Regenschirm unter dem einen Arm, und einen Sonnenschirm unter dem andern. —

Außer den offiziellen meteorologischen Beobachtungen, hat der Hofzeitungsschreiber noch genau alle nassen Augen im Staate, mögen sie überlaufen, wovon sie wollen, zu zählen und in seiner Statistik der Volksthränendrüsen, unter der Rubrik „Freudenthränen" einzutragen. — In jedem nassen Auge muß sich ihm das Glück des Landes wiederspiegeln! —

Ueber den römischen Kaiser selbst und seinen rothen Mantel dürfen wir keine Glossen machen; das ist gegen das Maskengesetz. Vor dem Purpurmantel des Kaisers senken die Trabanten ihre Fahnen und Hellebarden und die Schriftsteller ihre Federn. Das Sprüchwort „De mortuis nil nisi bene" wird seit uralter Zeit bei den römischen Kaisern umgekehrt. — Aber ein bleicher Historiker folgt ihm schweigend, wie ein unheimlicher Schatten, auf allen seinen Schritten. Durch die geheimsten Gänge des Palastes schleicht er ihm nach; er steht hinter seinem Throne, wenn er regiert; er steht an seiner Tafel, wenn der Becher kreist; er drängt sich in sein

Boudoir und belauscht seine Träume. — Und von dem kaiserlichen Katafalke nimmt einst der Geschichtschreiber den kaiserlichen Mantel mit in sein einsames Studirzimmer. Ein Tacitus und Gibbon haben aus den Falten und dem Unterfutter des abgelegten Purpurs gar wunderbare Aufschlüsse für die Menschheit gegeben.

An der einen Seite des Kaisers sehen wir, nach alterthümlicher Sitte, auch den scheckigen Narren, mit seiner Schellenkappe, der das Privilegium genießt, seinem Herrn die Leiden des Landes spaßhaft vorzutragen, und seine trüben Wahrheiten mit kicherndem Schellengeklingel zu begleiten. Seit die Völker jedoch angefangen haben Alles, was sie drückt, mit Sturmglocken auszuläuten, ist das Schellengeklingel der Narrenkappe für immer verstummt, — und die Kaiser lachen nicht mehr! —

Unter den Erzdienern, in der Umgebung des Kaisers, bemerken wir besonders einen reich galonnirten Höfling, der vertraute Rathgeber seines Herrn, dem er zur Seite geht und ihm lächelnd und devot Regierungsmaximen in's Ohr souflirt. Seine Brust ist mit vielen Sternen und Kreuzen geschmückt; diese weisen, wie die Sterne und Kreuze in Büchern, auf Anmerkungen unter dem Texte hin. Schlimm nur, daß die Anmerkungen nicht dieselben bleiben. Die reichen Noten der Gegenwart, verwandelt die Zukunft oft in einige kleine, ironische Fragezeichen, oder vergißt sie ganz und gar und — den Text dazu. — Und seht Euch die Larve selbst an! Wie markirt und scharf ist Alles darauf ausgeprägt! Wie könnt Ihr alle Leidenschaften des potenzirten Höflings, in den Runzelhieroglyphen verfolgen, die sich über das lakirte Antlitz hinschlängeln! — Und dies dämonische, versteinerte Lächeln, wie unheimlich ist es in die metallgrünliche Larve eingegraben!

Ach, glaubt mir, das ist die unglücklichste Figur auf dem ganzen Lebenscarnevale; unglücklicher als jene tragische, eiserne Maske, unter der Regierung Ludwigs XIV! —

Die andern Masken des Lebens können doch, nach ihrem Tagewerke redlicher Arbeit oder mühsamer Heuchelei, wenigstens im Schlafe ihr menschliches Antlitz zeigen. Man hat Beispiele, daß ein grämlich

grauer Schulmann, der Kreuzträger der grammatisch sündigen Welt, im Schlafe gelächelt hat, wenn ihm statt synkopirter Formen, Optativen mit ἄν und wunderbaren Aoristen, im seligen Traume die goldne Zeit der griechischen Fabel sich erschloß, und er genoß viel des lieblichen Nectars aus dem Mischkruge, und küßte keck die griechische Helena und stimmte mit ein, in das unauslöschliche Gelächter des Olympos, bis er, von seinem eignen Lachen erschreckt, aus dem Schlafe auffuhr, und sich schalt ob der Allotria, zu denen ihn der frivole Traumgott verleitet. — Auch Censoren können im Schlafe lächeln und träumend Schmollis trinken mit der ganzen demagogischen Literatur. — Die Feenköniginn Mab besucht das Lager aller gequälten Menschen, und küßt ihnen im Schlafe die Leiden des nüchternen, wachen Tages weg; nur der arme Rathgeber des Kaisers schläft, wenn er überhaupt schlafen kann, mit seiner schweren, eisernen Larve auf dem Gesichte, mit dem unwandelbaren, devoten Lächeln und den eingegrabnen Zügen der heuchlerischen Diplomatie! — Könnte ihn doch des Kaisers Page im Schlafe wecken und zum Herrn bescheiden; wo sollte denn der Höfling sein Courgesicht gleich hernehmen, wenn er auch nur für Augenblicke die Maske lüften und Mensch seyn wollte!! —

Doch auch das Lebenscarneval hat seinen Aschermittwoch, an welchem alle armen, müde gehetzten Masken, auf immer von ihren Larven erlöst werden. Dann erscheinen die Menschen erst mit ihrem ungeschminkten, ehrlichen Gesichte — der Todtenmaske! —

Zweimal im Leben ist der Mensch ganz wahr. In der Wiege, wo er die goldene Visionen seines Kinderparadieses noch lächelnd verträumt, und im Sarge, wenn die Spuren des letzten, schweren Kampfes um eine kurze Erdenstunde aus dem bleichen Gesichte gewichen sind, und die Züge der kleinen und großen Leidenschaften und Schmerzen des Lebens unter der Hand des Todesengels, sich beschwichtigt haben zur plastischen, marmornen Ruhe. — Dann hat der Schein seine Rolle ausgespielt. Die Sklaven der Lüge werden erst im Sarge frei, denn nur als Leichen werden die armen Menschen, vom Kronen- bis zum Sackträger, emancipirt! — Nur die wahrhafte Größe

läßt auf dem verklärten Leichenantlitz eine Spur zurück, die der Titanengeist eines Menschen darauf ausgearbeitet. — So zittert auf der Todtenmaske Napoleons noch ein stolzer großer Gedanke, und die fein geschlossenen, bleichen Lippen scheinen sich öffnen zu wollen, um der Weltgeschichte ein inhaltsschweres Blatt zu dictiren! —

Aber wenn in späten Jahren zwei Todtengräber an einem frischen Grabe schaufeln, und dabei ein lustiges Liebesliedchen singen, dann trifft es sich wohl, daß sie unter den Schädeln einer längst heimgegangenen bunten Carnevalsgesellschaft, den Schädel Yoriks, des Königs Spaßmachers herausfinden. Und ein tiefsinniger Prinz Hamlet hält [illegible] den grinsenden Todtenkopf seine melancholische Aschermittwochspredigt, und glaubt daran, daß Alexanders Schädel in der Erde nicht anders aussah, als der Schädel des armen Narren! —

Unſer goldnes Zeitalter.

Wie alt dieſe unſre Erde, die wir Welt nennen, gegenwärtig eigentlich ſey, das wiſſen ſelbſt die deutſchen Philoſophen und Theologen nicht, die ſonſt Alles wiſſen. Dieſe Unkunde iſt ein wahres Nationalunglück zu nennen. Es entgehn uns nämlich auf ſolche Weiſe die herrlichſten Jubiläumsfeſtlichkeiten zur Feier der Weltſchöpfung: Feſtprogramme, Toaſte, Rinderfilets und Plumpudding, Gedichte auf Roſapapier und liebliche Zeitungsartikel. Denn das iſt ſicher, wenn uns bekannt wäre, an welchem Tage die Sonne zum erſten Male aufgegangen über die glücklichen Gefilde von Tibet und Kaſchmir, wo die Wiege der Menſchheit geſtanden haben ſoll, ſo würde nicht bloß alljährlich der Geburtstag dieſer ſündigen und dabei beſten Welt, mit viel Eſſen, Trinken und Singen gefeiert werden, ſondern mehr noch jedes fünf und zwanzig-, funfzig-, hundert- und tauſendjährige Erdenjubiläum. Wir Deutſche beſonders würden uns von der Polizei die Erlaubniß, der Erde zu ihrem Wiegenfeſte ein Ständchen bringen zu dürfen und einige Gendarmen zur Eskorte ausbitten, was uns gewiß von einer hochlöblichen Polizeibehörde nicht abgeſchlagen wird; ja, die Erde bekäme für das Verdienſt, mit jedem Jahre auch ein Jahr älter geworden zu ſeyn, zu ihrem Kreuze, das ſie nun ſchon ſo lange trägt, vielleicht noch die Schleife. —

Alle diese „rührenden und erhebenden Feierlichkeiten" (wie die Staatszeitung sich in einem ausführlichen Jubiläums-Referate, unter der Rubrik: „Inland", ausdrücken würde) entgehn uns lediglich und allein, durch die unverantwortliche Unwissenheit der deutschen Gelehrten über den Geburtstag unsrer Erde; woraus zu ersehn ist, daß die Examina noch immer nicht streng genug sind.

Aber das wissen wir, daß die Erde einmal eine Kindheit hatte, eine fröhliche, glückliche Kindheit, wie sie nicht wieder kommt. — Die alten Dichter, die niemals die Unwahrheit gesungen haben, erzählen uns viel davon. Ach, es war eine selige Zeit! — Es gab damals keine Referendarien und Consistorialräthe, keine Uniforms- und Schulcommissionen, es gab nur Menschen, die in der frischen Luft ihres Daseins den jungen Erdenfrühling genossen, und die ihre goldnen Kinderträume in der Wirklichkeit wieder fanden. Die Erde war ein Feengarten, voll der wunderherrlichsten Blumen und Früchte, die Rosen und das Leben waren damals ohne Dornen, und die Sonne braute mit ihren warmen, weichen Strahlen noch kein Gift aus dem kühlen Safte der Pflanzen und dem heißen Blute der Menschen. — „Die glücklichen Erdenkinder spielten furchtlos mit den bunten, klugen Schlangen, die anmuthig durch Blumen schlüpften, und in den Mähnen des Löwen, der fromm war wie ein Wappenlöwe. Alles gehörte ja ihnen an, und war zu ihrer Lust geschaffen", wie das klingende Wiegenmährchen erzählte, das durch die ganze Schöpfung ging. —

Die Götter selbst, die damals gar nicht so aristokratisch vornehm waren, wie die großen und kleinen Götter unsrer Ranglisten, hatten ihre Freude an dem schönen Erdenfrühling und den kindlichen Menschen darauf. Sie stiegen hernieder aus ihren hohen Wolkensitzen, und gingen wie Harun al Raschid, incognito, mit dem Stern unterm Rocke, auf verliebte Abenteuer aus unter den Sterblichen, wie es uns in der Chronique scandaleuse des mythologischen Oeil de boeuf so anmuthig erzählt wird. — Und konnten die glücklichen Menschen auch nicht für immer auf ihrer schönen Erde weilen, so starben sie doch nicht pathologisch langweilig, nach allen

Regeln der Medicin, oder wunderbar kurzweilig an einer Dosis von 2 Drachmen kali hydrocyanicum und wurden dann in einem schwarzen Sarge, unter Eskorte schwarz bewickelter Leichenbitter, hinausgefahren vor's Thor, um bis zum jüngsten Tage eingescharrt zu werden; die Götter selbst küßten ihnen lächelnd das Leben weg, oder verwandelten sie in flüsternde Lorbeerbäume, in munter geschwätzige Quellen und sonstige anmuthige Erdendekorationen, oder versetzten sie als leuchtende Sterne an den Himmel selbst.

Die Dichter nannten diese selige Kindheit der Welt, das goldne Zeitalter. Denn das Gold war damals die edelste Metallblüthe der Erde, ein erstarrter, leuchtender Sonnenstrahl, aus dem der Götterbote sich seine geflügelten Sohlen machte, und nach dem die spielenden Erdenkinder lächelnd griffen, ohne etwas von seinem Münzwerthe zu ahnen.

Diese schöne, goldne Zeit ist uns für immer verloren, höchstens finden wir noch einige Spuren davon in den Schulausgaben alter Classiker. Selbst die Berliner ästhetisch-historische Schule, die jetzt genial genug ist, über das Mittelalter hinaus zu gehn, und sich dem lockern Hellenenthume zuzuwenden, wird es niemals bewirken, daß die Götter des Olymps sich herablassen, auf der Hasenhaide zu wandeln. Mögen sie die ganze Mythologie in fleischfarbnen Tricots als Ballet tanzen lassen, mag Raupach Hesiods Theogonie oder gar Kreuzers Symbolik, in fünffüßigen und fünfactigen Jamben, mit Vor- und Nachspiel, auf die Bühne bringen, mögen die Mitarbeiter an der Evangelischen Kirchenzeitung, aus gewissen Mentalrücksichten, zukünftig nur beim Zeus und beim Styx schwören, wenn sie irgend einen rationalistischen Ketzer excommuniciren wollen, mag die ganze Armee mit griechischen Helmen bekleidet werden, nach dem Muster derer, die auf dem Friese des Parthenon figuriren; die von der Erde verscheuchten Götter werden niemals mehr zu uns zurückkehren und uns den einmal entschwundenen Erdenfrühling wieder bringen, und zwar, nicht bloß weil sie sich unsrer schämten, sondern auch weil sie sich vor uns schämen. Denn wir sind den Göttern viel zu klug geworden, wir

haben mehr gelernt als sie, die, wie man aus sichern Quellen weiß, nicht einmal schreiben und lesen konnten. Pallas Athene selbst würde bei dem einfachsten Examen in einer Pensionsanstalt für Töchter höherer Stände total durchfallen, da sie auf die gewöhnlichsten Katechismusfragen die Antwort schuldig bleiben müßte, und außerdem auch keine französischen Vokabeln gelernt hat.

Wir sehen demnach, Alles wiederholt sich nicht im Leben, wie einige Philosophen behaupten wollen; wir können weder entschlafne Zeiten noch Ideen, weder Götter noch Menschen aus ihren Gräbern erwecken. Der olympische Zeus bleibt für uns eben so hartnäckig todt, wie Friedrich der Große. Aber alles findet seine Parodie im Leben — Zeus wie Friedrich der Große — und das ist der bittre Sarkasmus in der Weltordnung und Weltgeschichte.

Wenn wir daher unsre Gegenwart das „goldne Zeitalter" nennen, so werden Banquiers und Wechselmäkler uns leichter verstehn, als Poeten. — Ja, wir meinen das harte, kalte Gold, das die Seele unsrer Zeit ist; jenes dämonische Metall, das die ganze Menschheit in unheimlich galvanische Zuckungen versetzt, und das dem wirren Treiben des Tages seine krampfhafte Bewegung verleiht. — Sollten uns hier scharfsinnige Denker der doppelten, italienischen Buchhaltung kritisch bemerken, daß nicht bloß Gold die Welt regiere, sondern auch Silber und Papier, wie z. B. preußische Thaler, Rubel, Tresor- und Staatsschuldscheine, Pfandbriefe, Metalliques u. s. w., so wollen wir diesen im Vertrauen mittheilen, daß wir unserm Zeitalter das Beiwort „golden" als epitheton ornans (die geehrten Damen werden diesen schweren Ausdruck aus den Toilettgeheimnissen der Grammatik freundlich verzeihen) angehängt haben, um damit unsrer industriösen Zeit auch das poetische Goldagio verdienen zu lassen; daß wir aber sehr wohl wissen, wie Coupons auch gar nicht zu verachten sind.

Ueber den Ursprung des gemünzten Goldes oder Geldes lautet folgende Sage:

An der Wiege des ersten Kindes, das nach dem Sündenfalle geboren wurde, standen die guten Engel, die dem, aus seinem Eden

vertriebenen Menschen, noch nicht ganz abhold geworden waren; aber auch Satan fehlte nicht unter ihnen. — Und jeder brachte dem Kinde eine himmlische Gabe, um es für sein schweres, dornenvolles Erdenleben zu stärken und zu trösten. Und sie schenkten ihm die Liebe, die Thränen des Schmerzes wie der Freude und die Hoffnung und alle Tugenden, welche Frieden in die bekümmerte Brust des dem Schicksale nun hingegebnen Menschen gießen konnten. Da trat auch Satan hinzu und gab dem Kinde seinen Judaskuß, und legte ein blankes Goldstück auf die Wiege. Das Kind aber streckte gierig seine Hand nach dem glänzenden Golde aus und wandte sich ab von seinen guten Genien. Da entflohen die Engel weinend über das arme Kind, das schon in der Wiege nach dem glänzenden Sündengolde gegriffen, und wurden seit der Zeit nicht mehr unter den Menschen gesehn. Satan aber lächelte zufrieden, wie ein Teufel lächeln kann, und er ist unter den Menschen geblieben und wer ihn sehn will, der kann ihn noch heutiges Tages finden. — So wie die Menschen sich nun vermehrten, vermehrten sich auch die Goldstücke. Aber jeder wollte sie gern alle allein besitzen, und sie würfelten darum und verspielten ihren Antheil an der Erde und am Himmel und feindeten sich an und mordeten sich, Alles um die blanken Metallmünzen. Da entstanden auf der Erde, Geiz, Habsucht, Hochmuth, Neid, Heuchelei und alle käuflichen Laster; und die Spuren seiner Entwürdigung zeigten sich bald auf dem Antlitze des Menschen, das ursprünglich nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen war. Auch die Poesie, die Himmelstochter, die vor dem alle Menschen als Trösterin auf der Schmerzenslaufbahn des Lebens begleitete, flüchtete sich entsetzt vor dem rohen Treiben der nach Gold haschenden Menge, zu den wenigen verlachten und ausgestoßenen Träumern, die auf Erden nichts weiter besaßen, als ihren Himmel. Und sie fand eine gastliche Aufnahme an dem Heerde blinder Sänger und in den Dachstuben armer Dichter. — Der Goldmensch aber, statt in die Saiten zu greifen und seinen Schmerz, wie seine Lust in klingenden Tönen wieder zu geben, benutzte seine zehn Finger dazu, um das Decimalsystem zu erfinden

und Procente zu berechnen. Das Motto der Welt und der Weltgeschichte wurde die Spielermaxime: „Corriger la fortune“ und sie ist es noch bis auf den heutigen Tag, oder richtiger, sie ist es mehr als je am heutigen Tage unsres goldnen Zeitalters! —

Seitdem das Gold ein Schibolet der Menschheit geworden, fiebert die Welt in krampfhaften, nicht zu beschwichtigenden Zuckungen. Die Menschen sind von einer dämonischen Unruhe, von einem kranken, unersättlichen Gelüste nach dem goldnen Metalle erfaßt, das sie nicht wieder los läßt. Mit der Wünschelruthe in der Hand spüren sie unaufhaltsam, Tag und Nacht, nach den verborgenen Goldadern der Erde, und wo sie eine Spur zu finden glauben, da reißen sie unbarmherzig den Boden auf und kümmern sich nicht um die friedlichen Hütten und das stille Glück, das sie mit aufwühlen. Und wie sie gierig und unaufhaltsam in den Schachten der Erde nach Gold graben, werden sie von der Schwadenluft giftig angehaucht und die bösen Kobolde und Gnomen ängstigen gar sehr die armen, unersättlichen Menschen, die so lange schaufeln und graben, bis sie endlich, wie unser Schiller sagt, „ihr Grab sich graben.“

So ist das Gold der Tyrann der Erde geworden, und mißhandelt den mütterlichen Schooß, in dem es gezeugt. So sind die Goldmenschen, die Glück bei ihren Schatzgräbereien hatten, die Despoten ihrer armen Mitmenschen geworden. Sie erndten mit Freuden ein, was die fleißigen Arbeiter mit Thränen gesäet, und halten sich für die rechtmäßigen Majoratsherren der Schöpfung und ihre enterbten Brüder für die Sklaven in ihren Goldminen. —

Unsre moderne Civilisation mag sich immerhin viel darauf zu gute thun, daß sie alle Höhen abträgt und nach dem Principe einer ideellen Gleichheit, nivellirt. Die Urwälder unsrer altehrwürdigen, deutschen Vorurtheile werden immer mehr gelichtet. Riesige, tausendjährige Stammbäume fallen unter den Axtschlägen der fleißigen, industriellen Arbeiter, die jedes Fleckchen des wüstliegenden Geistesbodens urbar machen wollen. Selbst an den Sinai und an Gol-

gatha haben die kühnen Minirer der Gegenwart ihre Hand gelegt, sie wollen diese, in den Himmel ragenden Chimborassos der Weltgeschichte ebnen, wie den Weg von Mecca nach Medina. Aber je geebneter und lichter der Boden der Erde und des Geistes sich gestaltet, desto gigantischer steigt der goldne Götze empor, dem alles in sklavischer Ehrfurcht dient, und der grausamer als der Moloch, die schmerzlichsten, blutigsten Menschenopfer für sich verlangt.

Seht die verzückten Philister, wie sie jauchzend in ihrem Börsentempel den Götzen umtanzen, ihm ihre Lobgesänge singen, vor ihm niederfallen und ihn anflehen, daß er Mißwachs schicke über die Welt, damit das aufgespeicherte Getreide sich in Gold verwandele, daß Vernichtungskriege ganze Nationen ausrotten mögen, damit kein anderer das heilige Monopol mit Taback und Heringen zu handeln, an sich reiße. — Und unser Zeitgeist, ein geblendeter Simson, steht daneben, an eine Säule gelehnt. Aber er fühlt nicht wie die Philister ihn höhnen, und er nimmt nicht in heroischer Verzweiflung seine Riesenkräfte zusammen, um sich und die Diener des schnöden Goldes unter den Trümmern des Götzentempels zu begraben, denn blind wie unser Zeitgeist ist, hält er den Philisterenthusiasmus für ein Hosianna, gerufen dem Gotte seiner Idee! —

Ja! Die Weltgeschichte der Gegenwart wird an der Börse gemacht oder „notirt“, wie der technische Ausdruck ist. — Es gibt noch gar närrische Enthusiasten unter den Völkern, welche glauben, sie könnten sich eine Zukunft erkämpfen durch den Schweiß und das Blut, das sie an den Barrikadentagen reichlich vergossen, und durch die theuren Todten, die im Kampfe für die Souveränität des Rechtes gefallen. Die Thoren! — Sie wissen nicht, daß Herr von Rothschild auf jedes Blatt der neueren Geschichte erst sein vidi oder sein censorisches imprimatur schreiben muß, bevor es Geltung für die Welt erhält, und daß er, ein Dictator auf dem Schlachtfelde der Tagesereignisse, die Parole und den Tagesbefehl auf einen Courszettel dictirt! Wann werden die Völker einmal klug werden und einsehen, daß ihnen ihr Schicksal nicht auf den klingenden Schalen der Gerechtigkeit, sondern auf der Goldwage mit dem gleißne-

rischen, schwanken Zünglein zugewogen wird? Wie lange sollen noch die Mäkler und Wechsler auf dem Rialto die enthusiastischen Nationen auslachen, welche sich im Kampfe verbluten, bloß um die Staatspapiere zum Steigen oder zum Fallen zu bringen? — Gibt's denn kein Bedlam für die thörichten, von ihrer süßen Freiheitsidee verfolgten Völker? —

Wir können nicht alle Goldadern verfolgen, die sich labyrinthisch durch die Geschichte unserer Zeit verschlingen. Auch ist's gar unheimlich, mit dem Grubenlichte in der Hand, hinabzufahren in die feuchten, von giftigen Dünsten erfüllten Goldbergwerke, die unsere ganze moderne Civilisation unterminiren. Wer kein Bergmann ist, sollte sich auf ein so gefährliches Unternehmen nicht einlassen, außerdem würde eine flüchtige Stunde nicht hinreichen, um in dem Labyrinthe ohne Ariadnefaden sich zurecht zu finden.

Wir wollen daher unser goldenes Zeitalter mehr noch in seinen engern socialen Beziehungen schildern, und wie es die elegante Typographie der Neuzeit fordert, mit Illustrationen ausstatten.

Es ist wahrlich ein gefährliches Ding für einen Schriftsteller oder Redner über oder (eben so richtig) gegen die Aristokratie des Geldes zu schreiben und zu sprechen. Denn einmal könnte man ihm allerlei höchst parteiische Motive unterschieben, die ihn zu seinen unmuthigen Aeußerungen über das schöne Geld und dessen Besitzern veranlaßt; ja die raffinirte Perfidie des Scharfsinns könnte gar auf den Gedanken kommen, daß der Redner oder Schriftsteller in seinem ganzen Leben noch keinen Coupon abgeschnitten, und daher das Gefühl gar nicht zu würdigen wisse, was es heißt: mit einem einzigen Schnitt der Papierscheere die schönen, wuchernden Procente einzuärndten.

Zweitens könnte es dem Redner oder dem Schriftsteller gegen den Reichthum begegnen, daß die von einem gutmüthigen Humor plötzlich ergriffene Göttinn des Glückes, aus purer Ironie einmal ihr Füllhorn über ihn ausschüttet, und ihn selbst, er mag nun wollen oder nicht, zum reichen Manne macht. Wenn auch sehr unwahrscheinlich, ist's doch nicht ganz und gar unmöglich, daß ein

Dachstuben-nistender Literat, der sich in dem weltschmerzlichen Bewußtseyn dringender, unquittirter Schneider- und Wirthsrechnungen weltmüde ins Bett gelegt, als reicher Mann, mit vornehmen Beletagegefühlen und mit viel Lebenslust und Lebensübermuth wieder aufsteht. Denn ist leider auch die schöne Periode vorüber, in welcher ein unbekannter, krösusreicher Onkel in Surinam am gelben Fieber sterben mußte, um einen armen Schlucker von Neffen in Treuenbrietzen oder Stolpe zum Millionär zu machen, so könnte doch noch in unserer Zeit, durch den achten Antheil am großen Loose ein armer Teufel plötzlich in einen reichen verwandelt werden, oder ein Literat könnte unerwartet von dem großmüthigen Verleger sein erstes schriftstellerisches Honorar von 10 Fr.d'or für ein 20 Bogen dickes Buch erhalten, eine Summe, welche die sanguinische Geldunbeholfenheit des deutschen Federarbeiters (wir meinen jedoch keine Pteroplasten) für eine unerschöpfliche zu halten pflegt. — Doch ist gerade dieser zweite Grund, daß ein armer Teufel wohl ziemlich, doch keineswegs ganz gesichert sey gegen einen plötzlich über ihn hereinbrechenden Reichthum gerade auch eine ziemliche Widerlegung des ersten.

Vom Standpunkte der Geldaristokratie aus gesehn, gibt's in der Welt nur zwei Classen zweibeiniger und zweihändiger Wirbelthiere, die aufrecht gehn und sehr ähnlich sind dem gerupften platonischen Hahne: Reiche oder Menschen und — Lumpen. — Wozu der liebe Gott überhaupt die Lumpen in die Welt gesetzt, das ist dem Reichen, der sich sonst über nichts so leicht den Kopf zerbricht, unerklärlich geblieben. Aber davon hält sich die Geldaristokratie überzeugt, daß der Lump nicht am sechsten Schöpfungstage geschaffen wurde, als die Welt mit dem großen und kleinen Himmelslichte und allem was zum Comfort des Lebens gehört, schon vollständig meublirt war, sondern, daß er mit dem Gethier und Gewürm, das auf Erden kreucht, einen und denselben Geburtstag habe. — Sonst sind die Gelehrten über die Naturgeschichte der Lumpen noch sehr im Dunkeln. — Mikroskopische Untersuchungen haben ergeben, daß eine Art von Lumpen mit einer fadenscheinigen, durchlöcherten Hülle bekleidet ist, daß sie Schwielen an den Händen haben, was von der

Arbeit herkommt, und daß ihr Magen größtentheils leer sey, was sich vom Hunger herschreiben soll, daß sie aber sonst athmen, sich fortpflanzen und sterben, ganz so wie die Menschen, d. h. die Reichen. — Das ist die niedrigste Lumpenspecies, die überall, auch in Deutschland trefflich gedeiht, und fast noch in größerer Fülle sich vorfindet als die Kartoffel.

Andre Lumpenarten, die fast wie Menschen aussehn und einen Nichtkenner leicht täuschen könnten, werden von dem glücklichen Instincte des Reichthums bald erkannt und gebührender Weise verachtet. —

Aus der Naturhistorie des reichen Menschen können wir die charakteristischen Hauptzüge nur flüchtig angeben, da eine detaillirte Monographie zu weit führen würde. —

Ein reicher Mann unsrer Zeit, vom ächten Wasser, wird mit beiden Händen in den Hosentaschen geboren. Sein Herzbeutel ist gewöhnlich eben so leer, als sein Geldbeutel gefüllt ist. Der Magen ist schon sehr früh bei ihm entwickelt und erweckt die gerechtesten Erwartungen. — Er ist gewöhnlich ein Wunderkind und lernt auf eine erstaunlich schnelle Weise die doppelte italienische Buchhaltung. Er ist auch nicht ohne poetischen Enthusiasmus und Durst nach großen Thaten. Wenn er in dem Plutarch der Gegenwart blättert, verweilt er hingerissen bei der Biographie der Gebrüder von Rothschild. Die goldenen Lorbeeren dieser Börsensieger lassen ihn nicht schlafen. — Die reichen Jünglinge und Jungfrauen heirathen gewöhnlich nur untereinander. Nicht selten werden sie wie Erbprinzen und Erbprinzessinnen auf diplomatischem Wege zusammengebracht. Das reiche Mädchen liebt ihren bestimmten Gatten schon im Bilde, wenigstens gebietet ihr die strenge Etiquette des Reichthums ihn zu lieben, wenn er, wie ein Heiliger aus der altdeutschen Schule, nur auf Goldgrund gemalt ist. Mögen die Züge auch eben so dumm und hölzern Einem entgegenstarren, wie die altdeutschen Heiligen und Märtyrer, die goldne Glorie macht alles gut. — In dieser hingebenden Liebe, die fast noch reiner ist als die platonische, drückt sich viel rührender Kunstenthusiasmus aus.

Bis zu dieser mariage à la mode reicht die Romantik im Leben der Reichen, von da ab ist nichts Interessantes weiter wahrzunehmen. Der Mann geht täglich an die Börse und „macht Geld", wie der Engländer sagt, und die Frau leidet, gebührender Maßen, an schwachen Nerven und sonstigen pathologischen Luxusartikeln. Die Parze spinnt den goldnen Lebensfaden der Reichen bis zur Langenweile lang aus, bis endlich das Klirren ihrer Scheere den schon lange praenumerando trauernden Erben die betrübte Gewißheit gibt, daß die Königin im Hamlet Recht hat, ihren melancholischen Sohn mit den Worten zu trösten:

„Du weißt, es ist gemein: was lebt, muß sterben,
Und Ew'ges nach der Zeitlichkeit erwerben!" —

So weit nur flüchtige, allgemeine Grundzüge aus der Naturgeschichte der Reichen. Um indeß mehrere der interessantern Species vom homo dives, wie die Naturhistoriker sich ausdrücken, kennen zu lernen, lassen wir hier noch eine Reihe von Illustrationen und Bildern aus unserm goldnen Zeitalter folgen, da unsre Zeit es ja überhaupt liebt, in Bilderbüchern zu blättern, und sogar anfängt, die graue, langweilige Theorie mit bunten Farben zu coloriren.

Das erste Bild stellt ein Exemplar von reichem Schlemmer (Homo dives gulosus nach Cuvier) vor. Wir sehen hier einen sogenannten Menschen, den die Natur mit gewaltigen Kiefern, dicken Unterlippen und sehr vielem Gelde begabt hat. Der Magen ist souverän an ihm, oder richtiger in ihm, der ganze übrige Körper ist nur nothwendige Zuthat oder überflüssige Decoration. Die Beine dienen nämlich als Gestell des Magens, die Hände zum Theil als Fühlhörner, zum Theil als Henkel, der Kopf ist als bloßer Deckel zu betrachten, und die Augen im Kopfe als die Fenster, aus welchen der Magen, der, um sich Bewegung zu machen, dieser Menschenart oft in den Kopf steigt, die lachende Aussicht auf eine wohlbesetzte Tafel genießen kann. Dieser Magenmensch veranschaulicht auf's Schlagendste die bekannte Fabel,

mit der Menenius Agrippa das aufsässige römische Volk zu beschwichtigen wußte. — Wie Jacob Böhm durch ein contemplatives Hinschauen auf einen zinnernen Teller zum Beweise vom Dasein Gottes gelangte, so offenbart sich auch ihm sein Gott in jedem Teller, der mit einem leckern Lieblingsgerichte gefüllt ist. Er bewundert die Allmacht Gottes, die den ostindischen Schwalben den Instinct gegeben ihr Nest aus gewürzreichen Moosen und Gallerten zu bauen, und hält die Auster für das edelste, vollkommenste Thier der Schöpfung, indem er gar nicht begreift, wie man dazu gekommen, den Löwen, von dem man höchstens Pomade für Kahlköpfe und unschuldige Fähndrichs-Oberlippen machen kann, für den König der Thiere zu halten. Ueberhaupt ist er von keinen poetischen und historischen Vorurtheilen befangen. Eine Straßburger Gans, mit ihrer künstlichen Leberkrankheit, ist ihm lieber als alle Gänse, die das Capitol gerettet, und er zieht einen farcirten Indian bei weitem dem Vogel der Minerva vor, der in der Küche zu Nichts anstellig ist. Am meisten aber ärgern ihn die Poeten, daß sie lauter ungenießbares Unkraut, wie Maiblümchen, Vergißmeinnicht, Lilien und Rosen besingen, indem doch großer Spargel und Kopfsalat viel würdigere Gegenstände für die Lyrik wären. — Da er keine andere Bewegung liebt, als die peristaltische, so ist ihm die liberale Beweglichkeit unserer Zeit unausstehlich, obgleich er sonst in seinen Ansichten ein wahrer Cosmopolit ist, und vom Nationalhaß keine Idee hat. Er liebt die Russen wegen ihres Caviars, die Franzosen wegen ihrer Suppen und Pasteten, die Engländer wegen sehr vieler guten Eigenschaften, als da sind Turtle und Moc Turtle, Roast beef, Plumpudding, Pie und die vielen andern englischen Nationaltugenden, wie sie auf dem riesigen Küchenzettel bei einem Lordmayor-Schmause amtlich fungiren; er liebt die Pommern wegen ihrer Gänsebrüste, die Westphalen wegen ihres Schinkens, die Hamburger wegen ihres Rauchfleisches; nur gegen die Berliner hat er eine Art von Aversion, weil diese nichts anders produciren, als die plebejen Berliner Pfannkuchen, die sich wohl für Lieutenants eignen, die in aller Eile beim Conditor zur Wachparade eine Stärkung zu sich nehmen wol-

len, oder für unſtäte Referendarien und Recenſenten; aber nicht für einen ſoliden reichen Mann, der für ſein Geld etwas Ausgeſuchtes genießen will. — Uebrigens iſt er nicht bloß Kunſtkenner und Enthuſiaſt in ſeinem Fache, ſondern ſelbſt ausübender Künſtler. Er iſt in die Geheimlehren der höheren Kochkunſt eingeweiht, und legt, wie ein großer Bildhauer, gewöhnlich die letzte Hand an die Werke, welche nach ſeinen genialen Angaben in dem Küchenatelier gearbeitet werden. — Da er wohl weiß, daß es keinen Triumphator ohne Volk gibt, ſo ladet er zu dem Genuſſe von dergleichen Meiſterwerken auch Gäſte ein, zur Verherrlichung ſeiner Tafel. Selbſt europäiſch berühmte Gelehrte, für deren Titanengeiſt dieſe lumpige Erde mit ihren Kämpfen und Leiden viel zu klein iſt, um ſich um ſie zu kümmern, verſchmähen es nicht an der Tafel dieſes reichen, Caliban ähnlichen Geſchöpfes, alle glänzenden Gaben ihres Geiſtes und Witzes gegen eine großartige Indigeſtion auszutauſchen, zu welcher alle Zonen der Erde, die beiden Indien, Straßburg, England, Rußland und Deutſchland die koſtbarſten Stoffe geliefert. Denn der Magen iſt die Achillesferſe des deutſchen Gelehrten, die einzige Stelle, an der er ſterblich iſt. —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der reiche Schlemmer alle Menſchen aus dem Grunde ſeiner Seele verachtet, die ihr ganzes Leben lang nur trocknes Brod eſſen, ja auch diejenigen, die Butter dazu haben. — Er weiſ't die Armen, die ſich mit der dringenden Vorſtellung an ihn wenden, daß ſie doch leben müßten, eben ſo witzig mit der Antwort ab, die Voltaire in einem ähnlichen Falle einem dürftigen Dichter gegeben: „Ich ſehe die Nothwendigkeit gar nicht ein!“ —

Uebrigens iſt ein ſolcher reicher Magenmenſch keinen Augenblick dagegen geſichert, daß ihn der Schlag rührt, oder, daß er — — Hofrath wird! —

Das zweite Bild zeigt uns ein Exemplar von einem frommen Reichen (Homo dives pius nach Cuvier). Die Kennzeichen der zu dieſer Species gehörigen Individuen beſtehen hauptſächlich darin, daß ſie nur unter frommem Seufzen ihre Procente eintreiben und

ihre Zinscoupons abschneiden, und daß ihre Augen, wenn sie nicht beschaulich auf dem Geldkasten ruhen, andächtig gen Himmel aufgeschlagen sind. Sie erkennen demüthig und zerknirscht die Hand des Herrn, die ihnen eine so schwere Prüfung auferlegt in den sündigen Gütern dieser sündigen Welt, und sagen, ergeben in das Unglück jährlich zwanzig- bis dreißigtausend Thaler zu verzehren zu haben: „Was der Herr thut, ist wohlgethan!" Mit besonderer religiöser Zuneigung verehren sie neue preußische Thalerstücke, aber bloß wegen der frommen Randschrift: „Gott mit uns", mit welcher diese Münzen versehen sind, und sie betrachten ihre reiche Sammlung von vielen Tausenden von Exemplaren dieser Münze, wie eine Art von silberner Bibelsammlung, was an den Codex argenteus des Ulphilas erinnern könnte. Uebrigens lassen sie sich's auch angelegen seyn, die Furcht Gottes in den Hütten der Armuth zu verbreiten, wenn auch nicht durch jene erbaulichen Thalerstücke, doch durch Buß-, Sabbath- und Mäßigkeits-Tractätlein, die sie unentgeltlich, als Surrogat für Hunger, Durst und Kälte, unter die Armen vertheilen lassen. Auch werfen sie, wenigstens jeden Sonntag, ihr Scherflein in die Armenbüchse, um sich die jenseitige Seligkeit mit einem anständigen Trinkgelde zu erkaufen, das sie dem Himmel geben. Denn die Pharisäer und Schriftgelehrten, die die Bibel nach ihrer Weise lesen, sagen: „Wohl wird ein Kameel niemals durch ein Nadelöhr gehen; der Reiche aber, und mag er einen Taillenumfang haben, wie der selige Abt von St. Gallen, wird durch die enge Oeffnung einer Armenbüchse eingehen in's Himmelreich!" —

Drittes Bild: Ein freigebiger Reicher (Homo dives liberalis). Die Individuen dieser Gattung sind zum Theil wirklich mit einer gutmüthigen Art von Instinkt begabt, zum Theil wollen sie sich auch vor sich und ihren Mitbürgern rechtfertigen wegen ihres Reichthums, dessen Ursprung oft in mythische Nebel gehüllt ist, und von dem man, wie von Schillers Mädchen aus der Fremde, nicht weiß, woher er kam. Die Appellanten an ihr Herz werden daher beständig an ihre Tasche verwiesen, welche die höchste Appellations-

inſtanz bildet. Das Herz ſelbſt iſt bei ihnen nur Vorurtheil, da ſie ſich alle Tugenden und Gefühle in baares Geld überſetzt oder eingewechſelt haben. — Das hier abgebildete Exemplar, mit dem gewiſſensſatten, ſelbſtzufriedenen Geſichte, und den beiden Händen, nach behäbiger Danziger und Hamburger Börſenmanier, in beiden Rocktaſchen, ſcheint ſich ſelbſt zuzurufen: „Ich bin ein reicher Mann und dabei höchſt wohlthätig!“ Und beides iſt auch wahr. Er unterſtützt Alles, was nur des Geldes zum Gedeihen bedarf; Witwen, Waiſen, Tänzerinnen, den Kölner Dom, das neue Bisthum Jeruſalem, den arteſiſchen Brunnen, durchreiſende Künſtler, die Kretins in der Schweiz, Abgebrannte, Bibelgeſellſchaften, projektirte Denkmäler u. dergl. — Obgleich er nur nothdürftig ſeinen Namen ſchreiben kann, figurirt dieſer doch bei allen literariſchen und artiſtiſchen Subſcriptionen als ſehr in's Gewicht fallende Unterſchrift. — Es tritt ein literariſcher Commis voyageur, der Pränumeranten für eine neue Ueberſetzung des Shakespeare ſammelt, zu ihm in's Zimmer, und bringt mit der Beredſamkeit eines Cichorienreiſenden ſein Anliegen vor. — „Shakespeare? — Wer iſt der Shakespeare? — Gewiß irgend ein herunter gekommener Profeſſor!“ — „Verzeihen Sie gütigſt, Shakespeare iſt ſchon lange todt!“ — „Alſo für ſeine arme Wittwe und Kinderchens? — Na, geben ſie man her!“ und er zahlt pränumerando für 10 Exemplare, mit einer Art von ſcheinbarem Mitgefühl für die verwittwete Profeſſorin Shakespeare. Zum Hermanns-Denkmal hat er eine ſehr namhafte Summe beigetragen, weil er aus den Worten der Aufforderung zur Theilnahme an die Deutſche Nation, welche auf dem Subſcriptionsbogen abgedruckt iſt, nicht recht klug werden konnte, und ſich feſt einbildete, Se. Durchlaucht der Fürſt Herrmann von Cheruskien ließen allerhöchſt ſelbſt dieſen Bogen zur Unterſchrift bei angeſehnen Leuten circuliren. —

Dieſe bornirte Naivität des Reichthums iſt übrigens nicht ganz unbrauchbar für die arme Welt, die einmal auf Almoſen angewieſen iſt zur Errichtung neuer Bisthümer und fürſtlicher Denkmäler. —

Das vierte Bild stellt einen reichen Unwiderstehlichen vor (homo dives non tolerandus, wie Cuvier dieses Geschöpf etwas zweideutig nennt). Die vorliegende Zeichnung erinnert an die elegantesten Kupfer der Pariser Modejournale. Jeder Zoll in diesem Halbgotte, der als Sieger „die enge Welt beschreitet", ist von einem Meister unter den Schneidermeistern gearbeitet. Der Rock, angegossen und faltenlos, wie das Plätteisen, das ihn gebügelt; um den Schnitt der Inexpressibles könnte ihn ein junger Gardelieutenant beneiden. Das reiche Haupthaar, von dem man allerdings nicht weiß, auf welchem Kopfe es ursprünglich gewachsen, ist adonisirt und von wahrhaft poetischem Schwunge. Der Cravatte müßte Homer selbst das Prädicat „untadlich" zuerkennen, und kein Gentlemangleicher Dandy dürfte gegen die weichen duftenden Glacehandschuhe etwas auszusetzen haben. Und giebt es wohl eine genialere Bornirtheit als die, welche um den zugespitzten Mund selbstgefällig lächelt? — Scheint er nicht eben das Lied des liebenswürdigen Bösewichts Zampa zu pfeifen: „Alles ist mir unterthan, wer kann mir widerstehen?" — Ein unerschütterliches, souveränes Goldbewußtseyn thront auf diesem Gesichte, auf welchem nie ein Gedanke auch nur eine leichte Spur des Geistes zurückgelassen. Er verachtet aus dem tiefsten Grunde seines Herzens alle Lumpen, welche nicht einmal 100,000 Thlr. reich sind, sie mögen seyn, wer sie wollen. Was kümmern ihn die dummen Gelehrten, die sich für ein jährliches Einkommen von 300 Thlr. zu Krüppeln studiren? — Was soll er sich viel aus dem verstorbenen Herrn von Schiller machen, (von dem das einfältige Volk so viel spricht) geht er selbst doch höchst intim und cordial mit einem wirklichen Geheimenrathe und mit Männern vom uralten Adel um, die ganz andere Leute sind als der bürgerlich geborne p. p. Schiller, der in seinem Leben nichts weiter geschrieben hat als Schillers sämmtliche Werke, die man für 4 Thaler in jedem Buchladen kaufen kann? Außerdem wäre es ihm, wie ihm seine zahlreichen Freunde, die er mit Austern und Champagner regalirt, aufrichtig versichern, sehr leicht auch dergleichen zu schreiben und zu dichten, wenn er sich auf solch dummes

Zeug überhaupt einlaſſen wollte, da er ein unwiderſtehliches Genie zu Allem habe.

Seht ihn, wenn er die Straßen in ſeinem Siegerſchritte durchwandelt und Ihr werdet Gelegenheit haben, die geiſtreiche erfinderiſche Art zu bewundern, mit der er, in den Kreisgraden, welche die Schwingungen ſeines Hutes beim Erwiedern eines Grußes beſchreiben, das ganze hierarchiſche Syſtem darſtellt, in das er die Menſchheit eingetheilt hat. — Von dem Gruße eines notoriſchen Lumpen, d. h. eines Menſchen, der ſich von der Arbeit ſeines Geiſtes oder ſeiner Hände ernährt, nimmt er gewöhnlich gar keine Notiz (er ſcheint dann wohl ſo zerſtreut, als ob er das Räthſel der Unſterblichkeit zu ergründen hätte) oder erwiedert ihn vornehm, mit nachläſſigem Kopfnicken. Die übrigen Menſchen begrüßt er, je nach ihrem bekannten Metallgehalte, mit größern oder kleinern Radienſchnitten, die ſein Hut beſchreibt; vor dem Herrn von Rothſchild jedoch würde er mit entblößtem Haupte und tiefer Verneigung, ſchon auf einer Entfernung von 20 Schritten Fronte machen. Seinen Namen „der Unwiderſtehliche", hat er beſonders von ſeinen wahrhaften Cäſarstriumphen bei dem ſchönen Geſchlechte:

„Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch Alles" —

ſagt Gretchen im Fauſt. Er vergleicht ſich ſelbſt oft (denn ſo weit reichen ſeine mythologiſchen Kenntniſſe) mit dem Zeus, der im goldnen Regen ſiegte, obgleich er ſich richtiger noch mit dem Zeus vergleichen könnte, der die Europa entführt hat. —

Auf dem fünften Blatte iſt eine Theetiſchſcene als naturgeſchichtliche Illuſtration aus dem Leben der gebildeten Reichen dargeſtellt. Statt dieſe Gruppe zu detailliren und mit erklärenden Gloſſen zu begleiten, wollen wir lieber die vollſtändige Schilderung dieſer gebildeten, ſehr reichen Familie geben, die ein ſogenanntes großes Haus macht. — Der Herr des Hauſes, der in ſeiner Jugend mit ſeinen zehn Fingern vollſtändig ausreichte, um ſein ganzes Handelscapital in Thalern zu ſummiren, ja oft noch manchen Finger überflüſſig hatte, wurde durch ſein angebornes finanzielles Ge-

nie, mit dem er das über sein Vaterland hereinbrechende Kriegsunglück für seine Speculation auszubeuten gewußt, ein Millionär, mithin ein vornehmer, geistreicher, aufgeklärter, hochgebildeter Mann. — Die innige Wahlverwandschaft des Geldes führte ihm eine sehr reiche Gattin zu, die gebildet genug war, Clavier zu spielen, französisch zu sprechen und schwache Nerven zu haben, und die ihn zum Vater zweier herangewachsener, hoffnungsvoller Töchter machte, welche, wie sich's von selbst versteht, und wie es ihnen mancher das Haus besuchende junge Militär oft auf Ehre versichert, durch Geist und Anmuth die Musen und Grazien beschämten. — Ein Mensch, der eine Million besitzt, wenn er auch mit dem Dativ und Accusativ für seine ganze Lebenszeit auf's Unversöhnlichste überworfen seyn sollte, ist zu Allem fähig, selbst dazu — ein Kunstenthusiast zu werden. Wenigstens behauptet unser Millionär von sich selbst höchst unpartheiisch, daß er die Kunst leidenschaftlich liebe und geborner Kenner sey. Er kauft porcellane Theetöpfe, Raphaels, ausgestopfte Eisbären, alte Großvaterstühle, venetianische Gläser, ganze Hünengräber, indianische Waffen, Schlafmützen aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., Conchylien, Mumien u. dergl. m., ja er hofft mit der Zeit, den Franzosen, wenn sie Geld nöthig haben sollten, den Obelisk von Luxor abzuhandeln. — Obgleich er die Literatur nicht mit derselben Liebe umfaßt, wie die Kunst, so ehrt er doch die Schriftsteller aller Nationen dadurch, daß er ihren Werken in Prachtausgaben und in kostbaren Einbänden, eine sichere Sinecure in seinen Bücherschränken anweist, wo sie durch Niemand in ihrer Ruhe gestört werden.

Mit Hülfe seiner Gattin und seiner Töchter hat er sein Haus in ein kleines Ferrara umgeschaffen, wie es zu den Zeiten des Alfons von Este gewesen. Er hat nicht bloß sämmtliche Excellenzen der Stadt, einen hohen Adel und alle Honoratioren an sich gezogen durch die glänzenden Festins, die er giebt, sondern auch alle Künstler, Talente und Genies, ob durchreisend, oder ansäßig, finden bei ihm stete Protection. So hat er förmlich einen Hof um sich gebildet, und je nachdem die Soirées in seinem Hause mehr oder minder

feierlich sind, erscheint er mit seiner Gattin und seinen Töchtern, begleitet von der großen oder kleinen Cortége, oft unter dem Vortritte der Granden. Weder ihm, noch der ganzen Familie mundet eine Tasse Thee, die sie nicht mit irgend einer hochgestellten Respectsperson oder mit einer Celebrität des Tages theilen. — Ein junger, talentvoller armer Teufel von Dichter, der die Familiengelegenheiten besingen muß, macht den Tasso in diesem Ferrara und wird von den beiden Leonoren (wie wir die Töchter nennen wollen) nicht selten recht artig bekränzt, wenn lebende Bilder nach irgend einem neuen Stickmuster aufgeführt werden. — Doch wehe auch diesem Tasso, wenn er es wagen sollte, seine Augen mit andern Ansprüchen, als denen der Ehrfurcht zu erheben, zu einer von den Töchtern des gebildeten Millionärs. Er käme wahrlich nicht mit so heiler Haut davon, wie Göthe's Tasso aus seinem verliebten Schwindel. Denn in unserm goldnen Zeitalter ist der Abstand zwischen einer Millionärs-Tochter und einem armen Dichter viel weiter als die Kluft, welche die Prinzessinn Leonore von Este vom Sänger des befreiten Jerusalem trennte.

Moralisten haben oft, um die dürftige Menschheit und sich selbst zu trösten und vom Neide fern zu halten, dargestellt, daß der Reiche doch hienieden nur ein unglückseliges Wesen sey, im Vergleich mit der darbenden Tugend. — Das mag nun Alles recht hübsch und wahr seyn, obgleich es in dieser sündigen Welt nur sehr wenige Menschen geben dürfte, die einige Neigung in sich fühlen, die Tugendhaften um ihren obligaten Hunger zu beneiden. In Bezug auf unsern Millionär jedoch, ist dieser Moralgrundsatz durchaus unhaltbar. Er hat Alles, was er sich nur wünschen könnte, um glücklich zu seyn. Sehr viel Geld, ein pallastähnliches Haus, ausgestattet mit allen Erzeugnissen des verschwenderischen Luxus und der Ueppigkeit, eine elegante Equipage, höchst vornehmen Umgang, den Ruf als Kunstkenner und Kunstmäcen, ein Millionenbewußtseyn, was so viel ist als ein gutes Gewissen, nebst einem sehr guten Magen für Trüffelpasteten und Austern, eine eigene Loge im Theater, und da er außerdem wohlthätig ist, und den Armen bedeutende Sum-

men zuweist, wie man oft in den Zeitungen lesen kann, für sich und seine ganze Familie dereinst reservirte Sperrsitze im Himmel. — Seine Töchter haben theuren Unterricht in der Bildung gehabt, denn es ist an ihnen wahrlich nichts gespart worden. Sie spielen Clavier wie Liszt, tanzen wie die Taglioni, improvisiren wie Corinna, malen wie Raphael, sind genial wie Madame Dudevand und Göthe's Kind Bettina, und, wie der Herr Präsident neulich versicherten — höchst geistreich; schön versteht sich von selbst — der Vater ist Millionär! — Unter 500,000 Thalern oder einem äquivalenten hohen Geburts- oder Ranatitel werden sie auch an keinen Mann losgeschlagen werden. — Seine Frau ist eine musterhafte Gattin, die, trotz ihrer sehr schwachen Nerven, sich bestrebt, ihre geliebte, ungeheuer reiche Großtante, deren Universalerbin sie seyn wird, zu überleben. Kurz, wollt ihr eine glückliche, zufriedene Familie sehen, so blickt auf diese gebildete Millionengruppe; Ihr findet keine glücklichere in der Naturgeschichte der Reichen! —

Wir wollen das Bilderbuch, das noch bunte Figuren der verschiedensten Species reicher Wirbelthiere in Fülle enthält, nicht weiter durchblättern. In den Facettenaugen unsrer zersplitterten Civilisation brechen sich die Phänomene des Reichthumes in so mannigfaltigen Nüancirungen der Farbe und Gestalt, daß wir tausend und eine Nacht dazu gebrauchen dürften, um alle Erscheinungen durchzumustern, und wahrlich diese sind nicht so ergötzlich, wie jene bunten Zaubermährchen des kindlichen Orients. Um unser goldnes Zeitalter ganz zu verstehn, brauchen wir die wenigen, hier vorgeführten Bilder nur, des Reliefs wegen, auf den dunklen Riesenschatten zu halten, welchen das, man darf sagen, imposante Elend von Myriaden enterbter Kinder eines Vaters und einer Mutter, über unsre Erde wirft, und wir werden dann auch den Dämon kennen lernen, der den festen Standpunkt schon gefunden zu haben scheint, die Welt aus ihren Angeln zu heben.

Die goldnen Millionen, die ein Einziger besitzt, werfen ein grausenvoll falbes Licht, auf die Millionen hinsterbender Men-

schen, die nichts besitzen, keine Scholle um darauf ihren Hoffnungsanker zu stützen, nicht einmal die Paar Quadratschuhe Erde, die ihrem Leichname einst eingeräumt werden müssen.

Die Lehre vom Besitze mag auf raffinirte Mittel sinnen, das gestörte Gleichgewicht unter den Menschen, wenn nicht zu versöhnen, doch durch kluge Theorieen zu rechtfertigen. Die Dichter späterer Jahrhunderte aber könnten vielleicht singen von den eisernen Tagen, welche folgten unserm goldnen Zeitalter. —

Literarisches Donquixotes-Turnier.

Zur Zeit, als das fahrende Ritterthum in den letzten Zügen lag, schrieb Miguel de Cervantes Saavedra seinen berühmten Don Quixote und versetzte lächelnd der greisen chevalresken Narrheit, die so ehrwürdig und rührend auf ihrem Sterbebette aussah, kalt und überlegt den Todesstoß, an dem sie verblutete. — Für diese Unthat, daß der Genius des Dichters mit der Grausamkeit des Apollo vorgriff dem milden Genius des Todes, welcher der weltmüden, altersknidischen Ritternarrheit sanft das brechende Auge zudrücken wollte, sind die schriftstellernden Epigonen verdammt, als literarische Don Quixote ihre Irrfahrten zu machen und zu abentheuern im Reiche der Idee und sich von verkappten Barbieren besiegen zu lassen. — Denn nicht bloß die Weltgeschichte ist das Weltgericht, sondern auch die Literargeschichte; die Sünden der Schriftsteller werden heimgesucht bis in's dritte und vierte Geschlecht und noch darüber hinaus. — Wahrlich! Es gibt keinen tragi-komischern Anblick, als ein moderner Schriftsteller, der hinauszieht in die Welt, um zu kämpfen für das schönste Weib auf Erden, für die Freiheit, die Dulcinea seines Herzens. — Wer nicht gerade darüber weinen muß, der könnte sehr lachen über die literarischen Donquixotiaden unsres federschnellen Jahrhunderts! —

Seht Euch einen solchen literarischen Narren an, dem es heiliger, ritterlicher Ernst ist mit seinen Weltabentheuern! Er schreibt

seine herausfordernden Manifeste im Namen der Vernunft und des Rechts, mit dem warmen Blute seines Herzens und dem Safte seiner Nerven. Die großen und die kleinen Leiden aller Völker furchen seine Stirne und bleichen frühzeitig sein Haar. Am Tage kann er vor seinem eignen, kleinlichen Erdenwallen mit seinen dringenden Existenzschulden und noch dringendern Manichäern, nicht zur Ruhe kommen; und des Nachts läßt ihn die englische Nationalschuld nicht schlafen. — Ein irrender Ritter pilgert er umher in der Welt, um den Kampf mit den Drachen der Lüge und des Despotismus zu bestehn, denen die Völker noch immer als Opfer fallen. Bald sucht er sich seinen Lindwurm am Fuße des Atlas, unter dem Schatten der Palmen und in dem glühenden Sande der Wüste; bald in dem von der Knute civilisirten Rußland, bald aber — und bei diesem Abenteuer bekommt er die meisten Prügel — in Deutschland, allwo die Lindwürmer unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien stehn. — Die feisten Epiciers aber sehen sich das Alles gemüthlich an und wollen sich vor Lachen ausschütten über den literarischen Freiheitsritter von der traurigen Gestalt, der so viele Beulen und Wunden davonträgt für die Dame seines Herzens! — „Was hat er sich auch um die Welt zu kümmern, kümmert sich die Welt denn um ihn?“ — Ach! Sie wissen nicht, daß er büßen muß für das grausame Lächeln, mit welchem Miguel de Cervantes einst geknickt die letzten, bereits hinsterbenden Blüthen der castilianischen Ritterschaft! —

Wir aber, die wir zur Zunft der fahrenden, literarischen Ritter gehören und den Spruch der literarischen Nemesis auch an uns erfüllen müssen, werden jetzt hier öffentlich ein Don Quixotes-Turnier abhalten gegen allerlei buntes Volk, zusammengerafft auf dem Markte unsrer Zeit; gegen die ledernen Schläuche unsres deutschen Philisteriums und gegen die prahlerischen Tendenzen, die mit gewaltigen Windmühlenflügeln um sich schlagen.

Wir wollen jeden Strauß, in welchem wir eine Lanze zu Ehren unsrer Dame brechen, einzeln aufführen. Die anwesenden Kampfrichter mögen darauf achten, ob es bei diesem Turnier ehrlich

zugeht. Sollte Licht und Luft ungleich und parteiſch vertheilt ſeyn, ſo iſt gewiß der Vortheil nicht auf der Seite des literariſchen Ritters von la Mancha!

Erſter Strauß.

Der deutſche politiſche Styl.

Der Styl iſt nicht bloß der Menſch — der Styl iſt auch das Volk. Wir Deutſche ſind vielſeitig im Style wie keine andere Nation, denn unſre Sprache ſelbſt dichtet und denkt für uns, wie ein berühmter Dichter geſagt hat. Wir können unſre Worte mit ſo feinem, attiſchen Salze beſtreuen, daß ſelbſt die Grazien und die Muſen ihre Freude an uns haben; wir können wiederum böotiſch grob werden bis zur Injurie. Wir machen Hexameter: „Hurtig mit Donnergepolter" und auch Pentameter, daß es eine Luſt iſt. Unſre Sprache kann wiſſenſchaftlich tief ſein bis zur Unverſtändlichkeit und wiederum ſo leichtfertig frivol, daß die Mitarbeiter an der Evangeliſchen Kirchenzeitung in Ohnmacht fallen. — Selbſt zur machiavelliſtiſchen Zweideutigkeit gibt ſich die teutoniſche Zunge, deren ehrliche Gradheit ſo oft gerühmt worden, willig her. Tüchtige Taſchenſpieler können förmlich Volten mit ihr, wie mit einer Karte ſchlagen, und mit denſelben Worten, mit welchen ſie uns geſtern ein Verſprechen gegeben und dafür den Enthuſiasmus unſrer Dankbarkeit lächelnd in Empfang genommen, morgen gerade das Gegentheil behaupten. — Es geht mit der deutſchen Sprache wie mit den Schweizern. — Sie iſt frei und republicaniſch geboren; ſie erklimmt die höchſten Alphörner und Gletſcher der Dichtkunſt und des Gedankens, um mit dem Adler ſich zur Sonne zu ſchwingen. Aber ſie gibt ſich auch, wie die Schweizer, zur Leibgarde des Deſpotismus her. Was der König von Hannover ſeinem Volke im ſchlechteſten Deutſch geſagt hat, das hätte er im beſten Engliſch nicht ausdrücken können. — Kurz,

unsre Sprache ist, wie die Morrisonschen Pillen, zu Allem gut und brauchbar; nur Etwas fehlt ihr, was ihr sehr noth thut — der politische Styl! — Freilich, in Zeiten der höchsten Gefahr, wenn sich der Kölner Dom im Rheine spiegelt, was er nur unter sehr bedenklichen Umständen zu thun pflegt, dann nimmt sie, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, eine Art politischen Schwung an; dann wird jedes Kartoffelfeld ein „Gau" genannt und ehrliche Kleinstädter werden zu „Mannen" promovirt, und jede Nätherin verwandelt sich plötzlich über Nacht in eine deutsche „Maid". — Aber das ist nur der politische Defensivstyl, der gewöhnlich zugleich mit dem Landsturm aufgeboten wird; zur Offensive hat's unsre Sprache noch nicht gebracht. — Wenn der Deutsche sich sein einfachstes politisches Recht, das ihm auf Stempelbogen so gesetzlich verbrieft ist, wie seine Frau durch den Heirathscontract, in Anspruch nehmen will, dann verclausulirt er seine Forderung mit so vielen Curialschnörkeln, Hochachtungsepiseden, Respectstrichen und so vielen Versicherungen nicht zu ersterbender Liebe und Treue, daß man das Ganze eher für den ceremoniösen Liebesbrief eines Schneidergesellen, als für eine gerechte Forderung halten dürfte. Denn der Deutsche hat nicht Courage genug — Recht zu haben, und darum bittet er tausendmal um Verzeihung, wenn er's gewagt haben sollte zu glauben, zu meinen, zu vermuthen oder auch nur zu ahnen, daß er bei einem hohen Kunden noch eine kleine politische Forderung ausstehn hätte. — Erhitzt sich einmal Einer zum Enthusiasmus des Rechts, zum „Männerstolz vor Königsthronen", wie unser Schiller sagt, dann tritt er wiederum mit so vielem theatralischen Pathos auf, daß er schon deshalb nicht zum Ziele gelangt. — Erinnern z. B. nicht die meisten Bittschriften um Preßfreiheit ganz und gar an den vollständig in der Theatergarderobe kostümirten Marquis Posa, der sich dem König Philipp zu Füßen wirft, mit den Worten: „Sire! geben Sie Gedankenfreiheit!" Kann man sich denn noch wundern, wenn solche Suppliken ebenfalls mit König Philipp's Worten: „Sonderbarer Schwärmer!" abgethan und ad acta gelegt werden? —

Die wenigen Deutschen, die den Muth hatten als die Advokaten ihres Vaterlandes, dessen politische Rechte in klarer und bündiger Sprache, wie es Männern geziemt, darzulegen, haben es lediglich dieser Feigheit unsres politischen Styles zu danken, daß sie der Staatsinquisition als Opfer in die Hände gefallen sind. Denn, wo die Feigheit Norm ist, da ist der Muth Verbrechen! Ein politischer Schriftsteller unsrer Zeit könnte sehr leicht wegen bloßer Stylsünden, dafür, daß er seine Worte und Gedanken in nackter Wahrheit, nicht mit dem vom Ceremonienmeister vorgeschriebnen Kostüme bekleidet erscheinen läßt, etwas gelinde von unten nach oben gerädert werden, und das von Rechtswegen. —

So eunuchenhaft feige der deutsche Styl indeß ist, wenn er politische Rechte geltend zu machen hat, so plump schlägt er auch wieder den Großmächtigsten Gewalten das Weihrauchfaß um die Ohren. — Wenn irgendwo ein Fürst sagt: „Ich will Recht und Gerechtigkeit üben!" gleich stürzen ganze Schwärme von Zeitungsphrasen wie wilde Bienen über die Fleckchen Honig her, und summen vor Wonne über den köstlichen Fund auf der öden politischen Haide. — Gibt's aber wohl etwas Beleidigenderes für einen Fürsten, als wenn der bloß ausgesprochne Wille zur Ausübung der ersten Regentenpflicht, ohne welche man seinen Namen zu einem Nero und Busiris werfen müßte, als eine außerordentliche, unerhörte Fürstentugend durch alle Zeitungen ausposaunt wird? — Und das geschieht in Staatszeitungen, unter den Augen der Censoren, unter den Auspicien des Bundestages! — Müßte nicht auf einen solchen ungeschickten Lobredner der §. 92 des Kriminalrechts in seiner ganzen Strenge angewandt werden? —

Seht Ihr, das kommt davon, daß in Euren Schulen, trotz dem daß Herr Cousin sie sehr gelobt, die politischen Styl- und die dazu gehörigen Denkübungen so sehr vernachlässigt werden. Man sollte künftig bei Abiturientenprüfungen darauf Rücksicht nehmen; wenigstens müßte jeder universitätsreife Primaner einen politischen Artikel, ohne dergleichen Ungeschicklichkeiten, für die Staatszeitung schreiben können.

Die Zahl der deutschen Schriftsteller ist jetzt Legion und eine wahrhafte legio fulminatrix. Sie lassen sich Schnurr- und Backenbärte stehn, damit Gendarmen und Censoren sich vor ihnen fürchten. Ihre Dinte ist aus Galläpfeln und Vitriol bereitet; sie schreiben mit scharfgespitzten Stahlfedern, mit denen sie wie Bravo's ihre literarischen Feinde zugleich niederstechen können. Wenn die deutschen Schriftsteller sich das Stahlfederexercitium etwas militärisch, wie eine Art von Bajonetfechten, einüben wollten, so könnten sie eine eben so furchtbare Schaar bilden, wie die polnischen Sensenträger, die ebenfalls ihr Handwerkszeug zur tödtlichen Waffe gegen die Despoten benutzten. Aber wir müssen, mit einem neulichen Zeitungsartikel daran zweifeln, daß es „in Lacedämon noch Spartaner giebt!

Zweiter Strauß.

Die Monumentenwuth.

Kinder spielen mit Bleisoldaten, Erwachsene mit Leichensteinen. Ob die Kinder diesmal nicht vernünftiger sind als ihre Eltern? — Das letztere Spiel ist doch gar zu melancholisch. — Die deutschen Schlagbäume sind gefallen; aber vor jeder Dorfgasse, auf jedem Anger wird dem Reisenden bald ein Aschenkrug, eine kolossale Equesterstatue, eine nackte Grazie, ein behelmter Held, trauernder Genius u. dgl. m. gebieterisch zurufen: „Steh Wanderer!“ — Unser liebes Deutschland wird wirklich bald allerliebst illustrirt seyn; ein Frauenalmanach mit Stahlstichen und Goldschnitt kann nicht eleganter ausgestattet werden. Das ist der deutsche Kunstsinn. Sie möchten gern den schönen blauen Raum des Himmelsgewölbes mit Freskobildern bepinseln, etwa mit einer Apotheose König Ludwigs, wenn sie nur reichen könnten. Aber der Himmelsplafond ist ihnen doch zu hoch, und so versuchen sie's mit der Erde, die ihnen ganz anheim gegeben ist. Sie werden noch ein Campo santo daraus machen, und der Kartoffelacker wird sehr theuer werden. —

Zum Theil aber ist es auch Nationaldankbarkeit. Denn es ist ganz erstaunlich, was ein Volk plötzlich, über Nacht, ohne alle

weitere Vorbereitungen tugendhaft werden kann. — Früher, und es ist noch gar nicht lange her, ließen die Deutschen ihre Genies verhungern und irgendwo einscharren, ohne daß sie sich viel um die Asche ihrer großen Männer kümmerten! — Jetzt aber, seit die Deutschen, durch die Aufforderung eines Zeitungs-Inserats, national-dankbar geworden sind, ist es ganz anders. Hungern mögen die Genies immer, das ist nun einmal ihre Bestimmung und das soll den Geist frisch und elastisch erhalten; aber wenn sie todt sind, dann zeigt sich der große, aufrichtige Jammer in der Nation. — Wenn irgendwo ein armer Dichter am zurückgetretnen Appetite stirbt, wären die deutschen Damen capabel, in den ersten sechs Wochen nach seinem Tode ganz in schwarzem Crêpe zu erscheinen, und in den zweiten sechs Wochen mit weißen Kopfzeugen, als hätt' es ihnen irgend ein Hofmarschall und Ceremonienmeister so vorgeschrieben. Dann wird ein großer Unsterblichkeitspiknick von irgend einem Kunstcomité angeordnet und ganz Deutschland aufgefordert beizusteuern zu einem Denkmale für einen Unsterblichen. —

Man hätte unsre großen Todten verschonen sollen mit diesem neu gestifteten Monumentenorden pour le merite, den ihnen die Nachwelt, um sich mit dem Ruhme der Vergangenheit abzufinden, wider ihren Willen umhängt. — Die schöne Tradition von dem unsterblichen Genius eines großen Menschen, der verklärt unter uns weilt und dessen sterbliche Hülle keine Spur auf Erden zurückgelassen, wird dadurch hinabgezogen in den Staub unsrer blassen Wirklichkeit, mit ihrer offiziellen Zeitungsbegeisterung. Wozu bedarf unser Wolfgang Mozart eines Denkmals? — Wandelt er nicht noch immer unter uns, den frommen Gläubigen, denen die Offenbarung seines Tonevangeliums geworden ist? — In jeder Scheune, in welcher von herumziehenden Banden, bei Talglichter-Beleuchtung und verstimmten Geigen, sein Don Juan aufgeführt wird, jenes Gigantenwerk, dem keine Verzerrung, keine Erniedrigung die Spuren seines göttlichen Ursprunges rauben kann, wird ihm ein erhabneres Monument gebaut, als wenn Ihr die ganze bayerische Walhalla über sein Grab stülpt! — Auch

der Staub unſers Jean Paul, des reichen verſchwenderiſchen Dichters, der die freundlichſten Sterne vom blinkenden Nachthimmel holte, um ein wundes Menſchenherz lächelnd wieder aufzurichten und zu verſöhnen; der ſtets als Kämpfer auf der Seite der Völker ſtand, um ſie zu ſchützen und zu kräftigen gegen geerbte hiſtoriſche Gewalten, auch ſein Staub iſt vor Kurzem mit dem königl. bayeriſchen Unſterblichkeitsorden, unter vielem Pomp und dem Jauchzen der deutſchen Journaliſtik öffentlich decorirt worden. Jetzt verleihen die Fürſten, die ſich ihre lebenden, großen Dichter nicht als Hofpoeten aneignen können, wenigſtens den todten eine Hofcharge, um der Zukunft den ſchönen Glauben zu nehmen, daß in Deutſchland einſt ein Dichter gelebt für ſein Volk! —

Und warum wollt Ihr auch die heimgegangnen, wackern Streiter für eure höchſten Güter wieder hineinzerren in das Gewirr des Parteikampfes, um ſie zu canoniſiren? —

Vergeßt doch nicht, daß der advocatus diaboli Recht behalten dürfte, und daß der Lorbeerzweig, den Ihr einſt auf den Sarg eines edlen Todten gelegt, durch den Spruch eines ſpätern Todtengerichts in den Staub getreten werden könnte! —

Darum laßt ihn nur immer ruhig ſchlafen in ſeinem kühlen Grabe auf Père Lachaiſe, jenen Mann, dem das treue, deutſche Herz gebrochen auf dem fremden Boden, wohin Ihr ihn verbannt; gönnt ihm die Todtenruhe in der fremden Erde, die ihn gaſtlich aufgenommen. Auch ohne das Denkmal der Dankbarkeit, das ein franzöſiſcher Bildhauer ihm gegenwärtig ſetzt, hätten die von der Tyrannei heimathslos gemachten Flüchtlinge aller geknechteten Nationen das Grab Ludwig Börne's aufgefunden, auf dem Friedhofe von Père Lachaiſe, und gewiß hätte manche deutſche Hand mit einem Immortellenkranz geſchmückt das einfache Kreuz über dem Grabe eines edlen Landsmannes!! — Laßt's Euch nie, in einem Einfalle von nationaler Großmuth, in den Sinn kommen, die Aſche Börnes zu holen aus ſeinem friedlichen Ruheort, ſeinem St. Helena, zu deſſen Füßen die wogende Weltſtadt brandet, um ſie in irgend einem Invalidenhauſe unterzubringen. Reißt für un-

ſre Nachkommen nicht die lehrreichſten Blätter aus der Geſchichte unſres Vaterlandes! —

Nehmt Euch ein Beiſpiel an den kritiſchen, rein vernünftigen Königsbergern, die zu weit von dem Sitze der deutſchen Modenarrheiten wohnen, um ſich gleich von ihnen mitreißen zu laſſen. Hört, wie ſie die Ruhe ihrer gefeierten Todten zu ehren wiſſen! —

Ein ſentimentaler Reiſender, der ſich etwa einmal nach Königsberg verirren ſollte, (und es gehört Sentimentalität dazu), verirrt ſich gewiß auch einmal hinaus vor das Steindammer Thor, das zu der beſcheidnen Sommerkolonie führt, in welcher die Königsberger ihre Villeziatura abhalten, und daſelbſt viel Chauſſéeſtaub zu ihrem ländlichen Thee ſchlucken. — Da ein ſolcher gefühlvoller Reiſender, nach dem Beiſpiele ſeines Vorgängers Yorik Sterne, Bücher zu ſchreiben pflegt, ſo wird er uns nicht undankbar ſeyn, wenn wir ihn zu einigen Seiten ſentimentaler Bemerkungen verhelfen. —

Wir führen ihn auf einen ſeitwärts am Wege gelegnen Anger, welcher der Nachbarſchaft gewiſſermaßen als Rumpelkammer dient. Es werden da große Sandhaufen zur Ausbeſſerung der Landſtraße ſo wie andre Chauſſéeutenſilien aufbewahrt, und nebenbei noch die unnützen, armen Todten, die ihre Leichenkoſten nicht bezahlen können, bis zum jüngſten Tage eingeſcharrt. Außerdem weiden da ein Paar Ziegen und eine an beiden Beinen geknebelte Kuh. — Doch halt! da ſtehen ja drei Bäume über einem flachen Leichenſtein, deſſen Inſchrift abgetreten und verwittert iſt. — Ja! ſentimentaler Freund! dieſer Leichenſtein und dieſe Bäume gehören mit zu den Inventarienſtücken dieſes Rumpelangers. Unter dieſem Steine ruht **Theodor Gottlieb v. Hippel**, den Deutſchland kennt und den die Literaturgeſchichte nicht vergeſſen wird. Sein Staub befindet ſich übrigens ganz wohl neben den beiden Ziegen und der Kuh und den von Gotteswegen eingeſcharrten Armen, und ſein Genius lächelt vielleicht über die unſchuldige Traveſtie zu ſeinen „Lebensläufen nach aufſteigender Linie,“ welche ſeine ſpätern Mitbürger in dieſem Anticlimax ſo wohl erhalten haben. Auch

streuen ihm, dem genialen Verfasser des Buches „über die Ehe," der alle Junggesellen Deutschlands so dringend zum Heirathen aufgefordert, keine dankbaren königsberger Jungfrauen an seinem Sterbetage Blumen der Erinnerung auf das einsame Grab. — Man muß auch die todten Dichter in ihren Sonderlingslaunen nicht stören! —

Wollt Ihr aber durchaus Deutschland mit Monumenten verschönern, so errichtet sie unsern kleinen Todten, die wir zu vergessen fürchten müssen, „noch bevor die Schuhe verbraucht sind, womit wir ihrer Leiche folgten"; errichtet sie der germanischen Mythologie, dem Thor, Wodan, den Kühen der Hertha, dem Cheruskerfürsten Herrmann und dem 13ten Artikel der Bundesacte. — Und, wenn Ihr wollt, könnt Ihr auch noch dem lieben Gott ein Denkmal auf Subscription setzen, oder Ihr könnt Beneficeconcerte und andre Kunstproductionen zum Besten dieses Unternehmens aufführen lassen; denn, nach den Anstrengungen zu schließen, denen die Himmelsofficianten sich unterziehen, um den Kredit ihres gesunkenen Hauses zu heben, scheint der liebe Gott, der es wahrlich nicht um die Welt verdient hat, in der größten Gefahr zu seyn vergessen zu werden. Die Berliner frommen Kunsträthe werden schon nach ästhetischen Gründen zu bestimmen wissen, wo das Denkmal stehen soll, ob im Thiergarten, damit die Lustwandelnden nach den Zelten und Charlottenburg stets Gott vor Augen haben; oder vor der Hauptwache, als Pendant zu dem Monumente des Fürsten Blücher! —

Dritter Strauß.

Olimsmenschen.

Die Natur, die ihre vorsluthliche Geschichte für den forschenden Menschengeist nicht ganz untergehn lassen wollte, bewahrte in dem tiefen Schooß der Erde und in dem urweltlichen Eise an der sibirischen Küste, Exemplare jener mächtigen Thiergattungen — das Obiothier und den Mammuth — welche einst, gewiß unschuldiger

Weise, mitbüßen mußten für die Sünden der Menschheit, und für welche die Noah's Arche keinen Raum gehabt zu haben scheint. — Mit den Menschen geht es eben so. — Ihre fossilen Narrheiten werden in einzelnen Prachtexemplaren aus der Fluth der Zeit gerettet werden, zur lehrreichen Unterhaltung der wißbegierigen Nachwelt. — Es gibt nun einmal — wir mögen leben, in welcher Zeit wir wollen — ein Geschlecht des angebornen, nicht zu besiegenden geistigen Stillstandes, ein versteinerter status quo; Philister, die stets an der Gränze einer Idee stehn bleiben, und nimmer die Schranke derselben zu durchbrechen oder zu übersteigen fähig sind. Ihr Geist — freilich kein mephistophelischer — schnuppert ewig an dem Pentagramm, das vor der Schwelle ihres Denkens gezeichnet ist, und es steht ihnen kein dienstbarer Rattenzahn zu Gebote, die Spitze wegzunagen. — So gibt es auch sogenannte „Gebildete" auf der Erde, die Allerlei, und Gott weiß wie Vieles gelernt haben, denen die goldne Frucht einer großen Idee, welche auf dem Boden ihrer Zeit entsprossen, vor dem Munde hängt, ohne daß sie diese erreichen könnten; aber sie lächeln zufrieden und bornirt, und fühlen keine Tantalusqual! —

Wohl nicht in so sündigem, übermüthigen Sinne, wie das Zeitalter Ludwigs XIV., vielmehr im rein ideellen, dürfen auch wir den Wahlspruch jener Zeit, das famöse après nous le deluge! zu dem unsrigen machen. Denn gewiß, nach uns wird eine große Ideenfluth über die Welt hinstürmen und vertilgen die kranken, sündigen Gedanken und Begriffe, die das Erbtheil historischer Traditionen sind; und in der erhabnen Naivität der Wahrheit wird die Idee ihre Palingenesie feiern. Aber einzelne Exemplare des ancien régime werden sich retten in der hölzernen Arche ihres Geistes und man wird noch in spätern Zeiten fossile Hofräthe finden, und die naturhistorischen Museen werden reich sein an ausgestopften Celebritäten des antediluvischen 19ten Jahrhunderts.

Es ist gar zu verlockend, einen phantastischen Sprung in jene Zukunft der Welt zu machen, und die Erklärung eines Professors

der Naturkunde anzuhören, über einige lebendig eingefangne seltsame Olimsmenschen, welche einmal in unsrer Zeit gelebt, und die nun in irgend einem jardin des plantes, mit derselben Sorgfalt, wie einst die berühmte Giraffe in Paris, gepflegt und mit allen Bedürfnissen ihrer Lebensweise versehn sind. Allein wir wissen, daß es gar nicht ungefährlich ist, dieses Collegium nachzuschreiben, da selbst die harmlosesten Beiträge zur Naturgeschichte des Menschen oft verpönt werden. — Theophrast, la Bruyère, Fielding, Smollet, Addison und auch unsre deutschen Menschennaturforscher sind, selbst in ihrem Grabe, keinen Augenblick dagegen sicher, daß ihnen nicht von mehreren hundert Individuen, die in allen möglichen Städten und Ländern zerstreut leben, wegen einer und derselben Schilderung ein fiscalischer Injurienproceß angehängt wird. Selbst ein harm- und willenloses Naturproduct, z. B. eine Pfundbirne (pyrus liberalis), könnte vor den Assisen wegen angemaßter Aehnlichkeit mit dem Kopfe Louis Philipp's zu dreijähriger Einsperrung, lebenslänglicher polizeilicher Aufsicht und 3000 Francs Geldstrafe verurtheilt werden; obgleich doch eigentlich Schriftsteller sowohl, als Birnen ganz unschuldig an jeder speciellen Absichtlichkeit sind, und nur die scharfsinnigen Glossen der Masorethen wie die geschäftige Phantasie der Ankläger, welche die Aehnlichkeit trotz so vieler Unähnlichkeiten herausfinden, allein die Schuld tragen *).

Wir wollen daher den Inhalt des naturgeschichtlichen Vortrages nur in allgemeinen Bemerkungen wiedergeben:

*) Anmerkung für nicht königsberger Leser. Die in der zweiten Vorlesung vorkommenden Bilder aus der Naturgeschichte der Reichen wurden von geschäftigen, öffentlichen Anklägern als Attentat gegen das Familienleben gewisser Königsberger Persönlichkeiten dem Publicum denuncirt, und gaben Veranlassung zu heftigen, sogar öffentlichen Angriffen gegen den Verfasser, obgleich dieser, nicht die Reichen, sondern die am Gelde Kranken, unbefangen nach den Eindrücken und Erfahrungen geschildert, wie sie ihm das Leben und die Welt, nicht Königsberg gegeben. Wenn unschuldige Lieblingsneigungen und Schwächen, die sich überall wiederholen, hie und da, wie natürlich, mit bekannten Zügen übereintreffen, so sollte man nicht vergessen, daß es für die Charakteristik kein pars pro toto giebt. —

„Hier, in diesem Käfig, meine Herren! sehen Sie mehrere Sorten Pietisten-Menschen aus der Vorzeit. Sie bildeten ehemals die Leibgarde des Himmels und bezogen die Hauptwache in der Burg Zion. Wie die Recruten, die der Friedensrichter Schaal dem Sir John Falstaff zuführte, bestanden sie aus allerlei zusammengelaufenem Volke. Es gingen viele hungrige und abgemagerte Leinweber und Schuhmacher darunter, die man auf Ration und Avancement im dereinstigen Himmel vertröstete; ihnen aber sonst unentgeldlich fromme Tractätlein verabreichte. — Nur die Flügelmänner und Sergeanten waren dick und rund, weil sie schon auf Erden eine anständige Ration empfingen. Um indeß durch die gute Leibesnahrung nicht zu üppig zu werden, hatten sie sich selbst die Buße aufgelegt, dann und wann das Ballet zu besuchen, und sich über die sündigen, fleischfarbnen Tricots recht herzlich zu ärgern. Der Dienst war übrigens nicht schwer. Zu denken war gar nichts. Sie sangen geistliche Lieder falsch durch die Nase; arbeiteten weder am Sabbath noch am Sonntag, noch an den übrigen fünf Wochentagen, steckten den Leuten allerlei geistliche Flugschriften heimlich in die Taschen und übten sich, die Augen auf eine höchst künstliche Weise zu verdrehen. — Jenes Individuum, das eben die Gratisschrift liest: „Warum ist der Ochse stößiger Natur?“ während es einen Alkoholometer dabei in der Hand hält, war einst Vorsteher eines Enthaltsamkeits-Vereines. Er hatte sich's zur Aufgabe gemacht, die Menschheit zu entfuseln und die armen Teufel daran zu gewöhnen, daß sie bei ihrer Arbeit lieber schweren Port- und Franzwein, als nichtsnutzigen Branntwein tränken. Er legte an jedem Menschen, der ihm begegnete, sein Alkoholometer an, und taxirte dessen spirituösen Gehalt nach Tralles.

„Hier, meine Herren! finden Sie ein Individuum in einer Kufe kalten Wassers sitzend, die Beine mit nassen Wolldecken belegt, während aus einem Sturzbade von oben unendliches Wasser über ihn herabstürzt. Er trinkt während dieser Operation, in Pausen von 2 zu 2 Minuten, 34 Quartgläser frischen Quellwassers

und läßt sich von dem dabei stehenden Aufwärter die Abendzeitung vorlesen. Dies ist ein antediluvianischer Wasserenthusiast, der in Gräfenberg unter Prießnitz seine Schule durchgemacht hatte. — Das 19te Jahrhundert war nämlich sehr krank, wahrscheinlich vom zu vielen Sitzen und Studiren, und es versuchte es daher mit Enthusiasmus für alle Kurarten, mit Blutabzapfungen, Magnetismus, Frömmigkeit, Wasser und allerlei Wundermitteln seine gesunkene Gesundheit wieder aufzurichten. Besonders aber war Deutschland, das fleißigste aller Länder, damals sehr nervös und reizbar; es hatte wie Cassius „einen hohlen Blick, es dachte zu viel und war deshalb gefährlich". Die deutschen Cäsaren aber, die am liebsten „wohlbeleibte Männer und die Nachts gut schlafen" — und auch wohl Tags — um sich sahen, wurden sehr bedenklich. Ihre Hof- und Staatsärzte hatten daher ihre Sitzungen am Bette des kranken Deutschlands für permanent erklärt, und Gensdarmen und Polizeibeamte mußten in der Staatsklinik den Dienst der barmherzigen Schwestern versehn, und gewissenhaft dafür sorgen, daß die Kranken die in der Hofapotheke gebrauten Arzeneien gewissenhaft einnahmen, und die vorgeschriebne Diät streng beobachteten.

Sie durften sich nur mit zahmer, censirter Krankenlectüre die Zeit vertreiben und mußten sich vor jeder Bewegung und Erhitzung sorgfältig hüten. Die Aerzte wiesen ihre Patienten dabei immer warnend auf andre Nationen hin, die sich durch starke Bewegung eine schlechte Constitution zugezogen hatten, und meinten besser gar keine Constitution als eine schlechte. — Auch das viele Fragen, ob's denn nicht bald besser mit ihnen gehen würde? untersagten sie auf's Strengste und setzten schwere Strafen für diejenigen fest, welche glaubten, es gäbe Augenblicke im Menschenleben, in denen ihnen mehr als eine Frage freistände an das Schicksal, oder diejenigen, die ihr Schicksal bestimmen. — Doch gewisse Arten von Enthusiasmus erlaubte die oberste Staats-Medicinalbehörde gern ihren Patienten, z. B. den für das Wasser. Und die kranken Deutschen ließen sich das nicht zweimal sagen, und sie fingen an zu schwärmen und zu liebeln mit den lange

vernachläſſigten Najaden und Undinen, „halb zog es ſie, halb ſanken ſie hin“ in die offnen Arme des Vincenz Prießnitz von Gräfenberg! — Das hydropathiſche Geſchöpf hier muß übrigens wie der Eisbär in unſrer Menagerie, immerfort mit eiskaltem Waſſer begoſſen werden, wenn es nicht ſterben ſoll.“ —

Was der gelehrte Profeſſer Le jardin des plantes nun noch über andre, zum Theil foſſile, zum Theil ausgeſtopfte Menſchen unſrer Zeit, die nicht lebend auf die Nachwelt gekommen waren, beſonders über allerlei bunte Mandarinen, mit goldgeſtickten Gewändern bekleidet und mit ſeltſamen Hüten und Federbüſchen auf dem Kopfe, ſeinen Zuhörern geſagt hat, das mag er vor dieſen verantworten; ich kann es nicht vor den meinigen! —

Vierter Strauß.

Franz Liszt.

Eines Tages wurde das Viergeſpann vor dem Siegeswagen auf dem Brandenburger Thor zu Berlin ganz unbändig; die Roſſe ſcharrten und ſtampften und wollten ſich kaum von ihrer Lenkerinn halten laſſen, und die Thorwache mußte unter's Gewehr treten, wie immer, wenn ein Stabsofficier oder ein Volksauflauf ſich ſehn läßt. — Es wurden, wie natürlich, vielerlei Vermuthungen über dieſes unerhörte Phänomen ausgeſprochen. Einige glaubten, es bedeute Krieg gegen Frankreich, Andre meinten, es wäre in Preußiſch Holland eine Revolution ausgebrochen; die Evangeliſche Kirchenzeitung aber verſicherte, daß ſich ein apokalyptiſches Wunder begeben hätte, um den rationaliſtiſchen „Aufklärichte“ radical zu Schanden zu machen. — Am nächſten Morgen las man in der Fremdenanzeige: „Hôtel de Russie: angekommen Herr Ritter Franz Liszt, Tonkünſtler.“ — Von dem Tage ab aber geſchahen zu Berlin ſo viele Wunder, wie zu Rom vor dem Tode des großen Julius. — Die Berliner, deren Blut ſonſt, wie das des heiligen Januarius, nur einmal im Jahre flüſſig wurde und

auch das kaum einmal, fingen plötzlich an, hitzig zu werden, wie der Fischerchor in der Stummen von Portici, und ganz aus aller Art zu ſchlagen. — Hengſtenberg umarmte auf offner Straße Fräulein Charlotte von Hagn, die eben aus der Probe kam; der Tambour auf der Hauptwache ſchlug Abends um 9 Uhr ſtatt des Zapfenſtreichs Generalmarſch, und alarmirte auf dieſe Weiſe die ganze Garniſon, was in den preußiſchen Militairannalen ein unerhörter Fall iſt, und das Kammergericht gab Ferien, weil mit den Referendarien und Aſſeſſoren doch nichts Vernünftiges anzufangen war. —

An all dieſer Verwirrung aber war Franz Liszt Schuld, der moderne Rattenfänger von Hameln, der die verzauberten Berliner Kinder, alte und junge, hinter ſich herzog. Noch niemals waren die Pforten des Leihhauſes ſo umlagert Vormittags, und die des Theaters Abends, wenn ein Conzert von Franz Liszt angekündigt war, als in jener glorreichen Zeit. Noch niemals gab es ſo viel häusliches und Familienglück in Berlin. Arme Kreuzträger, ſonſt Jahr aus Jahr ein als Supernumerare in einem Bureau und bei ihrer Familie angeſtellt, wurden plötzlich von ihren Weibern im zärtlichſten Diminutiv: „Liebes Männchen!“ angeredet und von ihren ſehr bedeutend erwachſenen und kaum aufgeſchoſſnen Töchtern: „Liebes Väterchen!“, was ſonſt nur gegen Weihnachten oder bei höchſt außerordentlichen Gelegenheiten zu geſchehn pflegte. Hier aber ſollte es heißen: Wir gehn doch zuſammen in's Conzert zu Franz Liszt? — Und das liebe Männchen und Väterchen kratzte ſich den Kopf und ging ſeufzend, mit Frau und Töchtern unter beiden Armen und einigen harten, keineswegs ſupernumerären Thalern in der Hand, in's Conzert, und ließ ſich drängen und zerren, und die Schöße vom Sonntagsrock abreißen, um ſich und der lieben Familie den Eingang zu erkämpfen in's Reich der Töne. — Ueber Liszt's Spiel war in Berlin wirklich Alles außer ſich, im eigentlichſten Sinne des Worts, d. h. nicht bei ſich, d. h. nicht bei Sinnen. — Ja, ein frommer Mann, der eine Brochüre geſchrieben hatte über die Heiligung des Sabbaths und Sonntages,

und dies Tractätlein in vielen Tausend Exemplaren unentgeldlich vertheilen ließ, erklärte, daß freilich Magd, Knecht, Ochs und Esel, nach den Worten der Schrift, ruhen sollten am siebenten Tage, daß es aber keine Sünde wäre, wenn selbst am Sabbath und Sonntag sich die Berliner als Zugvieh spannten vor den Triumphwagen des Ritter Liszt; und er wußte diese Ausnahme von dem heiligen Gebote mit einer schlagenden Bibelstelle zu belegen. — Wer damals in Berlin auf demagogische Umtriebe ausgehn wollte, hätte ein völlig freies Feld gehabt. Die geheimen Policisten im Stehelyschen Caffeehause gaben Gedankenfreiheit, und die Censoren waren so confus, daß sie einer amtlichen Bekanntmachung über eine Ordensverleihung das Imprimatur verweigerten; einen Artikel: „Inländische Zustände" jedoch aus der Königsberger Zeitung in der Vossischen ungestört abdrucken ließen. —

Es ist ein wahres Glück, daß Liszt sich, wenigstens in musikalischer Beziehung, zu mäßigen, politischen Grundsätzen bekennt, während er sonst ein eifriger Anhänger des Abée de la Mennais ist; hätte er Variationen über die Marseillaise gespielt, so würden die Berlinerinnen unter dem Gesange: Aux armes, citoyennes! die Hausvogtei, in Ermanglung einer andern Bastille, gestürmt haben. — So aber phantasirte er über Themata aus dem Don Juan, und während seine Hände in den Tasten wühlten, und man ordentlich fürchten mußte, daß einer seiner kühnen Finger, bei den kühnen Salto-mortale-Sprüngen über mehrere Octaven, Hals und Bein brechen könnte, vergrößerte sich immer länger und länger das Leporello-Verzeichniß seiner Geliebten, das von der Kurfürstenbrücke bis an die Linden hätte reichen können; und berauscht von Don Juan-Liszt's schäumendem Champagnerliede, wurden die Berliner Elviren und Zerlinen hineingezogen in den schwindelnden, chromatischen Höllengallopp. — Was will das: „In Spanien Tausend und drei!" gegen Berlin sagen? —

Wodurch hat Franz Liszt diese Berliner enthusiastische Verzückung herbeigeführt? — Durch seine producirten Tonwerke selbst? —

Gewiß nicht! — denn alle kunstsinnigen Berliner und Franz Liszt selbst werden eingestehn, daß uns der Genius der Musik in einer Mozartschen Ouverture oder Beethovenschen Symphonie, von einem vollständigen, tüchtigen Orchester, unter Meisterleitung ausgeführt, mit gewaltigern Schauern ergreifen muß, als ein Clavierconcert, und wenn die heilige Cäcilie selbst die Tasten schlüge. — Es war aber zum Theil die forcirte, nervöse Bildung der Berliner, ihre hohle Abgetriebenheit, welche den Künstler Liszt zum Opfer ihrer hysterischen Begeisterung erkor, und ihn mit einem Heiligenschein umgab, damit sie ihn gerechtfertigt anbeten könnte. Zudem umschwebte ihn verführerisch die heimlich süße Mystik eines romantischen Künstlerlebens — eine warme, katholische Novelle, halb frivol halb verklärt durch den Namen Georg Sand. — Dann seine Wohlthätigkeit! dann Rellstab! — Zum Theil aber riß Liszt die Kenner wirklich hin, nicht bloß als Meister, sondern auch als der wunderbare Tyrann des Pianoforte. — Ja, einen Tyrannen nenne ich ihn, diesen gutmüthig lächelnden, freundlichen König der Töne; denn noch Keiner hat den klingenden Metallseiten so viel geboten als er. — Sie müssen ihm, wie altägyptische Sklaven, die kolossalen, musikalischen Pharaonenbauten ausführen; klingende Monumente, so hoch, wie die höchsten Obelisken und Pyramiden; oder, wie geknechtete Geister den Ossa auf den Pelion stülpen, damit der Herr Franz Liszt bequem den Kopf in den blauen Himmel stecken kann. Sie müssen seinen goldnen Triumphwagen durch Europa ziehen; den stürmenden Ocean müssen sie glätten, wie ein theokritisches Bächlein und die Morgenröthe bei den Zitzen ergreifen; kurz die Arbeiten des Herkules sind ein wahres Kinderspiel gegen die Arbeiten, welche Liszt den Messingdräthen seines Claviers auf giebt. Und dabei können die armen, gehetzten Töne gar nicht zu Athem kommen; immerfort müssen sie um ihren Meister schweben und klingend ihre Anwesenheit kund thun, bis er ihnen gebietet zu den fernsten Sternen zu fliegen und hinabzufahren in den tiefsten Höllenschlund, und fast in demselben Momente wieder vor ihm zu erscheinen! — Die Berliner aber, welche gute Royalisten sind, lie

ben und verehren sehr den König Liszt, wie alle Könige, und sollten sie auch zu den Pharaonen gehören! —

Auch wir haben vor kurzem Franz Liszt in unsrer Mitte gehabt; aber der gesunde Sinn der Königsberger verschonte den Künstler mit jenem widerlichen Veitstanze des Enthusiasmus, und ersparte sich ein Erröthen, das nicht bloß das Eingeständniß einer begangenen Thorheit, sondern auch den Verrath an den heiligsten Interessen der Gegenwart und der Zukunft bezeichnet hätte. — Während der Anwesenheit Lißts war der Gesundheitszustand unsrer Stadt vortrefflich; denn die Nerven unsrer ostpreußischen Damen sind nicht berlinisch verkränkelt. Es wurde dem Künstler der Lorbeerkranz nicht vorenthalten, der ihm gebührt; und wenn die philosophische Facultät einen Doctorhut darauf gestülpt hat, so ist wenigstens ein solcher Fall nicht unerhört in der Geschichte. Auch Blücher wurde bei seiner Anwesenheit in England, von der Universität Oxford zum Doctor creirt. — Auf keinen Fall schadet es etwas, da einem Doctor der Philosophie die ärztliche Praxis aufs Strengste untersagt ist. Wir zweifeln nicht daran, daß die Taglioni und Fanny Elsler, die wie man sagt, nicht bloß Geschichte, sondern auch Philosophie tanzen können, falls sie einmal nach Königsberg kommen sollen, ebenfalls mit dem philosophischen Doctordiplome beehrt werden würden. —

Diese kleinen, genialen Allotria compromittiren keineswegs den Ernst der deutschen Philosophie. Umgekehrt, es ist ein freundliches Zeichen der Zeit, daß die starre, isolirte Wissenschaft, überdrüssig der prahlerischen Tracht ihrer Secte, anfängt mit den Bürgern der Erde zu fraterniſiren und ihnen sogar unbefangen die Weihe ihres Ordens zu ertheilen. Das Wappensymbol des Prinzen von Wales: „Ich dien", das die deutsche Philosophie lange Zeit als Wahlspruch führte, hat sie jetzt abgelegt, und sich als Wohlfahrtsausschuß für die Republik der Idee frei und unabhängig constituirt. Mag sie auch ihre geheime Priestersprache aufgeben, und sich verständlich machen jenen großen Massen, welche vor Erde- und Werkeltagen selten oder nie den Himmel zu sehen

bekommen! — Mag ſie menſchlich mit den Menſchen ſprechen, da doch der liebe Gott ſelbſt, im Prolog zum Fauſt, ſich herabläßt, ſo menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen! —

Dann auch wird der Fluch von dem Don Quixote unſrer Literatur entweichen, und keine Philiſter, keine verkappten Barbiere erden etwas dagegen haben, „daß die Freiheit iſt das ſchönſte Weib auf Erden!“ —

Variationen über beliebte Zeit- und Nationalmelodien.

Den Landvögten unsrer Gegenwart klingt nichts fataler als der Kuhreigen der Freiheit, der von den Almen und Matten hinunter tönt in die dunkeln, sumpfigen Thäler. — So oft eine solche einfache Melodie oder ein langgezogner, jauchzender Alpruf sich von den Höhen herab hören läßt, müssen es die armen Thalbewohner entgelten, die von ihrer Frohnarbeit an Zwing-Uri einen Augenblick ausruhen, um seufzend zu horchen auf die Töne, die ihr ganzes Herz bewegen. — Denn die Landvögte wissen es nur zu gut, daß die Menschen ursprünglich frei geboren sind, um in der frischen Bergluft des Gedankens sich zu tummeln und die höchsten Höhen zu erklimmen, auf welchen der Purpur der hinabgesunkenen Sonne noch glüht, wenn unten sich bereits die tiefe Nacht gelagert hat, und auf deren Gletschern der siegende Tag sein leuchtendes Panier zuerst aufpflanzt; — sie wissen, daß selbst die besoldeten Schweizer des Despotismus, ergriffen vom gewaltigen Heimweh nach dem Lande der Freiheit, eines Tages ihre bunte Livree und ihre Hellebarden wegwerfen könnten, um reuig wieder zu werden, was sie einst gewesen und was sie stets seyn sollten — freie Menschen!

Darum werden die Thal- und Sumpfvölker mit zwiefacher Strenge gehütet und zur Arbeit angetrieben, so oft ein einsames

Alphorn in ihre Nacht hineinklingt, und die geschäftigen Häscher gehn darauf aus, den kecken, gefährlichen Bergsteiger einzufangen, der mit seinen Weisen die Völker so sehr beunruhigt, und auch ihre — Hirten. — Darum sind Stoßfalken mit „scharfen Fängen" abgerichtet gegen die armen Lerchen, welche zugleich mit dem Mädchen aus der Fremde erscheinen, und der Erde mit jedem jungen Jahr die Marseiller Hymne des Frühlings singen; und darum wählen wir, für den nackten, ernsten Fugenstyl der Freiheit, allerlei bunte Variationen über Zeit- und Nationalmelodien! —

Emancipation der Frauen.

Mit der ersten Cigarre, welche Aurora Dudevant angebrannt, ist auch die leuchtende Fackel der Erkenntniß für das weibliche Geschlecht entzündet worden, während die Theologen fälschlich bisher glaubten, daß solches bereits mit dem Apfelbiß der Eva geschehn sey. — Es geht wahrlich eigenthümlich in der Weltgeschichte her. — Jahrtausende mußten darüber hingehn, bevor das Weib daran dachte, daß es eben so gut als der Mann den Rauch des glimmenden Virginienblatts einziehen und wieder von sich dampfen könnte, bis in Frankreich nach der Julirevolution eine geniale, kühne Frau dem Manne das Monopol des modernen Prometheus-Funkens entriß, und somit die Emancipation des Weibes entdeckte. — Denn es ist ganz gleich, wo der kühne Eroberer einer fremden Welt zuerst seinen Fuß aufsetzt, ob auf das kleine Eiland St. Salvador oder auf das gewaltige Festland von Amerika. — Mit der Cigarre hat die Schilderhebung der Frauen angefangen, womit wird sie aufhören? — Bereits ist auch die Alleinherrschaft des philosophischen Gedankens dem Manne entrissen. Wenn früher in den literarischen Kämpfen die schriftstellernden Frauen nur philosophische Charpie zupften, so insurgiren sie jetzt, wie kühne Guerillas, ganze Provinzen im Reiche der Idee. Die Frauen schreiben nicht mehr blasse Entsagungsromane, zur Erholungslecture für de-

cente, glattgescheitelte Nachmittagsprediger, sondern kecke Novellen, vollblütig kichernd wie der Decamerone des Boccaccio und reich illustrirt mit philosophischen und politischen Arabesken. — Sie werfen den bisher bestehenden, socialen Theorieen mit dem herausfordernden Handschuh auch ein blutendes, zerrissenes Frauenherz vor die Füße und rufen ihnen zu: „Seht, das habt ihr aus uns gemacht!“ — Das bisher so heilig beobachtete salische Gesetz im bürgerlichen und ideellen Leben ist fast schon gestürzt, und die Männer werden noch alle ihre Majorate einbüßen. Selbst die Tyrannen würden auf ihrem Throne zittern, wenn sie nicht wüßten, daß ihre männlichen Unterthanen nicht den Muth der weiblichen theilen. — Am schlimmsten sind jedoch die deutschen Ehemänner daran, die ihre Frauen emancipiren sollen. Wie gern thäten sie's (denn der deutsche Ehemann ist gefällig wie einer), wären sie nur selbst emancipirt. Die Frauen sollten sich einmal beim Bundestag in Frankfurt erkundigen, da würden sie schöne Geschichten erfahren, da würde es ihnen klar werden, daß ihre Männer nirgends freier sind, als unter dem häuslichen Pantoffel, und daß es mit dem öffentlichen Einfluß derselben, und sollten sie auch Stadt- oder Commerzienräthe seyn, nicht gar weit her ist. —

Unbegreiflich ist es übrigens, wie liberale Schriftsteller gegen die Emancipation der Frauen schreiben können, da wir doch wünschen müßten, daß die Frauen auch einmal an ein politisches Regiment kommen, um die Sache des Fortschrittes zu fördern. — Frauen z. B. als Abgeordnete in einer deutschen Ständekammer, und sollten sie sich auch während der Debatte mit dem Strickstrumpfe beschäftigen, würden mehr durchsetzen als die hannöversche Kammer seit Jahren. Wir könnten sicher seyn, sie sämmtlich auf den Oppositionsbänken zu finden, falls ihre Männer etwa die äußerste Rechte bilden sollten. Denn von Natur sind die Frauen liberal. — Wenn z. B. ein Finanzminister der Kammer einen neuen Gesetzentwurf zur Erhöhung der Schlacht- und Mahlsteuer vorlegen sollte, würden sich nicht die weiblichen Abgeordneten in Masse dagegen erheben, ja auf die gänzliche Abschaffung solcher inhumanen Ab-

gaben antragen, die bis in die Speisekammer einer friedlichen Familie dringen? — Würden sie sich wohl eine Kleiderordnung oder eine Luxustaxe gefallen lassen? — Würden sie, wenn sie einmal im Sprechen sind, je zugeben, daß die Kammer plötzlich durch ein königliches Patent, bis auf unbestimmte Zeit vertagt werde? — Würden sie nicht unter solchen Umständen ihre Sitzung für permanent erklären, und, wie Mirabeau, nur der Gewalt der Bajonnette weichen? — Wenn Frauen Beisitzerinnen im Obercensurcollegium gewesen wären', hätten sie nicht lieber Streckfuß's Garantieen oder irgend eine alte Hauspostille als die Schriften des jungen Deutschlands mit Interdict belegt? — Würden sinnige, weibliche Polizeipräsidenten wohl 25jährige, liebenswürdige Demagogen wegen politischer Umtriebe verfolgen? — Lauter „wohl aufzuwerfende Fragen," wie Falstaff sagt. —

Indeß hat die Sache auch ihren heiligen Ernst. Wir können das Weib nicht emancipiren, weil die Frauenwürde höher steht, als die bürgerliche Emancipation mit ihren tumultuarischen Pflichten und Vorrechten. — Die Frauen sind zu edel für das rohe Werk des emancipirten Lebens im Staate; sie sollen dem Manne die Weihe für die großen Kämpfe seiner Zeit ertheilen; aber nicht selbst, mit zarter Hand eingreifen in das Rad der Geschichte. Wir müssen der heroischen That einer Judith unsre Bewunderung zollen; doch mit Abscheu wenden wir uns ab von den blutdampfenden Händen des frohlockenden Weibes, welches eben das grausame Henkerwerk vollzogen. Aber der edle Stolz einer Cornelia wird noch den spätesten Generationen den Tribut der Ehrfurcht für eine Mutter abfordern! und noch in kommenden Jahrtausenden werden Liebende den heißen Herzschlag Juliens vernehmen, wie Shakespeares schöpferischer Genius sie gebildet, und mit Bewunderung und Rührung ausrufen: „So liebt ein Weib!"

Ein Ordenskapitel.

Die Fürsten sind die Hirten der Völker, wie schon Homer gesagt, und die Völker daher natürlich — die Schafe der Fürsten. Und die Hirten lieben sehr ihre Schafe und führen sie an einem bunten, seidnen Leitseile, damit sie ihnen nicht abhanden kommen, und die Schafe haben wiederum ihre Freude an dem artigen, in allen Regenbogenfarben schillerndem Bande und merken es nicht, daß diese Zierde zugleich ihre Fessel ist; — weil es eben Schafe sind. Es ist wunderbar, mit wie wenig ein guter Fürst seine kindlichen Unterthanen glücklich machen kann, mit einem kaum zolllangen farbigen Bändchen, das, wie eine aufbrechende Knospe, neugierig aus dem Knopfloche in die Welt hineinschaut und den Vorübergehenden und salutirenden Schildwachen zuruft: „Bemerkt ihr mich auch?“ —

Derjenige, der zuerst auf die Idee gekommen, den nagenden Ehrgeiz der Menschen mit einem werthlosen Bändchen abzufertigen, war nicht bloß ein großer Staatsökonom, sondern ein noch größerer Menschenkenner, der einen schadenfrohen tiefen Mephistophelesblick in die Nachtseite der menschlichen Seele geworfen hatte. — Wenn die Orden bloß in der Welt wären, um blasirten Kammerjunkern eine solche Auszeichnung als Ersatz für einen leeren Kopf und ein zusammengeschrumpftes Herz zu geben, so ließe sich nichts dagegen einwenden, denn warum sollte man jenen Unglücklichen das bunte Spielzeug nicht eben so gern gönnen, als jenem Wilden das Ludwigskreuz, das er an einem durch die Nase gezognen Ringe selbstgefällig zur Schau trug; aber der Jammer ist, daß auch das Verdienst um den Staat, daß die kriegerische Tapferkeit, das Genie und selbst das in Ehren ergraute Haupt dem bunten Bande nicht entgeht, und daß somit dem Orden eine Auszeichnung verliehen wird, welche die Tugend compromittirt. Daher ist der Ordensbandwurm schon eine epidemische Krankheit geworden. — Die Orden haben übrigens eine eigenthümliche Naturgeschichte, von der weder ein Cuvier etwas wußte, noch ein Oken etwas weiß. Da gibt's z. B. unten in Deutsch-

land, wo alle reißenden Thiere schon längst ausgerottet sind (höchstens hört man von angebundenen Bären), Zähringer Löwen, auf welche Legations- und andre Räthe Jagd machen, wie kühne Beduinen; da gibt's in Dänemark Elephanten, und in Preußen Adler, und dazu noch eine Gattung rothe.

Der ehrlichste aller Orden ist jedoch wohl der Hosenbandorden. Man merkt es gleich, daß er sich vor der kaltblütigen Mocquerie der Engländer, die sich nicht viel aus Bändern machen, fürchtet; daher ist sein Wahlspruch: „Honny soit qui mal y pense" gewissermaßen als eine zuvorkommende Entschuldigung gegen das Großbrittische Publikum anzusehn, wenn einmal das heilige Strumpfband seine Rolle in einer zu Ehren fremder Gäste aufgeführten Hofkomödie spielt, eine Rolle, die bei weitem unschuldiger ist, als diejenige, welche einmal ein Halsband in einer großen Hoftragödie spielte. —

Als die ersten Großkreuze sich an der Himmelspforte um Einlaß meldeten, machte Petrus große Augen und war schon im Begriff, beide Thorflügel des Himmels zu öffnen, was nur geschieht, wenn ganz absonderlich ausgezeichnete Gäste erscheinen.

„Habt Ihr's unserm Heilande nachgethan und mit dem Kreuze, das ihr tragt, die Sünden der Welt auf Euch genommen?" fragte Petrus ehrerbietig.

„Nein, wir tragen das Kreuz für unsre eignen, schweren Sünden!" antworteten die Ankömmlinge in dem üblichen Hoftone pietistischer Zerknirschung. — „So meldet Euch auf dem Fremdenbureau des Fegefeuers, hier gehn nur Gerechte ein!"

„Aber ich bin Fürstlich Siegmaringscher Hofmarschall — und ich Bundestagsgesandter zu Frankfurt am Main, — und ich Bückeburgischer Erztruchseß, — und ich erster Minister bei . . . .

„Gerade deswegen!" sagte der Himmelspförtner und schlug ihnen das Thor vor der Nase zu, nachdem er noch einen eben angelangten, mit der kupfernen Kriegsmedaille geschmückten Invaliden, der seit dem zweiten Pariser Frieden die Chausseesteine klein, und seine Hände wund geschlagen hatte, in den Himmel geschoben.

Wir können dieses feierliche Ordenskapitel nicht schließen, ohne zuvor einen höchst wichtigen Vorschlag gemacht zu haben. Warum erfindet man nicht Ordensinsignien, in denen das Verdienst derer, die damit bekleidet sind, so hinlänglich deutlich ausgesprochen ist, daß Jeder merken kann, woran der Ritter zum Ritter geworden, während gegenwärtig die mannigfaltigsten und heterogensten Verdienste und Tugenden mit einem und demselben Zeichen uniformirt sind? — So müßte z. B. ein Hoftheater-Intendant, der sich besonders um das Ballet verdient gemacht hat, ein Paar emaillirte Tricots mit Eichenlaub an einem himmelblau gewässerten Bande um den Hals tragen. Ein Minister, der — wie Harvey den Umlauf des Blutes — den „beschränkten Unterthanenverstand" entdeckt hat, dürfte — wir nehmen an, daß er 5 Fuß 7 Zoll mißt — zur Auszeichnung für seine geniale Entdeckung — sehr artig Zoll- und Fußweise mit goldnen Knöpfen und Leisten beschlagen seyn, so daß er selbst gewissermaßen den Maßstab oder den Pegel der Volksbildung sinnbildlich darstellt und zugleich, wie weit er selbst über dem Niveau der Nationalkultur hervorragt. Ein ausgezeichneter geheimer Policist aber müßte wenigstens — einen russischen Orden tragen.

Honny soit qui mal y pense.

Bücher- und andre Titel.

Menschen sollten, wie Bücher, vor ihrem ausführlichen Haupttitel noch einen sogenannten Schmutztitel führen, zum Tagesgebrauch im Verkehr mit dem Plebs, der doch dergleichen nicht zu würdigen versteht; und ihren vollständigen, sauber ausgeführten Titel für großartige Feierlichkeiten versparen. — Die Fürsten machen es schon so. Sie nennen sich im gewöhnlichen Leben schlechtweg Fürst von N. N., aber bei großen, feierlichen Gelegenheiten, z. B. wenn eine neue Steuer ausgeschrieben werden soll, dann erscheinen sie in Begleitung sämmtlicher Herzogthümer, Pfalzgrafschaften, Grafschaften, Baronien, Herrschaften u. s. w., kurz

mit allen heraldiſchen Wappenfeldern des großen Siegels, und machen zugleich damit ihren Unterthanen die Nothwendigkeit einer neuen Steuer plauſibel, um ſo ausgebreitete Beſitzungen, zu denen bei einigen Regenten noch das Königreich Jeruſalem gehört, gut im Stande zu erhalten. — Fürſtlich Flachſenſingerſche Wirkliche Geheime Waſſerleitungs-Inſpectoren und Landes-Ober-Pumpenräthe nehmen es einem armen Teufel, der wenig Zeit und ein ſchlechtes Gedächtniß hat, ganz und gar übel, und hängen ihm am Ende noch einen fiskaliſchen Injurienproceß an, wenn er ſie ſchlecht weg Pumpenräthe nennt.

In keinem Lande gedeihen neben den Beamtentiteln auch noch die Journal- und Büchertitel ſo vortrefflich, als auf der fruchtbaren Erde unſres lieben Deutſchlands. Das Ausland könnte ſie als merkwürdige exotiſche Gewächſe in ſeinen Treibhäuſern, wenn auch nicht zum Nutzen, doch zum Vergnügen ziehen. — Sollte nicht ein Franzoſe meinen dürfen, daß ein Königlich Preußiſches Intelligenzblatt wenigſtens die ausgezeichnetſten Abhandlungen der Akademie veröffentliche, um als höchſtes Organ die vielgerühmte Königl. Preußiſche Intelligenz würdig zu repräſentiren, und daß Schelling, Ritter und Savigny Mitarbeiter an dieſem Journale wären? — Müßten ſie nicht unter einem „Intelligenz-Rendanten" wenigſtens den Miniſter des Cultus und der geiſtlichen Angelegenheiten, der die Caſſenbücher der Wiſſenſchaften führt, verſtehen, und ſich dann doch noch über den bizarren Titel wundern? Was würde aber der Franzoſe dazu ſagen, wenn er in Erfahrung brächte, daß ein Preußiſches Intelligenzblatt nichts weiter ſey, als eine löſchpapierne Anſtalt, in welcher Ehebetten, Särge und Wiegen öffentlich gegen Inſertionsgebühren ausgeſtellt werden müſſen, wenn ſie überhaupt für die Oeffentlichkeit beſtimmt ſind, und an welches jedes Waarenſchaufenſter ſeine engliſche Fenſterſteuer zahlen muß? — daß der „Intelligenz-Rendant" den Kaſſirer, und die „Intelligenz-Rendantin" deſſen Frau bedeute, wenn er mit einer ſolchen begabt ſeyn ſollte? — Wird ein Ausländer wohl dieſe

chinesische Tollheit, und wenn auch Methode darin ist, begreifen können? —

Daß übrigens die Titel der Männer in ihrem ganzen Umfange auf die Frauen übergehn, selbst wenn sonst die Gütergemeinschaft in dem Ehecontract ausgeschlossen ist, kann als eine zarte sinnige Huldigung der Frauen angesehen werden, die dem ritterlichen Charakter der Deutschen Ehre macht. — Ein Doctor der Weltweisheit legt seiner Gattin ehrfurchtsvoll den Doctorhut zu Füßen und läßt sie die lateinischen Früchte seiner gelehrten Dissertation pflücken; und mehr als ihrem Manne sieht man jeder Frau Professorin das stolze Kathederbewußtseyn an. — Am auffallendsten machen sich freilich die richterlichen und militairischen Titel, welche vom Manne auf die Frau übergehn. Sollte man nicht glauben, daß eine Kriminalräthin die 222 Artikel der Halsgerichtsordnung Kaisers Karl V. am Schnürchen aufzusagen wüßte, und daß sie anstatt Taschenbücher für „Liebe und Freundschaft" nur Hitzig's Annalen oder Feuerbach's merkwürdige Kriminalfälle liest? — Und was soll man nun gar zu einer Frau Generalquartiermeisterin sagen? — Argwöhnische Ausländer könnten vielleicht aus diesen Erscheinungen die Pantoffelherrschaft der deutschen Frauen demonstriren wollen; aber alle deutschen Männer werden ihnen sagen, daß sie sich irren. —

Uebrigens entspringt die deutsche Titelwuth kaum mehr aus der kleinlichen, germanischen Ehrsucht, als sie auf der Folie der angebornen, gedrückten Volksbescheidenheit (wie wir's gelinde nennen wollen) ruht. — So schreibt der niedrigste Engländer, in dem stolzen Bewußtseyn seiner Habeas-corpus-Acte, sein Ich mit einem eben so großen I wie ein deutscher König; denn eben so gut wie dieser hält er sich für den Mittelpunkt der Schöpfung, um dessentwillen der liebe Gott die Ceder wie das Ysop wachsen, und Sonne, Mond und Gestirne täglich auf- und untergehn läßt; dem zu Gefallen die Sphären tanzen und musiciren, und für den eben so gut als für den Herzog von Wellington und den Lordmayor die englische Nationalschuld contrahirt worden ist. — Der deutsche Philister

mit seiner Krämertimidität verschluckt lieber das Ich in Briefen an Distinguirte ganz und gar, und stolpert rückwärts, eben so devot als komisch ungeschickt, unter vielen Betheurungen der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen Sr. Wohl-, Hochwohl- und Hochgeboren, die Respectstreppen und Strickleiter am Ausgange seines Briefes hinunter, bis an den äußersten Rand des Papieres, allwo sein unterthänigster Name sich blöde zusammengekauert hat. — Der geistesstarke Fichte wollte seine Nation zum Bewußtseyn ihres Ich's erheben; aber er fand Deutsche! —

Eben so titelsüchtig als die deutschen Individuen sind auch die deutschen Bücher geworden. Mancher moderne Schriftsteller feiert den glänzendsten Triumph seines Genius, nicht in seinem Buche selbst, sondern in den sprühenden Schwärmern und Kanonenschlägen seines Titelblattes. Da nun ein großer Theil der deutschen eleganten Lesewelt die meisten Bücher nur dem Titel nach kennt und bespricht, so kann ein origineller Titeldichter sehr zu Ehren kommen, wenn sein Buch auch sonst nichts weiter enthält — als Seiten und Blätter. — Wir knüpfen hieran den gewiß sehr practischen Vorschlag, daß der deutsche Bund, zur Sicherung des literarischen Eigenthums, nur die deutschen Büchertitel unter seinen besondern Schutz gegen jeden Nachdruck nehmen möge, während er den Inhalt selbst den literarischen Freibeutern preisgeben dürfte. Es müßte keinem Menschen erlaubt seyn, den Titel eines Buches wie: „Narrenquarantäne, Semilasso, Tutti Frutti, Caucan eines deutschen Edelmannes" u. s. w. oder den einer Vorlesung, wie z. B. „literarische Donquixotes-Turnire" oder „Variationen über beliebte National- und Zeitmelodien" nachzudrucken, wenigstens nicht innerhalb fünf Jahren, eine Schutzfrist, die auch patentirten Kaffeemaschinen von einem hohen Ministerium zugesichert zu werden pflegt. Den Inhalt seines Buches jedoch sollte kein Schriftsteller als sein literarisches Eigenthum reclamiren können. Denn wir alle, die wir schreiben und lesen, leben und weben in einem Meere von literarischen Traditionen, und willkührlich oder unwillkührlich werden wir Gedankendiebe oder Diebeshehler.

In jeder Stunde unsers geistigen Lebens athmen und schlucken wir verflüchtigte Reminiscenzenatome scheffelweise ein, und glauben etwas Großes und Originales geleistet zu haben, wenn wir sie löffelweise wieder von uns geben. — Die Gedanken können keine neuen Krystallisationen mehr anschießen. Fast haben sich Sprache und Intelligenz in allen ihren Bildungen schon erschöpft, und selbst in dem kühnsten Spiele zusammengewürfelter Denk- und Sprechcombinationen bringen wir keine neuen Figuren mehr heraus. — Die Intelligenz hat von der Vergangenheit so ungeheuer viel geerbt, daß sie ihre schönsten Kräfte aufreiben muß, um nur einigermaßen das unermeßliche Kapital zu ordnen und unterzubringen. — Unser literarisches eisernes Vieh hat das frische Grün und die duftenden Frühjahrskräuter auf den Gemeinwiesen des Geistes wie der Phantasie, wenn nicht bereits ganz abgeweidet, doch wenigstens platt getreten, so daß deutsche Schriftsteller schon zufrieden seyn müssen, wenn sie für ihren mobilen geistigen Viehstand Heu genug zur Stallfütterung finden.

Die Musen aber, die mit gutmüthigem Lächeln den großen Homer bisweilen schlafen ließen, werden um so nachsichtiger seyn mit dem Rhapsoden, und das letzte landwirthschaftliche Gleichniß dieser Variation freundlich verzeihen.

Juste milieu.

Buridans Esel, der zwischen zwei Heubündeln verhungerte, weil er unschlüssig war, nach welcher Seite er zuerst einbeißen sollte, war doch viel klüger als das juste milieu, das auf der einen Seite einen Heubündel sieht und auf der andern keinen, und doch verhungert, weil die goldne Mittelstraße zwischen Nichts und Etwas die beste seyn soll. — Es giebt keine ärgere Lästerung des göttlichen Geistes als jenes so viel gepriesene juste milieu, die Religion der Urphilister und Herm phroditen. Sie haben weder die Kraft Böses zu thun, noch Begeisterung für das Edle. Die Nacht schreckt sie, mit ihrer dichten Finsterniß, und der Tag blen-

det ſie mit ſeiner Helle. Sie können weder Adler ſeyn, die der Sonne entgegenkreiſen, noch Nachtraubvögel; nur im Zwielicht fliegen ſie ihren niedrigen Fledermausflug. — Wenn eine weltliche Gerechtigkeit auf Erden exiſtirte, ſo hätte das juste milieu wegen geiſtiger Impotenz ſchon längſt unter Curatel geſtellt werden müſſen. — Giebt es z. B. wohl etwas Unſinnigeres, als folgende Kinderlehren aus dem Katechismus der rechten Mitte:

„Ich will nicht ganz klug; aber ich will auch nicht ganz dumm ſeyn! Ich will nicht Knecht, aber ich will auch nicht ganz frei ſeyn! Ich will nicht ganz geſund; aber ich will auch nicht ganz krank ſeyn!“ — Iſt denn nicht der dumm', der nicht ganz klug iſt? — Iſt nicht der ein Knecht, der nicht ganz frei; nicht der krank, der nicht ganz geſund iſt? — Sie nennen den jungen Enthuſiasmus für Wahrheit und Freiheit übertrieben, als ob man die Wahrheit und die Freiheit zu ſehr lieben könnte!! — Freilich ſie können weder lieben noch haſſen. Ihr Herz ſchlägt gerade in ſo vielen abgemeſſenen Pulſen, als die Sekundenuhr der Phyſiologie vom Leben verlangt. Nie röthet die Freude über ein neues Hoffnungsgeſtirn, das über die gedrückte Erde aufgeht, ihre Wange, nie der ſchmerzliche Zorn über die Despotie, unter deren Händen eben ein für ſeine Freiheit gefallenes Volk ausröchelt! — Die Anhänger des juste milieu rühmen oft von ſich, daß ſie über allen Parteien ſtänden, ja, allerdings; aber in ihrem Sinn ſollten die Kreiſe noch höher ſtehen. — Wahrlich! Nicht die erbitterten Feinde der Freiheit halten dieſe in ihrem Weltgange auf; ſie finden ſich doch wie Männer auf dem Schlachtfelde ein; und ſollten auch die Streiter für das heilige Palladium der Völker, für einen Augenblick erliegen, ſo hören ſie doch die eiſernen Würfel klingen, und brauchen ſich nicht zu ſchämen von einem Feinde beſiegt zu ſeyn, der ein tapfres, ſcharfes Schwert und keine holzerne Waffen führt; die Legion der Freiheit wird, geübt und gekräftigt in einem ſolchen Kampfe, endlich eine unüberwindliche werden. — Aber iſt es nicht ein Jammer, wenn auf dem offnen Weltmeere das Schiff der Freiheit an der Auſterbank des juste milieu ſcheitert? —

Denn das juste milieu kann sogar imposant werden, durch die träge Masse, die es den Fortschritten des geistigen wie politischen Lebens entgegen wälzt. — Kein Herakles wird aufstehn, der den Augiasstall der Zeit vom juste milieu reinigt. Aber das ist auch keine Arbeit für einen Halbgott — der Muth und das Schwerdt eines Sir John Falstaff genügt, um die steifleinenen Philister der rechten Mitte, auch „in der Mitte," wie er sich einst nach dem Ueberfall bei Gadshill rühmte, „auseinander zu sprengen," wenn ihm diese Ritterthat nicht zu ekel erscheinen sollte.

Hoffnung.

Es ist wunderbar, daß noch nirgends ein Finanzminister darauf gekommen, die Hoffnung, das Salz des Lebens, ohne welches unser Dasein ganz ungenießbar wäre, als ein Regal zu besteuern. Denn es ist ganz erstaunlich, was die Völker, besonders die gedrückten, jährlich an Hoffnung consumiren. Vorzüglich in Deutschland verbraucht das Volk täglich so viel, daß es ein wahrer Luxus ist. — Freilich nimmt der Staat schon in seinen Lotterien die jährlichen Zinsgroschen von den Hoffnungen seiner Unterthanen, aber was er an dem grünen Spieltische von den armen und reichen Pointeurs gewinnt, reicht kaum aus als Taschengeld für seine kleinen Zerstreuungen. — Man sieht augenscheinlich, daß unsre Financiers blind genug sind, die ergiebigsten Goldminen unbebaut, ja unbeachtet liegen zu lassen. Sie reiben sich verzweifelt die Stirne, um die unpopulärsten Abgaben zu erklügeln, die das Volk verdrießlich und sogar aufrührerisch machen, während sie bei einer Hoffnungssteuer die freundlichsten Gesichter von der Welt zu sehn bekommen würden, da ein Hoffender ein Glücklicher ist, und der Glückliche gern mit vollen Händen giebt. Und dann, wie viel poetischer würden sich bei einer solchen Abgabe die Combinationen zwischen ihrer Erhebung und Anwendung gestalten, während gegenwärtig von irgend einem Grübler, der über den Staatshaushalt

calculirt, ſich gar ironiſche Zuſammenſtellungen machen laſſen. — Wenn man z. B. annimmt, daß ein von der Hundeſteuer eingegangner Thaler für den Etat des Hoftheaters mit verbraucht wird, ſo könnte ein ſolcher grübelnder Mephiſto behaupten, daß der Mops einer alten Jungfer in einem Grenzprovinzialſtädtchen in einer unabweislichen Beziehung zum Hoftheaterintendanten und zu den graciöſen Pirouetten einer Taglioni oder Fanni Elsler ſtände, ſomit auch zu Rellſtab, ſomit zum ganzen kunſtſinnigen Publicum der Hauptſtadt. Wie viel weniger boshaft geſtaltet ſich eine ſolche Zuſammenſtellung, wenn man etwa annimmt, daß ein armer Candidat des Predigtamtes ſeine Hoffnung auf eine bald vacante Kanzel mit einem Beitrage zu Tricots für das Corps de Ballet richtig verſteuert habe! darin iſt doch noch, wenn gerade kein erbaulich dogmatiſcher, doch ein äſthetiſcher Zuſammenhang! — Man würde natürlich bald auch eine wiſſenſchaftliche ſtaatsökonomiſche Theorie der Hoffnung aufſtellen müſſen, wie man in neuſter Zeit ſogar eine Wiſſenſchaft des Gewiſſens entdeckt hat, als Gegengift gegen alle radicale, auf wirkliches Wiſſen gegründete Wiſſenſchaftlichkeit!! — Auch müßten, was ja immer ein Glück für den Staat iſt, für das Reſſort der Hoffnung ganz neue Beamtenbranchen creirt werden, z. B. Hoffnungsrendanten, Hoffnungsräthe und Hoffnungscontrolleure, welche wie die Branntweinbrennereien, ſo auch alle Hoffnungsſteuerpflichtigen beſuchen, und das Maiſchquantum der Hoffnung regiſtriren. — Um einer ſpäter zu ernennenden Commiſſion, welche über die Uniformirung dieſer neuen Officianten ſich zu berathen hat, ihre Arbeit zu erleichtern, möchten wir unmaßgeblich vorſchlagen, daß die grüne Livree, welche die Hoffnung ſeit Menſchengedenken mit Ruſſen und Gendarmen gemein hat, beibehalten werde und daß die Hoffnungsräthe, nach Art der Lootsencommandeure, einen Kragen mit goldgeſticktem Anker tragen könnten. — Sollte man unſerm Plane über die neu einzuführende Hoffnungsſteuer etwa den Einwand machen, daß gerade die Aermſten, unter den Völkern ſowohl als Individuen, am meiſten Hoffnung conſumiren und einen großen Luxus damit treiben, daß es aber

mathematisch unmöglich sey, von der Armuth eine klingende Steuer einzutreiben, so müssen wir freilich einen solchen Einwand anerkennen; aber zugleich bemerken, daß dieser nur der einzige ist, der sich gegen unser Finanzproject aufbringen läßt.

Ach, indem wir so mit der Hoffnung spielen, sind wir selbst ihre schwärmenden Narren. Allein, wäre unser Leben ohne diese Narrheit wohl etwas andres, als ein langsames Sterben unter der Luftpumpe des klugen Realismus, der an nichts glaubt, als was er tastet? — Nein, wir wollen stets vom ganzen Herzen die Hoffnung lieben, wie sie uns liebt; wir wollen sie nicht verlassen, wie sie uns nicht eher verlassen wird, als bis die Lippe das letzte, gebrochne Wort stammelt. — In der Kindheit ist die Hoffnung unsre Großmutter, dann sitzt sie an unsrer Wiege und erzählt uns die goldnen, klingenden Mährchen aus dem Lande der Feen, und lullt uns lächelnd in den Schlaf, um uns ihrem Bruder, dem Traume, in die liebenden Arme zu legen. Und dem Greise erscheint sie wieder als rosige Geliebte, und erzählt ihm die Mährchen seiner eignen vergessenen Jugend. Darum auch werden die Greise wieder kindisch, und sehnen sich zurück nach dem bunten Spielzeuge ihrer ersten Wiege, bis man sie in ihre letzte legt. —

In dem kurzen Wonnemond unsres Daseins baut uns die Hoffnung ihre Regenbogenbrücke über die tiefen Abgründe des Lebens. Dann spielt sie neckisch in den wachen- und Schlafträumen ihrer lieben Menschen mit goldnen Kronen und dem Siegesschwerte des Dictators, dem Griffel eines unsterblichen Dichters, mit Lorbeeren und blühenden Myrthenkränzen. Dann winkt sie dem in's Weite sich hinaussehnenden Jüngling lockend ihren Gruß zu von jedem blauen Berge, der am Horizonte dämmert, und der verschämten Jungfrau flüstert sie in's Herz: „Er liebt dich!" —

Allein die unabweisliche tyrannische Prosa des bürgerlichen Lebens greift bald mit ihren eisigen Händen in unsre lachenden Hoffnungsträume hinein, und der Regenbogen zerfließt an dem nachtgrauen Himmel, wie alle die glänzenden Dinge, die uns das Traumbild gezeigt; und der blühende Myrthenkranz verwandelt sich

oft in einen welken Cypreſſenkranz auf dem Grabe eines lieben Todten! —

Mit den ſchmerzlichen, blutigen Opfern, welche der Jugend die Weihe des Mannes ertheilen, flieht die freundliche Poeſie unſrer Träume für immer, wir werden dann die Spießbürger und Stammgäſte der Hoffnung. Dann hoffen wir von Superintendenten, Königen, den Waiſenknaben am Glücksrade, von verhagelten Erndten, ſteigenden Courſen, und dgl. die Exiſtenz unſres Lebens, und noch etwas darüber, zum Zurücklegen; dann hoffen die Frauen auf heitere, ſonnige Tage — bloß weil ſie große Wäſche haben.

Das bürgerliche Leben, mit ſeinen mannigfaltigen Exiſtenzanſprüchen, macht uns zu ſoliden Narren der Hoffnung, die ſo freundlich iſt, auch der Proſa unſres Erdenwallens nicht ſtolz den Rücken zu kehren.

Voltaire ſagte einmal, daß unſre Erde am Ende nichts weiter ſey als das Narrenhaus des Univerſums, und gewiß, wenn wir uns nur für einen Moment der Millionen von ſiren Hoffnungs-Ideen bewußt werden, an welchen Millionen Menſchen, wie die Marionetten einer Puppenkomödie, in Bewegung geſetzt ſind; wenn wir ſehen, mit welcher Haſt und welchen Opfern wir Weltbürger ein Ziel verfolgen, das als Schattenbild immer mit uns flieht, und das wir ſelten oder nie erreichen, dann müſſen wir uns wahrlich auf unſrer Erde, wie in einem Bedlam vorkommen.

Greifen wir nur gerade hinein in's volle Menſchenleben, und holen uns einige Exemplare unſrer Welt- und Bedlamsgenoſſen heraus, um ſie und ihre Hoffnungen zu betrachten, denen ſie ihr ganzes Daſein willig geopfert haben.

Wir leben in einem Militärſtaate, es iſt daher nicht zu verwundern, daß wir bei dem erſten Griffe in's Leben einen Lieutenant herausziehen. Ach, wir ſehn an ſeinem Epaulet, er iſt noch Secondelieutenant, obgleich das Haar ſchon zu grauen beginnt und die Stirne Runzeln ſchlägt, die einem alten Stabsofficier Ehre machen könnten. Er dient auf Avancement, d. h. auf Hoffnung. Länger als ein viertel Jahrhundert hofft er nun ſchon vergebens auf da-

Premierlieutenantspatent; fünf und zwanzig mal ist zu Berlin der Einzug in Paris mit militärischen Avancements gefeiert worden; aber 25 mal wurde der 31. März für unsern Lieutenant zum 1. April. Aus den blauen Couverts der Berliner Cabinetsordres ließ sich für ihn kein heiteres Loos ziehen. — Drei mal ist die Choleraseuche durch das Land gezogen; aber die Vordermänner standen fest und stehn noch. — Astronomen haben berechnet, wie viele Hunderte oder Tausende von Jahren ein Fixstern brauche, bis sein Licht unsre Erde trifft. Wenn wir indeß das Leben eines Lieutenants, das wir mit dem Psalmisten auf siebenzig und wenn's hoch kommt auf achtzig Jahre festsetzen wollen, mit dem Leben des Universums vergleichen, so dauert es nach Verhältniß doch unendlich viel länger, bis das erste Sternchen sich auf das Epaulet eines Secondelieutenants niedersenkt.

Und diesen Aussichten opferte einst ein junger, blühender Mann seine Freiheit, seine Liebe (denn Secondelieutenants müssen wie katholische Geistliche im Cölibat leben, und können nur in außerordentlichen Fällen Dispens von Berlin erhalten) und sein Leben selbst, das er fristen muß mit dem frugalen Lieutenantstractamente, einer Summe, die man ihm gern, wie den Spartanern, in eiserner Münze auszahlen dürfte, ohne ihn besonders durch die Masse zu beschweren. Das aber nennt man auf Avancement, d. h. auf Hoffnung dienen! —

Jener verkümmerte, arme Dichter fühlt die Dornenkrone kaum, die das Schicksal ihm mit ehrner Hand auf das Haupt gedrückt; wird doch der Lorbeerkranz, der ihn einst schmückt, sich um so schöner auf der wunden Dichterstirne ausnehmen! — Er kann lächeln, wenn die vor Kälte erstarrten Schreibefinger, seiner Phantasie den Dienst aufkündigen; er kann selbst seinen Hunger belächeln, der ihn, wie ein Richard Savage und Thomas Chatterton bis zu den Höhen seines Olymps verfolgt, denn er hofft unsterblich zu seyn, wenn er den letzten Federzug an seiner großen Dichtung gethan! Aber er thut seinen letzten Athemzug vor diesem und doch stirbt er lächelnd, in der Zuversicht, daß die göttlichen Spuren seines Genius der Nachwelt nicht verloren gehn werden. Das geliebte Schmerzens-

kind ſeiner Hoffnungen aber, wird zerriſſen von kalten, geſchäftigen Krämerhänden! —

Doch wozu einzelne Bilder hier aufführen? — Sind wir doch alle Candidaten der Hoffnung, die auf Avancement dienen, und die lange, lange vergebens auf den Stern warten, der ſich auf uns niederlaſſen ſoll, der aber vielleicht nie erſcheint? — Machen wir doch alle gemeinſchaftlich die Fahrt durch's Leben, in einem und demſelben Narrenſchiffe, genannt: die Hoffnung; und wir landen nur mit unſern Todten, um ſie auf den Friedhof auszuſetzen, und einen goldnen Spruch der Hoffnung auf ihren Grabſtein zu meißeln! —

So wie die einzelnen Individuen, ſo ſind auch die Völker die Narren der Hoffnung, und unter dieſen die Deutſchen die größten. Die Hoffnungsfähigkeit der Deutſchen iſt wirklich wunderbar, und es erſcheint faſt, als ob ihnen jede erfüllte Hoffnung leid wäre, weil ſie dadurch um eine ärmer würden; noch wunderbarer aber iſt es, an welche Erſcheinungen ſie ihre ſanguiniſchen Hoffnungen knüpfen. Die Deutſchen leben immerwährend in einer Sylveſternacht, in welcher, nach ihrer Meinung, eine trübe, abgelebte Vergangenheit ihr Auge ſchließt, und eine vielverſprechende Zukunft ihr Kindesauge heiter lächelnd aufſchlägt. — So oft ein Jahr oder ein Jahrhundert ſtirbt und geboren wird (und das geſchieht in jeder Minute), ſinken ſie ſich gerührt in die Arme und küſſen ſich und trinken viel Punſch und rufen: „Pereat das Alte, es lebe das Neue!“ — So oft im genealogiſchen Kalender eine neue, kleine Veränderung eintritt, fahren ſie ganz und gar aus ihrer Werkeltagshaut in ihre beſten Feſtkleider, und gehn Mittags auf die Wachtparade und Abends in's Theater, und ſind vor Enthuſiasmus ſo confus, daß ſie nicht einmal wiſſen, ob Mozart's Titus (La Clemenza di Tito) oder Victor Hugo's: Le roi s'amuse aufgeführt wird. — Sie glauben auch, die Schlange der Zeit häutet ſich, ſo oft die Armee eine alte Uniform ablegt, um eine neue anzuziehen.

Die deutſche Hoffnung hat mehr Induſtrie, als der deutſche Handelsgeiſt. Sie weiß aus Allem etwas zu machen. So weiß

ſagt ſie aus dem Ausbau des Kölner Domes die Regeneration Deutſchlands, und wenn irgendwo eine neue Frohnveſte, mit einer byzantiniſchen Façade errichtet oder das Bild eines Königs, zum Behufe knieend zu halten werdender öffentlicher Abbitte, von einem Hofmaler gemalt wird, datirt ſie von dieſen Phänomenen neue hoffnungsvolle Phaſen der Kunſt. — Gegenwärtig hat das deutſche Hoffnungsbureau wieder eine Commandite auf den Chathamsinſeln angelegt, und die armen Schulkinder werden ſich ſchon mit den Antipoden in der vaterländiſchen Geographie befreunden müſſen. — Der Abſolutismus, der immer fürchtete, daß die Deutſchen für die blutige Saat, die ſie auf den Schlachtfeldern des ſogenannten Befreiungskrieges einſt ausgeſäet, auch die Hoffnungsernte einfordern würden, iſt es ſehr zufrieden, daß ſie ſich kindlich mit der ſchönen Ausſicht begnügen, die ſie aus ihrem Kerker haben! —

Freilich, in gewiſſen Momenten kommen die Deutſchen zur Beſinnung, und dann finden ſie mit Beſtürzung, daß ihr Hoffnungsbudget keineswegs ſo genau auf Heller und Pfenning ſtimme, wie das auf zwei Seiten veröffentlichte Budget des preußiſchen Staatshaushalts! —

Die Zwiebel, die man nach Jahrtauſenden in der Hand einer ägyptiſchen Mumie gefunden, keimte grün und luſtig auf, als man ſie in friſche, deutſche Erde geſetzt.

Deutſche Mumie, nach wie vielen Jahrtauſenden werden deine Hoffnungen ſo grün und luſtig aufſchießen, wie jene Zwiebel aus den Zeiten der Pharaonen? —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Unterthänige Reden.

Druck von J. Fr. Hch

Unterthänige Reden.

Vier Vorlesungen,

öffentlich gehalten zu Königsberg im Winter 1843,

oder:

Fortsetzung

der

„Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit."

Von

Ludwig Walesrode.

Zürich und Winterthur.
Verlag des literarischen Comptoirs.
1843.

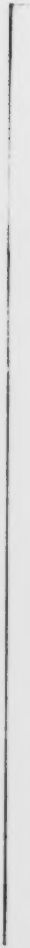
Seinem Freunde

Georg Herwegh

gewidmet

vom

Verfasser.



Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Vorrede	. . . . .	IX
I.	Eine wunderbare Novelle aus der neueſten Zeit	1
II.	Zur neueſten Geſchichte der Caricatur	35
III.	Des Freiherrn von Münchhauſen neueſte Abenteuer (von ihm ſelbſt erzählt).	75
IV.	Zur Leichenfeier des hingeſchiedenen erſten Jahrtauſends des deutſchen Rei[illegible]	113
Noten	. . . . .	146

Grundzüge zu einer Vorrede.

Voriges Jahr konnte ich in dem Vorworte zu meinen „Glossen und Randzeichnungen“ noch meinem Königsberger Censor eine Lobrede halten; warum mir's gegenwärtig nicht möglich geworden, bedarf wohl kaum einer Erklärung.

Der officielle Rückschritt beeilt sich in Deutschland. Er hat in seiner Angst vor der eindringlichen Gegenwart das Princip der Allmäligkeit aufgegeben.

Wie das Alter eines Baumes an den Ringen kenntlich, welche sich jährlich um den Splint bilden,

so ist das Alter des gegenwärtig regierenden (nicht herrschenden) Princips an den eisernen Banden abzuzählen, welche jährlich um die germanische Eiche neu geschlagen werden.

Indeß vergessen die eifrigen Staatsschmiede, daß die gequälten Dryaden sich schon längst aus der tausendjährigen deutschen Eiche in einen frischen, lustig aufschießenden Maienbaum geflüchtet haben.

Schmiedet daher nur immer zu neue Fesseln um eure heilige Eiche; wenn ihr den letzten Lebenskeim mit euren Hämmern, Nägeln, Eisenbanden und andern Marterwerkzeugen in ihr getödtet habt, dann wird sie mit gewaltigem Krachen, das im ganzen deutschen Lande vernehmbar sein wird, über die Baumschänder zusammenstürzen. — Aber in dem jungen, frischen Maienbaume wird ein junges frisches Deutschland neu emporblühen.

Es ist ein Unterschied zwischen meinen vorjährigen Vorlesungen und meinen diesjährigen. Voriges

Jahr konnte die Satyre gegen den Status quo noch mit einiger Galanterie in die Schranken treten, wie ein spanischer Matador im Stiergefecht. Der Schaft des Pfeiles, welcher auf das Thier geschleudert werden mußte, war daher, wie bei diesem, mit einem zierlichen Blumenbouquet geschmückt.

Allein in diesem Jahre hat sich's zu deutlich hervorgestellt, daß der deutsche Status quo kein edler Stier, sondern ein Ochse ist, an dem alle galanten Blumen reine Verschwendung wären.

Es ist eine Art Metzgerarbeit, gegen den zähen deutschen Status-quo-Ochsen zu Felde zu ziehen, und man möchte sich wahrlich einen ritterlicheren Gegner wünschen; allein, wie Aerzte, dürfen auch die Schriftsteller, die am Krankenbette ihre Gegenwart machen, nicht ekel sein.

Der Boden, auf welchem diese Vorlesungen entstanden, machte es diesmal nothwendig, sie für das Lesepublikum mit Noten zum Verständnisse einiger

localen Beziehungen zu begleiten. Von Nutzen dürfte es vielleicht auch sein, daß durch diese Noten einige, unsere Königl. Preußische Gegenwart charakterisirende Facta vor zu raschem Antiquiren geschützt werden.

Da gegenwärtig auch die Könige unter die Literaten gegangen sind, indem sie nicht bloß dichten und reden, sondern ihre Dichtungen wie ihre Reden auch drucken lassen, so erklärt sich der demüthige Titel meines Buches wohl von selbst.

Leipzig den 7. Juli 1843.

Ludwig Walesrode.

I.

Eine wunderbare

Novelle aus der neueſten Zeit.

Es war einmal ein Kaiſer von Byzanz, welcher Juſtinian hieß. Dieſer verliebte ſich ſterblich in die Tochter des Bärenhüters Acacius, welche beim Stadttheater zu Konſtantinopel als Choriſtin angeſtellt war. Theodora, die ſowohl durch ihre Schönheit als durch ihre Philinenanmuth des Kaiſers Majeſtät zu feſſeln wußte, machte eine noch glänzendere Carrière, als in unſern Tagen die Gräfin Reichenbach; denn ſie wurde dem Kaiſer zur rechten Hand angetraut, und die damaligen Heſſen hätten es wohl bleiben laſſen ſollen, ihr die Fenſter einzuwerfen, wie ſolches der letztgenannten im Kaſſeler Aufſtande widerfuhr.

Der Kaiſer hatte ferner ſehr ausgezeichnete Baumeiſter, welche ihm die Sophienkirche in Konſtantinopel aufführten, und ſehr ſchlechte Miniſter, die mit dem ſchwankenden, religiöſen Gewiſſen ihres Herrn ſpielten, ihn zum Andächtler, zum theologiſchen Wortgrübler machten und zur Verfolgung Andersdenkender aufhetzten.

Der Miniſter Alexander, zukenannt „Pſalidion“ (die Scheere), wurde beſonders mit dem allgemeinſten Abſcheu der Nation gebrandmarkt. — Die Statthalter in den Provinzen waren Knechtsnaturen gegen den Herrn, das Volk aber achteten ſie für Nichts. — Unter der Regierung Juſtinians entſpannen ſich zu Byzanz heiße Kämpfe zwiſchen den grünen und blauen Parteien des Circus, welche zu blutigen Ketzergerichten führten. — Der Kaiſer hatte einen tapfern Haudegen, Beliſar benamſet, als Feldherrn angeſtellt. Dieſer ſchlug ſich in vielen langwierigen, grauſamen Schlachten mit Perſern, Slaven und Bulgaren herum, welche von allen Seiten in das Reich eingedrungen waren, und erfocht für Se. Kaiſerliche Majeſtät glänzende, wenn auch mit vielem Blute theuer erkaufte Siege. — Als nun die Feinde alle ſo geſchlagen waren, daß der Kaiſer ſie nicht mehr zu fürchten brauchte, wurde der alte, tapfere Beliſar mit Schimpf und Schande fortgejagt, nach einigen Nachrichten ſogar geblendet, und mußte jetzt auf den Landſtraßen ſein »Date obolum Belisario« betteln. — Der Kaiſer aber ſtarb am Ende ſeiner Tage, wurde hochſelig, und ſeine Hiſtoriographen nannten ihn den „Großen.“ —

Welch' ein reicher Stoff zu einer modernen Tendenznovelle! — Ein Kaiſer, der eine anmuthige Schauſpielerin auf den Thron erhebt, der große Dombauten auf-

führt; — Miniſter, die ihrem erlauchten Herrn fanatiſche Religionsedicte zuſouffliren — einer derſelben führt ſogar den Beinamen „Scheere," alſo wahrſcheinlich Obercenſor des Staats. Knechtiſche Provinzverwalter; Kampf zwiſchen den Blauen und Grünen, zwiſchen dem Status quo, der das Berlinerblau als Farbe der Beſtändigkeit zu ſeinem Symbol gewählt, und der Partei des Fortſchrittes, welche ſich mit dem Grün der Hoffnung geſchmückt. Der tapfere Beliſar, der die eingedrungenen Barbaren mit Gott für Kaiſer und Vaterland zum Lande hinausjagt, und nach erfochtenem Siege als geblendeter Bettler umherzieht, und um einen elenden, kupfernen Obolus bettelt, kein Anderer, als der byzantiniſche Michel. Und dann die Hochſeligkeit und das Epitheton „Groß"! — O, es gibt nichts Neues unter der Sonne; ſogar die neueſte deutſche Geſchichte hat ſchon ſtattgefunden im ſechsten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung zu Byzanz, allwo jetzt erſt Se. Hoheit Abdel-Medſchid das preußiſche Exercierreglement einführt.

Wenn wir dennoch dieſen ſo reichhaltigen Stoff nicht als Novelle ausarbeiten, ſo liegt ſolches zum Theil daran, daß dieſer ſchon ſeine unerreichbaren Autoren gefunden an dem glänzenden Memoirenſchreiber Procop und dem ſtrengen Gibbon; die Geſchichte des deutſch-byzantiniſchen Michels — Beliſar hat der

liebenswürdige Marmontel bekanntlich in einen rührenden Roman gefaßt. Zugleich aber dürfte reine Furcht jeden deutschen Schriftsteller abhalten, dergleichen Historien überhaupt zu bearbeiten. — Wer weiß, ob nicht irgend ein deutsches Strafgesetzbuch einen Paragraphen enthält, daß über todte Kaiser, welche mit einem lebenden Fürstenhause verwandt sind, nichts Nachtheiliges geschrieben werden dürfe, bei mehrmonatlicher oder mehrjähriger Festungsstrafe und dem Verluste der Nationalkokarde? Wer anders ferner, als der Redacteur der Adelszeitung, weiß es, ob nicht Justinian ein entfernter Urvetter des durchlauchtigen Fürsten von Sigmaringen oder derer von Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein ist? Soll der deutsche Schriftsteller ein Opfer seiner genealogischen Unwissenheit werden, und sich nun noch gar die schüchternen, censurblöden Schreibefinger an alten Geschichten aus der alten Geschichte verbrennen?

Fingen wir dennoch eine Novelle, und zwar mit Justinian, an, so wollen wir damit erklären, daß diese an die Novellen erinnern sollte, welche der byzantinische Kaiser, der, wie die meisten modernen Kaiser, Könige und Fürsten, nach Schriftsteller-Ruhm geizte, im eigenen Verlage zu Konstantinopel herausgegeben. — Die geehrten Damen werden indeß vergebens in den Leihbibliotheken nach diesen Novellen fragen lassen. Der Bibliothekar wird ihnen stets antworten: „Sind

nicht zu Hauſe!“ wie wenn gegenwärtig nach „Thomas Thyrnau“ gefragt wird: aber in Wahrheit beſitzt er ſolche gar nicht. Denn Juſtinian hat ſeine Novellen nicht, wie der König von Baiern ſeine Gedichte, oder wie der den deutſchen Studenten wohlbekannte Fürſt von Thorn ſeine geſammelten Trinkſprüche, für Leibbibliotheken geſchrieben, ſondern lediglich zum Gebrauche für Auskultatoren und Referendarien, die in's Examen gehen. — Seine Novellen ſind 168 der von ihm redigirten Sammlung des römiſchen Rechtes beigefügte neue Geſetze, welche, da ſie gegenwärtig bereits mit dem verſchönernden Roſte von zwölf Jahrhunderten bedeckt ſind, zum hiſtoriſchen Rechte gehören, und ſchon aus dem Grunde unſerm neunzehnten Jahrhunderte um ſo ehrwürdiger erſcheinen und es um ſo natürlicher verpflichten müſſen, wie uns die weiſen Meiſter der hiſtoriſchen Schule predigen.

Ein berühmter neuerer Rechtslehrer hat unſerer Zeit den Beruf ganz und gar abgeſprochen, eben ſolche geſetzliche Novellen zu ſchreiben, wie Kaiſer Juſtinian ſeiner Zeit ſich's herausgenommen. Allein als nichtsdeſtoweniger eine Commiſſion niedergeſetzt wurde, welche auch für die Gegenwart ihre Novellen abfaſſen ſollte, war gerade dieſer Rechtslehrer eines der eifrigſten Mitglieder, welches ſich am meiſten berufen fühlte, Geſetze, die an das Zeitalter Juſtinians erinnerten, zu

entwerfen und mit seiner Autorität zu unterstützen. — Dieser berühmte Professor des Rechts parodirte auf seine Weise die rührende Geschichte von dem treuen Pudel, die wir hier erzählen wollen.

Ein alter Junggeselle hatte einen treuen, sehr gut abgerichteten Pudel, welcher ihm jeden Mittag das Essen in einem Korbe aus der Restauration holte. Jahre lang hatte der Pudel dieses Amt mit der größten Pflichtstrenge verwaltet. Die inneren Versuchungen, welche durch den Speisenduft in ihm geweckt wurden, schlug er stets eben so heroisch zurück, wie er auf seinem schweren Wege den Anfechtungen anderer Hundscollegen zu trotzen wußte. Eines Tages jedoch, als mein Pudel um Mittagszeit mit seinem wohlgefüllten Speisekorbe im Maule über den Markt nach Hause trabte, lockte der pikante Cotelettgeruch eine ganze Meute Metzger- und in deren Gefolge noch andere Hunde herbei. Sie fielen über den Pudel her, welcher dem Angriffe nur eine schwache Vertheidigung entgegensetzen konnte; der Korb wurde ihm entrissen und der auf dem Boden zerstreut liegende appetitliche Inhalt von sämmtlichen großen und kleinen Hunden con amore verzehrt. — Der gute Pudel sah einige Zeit diesem traurigen Schauspiele mit melancholisch trübseliger Miene aus der Entfernung zu, endlich aber, als er fühlte, daß doch Alles unrettbar verloren sei, stürzte er sich unter die schmau-

senden Hunde und fraß für zwei mit! — Der erwähnte berühmte Rechtslehrer ist das thätigste Mitglied in der Gesetzcommission! —

Darf nun ein Gesetz überhaupt den Namen „Novelle" sogar im modernsten Sinne des Worts beanspruchen, so ist es wohl besonders jenes, welches vor nicht gar langer Zeit im Schooße der genannten Commission entworfen und berathen wurde; eine Novelle, wie sie der bekannte Fürst von Quedlinburg nicht anmuthiger auf die Leipziger Ostermesse schicken kann; denn Liebe, Eifersucht, Haß, mit der dazu gehörigen dumpfen Kerkerluft und dem bekannten Kettengerassel, wissen darin die schaudernde Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln und zu steigern; wir meinen den Entwurf eines neuen Ehescheidungsgesetzes! — Ein geschickter Schauergeschichten-Scribent könnte jeden Paragraphen dieses Entwurfes zu einem lieblich grausenhaften Romankapitel mit Leichtigkeit umschreiben und beim großen Publikum der Leihbibliotheken, welches sich noch gemüthlich an „Laurette Pisana," „Erasmus Schleicher" und dem „Blutigen Geist auf der rothen Burg" erbaut, viel Furore machen. Wie Madame Birch-Pfeiffer den genannten Gesetzentwurf als Seitenstück zu ihrem „Hinko" herrlich dramatisiren müßte, ist gar nicht zu sagen. Ja, sogar der selige Clauren hätte manchen Paragraphen für sein Vergißmeinnicht vortrefflich benutzen kön-

nen; es fehlte ihm weiter nichts, als gehörig viel silbernen Mondschein darüber auszugießen.

Gibt es wohl etwas romantisch Schauerlicheres, als eine Eheinquisition? Etwas Reizenderes, als einen Sühneversuch vor dem Consistorium? — Nimmt es nicht §. 20 des Entwurfs mit jedem berühmten englischen Romane auf, in welchem zwei zärtlich Liebende, die das Verhängniß oder bei uns das Gesetz gewaltsam auseinanderhält, zuletzt am gebrochenen Herzen sterben? — So viel Poesie ist in unserer Zeit! — Ja, die Jurisprudenz hat ihre alte Perrücke fortgeschleudert, und auf ihrem kahlen Haupte werden sich bald genial hervorsprießende Löckchen zeigen. Der schweinslederne Kaliban geht auf die Schmetterlingsjagd und pflückt sentimentale Veilchen an dem Rain des murmelnden Bächleins. — Die Liebe wie der Haß hatten sich bisher dem Gesetzgeber entzogen, der eine blöde Scheu vor dem Hausrechte des Herzens fühlte, der es verschmähte, eine unberufene Rolle mitzuspielen in dem geheimen Drama des Familienglücks und Familienjammers. — Fort mit dieser altmodischen Scheu! In einem gut policirten Staate müssen auch die Gefühle unter gesetzliche Controle gestellt werden. Kein Bürger und keine Bürgerin muß hassen oder lieben dürfen wider den Willen eines Oberlandesgerichts oder Consistoriums. Künftig sollen im Leben wie auf der Bühne nur „Mit

hoher obrigkeitlicher Bewilligung" „Romeo und Julie," „Othello" und ähnliche Stücke aufgeführt werden; und wer das hohe Lied der Liebe dichten will, muß einen Stempelbogen dazu nehmen, zur Vermeidung der gesetzlichen Strafe; denn die Leidenschaften sind fiscalisch. — Die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher die Akten eines Oberlandesgerichts Stellen enthalten werden, wie folgende:

Zeuge N. N. sagt aus, daß er's deutlich gehört, wie die Denunciatin Julie Capuletti zum Romeo Montecchi, welcher in der Morgendämmerung auf einer Strickleiter vor ihrem geöffneten Fenster stand, folgendes geäußert:

„Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang!
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort,
Glaub', Lieber, mir; es war die Nachtigall."

Worauf der p. p. Romeo Montecchi erwiederte:

„Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; — "

Verdient nun ein Gesetz, welches so auf das innerste Wesen der Liebe eingeht, nicht wirklich den Namen einer Novelle sogar im Sinne der Leihbibliotheken? Habe ich daher wohl von meinen Zuhörern den Vorwurf der Täuschung zu fürchten, wenn ich ihnen, statt der erwarteten Novelle im ästhetischen Begriffe des

Wortes, novelliſtiſch eingeleiten die Rede hier mittheile, mit welcher der geniale Entdecker des neuen Ehegeſetzes dieſes in der Commiſſion einführte und bevorwortete? wenn ich jetzt in meinem Vortrage fortfahre wie folgt?: —

Es war im Sommer 1842 nach Chriſti Geburt. Ein ſchwüler Julitag lag drückend auf der Reſidenzſtadt Berlin. Die Droſchkenpferde auf den öffentlichen Plätzen *ſenkten ſieſtamüde ihr Haupt*. Die Spree, ſonſt das gemüthliche Bild des allmäligen, beſonnenen Fortſchrittes, ſtand erſchöpft ſtill auf ihrem weiten Wege zum Meere, wie einſt die Sonne in Gibeon. Auf dem Balkon der Kranzleriſchen Conditorei ruhten zu Dutzenden die geſtreckten und beſpornten Gardeoffizierbeine, deren Inhaber das Eis im ſtrengſten Dolce far niente verzehrten, ohne auch nur ein einziges Mal auf Ehre zu verſichern, daß die Taglioni charmant geweſen und daß der neue Waffenrock eine göttliche Taille gebe. So ſchwül war der Tag! — Durch die langgeſtreckten, ſchattenloſen Straßen wirbelte in dicken Wolken ein wahrhafter Saharaſtaub, ſo daß Freiligrath ſich ſogar unter den Linden die Begeiſterung zu ſeinen Wüſtenbildern hätte holen können.

Trotz dieſes heißen Hundestages, der die ganze Schöpfung zur Ruhe aufforderte, hatte der ehrwürdige geſetzvorſchlagende Senat ſeine Sitzungen für vermaurt

erklärt, um zu berathen, man denke, über die Ehe! Es muß wahrlich dringend Noth gewesen sein, dieses Gesetz unter dem eben so leicht erschlaffenden als aufregenden Einflusse des Caniculargestirns zum Gegenstande der Berathung zu machen. Vielleicht, daß ein eclatanter Fall aus einer distinguirten Ehesphäre es nothwendig machte, das Eheband für die niedrigen Stände straffer anzuziehen, damit diese genug mit sich zu thun hätten und sich's nicht einfallen ließen, über ihren Gesichtskreis hinaus nach höchsten Eheverhältnissen zu blicken. Vielleicht waren es aber gerade die heißen Julitage selbst, welche diese Männer vom Gesetze dringend aufforderten, den Deutschen neue Polizei- und Consistorialzügel anzulegen, damit sie sich nicht überheben mögen im sanguinischen Freiheitscultus der französischen Julisonne. Denn es ist bekanntlich strenges, bundestägliches Hausgesetz, daß alle Feiertage, welche von den Siegen der Freiheit ihren Ursprung herleiten, mögen diese nun von andern Nationen oder von den Deutschen selbst errungen worden sein, dem lieben Vaterlande verfalzen werden. Daher datirt sich auch das liebliche Censurgesetz des Jahres 1819 vom 18. October, dem Tage der großen Völkerschlacht bei Leipzig, daher datirt sich der Entwurf einer neuen Verordnung über Ehescheidung vielleicht, wenn auch nur instinctmäßig, vom Juli. — Mag dem indeß sein, wie

ihm wolle, so viel ist wenigstens thatsächlich, daß der Tag sehr heiß war, daß der ehrwürdige Gesetzessenat sich nichtsdestoweniger versammelt hatte, und daß Einer aus dessen Mitte plötzlich sich erhob, feierlichst ein Papier aus der Tasche zog, sich räusperte und folgende denkwürdige Rede über die Einführung des Ehegesetzes hielt:

„Meine Herren! Alle gottlosen Umtriebe unserer Zeit rühren bekanntermaßen davon her, daß Germanien noch immer viel zu frei ist. Der Deutsche genießt einer Redefreiheit, die fast an Republikanismus gränzt. Es ist ihm durch das historische Recht die gesetzliche Befugniß eingeräumt, zu Allem „Ja!“ sagen zu dürfen, was die ihm von Gott vorgesetzte Obrigkeit befiehlt und verfügt, zu Polizeiverordnungen, neuen Steuern, Censurgesetzen u. s. w.; allein der Deutsche mißbraucht dieses Recht auf unverantwortliche Weise. Was haben in der That Engländer und selbst Amerikaner weiter vor ihm voraus, als daß sie zu Allem „Nein!“ sagen dürfen?

Es fehlt mithin dem Deutschen zum Demokraten und Republikaner weiter nichts, als dieses einzige kleine Wörtchen, das ihm allerdings schwerer auszusprechen wird. — Denn das „Ja!“ ist nicht bloß der kürzeste, sondern auch der bequemste Laut in unserer Sprache. Es ist eine Art von Hiatus, welcher die Mitte

hält zwiſchen Seufzen und Gähnen, und der dem deutſchen Michel gerade mundgerecht iſt, wenn er im Halbſchlafe ſeine unmaßgebliche Meinung auszuſprechen ſich anzumaßen die Kühnheit haben ſollte, während das ſcharfe, helle „Nein“ neben der wachen Energie der Sprachorgane noch eine praktiſche Härte des Charakters erfordert, welche durchaus ungermaniſch iſt. — Indeß iſt's ſchon ein verbrecheriſcher Uebergriff von dem Deutſchen zu Allem, was höheren Orts beſchloſſen wird, „Ja!“ ſagen zu wollen, da er gar nicht um ſeine Meinung gefragt wird.

Maßt er ſich nicht hiemit eine Art von conſtitutionellem Vorrechte an, höheren Beſchlüſſen und Verfügungen beipflichten zu dürfen? — Ignorirt er nicht dadurch die ihm von Gott eingeſetzte Obrigkeit, welche dazu da iſt, um für ihn zu Allem „Ja!“ zu ſagen?

Meine Herren, das darf nicht länger ſo bleiben! — Wenn eine ganze Nation erſt anfängt, ſich laut zu äußern, mag's nun ein lautes, uniſones Schnarchen, oder ein nationelles Seufzen oder Gähnen ſein, ſo weiß man nicht, zu welchem Extreme dieſe Freiheit der Rede führen kann. — Blicken Sie auf Frankreich! — Marat! — Robespierre! — Guillotine — ſchrecklicher Terrorismus — Louis Philipp im bombenfeſten Wagen — Preßfrechheit!! — Blicken Sie auf England! — Eine ungeheure Nationalſchuld! — Viel Armuth

im Volke! — Die Weiber auf öffentlichem Markte verkauft! — Matrosen gepreßt! — Ein Schornsteinfeger beunruhigt die Königin! — Der Herzog von Wellington mit Steinen geworfen! — Keine Censurgesetze! — Keine Garantien! — Preßfrechheit!! — Blicken Sie auf Nordamerika! — Nicht einmal einen König haben sie da: aber Lynchgesetze mit Theer und Federn und — Preßfrechheit!!

Meine Herren, vergessen wir nicht, daß wir zum Pupillencollegium der historischen Schule gehören, daß wir nicht bloß die Vormünder der deutschen Gegenwart und Vergangenheit, sondern auch die der deutschen Zukunft sind. Es liegt uns daher ob, durch eine energische Maßregel unser Deutschland vom Rande des Verderbens gewaltsam zurückzureißen: sind wir erst mit einem leuchtenden Beispiele vorangegangen, so dürfen wir erwarten, daß die noch übrigen 32 oder 38 Deutschländer uns nachmaßregeln werden. — Wir müssen die eingerissene deutsche Redefreiheit beschränken, allein mit viel Staatsklugheit, damit wir's nicht mit dem Volksgötzen, dem sogenannten Zeitgeiste, verderben. Wir müssen dem beschränkten Volke fortzuschreiten scheinen, während wir die Permanenz des allein seligmachenden Stillstandes schon zu behaupten wissen werden. — Wir haben bisher schon der Nation das Fortschreiten zu viel erlaubt, daß der Stillstand

ja, ſogar die Rückkehr zu alten, ſoliden Principien nicht mehr als unſere heilige Pflicht iſt. — Wie undankbar von unſerm Volke, uns ſchweigend vorzuwerfen, oder ſich in der Stille darüber zu freuen, wenn ausländiſche Zeitungen, wie z. B. die Times, es offen ſchreiben, daß wir für den Fortſchritt zu wenig gethan!

Vergleichen wir unſer Vaterland, wie's unter dem Cheruskerfürſten Herrmann ausſah mit deſſen jetzigem Zuſtande! — Damals konnten ſelbſt gebildete Germanen weder ſchreiben noch leſen; ſie kleideten ſich in Thierhäute; ſie hatten weder Oper noch Ballet; ſie wußten nichts vom hiſtoriſchen Chriſtus; — Berlin exiſtirte noch gar nicht — — Und jetzt! — Selbſt der unbedeutendſte Mitarbeiter an der „Literariſchen“ und „Spenerſchen Zeitung“ kann ſchreiben und leſen; kein gebildeter Deutſcher und keine gebildete Deutſche kleidet ſich noch in Thierhäute, die Glacéhandſchuhe etwa ausgenommen; ſie haben Gelegenheit, Herz und Geiſt an Oper und Ballet, und ſogar an der Antigone auszubilden; ſie können ihr Seelenheil in dem Vereine zum hiſtoriſchen Chriſtus aſſecuriren mit einem ſehr geringen, moraliſchen Procentſatze, ſie können — um es mit einem Worte auszudrücken — in Berlin leben, wo der Weltgeiſt ſich zur Ruhe begeben und ſeine Penſion in Frieden verzehrt.

Ja, wir brauchen nicht einmal ſo weit zurückzu-

geben. Vergleichen wir bloß unſern Staat, wie er vor dem Jahre 1806 war, mit ſeiner jetzigen Geſtalt. Damals erhielt jeder deutſche Krieger, der für Gott, König und Vaterland ins Feld zog, ohne portepéefähig zu ſein, ſeine 25 Stockprügel aus dem Pfeffer, ſobald er den Zopf nicht recht gewickelt oder mit den geſtreckten Beinen beim Parademarſch um eine halbe Linie vom Exerzierreglement abwich; damals hatte die Staatszeitung keine Rubrik: „Inland,“ worin jedem guten Unterthanen die kleinen und großen Hofplaiſirs auf's Ausführlichſte erzählt und ihm gar die ſtrengſte Rechenſchaft abgelegt wurde über die Bevölkerung von Stolpe, Stargard und der Inſel Tſchuſan; damals hatte kaum der hundertſte Menſch einen Orden und kaum der fünfzigſte einen Rathstitel — und jetzt? — Der Krieger bekommt regelmäßig ſeinen Sold und ſein Kommißbrod und nur in gewiſſen Fällen Prügel; der Zopf iſt gänzlich abgeſchafft, wie der langſame, langgeſtreckte Parademarſch; die Staatszeitung iſt ſehr intereſſant; ja der fünfte Menſch hat einen Orden, und jeder zweite die Ausſicht darauf, und überhaupt gibt's keinen, nur einigermaßen loyalen Unterthanen, der ſich nicht zum Rathstitel qualificirte.

Meine Herren! — Ich frage Sie jetzt unparteiiſch: welche Forderungen kann die ſogenannte Aufklärung an die Adminiſtrationsbehörde in Germanien noch ſtellen? — Bedenken Sie, wir haben jetzt Deutſche, die nicht

geprügelt werden: Deutsche, welche Erlaubniß und Gelegenheit haben, über die wichtigsten Angelegenheiten des Hofes, so wie über die Statistik von Pommern und China sich aus der Staatszeitung aufzuklären: Deutsche, welche so viele und noch mehr Orden bekommen können, als sie Knopflöcher am Rocke haben: Deutsche, welche entweder schon Räthe sind oder in jedem Augenblicke ihres Lebens in Gefahr stehen, es zu werden. Ich frage Sie, meine Herren! — ist ein solcher garantirter Zustand des Nationalglückes wohl in Frankreich, England und Amerika erhört? ja möglich? —

Wenn daher Deutschland sich dennoch nicht so glücklich fühlt, als es von obrigkeitswegen sich zu fühlen verpflichtet ist, so ist dies nur eine Folge hochverrätherischer Unzufriedenheit und überhandnehmender, demagogischer Umtriebe des verstandesbeschränkten Unterthanen, welcher sich anmaßt, zu Allem, was die von Gott eingesetzten wirklichen geheimen Räthe, Präsidenten, Minister und Polizeisergenten befehlen, sein „Ja!“ zu sagen, statt ehrfurchtsvoll zu schweigen und zu thun, was ihm geboten wird.

Wie aber ist dies unberufene, demagogische „Jasagen“ im Volke gründlich auszurotten? — Mit Gensdarmen diese Sprechfreiheit gewaltsam zu unterdrücken, würde unser System des scheinbaren Fortschrittes gar zu arg compromittiren, außerdem haben wir uns einige poli-

tiſche Gêne aufzulegen, wenn auch nicht vor unſerm Inlande, doch vor dem befreundeten England, welches ſo gütig war, uns einen Theil an dem Taufkuchen des Prinzen von Wales und an dem Biſchof von Jeruſalem zu geſtatten. — Ueberhaupt müſſen wir, des fatalen Zeitgeiſtes wegen, allen kleinen und großen Freiheiten, welche wir dem Volke in der Vorausſetzung geſtatten, daß es nicht ſo unbeſcheiden ſein werde, ſolche zu benutzen, nicht am hellen Tage mit offner Gewalt ihm wieder entreißen, ſondern auf türkiſche Weiſe mit der feinen ſeidnen Schnur in der Stille abwürgen. Ich habe mir daher die Aufgabe geſtellt, wie die überhandnehmende, nicht Sprechfreiheit, ſondern Sprechfrechheit geräuſchlos und ſtaatsklug dem Deutſchen ganz und gar verleidet werden könnte, und ich glaube, es iſt meinem angeſtrengten Nachdenken gelungen, das radicalſte Mittel aufzufinden, wie ich ſolches hier zu entwickeln die Ehre haben werde. —

Es gibt einen Moment im Leben des deutſchen Bürgers, in welchem er wirklich und wahrhaftig um ſeine freie Meinung befragt wird, nämlich vor dem Traualtare, wenn es ihm von Kirche und Polizei erlaubt werden, einzugehen in den Himmel oder in die Hölle der Ehe.

Vor dem Traualtare ſind die Deutſchen mehr als bloß berathende Stände, denn es hängt lediglich von

ihrem Votum ab, ob eine ſtaatskirchliche Allianz zwiſchen zwei ſpäter Krieg führenden Mächten vollzogen werden ſoll oder nicht. Bedenken wir nun noch, daß in einem ſolchen Momente ſelbſt der loyalſte Deutſche ſeinen Bundestag und ſeinen Polizeiminiſter vor lauter Wonne vergeſſen kann, daß ihm der friſche Myrthenzweig in dem ſchwarzen oder blonden Haare ſeiner Braut theurer iſt, als die Krone eines Königs, und das ſchüchtern ſelige Erröthen auf den Wangen ſeines Mädchens lieber, als eine Cabinetsordre im blauen Couvert, überhaupt, daß ihn der Vermählungstag mehr begeiſtert, als ein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum oder ein großes Manöver auf der Haſenheide, ſo frage ich Sie, meine Herren, muß nicht ein ſolcher Moment in dem Deutſchen ein Gefühl hervorrufen, welches faſt an das gefährliche Bewußtſein der Mündigkeit gränzt? Könnte nicht der Deutſche ſich's einfallen laſſen, dieſe Exaltation einer geträumten Selbſtſtändigkeit noch weiter fortzufühlen und zwar ſo weit, daß es ihm einmal einfällt, der von Gott eingeſetzten Obrigkeit gegenüber „Nein!“ ſtatt „Ja!“ zu ſagen? —

Wäre es daher thunlich, überhaupt etwas an dem kirchlichen Rituale zu ändern, ſo möchte ich vorſchlagen, daß in Zukunft der Bräutigam auf die bekannte Frage des Geiſtlichen: „Sind Sie, Herr N. N., geſonnen, das gegenwärtige Fräulein oder die Jungfrau N. N.

zu ihrer Gattin“ u. ſ. w., entweder ehrerbietig ſchweigend nickt, oder ſtatt des üblichen „Ja!“ lieber „Zu Befehl!“ antwortet; und eben ſo wäre es mit der Braut zu halten, welche auf die an ſie ergangene Frage anmuthig mit dem Haupte nickt oder verſchämt ihr: „Zu Befehl!“ flüſtert. Dieſer Ausdruck der Subordination ſchadet nichts, ſondern nützt vielmehr. — Allein ohne ein Concil ſämmtlicher anglikaniſcher Biſchöfe läßt ſich jetzt nun einmal nichts an unſerer kirchlichen Verfaſſung ändern.

Es kommt mithin jetzt alles darauf an, dem Deutſchen ſelbſt während ſeines Freudenrauſches vor dem Traualtare in Erinnerung zu bringen, daß er ſtets Gott, den Bundestag und das Landrecht mit ſeinen „Ergänzungen“ vor Augen haben und ſich nicht überheben möge zu eitlem Vertrauen auf ſeine eigne Urtheilskraft, wenn auch ein ſtaatskirchliches Ceremoniell ihn zum Scheine um ſein Urtheil und ſeinen unmaßgeblichen Willen bei dem Ehegelöbniß befragt. — Auch die Liebesgötter müſſen unter polizeilicher Controle ſtehen; wir dürfen ferner nicht erlauben, daß ſie ohne Gewerbſchein ihr Weſen treiben. — Wie König Philipp von Mazedonien Sklaven hielt, welche ihm in Augenblicken, in denen er ſich zu ſehr Herr fühlte, zurufen mußten: „Du biſt ein Menſch!“ ſo muß der Deutſche in jedem Augenblicke, in welchem er ſich als Menſch fühlen könnte, einen Herrn haben, der ihm zuruft: „Du biſt ein Deutſcher!“

Ich habe daher zu diesem Behufe ein neues Ehegesetz oder, was dasselbe sagen will, eine neue Verordnung über Ehescheidung entworfen, die nur in's Leben zu treten braucht, um jenen gefährlich poetischen Moment vor dem Traualtare in eisiger Criminalprosa abzukühlen, um die kühne Sprache des exaltirten Selbstbewußtseins in das kleinlaute Stammeln eines schuldigen Verbrechers zu übersetzen. — Zweiunddreißig centnerschwere Paragraphen, die sich an das fast „ätherische Ja!" hängen, Paragraphen mit fiskalischen Untersuchungen, Consistorien, Sühnefoltern, mit einem offiziellen Vertheidiger der Ehe, als advocatus Diaboli, mit Gefängniß-, Zuchthaus- und Festungsstrafen, meine Herren! — wenn diese nicht genügen, auf das Brautpaar während des glücklichen Momentes, einen so hochnothpeinlichen Eindruck zu machen, als sollte es ein Wenig es von unten auf gerädert werden, dann ist überhaupt mit den Deutschen nichts mehr anzufangen! —

Die Rosengewinde, mit welchen die Poesie bisher die Gatten umschlungen haben wollte, werden als viel zu leicht und unchristlich in die Balletgarderobe des Hoftheaters verwiesen. Macht der Schmied von Gretna Green seinen Ambos zu einem Altare, vor welchem die flüchtige Liebe die ersehnte Weihe erhält, so wollen wir umgekehrt den Altar zu einem Ambos umschaffen, auf welchem die schweren Ketten geschmiedet werden, mit

denen wir auf Lebenszeit die Eheleute an einander feſſeln. — Die Ehe hat von jetzt ab einen character indelebilis; wer in dieſen heiligen Stand tritt, wird, wie ein Galeerenſklave mit dem T. F. gebrandmarkt, welches auf franzöſiſch Travaux forcés, auf deutſch: „Teutſche Frömmigkeit" oder „Teutſche Freiheit" bedeutet. — Was kümmert uns der Jammer zweier Menſchen, welche ein blindes Geſchick, die argloſe Poeſie der erſten Liebe zuſammengeführt, und die zu ſpät einſehen, daß ſie den Irrthum eines flüchtigen Rauſches für ihr ganzes Leben zu beweinen haben? — Was kümmern uns die in unglücklichen Ehen an ihrem nagenden Kummer oder an ihrer Verzweiflung brechenden Herzen? — Wir zählen die Menſchen in unſerm civiliſirten Staate nicht nach Herzen, ſondern, wie die Ruſſen, nach Seelen, für deren chriſtliches Heil wir zu ſorgen haben. — „Was Gott zuſammengefügt, ſoll der Menſch nicht ſcheiden!" Und wenn Gott einen Generalſuperintendenten mit Fanny Elsler zuſammenfügen ſollte, und nach den erſten Flitterwochen Fanny von ihrem Gatten verlangte, die Theologie aufzugeben und die Chachuca auf der Bühne mit ihr zu tanzen, oder der Superintendent von Fanny, daß ſie fromm werde und ſeine Früh- und Nachmittagspredigten regelmäßig beſuche, und aus dieſem Verhältniſſe ein heilloſer häuslicher Zwiſt entſtehen ſollte, der durch nichts zu verſöhnen wäre, als durch Löſung der

verhaßten Bande; ja, wenn noch sogar alle Gründe vorgebracht werden, welche ehemals nach den §§. 675, 676, 694, 695, 696, 697, Tit. I., Thl. II. des Allgemeinen Landrechts die Scheidung bewirken konnten; so muß, nach meinem Entwurfe, nichts desto weniger das Paar zusammengekettet auf der Galeerenbank der Ehe so lange aushalten, bis mit dem Tode eines Mitgefangenen die Kette des andern sich löst! — Nur Vulkan hat nach §. 10 des Entwurfs Ansprüche, von seiner Gattin rechtskräftig geschieden zu werden, wenn er den an ein Oberlandesgericht oder Kammergericht einzusendenden Acten das Netz beilegt, mit welchem er seine Gemahlin und den Kriegsgott zu gleicher Zeit eingefangen; und sowohl Frau Venus als Herr Gott Mars haben, nach §. 12 sechsmonatliche bis einjährige Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe" zu gewärtigen. —

Durch ein solches strenges Ehegesetz wird nicht nur der erwähnte Uebermuth des Deutschen im „Ja!"-Sagen sehr herabgestimmt werden, wir machen überhaupt die Ehe dadurch zu einer Erziehungs- und Zuchtanstalt loyaler Unterthanen. Denn steht der Mann unter dem Pantoffel seiner Frau, so wird er schon mit zahmer Demuth den allergnädigsten Zuchtpantoffel seiner von Gott eingesetzten Regierung zu küssen sich bequemen; ist der Mann der Despot seines Weibes, so weiß er den

Werth der Despotie zu schätzen, und er wird daher der unbeschränkten Despotie der Administration um so bereitwilliger gehorchen, als es ihm daran liegen muß, das Princip der Herrschaft für sein Haus aufrecht zu erhalten. Die Ehe, wie die Regierung, darf auf keinem Rousseau'schen Contrât social beruhen, den einer der Contrahenten ad libitum wieder aufheben kann, wenn ihm, wie der geistlose Börne einmal gesagt hat, die Nase des Andern nicht mehr gefällt.

Doch, meine Herren! alle diese tiefen Staatsgründe meines Entwurfs sind lediglich für das ehrenwerthe, hier versammelte Collegium bestimmt, keineswegs für den steuerpflichtigen Verstand des Unterthanen, dem solches Wissen überhaupt schädlich ist. Wenn wir uns indeß herablassen, dem hier im Geheimen berathenen und, wie ich mich im Voraus überzeugt halte, von Ihnen einstimmig genehmigten Gesetze später öffentliche Gründe unterzulegen, und zwar wiederum aus Rücksicht auf den leidigen Zeitgeist, der nun einmal nicht zu umgehen ist, so wollen wir uns nur, wie herkömmlich, auf harmlose philosophische oder rein dogmatisch-biblische Gründe stützen, wofür unsere Scribenten Sorge zu tragen haben. Wir wissen ja, daß unser Volk für transcendentale Philosophie oder für die Dogmatik sich stets mit Freuden hat todtschlagen lassen! — Daher wäre es von Nutzen, wenn die „Literarische Zeitung" ausein-

anderſetzte, daß die Ehe aus der präſtabilirten Harmonie des Familienlebens ihren idealen Urſprung herleite, und daß die Philoſophie ſelbſt die blauen Ehementage mit den dazu gehörigen concreten Knieriemen und Striemen als eine ſolche präſtabilirte Harmonie zu erkennen, und durch **Barbara, Darii-Ferioque** mit der Idee zu verſöhnen weiß. — Oder wir laſſen unſere Evangeliſche Kirchenzeitung etwa Folgendes ſagen:

„Nach Geneſis C. 2 V. 21 wurde dem Manne im Schlafe eine Rippe geſtohlen und daraus das Weib gemacht. Die Sehnſucht des Mannes nach dem Weibe, wie überhaupt Alles, was die Profanſcribenten Liebe nennen, iſt mithin eigentlich weiter nichts, als das dem Manne eingepflanzte Sehnen, ſich wieder in den Beſitz ſeiner verlornen Rippe zu ſetzen. —

Das Weib nun, das dem Manne an dem Altare durch des Prieſters Segen angetraut wird, iſt, da die Ehen bekanntlich im Himmel geſchloſſen werden, gerade das aus der geſtohlenen Rippe des mit ihr verbundenen Mannes geſchaffene, wie jeder fromme gläubige Leſer der Kirchenzeitung es handgreiflich finden wird; nur der dumme Aufklärichte kann einen ſolchen einfachen Satz nicht begreifen. — Der Mann iſt mithin durch die Ehe erſt **vollſtändig, harmoniſch** geworden, wie er's vor dem Sündenfalle geweſen. — Iſt es nun nicht eine verruchte Sünde, wenn der Mann aus bloß eigennützi-

gen Rückſichten für ſein irdiſches Behagen, weil es ihm vielleicht unter dem Ehehimmel etwas zu heiß wird, ſich dieſe Rippe wieder ausreißen und mithin ſich ſelbſt verſtümmeln wollte? — Freilich heißt es in der Schrift: „Aergert dich dein rechtes Auge, ſo reiß es aus!“ und „ärgert dich deine rechte Hand, ſo haue ſie ab!“, aber nirgends ſteht geſchrieben: „Aergert dich deine Rippe, ſo reiße ſie aus und wirf ſie weg!“ — Ja wohl, reiß' es aus das Auge, mit welchem du die gottloſen, verruchten Schriften eines Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer und Conſorten geleſen, hau' ſie ab, die Hand, die in Verſuchung kommen könnte, für die deutſchen Jahrbücher oder für die Königsberger (nicht Schubertſche) und Rheiniſche Zeitungen Artikel zu ſchreiben, welche ein Gräuel ſind dem HErrn — Hengſtenberg! Aber deine Rippen ſind dir zugezählt, wie die Haare auf deinem Haupte, und dereinſt wirſt du ſtrenge Rechenſchaft ablegen müſſen, wo du ſie gelaſſen!“

Sollte nun Jemand fragen wollen, wie denn der gekrönte Sänger des hohen Liedes zu den Tauſend und ſovielen Rippen gekommen, von denen die heilige Schrift erzählt, ſo ertheilt das Redactions-Bureau der Evangeliſchen Kirchenzeitung oder auch das Berichtigungs-Bureau über dies Verhältniß genügende Auskunft! —

Auf dieſe und ähnliche Weiſe könnte unſer Geſetzesentwurf durch Philoſophie und heilige Schrift für das

Volk begründet werden. Einwendungen aus der Bibel ſelbſt oder aus Luthers Schriften, in welchen ſogar der Scheidung das Wort geſprochen wird, ſollen als böswillige Aeußerungen der ſchlechten Preſſe angeſehen und beſtraft werden. — Indeſſen kann ich's Ihnen bei dieſer Gelegenheit nicht verhehlen, m. H., daß ſowohl in der heiligen Schrift, als in Luthers Werken Dinge vorkommen, welche geradezu gegen §. 92 des Kriminalrechts verſtoßen. — Die Rede Samuels gegen das Königthum, welche nicht „hinter der officiell gezogenen Demarkationslinie" der Bibel, „dem Tummelplatze der irrenden und fahrenden Parteimänner", ſich befindet, ſondern „auf dem erſten Platze, unter der Aegide göttlicher Embleme," dieſe Rede iſt nicht nur weder „anſtändig" noch „wohlmeinend", wie ſolches von der Preſſe verlangt wird; ja ſie übertrifft ſogar an Frechheit Alles, was die ſchlechte Preſſe bisher zu Tage gefördert, und gewiß wäre der Verfaſſer derſelben auch von der zweiten Inſtanz des Kammergerichts zu zehnjähriger Feſtungsſtrafe und dem Verluſte der iſraelitiſchen Nationalkokarde ohne Gnade verurtheilt worden. Auf die vielen andern hochverrätheriſchen Stellen, welche in der heiligen Schrift und deren alten Auslegern noch vorkommen, brauche ich die hochgelehrten Herren wohl nicht beſonders aufmerkſam zu machen. — Was hilft es uns nun, daß wir die im Verlage des literariſchen Comptoirs zu Zürich

und Winterthur erscheinenden Bibeln bei uns als Schweizer-Preßproduct streng verbieten, da außerdem, daß die Bibel unglücklicher Weise die Wohlthat des Gesetzes über Schriften von 20 Bogen genießt, die englischen Missionsgesellschaften diese höchst gefährliche Schrift sogar unentgeldlich in Preußen verbreiten? —

Ich werde daher die Ehre haben, Ihnen in unserer nächsten Session einen Gesetzentwurf über Nachcensur der heiligen Schrift und der Kirchenväter vorzulegen.

Um Ihnen schließlich, meine Herren, noch darzulegen, auf welche interessante und poetische Rechtsfälle mein Entwurf eines neuen Ehegesetzes seine Anwendung finden kann, theile ich Ihnen einen kurzen Auszug aus der Ehescheidungssache des Dogen von Venedig contra adriatisches Meer hier mit, welche für einen poetisch gestimmten Rechtscandidaten, der sich zum dritten Examen melden, einen trefflichen Gegenstand zu einer juristisch-romantischen Proberelation abgibt.

Der greise Doge von Venedig vermählte sich, unter Beobachtung aller vorgeschriebenen Formen und Feierlichkeiten, mit dem ewig jugendlichen und begehrlichen adriatischen Meere.

Wohl hatten vorher gute Freunde den Dogen, so zart es sich thun ließ, auf das Mißverhältniß einer solchen Verbindung aufmerksam gemacht, aber der Doge bewies ihnen aus der Geschichte, daß sein Vorgänger,

Marino Faliero, in höherm Alter noch ſich mit der jugendlich anmuthigen Angiolina vermählt, und daß, wenn die Ehe nicht glücklich geweſen, ſolches wahrlich nicht an deſſen treuer, zärtlicher Gattin, vielmehr an den Neidern ſeines Ehehimmels gelegen habe. Kurz die Verbindung des Dogen fand Statt nach dreimaligem Aufgebote und nachdem die Gemeinſchaft der Güter und des Erwerbes ausgeſchloſſen waren. — Die Flitterwochen vergingen, wie alle Flitterwochen, mag das Paar auch noch ſo ſehr an der Verſchiedenheit des Alters laboriren. Das adriatiſche Meer lächelte ſo freundlich, wie der Himmel, der blau und golden darüber ausgeſpannt lag: es athmete nur Wonne und Luſt. Täglich ſetzte es dem geliebten Dogen ſeine beſten Leckerbiſſen vor; die ſchönſten Seefiſche, Hummer, die appetitlichſten friſchen Auſtern, überhaupt was die reiche Speiſekammer des Meeres nur Pikantes und Schmackhaftes enthielt. Es kleidete ſich in die ſchönſten Farben, bloß dem geliebten Gatten zu Gefallen. Es plätſcherte, ſpielte und murmelte ſo lieblich und neckiſch, daß der alte Doge an dieſem holden Uebermuthe ſich faſt verjüngte. — Aber wer kann für die unergründlichen Launen ſo wandelbarer Elemente, wie Meere und Weiberherzen, bürgen? — Eines Tages war das adriatiſche Meer plötzlich in eine Furie umgewandelt. Es ſchäumte, wüthete und ſchlug um ſich, daß es ein Grauſen war: es zerbrach Alles, was ihm unter die

Hände kam. — Vergebens suchte der gute Doge es mit freundlichen Worten zu beruhigen; vergebens bot er alle seine häusliche Autorität auf, um seine Gattin zum Gehorsam zu zwingen. Das Meer tobte und raste nur um so ärger und zerschlug in seiner Wuth den prächtigen Bucentoro, den Altar, an dem es seinem Gatten angetraut worden, in tausend Stücke. — Die Sache wurde zum Skandal vor ganz Venedig, denn die häuslichen Eheleiden des armen Dogen konnten Keinem verborgen bleiben. — Vergebens zerbrach man sich den Kopf über den Grund dieser plötzlichen Wuthanwandlung; nur einige gut unterrichtete Venetianer wollten behaupten, daß das Meer zuerst so aufgebracht wurde, als es unsern Berliner Landsmann Nicolai auf seiner famösen italienischen Reise zum ersten Male zu Gesichte bekam. Dem sei nun, wie ihm wolle, die schlimme Aequinoctialzeit der Ehe ist für unsern Dogen eingetreten, das Meer ist durch Nichts zu beschwichtigen, und der verzweifelnde Gatte wendet sich daher an ein Hochlöbliches Königliches Oberlandes-Gericht, mit dem Gesuche um rechtskräftige Scheidung von seiner Frau. — Fast alle Paragraphen meines Gesetzentwurfes erhalten in dieser Angelegenheit eine höchst interessante Anwendung. — Was den §. 6 betrifft, nach welchem „die Ehegatten alle Instructionstermine in Person abzuwarten haben," so dürfte hier allerdings mit Rücksicht darauf, daß es

dem adriatiſchen Meere ſchwerlich zugemuthet werden kann, nach Berlin zu kommen, außerdem noch, daß der Doge zu den allerhöchſten Perſonen gehört, die immer eine Ausnahme von dem Geſetze bilden, der Prozeß durch bevollmächtigte Mandatarien inſtruirt werden. Vor allen Dingen aber iſt ein vollſtändiges Conſiſtorium nach Venedig zu ſchicken, um den Sühneverſuch vorzunehmen; gelingt dieſer nicht, ſo iſt nach §. 16 auf zweijährige Trennung von Tiſch und Bett zu erkennen. Da nach §. 9 des Entwurfes der §. 703, Tit. I., Thl. II. des allgemeinen Landrechts, welches Unverträglichkeit und Zankſucht zu einem Scheidungsgrunde macht, aufgehoben iſt, ſo iſt auf Eheſcheidung nicht anders zu erkennen, als bis der Doge durch Zeugen nachweiſt, wie das Meer mit den gottloſen Tritonen ſich ſo weit eingelaſſen, daß die §§. 10 und 12 des Entwurfs ihre volle Anwendung finden.

Dieſer Ihnen hier im Auszuge mitgetheilte Rechtsfall iſt gewiß eben ſo intereſſant, als irgend ein procès monstre, mit welchen ſich die Franzoſen ſo viel wiſſen: und wenn mein Eheſcheidungsentwurf erſt in Kraft getreten, werden wir den Franzoſen für *eine* Lafarge immer *zehn* aufzuweiſen haben, auch ohne Oeffentlichkeit und Mündlichkeit vor Jury und Aſſiſen.

Ich mache Sie jetzt nur noch auf das Gelübde des ſtrengſten Amtsgeheimniſſes aufmerkſam, damit mein

Entwurf über Ehescheidung nicht vor der Zeit in der Rheinischen Zeitung mitgetheilt werde, und ich muß daher die Ehre, die Sie mir wahrscheinlich zugedacht haben, nämlich den Druck meiner gegenwärtigen Rede allgemein zu votiren, mit ergebenstem Danke ablehnen!“ —

Also sprach das Mitglied der Gesetzcommission an einem heißen Julitage des Jahres 1842, als die Droschkenpferde siestamüde waren und die Gardeoffiziere schweigend viel Kranzler'sches Eis aßen und die Berliner Weltgeschichte sich aus purer langen Weile von einem Hofrathe die Cour machen ließ. —

Hier hört die Novelle auf; aber sie ist noch nicht zu Ende. Ihr Schicksal liegt in den Händen einer Majestät, welche ihre Krone von Gott hat, welcher noch keine Macht der Erde ungestraft trotzen durfte, der Majestät der öffentlichen Meinung, der Majestät des Volkes!!

II.

Zur neueſten

Geſchichte der Caricatur.

Die Völker haben einen Januskopf, wie ihre Geſchichte, nur daß ſie, ſtatt in Vergangenheit und Zukunft, mit beiden Geſichtern zugleich in ihre Gegenwart hineinſchauen. Auf dem einen Antlitze zieht das tragiſche Fatum der Nationen ſeine Schmerzensfurchen, glüht die Röthe der Schaam und des Unwillens, und fiebert die Begeiſterung mit ihrem Drange nach Thaten der Freiheit; während das andere Geſicht, wie ein vollblütiger Fallſtaffskopf, luſtig die Welt an- und auslacht. — Jedes Paſſionsbild in der Geſchichte der Völker hat eine leichtſinnige und ironiſche Kehrſeite, wofür zum Theil die Natur durch ihre naive Unbekümmertheit über den Schickſalsgang der Menſchen ſorgt; zum Theil parodiren die Völker ſelbſt ihre Leiden, da ohnmächtiges Dulden oder Verzweifeln ſie zu den Hofnarren ihres eigenen ſouveränen Jammers macht.

Die Natur ſpottet aller Phraſen, durch welche der kleine Menſch mit ſeiner Gigantenſprache ſie zur Theilnahme an den Leiden, Kämpfen und Triumphzügen der

Weltgeſchichte zwingen will; ſie gibt ſich mit gutmüthiger Ironie den glühenden Umarmungen des Dichters hin, wie dem proſaiſchen Bedarf des Alltages; und ſo parodirt ſie durch ihren erhabenen Gleichmuth alle Leiden und Leidenſchaften unſeres kurzen Erdenwallens. — Auf eine blutige Bartholomäusnacht blinken dieſelben ſilbernen Sterne hernieder, die an dem Liebeshimmel Petrarchs glänzen, und an derſelben Sonne, welche mit freundlichem Morgengruße die ſchlaftrunkenen Blumen wach küßt und welche in den Siegesdithyramben von Auſterlitz und Marengo gefeiert wird, kann der erſte, beſte Philiſter ſich gemüthlich die Pfeife anzünden. — Schneidender drückt ſich Prinz Hamlet in ſeinem fingirten Wahnſinn gegen Polonius über dieſe ironiſche Seite der Natur aus:

„Wenn die Sonne Maden in einem todten Hunde ausbrütet; eine Gottheit, die Aas küßt" —

Und der Menſch? — Er lacht, wenn er nicht gerade weinen muß. In dem wahren Traume des leichtſinnigen Humors ſucht er ſeine Schmerzen wie ſeine Furcht vergeſſen zu können und jedem Laokoonskopfe die klingende Schellenkappe aufzuſetzen.

Oder iſt jene bunte, maleriſche Gruppe nicht recht leichtſinnig, die ſich in einem florentiniſchen Garten unter dem Gekicher muthwilliger Amoretter ſchalkhafte Liebesnovellen erzählt, während die Peſt rings um ſie her

das blühende Leben ganzer Geſchlechter mit ihrem Gifthauche verſengt und vielleicht in dieſem Momente mit ihrem Todeskuſſe die friſchen, lachenden Lippen berührt? — Iſt es nicht Humor, wenn das Volk auf den Plätzen, wo die Baſtillen der Despotie geſtanden, Schilder errichtet, mit der Aufſchrift: „hier wird getanzt!“ Iſt es nicht ein naiver Muthwille von den Deutſchen, daß ſie ſich noch luſtig machen können über ihren 13ten Artikel der Bundesacte, deren „der Tröſtung der Völker gewidmete“, nicht volle zwei Zeilen mit dem Blute von Hunderttauſenden ihrer edelſten Mitbürger, ihrer Väter, Söhne und Freunde geſchrieben wurden, während gegenwärtig ſchon mehr als dreimal ſo viel Jahre, als jenes Fürſtengelöbniß Worte enthält, fruchtlos für Deutſchland dahingegangen, und der 13te Artikel in Frankfurt am Main als Curioſum neben der goldnen Bulle deponirt liegt.

Faſt ſcheint das Lachen ein Bedürfniß der Weltgeſchichte zu ſein, und es iſt höchſt parteiiſch von den Chronikenſchreibern und Hiſtorikern, daß ſie uns bisher nur die Thränen der Völker verzeichnet haben, was ſehr melancholiſch iſt; ſie ſollten uns einmal eine Weltgeſchichte zum Lachen ſchreiben.

Die Despotie hat mit ſeinem phyſiologiſchen Tacte ſchon längſt dieſen Lachreiz der Völker herausgewittert und ihn ſehr praktiſch gefunden. Vor dem Ernſte der

Nationen wurden die Tyrannen immer blaß, und ſelbſt weinen mochten ſie dieſe nicht gerne ſehen, weil auch Despoten ein weiches Herz haben und es wohl wiſſen, daß die Thränen der Geknechteten auf fruchtbaren Boden fallen, und daß früher oder ſpäter die gerüſtete Kadmusſaat daraus hervorwächſt. Aber wenn die Nation lachte, dann lachten ihre Dränger recht herzlich mit, ja, ſie gaben ſich ſelbſt gern zum Lachſtoff her; und ſogar ein Nero hätte unter Umſtänden mit Hofmarſchall Kalb vergnügt ausrufen können: „Gottlob! mein Volk wird witzig!“

Die Fürſten thaten es bei ihren Völkern jenem Meiſter nach, der mit einem einzigen Pinſelzuge einen Jean qui pleure in einen Jean qui rit verwandelte. — Darum ließen die ſchlauen Päpſte in dem geknechteten Rom den Pasquino und Marforio gern ſtehn, und ihre Römer waren ihnen um ſo ſicherer, wenn die kecken Dialoge belacht wurden, welche der Volkswitz während der Nacht den beiden Bildſäulen in den Mund gelegt.

Wir wollen von dieſem allem durchaus keine erklärende Nutzanwendung auf unſere eigene Caricaturenfreiheit und deren ſobald eingetretenes, leidiges Ende machen; umgekehrt, wir wollen uns vielmehr noch darüber wundern, wie ein chriſtlich zerknirſchter, fromm evangeliſcher — Staat darauf gekommen, die leichtfertige Caricatur zu entfeſſeln, während er dem heiligen Ernſte

des Gedankens das Wort entzogen: — warum man den freien Gottesgeiſt an's Kreuz geſchlagen, während bocksfüßige Satyren und grinſende Waldgötter ihr keckes Spiel unter den Augen der Polizei treiben durften; — warum man das nationale Lachen erlaubte, ja beförderte, während man doch das nationale Weinen, mit Ausnahme von loyalen und kußfertigen Zerknirſchungsthränen, ſtreng verpönt.

Die Zukunft wird dereinſt für uns oder doch für unſere Enkel den Schleier von dieſem wunderbaren Staatsgeheimniß ziehen, und von noch vielen anderen unerklärlichen Erſcheinungen auf dem Gebiete unſres höhern Staatslebens, als da ſind z. B. die neue Uniformirung der Garde du Corps mit Suprawesten, eiſernen Helmen und Stulphandſchuhen, die Stiftung des Bisthums Jeruſalem und der allgemeinen Königsberger Zeitung, der Pour-le-merite-Ritterſchlag für unterleibskranke Gelehrte, die ſich im Tournier ſchlecht ausnehmen würden, und dergl. m. Gegenwärtig können wir aus dem Meere vager Vermuthungen nur dieſe Gründlinge der Wahrſcheinlichkeit herausfiſchen.

Möglich, daß Herr Hengſtenberg in einem ſecretirten theologiſchen Gutachten dargethan, es ſei beſſer, das Volk lachen als denken zu laſſen. Denn nach vielen Bibelſtellen, die Jeder in ſeiner Concordanz nachſchlagen möge, lacht Gott ſelbſt in ſeinem Himmel —

die Mitarbeiter an der Evangelischen Kirchenzeitung werden wohl am besten wissen — worüber; außerdem kommen in der heiligen Schrift schon Caricaturen im modernsten Style vor; wie der grasfressende König Nebukadnezar, die sympathetische Cur der kranken Philister durch plastische Goldarbeiten — wahrscheinlich eine Anspielung auf alttestamentarische Börsenverhältnisse — und die trefflich gezeichneten Baalspfaffen.

Möglich, daß Herr von Schelling gesagt hat, die Harmonie der Sphären sei nichts anderes als das Kichern der Welten über ihr eignes Dasein, und die Welt sei überhaupt nur eine Parodie des ewigen Geistes, der sich selbst zur Materie carikirt hat. Da nun Preußen, wie bekannt, der Mikrokosmus unter den Staaten ist, so ergibt sich die Nutzanwendung dieser Bemerkung von selbst. — Möglich auch, daß ein geheimer Polizeirath sich als künftigen Fouché Preußens poussiren wollte, indem er vorschlug, die Caricatur frei zu geben, und dadurch recht pfiffig das Volk zu veranlassen, in den neuen Künstlern und Kunstfreunden seine wahre Stimmung den Behörden zu denunciren, und zwar auf offnem Markte, vor den Kunstläden, wo die Beschauer gleich in Masse zu beobachten und zu notiren sind, was bei typographischen Erzeugnissen nicht so leicht möglich ist. Man würde überdies aus den Zerrbildern, welche die entferntern Provinzen liefern, sicherlich mehr über

den dort herrſchenden Geiſt erfahren, als von jenen geſchäftigen Spürern und geheimen Berichterſtattern, welche gewöhnlich, durch ihre eigne Bornirtheit myſtificirt, Dinge erzählen, die an naiver Einfalt den älteſten Dichtungen der Urzeit nicht nachſtehn. — Möglich aber auch und wahrſcheinlich iſt es, daß man den durch harte Preßbeſchränkungen ſchwer gefährdeten Ruhm der freien Intelligenz, welchen Preußen immer für ſich vindicirt hatte, wie ehemals die längſten Grenadiere Europa's, durch eine Bilderpreßfreiheit — gewiſſermaßen durch eine optiſche Täuſchung — auch noch ferner beanſpruchen wollte. Kurz, das Unglaubliche geſchah! Eine neue Freiheit, welche nicht einmal in der Bundesacte verheißen iſt und um welche das Volk niemals allerunterthänigſt petitionirt hatte, wurde aus eignem großmüthigem Antriebe dem Moloch Zeitgeiſt als Opfer in die Arme gelegt.

Die officiellen Jerichopoſaunen trommelten dieſen Fortſchritt nicht bloß durch Preußen, ſondern durch ſämmtliche Deutſchländer gebührend aus, und Präſidenten und Räthe ſagten es ungeſcheut bei großen Diners und Soupers: „Wir ſind ſehr liberal und ſchreiten ſehr fort!“

Der Hofmaler Krüger malte jetzt, ohne ſich erſt vom Berliner Cenſor das Imprimatur zu holen, ſeine Paraden, Huldigungsbilder, Prinzenjagden u. dergl.,

und ſogar Herr Gruppe, der deſignirte Hofrath einer ſchönern Zukunft, konnte faſt ganz cenſurfrei ſeine Kunſtrelationen in der Staatszeitung abdrucken laſſen.

Aber auch der unter Streckfußiſchen Garantieen erliegende Volkswitz war gar nicht ſo blöde in der Benutzung des neu ihm gewährten Spielraums, als man ſich's anfangs dachte. Der zur Taubſtummheit verurtheilte Gedanke flüchtete ſich in die Fingerſpitzen: was die Feder nicht ſchreiben durfte, das zeichnete ſie, und was das Volk nicht hören durfte, das ſah es. Die Oberrechnungskammer gewahrte zu ihrem Erſtaunen, daß redlich beſteuerte und controllirte Unterthanen mit einem Male über Nacht zu einem ganz neuen Luxusartikel — zu politiſchem Kunſthumor — gekommen wären, und mußte ſich voller Beſtürzung vom Finanzminiſterium Inſtructionen darüber erbitten, ob ſie dieſe neu entdeckte Salzquellen als Privateigenthum oder als Regal einzutragen hätten.

Anfangs hatte man in Berlin gar nichts gegen den humoriſtiſchen Sommernachtstraum des Volkes, in welchem manchem Staats-Clown plötzlich ein Eſelskopf mit Zubehör aufgeſetzt wurde; ſelbſt die gelangweilten Kammerjunker hatten ihre Freude an dem muthwilligen Koboldſpuk. — Aber als die bildliche Thiermethamorphoſe ſo ſtereotyp ſich geſtaltete, daß nicht allein das Volk zuletzt die Fabel für Wahrheit nahm, ſondern die cari-

kirten Persönlichkeiten sogar an sich selbst irre wurden; als einmal ein Hochgestellter im Collegium während eines interessanten Vortrages über „Privatflüsse“ (welche jedoch nicht mit Rheumatismen zu verwechseln sind) sich plötzlich an seinen bestirnten Nachbarn mit Zettels Worte wandte: „Kratz mir den Kopf, Bohnenblüthe!“ — als jedes Schaufenster der Kunst- und Buchhandlungen ein Pasquino wurde, und jeden Morgen ein neues Zerrbild mit dämonischen Armen in die Wirklichkeit hineingriff; als in der That ein eigenthümlich politischer Orbis pictus in Preußen entstand, worin das Volk von Neuem lesen lernte, und sich bald recht gut jene Schafe und Böcke, jene Hengstcentauren, das auf Baumstämmen und grünen Tischen herumhüpfende Eichhörnchen, den gefesselten und befreiten deutschen Michel, den verzweifelnden Böttcher, dem alle Reife während der Arbeit vom gährenden Inhalte springen, u. dgl. m. lebendig veranschaulichen konnte; besonders aber als das Volk nicht mehr darüber lachte, sondern ernst zu werden anfing über die kecken Skizzen der Wahrheit: — da mußte der freundliche Bilderliberalismus von oben her sich selbst wieder widerrufen, wie das auch mit so vielen andern kleinen und großen Zugeständnissen an den Zeitgeist geschehen ist. — In dem Buche der Könige wiederholt sich stets die Geschichte des Edicts von Nantes.

Man bob freilich nicht mit einem Male die gestattete

Bilderfreiheit durch Amtsblätter wieder auf, aber es wurde von Polizeiwegen ein förmlicher Bilderſturm organiſirt. — Polizeiſergenten und Gensdarmen mußten Kunſtcollegia hören und den Winkelmann ſtudiren, damit ſie das conceſſionirte Claſſiſche und Antike von den kecken Zeichnungen des Volkswitzes unterſcheiden und letztere confiſciren lernten.

Es konnte nicht fehlen, daß anfangs der Bilderſturm zu argen Mißgriffen führte. So geht die Sage, daß in einem Berliner Kunſtladen alle Oelgemälde, Kupferſtiche und Lithographien, welche Thierſtücke vorſtellten, gleichviel ob von oder nach alten Niederländern und neuern Meiſtern, ja ſogar ein Exemplar von Piſtorius krankem Eſel, ohne Gnade von einem pfiffigen Poliziſten confiſcirt wurden, weil dieſer ſich's nicht nehmen ließ, daß alle dieſe Thiere unehrerbietige Anſpielungen auf diſtinguirte Perſönlichkeiten wären, und daß er ſehr gut wiſſe, wen jedes Thier insbeſondere vorſtellen ſolle. Und noch viele andere wunderbare Mythen erzählt man ſich aus Berlin, das ſo bewandert iſt in witzigen Geſchichten. —

Eines Tages aber war in der Geſetzſammlung zu leſen, daß die Bilderfreiheit gänzlich aufgehört hätte, weil ſich Freiheiten überhaupt für Deutſchland nicht ſchicken.

So iſt denn die kurze Lebensſkizze der Bilder- und

Caricaturfreiheit ſelbſt eine Caricatur geworden, die eine ernſte Moral enthält für die Bureaufolmer des Staates und eine tröſtliche für das Volk. — Sie zeigt, daß der Status quo an ſeinem wunden Flecke, der auch die mildeſte Form des Freimuthes, nämlich die humoriſtiſche, nicht mehr ertragen kann, bald verbluten muß, und der Genius der Völker zugleich die Nemeſis ihrer Dedreten iſt. Sie zeigt, daß der Zeitgeiſt ſich nichts von ſeinen Forderungen abfeilſchen läßt; vielmehr verlangt er, ſo oft er wiederkehrt, für ſeine ſibylliniſchen Bücher einen immer höhern Preis. — Der hereinbrechende Geiſteslenz mit ſeinen Trieben und Sproſſen ſpottet Euer, die Ihr mit erſtarrten, kraftloſen Händen den grämlichen Winter feſtzuhalten ſuchet. — Ihr legt die Art an die heilige Eiche von Dodona, damit ſie dem Volke nicht ferner ihre Orakel zurauſche, und ſeht! das verkrüppelte Hſop flüſtert den Bedrängten die Freudenbotſchaft entgegen, und aus dem brennenden Dornbuſche wird den Nationen das Evangelium der Freiheit verkündet. — Ihr haut auch dieſe nieder; allein die Lerche wirbelt aus dem blauen Aether ihre Marſeillaiſen der aufhorchenden Erde zu. Ihr verjagt auch die Lerchen aus ihrem Himmel durch vielen Kanonen- und Trommellärm, oder ſchafft ſie auf der Eiſenbahn unter Polizeibegleitung fort; allein aus Euren eignen Stammbaumswäldern verhöhnt Euch der Kukuck, und ſein Ruf zeigt, daß der Status quo

nicht lange mehr zu leben hat. — Macht, was Ihr wollt, Ihr entflieht nicht Eurem eigenen Schatten, und selbst im stummen Fische werdet Ihr mit Entsetzen Euren geopferten Polykratesring wiederfinden. — Ist es nicht thöricht, den ganzen Staat zu einem Dionysiosohr zu machen, um die öffentliche Meinung zu belorchen, da Ihr's doch viel bequemer und billiger haben könntet? Gebt die Presse frei, und die öffentliche Meinung wird sich Euch mit offenem Worte selbst denunciren und Ihre Glaubenslehren vor Eurem Richterstuhle und vor Millionen Zeugen laut bekennen. Ihr thut es nicht, weil Ihr der Freiheit nicht in's helle Auge sehen könnt, weil Ihr fürchtet, von ihr gerichtet zu werden, die Ihr richten wollt und — weil Ihr die Wahrheit lieber belorcht als hört!! —

Aber seid doch wenigstens auf der Neige Eures Lebens redlich; sein würdige Greise und nicht kindische; treibt nicht das gefährliche Spiel, jene hofschlaue Koketterie mit dem Zeitgeiste, damit die Nachwelt über Euch nicht lache, statt Euch zu beklagen. — Warum scheut Ihr Euch, Euren Gott zu nennen, den Ihr der Welt durch Amtsblätter aufdringen möchtet, den Gott Eures Erzvaters Wöllner, der ein eifervoller Gott ist und heimsucht die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Geschlecht? — Sprecht es doch offen aus, daß der Geist nichts sei, als der Helot der Bureau-

kratie, der für die etatsmäßige Gemmißaufklärung das Holz und das Waſſer herbeiſchleppen muß, und daß es ein ſtrafbarer Volksaberglaube ſei, dieſen Sklaven für einen Heiland zu halten, der das Märtyrthum mit ſeinen lieben Menſchen theilt, um ſie dereinſt von ihren Drängern zu erlöſen? — Seid doch aufrichtig, wie die baieriſche Walhalla, welche den Luther aus ihrer Unſterblichkeitsreſſource hinausballotirte wegen ſeiner religiöſen und demagogiſchen Umtriebe, oder wie die ſchleſiſche Adelsreunion, deren Statut ein Muſter publiciſtiſcher Treuherzigkeit iſt, oder wie das Mittelalter mit ſeiner eiſernen Conſequenz des Fanatismus!

Allein Ihr habt nicht mehr den Muth Eurer Ueberzeugung! Ihr taumelt, geblendet von der purpurnen Morgenröthe, und könnt nicht mehr den Weg zurückfinden in Eure wohnliche Nacht, und ſo wertet Ihr in Eurer komiſch geberdeten Verzweifelung, in Eurem Schwanken und Reigen bald zur Rechten, bald zur Linken, die Caricaturen des Zeitgeiſtes, der Euch ſelbſt erfaßt hat, aber nicht um mit Euch über den freien Durchzug durch Euer Land zu unterhandeln, ſondern um mit Euch zu ſpielen! — Mögt Ihr daher immer die Bilderfreiheit wieder aufheben, die Caricatur iſt eine Wahrheit geworden in den loyalen Schlummerliedern Eurer Hofräthe und Nachtwächter, in den Evangeliſchen Staats- und Kirchenzeitungen, ſo

wie überhaupt in allen Erzeugniſſen der „guten Preſſe,“ welche ſo ſcharfſinnig und ritterlich *ihren zum Schweigen verurtheilten Gegner* zu bekämpfen weiß, ganz nach Art des Sir John Falſtaff, der an des edlen Percy's Leiche zum prahlenden Ritter wird. — Wie die olympiſchen Götter, ſo liebt ſich auch der Zeitgeiſt auf ſeinem ernſten Wallgange einen friſchen Spaß, aus dem Leben gegriffen; und man muß geſtehen, Ihr laßt es ihm nicht daran fehlen. — Ihr ſelbſt dichtet, ohne es zu wollen, die beißenden Epigramme und die ſtacheligen Xenien auf Euren Status quo, und liefert in den Zerrbildern unſerer Zuſtände Illuſtrationen dazu, welche die berühmten engliſchen oder franzöſiſchen Caricaturzeichner nicht beſſer geben könnten. — Der Zeitgeiſt lacht über Euch, wenn Ihr den Völkern ihre Freiheit mit Apothekergewichten zuwägt, oder wenn Ihr, wie Yorik Sterne's Pariſer Friſeur, Eure feudale Perrücke in den Ocean taucht, um der Welt imponirend zu zeigen, daß auch kein Löckchen aus der Stelle gewichen.

Der hinkende Teufel des Le Sage geht noch immer auf Erden um. Er hat die Dächer Eurer Staatswirthſchaftsgebäude abgedeckt, um ungeſtört in Eure Amtsgeheimniſſe hineinzulugen, und zeichnet mit ſchadenfrohem Griffel ſeine Memoiren nach dem Leben. Wir theilen hier aus ſeinem Notizenbuche zwei Kapitel mit; wie wir aber zu dieſen gekommen, das weiß eben der Teufel!

Die Münchner in Berlin.

Wenn in Berlin die Noth am größten iſt — iſt München am nächſten. — Die Berliner Akademie der Künſte maßte ſich eben an, den Geiſt auszuhauchen, den ſie nie hatte, da erſchien noch zur rechten Zeit der Ritter Peter Cornelius aus München, und die Akademie gab durch ihr Organ, den Hofrath Förſter, plötzlich wieder einige in Reime gebrachte Lebenszeichen von ſich, und ſoll, wie die Sage lautet, gegenwärtig noch exiſtiren.

Das Hoftheater kränkelte ſehr, man wandte ſich an Herrn von Küſtner in München. Die dem Status quo unentbehrliche Hofphiloſophie ſollte neu etablirt werden, und man berief den Herrn von Schelling aus München. — Der König von Baiern hat mit anerkennungswerther Uneigennützigkeit dieſe drei Männer nach Berlin auf einige Jahre geborgt, damit „zum größern Ruhme Gottes“ der loyale, katholiſche Geiſt von Iſar-Athen auf das denkfrivole, proteſtantiſche Spree-Athen geimpft werde. Wie Iphigenie im Lande der Scythen, ſo mögen ſich dieſe drei, an die Siroccoluft des Münchner Katholicismus gewöhnten Männer in Berlin vorkommen, allwo die Orthodoxie, wie die Ananas, in den Treibhäuſern der Hofgärten gezogen wird; und wie oft

mögen ſie mit jener Prieſterin der Diana ſeufzend ausrufen: „Es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher!“

Die Münchner in Berlin könnten einem Bühnendichter der Zukunft ergiebigen Stoff zu einem welthiſtoriſchen Vaudeville liefern, mit rührenden Liedern voll Sehnſucht nach der fernen, lieben Iſarſtadt, und mit Chören, in welchen der Pater Goßler und ſeine Clariſſennonnen die Brummſtimmen ſingen! —

Um die peinliche, exotiſche Stellung der genannten drei Männer in Berlin ganz zu begreifen, bedarf es nur einer Charakteriſtik ihres bisherigen, ſtreng katholiſchen Wirkens und Wandelns auf dem geweihten Boden der frommen Stadt München.

Cornelius iſt ein ſo ſtreng katholiſcher Künſtler, daß er auch unter Ferdinand und Iſabelle zum Hofmaler hätte ernannt werden dürfen. Da iſt nichts von dem bloßen Menzelſchein-Katholicismus, mit weißgekleideten Engeln, welche Glaube, Liebe, Hoffnung verſtellen; kein zierlich ſentimentales Geflechte von Lilienſtengeln, Dornenkronen und Paſſionsblumen; keine Kirchgängerinnen mit ſittig geſenkten Augen; das katholiſche Genie des Ritters Cornelius iſt ein ganzes Inquiſitionstribunal mit Marterinſtrumenten und Ketzerautodafés. — Cornelius malt mit der dichteriſchen Grauſamkeit eines Dante jüngſte al fresco Gerichte, in denen man die Sünder und Sünderinnen der Aufklärung mitten unter den praſſelnden

Flammen des Fegfeuers ihre Arme winſelnd emporheben ſieht zu den zu ſpät angerufenen Heiligen; Ketzer mit Lutherphyſiognomieen, die, von den raffinirteſten Qualen der Verdammniß gepeinigt, aufſchreien zur heiligen Maria, welche im ſchönſten Ultramarinhimmel und reicher Vergoldung bittet für die armen Sünder hoch oben in der Ludwigskirche zu München. Selbſt durch die genialen Göttergeſchichten, mit welchen Cornelius den Heſiod am Plafond der Glyptothek illuſtrirte, weht ein ultramontaner Geiſt. Der götterfreudige Hellenismus iſt von einem gewiſſen Zuge chriſtlicher Reſignation, von katholiſcher Philoſophie der Mythologie durchdrungen. Und wenn von außen das Ave-Mariageläute hineintönt und die duftige Abenddämmerung über den Plafond ſpielt, da bedünkt es Einen faſt, als erhebe ſich Zeus vom frohen Göttermahle, um als zürnender Hildebrand von ſeinem Throne römiſche Blitze auf die Erde zu ſchleudern; dann verſchwimmt der liebliche Ganymed mit dem Nectar ſchlürfenden Adler zur Seite in den Evangeliſten Johannes, die roſige Aphrodite erſcheint als heilige Sünderin Magdalena vor der Buße, und die braunen Bachanten verwandeln ſich in taumelnde Capuziner, die ſich auf einer Wallfahrt bene gethan; und Apoll wirft ſeine goldene Leier fort, um an irgend einem Martyrer die Marſyasarbeit vorzunehmen. Aus dem nahen Bachusſaale aber hört man ganz

deutlich den von ſeinem Rauſche wieder erwachten barbariniſchen Faun lachen über die Münchner Götterwirthſchaft.

Wie ſoll der ultrakatholiſche Freskomaler Cornelius in Berlin Raum zu Schöpfungen finden? — Das iſt eine Frage, die wahrlich leichter aufzuwerfen als zu beantworten iſt. Möglich, daß der Meiſter mit Nutzen in Berlin Ketzerphyſiognomien ſtudirt zu einem neuen Münchner Fegefeuer-Carton; nicht unmöglich iſt's aber auch, daß er für künftige Heiligenbilder beſſere katholiſche Studienköpfe in Berlin aufzufinden hofft, als in München.

Der Herr von Küſtner wurde von München als Hoftheaterintendant in partibus infidelium nach Berlin geſandt, mit der geheimen Miſſion, wie man ſagt, das krittliche Berliner Theaterpublicum auf ſeinen Umwegen über die Bretter zur Antigone und Racine's Athalie zu bekehren.

Ein Hoftheaterintendant darf ſich eigentlich jedesmal nur zu der Religion bekennen, welche das Tagesrepertoir vorſchreibt; allein die amtliche Stellung eines Münchner Hoftheaterintendanten iſt eine durchaus katholiſche. Herr von Küſtner war, was ſeine Vorgänger geweſen ſind und was ſeine Nachfolger ſein werden: unter königl. baier'ſchen Auſpicien Papſt des Münchner Hoftheaters. Er hatte nicht bloß das Inveſtitur-

recht für die Ballettänzerinnen; er führte nicht bloß die Petrusschlüssel zu binden und zu lösen die Contracte der Schauspieler und Sänger, je nachdem es ihm der heilige Geist der Wittelsbacher Majestät gebot; er gab nicht bloß aus seiner Theatergarderobe die Costüme für die Statisten bei der Frohnleichnamsprocession her, um die Bestrebungen der Ultramontanen durch Garderoben zu unterstützen, er war dort auch — und das ist die Hauptsache — dogmatisch infallibel! † Wehe, dreimal wehe! dem Münchner Theaterrecensenten, der es wagt, das dortige Hoftheater und was dazu gehört, nicht zu loben, sondern zu tadeln! Er mag sich glücklich schätzen, wenn er noch mit einer Abbitte vor dem Bilde des Intendanten davon kommt, und wenn er, als deutscher Ausländer, per Schub über die Gränze anstatt in die Frohnveste gebracht wird. — Ein Münchner Hoftheaterzettel ist unantastbarer, als die baierische Charte! — — Und welche Zukunft erwartet den ehemaligen Münchner Hoftheaterpapst in dem ketzerischen Berlin, vor dessen kritischem Kunstprotestantismus sich nicht einmal der unschuldige Kölnerdom ausbauen lassen kann? — Welches Dogma hält ein Berliner Recensent heilig, wenn nicht etwa die Lehre vom Freibillet? — Was soll Herr von Küstner mit einem Parterre anfangen, an dessen Theatermuthe die Macht der allmächtigen Polizei scheiterte und das selbst Racine's Athalie auszu-

preiſen wagt, trotz der frommen, [illegible]ſanten Hofclaque des erſten Ranges? Das einzige Mittel, durch welches Herr von Küſtner auch in Berlin ſich mit der Zeit einen dogmatiſch unantaſtbaren Charakter erwerben könnte, wäre, daß er das Ballet und die große Oper unter den Schutz der Evangeliſchen Kirchenzeitung ſtellte!

Die ſchwierigſte Aufgabe iſt indeß dem Herrn von Schelling zugedacht.

In unſerm intelligenten Staate bedient man ſich nämlich nicht bloß der gewöhnlichen dämpfenden Polizeimittel, um Aufwallungen im Blute des Volkes zu beſchwichtigen, als da ſind: Gensdarmen, Hausvogteien, Büchercenſécationen, Zeitungsverbote, Cenſur, Daumenſchrauben, literariſche Zeitungen u. dgl. m., ſondern auch der vom *Status quo* beſoldeten Philoſophie, deren Aufgabe es iſt, ſowohl jedem wichtigern Geſetze, als auch jeder Polizeiverfügung eine metaphyſiſche Unterlage zu geben und auf ein philoſophiſches Princip zurückzuführen, durch welchen Proceß unſere ſogenannten garantirten Zuſtände entſtehen. — Dieſe vom Staate patentirte Philoſophie wird als Rattengift gegen demagogiſche Umtriebe benutzt, und die conceſſionirten, literariſchen Kammerjäger treiben damit ihren Kleinhandel. — Lange ſtreute man die Hegel'ſche Philoſophie als ſolches Rattengift aus in den Hörſälen und ſogar in den Conſiſtorien. — Man machte

Einreibungen von Hegel'ſcher Philoſophie in die Ueberzüge der Staatsrathsſeſſel, in die Talare der Generalſuperintendenten, in ſämmtliche Armeeuniformen, in die 24 Bücher von Kamptz und in die 365 Nachtmützen des deutſchen Michels, um dieſe ehrwürdigen Erbſtücke vor dem Rattenzahne der Zeit zu ſchützen; und noch vor Kurzem ſogar hat die Staatszeitung den Anachronismus begangen, den bekannten Entwurf einer neuen Ehescheidungsordonnanz mit etwas Hegel zu verſetzen.

Allein eines Tages entdeckte man, daß die Hegel'ſche Philoſophie nicht Gift, ſondern reiner Zucker für den um ſich greifenden Freiheitsſinn wäre. Das Pentagramm, mit welchem man den gefürchteten Geiſt von der Schwelle abhalten wollte, war ſchon längſt zernagt, und nicht bloß von Katheder und Kanzel predigte der neue Geiſt, ſondern ſelbſt im Staatsrathe hörte man mit Grauſen ſein mephiſtopheliſches Lachen. Der Status quo hatte die Schlange an ſeinem Buſen genährt, welche das grau theoretiſche Deutſchland heimlich die verführeriſche Frucht vom Baume der Erkenntniß koſten ließ. — Man entdeckte mit Entſetzen, daß die Hegel'ſche Philoſophie ein vollſtändiger Revolutionsconvent ſei, mit Sumpf, Thal und Berg, und daß ſelbſt in Berlin die terroriſtiſchen Denkguillotinen unausgeſetzt in Bewegung waren, um die Maximen des abſoluten Stillſtandes zu köpfen. Es iſt unglaublich, wie viele obſcure

Dogmen in kurzer Zeit von den drei Hegel'schen Schreckensmännern Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer hingerichtet, und wie viele ultraservile, politische Lehren durch den kecken Ruge, der mit seinem literarischen Fallbeile von Halle nach Leipzig wanderte, in Anklagestand versetzt und verurtheilt worden sind. — Die bestürzten Männer des Stillstandes wollten sich aus Verzweiflung das Haar ausraufen und machten noch bestürzter die Entdeckung, daß sie dies mit dem Kopfe schon längst verloren hätten. — Die Berliner Frommen flüchteten sich, im panischen Schrecken über diese geistigen Septembriseurs, in die evangelische Kirchenzeitung, in welcher sie auch das letzte noch nicht mit Brettern vernagelte Fenster verbarrikadirten, oder in den Verein zum historischen Christus. — Sich von hier aus mit denselben Waffen zu vertheidigen, mit denen sie angegriffen wurden, nämlich mit geistigen, dazu hatte sie nicht den Muth und nicht das Vertrauen zu sich selbst. Sie zogen es vor, die Verdammungsbulle: »In cœna Domini«, gegen die Ketzer zu verlesen und die Gensdarmen über sie zu schicken. Wir kennen das Schicksal der genannten Männer und ihrer Lehren. —

Aber es fehlte in Berlin jetzt der Weltweise, den der Stabilismus dringender als je brauchte, zur Verstärkung seines geistigen Gensdarmeriecorps. An Candidaten war kein Mangel; sogar der Sänger einer

„Friedensſtimme aus Oſtpreußen“ und das „Etwas von hohlem Liberalismus“ ſollen auf den erledigten Lehrſtuhl Hegels Anſpruch gemacht haben. — Allein mit ſolchen anonymen Philoſophen war dem bedrängten Status quo nicht gedient; — man brauchte einen Namen, der Schrecken einflößte, einen philoſophiſchen Alba, der in Berlin einrücken ſollte mit ſpaniſchen Geſetzen.

Die Wahl fiel auf Herrn von Schelling, welcher leibte, lebte und lehrte in der frommen Stadt München, allwo die griechiſchen Götter mit tonſurirten Mönchen Arm in Arm die Straßen durchwandern, Bier trinken und die erhabenen königlichen Participialarchitekturen bewundern.

Am 15. November des Jahres 1841 nach Chriſti Geburt las Schelling ſeine erſte philoſophiſche Meſſe in Berlin im dichtgedrängten Auditorium Nr. 6 vor Katechumenen aller drei Grade, der bloß Hörenden (auditores), der Kniebeugenden (genuflectentes) und der Erleuchteten (electi). Indeß verloren ſich die Auditores, von denen die meiſten Hegel'ſche Heiden waren, ſehr bald, und Herr von Schelling verkündete ſeine Offenbarung nur noch den gläubigen Jüngern, welche vor ihm auf den „Knieen ihres Herzens“ lagen, wie jener Irländer ſich ausdrückte, und ihres Kopfes, wie wir hinzuſetzen wollen, und welche erleuchtet waren von dem

neuentdeckten latenten Lichte, das auch unterm Scheffel wirken soll.

Wenn wir Schellings Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung eine Messe genannt haben, so sprechen wir keineswegs im Sinne der Münchener historisch-politischen Blätter, welche mit dem Schellingschen Katholicismus schwerlich zufrieden sein können, sondern in Bezug auf den eigenthümlich katholischen, sowohl innerlichen als äußerlichen Cultus, welchen Schelling in die von ihm gestiftete und getragene philosophische Kirche eingeführt. — Wer in diese unsichtbare Kirche aufgenommen sein will, muß an der Schwelle erst die „spanischen Schnürstiefel der Logik" ausziehen, um als philosophischer Barfüßer eintreten zu können. Er muß den bösen Löwen des Denkens in sich unterdrücken, durch hingebenden Glauben an die Wundermystik der Offenbarungsphilosophie. Er muß an die Jacobsleiter glauben, welche vom Schelling'schen Katheder zum Himmel reicht, und auf welcher die Schellingschen geflügelten Einbildungskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen; er muß glauben, daß Ebrenos seine guten dogmatischen Gründe aus der Philosophie der Mythologie hatte, um an seinem Erzeuger Uranos dieselbe Handlung vorzunehmen, welche Origines später an sich selbst verübte; er muß an die metaphysische Windrose glauben, nach welcher Schelling

auf ſeinen abenteuerlichen philoſophiſchen Entdeckungsreiſen die nordweſtliche Durchfahrt zum abſoluten Gott finden wird; kurz, er muß faſt eben ſo viel unbedingt glauben, als gegenwärtig ein Schulamtscandidat im Examen oder ein ordentlicher Profeſſor der Theologie, welcher auf Zulage Anſpruch machen will.

Auch der äußerliche Ritus des Schelling'ſchen Collegiums hat etwas Feierliches, kirchlich Myſtiſches. Zuerſt verpflichtet Schelling ſeine Zuhörer, nichts nachzuſchreiben und auch gegen Niemanden etwas auszuplaudern von Allem, was ſie ſehen und hören werden. Schon dieſe Mahnung erregt eine ſchauerliche Stimmung, wie vor einer Geiſterbeſchwörung, und läßt wunderbare Myſterien erwarten.

„Nun ſitzen ſie, mit hohen Augenbraunen,
Gelaſſen da und möchten gern erſtaunen."

Jetzt zieht der Meiſter das verhängnißvolle Heft aus der Taſche, nimmt bedächtig eine Priſe und lieſt mit der kalten Sicherheit eines katholiſchen Geiſtlichen, der das, was er zu ſagen hat, ſchon auswendig kennt, ſeine philoſophiſche Meſſe. Die Miniſtrantendienſte verrichtet Schelling ſelbſt. Er ſchwingt mit eigenen Händen das Weihrauchfaß, daß die blauen Gedankennebel in dicken Gewölken die Köpfe der andächtigen Laien umlagern: er kniet rechts, er kniet links vor ſeinen Hochaltar der abſoluten Identität. Jetzt klingeln ſeine Worte plötzlich

wie gellende Meßglöckchen; die Stille wird stiller: Schelling erhebt sich auf die Fußspitzen und hält über die gesenkten Köpfe der andächtigen Versammlung die sich in Gott wandelnde Potenz hoch empor. Dann heißt es: Ite, missa est ecclesia! und die Berliner Alt- und Jung-Schellingianer ziehen, von so viel Mystik berauscht und dumm, in die diversen Conditoreien, um sich dort an der Staatszeitung wieder nüchtern und klug zu lesen.

Neben seinem priesterlichen Charakter bekleidet Schelling noch einen diplomatischen Posten in der Philosophie, wie ein päpstlicher Nuntius, der beide Chargen in sich vereinigt. — Schelling ist als außerordentlicher Botschafter Gottes auf Erden angestellt, und man muß gestehen, daß er, wie ein wahrer Talleyrand, die Interessen seines Hofes mit der schlauesten philosophischen Staatsklugheit bewacht. Wie vorsichtig ist er nicht, selbst in den vertrauten Mittheilungen an seine philosophischen Freunde über das wahre Verhältniß des Himmels zu den Cabinetten von Berlin und München! Wenn er, was ihm von Unerfahrenen so oft zum Vorwurf gemacht, die letzte Lösung seines philosophischen Systems uns schuldig geblieben, so geschah dieses bloß, weil er noch auf eine Note vom lieben Gott wartet. — Sicherlich hat kein Weltweiser wohl je das Amtsgeheimniß der Philosophie so gewissenhaft bewahrt, als

Herr von Schelling; sogar seinem Attaché hat er keinen Blick in die secretirten Noten seines Portfolio's gestattet. Schelling hat daher keinen verrätherischen Kombst zu fürchten, der die geheimen Actenstücke der Offenbarungsphilosophie veröffentlichen könnte, wie dieser es mit vertraulich diplomatischen Mittheilungen der Continentalmächte gethan. — Und selbst in begeisterten Momenten, wenn der Philosoph seinen Zuhörern manches schauerliche Geheimniß des Jenseits auf's Genaueste detaillirt und sie voller Erwartung dem erhabenen, letzten Lösungsworte aus dem Munde ihres Meisters entgegensehen, bricht dieser plötzlich, wie der Geist in Hamlet, mit den Worten ab: „Ich wittere Morgenluft!" — und es ist uns nicht unbekannt, daß die Morgenluft gewissen Philosophien und Doctrinen sehr schädlich ist!

Wenn die Berliner Reactionsmänner indeß glaubten, an Schelling einen philosophischen Alba zu finden, der den geistigen Aufstand der Hegelianer durch sein bloßes Erscheinen dämpfen würde, so haben sie mit so vielen andern Enttäuschungen eine neue, schmerzliche zu beklagen. Schelling hat nur das friedliche Commando des philosophischen Invalidenhauses zu Berlin übernommen; er schlägt nicht mehr, er zeigt nur noch mit dem Behagen des Alters seine ehemaligen Schlachtpläne vor. — Die Schelling'sche Philosophie hat an Berlin das Einzige verloren, worauf sie stolz sein konnte,

ihre — Poesie. Die kühnen Visionen, die romantischen Schöpfungsprocesse des Schellingianismus zerstäuben an dem noch kühnern Scharfsinne, an der grausamen, kalten Kritik der Hegelianer. — In München war Schelling groß; dort ruhte er sicher auf den Lorbeeren, welche seine ehemaligen geistigen Thaten ihm errungen; aber sein tragisches Schicksal führte ihn nach Berlin, um ihn zur Caricatur der unglücklichsten Reactionspolitik zu machen.

Aus seiner Lehre von den Potenzen wird die impotente Berliner Maßregelwirthschaft keine neuen Kräfte saugen. Für die Wissenschaft ist Schelling bereits ein Mythos geworden, und wir werden es bald erleben, daß uns durch die Amtsblätter der Glaube an den historischen Schelling befohlen wird.

Ueber zwanzig Bogen.

Es hat einmal Jemand, der's aus den sichersten Quellen wissen konnte, behauptet, daß unser Staat nichts Anderes sei, als eine Erziehungsanstalt für seine ewig minorennen Bürger, mit einem souveränen, erblichen Directorate und vielen Tausenden von Lehrern und Zuchtmeistern, die auf Lebenszeit mit Ansprüchen auf die gesetzliche Pension angestellt sind, und zwar von —

Gottes Gnaden. — Gott aber weiß am beſten, was er thut, und ſchon aus dem Grunde wär's eine Sünde und eine Schande, dieſer fromm kindlichen Anſicht vom Staate zu widerſprechen, ganz abgeſehen davon, daß es nicht einmal polizeilich erlaubt iſt. — Wie leicht wird es nicht jeder harmloſen Phantaſie, ſich dieſen pädagogiſchen Staat zu vergegenwärtigen? Nur wenige Züge reichen zu dem Beweiſe hin, daß eine franzöſiſche Penſionsanſtalt für Töchter gebildeter Stände kaum beſſer und fürſorglicher organiſirt ſein kann, als unſer großes Fridericianum mit ſeinen 15 Millionen Unmündigen!

Jedes neugeborne Kind wird ſogleich als Zögling des Staatspädagogiums aufgenommen und nach vorhergegangener, ſorgfältiger Prüfung — denn Examina ſind die Seele unſers Staates — ob es hoch-, hochwohl-, wohl- oder nur ſchlichtweg geboren ſei, ob es ſich von, auf oder in ſchreibe, gleich am erſten Geburtstage, ſeinem Verdienſte gemäß, in die höchſten Claſſen oder in die niedrigſten verſetzt. — Dieſer Act der Gerechtigkeit muß ſchon ein günſtiges Vorurtheil für die Staatserziehungsanſtalt erwecken, auch wenn wir nicht ſo viel Rühmliches über ſie in den Oſterprogrammen und Gelegenheitsſchriften der Regierung leſen möchten.

Hinſichtlich der Beköſtigung herrſcht eine wahrhaft rouſſeauiſche Freiheit. Jeder Zögling darf ſo viel eſſen und trinken, als er babhaft werden kann, wenn er der

Schuladminiſtration den ihr gebührenden Antheil abgegeben; wer nichts zu eſſen hat, der hungert, ganz ad libitum; Niemand wird in ſeinem diätetiſchen Gewiſſen auch nur im Geringſten beſchränkt. Die Freiheit der bürgerlichen Verdauungskräfte iſt ſo gut wie durch eine *Magna charta* garantirt. Indeß kommen die Hungernden herkömmlich in den unteren Claſſen vor, die Obern pflücken ſich reichliches Obſt von den Stammbäumen, was freilich nicht immer ſättigen ſoll. — Am Geburtstage des Schulvorſtandes werden in allen Claſſen Gedichte auswendig gelernt und aufgeſagt, Blumen überreicht, Freudenthränen geweint u. dergl., wie die Schulgeſetze ſolches vorſchreiben.

Dafür ſchenkt auch der Vorſtand an den großen Staatskinderfeſten den lieben Kleinen allerlei Thierbilder, die an hübſchen Bändern hangen, wobei Pſychologen Gelegenheit haben, die intereſſante Bemerkung zu machen, daß die männlichen Schüler viel eitler auf bunten Bänderputz ſind, als die verſchrieenen weiblichen. — Da in dem Pädagogium männliche und weibliche Schüler zuſammen erzogen werden, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſich daſelbſt Liebesverhältniſſe entſpinnen. Die Schulvorſteher haben auch gar nichts dagegen, daß ſich die Schüler unter einander verheirathen (eine Liberalität, die man in keiner Penſionsanſtalt findet); aber trennen dürfen ſie ſich nicht mehr. Jeder verehelichte

Schüler iſt bei ſeiner Frau auf Lebenszeit angeſtellt, und eben ſo umgekehrt. — Die Lectüre wird auf's Strengſte beaufſichtigt, damit kein Schüler gefährliche Grundſätze auffauge. Wer eine ſchriftliche Arbeit gemacht hat, der reicht ſie dem ihm vorgeſetzten Mitſchüler ein, welcher Cenſor genannt wird. Für manche zeitungsſchreibende Alumnen gibt's noch einen Nachcenſor — nach der Analogie von — Nachrichter! — Dieſe Cenſoren brauchen nicht klüger zu ſein, als der Schriftſteller, aber — dümmer; ſie ſollen auch nicht urtheilen, ſondern ſtreichen. Das Scholarchat vertraut hier dem Tacte der Beſchränktheit:

„Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übt in Einfalt des Cenſors Gemüth!“

Schlechte Cenſoren, d. h. ſolche, welche mehr denken und fühlen, als ſtreichen, werden bald fortgejagt — von Rechtswegen. — Damit ein Jeder weiß, wonach er ſich zu achten hat, ſind die Schulgeſetze auf's Ausführlichſte in mehr als 100 dicken Bänden abgedruckt unter dem Namen: Landrecht, Kamptz, Geſetzſammlungen, Pandekten, Corpus Juris, Amtsblätter, „Fünf Männer,“ Ergänzungen u. ſ. w. Es kann ſich daher Niemand mit Unwiſſenheit entſchuldigen, als höchſtens — im juriſtiſchen Examen. — Jeder Schüler, mag er nun in den Flegeljahren oder im Schwabenalter ſtehen, mag er ein Jahr oder achtzig Jahre

alt ſein, wird als reif und ſelbſtſtändig aus der Schule entlaſſen — ſobald er ſtirbt. Er muß dann jenſeits für ſein eignes Fortkommen ſorgen. Hat er ſich hienieden bei Lebzeiten gut aufgeführt, ſo bekommt er allenfalls von ſeinem Generalſuperintendenten noch ein Sittenzeugniß und ein Empfehlungsſchreiben an den lieben Gott mit, und dann iſt ſein Glück im Himmel gemacht.

Daß in einem ſolchen pädagogiſchen Muſterſtaate, hinter welchem der platoniſche weit zurückbleibt, keine Maßregel getroffen wird, die nicht zum Heile der lieben Kleinen gereicht, dürfte eine überflüſſige Bemerkung ſein, wenn nicht die „ſchlechte Preſſe“ ſich's herausgenommen hätte, oft das Gegentheil zu behaupten, wie ſolches erſt neulich wieder mit der neuen, kinderfreundlichen Vergünſtigung hinſichtlich der Cenſurfreiheit von Büchern über zwanzig Bogen geſchehen iſt. — Wir ſind daher Willens, dieſe Maßregel ſehr zu loben, und fordern talentvolle Dichter auf, dieſe Lobpreiſung in gute Verſe zu bringen, wenn ſie's nicht vorziehen, lieber gegen Herwegh ihre gereimten Jamben zu ſchleudern, um ſich eine Penſion von 300 Thlrn. zu erſingen.

Wie Sparta ſich vorzüglich die körperliche Erziehung ſeiner Bürger angelegen ſein ließ, ſo ſorgt bekanntlich unſer Staat für die geiſtige. — Was Wunder alſo, daß ihm die Schriftſteller, und vor allen

die jüngern, sehr am Herzen liegen? — Wem sind nicht die vielen ausgezeichneten Gunstbezeugungen bekannt, welche den Schriftstellern vor allen übrigen Classen der bürgerlichen Gesellschaft zu Theil werden? — Für das Seelenheil der Schriftsteller wird eigens eine ganze Kaste von Censoren unterhalten, und ein Berichtigungsbureau ist bloß für sie eingerichtet worden, das freundlich jedes von ihnen begangene Versehen gut macht und mit dem Mantel der Liebe bedeckt. Schriftsteller werden zu Hofe eingeladen; man läßt sie, wie fürstliche Gäste, mit Gensdarmerie-Escorte bis an die Gränze begleiten; dann und wann werden auf höhere Anordnung ihre Papiere durchgesehen, wahrscheinlich, um ihre unquittirten Rechnungen aus Staatsmitteln zu bezahlen. Man erlaubt ihnen oft nicht, ihre Geistesproducte drucken zu lassen, damit die Blätter für literarische Unterhaltung sich nicht darüber mokiren; ja, man wirft ihnen sogar aus purer Liebe Criminalprocesse an den Hals, um die flüchtigen Geister auf irgend einer Festung — im Lande behalten zu können.

Nun bemerkte der Staat, daß seine lieben Schriftsteller ihr Talent zersplittern in lauter kleinen Erzeugnissen, die wenig Honorar einbringen und viel Aergerniß verursachen. Sie schreiben kleine Broschüren über die Haut- und Herzkrankheiten der Zeit, Vier Fragen, Zeitungs- und Journalartikel u. dergl. Unbequemes mehr.

Dieſe ungermaniſche, geiſtige Flüchtigkeit, welche jeder Erſcheinung an unſerm politiſchen Horizonte mit ſcharfer, ſprudelnder Kritik auf dem Fuße folgt, in leichten, zwangloſen Broſchüren; dieſe beißenden Impromptus zur Beurtheilung „Inländiſcher Zuſtände," welche ſelbſt den Frieden der Staatszeitung zu ſtören drohen, ſind durch Prohibitivſyſteme kaum auszurotten. Die Broſchüre flüchtet ſich über die chineſiſchen Staatsmauern hinaus in preßfreie Nachbarländer, und die kleinen Zeitungsabhandlungen wiſſen ſich bereits mit diplomatiſcher Glätte ſelbſt unter den ſchonungsloſen Händen des Cenſors durchzuwinden. — Man wählte daher das probate pädagogiſche Mittel, einen Tugendpreis für ſchriftſtelleriſche Ausdauer auszuſetzen, um auf dieſe Weiſe den gefährlichen Guerillaskrieg der Flugſchriften zu unterdrücken: Alle von Civiliſten verfaßten Werke von über zwanzig Bogen wurden für cenſurfrei erklärt! — Wie fein von unſern Staatspeſtalozzi's! Ueber zwanzig Druckbogen! Der Champagnerrauſch des Schriftſtellers reicht ſo weit nicht aus; der jugendliche, übermüthige Autor muß ſich zu dem zahmen Fleiße der guten alten Zeit bequemen; er muß ſitzen, bis die grüne, muthwillige Praxis in ihm zur grauen Theorie vertrocknet; um ſich nicht zu zerſtreuen, muß er ſich abſperren gegen die Phänomene des Tages, die er ſonſt mit ſeinen Gloſſen begleitete; er muß jeden Lakonismus einer goldnen Wahrheit ſo breit und fein

ſchlagen, daß er einen berittenen Gensdarmen damit ganz vergolden kann, und ſeine ſcharfen Epigramme werden auf dem 20 Bogen-Streckbette ſo gereckt, daß Kopf und Stachel nicht mehr zu unterſcheiden ſind. — Nur auf dieſem Wege gelangen wir wieder zur untergegangenen literariſchen Solidität des Deutſchthums. — Deutſchland wird wieder Quartanten und Folianten erzeugen. Der literariſchen Kampfluſt wird es deshalb nicht an voluminöſen Gegenſtänden fehlen. Man nimmt den bisher noch nicht ganz entſchiedenen Streit zwiſchen der Reuchliniſchen und Erasmiſchen Ausſprache wieder auf; man ſchreibt, wie Eiſenmanger, einen dicken Folianten gegen die Juden; über lateiniſche und griechiſche Ellipſen kann außerdem auch noch viel abgehandelt werden. — Die unverbeſſerlichen politiſchen Schriftſteller jedoch, welche durchaus die Intereſſen des Tages nicht loslaſſen wollen, werden auf einem Umwege über die papierne Brücke von 20 Bogen die bereits in's Werk geſetzten Regierungsmaßregeln ſchwerlich noch einholen. Das große Publicum hat außerdem nicht Geld und Geduld genug für dergleichen umfangreiche Lectüre.

Die frommen Generalſuperintendenten mögen dann ungeſtört die ſtrengſte Sabbathfeier und in Berlin die Clariſſennonnen einführen; man unterdrücke inländiſche, cenſirte Zeitungen, man entſetze Schullehrer ihrer Stelle, wenn ſie ſich mit der neueſten Geſchichte beſchäftigen;

man vernichte die Hör- und die Lehrfreiheit, kurz man thue, was man nicht lassen kann; noch bevor die censurfreie Kritik solcher Thatsachen in zwanzig Druckbogen vor's Publicum tritt, ist dieses schon indifferent dagegen geworden, und der gute Michel hat sich die Nachtmütze über beide Ohren gezogen, um gar nichts zu hören und ungestört zu schlafen.

Für rasche und kühne Schriftsteller, welche auf zwanzig Druckbogen eben so viel zu sagen wissen, als auf einem (was gar nicht so leicht ist, als man glauben möchte), sind außerdem noch der gestatteten Censurfreiheit geheime Clauseln angehängt. — Die Polizei hat nämlich bei jeder solchen, von keinem Censor berührten, jungfräulichen Schrift das aus Figaros Hochzeit und sonst bekannte Droit du seigneur für die ersten 24 Stunden. — Findet sich nun, wie der Ausdruck lautet, etwas „Gemeinschädliches" in solchen Büchern, d. h. etwas, das, zu den Regierungsansichten und Maßregeln genossen, wie spanischer Pfeffer auf Vanilleeis schmeckt, so wird sothane Schrift an die höhere Behörde zum Kosten eingeschickt. Munket sie dieser nicht, so ist sie auf jeden Fall „gemeinschädlich" und wird zugleich mit dem Schriftsteller confiscirt. Eine solche Schrift ist nicht bloß censur-, sondern auch vogelfrei! Auf diese Weise ist auch der Polizei, die binnen 24 Stunden ganze Stöße dicker Bücher des heterogensten Inhalts auf's Gründlichste durch-

zuleſen verpflichtet iſt, Gelegenheit gegeben, auf eine ſchnelle Weiſe ſehr gelehrt zu werden, und das nächſte Buch, das bei Baſſe in Quedlinburg unter dem Titel erſcheint: „Die Kunſt, innerhalb 24 Stunden ein gründlicher, vielſeitiger Gelehrter zu werden", wird gewiß einen Polizeidirector zum Verfaſſer haben.

Wie wohlthätig ſonach dieſe neu feſtgeſetzte Belohnung des ſchriftſtelleriſchen Fleißes nach allen Seiten hin wirkt, bedarf wohl kaum noch einer weitern Auseinanderſetzung. — Soviel bisher bekannt geworden, iſt die Frau Majorin Paalzow in Berlin das erſte literariſche Roſenmädchen, welches für ſeinen umfangreichen dreibändigen Roman (Thomas Thyrnau) mit der Cenſurfreiheits-Prämie belohnt worden.

Soweit dieſe fliegenden Blätter aus dem Caricaturen-Portfolio des hinkenden Civil-Teufels, der, wie die Verfaſſerin des Thomas Thyrnau, welche als Frau Majorin nicht dem literariſchen Kriegsgeſetz unterworfen iſt, ſeine Memoiren cenſurfrei ſchreiben darf. Reichlichen Stoff zu vielen Einundzwanzig-Bogen-Werken liefern ihm die maßleſen Maßregler unſerer Zeit; denn vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt gegenwärtig kaum ein Schritt. — Die Pygmäen, die ſich dem giganten Zeitgeiſt in den Weg werfen, geberden ſich noch ganz ſo,

wie das Zwerggeſchlecht, deſſen Kämpfe der treffliche Jonathan Swift der Nachwelt überliefert hat. Sie eilen mit Feuereimern herbei, um die purpurne Morgenröthe durch Gießen auszulöſchen. Sie trommeln und blaſen Victoria, wenn ſie die Schreibfinger des Fortſchrittes in Daumenſchrauben preſſen; ſie glauben den göttlichen Prometheusfunken in der Menſchheit erſtickt zu haben, wenn ſie wie die Geier an der Leber des gefeſſelten deutſchen Michels hacken. Ach, ſie glauben ſo viel, daß ſelbſt über das ernſte Antlitz am Januskopfe des Volkes ein epigrammatiſches Lächeln zuckt, ein bedeutungsreiches Omen, das den Helden in der göttlichen Reactionskomödie unſrer Zeit zuruft:

„Ihr braucht nicht erſt auf die Weltgeſchichte
Zu warten, daß ſie Euch richte;
Ihr ſeid von Eurer Gegenwart gerichtet! —

III.

Des Freiherrn von Münchhauſen

neueſte Abenteuer.

(Von ihm ſelbſt erzählt.)

Wenn ich den Scherz will ernſthaft nehmen,
So ſoll mich Niemand d'rum beſchämen;
Und wenn ich den Ernſt will ſcherzhaft treiben,
So werd' ich immer derſelbe bleiben.

Göthe.

Vor allen Dingen gebe ich meine Cavalierparole darauf, daß Alles, was ich hier erzählen werde, nichts als die reine Wahrheit iſt, wie Alles, was bereits früher in den denkwürdigen Schriften derer von Münchhauſen der Welt erzählt worden. Dieſe Betheuerung ſollte eigentlich überflüſſig ſein, denn der Name Münchhauſen war, ſo lange die Weltgeſchichte exiſtirt, und noch etliche Jahre darüber hinaus, von der Wahrheit unzertrennlich; ja, gerade dieſer Familientugend wegen bekleideten die Münchhauſens von jeher eine hohe Hofcharge bei den Potentaten des grauſeſten Heidenthums wie des grünſten Chriſtenthums, weil die Fürſten es wünſchten, daß auch die Wahrheit ihren Repräſentanten in der Nähe des Thrones hätte. — So war einer meiner Ahnen in dieſer Function an dem Hofe von Ninus und Semiramis angeſtellt, und auch

bei den zum Heile Germaniens im Jahre 1819 abgefaßten Carlsbader Beſchlüſſen fungirte ein Münchhauſen als königlicher Wahrheitscommiſſarius. Hat die neueſte Geſchichte dieſen letzten Umſtand ignorirt, ſo mag ſie ihre guten Gründe gehabt haben; die ſpätern, unparteiiſchen Hiſtoriker Deutſchlands werden es jedoch anerkennend zu würdigen wiſſen, wie vielen Antheil die Münchhauſens an den herrlichen Verſprechungen hatten, welche den Deutſchen nach den Befreiungskriegen gemacht worden.

Alſo wie geſagt, es wäre ganz und gar überflüſſig, noch mit meiner Cavalierparole die Wahrheit meiner Erzählungen zu bekräftigen, wenn nicht leider der ſchnöde Geiſt des Skepticismus in der neueſten Zeit auf eine erſchreckliche Weiſe bei uns um ſich gegriffen hätte. — Die Deutſchen bezweifeln jetzt Alles, was ihnen unter die Hände kommt, ſogar das Schwarz auf Weiß, Farben, welche die deutſche Intelligenz ſonſt in ihrer Nationalcocarde am Hute trug, hat ſeinen Werth ververloren. — Wenn ihre unermüdlichen Nachtwächter ihnen officiell und aus den ſicherſten Quellen vorſingen, was die Glocke geſchlagen hat, machen die Deutſchen ein Fragezeichen hinterher! — Wenn die „guten Zeitungen“ von den bürgerlichen Freudenthränen erzählen, welche vor Kurzem ganz Hannover unter Waſſer zu ſetzen drohten, ſo daß die Pionircompagnien commandirt werden mußten, mit Faſchinen die Thränenfluthen abzudäm-

men, so kommt das dem Publikum gerade eben so wahrscheinlich vor, als ob es läse, daß der deutsche Bund dem Louis Philipp den Krieg erklärt hätte, weil dieser die Franzosen um die Früchte der Julirevolution betrogen. — Sogar unumstößliche mathematische Wahrheiten werden jetzt ein Opfer der frechsten Zweifelsucht. So ist es weltbekannt, daß unabänderlichen Beschlüssen zufolge das Jahr 1815 keinen Mai gehabt haben soll, weil entweder dieses Jahr so mißrathen gewesen, daß es statt 12 Monate nur 11 zur Welt brachte, oder weil der damalige Mai nichts, als ein fortgesetzter April war. Dennoch gibt es jetzt noch immer Deutsche, welche die Anmaßung haben, zu behaupten, daß das Jahr 1815 allerdings einen Mai hatte, wie er selten im deutschen Hoffnungskalender vorgekommen, einen ächten Wonnemond, mit schmetternden, constitutionellen Lerchen und mit Nachtigallen, welche niemals so zärtlich und voll geschlagen in dem dämmernden Schatten des Teutoburger Waldes, und mit Maiglöckchen, welche ganz Deutschland wach klingelten zu einem großen Nationalfeste. — Und nicht bloß Poeten glauben an diesen Mai und besingen ihn noch immer, sogar ernste Prosaiker sind von dieser fixen Idee nicht zu befreien; ja, die jungen deutschen Rangen sind keck genug, den Maienbaum erklimmen zu wollen, der sich nach ihrer Aussage aus dem Jahre 1815 herschreiben soll, und an dessen Spitze

allerlei hübſche, glänzende Sachen als Preis für den, der ſie erreicht, befeſtigt ſind. Allein, wie alle deutſchen Hoffnungsbäume iſt auch dieſer Baum mit der bekannten königlich privilegirten Phraſenſeife glatt und ſchlüpfrig gemacht, und wenn die guten Jungen wirklich faſt bis oben gekommen ſind, fahren ſie mit einem Male blitzſchnell wieder hinunter und fallen einem Gensdarmen in die Arme.

Sogar die Exiſtenz derer von Münchhauſen wird jetzt bezweifelt. Man glaubt nämlich, daß Münchhauſen keine Perſon, ſondern ein ſymboliſcher Begriff wäre oder ein Pſeudonym für gewiſſe deutſche Autoren, die Mitarbeiter an der Cabinetsbibliothek ſind, und die ſonſt im Leben ſchlichte bürgerliche Namen führen, wie Ernſt, Auguſt, Ludwig, Friedrich, Carl, Ferdinand, Wilhelm u. ſ. w. — Das iſt nun auf Cavalierparole gänzlich unwahr und rein aus den Fingern geſogen. Die Freiherrn von Münchhauſen ſind nicht etwa mythiſche Phantome, ſondern hiſtoriſch mit Händen zu greifen, wie alle diejenigen, welche Mitglieder des Vereins zum hiſtoriſchen Münchhauſen ſind, es der Wahrheit gemäß bezeugen, und, wenn's verlangt wird, eidlich bekräftigen werden. — Einige wollten wieder behaupten, daß mit einem bekannten Ahnherrn, welcher im vorigen Jahrhundert ſeine wunderbaren, aber ſtreng wahrhaftigen Erlebniſſe der Welt erzählt, das Geſchlecht der Frei-

herrn von Münchhausen erloschen wäre. — Daß diese Behauptung eine nichtsnutzige Lüge sei, beweist mein Onkel, welcher vor einigen Jahren durch Immermann in den literarischen Salon eingeführt wurde, und beweise ich, sein Neffe, der ich mich jetzt selbst hier einführe. — Die Münchhausens sterben eben so wenig aus, wie die Könige von Thule, von denen immer Einer zur Zeit so lange trinkt, bis ihm die Augen übergehen, und wenn er in's Grab gesunken, ist der andere schon wieder da und trinkt! —

Ja, man kann es den Deutschen nicht zu oft wiederholen, was ihnen in neuester Zeit so oft wiederholt worden ist: **Pectus est quod facit theologum!** d. h.: „Wer glaubt, wird — angestellt und bekommt Zulage!“ — O! mein Deutschland, willst du angestellt sein und Zulage erhalten, so glaube! glaube! glaube! — Ja glaube mir auf Cavalierparole, was ich dir jetzt erzählen werde.

Es war gerade in der Zeit, als ich als Präsident des Berliner Berichtigungs-Bureaus jährlich einen Gehalt von 2000 Rthlr. preuß. Courant bezog. — Doch zuvörderst muß ich auseinandersetzen, wie ich denn Präsident dieses Bureaus geworden bin, nämlich als erster Stifter oder vielmehr Erfinder dieser Anstalt.

Es ist weltbekannt, daß meinem ganzen Stamme eine unüberwindliche Aversion gegen jedwede Unwahrheit.

ſelbſt gegen die kleinſte, unſchuldigſte Nothlüge angeboren iſt, mithin auch mir. Dies geht bei meiner Perſon ſo weit, daß auch der unbedeutendſte Druckfehler, z. B. ein verſetztes Comma, oder ein **u** ſtatt eines **n**, wie es leicht aus dem Setzkaſten vergriffen wird, mir die tiefſte Schamröthe auf die Wangen jagt, weil dergleichen Druckfehler doch an eine Art von optiſcher Lüge ſtreifen. — Ja, mir iſt nicht einmal die conventionelle Lüge möglich, irgend einem von meinen vielen Gläubigern freundlich herablaſſend einen „guten Morgen!“ zu wünſchen, wie praktiſche Menſchen und Freiherren ſolches zu thun gewohnt ſind, während ſie innerlich denken: „Hol' dich der Teufel!“ oder: „Ich wollte, du wäreſt, wo der Pfeffer wächſt!“ oder: „Mit Freuden könnte ich dir ein Weniges den Hals umdrehen!“ und was dergleichen fromme Wünſche mehr ſind. Ich gehe lieber, um wahr zu bleiben, meinen Gläubigern ganz und gar aus dem Wege und bin niemals für ſie zu Hauſe, weil ich dann doch, der Wahrheit ſchnurſtracks zuwider, höflich gegen ſie ſein müßte.

Ich war einmal in Berlin zu einer äſthetiſchen Theegeſellſchaft eingeladen, allwo es nur ſehr dünne Butterbrodſchnittchen und ſehr dicke Literatur gab. — Es war daher nicht zu verwundern, daß die nagenden Faſern meines Magens mit meinen Geſichtsfibern in eine peinliche Correſpondenz traten, ſo daß ernſtlich ein welt-

ſchmerzliches Zucken über mein Antlitz blitzte und ich beſonders dem weiblichen Theile der Geſellſchaft wegen meiner Byronphyſiognomie höchſt intereſſant wurde. Es trat förmlich eine Pauſe ein, während welcher die Blicke des ganzen Kreiſes in ſtummer Bewunderung an meinem Geſichte hingen, bis endlich die Frau vom Hauſe die feierliche Stille durch die zart hervorgeliſpelte Frage unterbrach: „Herr von Münchhauſen, ſind Sie europamüde oder weltmüde?“ — „Hungrig, Frau Geheime Comerzienräthin!“ antwortete ich, und begeiſterte Alles durch die großartige Naivetät meines Selbſtbewußtſeins.

Bei dieſem unüberwindlichen Widerwillen gegen Alles, was mit der Unwahrheit, wenn auch nur im ſiebenten Grade, verwandt iſt, wird's Jeder wohl natürlich finden, daß mir der damals höchſt lügneriſche Zuſtand der liberalen Tagespreſſe ein Dorn im Auge und ein Pfahl im Fleiſche war. — Ich konnte die Rheiniſche Zeitung nicht auf eine Entfernung von 20 Schritten ſehen, ohne in Ohnmacht zu fallen, ja, ich konnte es förmlich Jedem noch Abends anriechen, ob er zum Frühſtück die verruchte Königsberger Zeitung mit ihren „Inländiſchen Zuſtänden“ geleſen. — Ein ſolcher Menſch hatte für mich einen brenzlichen Geruch, in welchem Assa foetida mit Schwefel um die Oberherrſchaft kämpfte, und ſeine Nähe verurſachte mir Nervenübel. Die bloße zufällige Berührung der Leipziger Allgemeinen verſetzte

mich in krampfhafte galvaniſche Zuckungen, die nur dadurch wieder beſchwichtigt werden konnten, daß man mir die evangeliſche Kirchenzeitung wie ein Senfpflaſter auf den Magen legte und die neueſte, zu einer Düte gedrehte Staatszeitung als Nachtmütze auf den Kopf ſtülpte. Dieſe bedenklichen Symptome rührten aber, wie geſagt, lediglich von den Lügen her, welche die genannten gottloſen Blätter täglich dem Publico auftiſchten — Lügen, die der guten officiellen Tagespreſſe ſtets ſo fremd bleiben, wie dem Teufel das Vaterunſer.

Staatszeitungen *können*, genau genommen, gar nicht lügen, ſie mögen ſagen und drucken, was ſie wollen. Geſetzt z. B., eine Staatszeitung behauptet: Deutſchland iſt glücklich, oder Raupach iſt größer als Shakſpeare, oder conſtitutionelle Verfaſſungen ſind der Ruin der Völker, oder wir haben vollſtändige Preßfreiheit, oder Herr *Gruppe* iſt ein großer Theologe und *Ernſt Auguſt* ein zweiter *Marc Aurel*, ſo braucht das alles an dem Tage, an welchem die Zeitung ausgegeben wird, allerdings noch nicht wahr zu ſein, allein am nächſten Tage wird durch Cabinetsordre oder Miniſterialreſcript *befohlen*, daß Deutſchland glücklich, Raupach unſterblich, Conſtitutionen verderblich ſein *ſollen*, daß Herr Gruppe zum großen Theologen und Ernſt Auguſt zum Marc Aurel ernannt werden — und die Staatszeitung iſt glänzend gerechtfertigt. Freilich

mit der vollſtändigen Preßfreiheit iſt's ein wenig häklich: allein man gibt eine neue Cenſurinſtruction und beſtimmt, daß die Preſſe auf dieſem Wege als ganz frei zu betrachten iſt, und wer etwas dagegen hat, dem ſoll doch gleich — — doch, ich will nicht fluchen! ich will nicht vergeſſen, daß ich Freiherr und Mitglied des frommen Frauenvereins in Berlin bin.

Alſo mir war der demoraliſirte Zuſtand der ſchlechten Preſſe mehr als zuwider: allein es war auch meinem loyalen Herzen Bedürfniß den leider nicht wegzuläugnenden gefährlichen Einfluß der ſchlechten Preſſe dadurch zu paralyſiren, daß ich ſie ſyſtematiſch wieder durch die Preſſe, da gerade, „wo das Gift eingeſchenkt war", coram publico der Lügen zeihen und zu Schanden machen könnte. Ich reichte daher dem Miniſterio einen ſcharfſinnig calculirten Plan zu einem neuen Berichtigungsbureau ein, das alle vagabundirenden Lügen der ſchlechten Zeitungspreſſe wie tolle Hunde auffangen und am nächſten Tage am Pranger der officiellen Preſſe zur Schau ausſtellen ſollte. — Für meinen ebenſo ſauber als ſorgfältig ausgearbeiteten Plan erbat ich mir weiter keine Belohnung, als daß man mich zum Präſidenten dieſes Bureaus ernennen möge, bloß damit es mir vergönnt ſei, gegen meine eingefleiſchten Feinde, die Lügen, in Perſon zu Felde zu ziehen, und außerdem

noch 2000 Rthlr. Gehalt, was in Erwägung der hohen Wichtigkeit dieſes Inſtituts mit Freuden genehmigt wurde.

Es iſt durchaus überflüſſig, dieſen dem Miniſterio überreichten Plan hier mitzutheilen, wenn ich erzähle, wie ich praktiſch mein Verfahren danach gemodelt. — Ich hatte nämlich einen mir ſehr zugethanen Jugendfreund, welcher als Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Salamanca fungirte. Dieſer Profeſſor war eigentlich ſehr liberal, ſogar ultra, wenigſtens verſicherte er dieſes täglich ſeiner Frau unter vier Augen: auch hatte er die Courage, einigen ſehr vertrauten Freunden zwiſchen ſeinen vier Pfählen, wenn er die Thüre vorher feſt verriegelt, ganz leiſe die ungeheure Entdeckung mitzutheilen, daß das, was zu arg iſt, zu arg iſt! — Für das öffentliche literariſche Leben — und dieſer Profeſſor ſprach und ſchrieb viel — hatte er jedoch aus königlich ſpaniſchen Rückſichten auf ſeine Stellung u. ſ. w. einen eigenthümlichen Liberalismus adoptirt, der nach allen Seiten hin unſchädlich und harmlos war, einen Liberalismus, wie ihn in unſerer Zeit der loyalſte Regierungs-Aſſeſſor hegen und ausſprechen darf, ohne ſeine Carriere zu verderben. — Er hielt ſich nämlich ſtets ängſtlich fern von dem geräuſchvollen Kampfe der Parteien, weil Ruhe die erſte Bürgerpflicht eines Philoſophen iſt; aber von dem Dachfenſter ſeines Hauſes,

allwo er ziemlich ſicher ſein konnte, daß ihn auch kein Ricochetſchuß erreichen würde, ſah er mit einigem philoſophiſchen Behagen aus der Vogelperſpective das Scharmützel an. —

Hatten ſich jedoch die kämpfenden Parteien vom Schlachtfelde verzogen, dann war mein Philoſoph gleich unten, beſah ſich mit der größten Gründlichkeit die Wahlſtätte, machte Notizen über die Stellung der Heere und ihrer Manöver, ſkizzirte die Gruppen Verwundeter und Todter, wie ein Schlachtenmaler, und dann zog er nach Hauſe und ſchrieb ſeine Ilias nach Homer. — Hinter den Phänomenen des Tages war er ſtets wie ein eifriger Schmetterlingsjäger her. Er hatte zu dem Behufe ein großes Netz mit ſehr engen Maſchen, zwiſchen denen auch kein Phänomenchen, ſo groß wie ein Johanniswürmchen, wieder entſchlüpfen konnte. Mit dieſem Netze fing er die ganze Terminologie des Parteikampfes ein, alle die herumflatternden Stichwörter der Factionen und Fractionen, alle Loſungswörter der Tagesparole und was dergleichen mehr iſt. Nach einem ſolchen glücklichen Fange eilte er in die naturforſchende Geſellſchaft von Salamanca und hielt einen langen, ſehr behaglichen Vortrag über die Naturgeſchichte der Parteiphänomene, vom Parteileviathan herab bis zur Parteimilbe. Da er nun, wenn er die liberalen Tagesphänomene beſprach, auch der ganzen Terminologie des Liberalismus zu deren aus-

führlichen Erklärung bedurfte, so kam er sich in solchen Augenblicken so ungeheuer liberal vor, daß er vor sich selbst erschrak: die Vesternten und Betreßten unter seinen Zuhörern aber sagten: „Einen solchen vernünftigen Liberalismus lassen wir uns wohl gefallen!“ — Um sich nichtsdestoweniger vor Mißverständnissen zu schützen, ließ der Professor nachher seine naturgeschichtlichen Abhandlungen mit der Vorbemerkung abdrucken, daß er sich gegen jede Mißdeutung, sowohl nach oben als nach unten, nach links wie nach rechts, nach Süd, Südwest, Süd-Südwest, West-Nordwest u. s. w. auf's Entschiedenste verwahren müsse, und berief sich, um sich noch sicherer zu stellen, auf das politische Glaubensbekenntniß eines spanischen Granden, das auch sein eignes wäre.

Diesem meinem vertrauten Freunde schrieb ich nun, daß er mir ganz nach Art des Netzes, mit welchem er auf die Begriffs- und die Phänomenjagd geht, ein ähnliches fertigen sollte, mit sehr engen Maschen, mit welchem ich die Zeitungslügen der „schlechten Presse“ einfangen wollte, also ein eigentliches Lügennetz oder Lügengewebe. — Da er nun noch ein zweites Begriffs- und Phänomennetz übrig hatte, so schickte er mir sogleich dieses, mit der Bemerkung, daß solches auch zur Lügenfischerei äußerst zweckdienlich wäre, da selbst die kleinste Lügenbrut durch die Maschen nicht wieder entwischen könnte. Die Fischmeister aber, welche sonst strenge darauf zu

ſehen haben, daß die junge Brut geſchont werde, dürften ſich hier wohl ſchwerlich erlauben, von Amtswegen einen Einſpruch zu thun. —

Ich muß geſtehen, das Netz übertraf alle meine Erwartungen. Ich ſtellte ſogleich einen Verſuch damit an und fiſchte einen in der Rheiniſchen Zeitung enthaltenen Correſpondenz-Artikel aus Berlin damit auf. Das Wahre an dieſem Artikel lief ſogleich als reines Waſſer wieder durch, zuletzt aber krabbelten ein paar ganz kleine Lügen, welche dem unbewaffneten Auge kaum ſichtbar waren, am Boden meines Netzes als Gefangene herum und wurden ſogleich an die Expedition des Berichtigungsbureaus oder an die für Journallügen eingerichtete Pfefferſtube der literariſchen Zeitung zur weitern Verfügung abgeliefert. — Ich lag nun täglich mit meinen Gehilfen auf der Lauer, und es iſt männiglich bekannt, daß das Berichtigungsbureau in kurzer Zeit unter meiner Leitung Enormes geleiſtet. — Von welcher Art meine Amtsthätigkeit war, werde ich hier, ſoweit ſolches ohne Verletzung des Amtsgeheimniſſes thunlich iſt, am beſten durch ein Beiſpiel ſchlagend erläutern:

Geſetzt, die Hamburger Neue Zeitung enthielt eine Correſpondenznachricht aus Berlin über heftige Staatsrathsdebatten in Bezug auf das Eheſcheidungsgeſetz, über die durch miniſterielle Intervention verkümmerte Wirkſamkeit der ſtändiſchen Ausſchüſſe, über neue Beſchrän-

kungen der Preſſe u. drgl. m. Alles der ſtrengſten Wahrheit gemäß: am Schluſſe dieſes Artikels heißt es jedoch: „Die neuen Helme, mit welchen unſre Infanterie bekleidet wird, werden einen viereckigen Schirm erhalten und oben in eine Meſſingſpitze auslaufen.“ — Gleich darauf expedirt das Berichtigungsbureau an die Hamburger Neue Zeitung und an alle andern Tagesblätter, welche den beſagten Artikel aufgenommen, folgende officielle und daher aufnahmspflichtige Depeſche: „In No. 777 der Hamburger Neuen Zeitung behauptet ein Berliner Correſpondent, daß die Infanteriehelme viereckige Schirme erhalten werden. Wir können jedoch aus den beſten Quellen verſichern, daß über dieſen Gegenſtand höhern Orts noch gar nichts verfügt iſt, vielmehr liegt es bereits ſeit $1\frac{1}{2}$ Jahren dem Gutachten einer hohen Uniforms-Commiſſion vor, ob es zweckmäßiger ſei, den Schirm rund oder viereckig zu machen, und wir dürfen erſt in einigen Monaten einer definitiven Entſcheidung in dieſer wichtigen Angelegenheit entgegenſehen. Der Leichtſinn übrigens, mit welchem der Correſpondent der Hamburger Neuen Zeitung eine ſolche grundloſe Behauptung in den Tag hineinzuſchreiben ſich nicht entblödete, zeigt ſattſam, was von ſeinen übrigen Angaben hinſichtlich der heftigen Staatsrathsdebatten über die Wirkſamkeit der ſtändiſchen Ausſchüſſe, die Preſſe u. ſ. w. zu halten iſt, und charakteriſirt überhaupt die

Böswilligkeit und Lügenhaftigkeit, mit welchen die „ſchlechte Preſſe“ die Meinung irre führen will.“ — Vor einen ſolchen Berichtigungs-Artikel wird dann entweder ein * oder ein *B oder *M geſetzt, und die liberale Zeitung iſt auf dieſe Weiſe total blamirt. — Uebrigens geht meine Anſtalt mit der Cenſur Hand in Hand. Das Berichtigungsbureau ſtreicht nämlich alle Unwahrheiten an und der Cenſor ſtreicht alle Wahrheiten aus; allein nichts deſto weniger ſind die liberalen Zeitungen ſo halsſtarrig und übelwollend, daß ſie doch noch immer etwas zu ſagen wiſſen, ſo daß wir genöthigt ſind, ſie gänzlich, mit Haut und Haaren zu vertilgen.

Um indeß zur Sache zu kommen. Ich war alſo gerade in jener Zeit Chef des Berichtigungsbureaus, mit einem Jahrgehalte von 2000 Rthlr. pr. Courant, als mir endlich nach langem Sehnen das Glück zu Theil wurde, die Bekanntſchaft der famöſen Mühle von Sans-Souci zu machen. — Doch zuvor muß ich noch erzählen, warum gerade ich mich zu einer Bekanntſchaft hingezogen fühlte, die dem gewöhnlichen Menſchen des Alltags ſo ſonderbar erſcheinen muß. —

Für Mühlen nämlich, beſonders aber für Windmühlen, hatten die Münchhauſens von jeher eine Vorliebe, die faſt an Leidenſchaft gränzte, und die auch mir angeboren iſt, gewiß die Folge eines ſympathetiſchen

Zuges der Wahlverwandtſchaft. — Wenige Sterbliche, vielleicht Keiner, der tapfre Hidalgo von la Mancha und die Münchhauſens ausgenommen, waren wohl je im Stande, die tiefe, ſchauerliche Bedeutung, das tragiſche Pathos einer Windmühle zu begreifen oder auch nur leiſe zu ahnen, und ihr eine Thräne der Bewunderung wie der Rührung zu weihen. — Seht ſie da ſtehen auf einem weiten, öden Blachfelde oder auf einem einſamen Sandhügel, in großartiger Reſignation, wie ein rieſiger Hüne, den ein Zauberſpruch aus ſeinem Grabe gerufen, daß er, auf eine Stelle feſtgebannt, hinabſchaue auf das Pygmäengeſchlecht der modernen Zeit. Seht eine ſolche Mühle, wie ſie an einem heißen, windſtillen Tage das erhabene Bild der antiken, plaſtiſchen Ruhe darſtellt. —

Jetzt ſinkt die ſchwarze Nacht mit ihren geheimnißvollen Schauern auf die matte Erde hinab. Langgeſtreckte geſpenſtiſche Nebelgebilde, leichenhaft beleuchtet vom Monde, der mit phantaſtiſch ziehendem Gewölke um die Herrſchaft ringt, wälzen ſich von leichten Nachtwinden getragen zur Mühle hin und flüſtern ihr ein myſtiſches Geiſterwort ins Ohr. Da ächzt ſie plötzlich auf, wie von einem unnennbaren Schmerze ergriffen, regt ihre gewaltigen Gigantenarme, ſtreckt dieſe bald beſchwörend gen Himmel empor, bald läßt ſie ſie trauernd zur Erde ſinken, bald breitet ſie dieſelben wieder aus, als wollte ſie die ganze Welt an ihre Bruſt drücken, als

ſänge ſie begeiſtert unſers Schillers: „Seid umſchlungen, Millionen!“ — und dazu noch das melodiſch elegiſche Geklapper, als ob ſie die Hexameter und Pentameter ſcandirte, mit welchen ein gekrönter Rhapſode die geduldigen ſtummen Mauern ſeiner Reſidenz al fresco bemalt; ach! wer in einem ſolchen Augenblicke von dem erhabenen Ahasverſchmerz einer Windmühle nicht in ſeinem innerſten Menſchen ergriffen wird, der ſollte verurtheilt werden, zeitlebens nichts Andres zu leſen, als Vega's Logarithmen und die Walhallagenoſſen! —

Der Müller-Arnoldſchen Mühle wurde ich ſchon früher, als ich mich zum dritten Examen vorbereitete, von meinem guten Freunde, dem General-Mühlen-Inſpector vorgeſtellt, und unter uns geſagt, wenn ich nicht durchgefallen bin, ſo hab' ich dies lediglich wohl den Aufſchlüſſen zu danken, welche mir dieſe Mühle über manche Tiefen der Jurisprudenz gegeben. — Allein von Kindheit auf verfolgte mich das Bild der Mühle von Sans-Souci, die das Ideal meiner Träume und meiner wachen Phantaſien war; ich kann ſagen, die Lorbeeren der Mühle von Sans-Souci ließen mich nicht ſchlafen! — Gern hätte ich mich ihr genähert; allein, wenn man die glorreiche hiſtoriſche Bedeutung erwägt, welche dieſe Mühle in den vaterländiſchen Annalen einnimmt, ihre hohe Stellung am Hofe von Potsdam, dann ihre ſchwere Berufspflichten, ſo wird man die blöde Scheu,

welche mich abhielt, ihr perſönlich meine Verehrung auszuſprechen, zu würdigen wiſſen. — Doch, meine Beſcheidenheit wurde glänzend belohnt. Es war mir vorbehalten, die Mühle von Sans-Souci nicht bloß flüchtig kennen zu lernen, ſondern epochemachend in ihr Schickſal einzugreifen.

Ich erhielt eines Tages von einem hohen Vorgeſetzten den Befehl, mich unverzüglich mit dem nächſten Eiſenbahnzuge nach Potsdam zu begeben, um der Mühle von Sans-Souci eine höchſtwichtige Depeſche zu überbringen. — Meine freudige Ueberraſchung und meine zitternde Erwartung brauche ich wohl nicht noch zu ſchildern. — Von welchem Inhalte aber die Depeſche war, wird der Verfolg meiner Erzählung lehren.

Ich flog faſt noch ſchneller als die Locomotive, würde ich ſagen, wenn jede Hyperbel nicht immer etwas nach den mir ſo verhaßten Lügen ſchmeckte.

In 35½ Minuten war ich in Sans-Souci, etwa zwanzig Schritte von der Windmühle entfernt, welche in tiefer Melancholie in ſich verſunken daſtand und meine Anweſenheit gar nicht merkte. Eine Ehrfurcht, welche zart fühlende Menſchen immer dem Schmerze einer großen Seele zollen, hielt mich zurück, mich ihr unverzüglich zu nahen. — Ich ſah ganz deutlich, wie ſie ſich einige Male mit den Flügeln die Thränen aus den Augen wiſchte, und hörte auf Cavalierparole mit eigenen Ohren,

wie ſie mit pathetiſcher Armgeſticulation folgenden Monolog hielt, den ich nicht zu unterbrechen wagte.

Monolog der Mühle von Sans-Souci.

Die glückliche Eintagsfliege ſchwärmt voll ungemeſſener Lebens- und Liebesluſt mit bunten Schmetterlingen und Libellen um die Wette im warmen duftigen Sonnenglanze; und wenn mit dem ſcheidenden Tage auch ihr Leben ſich neigt, dann ſtirbt ſie in dem Schooße einer holden Blume. — Und auch die Blume, die ihren Kelch zum bunten Sarge der kleinen Käferleiche hergegeben, ſinkt welk zuſammen, wenn ſie nicht mehr der Sonne und der Freude leben kann. Und Präſidenten und Generallieutenants ſterben, wenn ſie ihr funfzigjähriges Dienſtjubiläum gefeiert und mit einem neuen Stern decorirt worden; und Könige ſterben, wenn der immer matter ſchlagende Puls und das ſtockende Herz ihnen, zum erſten und zum letzten Male, wenn ſie aufhören Menſchen zu ſein, zeigt, daß ſie nichts als gewöhnliche Menſchen geweſen! — Und alle dieſe Leichen von Eintagsfliegen, Blumen, Präſidenten, Generallieutenants und Königen nimmt die Erde in ihren kühlen Schooß auf; ſie ruhen daſelbſt in Frieden und über ihrem gemeinſamen Grabe führen Frühling und Winter, Tod und Leben den ewigen, alten Wechſelreigen auf.

Nur ich unglückliche Mühle von Sans-Souci kann

nicht ſterben, obwohl ich bin ſo todesſehnig. Hier muß ich ſtehen, ein ſchauerlich einſames Denkmal der Gerechtigkeit, eine Memnonsſäule, ewig tönend das alte Lied von dem Müller, dem Kammergerichte und dem Könige! —

Ihr thörichten Menſchen, warum verweiſt Ihr die Gerechtigkeit in's Land der Fabel? — Warum baut Ihr Altäre, wo eine einſame Spur Euch zeigt, daß ſie dann und wann auf Erden unter Euch gewandelt? — Warum begeiſtern ſich Eure Dichter zu Jubelhymnen? warum ſchwingen Eure Staatspriester die Weihrauchsfäſſer? warum wird's mit allen Glocken im Lande ausgeläutet, wenn das Recht einmal das geweſen, was es ewig ſein ſoll — eine Wahrheit? — — Ach, wären die Menſchen nur weiſe und glücklich, ſo würden ſie's vorziehen, jedem Opfer der Ungerechtigkeit ein ehernes Denkmal zu bauen, um alle Zeiten und alle Völker ernſt zu warnen, daß ſie im wachen Auge behalten mögen das Zünglein der Wage, auf welcher ihnen das Recht zugewogen wird; denn auch dieſes Zünglein hatte ſich einſt zur Lüge hergegeben! — Wozu bedarf die Gerechtigkeit eines Denkmals? — Errichtet Ihr ein Denkmal der Sonne, die Euch und allen Gottescreaturen den warmen, hellen Tag bringt? — oder der Luft, in welcher Ihr das Leben einathmet?

Die Gerechtigkeit aber ſoll ſein die helle, warme

Sonne Eurer zum Bürgerſtaate umgeſchaffenen Erde die Lebensluft, ohne welche Euer Staat nichts iſt als ein großes, weites Grab!

Allein Ihr habt dieſes Denkmal der Gerechtigkeit eines Königs errichtet! — Sagt mir doch, Ihr, die Ihr die Könige liebt, weil Ihr nun einmal nicht anders als ſie lieben könnt; Ihr, die Ihr die Könige anbetet, ſie mögen noch in Purpurwindeln liegen oder als kraftloſe, kindiſche Greiſe mit dem Szepter ſpielen; Ihr, die Ihr im Könige den Abglanz Gottes ſelbſt verehrt; die Ihr Euch und was Euch das Theuerſte iſt, willig opfert auf den Stufen des Thrones, den man in Zeiten der Noth den Altar des Vaterlandes nennt, — warum ſchmäht Ihr die Könige in Eurer Verehrung? — Warum preiſ't Ihr an ihnen als Tugend, was beim niedrigſten Eurer Bürger die Bedingung ſeiner Bürgerehre iſt? Soll der Abglanz Gottes ſich losſagen dürfen von dem göttlichſten aller Attribute, der Gerechtigkeit? Soll die Schaamröthe über Unrecht nicht noch brennender glüh'n, als der königliche Purpur? — Doch Ihr ſeid nicht glücklich! — Die Gerechtigkeit erſcheint Euch nur in Jahrhunderten als glänzendes Meteor am nächtigen Himmel, und darum jubeln Eure Dichter und ſchwingen Eure Prieſter die Weihrauchfäſſer und läuten es die Glocken im Lande aus, damit die ganze Welt es erfahre, daß die Macht ſich einmal freiwillig

dem Geſetze unterworfen, daß das Recht einmal ſtärker geweſen, als das Car tel est notre plaisir des Abſolutismus. Darum errichtet Ihr der Gerechtigkeit Denkſäulen, damit Euch Eure ſpäten Enkel es glauben, daß einſt ein ſolches Meteor geleuchtet den Völkern, welche glücklicher geweſen wären, hätten ſie weiſer ſein können; und darum ſtehe ich hier ein unſeliges Opfer Eures Mißgeſchicks und Eurer Thorheit, um einem mir entfremdeten Geſchlechte die alte Wundermähr von der Gerechtigkeit zu verkünden.

Wie eine Niobe ſah ich alle Kinder meines Jahrhunderts um mich fallen, tödtlich getroffen von dem Geſchoſſe der Zeit, das ſo ſicher trifft, wie die grauſamen Pfeile Apolls. Drei Generationen gingen vor meinen Augen unter; meine neidiſche Sehnſucht verfolgte ſie bis auf die Friedhöfe, wo ſie eingeſcharrt wurden; doch für mich hatte die Erde kein Grab. Die Leichenzüge dreier Könige zogen mit feierlichem Pompe an mir vorüber. Ich hörte den ſchmetternden Deſſauer Marſch und die Siegestacte der Marſeillaiſe. Ich habe den Philoſophen von Sans-Souci geſehen und Napoleon. Ich ſah die friſchen, freiwilligen Schaaren hinausziehen in den Kampf gegen die galliſchen Adler; ich ſah ſie heimkehren mit ſieggekrönten Fahnen, in Reihen, welche der grauſame Würgengel der Schlachten gelichtet, mit vielen Tauſenden von Verſtümmelten, deren

Wunden noch nachbluteten auf heimischer Erde; ich hörte es, wie die heilige Allianz bei dem dreieinigen Gotte schwur, ihre treuen Völker, die das heiße Herzblut dem Vaterlande geopfert, zu beglücken. Damals glaubte auch ich, daß ein Volk, welches so tapfer und so siegreich gewesen, auch glücklich werden müßte, und daß eine neu aufgehende Sonne der Gerechtigkeit erlösen würde mich traurig einsames Denkmal der Anekdote von Sans-Souci! — Ach, mit den trüben Erfahrungen von fast einem Jahrhundert bereichert, ließ ich mich dennoch von meinen Hoffnungen verführen zu dem leichtsinnigen politischen Aberglauben des gutmüthigen Volkes! — Abermals ist ein Menschenalter seitdem hingegangen, und hier stehe ich noch immer festgebannt und harre auf die Stunde meiner Erlösung, welche vielleicht nie schlägt! — Warum mußte auch die tragische Ironie des Schicksals gerade mich, eine harmlose Windmühle, zum Denkmal der Gerechtigkeit erwählen? — Die unseligen Geister, welche verdammt sind, ihrer irdischen Sünden wegen auf Erden zu wandeln, werden erlöst, wenn ihre Zeit erfüllt ist, oder wenn durch eine That der Sterblichen ihr Bann gebrochen wird. — Selbst die unschlüssige wittenbergisch philosophirende Hamletsnatur kann sich nach langen Monologen endlich zur That ermannen und den armen, irrenden Geist der begrabenen Majestät von Dänemark er-

lösen, wird aber die Hamletsphilosophie des deutschen Volkes sich je ermannen zu dem Werke meiner endlichen Erlösung?!“ —

Hier konnte ich mich nicht länger halten. Ich stürzte auf die Mühle los, umschlang sie mit einem Arm, während ich mit dem andern — Hand und Depesche hoch emporhielt. — „Ja, edle Mühle, Sie sind erlöst! — Lesen Sie hier! Das Kammergericht zweiter Instanz hat den Mann freigesprochen, der für ein freimüthiges, patriotisches Wort durch die erste Instanz verdammt sein sollte, seine Bürgerehre zu verlieren und im Kerker dafür zu büßen, daß er seinen Mitbürgern das Gesetz auslegte, in welchem ihnen ein heiliges Recht verbrieft ist. Ein neues Meteor der Gerechtigkeit ist aufgegangen, und Sie können nun in Frieden eingehen in die langersehnte Grabesruhe!“ — Wir lagen uns sprachlos lange Zeit Brust an Brust. Die Mühle hielt mich mit vier Armen umschlungen, ich sie mit zweien, was gerade sechs ausmacht, eine Umarmung, wie sie so effectvoll noch bei keinem dramatischen Dichter der Neuzeit vorgekommen.

Endlich, nach einem langen, langen Kusse riß sich die Mühle aus meinen Armen los. „Und jetzt noch eine Bitte! Nenne mich Du!

Ich habe Deinesgleichen stets beneidet
Um dieses Vorrecht der Vertraulichkeit.“

„Sei mein Freund," ſprach ſie mit faſt von Thränen der Freude und der Wehmuth erſtickter Stimme. — „In des Wortes verwegenſter Bedeutung," erwiederte ich. „Und nun," fuhr ſie fort, „nimm dies zum Andenken an dieſen ſchönen Moment unſers Freundſchaftbundes, der zugleich unſere Scheideſtunde ſein muß," und bei dieſen Worten griff ſie mit einem Flügel in ihren Buſen hinein und zog einen Mühlſtein hervor, den ſie mir an einem himmelblau gewäſſerten Bande um den Hals hing. „Jetzt lebe wohl!" — Mit abgewandtem Geſichte reichte ſie mir einen Flügel, worauf ich noch einen heißen, langen Kuß drückte, und plötzlich war ſie verſchwunden. — Zu meinen Füßen aber ſah ich einen mit friſchen Blumen geſchmückten Grabesraſen und darauf ein Kreuz mit folgender Inſchrift:

„Hier ruht die Mühle von Sans-Souci. Durch Gerechtigkeit wurde ſie zu einer langen Lebensſtrafe verurtheilt, durch Gerechtigkeit wieder vom Leben zum Tode gebracht!

Wanderer, weihe ihrer Aſche eine Thräne!" —

Lange ſtand ich noch ſinnend an dieſem Grabe und dachte große Gedanken. Endlich aber rief mich die Signalglocke der Eiſenbahn zur Rückkehr nach Berlin. Als ich — auf dem Wagen erſt wieder zur Beſinnung gekommen — den mir um den Hals hängenden Mühlſtein, welcher die allgemeinſte Aufmerkſamkeit

meiner Mitpaſſagiere erregte, genau beſah, fand ich, zu meinem Erſtaunen, daß es ein Diamant vom reinſten Waſſer war.

Wäre ich nun ein gewöhnlicher Romanſchreiber, welcher ſeine Lügen unter dem Namen Poeſie in die Welt hineinſchickt, ſo würde ich das thun, was Jeder hier erwartet, nämlich die Geſchichte mit der Windmühle von Sans-Souci hier geendigt ſein laſſen und meine Zuhörer in der elegiſch wehmüthigen Stimmung erhalten, welche der ſchöne Tod der Mühle und der mit Blumen geſchmückte Grabhügel, auf den der Freiherr von Münchhauſen in maleriſch tiefſinniger Stellung eine Thräne fallen läßt, in jeder gefühlvollen Seele nothwendig hervorrufen muß. — Allein da die ſtrengſte Wahrheit meinem Herzen Bedürfniß iſt, ſo kann ich weder der Aeſthetik noch der Rührung irgend einen Vorſchub auf Koſten meiner Gewiſſensruhe leiſten. Ja, mir iſt es nicht einmal um den gewöhnlichen, erlaubten Kunſtgriff der Ueberraſchung zu thun, ich ſage es jetzt gleich, daß die Mühle nochmals eine Rolle in meiner Erzählung ſpielt, und daß meine Zuhörer oder Leſer nicht zu traurig ſein mögen, denn die Geſchichte endigt recht luſtig mit einer Heirath.

Dies verhält ſich aber, wie folgt:

Ich fuhr täglich auf der Eiſenbahn nach Sans-

Souci, um das Grab meiner geliebten Mühle mit frischen Blumen zu ſchmücken, die ich mit meinen Thränen benetzt hatte, und um meinen Gedanken an der Ruheſtätte nachzuhängen. — Es mochte etwa drei Wochen nach dem Hinſcheiden des geliebten Weſens ſein, als ich eines Tages mich mit tiefſinnig auf den Boden geſenkten Augen nach der Grabesſtätte begab. — Wer ſchildert aber mein Entſetzen, als ich, an die Stelle gekommen, ſtatt des Grabeshügels, die Mühle wieder daſtehen fand, wie ſie leibte und lebte, mit melancholiſch langſam auf- und abſteigenden Flügeln! — Das Blut gerann in meinen Adern, mein Haar ſträubte ſich, die Kehle war mir wie zugeſchnürt. —— Die Mühle warf mir einen ſeelenvollen Blick zu, in welchem eine wahrhaft erhabene Trauer lag. Endlich war ich im Stande, folgende Worte hervorzupreſſen:

„Engel und Boten Gottes, ſteht uns bei!
Sei Du ein Geiſt des Segens, ſei ein Kobold,
Bring' Himmelsluft oder Dampf der Hölle,
Sei Dein Beginnen boshaft oder liebreich,
Du kommſt in ſo fragwürdiger Geſtalt,
Ich rede doch mit Dir." — —

„Gib Dir keine Mühe, mich weiter mit Hamlets Worten zu beſchwören, lieber Münchhauſen!" unterbrach mich ſchmerzlich lächelnd die Mühle; „es lohnt wahrlich nicht, ſo viel Poeſie an mich zu verſchwenden, denn die gemeinſte Proſa, die ſchmählichſte Criminalproſa hat mich

wieder aus meiner Grabesruhe in die Welt der problematiſchen Exiſtenzen zurückgerufen. — Forſche nicht nach dem Wie? — Auch das Jenſeits hat ſeine Amtsgeheimniſſe, die nicht zu enthüllen ſind. Nur ſo viel genüge Dir, daß in einer fernen Stadt unſers Vaterlandes, welche nahe an Rußland gränzt, die That der Gerechtigkeit, die mich erlöste, von andern Richtern, wenn auch nicht vereitelt, doch aus Menſchenfurcht und Menſchenrückſicht getrübt worden! — Ach, ich fürchte, daß mir noch das Loos zu Theil werden wird, nach dem Eure Dichter und Könige ſich ſo oft vergebens ſehnen, das Loos der Unſterblichkeit!“

Die kalte reſignirte Proſa, mit welcher die Mühle das alles äußerte, erſchütterte mich mehr, als wenn ſie im gewählten Pathos ihren Schmerz herdeclamirt hätte. Es ſprach ſich gerade in ihrem faſt leidenſchaftsloſen Tone der ganze verbiſſene Ingrimm einer nagenden Verzweiflung aus, der erhabene Schmerz eines gefeſſelten Titanen, der den Vulkan, welcher in ſeinem Innern wühlt, mit kaltem, keuſchen Gletſcherſchnee bedeckt. Der Schmerz großer Seelen kleidet ſich mit einer Decenz, welche kleine Menſchen nicht begreifen.

Aber ich begriff die unglückliche Mühle von Sans-Souci und ihren namenloſen Schmerz, den ich nicht durch irgend eine Aeußerung des Beileids, welche doch zu ſehr nach der Convenienz des Alltages geſchmeckt hätte, ent-

weihen wollte. Ich drückte ſchweigend mit naſſen Augen einen ihrer Flügel an mein Herz: „Wir ſehen uns bald wieder!“ ſagte ich, und eilte von dannen.

Auf dem Rückwege beſchäftigte mich lediglich der Gedanke, wie der unglücklichſten aller Windmühlen zu helfen ſei. — Ich ſann lange ohne Erfolg hin und her. — Die Erlöſung etwa durch Connexionen mit Präſidenten herbeiführen zu wollen, wäre ein thörichtes, ſogar ſchädliches Beginnen geweſen, da nur ein freier, durch nichts getrübter Act der Gerechtigkeit dieſes große Werk vollſtändig vollbringen konnte. — Ich muß geſtehen, daß mir die Rechnungsablage über das Budget unſers Staatshaushalts, wie ich ſolches in Intervallen von drei, vier und ſieben Jahren behufs der Volksaufklärung für die Staatszeitung zu arbeiten gehabt, kaum ſo viel Kopfbrechens verurſachte, als der Gedanke, was ich denn eigentlich für meine theure Freundin von Sans-Souci thun könne.

Mit einem Male durchzuckte ein glücklicher Einfall, wie ein Blitz, meine Seele. „Ich hab's, ich hab's!“ ſchrie ich begeiſtert; „die Mühle muß heirathen!“ und dabei fuhr ich in meiner Ekſtaſe ſo mit den Händen nach allen Seiten um mich, daß einer der verdutzten Paſſagiere, welchem Dieffenbach erſt vor Kurzem eine nagelneue griechiſche Naſe angeſetzt hatte, ſchon fürchtete, durch meine wilden Bewegungen um die Frucht der herrlichſten rhinoplaſtiſchen Operation gebracht zu werden, und daher

seinen Platz mit einem seiner Bekannten wechselte, welcher in sicherer Entfernung von mir saß. „Ja, sie muß heirathen, damit sie die schauerliche Einsamkeit weniger fühlt, damit im trauten Familienleben ihre Sehnsucht nach dem Grabe gemildert, vielleicht für immer gehoben werde.“

Jetzt wird Jeder, der die Münchhausens nicht näher kennt, glauben, daß ich bei diesem Heirathsplane auch an mich dachte. Keineswegs. Die Freiherren von Münchhausen waren, als geborne Malteserritter, nie vermählt, sondern haben immer nur platonisch geliebt. — Sollte mir nun Jemand einwerfen, wie das wohl bei meinem uralten Stammbaume, der, wie bekannt, noch über die Weltgeschichte hinausgeht, möglich wäre, so begnüge er sich mit der Antwort, daß bei den Freiherren von Münchhausen noch kein Ding unmöglich gewesen. — „Ja, sie muß heirathen,“ so jubelte ich noch, als wir auf dem Berliner Bahnhof ankamen, „und zwar meinen Freund den unglücklichen Assessor, dann ist beiden geholfen!“

Mit meinem Freunde hatte es aber folgende Bewandtniß:

Dieser war seit mehreren Jahren unbesoldeter Assessor und hatte, obgleich er bürgerlich war, dennoch viele Schulden, was, wie man sich im Vertrauen erzählte, gerade eben darin seinen Grund haben sollte, weil er keinen Gehalt empfing. — Daß sich mein Freund nach Avancement und nach Besoldung sehnte, bedarf, daher, wohl kei-

ner Erwähnung. Endlich war eine beſoldete Stelle vacant; er meldete ſich dazu, in der freudigen Gewißheit, daß ſie ihm nicht entgehen werde, da er ein fleißiger, tüchtiger Arbeiter ohne Reſte war, und er ſich auch ſtets von Hofjäger- und dergleichen Exceſſen, zu denen nur geniale Leute von Geblüt zugelaſſen werden, fern gehalten hatte. Eines Tages wurde er auch richtig zu einem über dieſe Angelegenheit zu haltenden Colloquium zu ſeinem Chef citirt; denn ein Colloquium iſt heut' zu Tage die civiliſirte und humane Ueberſetzung des harten Wortes: Gewiſſens-Inquiſition!

Mit ſeinen grünſten Hoffnungen und ſeinem ſchwärzeſten Fracke ausgerüſtet — denn mein Freund hatte zwei ſchwarze Fracks, von denen der eine jedoch etwas in's Weißliche ſpielte — begab ſich der glückliche, unbeſoldete Aſſeſſor zu ſeinem Vorgeſetzten in der feſten Hoffnung, daß er dieſen als beſoldeter Aſſeſſor wieder verlaſſen werde. — Das Colloquium war von ſummariſcher Kürze.

„Sie ſind bürgerlich?“

„Aufzuwarten, Excellenz!“

„Haben Sie Schulden?“

„Ich muß geſtehen, Excellenz; aber“ — —

„Wenn Sie geſtehen müſſen, daß Sie Schulden haben, ſo ſind Ihre Anſprüche auf eine Gehaltszulage völlig gehaltlos (der Präſident belächelte dabei wohlgefällig ſein feines Wortſpiel); vielmehr ertheile ich Ihnen

noch hiemit einen Disciplinar-Verweis wegen muthwilligen Schuldenmachens, und werde diesen in Ihre Conduitenliste eintragen laſſen!“ —

„Aber Excellenz, ich werde im Stande ſein, meine Schulden, die ich als unbeſoldeter Aſſeſſor zu machen gezwungen war, aus dem erſten Jahresgehalte zu tilgen, welche die beſoldete Stelle bringt!“ —

„Aus Ihren Räſonnements zu ſchließen, gehören Sie zu den unruhigen neuerungsſüchtigen Köpfen, welche der Staat nicht gebrauchen kann. Ich werde Sie in eine Kategorie mit dem Aſſeſſor ſetzen, welcher ſich anmaßte, in einer juriſtiſchen Zeitſchrift einen wiſſenſchaftlichen Aufſatz gegen das Ehegeſetz zu ſchreiben und der daher niemals mehr zum Avancement vorgeſchlagen werden darf. — Uebrigens bin ich höchlichſt entrüſtet über die Anmaßung, mit der Sie es wagen, auf eine Gehaltsſtelle Anſprüche zu machen, da es doch Ihre Pflicht iſt, zu wiſſen, daß nur Präſidenten und Räthe die geſetzliche Befugniß haben, Schulden zu machen, nicht aber Referendarien und Aſſeſſoren; und hiemit Gott befohlen!“

Todtenbleich ſtürzte der Aſſeſſor auf mein Zimmer. „Es iſt Alles aus, wenn Du mir nicht ſo viel verſchießeſt, daß ich meine Schulden tilgen kann!“ ſchrie er mir entgegen. —

„Ich dir Geld verſchießen!“ rief ich, faſt mitleidig mich und ihn belächelnd. „Weißt Du denn nicht, wie ich

ſelbſt mit meinen Gläubigern ſtehe? — Die lumpigen 2000 Thaler, die ich vom Berichtigungs-Bureau ziehe, geben darauf für Schnupftaback und Glacéhandſchuhe und Theaterbillets!“

„Aber könnteſt Du nicht mir zu Liebe den brillanten Mühlſtein am himmelblauen Bande, wenn auch nicht verkaufen, wenigſtens verſetzen?“ —

„Freund, davon rede mir nicht; dieſer Stein wird nie wieder von meinem Halſe kommen, ſelbſt im Grabe nicht. — Doch damit Du ſiehſt, daß ich Dir helfen will: hier haſt Du eine bürgerlich farbige Eintrittskarte zu dem Hofmaskenfeſte und hier einen roſenrothen, freilich ſchon etwas gebrauchten Domino, der ſich bei Licht jedoch noch immer recht gut ausnimmt. Verſuche damit Dein Glück. Gehe auf Abenteuer aus. Verliebe Dich in eine ſchöne Maske, beſonders in eine reiche Adelige, die Dich, wie mir Deine bekannte Liebenswürdigkeit es verbürgt, bis zum Sterben wieder lieben wird. Die heirathеſt Du und biſt ein gemachter Mann. Auf dieſe Weiſe nimmſt Du Dir auch Satisfaction für den Paragraphen des ſchleſiſchen Adels-Statuts, welcher dem armen Adeligen unter Umſtänden erlaubt, ja anräth, eine reiche Bürgerliche zu heirathen, um mit dem bürgerlichen Gelde den dürren Stammbaum wieder friſch zu begießen. — Gehe und ſei glücklich!“ —

Mein Freund ging, war aber nicht glücklich. — Er

verfolgte durch die glänzenden, von buntem Gewühle belebten Räume eine als Königin der Nacht gekleidete Maske, deren Koſtüm wie deren Haltung beim erſten Anblick ſeine Aufmerkſamkeit und zehn Minuten ſpäter ſein Herz unaufhaltſam anzog. Ihre unter der Larve hervorbrennenden Augen ſchienen ihn zur Verfolgung aufzufordern. Endlich als Alles ſich demaskirte und die ſchöne Maske unter ihrer Larve auch ein leibliches Geſicht herausſchälte, war es ihm vergönnt, ſich an ſie zu wenden. Die Aufregung ſeines Innern gab ihm Muth und Worte. — Er trug ihr auf der Stelle ſein Herz und ſeine Hand an, doch, wie vom Donner gerührt, ſank er zuſammen, als ihm die ſo Angeredete erklärte, daß ſie eine Clariſſennonne aus dem Gefolge des Paters Gaßler wäre, und daß alſo von einer Heirath keine Rede ſein könnte.

Wild ſtürzte er fort in den weißen Saal hinein, trat dabei dem König Nobel auf die Füße und ſouvirte aus Verzweifelung warm, was alles den bürgerlichen Gäſten nicht erlaubt war, bis ihn ein Ordnungsmarſchall mit den Worten anbonnerte:

„Herr, wie kommen Sie dazu, im weißen Saale ſich aufzuhalten und warm zu eſſen? — Haben Sie denn keine Idee von ſtändiſcher Gliederung?“ —

Mit dieſen Worten wurde er mehr aus dem Saal hinausgeworfen als hinausgeſchoben.

Wüthend kam mein Freund am nächſten Morgen zu mir. „Es iſt aus mit mir; ich verzweifle; ich ſtürze mich entweder in die Spree oder laſſe mich bei der literariſchen Zeitung engagiren;“ und ſo rannte er wieder fort. Ich war ruhig; ich wußte, daß er beides nicht thun würde.

Am Tage nach dieſem Vorfalle erlebte ich die tragiſche Scene in Sans-Souci und hatte auf der Eiſenbahn den glücklichen Gedanken, zwei unglückliche, mir ſo theure Weſen durch eine Heirath wieder mit dem Leben auszuſöhnen.

Ich eilte zum Aſſeſſor (der wirklich ſchon aus Verzweiflung einen Artikel für die literariſche Zeitung unter der Feder hatte), theilte ihm die Geſchichte mit der Windmühle und meinen Plan mit; ſtellte ihm vor, welch' eine ausgezeichnete Partie er an meiner Freundin von Sans-Souci machen würde. Die Mühle hat ihr hinreichendes Brod, eine feſte Anſtellung, iſt bei Hofe angeſehen, gegen ihren Ruf kann nicht das Mindeſte aufgebracht werden, und ihr Herz kenne ich. —

Alle Einwendungen meines Freundes, daß es z. B bedenklich wäre, eine Frau zu heirathen, die mit vier Armen um ſich ſchlägt, die ſich von jedem muthwilligen Windbeutel, er mag kommen, woher er wolle, die Cour machen ließe, und daß beſonders das ewige inwendige Klappern den Hausfrieden ſtören müſſe, ſchlug ich durch gewichtigere Gegengründe in die Luft. Zuletzt ſagte ich ihm: „Heirathe Du nur immer getroſt zu. Gefällt Dir

ſpäter Deine Frau nicht, ſo haſt Du ja ein vortreffliches Mittel, ſie immer los zu werden! Du wirſt nämlich Präſident, gibſt ein Beiſpiel von enormer Gerechtigkeit, und die Mühle von Sans-Souci verſchwindet für immer und Du biſt der glücklichſte Wittwer von der Welt. —

Dieſe Argumentation gab den Ausſchlag:

Mit der Mühle brauchte ich nicht viel über dieſen Gegenſtand zu ſprechen; ſie hatte ihr Schickſal ganz in meine Hände gelegt, ſie war gewiſſermaßen mein Adoptivkind.

Eines Tages hätte ein gefühlvoller Wandrer, der ſich nach Sans-Souci verirrt, Zeuge einer wahrhaft rührenden und herzerhebenden Scene ſein können. — Eine Windmühle und ein Aſſeſſor knieten vor dem Freiherrn von Münchhauſen, der ſegnend ſeine Hände über das liebende Paar ausſtreckte.

Die Mühle von Sans-Souci iſt jetzt glückliche Kammergerichts-Aſſeſſorin erſter Inſtanz, ihr Gatte hat ſeine Schulden bezahlt und wird durch den hiſtoriſchen Einfluß ſeines lieben Weibchens wohl bald zum Rath und dann zum Präſidenten avanciren.

Die Moral dieſer Geſchichte aber iſt, daß der Deutſche niemals verzweifeln ſoll; es findet ſich immer ein Münchhauſen, auf den er ſeine letzte Hoffnung ſtützen kann.

IV.

Zur Leichenfeier

des

hingeschiednen ersten Jahrtausends

des deutschen Reichs.

„Wenn Bettler ſterben, erſcheinen keine Kometen“, ſagte Cäſars Gattin Calpurina, um den Imperator vor den Iden des März zu warnen. Allein auch dieſe ſtolze aſtronomiſche Beobachtung am Himmel der Ariſtokratie iſt in unſrer Gegenwart zu Schanden geworden, wie ſo viele andre weiland reichsunmittelbare Ideen und Vorurtheile, die jetzt mediatiſirt ſind.

Ein Bettler iſt geſtorben und ein Komet iſt erſchienen: der Bettler aber iſt das erſte Jahrtauſend des deutſchen Reichs, und der Komet kein anderer als der jetzt plötzlich am Horizont aufgetauchte, eine Erſcheinung, welche ſelbſt die loyalſten deutſchen Aſtronomen mit einem Male zu himmliſchen Demagogen umwandeln konnte: denn dieſer Komet kam allen Sternkundigen wie eine himmliſche Julior̃donnanz über den Hals, unerwartet, unberechnet, und es wäre daher kein Wunder, wenn unſre Sternwarten ſich empörten gegen ſolche Willkür unhiſtoriſcher Himmels-Ordonnanzen, und als Garantie

für die Zukunft eine octroyirte Sternencharte verlangten. — Der Himmel aber, der von jeher ein arger Feind ständischer Gliederung war und überhaupt voll communistischer Grundsätze, hat wieder dadurch, daß er einen Kometen abgesandt, um einer Bettlerleiche die letzte Ehre zu erweisen, gezeigt, wie er auf der Seite der Armen und des Volkes steht. Allein das Volk begreift in seiner Gedrücktheit den Himmel nicht, zu dem es kaum aufzuschauen wagt, und darum ist auch die frohe Zuversicht der That von der Erde gewichen.

Der Himmel gießt seinen befruchtenden Regen auf die lechzenden Fluren hinab, damit die Erde sich bräutlich schmücke mit der frischen duftigen Pracht ihrer Wälder und Blüthen, zur Freude aller ihrer Menschen, damit alle Menschen gesättigt werden von der wuchernden Fülle ihrer Saaten; allein Millionen verstoßener Kinder eines Vaters und einer Mutter verschmachten mit ihrem Erdenbürgerbriefe in der Tasche, hungernd im Angesichte der Segensfülle und Freude, welche von den Wenigen eingeerntet werden, die ihr Glück ein Recht nennen!

Der Himmel läßt zürnend ob solcher Frevel seine Donner rollen und schleudert seine Blitze in die stolzen Prachtbauten, welche die Hütten der Armuth hoch überragen, um eine Lehre zu geben den Gewaltigen und den Gedrückten; allein wenn die Wetter verhallt sind und die

Mächtigen aufgehört zu zittern, dann verbieten ſie den Armen, die Donner gehört und die Blitze geſehen zu haben. — Der Himmel ſchickt den Gebeugten und Kleinmüthigen ſeine heiße, glühende Sonne, daß ſie das geduldige, zahme Blut in Gährung bringe, bis es aufwallt zur Thatkraft; allein die matten Sklaven ſinken bei ihrer ſchweren Frohnarbeit ohnmächtig zuſammen vor der Sonnengluth, welche ſie ſtärken ſollte. — Da ſendet der Himmel ſeine Todesengel auf die zertretene, geknechtete Erde, Hunger, Krieg, Fluthen, Feuer und Seuchen mit all' ihren Schrecken, um durch Jammer und Verzweiflung in dem ausgedörrten Herzen der Menſchen das ſtolze Bewußtſein ihres Menſchenrechts und ihrer eingebornen Gotteswürde und Gottesfreiheit zu erwecken: allein es gibt Völker, die auch dann die communiſtiſchen Lehren des Himmels nicht verſtehn, die in ihrer Unwiſſenheit ſein Strafgericht verläugnen, um, wie ihre geſchäftigen Pfaffen es ihnen rathen, noch zerknirſchter und inbrünſtiger den ſelbſtgeſchaffenen Götzen der Menſchengewalt und Menſchenſatzung anzubeten.

In unſerm Unmuthe wundern wir uns oft über die Geduld des Himmels mit unſrer Erdenwirthſchaft; aber wahrlich, der Himmel hat mehr Urſache, ſich über die ſchreiende Geduld der Menſchen zu verwundern, welche ruhig unter dem angerbten Weh keuchen und erliegen — weil ſie Enkel ſind! —

Daß das dahin geſchiedne erſte Jahrtauſend des deutſchen Reichs ein Bettler geweſen, werden freilich alle diejenigen beſtreiten, welche viel mittelalterliches Hausgeräth aus ſeinem Nachlaſſe geerbt haben, wie z. B. alte Kölner Dome, gemalte Glasfenſter, allerlei Ritterwappen, dürre Stammbäume, zerfreſſene Pergamente aus der Bibliothek des hiſtoriſchen Rechts u. dgl. Allein, fragt die mehr als dreißig Millionen bürgerlichen Enkel, welche das Jahrtauſend hinterläßt, was ſie denn eigentlich geerbt, und ſie werden Euch wehmüthig antworten, daß ſie aus dem Dankbarkeitsfond ihres Herzens kaum die Begräbnißkoſten erſchwingen können, um die Leiche des tauſendjährigen deutſchen Reichs mit Ehren zu beſtatten.

Wohl ſind tauſend Jahre einer geſchichtlichen Volksexiſtenz für das kurzlebige Menſchengeſchlecht ein gigantiſcher Zeitgletſcher, zu deſſen umnebelten Höhen unſer gemeſſenes Bewußtſein nur mit Anſtrengung und Gefahren emporklimmen kann! Auch die reichſte Phantaſie iſt nicht reich genug, als *ganzes* Bild faſſen zu können eine tauſendjährige Geſchichte mit ihren Kämpfen und Leiden, mit ihren vielen Millionen Menſchen, welche einer kurzen Gegenwart angehörten, bis die geſchäftigen Todtengräber ſie alle einſcharrten, um Raum für neu anſtürmende Generationen zu machen, welche ebenfalls in den wilden Todtentanz der *Zeit* hinein gezogen wurden, bis

diese endlich zu uns gelangte, um auch uns ihre knöcherne Hand zu reichen! Wer kann es fassen, wie von allen diesen in Staub zerfallenen und verwehten Millionen jeder einzelne wieder ein Mensch für sich war, mit seinen eigensten Gedanken und Schmerzen, mit seiner Lust, seiner Liebe und seinen großen und kleinen Leidenschaften, mit seinen Lastern und seinen Thorheiten? — Wer kann die beflügelten oder die matten Herzensschläge jedes Einzelnen dieser vernichteten Menschen noch vernehmen, oder dem Gedanken nachkriechen, der in jedem Gehirn seine eigene, berechtigte Gestaltung annahm?

Wenn wir daher die Geschichte nach den Generationen schätzen, welche in ihr auf- und untergegangen sind, dann wäre die tausendjährige Geschichte Deutschlands eine sehr reiche, denn sie hat ungeheure Menschensummen verspielt gegen die Zeit, und sie ist noch immer nicht erschöpft; sie setzt auch uns auf's Spiel, und wird uns verlieren.

Allein die Völker haben in der Beurtheilung ihrer Geschichte das Recht des Eigennutzes. Sie fragen nicht nach den Summen derer, die vor ihnen gelebt; nicht danach, wie die Menschen auf dem ihnen angewiesenen Erdenraume sich gedrängt und gestoßen haben; nicht nach den kleinen, allmäligen Uebergängen und Abstufungen der alten Sitten und Anschauungen bis zu dem, was wir das Moderne nennen; nicht danach, was ein einzelner privilegirter Stand als glorreich aus seiner

Vergangenheit präconiſirt; ſie meſſen vielmehr die Zeit nach dem Chronometer des politiſchen und geiſtigen Fortſchrittes; ſie fragen: Welche Flüſſe ſtürzen ſich denn von den Gletſcherhöhen eines tauſendjährigen Reiches herab, um unſere dürre Gegenwart zu erfriſchen und zu befeuchten? — Welche Beſitzthümer haben unſere Vorfahren durch ihr Blut und ihren Tod für uns, ihre Enkel, errungen? — Wo iſt der Nachlaß jener Geiſter, welche vor uns gelebt und gelitten haben, um das feudale Dunkel ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft mit der Fackel der Erkenntniß zu verſcheuchen? — Wo iſt der Ertrag jener Erfindungen und Entdeckungen, auf welche unſere Nation ſo ſtolz iſt? — Was haben diejenigen, welche ſich zu den Vormündern der Völker aufgeworfen, mit dem Erbtheile unſerer Freiheit gemacht?

Den Schlüſſel zum Verſtändniß unſerer entwürdigten Gegenwart bieten uns die wenigen Glanzpunkte unſerer Vergangenheit. — Noch vor der Geburt des abgeſchloſſenen deutſchen Reiches herrſchte — Carl der Große, ein Mann im vollſten Vollgewichte des Wortes, dem man in ſeiner eiſernen Zeit wohl den Schmuck der eiſernen Krone gönnen durfte; und wer beherrſcht jetzt das zerſplitterte Deutſchland? — Wo ſind die großen Nachkommen des Großen noch aufzuſuchen und zu finden? — Etwa in Coburg, allwo die Vertreter des Volkes verjagt werden, weil ſie das Unglück ha-

ben, Sereniſſimus zu mißfallen? — Oder in Naſſau, Lippe-Detmold und all' den andern deutſchen Landen, deren Fürſten es dem großen Carl nachthun zu können glauben, wenn ſie ihre Unterthanen für beſiegte heidniſche Sachſen anſehen und danach behandeln? — Wahrlich, nie war ein Herrſcher ſo todt und ſo unſterblich, als der große Frankenkaiſer, deſſen Staub ruht im Dome zu Aachen, und deſſen Geiſt im Himmel ſein muß, denn auf Erden iſt in keinem genealogiſchen Kalender eine Spur von ihm zu finden!

Die Erfindung Gutenbergs, welche vor vier Jahrhunderten die Geiſter zu den Waffen und zum Siege rief gegen die Knechtſchaft des finſtern Feudalismus, dieſe kühne, unblutige That des deutſchen Genius, welche den ganzen Erdkreis ſich unterwarf, bezahlt das jetzige Deutſchland mit der Schmach der Cenſur! — In Spanien, allwo die Kerker der Inquiſition erſt durch den Attila der Aufklärung, durch Napoleon zerſtört wurden, herrſcht vollkommene Preßfreiheit, ebenſo unter den Schwarzen von St. Domingo und in den engliſchen Verbrecherkolonien von Auſtralien; nur Deutſchland, das mit ſtolzer Eiferſucht die Erfindung Gutenbergs gegen die Anſprüche anderer Nationen vertheidigt, das intelligente, ideale, tiefe, philoſophiſche Deutſchland iſt noch nicht reif, preßfrei zu ſein, wie Spanien, St. Domingo und Botany-Bay! — Ganz Deutſchland ſteht

in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts unter der Herrschaft der Censurknute, und gibt's in irgend einer fernen Provinz eines deutschen Landes keinen Mann mehr, welcher den Muth hat, das Amt eines Geistesschergen zu übernehmen, so wird aus der Residenz ein junger, williger Censursatrape geschickt, welcher den Maßstab seines beschränkten Unterthanenverstandes an den von Gott eingesetzten Geist legt, und der sicherlich Carriere macht, wenn er seinen Pflichteifer durch die Leichen von tausend gemordeten Gedanken legitimirt, wie man auch im Orient die abgeschnittenen Köpfe feindlicher Beduinen mit Prämien honorirt.

Vor länger als drei Jahrhunderten hat Martin Luther mit Wort und That protestirt gegen die Anmaßung der römischen Gottesstatthalterschaft auf Erden, und finden wir nicht in deutschen Ländern, deren Unterthanen, wie deren Fürsten, ihr Glaubensbekenntniß nach der großen That Luthers benannt haben, mehr als einen Statthalter Gottes auf Erden? — Steht nicht in jedem protestantischen Consistorium ein Stuhl Petri, auf welchem ein kleiner Papst das Amt der Schlüssel handhabt, und löst und bindet, und Blitze schleudert und Ketzer in den Bann thut? — Hat nicht das protestantische Deutschland noch täglich die Schmach protestantischer Canossatage zu ertragen?

Wahrlich, es bedarf keiner weitern Parallelzüge,

um die bittere Armuth darzuſtellen, in der unſer erſtes deutſches Jahrtauſend geſtorben iſt, eine Armuth, welche gerade durch die deutſche Intelligenz noch greller gehoben wird; denn der deutſche Geiſt leuchtet in allen Winkeln umher, um nach dem Nachlaſſe von tauſend Geſchichtsjahren zu ſpähen, und überall findet er leere, ärmliche Räume, die ihn anſtarren, oder eine Rumpelkammer voll mittelalterlichen, verkommenen Hausraths, das er gern den geiſtesarmen Majoratsherren überläßt, welche aus dem Moder noch einige Lappen hervorſcharren, mit denen ſie ſich ſchmücken können.

Und weil dieſes Jahrtauſend auch ſo gar arm geweſen, haben, wie es einmal ſo der Weltlauf iſt, die dreiunddreißig Millionen enterbten Enkel, welche dasſelbe hinterläßt, es faſt ganz und gar überhört, wie der Wecker in der großen Uhr der Zeiten rollend ſein Penſum ablief, und wie die Scheere der Parze erklang, und das Richtſchwert der Geſchichte ſchauerlich in ſich erdröhnte, gleich dem Schwerte des Scharfrichters in der Nähe eines ihm verfallenen Opfers.

Die deutſchen Fürſten aber, die es ſonſt wohl lieben, mit ihren Völkern große und kleine geſchichtliche Todtenfeſte und Jubiläen gemeinſchaftlich zu feiern, da ſich bei ſolchen Gelegenheiten mancher Toaſt und mancher Trinkſpruch, welche in unſerer Zeit die Stelle der That vertreten, anbringen läßt, haben es dieſes Mal aus

weiſer Vorſicht unterlaſſen, ihren Unterthanen den Tod des heimgegangenen Jahrtauſends durch ſchwarzgeränderte Amtsblätter und Staatszeitungen officiell anzuzeigen und eine Hof- wie allgemeine Landestrauer allerhöchſt zu verordnen, weil ſie bei dieſem Anlaß noch mehr als vier Fragen der deutſchen Nation fürchten, welche ſchwer zu beantworten ſein würden.

Der Himmel ſelbſt mußte ſich daher der Bettlerleiche eines deutſchen Jahrtauſends erbarmen, und einen Kometen abſchicken, der einſam den Sarg desſelben auf den Friedhof der Zeiten geleitet.

Freilich iſt ſonſt das Princip der Gleichheit unwandelbares Geſetz des Himmels. Er breitet liebend über die Leiche eines armen, müden Werkeltages denſelben prächtigen, ſilbergeſtickten Trauerteppich aus, der ſich über den letzten Tag einer großen Geſchichtsepoche niederſenkt, und an dem Katafalke beider flüſtert die Nacht ihre rührenden Trauerpſalmen. Allein der Himmel wollte zugleich diesmal mit ſeinem Kometen den Deutſchen ein Zeichen geben, daß ſie einmal aufſehen von ihrer Actienerde, und einmal denken, ſtatt zu ſpeculiren, und inne werden, daß der ganze deutſche Bund und die vielen Tauſende deutſcher Cenſoren und deren Helfershelfer nicht im Stande ſind, dieſem ebenſowenig „anſtändigen als wohlmeinenden“ Ausrufungszeichen der Verwunderung am nächtlichen Firmamente, dieſer lakoni-

schen, inhaltsschweren Schrift, welche ganz Deutschland gratis lesen kann, das Imprimatur zu verweigern oder gar das ganze Himmelsdebit deshalb zu verbieten, und darin liegt eine große Lehre für jede Nation, besonders aber für die deutsche, die es am meisten angeht!

Ueberhaupt verbindet ein so außerordentlicher Himmelsbotschafter, wie ein Komet, mit seinem Hauptzwecke noch mehrere praktische, geheime Nebenzwecke, ganz ähnlich einigen unserer großen Botschafter und Diplomaten, deren Hauptzweck es eigentlich ist, klug zu sein, und die daneben auch noch dumm sind.

So bedeutet der jetzige Komet einmal ein gutes Weinjahr. — Wenn nach hundert Jahren ein Fürstencongreß beschließt, die Ruinen der bairischen Walhalla und der Münchener Frohnveste wieder auf Kosten des deutschen Volks auszubauen zur Belebung des deutschen Nationalbewußtseins, dann wird abermals ein österreichischer Erzherzog in 1813r Johannisberger, aus dem Nachlasse des Fürsten Metternich, einen Toast ausbringen: „Kein Oesterreich, kein Preußen, sondern ein einiges Deutschland!“ — und sämmtliche anwesende Fürsten werden ob solcher Worte und solchen Weines sehr gerührt sein!

Zweitens bedeutet der jetzige Komet ein großes Unglück, das sich in diesem Jahre noch ereignen wird. Die Literarische Zeitung und die Evangelische Kirchenzeitung

werden beide verboten werden, weil sie sich gegenseitig als zu liberal denuncirt haben; die Staatszeitung aber wird aus Entsetzen über diesen Vorfall eines plötzlichen Todes sterben.*) Preußen wird unter sothanen Umständen gar kein Blatt mehr, nicht einmal ein Feigenblatt besitzen, um seine literarische Blöße bedecken zu können, was doch für einen gesitteten, verschämten Staat ein großes Unglück ist.

Drittens bedeutet der Komet ein Unglück, das unserm Staate in diesem Jahre bereits widerfahren ist, nämlich daß auch endlich unsere Postverwaltung einem gefährlichen Broschürenkampfe ausgesetzt werden. Diese Behauptung, daß ein literarischer Angriff gegen das Postwesen ein allgemeines Nationalunglück sein soll, klingt allerdings wunderbar paradox, und doch verhält sich dieses, wie folgt:

Ein guter Polizeistaat hat nämlich nicht bloß *Sündenböcke*, als da sind: Schriftsteller, schlechte Presse, Nationalismus, Juden, hohle Theorieen u. dergl., welche solidarisch für die ganze Demoralisation der Welt haften und leiten müssen, sondern auch *Tugendböcke*, welche in ihren hochpotenzirten Vorzügen die Tugend des ganzen Staats repräsentiren und sich vor jeden Riß stellen müs-

*) Diese Prophezeihung ist theilweise schon in Erfüllung gegangen. Die Staatszeitung hat aufgehört, zu sein; an ihre Stelle ist die „Allgemeine Preußische Zeitung" getreten. Indeß mutato nomine de te fabula narratur!

ſen, welcher dem kritiſch prüfenden Auge die Mängel und Schwächen der Staatsverfaſſung entdecken könnte. — Unſer Staat hatte früher zwei ſolche Tugendböcke: die Intelligenz und das Poſtweſen. Doch es muß ſeine guten Gründe haben, der Intelligenzbock iſt nun ſchon ſeit geraumer Zeit unter die Sündenböcke geſtoßen worden: wahrſcheinlich hat man entdeckt, daß die deutſche Intelligenz kein edler Zuchtmerino iſt, ſondern von den bürgerlichen Haidſchnucken der Lüneburger Haide abſtamme. Es blieb dem Staate daher nur noch ein Tugendbock, das Poſtweſen, übrig. Dieſer hat auch bisher das Seinige redlich geleiſtet, und daneben ſogar noch den ausgeſchiedenen Intelligenzbock reichlich erſetzt. Durch die Muſterhaftigkeit des preußiſchen Poſtweſens wurde bisher noch jeder den preußiſchen Zuſtänden gemachte Vorwurf entwaffnet und ſehr beſchämt. Sprachen ausländiſche oder deutſche Blätter von dem illiberalen Principe unſerer Adminiſtration, gleich wurde darauf geantwortet, daß aus wahrer Liberalität das Paſſagiergeld der Perſonenpoſt auf 5 Sgr. die Meile geſetzt wäre, und daß wöchentlich zweimal auch eine Poſt von Kreutzburg nach Zinten gehe. Hielt man ſich über Cenſur- und Preßbeſchränkungen auf, ſo wurde dagegen angeführt, daß in keinem andern Staate, wie in dem unſrigen, Beſchwerdebücher auf den Poſtſtationen ausliegen, in welchen der Reiſende frei und offen ſeine Wünſche und Klagen er-

gießen kann über ſchlechten Kaffee, ungeheizte Zimmer, grobe Dienſtmädchen u. ſ. w., ohne daß die Cenſur auch das Geringſte dagegen hätte, nur müßte er ſich nicht erlauben, einen Antrag auf Aufhebung der Patrimonialgerichte oder auf Einführung von Reichsſtänden in das Beſchwerdebuch einzutragen! Machte ein Schriftſteller ſeine bitteren Gloſſen über geiſtlichen und geiſtigen Gewiſſenszwang, gleich blies ein Poſtillen fein: „Schier dreißig Jahre biſt du alt,“ und jeder unparteiiſche Hörer mußte geſtehen, daß weder die ſächſiſchen noch die bairiſchen Poſtillons ſo gut blaſen, wie die preußiſchen. — Meinte Jemand, es ginge doch bei uns gar zu langſam mit dem Fortſchritte, ſo wurde ihm darauf geantwortet, raſcher als 40 Minuten die Meile ginge nirgends eine Schnellpoſt, und wer Extrapoſt mit Laufzettel nimmt, wird noch weit ſchneller expedirt. — Beſchwerte ſich Jemand über eine grobe Abfertigung, die ihm auf ſeine beſcheidene Vorſtellung von irgend einem hohen Staatsdiener geworden, ſo konnte man ihm auf der Stelle die Verſicherung geben, daß den Conducteurs Höflichkeit und Zuvorkommenheit zur ſtrengſten Pflicht gemacht ſei, kurz, es gab keinen Vorwurf, keine Kritik inländiſcher Zu- und Mißſtände, welche nicht das vollkommenſte aller Poſtweſen wieder gut gemacht hätte. Wer ſoll aber in Zukunft die Vertheidigung des Status quo übernehmen, wie kann unſer Staat noch ferner an der Spitze der Civiliſation ſtehen,

wenn auch dem Tugendbocke des Poſtweſens durch Broſchüren die Anſprüche auf Vollkommenheit ſtreitig gemacht werden? —

Man ſieht alſo, daß in unſerer Zeit auch eine Flugſchrift ein Nationalunglück werden kann: an dem allem aber iſt der verhängnißvolle Komet Schuld, welcher eigends geſchickt wurde, um der Leiche eines armen deutſchen Jahrtauſends das Ehrengeleite zu geben.

Wir aber wollen uns von dem Kometen nicht beſcheinen laſſen. Sind wir auch nicht glückliche Erben des verblichenen Jahrtauſends, ſo wollen wir doch die Obſequien deſſelben feierlich begehen, und am offenen Grabe ein freies Wort über das freie Wort ſprechen! —

Freilich ſollte man erwarten, daß der Inhalt einer Trauerrede eine Verherrlichung des Todten ſein müßte und ein Beweinen unſres Verluſtes; allein wir wollen im Angeſichte des Grabes ehrlich ſein: wir haben keine Thränen für die dahingeſchiedene Zeit, die jetzt vor ihrem Richter ſteht; unſere zornige Wehmuth gilt nur unſrer Gegenwart! — Wir wollen es unſern deutſchen Philologen nachthun, unter denen es Männer gibt, welchen in unſrer kleinen Zeit der Geiſt des klaſſiſchen Alterthums noch etwas von der männlichen trotzigen Römertugend erhalten hat. Wie keine anderen Gelehrten haben unſere Philologen bisher noch alle gebotnen Freuden- und

Trauerfeſte des Abſolutismus feierlich begehen können, ohne vor ihrem Gewiſſen und ihren Mitbürgern als Heuchler zu erſcheinen. — Wird z. B. in Scheerau ein Erbprinz geboren und es ergeht an alle Garniſonen, Kirchen, Schulen und Univerſitäten das Aufgebot der öffentlichen Freude, dann beſteigt, während die Kanonen draußen donnern und die Truppen das Gewehr präſentiren und auf Commando dreimal Hurrah ſchreien, und die Kirchenglocken läuten und die Prediger auf den Kanzeln mit Bibelſprüchen darthun, daß nicht bloß Scheerau, ſondern die ganze Menſchheit Urſache hätte, über das freudige Ereigniß zu jubeln und „Hallelujah!“ zu ſingen, dann beſteigt in einem düſtern, abgelegenen Schul- oder Univerſitätsgebäude ein Philolog ſein Katheder und ſpricht: **De Graecorum verbis mediis, passivis, deponentibus recte discernendis ac de deponentium usu**, und thut ſomit ſeine amtliche Schuldigkeit ohne eine einzige geheuchelte Phraſe über ſeine Lippen zu bringen. — Iſt eine allgemeine Landesrührung bei Gelegenheit eines durchlauchtigen Geburtstags befohlen, dann beſteigt abermals der Philolog das Katheder und ſpricht ſeine Freude über dieſes Ereigniß in einer gelehrten Abhandlung über Optative aus, und denkt vielleicht gar dabei an andere ſehr cenſurwitzige vaterländiſche Optative oder läßt ſeine Zuhörer daran denken. — Verſetzt ein Fürſt wie derjenige, welcher als Vater des

Vaterlandes seine Landeskinder einst nach Amerika verkaufte, um seine Maitressen mit dem Gelderlös zu honoriren, durch seinen Tod den Hof in sechsmonatliche und das Land in sechswöchentliche Trauer, dann besteigt der Philolog wiederum das Katheder in dem schwarz decorirten Auditorium maximum und spricht seinen Schmerz und das Beileid der ganzen gelehrten Republik in einer tiefen Auseinandersetzung aus, was Homer eigentlich unter dem ἄσβεστος γέλως μακάρεσσιν θεῶν verstanden! —

Man hat diese philologische Gelegenheits-Rhetorik oft als lächerlich und pedantisch verschrieen; aber man hätte sie ehrenwerth finden sollen. Denn in einer Zeit, in welcher die Wahrheit geächtet ist, sollte sich wenigstens kein Mund zur Lüge hergeben. Die Gewalt hat Mittel, die Wahrheit zu unterdrücken, aber keine, um die Lüge zu erzwingen! —

Statt daher dem Todten noch mit erheuchelter Trauer eine Lüge in's Jenseits nachzurufen, richten wir am Grabe der entschlafenen Zeit an unsre Gegenwart ein freies Wort über

das freie Wort.

Im Lande der Glücklichen, das sehr weit von uns entfernt liegen soll, wird die Zeit nach der Linnéschen Blumenuhr gemessen. — Mit jeder abgelaufenen Stunde

erwacht ein Pflanzengeschlecht aus seinem tiefen Schlafe, schlägt halb verschämt, halb traumselig (denn die Pflanzen sollen gar wunderbar selige Träume haben) die Blumenaugen auf, und klingelt mit den bunten, duftigen Glocken die Stunde aus. — Einen gar herrlichen Klang soll es abgeben, wenn sämmtliche Blumen ihre Kelche schütteln, um einen großen Frühlingsfesttag einzuläuten. — Allein nur die Feen aus dem Gefolge der Königin Mab und einige deutsche Gelehrte, welche das Gras wachsen hören, sind im Stande, die bezaubernden Melodien des holden Blumenglockenspiels zu vernehmen und zu verstehn.

Wenn uns Deutschen die Zeit nach einer solchen Blumenuhr zugemessen würde und wir überhaupt in einem innigern Verkehre mit Blumen lebten; wenn die Lilien uns ihr keusches Liebesweh klagten, und die muthwilligen Rosen uns die Chronique scandaleuse der Blumenwelt vorplauderten, und jeden Morgen das Vergißmeinnicht mit seinen treuen rührenden Kinderaugen an unserm Bette stünde, um uns zu fragen, wie wir geruht, und jeden Abend der lockere Jasmin uns eine „wohlschlafende Nacht" wünschte, wie auch der Blumenprovinzialismus mit unserm gleichlautet, dann verdient man nicht Deutscher zu sein, wenn man nicht unter solchen Umständen wenigstens ein eben so ausgezeichneter blumenraunzender Lyriker wäre wie Heinrich von

Oſterdingen; dann ſprächen und ſchrieben wir nur in duftigen Blumenräthſeln; die „Inländiſchen Zuſtände“ unſrer Zeitungen wären dann ein orientaliſches Selam, aus welchem der Blumencenſor mit zarter Gärtnerhand nur einige ihm verdächtige Sinnpflanzen ausrupfte: dann wohnte der holde Blumenfriede in unſrer Bruſt, und Germanien wäre ſo ſelig als die frommen Wünſche der „guten Preſſe“ es haben möchten. —

Allein leider iſt es uns Deutſchen nicht ſo gut geworden. Wir leben nicht im Lande der Glücklichen, ſondern in einem feuchten, kalten Zuchtgefängniſſe, in welchem unſrer Ungeduld die langſam ſchleichenden Stunden von der Normaluhr auf dem Frankfurter Bundescapitel zugemeſſen werden. Vor unſern vergitterten Fenſtern blüht in wuchernder Ueppigkeit die gendarmeriegrüne und carmoiſinblaue Polizeiflora, und bewacht uns mit ihren zärtlichen Blumenaugen. — Wer an dieſen holden Pflanzen zum zarten Gefühlslyriker werden kann, der mag's vor ſeinem Gwiſſen verantworten, und zur Erhaltung ſeiner dichteriſchen Harmloſigkeit um eine allerhöchſte Penſion einkommen. — Dem wahrhaften Dichter aber, der nicht erſt den Cenſor als Muſe anruft, wenn er den Zorn des Peliden ſingen will; in deſſen Bruſt die Freiheit eines Gottes lodert, während ſeine Arme mit den Feſſeln ſchmachvoller Knechtſchaft belaſtet ſind: der auf kahle Kerkermauern ſtößt, während ihm

die ganze Welt von Gottes- und Rechtswegen angehört; der jeden freien Menschen an die überquellende Brust drücken möchte und nur Knechte findet; — dem muthet nicht zu, daß er seinen Schmerz betäube in einem hohen Liede der Liebe, daß er sich selbst berauschend in das lyrische Wonnemeer der Schöpfung stürze und den klingenden Weltfrühling besinge, während alle Wunden der Menschheit an seinem Herzen bluten! —

Der Zorn, der wahrhafte Gotteszorn ist die höchste Weihe eines Dichters, an dem die Wundmahle einer schmachvollen, entwürdigten Gegenwart heißer brennen, als an der ganzen stumpfen und gefühllosen Menge; so wurde auch in der Zeit der Offenbarung der Prophet geweiht durch seinen heiligen Zorn über ein entartetes Volk! — Je reicher das Dichterherz an überströmender, begeisterter Liebe ist, die es der ganzen Menschheit offen entgegen trägt, desto reicher und grausamer ist auch sein Zorn über die Knechte und über die Herren. — So ist Apollo, der reichste unter den Göttern, auch der grausamste. — Möge daher die Aesthetik der Feigheit immerhin den politischen Dichter aus dem deutschen Bardenhaine vertreiben wollen; mögen die entmannten Sänger, welche in der Kapelle des heiligen römischen Reichs den schmeichelnden Sopran singen, entsetzt fliehen vor einem Dichter, der zugleich Mann ist; — die harte Hand eines Arbeiters aus dem Volke

wird einmal herzlich die Hand des Dichters drücken, der den Leiden und Hoffnungen, vor Allem aber dem Zorn des Volkes seine Begeisterung und seine Sprache gelieben, dem Manne des freien Wortes, und wahrlich, gegen einen solchen Händedruck schlichter, stummer Dankbarkeit hätte selbst der gefeierte Sänger am Hofe von Ferrara den fürstlichen Lorbeerkranz, dessen Gluth ihm das Gehirn versengte, mit Freuden austauschen dürfen. —

Doch nicht bloß gesungen werden soll das freie Wort von einzelnen kühnen Dichtern, es soll auch gesprochen werden von Männern, welche den Muth ihrer Ueberzeugung haben. Die Zeit, in welcher der Mensch denken darf, was er will, und was er denkt auch reden darf, würde nicht so selten sein, wie Tacitus sie seufzend darstellt, wenn die Menschen den Muth hätten — und gehört denn Muth dazu? — wenigstens soviel auszusprechen, als sie sich zu denken die Freiheit nehmen. Wie wenig Muthiges wird in Deutschland gesprochen und wie viel Kühnes wird nicht in Deutschland gedacht? Wenn das Gouvernement nur eine Ahnung davon hätte, würde es gleich die Landwehr einberufen und die Aufrubracte vorlesen lassen. Gibt's nicht manchen Deutschen, der täglich wie jener tollgewordene Berliner De-

magogenriecher im Begriff steht, sich selbst der Polizei als höchst gefährlich zu denunciren, weil er gewisse kühne Gedanken mit dem besten Willen von der Welt nicht wieder los werden kann? — Ja ist es nicht einem Mitgliede eines Provinziallandtages begegnet, daß ihm in einem unbewachten Augenblicke ein höchst staatsgefährlicher Gedanke wirklich losging? Er sprach nämlich in der Debatte über Einführung von Reichsständen mit kühner Logik plötzlich folgenden Satz aus: „Meine Herren! Allgemeine Reichsstände sind gewiß der Himmel auf Erden, da wir nun aber einmal den Himmel auf Erden nicht haben können, so stimme ich dafür, daß es beim Alten bleibe!“ Hätte Mirabeau kühner denken und sogar sprechen können, wenn er preußischer Landstand gewesen wäre? —

Das Wort bleibt bei uns immer Schuldner der Gedanken, und die Deutschen, die sonst für ihr Wort zu haften pflegen, sterben darüber weg, ohne an's Bezahlen zu denken. — Das freie Wort ist eigentlich ein Germanismus, der unsere Zustände auf eine betrübende Weise andern Nationen gegenüber charakterisirt. — Es wird dem Amerikaner nie einfallen, vom freien Worte zu sprechen, auch nicht dem Engländer, nicht dem Franzosen, nicht dem Lappländer, der sich einer der freisinnigsten Constitutionen, der norwegischen, erfreuen darf, nicht dem Spanier: nur wir arme Deutsche singen jetzt

erſt an zu ſchwärmen, zu ſingen und zu reden vom freien Worte! — Muß das nicht andern Nationen eben ſo vorkommen, als ob wir Deutſche alle aſthmatiſch wären und daher für das freie Athemholen ſchwärmten und dichteten? —

Es mag vielleicht ſchon einmal irgend einem Chemiker eingefallen ſein, das Blut verſchiedener Nationen einer vergleichenden Analyſe zu unterwerfen, um daraus nicht bloß phyſiſche, ſondern auch ſehr wichtige moraliſche Schlüſſe zu ziehen; jedenfalls muß ſich im germaniſchen Blute eine bedeutende Quantität Eiſentheile mehr finden, als in jedem andern; wenigſtens ſoviel, daß jeder Nachkomme Teuts aus dem eignen Blute ſich den Flamberg ſchmieden laſſen könnte, mit welchem er den freien Rhein gegen die Franzoſen vertheidigt. — Von Tacitus bis über Jahn hinaus waren die Deutſchen ihrer eiſernen Fauſt, eiſernen Treue, eiſernen Keuſchheit, eiſernen Redlichkeit und ihres eiſernen Fleißes wegen hochberühmt, was alles ſehr ſchöne, brauchbare Eigenſchaften wären, wenn leider nicht auch die eiſerne Geduld dazu käme. Geduld iſt die Tugend der Engel und der Schwachen; die Deutſchen aber ſind weder Engel, ſonſt würden ihnen nicht ihre frommen Superintendenten ſonntäglich ſo viele Sünden vorhalten können, noch ſind ſie ſchwach, wie ſchon ihr enormer Eiſengehalt an ſich ſelbſt beweiſt. — Ja wir müſſen

noch weiter gehen, wir müssen leider behaupten, daß Geduld bei Nationen der Molech ist, welchem sie ihre eigne Freiheit schnöde opfern. — Deutschland soll eine Faust's-Natur haben, es hat Philosophie, Juristerei und Medicin und leider auch Theologie studirt; aber es ist unserm Deutschlande auch nicht eher zu helfen, als bis es wie Faust endlich seiner Geduld flucht, mag ein Gott oder ein Teufel es dazu bringen! —

„Geduld überwindet Alles," so lautet eine kalligraphische Vorschrift, welche angehende Deutsche in den Schulen nachmalen lernen, und es mag etwas Wahres daran sein. Man kann mit Geduld überwinden heftige Zahnschmerzen, die Staatszeitung sogar, die Schubertsche, die Seekrankheit, eine fünfviertelstündige Traupredigt und eine fünfactige Tragödie mit Vor- und Nachspiel, im Manuscript von einem guten Freunde vorgelesen; aber auch nicht die kleinste Institution des Status quo ist durch Geduld zu überwinden. Ein einziger unbedeutender Censor z. B. hält die himmelschreiende Geduld von den 70,000 Einwohnern einer geistig ihm unterworfenen Stadt aus, und es thut ihm kein Finger danach weh, als höchstens der Schreibfinger, den er zum Streichen gebraucht. — Das freie muthige Wort ist das sicherste Mittel, sich dem entnervenden Einflusse der Geduld zu entziehen und diese ganz und gar mit der Zeit einem bessern Genius weichen zu machen

Uebrigens iſt die deutſche Geduld gar nicht ſo phlegmatiſch, als daß ſie nicht in Kammern und in Schriften für ſich plädiren ſollte; ſie iſt ſogar für den politiſchen Fortſchritt, nur für den beſonnenen, langſamen. So bemerken die Männer der Fortſchrittsgeduld ganz richtig, daß wir Deutſche in einem Jahrtauſend weiter gekommen ſind, als die Chineſen in den 80,000 Jahren ihrer Geſchichte. Ich weiß nicht, ob China mit zum deutſchen Bunde gehört, in welchem Falle dieſe Bemerkung die Beleidigung eines deutſchen Bundesſtaates involvirte; aber wahr iſt ſie. Die Chineſen tragen noch immer einen Zopf, wir aber haben ihn ſchon nach der Schlacht von Jena verloren. Die Chineſen dürften ihn indeß auch bald ablegen, da ſie in der neueſten Zeit auch ihr Jena gehabt. — Doch während in China jetzt die Opiumfrage beigelegt iſt, fängt ſie bei uns erſt in ihrer ganzen Zudringlichkeit an, nur in einem etwas umgekehrten Verhältniſſe. Bei uns wollen die Mandarinen ihr politiſches wie literariſches Opium der Civiliſation gewaltſam aufdringen, darum halten ſie auch alle Häfen der Journaliſtik und Literatur mit ihren Scheerenflotten blockirt, und mehrere Literaturſchiffe, die unter der Flagge des Fortſchrittes ſegelten, ſind bereits von ihnen in den Grund gebohrt worden.

Daß das freie, ungefeſſelte Wort, als Attribut des

Republikanismus, bei den vorsichtigen Kopfschüttlern auch gehörig verdächtigt werde, dafür sorgt schon die Scribentenpolitik des historischen Rückschritts. — Schweift einmal ein sehnsüchtiger deutscher Blick hinüber nach Westen über den Ocean, allwo ein jugendlich frischer Staatenverband auf den Principien des natürlichen Rechts herrlich gedeiht, gleich werden wir nach den südlichen Sklavenstaaten verwiesen, oder ein deutscher Reichspublicist führt uns einen nach dem Lynchgesetze getheerten und befiederten Menschen vor zum abschreckenden Beispiele. Allein sind wir nicht alle moralisch getheert und befiedert, daß wir uns in diesem schmachvollen Zustande vor andern Nationen kaum noch sehen lassen können? — Ist ein einziger Censurstrich nicht brutaler, als alle Auswüchse des Lynchgesetzes? nicht für ein intelligentes Volk schmerzhafter, als alle Hiebe, die in den Sklavenstaaten ausgetheilt werden?

Auch „die gute Sache" ist ein Stichwort des sogenannten langsamen Fortschritts. Der guten Sache wegen wollen wir schweigen und es ruhig ansehen, wie eine Zeitung nach der andern unterdrückt wird, weil sie auf der Seite des Volks und des Rechts standen; der guten Sache wegen wollen wir's abwarten, bis noch mehr Jugendlehrer verjagt werden, weil sie nach ihrem Gewissen und nach ihrer Ueberzeugung, nicht wie Heuchler, lehrten; der guten Sache

wegen wollen wir nie eine Wahrheit ganz sagen, sondern nur zu Dreiviertel mittheilen, oder zur Hälfte, oder lieber gar nicht, und unser ganzes Leben lang unter Vormundschaft bleiben; denn wenn wir etwas sagen, so schaden wir der guten Sache u. s. w.

Diese Leute mit ihrer „guten Sache" erinnern an jenen Mann, der ein paar schwarzseidene Strümpfe verlor, im Intelligenzblatte aber blaue wollene anzeigte, weil er glaubte, daß der ehrliche Finder diese um so eher an ihre Adresse wiederbringen würde.

Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge, wie Schweigen zur Zeit, in welcher Reden Pflicht ist.

Ist unser Vaterland noch nicht reif, sich der Schmach der bevormundenden Administration zu entziehen, so muß es doch reif zur Sprache sein, oder unser einziger Nationalstolz auf deutsche Intelligenz und deutsches Ideenleben ist eine Lüge. — Der ist ein Verräther an seiner Gegenwart, der nicht, so lange er kann, protestirt gegen die Schande feudaler Hörigkeit, die von besoldeten oder bornirten Lobrednern und Augendienern gerufen und gefördert wird. Wir dürfen es nicht mehr für eine Kühnheit halten, ein freies, rücksichtsloses Wort zu hören, wir wollen es nicht für eine Kühnheit halten, es auszusprechen.

Es ist an der Zeit, daß das Wort nicht länger zurückbleibt hinter der Ueberzeugung, daß Jeder offen und

rücksichtslos seinen Theil an der Freiheit beanspruchte. In einer solchen Zeit, in welcher die Sprache eine scharfe, schneidige Waffe sein soll, muß sie auch würdig und männlich geführt werden. — Wir wollen sie ablegen, die gothischen Sprachschnörkel, welche der Macht gegenüber unsere Forderungen zu Wünschen, die Wünsche zu Bitten, und die Bitten zu Bettteleien degradiren. — Die Sprache soll, wie der Mensch, dem sie angehört, aufrecht gehen und den Himmel anschauen!

Wir wollen sie ablegen, diese schlaue Diplomatie, mit welcher wir uns in unser vorenthaltenes, verbrieftes Recht einzuschmuggeln suchen, statt es am hellen Tage offen zu fordern!

Ein Volk oder dessen Vertreter dürfen der Diplomatie gegenüber nicht diplomatisiren, einmal, weil die Masse immer zu ungeschickt ist zum feinen Spiele gegen den Einzelnen, und zweitens, weil es ihrer nicht würdig ist!

Ueber eine andere unwürdige Handhabung der Sprache äußerte sich schon vor fünfzig Jahren ein berühmter deutscher Schriftsteller, wie folgt:

„Man erhebt bei freien politischen Untersuchungen jetzt wieder ein Gerüttsch, wie man es schon ehemals bei religiösen trieb, über exoterische und esoterische Wahrheiten, d. h. — denn du sollst es nicht verüben, unstudirtes Publikum, drum werden sie sich wohl hüten

es deutſch zu ſagen — d. h. alſo von Wahrheiten, die ein Jeder wiſſen kann, weil eben nicht viel Tröſtliches daraus folgt, und von andern Wahrheiten, die, leider! eben ſo wahr ſind, von denen aber Niemand wiſſen ſoll, daß ſie wahr ſind. — Siehe, liebes Publikum, ſo ſpielen deine Lieblinge mit dir, und du freueſt dich in kindlicher Unbefangenheit über die Broſamen, die ſie dir von ihrer reichbeſetzten Tafel zufließen laſſen. Traue ihnen nicht: das, worüber du eine ſo herzliche Freude haſt, iſt nur das Exoteriſche; das Eſoteriſche ſollteſt du erſt ſehen, aber das iſt nicht für dich."

„Das iſt auch eine von euern alten Unmanieren, feige Seelen, daß ihr uns mit einer geheimnißvollen Miene ins Ohr flüſtert, was ihr aufgeſpürt habt: aber, aber — ſetzt ihr hinzu, und macht ein kluges Geſicht, daß es ja nicht weiter auskommt, Frau Gevatterin! — Das iſt nicht männlich; was der Mann redet, mag Jeder wiſſen."

„Die allgemeine Verbreitung der Wahrheit, die unſern Geiſt erhebt und veredelt, die uns über unſre Rechte und Pflichten unterrichtet, die uns die beſten Wege auffinden lehrt, wie wir die erſtern behaupten, und die Erfüllung der zweiten recht fruchtbar für das menſchliche Geſchlecht machen können, ſollte ſchädliche Folgen haben? Vielleicht für diejenigen, welche uns auf immer in der Thierheit erhalten möchten, damit ſie uns

auf immer ihr Joch auflegen und zu ihrer Zeit uns schlachten können? Und welche denn auch für sie, als etwa die, daß sie dann ein andres Handwerk ergreifen müßten? Fürchtet ihr dies als ein Unglück? Nun freilich, darin sind wir mit euch nicht einig, wir fürchten dies Unglück nicht."

Der Mann, welcher diese Worte geschrieben, war Professor der Philosophie und hieß Johann Gottlieb Fichte: das Buch aber, welches gegenwärtig fast verschollen ist, da es von deutschen Regierungen im Stillen beseitigt wurde, ist betitelt: „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution". — Wir könnten aus diesem Buche auch unsre Zeit verstehen lernen.

Das deutsche Jahrtausend wird jetzt in's Grab gesenkt, und am Grabe, das uns daran erinnern sollte, daß wir Staub sind und zum Staube zurückkehren, beleben sich die gesunkenen Hoffnungen für die Zukunft unsres Vaterlandes. — Ist doch jede Todtenfeier einer Geschichtsepoche auch ein Jubelfest! Neben jedem Sarg einer heimgegangenen Zeit steht zugleich auch eine Wiege, aus welcher eine neue Zeit, als hoffnungsvolles Kindlein, freundlich das junge Leben anlächelt.

Und wir dürfen hoffen! — Es dämmert wieder

in unſerm Oſten. Im Angeſichte der jenſeitigen Koſaken und ihres Hettmanns haben die Vertreter unſerer Provinz ein männlich warmes Wort geſprochen gegen die entwürdigende Knechtſchaft der Preſſe, gegen Pfaffenei, heimliche, lichtſcheue Inquiſition unſerer Rechtspflege und gegen die Ungleichheit vor dem Geſetze. — Sie fordern das Licht, und es muß ihnen werden! — Hätten unſre Vertreter jenes heilige, verpfändete Recht des Jahres 1815, wie ſie's durften und mußten, ebenſo männlich und offen gefordert, anſtatt daſſelbe in die Livrée kleiner, diplomatiſcher Rückſicht zu ſtecken, ſo hätte man die ganze Wirkſamkeit dieſer Verſammlung eine That des ſelbſtbewußten politiſchen Fortſchritts mit Recht nennen können! — Doch die für das freie Wort geforderte Freiheit wird in Zukunft auch jede Livrée der Sprache ächten! — Das Wort wird dann mit dem Siegel der Freiheit auch den Stolz der Freiheit tragen.

Unſre politiſchen Charwochen werden zu Ende gehen, und Deutſchland wird ſein Oſterfeſt feiern!

Noten.

I. Eine wunderbare Novelle aus der neuesten Zeit.

S. 6. Wer weiß, ob nicht irgend ein neues Strafgesetzbuch ꝛc.

§. 172. „Angriffe auf die Ehre verstorbener Mitglieder des Königlichen Hauses sind mit Gefängnißstrafe oder Strafarbeit bis zu zwei Jahren zu ahnden."

Vergl. Entwurf des Strafgesetzbuches für die Preußischen Staaten.

S. 10. Der §. 20 des Entwurfs. „Von dem Verbote der Ehe von Personen, welche wegen Ehebruch geschieden werden, mit den Theilnehmern des Ehebruchs, findet fernerhin keine Dispensation Statt."

S. 23. Officieller Vertheidiger der Ehe. §. 4. „Das Ehegericht hat zur Einleitung der Instruction eines jeden Ehepreceßes aus seinen Mitgliedern einen Vertheidiger der Ehe zu bestellen, welcher in diesem Proceße als Richter ausscheidet." —

S. 25. Nur Vulkan hat nach §. 10 des Entwurfs ꝛc. §. 10. Der Ehebruch ist im Wege des Criminalverfahrens von dem competenten Criminalgerichte zu untersuchen und zu bestrafen u. s. w.

S. 25. §. 12. „Der Ehebruch wird an jedem der beiden Ehebrecher, wenn er von einem Ehemann mit einer ledigen Weibsperson verübt werden, mit sechswöchentlichem bis dreimonatlichem Gefängnisse, wenn er aber von einer Ehefrau mit einer ledigen Mannsperson begangen werden, mit drei- bis sechsmonatlicher Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe, und wenn beide

Ehebrecher verheirathet waren, mit sechsmonatlicher bis einjähriger Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe geahndet werden." —

S. 29. Officiell gezogene Demarcationslinie. Am Tage, an welchem diese Vorlesung gehalten wurde (den 8. März), enthielt die Hartungsche Königsberger Zeitung folgendes Inserat: „(Eingesendet). Es ist wohl erforderlich, daß einseitige Stimmen sich nicht mehr als Organe der öffentlichen Meinung kund geben und unter dem Rubro „Inländische Zustände" dictatorisch laut werden. Sie haben bisher nur diesen Firmen — und dem Scheine gesetzlicher Befugniß und höhern Beifalls, theilweisen Anklang zu verdanken; diesen theilweisen Anklang aber wieder so dargestellt, als ob die Mehrzahl, wo nicht ganz Altpreußen, eines Sinnes mit ihnen wäre. — — Diese Art des Auftretens ist indessen trüglich und übervortheilend — denn nicht auf dem ersten Platze einer privilegirten Zeitung, nicht unter der Aegide königlicher Embleme — sondern hinter der Demarcations-Linie, welche die neue Zeitungsordnung gezogen und die gleichsam Sonne und Wind redlich scheidet, ist der Tummelplatz der irrenden und fahrenden Parteimänner; da mögen sie streiten, ihre diversen Ansichten und Entwürfe austauschen, sich begegnen und gegenüber stellen, doch nie vergessen, daß die Macht der Entscheidung und des rechtskräftigen Urtheils nur allein dem erhabenen königlichen Kampfrichter zusteht, der von Gott- und Rechtswegen dazu berufen ist." Vergleiche Königsberger (Hartungsche) Zeitung No. 57. 1843.

S. 32. §. 6. „Die Ehegatten haben alle Instructionstermine in Ehesachen persönlich abzuwarten, und es findet deren Vertretung durch Bevollmächtigte nur in solchen

Terminen Statt, in welchen nicht wesentlich mit ihnen zu verhandeln ist, z. B. bei Zeugenverhören."

S. 33. §. 16. „Wegen lebens- und gesundheitsgefährlicher Mißhandlungen, wegen beharrlicher Trunksucht und wegen Mangels an Unterhalt der Frau, veranlaßt durch Verbrechen und Ausschweifungen des Mannes, soll nicht sofort auf Ehescheidung, sondern zuvor auf ein- bis zweijährige Trennung von Tisch und Bett erkannt werden. Während dieser Trennung besteht das Eheband mit seinen Verpflichtungen, jedoch mit Ausnahme des Zusammenlebens der Ehegatten. Von solchen Trennungsurteln ist den betreffenden Geistlichen Nachricht zu geben, damit sie während der Trennung die Sühne zu versuchen fortfahren" ꝛc. —

S. 33. §. 10 und 12. Vergleiche oben Note zu S. 25.

S. 33. Die Hinweisung auf das strengste Amtsgeheimniß hat doch den Entwurf über das Ehescheidungsgesetz nicht vor Veröffentlichung schützen können. Die Rheinische Zeitung theilte zuerst das Actenstück mit, welches man nur seit dem J. 1840 nicht für eine Mystification zu halten sich geneigt fühlen dürfte. Demjenigen, der die Pflicht gegen sein Vaterland für heiliger erachtete, als den Parolebefehl seines Bureauchefs, und den amtsgeheimen Gesetzentwurf der Kritik wie dem Proteste der öffentlichen Meinung hingegeben, gebührt der Dank seines Volks. — Ob der später geführte Todesstoß gegen die Rheinische Zeitung nicht vorzüglich in der Veröffentlichung des besprochenen Gesetzentwurfs seine amtsgeheimen Motive gefunden, mögen unsre Cabinetspsychologen entscheiden.

II. Zur neuesten Geschichte der Caricatur.

S. 43. Geheime Berichterstatter. Die geheimen Berichte, welche vor einiger Zeit, besonders aus Kö-

nigsberg und der Provinz über die politische Stimmung und Phänomene Ostpreußens nach Berlin gingen, und die doch nicht ganz geheim gehalten werden konnten, enthielten des Abenteuerlichen so viel, als nur die Berliner aufgeregte Maßregelphantasie zu verdauen im Stande war. Wer sollte es glauben, daß man in Berlin einmal alles Ernstes davon sprach, daß die Bevölkerung Ostpreußens den Herrn v. Spön zum Herzoge ihrer im Abfalle begriffenen Provinz erwählen wollte? u. drgl. Unsinn mehr? — Der Herr von Arnim hat jüngst in einem Rundschreiben das Institut einer geheimen preußischen Polizei auf's Entschiedenste desavouirt. Wir selbst haben nie an eine organisirte und als solche besoldete geheime Polizei im gewöhnlichen Wortsinne geglaubt. Und bedarf Preußen derselben auch? — Sind nicht die meisten officiell vertraulichen Mittheilungen der detachirten subalternen Militär- und Civilbeamten an ihre Chefs und von deren Bureaux aus weiter bis zu den höchsten und allerhöchsten Stellen der dienstefrigten geheimen Ausspürerei so ähnlich, wie ein rother Adlerorden 3ter Classe dem andern? — Kann es ferner in Abrede gestellt werden, daß den Bürgermeistern der kleinen Provincialstädte jüngst officiell befohlen wurde, in gewissen Zeitabschnitten an die höhern Behörden ein Verzeichniß der namhaftesten Bürger ihrer Stadt mit Bemerkungen über deren politische Gesinnungen einzureichen? — Sind endlich die geheimen Militär- und Civilcensurlisten etwas Anderes, als systematische geheime Denunciationen, Verdächtigungen u. drgl., deren Opfer die Angeschuldigten so häufig werden, ohne von ihrem Ankläger oder ihrem Richter, ja nur von dem ihnen zur Last gelegten Vergehen etwas zu erfahren? — Man kann der Wahr-

heit die Ehre geben, wenn man behauptet, daß der bei weitem größere Theil der preußischen Beamten aus Ehrenmännern beſteht, welche jede heimliche Angeberei und was dahin gehört mit Indignation verabſcheuen; allein von dieſen werden es viele zu ihrem Bedauern nicht in Abrede ſtellen können, daß ſie gezwungen ſind, wenigſtens am grünen Tiſche mit manchem Collegen zu ſitzen, von dem ſie notoriſch wiſſen, daß er entweder in bornirtem Dienſteifer den „Spion wider Willen", oder aus berechneter Anzendienerei den ſelbſtbewußten Angeber und geheimen Correſpondenzler macht.

S. 58. „Der Sänger einer Friedensſtimme aus Oſtpreußen." Bald nachdem der neue Oberpräſident Bötticher als Nachfolger des Herrn v. Spön ſeine Reſidenz auf dem Schloſſe zu Königsberg bezogen, erſchien in der Königsberger Zeitung ein Aufſatz: „Friedensſtimme aus Oſtpreußen," welcher ſo reich an hohlen, officiellen Berliniſmen war, und der eine ſolche Unkunde der oſtpreußiſchen Parteizuſtände verrieth, daß man mit Recht vermuthen mußte, der Verfaſſer wäre ein eben eingewanderter „Hochgeſtellter," der zu ſeinen übrigen hohen Titeln ſich durch ſeine Friedensſtimme noch den eines Friedensfürſten von Oſtpreußen erwerben wollte. — Da der Verfaſſer jener „Friedensſtimme" wahrſcheinlich identiſch mit dem Staatsmanne iſt, welcher die ungeheure Entdeckung machte, daß der ganze oſtpreußiſche Liberalismus nur von dreizehn Königsberger Schriftſtellern gemacht und getragen würde, und dieſe wichtige Entdeckung ſogleich zur Beruhigung nach Berlin berichtete, ſo zweifeln wir nicht daran, daß es ihm gelingen wird, nach Vernichtung jener einmaſen Dreizehn der Pacificator Oſtpreußens zu werden, auch ohne daß er nöthig hätte, ſeine matte Friedensſtimme noch einmal anzuſtrengen.

S. 60. „Das neuentdeckte latente Licht.“ Der geniale Physiker Professor Moser in Königsberg ist durch die Entdeckung Daguerre's auf wissenschaftlichem Wege zu dem wunderbaren Phänomen des latenten Lichtes geführt worden. Vergl. die vor Kurzem über diesen Gegenstand erschienene Broschüre: „Ueber das Licht von Ludwig Moser. Königsberg 1843. Bei H. L. Voigt. —

S. 65. „Ob er sich **von, auf** oder **in** schreibe.“ Unter der Regierung des Oberpräsidenten Böttticher erschien zum ersten Male ein officielles Verzeichniß der zum jüngsten Landtage (März 1843) einberufenen Mitglieder, in welchem eine neue Präpositionshierarchie, zur Beförderung der ständischen Gliederung, eingeführt war. Die adelichen Abgeordneten nämlich, selbst wenn sie nur eine kölnische Besitzung hatten, oder Vertreter des dritten Standes waren, wurden mit der Präposition „auf“ in Verhältniß zu ihrem Gute gebracht, während die bürgerlichen Abgeordneten, selbst als Rittergutsbesitzer und Deputirte des ersten Standes, sich mit der Präposition „in“ begnügen mußten. Diese Distinction des Herrn Böttticher, die um so uneigennütziger genannt werden darf, als er selbst bürgerlich ist, fand jedoch bei den bürgerlichen Landständen und auch bei mehrern Adelichen nicht die dankbarste Anerkennung, und er war daher am Ende genöthigt, den energischen Reclamationen gegenüber, durch keineswegs sehr diplomatische Ausflüchte die aufgestellten Präpositions-Kategorien öffentlich wieder zu desavouiren.

S. 72. „Geheime Clauseln.“ Alle bewilligten Scheinfreiheiten werden gewöhnlich von geheimen Instructionen begleitet, welche als Sauvegarde die zarten Schauergerichte vor jeder derben Berührung (in der es

ficellen Sprache „Mißbrauch“ genannt) ſchützen müſſen. Auch die Zwanzig-Bogen-Freiheit ſteht unter dem Schutze einer ſolchen geheimen Eskorte. Es leuchtet ein, daß unter ſolchen Umſtänden die Cenſur noch immer der illuſoriſchen Zwanzig-Bogen-Freiheit vorzuziehen iſt.

S. 73. „Civilteufel,“ „literariſches Kriegsgeſetz.“ Durch Erlaß des Kriegsminiſters von Boyen (d. d. Berlin 11. Mai 1842) die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit der Officiere betreffend, iſt den militäriſchen Schriftſtellern der ſchädliche Genuß der Cenſurfreiheit von Werken über 20 Bogen auf's Beſtimmteſte unterſagt worden. —

III. Die neueſten Abenteuer des Freiherrn v. Münchhauſen.

S. 86. Man hat in dem Profeſſor von Salamanka die Schilderung eines bekannten und beliebten Profeſſors der Philoſophie in Königsberg finden wollen, welcher am Krönungsfeſte der preußiſchen Monarchie (18. Januar) in der deutſchen Geſellſchaft eine öffentliche Vorleſung: „Ueber den Begriff der politiſchen Partei“, gehalten und dieſe Vorleſung drucken ließ. Obgleich mir daher dieſe Schilderung als eine „Perſönlichkeit“, wie man ſie nannte, von den zahlreichen Freunden des Profeſſors ſehr verübelt und von meinen Feinden als willkommner Angriffsvorwand gegen mich benutzt wurde, ja, obgleich ich ſelbſt die liebenswürdige Humanität jenes Mannes anerkennen muß, ſo nehme ich dennoch keinen Anſtand, hier zu erklären, daß, wenn der Profeſſor wirklich in meiner Schilderung zu finden, er auch mit derſelben gemeint ſei, ſo wie jeder deutſche Profeſſor, auf welchen dieſelbe ganz oder theilweiſe anwendbar gefunden werden ſollte. — In einer Zeit, in welcher die brutale

Gewalt auf's Entschiedenste sich gegen die Berechtigung des Geistes erklärt hat, ist es nicht genug, liberal gesinnt zu sein, man muß auch den Muth haben, diese Gesinnung unumwunden auszusprechen und für sie ehrlich und offen in die Schranken zu treten, sowohl parceque als quoique. — Vor allem dürfen wir dieses von Männern fordern, welchen die geistige und sittliche Pflege (und ist das nicht zugleich die politische?) der deutschen Jugend anvertraut ist, und die als Priester der Wissenschaft um so unverhohlener ihre Indignation über die Eingriffe der Polizei in's Gebiet der Intelligenz aussprechen sollten! — Besser ist jedenfalls gänzliches Schweigen, als jenes behagliche, geistreiche und doch so pedantische Kokettiren mit der Exegese liberaler Phänomene, welche dem doctrinärsten juste milieu, ja sogar dem entschiedenen Servilismus die willkommenste Gelegenheit bietet auf eine harmlose Weise auch liberal zu thun, ganz abgesehen davon, daß es nicht würdig ist, für das indifferente Philisterium gewissermaßen den Dolmetschen zu machen, welcher die einzelnen Erscheinungen aus dem heißen Kampfe der Gegenwart zu männiglichem Nutzen und Vergnügen erklärt, anstatt selbst die Waffe in die Hand zu nehmen und dreinzuschlagen. Freilich nennt man das ein „über allen Parteien Stehen!"

Anerkennend muß ich's hier zugleich mittheilen, daß derselbe Königsberger Professor, den man meiner Schilderung unterlegen wollte, kurz nachdem diese Vorlesung gehalten, am Kantsfeste (welches jährlich am Geburtstage des gefeierten Philosophen begangen wird) einen braven, kräftigen Toast ausbrachte, in Gegenwart vieler hochgestellten Prälaten von der Kirche des heiligen Status quo. — Sehr lieb wäre

es mir, wenn meine Leser recht bald keinen deutschen Professor mehr auftreiben könnten, auf den meine Schilderung anwendbar wäre.

Für den literarisch gebildeten Leser ist es kaum wohl noch nöthig zu bemerken, daß das Verhältniß des Professors zum Freiherrn von Münchhausen durchaus nur den dichterischen Anknüpfungspunkt bildet, so wie, daß nicht jeder gebrauchte Ausdruck im strengsten Wortsinne für die Wirklichkeit aufzufassen ist.

S. 88. „Das politische Glaubensbekenntniß eines spanischen Granden." Mißdeutungen, welche diese Stelle in Königsberg erfahren, veranlassen mich, hier zu erklären, daß mir das politische Glaubensbekenntniß des Freiherrn von Harthausen vorschwebte. Vergl. Rosenkranz Königsberger Skizzen. Vorrede.

S. 104. „Die That der Gerechtigkeit, die mich erlöste" u. s. w. Dr. Jacoby ersuchte den Königsberger Criminalsenat um Abschrift des ausführlich motivirten Urtheils, durch welches die zweite Instanz des Kammergerichts ihn freigesprochen. Der Criminalsenat erkannte ihm einstimmig auch eine solche Abschrift zu. Durch Intervention des Oberpräsidenten jedoch wurde das besagte Collegium gezwungen (!!!!) sein Votum wieder zurückzunehmen, da Se. Excellenz der Herr Justizminister erst um seine Meinung angefragt werden müsse. Bekannt ist es, daß Se. Excellenz, ohne Rücksicht auf die Entscheidung des Königsberger Criminalsenats, sich vermittelst dagegen erklärte, daß dem Freigesprochenen die Urtheilsabschrift in extenso mitgetheilt werde. Freilich hätte dieses Actenstück, in welchem die zweite Instanz des Kammergerichts das Urtel der ersten mit scharfer Kritik beleuchtet, ein für Preußen verbotenes Buch abgeben können. — Andre wunderbare Umstände,

welche dies, die Stellung der preußischen Gerichtshöfe so prägnant bezeichnende Factum begleiteten, wird Dr. Jacoby, der sich über dies Verfahren mit einer Beschwerde gegen den Minister an den König gewandt, wohl in Zukunft selbst veröffentlichen. —

S. 107. „Colloquium . . . . Gewissensinquisition." — So wurde dem Divisionsprediger Dr. Rupp in Königsberg vom Ministerium Eichhorn befohlen, in einem Colloquium mit dem Königsberger Generalsuperintendenten sich über seine bekannte Schrift: („Ueber den christlichen Staat") zu rechtfertigen.

S. 107. Daß die Erzählung vom Assessor ohne Gehalt auf einem wahren Factum beruht, dürfte wohl allgemein bekannt sein.

S. 109. „Bürgerlich farbige Eintrittskarte." Die Eintrittskarten für die zum Hofmackenfeste eingeladenen Bürger hatten eine besondere Farbe, welche zugleich den Saal bezeichnete, den zu betreten ihnen erlaubt war. Die Karten für Einen hohen Adel waren weiß und berechtigten zum Eintritt in den weißen Saal, allwo allein, wie die Saze amtsgeheim lautet, warm soupirt wurde. — Bei dem am verwichenen Pfingsten auf dem Schloße zu Marienburg stattgefundenen Musikfeste, welches Se. Majestät mit Allerhöchst Ihrem Besuche beglücken, war der Hof durch eine quer durch den Saal gezogene Schnur von dem übrigen Publikum getrennt. —

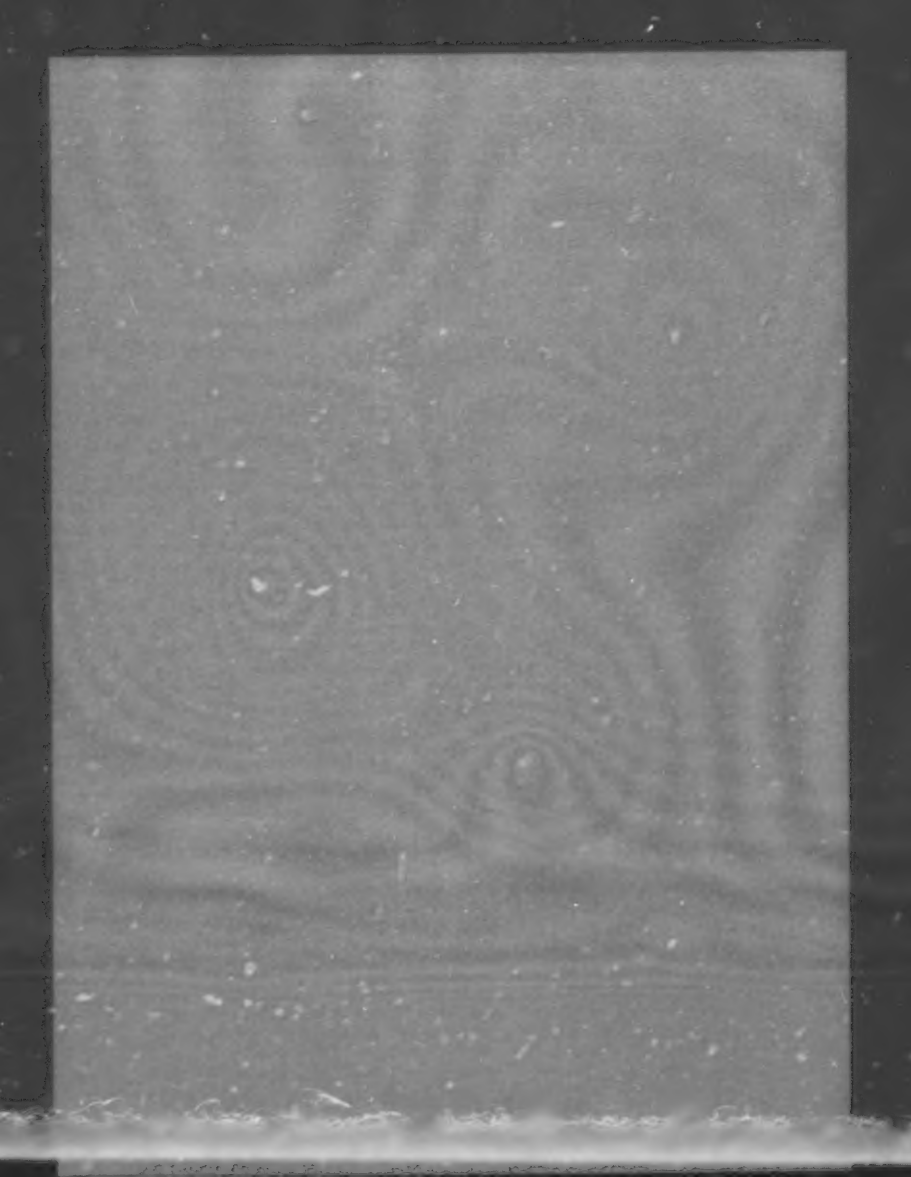
IV. Zur Leichenfeier ꝛc.

S. 115. „Das erste Jahrtausend des **deutschen Reichs.**" Freilich wurde das deutsche Reich schon im Jahre 1806 aus dem Dienste entlassen, und lebt seit der Zeit als pensionirtes deutsches Reich in Frankfurt a. M. Allein um ein Jubiläum begehen zu

können, verzeiht man einem deutſchen Schriftſteller auch gern einen Anachronismus.

S. 129 f. „Welchen in unſrer kleinen Zeit der Geiſt des klaſſiſchen Alterthums“ ꝛc. Bei der Schilderung der deutſchen Philologen ſchwebte mir ein hochberühmter Profeſſor der Philologie aus Königsberg vor; ein geſinnungstüchtiger Ehrenmann, der es wahrlich nicht verdient hat, daß ihm zu ſeinem Profeſſortitel noch der eines königl. preußiſchen geheimen Rathes angeheftet wurde.

S. 136. „M. H. Allgemeine Reichsſtände ꝛc.“ Dieſe Rede eines preußiſchen Provinzialſtandes, der auch den Grafentitel mit Mirabeau gemein hat, iſt buchſtäblich wahr. Zur Belohnung für ſolche glänzende Rhetorik iſt der Sprecher vor Kurzem zum Oberregierungsrathe avancirt.



Der Humor

auf der

Bank der Angeklagten

oder

meine vor dem Criminalſenate des Oberlandesgerichts zu Königsberg geführte Vertheidigung

gegen

die Anklage auf Majeſtätsbeleidigung, frechen, unehrerbietigen Tadel, und Verſpottung der Landesgeſetze wie Anordnungen im Staate.

Von

Ludwig Walesrode.

Verbis offendi, morbi signum est.
Cicero.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.
1811.

Was die Kritik bisher weder durch Lob noch durch Tadel zu bewirken vermochte, nämlich die Bescheidenheit eines deutschen Schriftstellers aus der Fassung zu bringen, das gelingt heut zu Tage der fiscalischen Denunciation, die ein anspruchsloses, dem Interesse des Tages hingegebenes Büchlein der pomphaftesten Verbrechen anklagt, welche unsre Criminalgesetzgebung kennt, der Verbrechen gegen die Majestät des Königs, gegen die Ruhe des Staats, gegen Gesetz, Ordnung, Religion; kurz des Attentats gegen Alles, was in einem absoluten

Staate für absolut, mithin für sacrosanct oder unverletzlich gilt. — Deutsche Schriftsteller, welche die kleinen und großen Leiden des Lebens nur in der gewöhnlichen Alltagsprosa kennen lernen, sind wenig darauf vorbereitet und daher sehr beschämt, wenn das Fatum selbst auf hohem Kothurn, gebückt über die Schwelle ihrer niedrigen Mansarde tritt, um ihnen mit tragischem Pathos den Beschluß der Götter mitzutheilen.

So geht es mir mit meinem schwer incriminirten Buche. — Mein Buch wurde von der Kritik gelobt und getadelt. Das erste konnte mich eben so wenig eitel machen als das letztere mich kränken. Denn zu dem Bewußtsein das Lob nicht verdient zu haben, gesellte sich die Ueberzeugung, daß diese

kritische Anpreisung eher dazu führen dürfte, das Publikum um so unnachsichtiger gegen die vielen Mängel meiner Schrift zu stimmen; der Tadel aber machte mich selbst auf einiges Gute aufmerksam, das in meinem Buche enthalten, und erfüllte mich mit dem Vertrauen, daß dieses wenige Gute auch meinen Lesern nicht entgehen würde. — Verlegen und beschämt stehe ich jetzt aber der gewichtigen Anklage gegenüber, die auf den Inhalt meiner Schrift gegründet worden.

Ich hab' es nicht geglaubt, daß in meinem kleinen Buche ein so großes Verbrechen stecke, und ich sträube mich noch immer es zu glauben, daß meine Schrift bedeutend genug sei, um den Ankläger zu so großartigen Mißverständnissen und Mißgriffen zu

verführen. Ich habe mein Buch in die Welt geschickt, ausgerüstet mit Humor und Satire, soweit mein Vermögen hinreichte, daß es sich zu den andern Schriften seines Gleichen geselle, welche die Thorheiten und die Schwächen der Zeit aufscheuchen sollen, mit Blumen- oder mit Nesselgeißeln. Die Anklage aber sieht in diesen Blumen und Nesseln nur Dolche und Höllenmaschinen, und mein literarisches Kind wird in Ketten geschlagen, vor die Schranken eines Criminalgerichts gestellt, als großer Staatsverbrecher gegen Gewalten, welche ich von meiner Feder gar nicht für erreichbar hielt. —

Wahrlich, nur die zu sehr in die Augen springende Schwäche, mit welcher mein Ankläger seine emphatische Beschuldigung selbst

parodirt und dem Nimbus der Anklage einen Theil seines Glanzes genommen hat, kann dem Bewußtsein von den bescheidenen Eigenschaften meines Buchs den Sieg erleichtern über die durch die Wichtigkeit der Incrimination geschmeichelte Eigenliebe, von der nun einmal kein Autor ganz frei ist. Ich habe den tarpejischen Felsen der Anklage nicht zu fürchten, und glaube darum auch nicht an das Capitol in dessen Nähe.

Schlimmer jedoch als ein unverdientes Lob der Kritik, dürfte der kurze Scheintriumph, mit welchem mich die gewichtige Anklage überrascht hat, auf das öffentliche Urtheil über mein vielleicht schon lange vergessenes Buch einwirken. Aufs Neue und im höhern Grade, als bei ihrem Erscheinen, ist jetzt,

durch die eingeleitete Criminaluntersuchung, die Aufmerksamkeit des Publikums auf meine Schrift hingelenkt worden. Die Anklage verspricht den Lesern darin etwas ganz Außerordentliches, und läßt mich mehr als je die schonungslose Kritik fürchten, mit welcher gewaltsam provocirte Erwartungen ihre Enttäuschung zu rächen pflegen; — es müßte denn sein, daß der Prozeß die Aufmerksamkeit des Publikums weniger dem Angeklagten als dem Ankläger zugewandt haben sollte, in welchem Falle auch die aufgeregteste Erwartung befriedigt werden müßte, denn, auf ihre Weise, leistet die Anklage — Außerordentliches.

Mein Ankläger findet mein Buch verwerflich, destructiv, subversiv, wie die

moderne hiſtoriſche Rechtgläubigkeit ſich auszudrücken pflegt; der Styl mißfällt ihm, die dreiſte Ironie, die Bilder, die Vergleiche, die Anſpielungen, und Gott mag wiſſen, was noch Alles. Nun, ich rufe meinem Gegner des ehrlichen Freidanks Worte zu:

„Ich mißfalle manchem Mann,
Der mir auch nicht wohlgefallen kann.“ *)

Gewiß, mein Ankläger und ſeine ganze Richtung gefällt mir eben ſo wenig als ich ihm. Warum aber verfährt mein Ankläger nicht ſo gegen mich, wie ich gegen ihn und ſeine Partei verfahre? — Warum bekämpft er mich nicht auf literariſchem Gebiete? — Ich ſchreibe „Unterthänige Reden,“ die ihm

*) Ich missevalle manegem man,
der mir ouch niht wol gevallen kan.
Vridankes Bescheidenheit.

mißfallen müſſen, warum ſchreibt er nicht „Obrigkeitliche Reden," die mir mißfallen müſſen? — Warum ſetzt er nicht Humor gegen Humor und Satire gegen Satire? — Oder, wenn er nicht Schriftſteller genug iſt, um ein ganzes Buch zu ſchreiben, ſo iſt er doch wohl Recenſent genug, um eine Kritik zu verfaſſen. Warum macht er nicht in allen ihm zu Gebote ſtehenden Zeitungs- und Journalorganen meine Schrift lächerlich? Warum warnt er nicht das einige deutſche Vaterland vor der Verwerflichkeit meiner politiſchen Grundſätze und Anſichten und meinetwegen auch vor meinem ſchlechten Style? Oder fühlt er weder innern noch äußern Beruf in ſich zu ſolcher Schriftſtellerei, warum weidet er ſich nicht mit

besonderer Genugthuung an denjenigen Recensionen, welche sich nichts weniger als günstig über mein Buch aussprechen? — Aber, wird man mir hier vielleicht einwenden, ist dein Standpunkt gegen deinen Ankläger oder vielmehr der Standpunkt, den du ihm dir gegenüber gibst, auch der richtige? — denn, nicht deiner — oder, um wieder in der ersten Person zu sprechen — nicht meiner Gesinnungen wegen, so verwerflich die ihm auch erscheinen müssen, hat er mich vor Gericht gezogen, sondern geradezu wegen der schweren literarischen Verbrechen, die der Titel der Anklage mit halspeinlicher Feierlichkeit angiebt. — Der Titel der Anklage ist wie mancher hochtrabende Bücher-

Titel — er verſpricht viel und hält wenig oder Nichts.

Wenns bei Preß- oder überhaupt bei Tendenzprozeſſen noch nöthig wäre hinzuweiſen auf das Becherſpiel der Anklagedialektik, die, unter der Hand, ohne Hexerei, durch bloße Geſchwindigkeit, mißliebige Geſinnungen in ſtrafwürdige Thatſachen verwandelt, ſo wird der Gang dieſer Vertheidigung es noch beſonders darthun, daß mein Ankläger ſich der einzelnen, incriminirten Sätze meiner Schrift nur als juriſtiſcher Handhabe, als optiſcher Täuſchungsmittel bedient, um meiner Geſinnung auf fiscaliſchem Wege beikommen zu können; kurz, daß der anſcheinende Staatsanwalt weiter Nichts iſt, als mein äſthetiſch-politiſcher Gegner, für

den mein Buch nun einmal eine unausſteh-liche Galgenphyſiognomie hat, und der deshalb den Verfaſſer, wenn auch nicht gerade an den Galgen, doch einigermaßen in deſſen Nähe wünſcht.

Mag mein Ankläger eine ſolche radicale Verfolgungsſucht gegen einen Andersgeſinnten vor ſeinem chriſtlich-germaniſchen Gewiſſen vertreten; ich will ſie gern auf Rechnung einer Parteileidenſchaft ſchreiben, die freilich von der Seite, auf welcher mein Gegner ſteht, perhorrescirt zu werden pflegt.

Wie aber vereinbart er's mit ſeinem loyalen Unterthanengewiſſen, daß er einem ehrenwerthen Richtercollegium die Zumuthung macht, ſeinen Parteizwecken zu dienen, indem er an die politiſchen Geſinnungen meiner Richter

appellirt, statt an ihre Gerechtigkeit? — daß er die Justiz in den Kampf der Tendenzen herabzieht? Daß er den Staat selbst und den höchsten Repräsentanten desselben zu Dienern seiner Partei macht, indem er seine Gesinnungen mit dem Staat und dessen absolutem Herrscher identificirt? — Hat denn der Staat eine Gesinnung? — Ist der Staat nicht vielmehr der Raum, in welchem jede Gesinnung frei berechtigt sein muß, oder keine? — Ist ein absoluter Herrscher nicht auch darin absolut, daß er sich keiner Gesinnungspartei seiner Unterthanen zu verpflichten genöthigt fühlt? Giebts in unserm Staate, ohne herrschende Kirche etwa eine herrschende Gesinnung? —

Wahrlich, wer sich von unserer Partei

das traurige Geschäft der Anklage zum Berufe machen wollte, der dürfte, mit viel weniger Aufwand an sophistischer Dialektik, gerade die Literatur unserer Gegner aller der Verbrechen anklagen, wegen welcher ich und mein Buch vor die Schranken eines Criminalgerichts gestellt worden sind. Im Geiste unserer Gesetzgebung muß es Majestätsbeleidigung sein, den absoluten König in den Kampf der Parteien gewaltsam herab zu ziehen, ihn zum Parteichef zu machen, und ihn der Culturgeschichte gegenüber einer Verantwortlichkeit auszusetzen, über welche gerade nach den Doctrinen der historischen Schule, der Thron erhaben sein mußte. Denn, wenn auch ein absoluter König das historische Recht haben mag, allen seinen

Ueberzeugungen und Idealen, ja sogar seinen Launen eine concrete Existenz zu schaffen und zu sichern, so kann er doch nicht — er müßte denn mehr als Dalai Lama, er müßte Gott selbst sein wollen — gebieten, daß jede Ueberzeugung, jede Idee, die nicht die seinige ist, eine verwerfliche, strafwürdige sein soll. Kein König, weder ein christlicher noch ein heidnischer, hat wohl je einen solchen gotteslästerlichen Unsinn geradezu auszusprechen gewagt. Nur die Literatur der Stillstandsterroristen machte stets die Namen der Könige zu ihrem Parteischiboleth, zu dem *„in hoc signo vinces“* ihrer Feldzeichen, und so proclamirte sie von jeher ihre eignen traurigen Siege als Siege der Könige; — aber sie verschwieg es wohlweislich, daß sie auch

ihre eignen Niederlagen zu Niederlagen der Könige machte!

Es iſt frecher, unehrerbietiger Tadel und Verſpottung der Landesgeſetze, und Einrichtungen im Staate, wenn, wie's in ſo vielen Schriften unſerer Reaction geſchehen iſt und geſchieht, die freiern Geſetze und Inſtitutionen der Rheinprovinz auf's hämiſchſte kritiſirt und verdächtigt werden; wenn inländiſche Univerſitäten, die doch gewiß zu den vorzüglichſten Anſtalten des Staates gehören, als gottlos, atheiſtiſch und revolutionär bezeichnet werden, ſobald ſie ſich zur wiſſenſchaftlichen Selbſtſtändigkeit erheben und die Intelligenz von allen drückenden, äußern Einflüſſen emancipiren wollen; wenn Staatsdiener, die in ihrem Berufe handeln, Juſtiz-

Männer, Prediger, Regierungsbeamte, Professoren, Schulmänner mit dem härtesten Tadel, mit Spott und Verdächtigungen durch die Presse verfolgt werden, sobald sie frei und männlich einem andern Prinzipe als dem der Reaction das Wort reden. Müssen nicht alle diese Verfolgungen und Verdächtigungen gegen Gesetze, Institutionen wie Beamte des Staats, offenbar die ruhigen Bürger zum Mißvergnügen aufreizen? —

Man sieht, wir könnten durch die Schablonen unserer Gegner auch recht gut den Teufel an die Wand malen; allein wir thun es nicht — weil wir nicht an den Teufel glauben.

Es ist sehr leicht ein Buch anzuklagen. Man braucht, wie mir das zu den Acten

gegebene Exemplar meiner „Unterthänigen Reden" zeigt, weiter Nichts dazu als einen Roth- oder Bleistift zum Anstreichen; die weitere Ausführung bleibt dem officiellen Scharfsinn der mit Anhängigmachung der Denunciation von höherer Stelle beauftragten Verwaltungsbeamten überlassen. Allein es ist sehr schwer, ja, zur Ehre der preußischen Justiz wollen wir es hoffen, es ist gegenwärtig unmöglich ein Richtercollegium bei uns zu finden, das der leichten Oberflächlichkeit der Anklage durch ein eben so leicht und oberflächlich gefälltes Urtheil zu entsprechen im Stande wäre. Geht ja doch aus der Natur oder richtiger aus der Unnatur unsrer sich häufenden Preß- und Tendenzprozesse belehrend genug hervor, daß

selbst der redlichste Richter, der nach seinem besten Wissen und Gewissen sein Urtheil abgegeben, vor der unausweichlichen Kritik der öffentlichen Meinung einen schweren Stand hat, wie viel mehr der gewissenlose Richter? — Denn mit Recht darf die öffentliche Kritik zu einem Richter, dessen Urtheil sie als ein ungerechtes umstoßen muß, sagen: „Dein bestes Wissen war ein sehr beschränktes Wissen; wer aber die Gedanken seiner Nebenmenschen richten will, der soll sich erst selbst richten und prüfen, ob er geistige wie moralische Freiheit und Fähigkeit genug in sich fühle, um seine richterliche Competenz nicht bloß vor sich, sondern auch vor der Welt behaupten zu können; der soll sich nicht eher vor seinem Gewissen gerechtfertigt fühlen,

als bis er seinem Wissen das Zeugniß der richterlichen Reife auszustellen vermag."

Freilich ist's eine fast übermenschliche Aufgabe, wie das beste richterliche Wissen und Gewissen sich bei Preßprozessen frei erhalten soll von aller Parteileidenschaft, von allen Sympathien wie Antipathien, von allen Stimmungen und Launen des Tages; es ist fast übermenschlich, daß der Richter außerhalb der politischen wie socialen Tagesinteressen, welche den Inhalt einer inculpirten Schrift bilden, stehe, daß er ganz den Menschen und Staatsbürger aufgeben soll, um nicht zugleich Kläger, Zeuge, Partei und Richter in einer Person zu sein, um nicht mit seinem ausgesprochenen „Schuldig!" seine eignen, verletzten Ansichten

und Gesinnungen zu rächen, oder mit dem „Nichtschuldig!“ als Gesinnungsgenosse auf die Seite des Angeklagten zu treten! Es ist fast übermenschlich! Allein der Richter, der über die Schuld oder Unschuld einer geistigen That entscheidet, hat auch fast Uebermenschliches übernommen! — Mag er nun den Archimedespunkt suchen und finden, auf welchen er ganz frei, erhaben über die Parteikämpfe seiner Gegenwart, über das Geschick seiner eigenen politischen Principien, Ideale und Wünsche, ganz als Richter dastehen kann, um zu richten zwischen einem politischen Ankläger und einem politisch Angeklagten! —

Es ist fast übermenschlich — und darum können wir uns nicht wundern, daß

selbst die preußische Rechtspflege, welche so oft und mit so vielem Stolze auf die in ihre Dogmengeschichte aufgenommenen Traditionen und Legenden von unerschütterlicher Unparteilichkeit, Unabhängigkeit und tiefer juristischer Gründlichkeit hingewiesen, sich dann und wann bei vorkommenden Tendenz- und Preßprozessen sehr menschlich gezeigt hat. Mindestens haben wir durch die Criminal-Untersuchung gegen den Verfasser der „Vier Fragen" aktenmäßige Beweise in Händen, wie bei einem literarisch politischen Prozeß ein ehrenwerthes Königliches Preußisches Richter-Collegium dem Eclat eines offenbar ungerechten Urtheils nur dadurch entgehen konnte, daß es nicht in der zweiten, sondern in der ersten Instanz zu entscheiden hatte.

Dr. Johann Jacoby wurde wegen seiner bekannten Flugschrift nicht bloß derselben Verbrechen beschuldigt, wegen welcher jetzt mein Buch angeklagt ist, sondern auch noch des Hochverraths. Der Criminalsenat des Kammergerichts erklärt ihn in erster Instanz aller der seinem Buche zur Last gelegten Verbrechen, mit Ausnahme des Hochverraths, für schuldig und verurtheilte ihn zu 2½ jähriger Festungsstrafe und zum Verluste der Nationalkokarde. Dr. Jacoby appellirte an die zweite Instanz, und wurde von dieser, als der ihm zur Last gelegten Verbrechen nicht schuldig völlig frei gesprochen.

Man wende mir hier nicht ein, daß es nichts Ungewöhnliches sei, ein Urtheil erster

Instanz durch die zweite umgestoßen zu sehen, da ja diese eigentlich dazu da ist, die höhere juristische Kritik über die Entscheidungsgründe der ersten Instanz durch ihr eigenes besser motivirtes Urtheil zu liefern; denn der vorerwähnte Preßprozeß war in seinen, von den Richtern zu würdigenden Thatsachen keineswegs so schwieriger Natur, um zwei so himmelweit von einander abweichende Urtheile auch nur einigermaßen erklärlich zu machen. — Der Gegenstand des Verbrechens, wie das Verbrechen selbst, lag den Richtern klar und plan vor in einer der Oeffentlichkeit offen hingegebenen Brochüre! Der Verfasser hatte seine literarische That freiwillig eingestanden! — Es waren keine andere Zeugen zu vernehmen, als die im Buche selbst

ausgesprochenen Gedanken, Zeugen, welche für die Richter beider Instanzen dieselbe Sprache redeten, welche in unveränderten klaren Worten stets bei ihrer Aussage beharrten. Es kamen zur zweiten Instanz keine aufklärenden Nova, keine neueren juristischen Momente hinzu; der Ober-Appellationssenat des Kammergerichts übernahm aus den Händen des Crimialsenats den Jacoby'schen Proceß in unveränderter Gestalt. Und doch müssen wir fragen, und doch bei einem so einfachen Prozesse diese grell contrastirenden Widersprüche zweier so hochgestellten Gerichtshöfe des preußischen Staats? Und doch wird auf der einen Seite aufs Ausführlichste das „Schuldig!" motivirt, das vor den schlagenden Motiven des höhern Gerichtshofes in

Nichts zerfällt? — Geſetzt nun, daß dieſelben Richter, welche in der erſten Inſtanz den Verfaſſer der „Vier Fragen" verurtheilten, zufällig in der zweiten Inſtanz über ihn zu Gerichte geſeſſen hätten, wäre der Angeklagte, deſſen Unſchuld jetzt erwieſen iſt, nicht wirklich für ſchuldig erklärt, und das Opfer einer Ungerechtigkeit geworden, die wir nicht bloß in ihrer letzten Conſequenz — Juſtizmord nennen dürfen*)? Und, angenommen, daß der Criminalſenat ſein Urtheil nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen geſprochen, wäre deßhalb ein Unſchuldiger an

*) „Auch die geringſte Strafe ungerecht einem Unſchuldigen zugefügt, iſt ein Juſtizmord."
Preußens Rechtsverfaſſung ꝛc. von C. F. Koch
Breslau bei Georg Philipp Aderholz, 1844
S. 304.

seiner Freiheit, an seiner bürgerlichen Ehre weniger gekränkt worden? — Diese merkwürdige Thatsache ist bereits von der öffentlichen Meinung gerichtet und es ist nur zu bedauern, daß der Herr Justizminister, aus schonender Rücksicht für den in dem Spruche der zweiten Instanz scharf kritisirten Criminalsenat des Kammergerichts, das Gesuch des Freigesprochenen um Mittheilung jenes ausführlich motivirten Urtheils abgewiesen. Denn nicht bloß verliert die Oeffentlichkeit dadurch ein Aktenstück, in welchem neben der unabhängigen Gerechtigkeitspflege eines preußischen Gerichtshofes in einem politischen Rechtsfalle, zugleich die Leichtigkeit juristischer Verirrungen bei Tendenzprozessen anschaulich geschildert ist; sondern jeder wegen

literariſcher Verbrechen Angeklagte verliert dadurch ein bedeutendes momentum defensionis, ſo wie ſeine Richter einen Geſichtspunkt, der nicht weniges zu ihrer Orientirung beitragen müßte.

Ich habe, um darzuthun, wie ſehr ſchwer es bei literariſch politiſchen Prozeſſen hält, daß der Richter ſeine eigenſte innerſte Beziehung zu einer inculpirten Schrift aufgebe; wie ſchwer, daß er aus einer politiſchen Geſinnung nicht ein politiſches Verbrechen mache, dieſes eine eclatante Beiſpiel angeführt, das in der neueſten Zeit die Blicke von ganz Deutſchland auf die preußiſche Rechtspflege hingezogen. Ich könnte es indeß mit noch mehr Beiſpielen belegen, wie jeder politiſch Angeklagte Urſache habe, in

seinem Richter auch seinen Gegner zu fürchten, wenn diese Behauptung noch weiter bewiesen zu werden brauchte, wenn nicht das Wesen des politischen Prozesses, wie ichs oben schon gezeigt, die Gerechtigkeit selbst in einen Conflikt mit ihren eigenen Vertretern brächte, aus welchem sie nicht immer siegreich hervorgeht.

Allein, nehmen wir ein Collegium von Richtern an, die mit catonischer Strenge jede Individualität, jede Gefühlspersönlichkeit in sich getödtet haben, welche in sich die abstrakte, juristische Gerechtigkeit selbst repräsentiren, wie sollen diese den Maßstab finden für die absolute Schuld oder Unschuld einer literarischen That, welche nur relativ, nur

im fiscalischen Sinne sich als Verbrechen constatiren läßt?

Der fiscalische Begriff des literarischen Verbrechens wechselt nach allen Phasen, in welche die politische Laune des maßgebenden Princips tritt; nach dem Grade des Eindrucks, welchen die bewegliche mehr oder minder nachdrückliche öffentliche Meinung auf den status quo auszuüben im Stande ist. Von Constellationen am politischen Himmel, von halbofficiellen politischen Ahnungen, von Sonnenschein oder Regen, von einer unverbürgten Anekdote und dergleichen mehr hängt es ab, ob ein Buch, das gestern der Staatsgewalt gegenüber eine unbeachtete Maus war, heute als incriminirter literarischer Elephant dafür gerichtet werden soll,

daß er die Reisfelder der loyalen Gesinnung muthwillig verwüstet!

Das fiscalisch denuncirte Preßvergehen fordert eine ganz absonderliche Gerechtigkeit für den Bedarf des politischen Tages. Wie der fiscalische Begriff des Preßvergehens, so soll auch das richterliche Urtheil darüber nach allen Himmelsgegenden der Windrose oscilliren. Die buntscheckigen Inconsequenzen auf dem Gebiete der literarischen Criminalrechtspflege, geben uns das anschaulichste Bild von der Verzweiflung der Gesetzgebung, mit fester Hand die Gränze zu ziehen zwischen dem literarisch Verpönten und dem literarisch Erlaubten. Wir wollen nicht darauf hinweisen, wie himmelweit der französische, vorzüglich aber selbst der loyalste englische

Justizbegriff der Preßberechtigung von dem deutschen abweicht; wir wollen nicht noch näher darthun, wie eine einzige Nummer des Charivari oder des Punch nach deutschen Criminalansichten, so viele Specimina von Majestätsbeleidigung und Hochverrath enthalten müsse, daß eine Mainzer Commission sich wenigstens auf 20 Jahre für permanent zu erklären hätte, um die Untersuchung darüber mit einiger Gründlichkeit führen zu können. Wir wollen nicht anführen, daß trotz der vielen Preßprozesse, welche in der neuesten Zeit in Frankreich vorgekommen, dennoch Louis Blanc in seiner „Geschichte der letzten zehn Jahre," ohne die geringste Gefahr für seine und seines Buches Existenz, eine Charakteristik Sr. Majestät des Königs

der Franzosen, Louis Philipps, mit so schonungsloser Härte liefern konnte, wie kein deutscher Historiker die Charakteristik eines vor vielen Jahrhunderten verstorbenen Pfalzgrafen schreiben möchte, aus angeborenem teutonischen Rücksichtsgefühl auf etwa noch lebende Descendenten oder — aus sonstiger Besorgniß; — ich will dieses Alles nicht anführen, denn man würde mir darauf erwidern, was schon oft bei dergleichen Parallelen gesagt worden ist: „Frankreich ist Frankreich, und England ist England; aber Deutschland ist Deutschland!“ — wogegen sich geographisch auch nicht das Mindeste einwenden läßt.

Bleiben wir daher bei Deutschland, um uns zu überzeugen, wie trotz des unverkenn-

baren Strebens unſerer Regierungen nach deutſcher Einheit, auch hinſichtlich der Strafgeſetze für oder gegen die Preſſe, gerade dieſe in ihrer nicht zu überwältigenden Elaſticität, jeder Anſtrengung, ſie unter einen Hut einer gemeinſchaftlich getroffenen Maßregel zu bringen, ſpottet; wie ſie gerade das epigrammatiſche Bild der buntlappigſten Zerriſſenheit liefert; wie ſie lehrreich darthut, daß die Einheit nur in der Freiheit möglich iſt.

Die Zerfahrenheit, die Begriffsanarchie der deutſchen Cenſur, welche als Prohibitivpolizei gegen Preßvergehen gerade im Beſitze einer geſetzlichen Norm für Preßbefugniſſe ſein müßte, zeigt auch ſchon mehr als hinlänglich, daß bisher keine Nymphe Egeria

einem deutſchen Numa das Geheimniß von den criminellen Grenzen geiſtiger Thätigkeit anvertraut habe. Die Einſetzung des Berliner Obercenſur-Collegiums war eine Nothwendigkeit, um wenigſtens für Preußen einige Ordnung in dieſe Anarchie zu bringen.

Die geharniſchten, das gemeinſame Vaterland betreffenden Worte, welche jüngſt in der zweiten badiſchen Kammer die Oppoſitions-Deputirten v. Ihſtein, Welker, Baſſermann, Mathy, Hecker, Sander u. A., wir ſagen nicht — unerſchrocken geſprochen, denn im Dienſte der Wahrheit iſt Unerſchrockenheit keine Tugend, ſondern geſprochen, wie Männer und Bürger ſprechen müſſen, dieſe Worte ſind nicht nur in den Protokollen des badiſchen Landtags unverkürzt

abgedruckt, ſondern auch in den badiſchen Zeitungen unter badiſcher Cenſur veröffentlicht worden. Baieriſche Zeitungen haben dieſelben ſo gut wie gar nicht wiedergeben dürfen; preußiſche Zeitungen brachten Auszüge nach denjenigen Modifikationen, welche von den ſubjectiven Anſichten der diverſen Localcenſoren geboten waren. Ein preußiſcher Schriftſteller, der ſolche Aeußerungen, wie ſie in der zweiten badiſchen Kammer vorgekommen, auf ſeine eigene Verantwortlichkeit geſchrieben und außerhalb unſerer Cenſurgrenzen veröffentlicht hätte, würde (ich nehme die gegen mich anhängig gemachte Unterſuchung zum Maßſtabe), politiſcher Preßvergehen angeklagt, und je nach der Beſchaffenheit ſeines Forums oder der Geſtaltung ſonſtiger Verhältniſſe,

von einigen Gerichtshöfen völlig frei gesprochen, von andern zu sechsmonatlicher, von andern zu einjähriger, von andern zu zweidritthalbjähriger ꝛc. Festungsstrafe verurtheilt worden sein, und zwar wie es in sämmtlichen Urtheilen mit Entscheidungsgründen motivirt worden wäre — „von Rechtswegen."

Bettina schreibt unter den speciellen Auspicien des Königs von Preußen ihr „dieses Buch gehört dem König," das mit dem unbedenklichsten Imprimatur, welches je ein Berliner Censor ertheilt, in Berlin gedruckt wird. In Baiern wird dasselbe confiscirt, d. h. auch incriminirt, wenn man der Verfasserin habhaft geworden wäre. Nach Aufhebung der Confiscation kommt das in München polizeilich inhaftirt gewesene Exem-

plar mit officiellen Strichen am Rande zurück, die mich ſtark an die Striche erinnern, mit welchen mein incriminirtes Buch von Berlin aus an den hieſigen Criminalſenat geſchickt worden. — Zur Zeit der Cölner Wirren erſchien der Athanaſius von Görres in Baiern. Es wurde in Preußen aufs ſtrengſte verboten, und ſicherlich wäre auf den Verfaſſer, der ſich des Schutzes der baieriſchen Regierung im hohen Grade zu erfreuen hatte, gefahndet worden, falls er auf preußiſchem Gebiete ſich je hätte betreffen laſſen. — Hätte der Berliner Scribent, welcher in der „Preußiſchen Allgemeinen Zeitung,“ „(ehemalige Staatszeitung)“ einige kritiſche Bemerkungen über das Verbot der Guſtav-Adolphs-Vereine in Baiern laut werden ließ,

dieſelben als Correſpondent aus München geſchrieben, wer weiß, ob er mit einem bloßen Schub über die Grenze, unter Gendarmerie-Escorte davon gekommen wäre. —

Dieſe haltungsloſe Widerſprüchlichkeit, hinſichtlich des officiellen Verfahrens bei politiſchen Preßereigniſſen, zeigt ſich indeß nicht bloß in dem gegenſeitigen Verhältniſſe der deutſchen Bundesregierungen unter einander, alſo eigentlich, mit Aufhebung des deutſchen Einheits-Cartels, nach Außen hin, was am Ende noch eine politiſche Erklärung, wenn auch keine politiſche Rechtfertigung finden könnte; nein, die chaotiſche Verwirrung der Maßnahme gegen Schriften und Schriftſteller offenbart ſich nicht minder, wie es aus dem Gange meiner Darſtellung zum Theil ſchon einleuchtet, im

Innern ſelbſt. — Ich werde im Laufe meiner Vertheidigung nachweiſen, wie z. B. bekannte preußiſche Schriftſteller, nicht bloß in ihren außerhalb der Cenſurgrenzen gedruckten Werken, ſondern ſelbſt unter dem Schutze eines vaterländiſchen Imprimatur ungeſtraft Dinge geſagt haben, welche viel ſtärker, mindeſtens aber eben ſo ſtark ſind, als die Anklage meine Aeußerungen finden will. Ich werde dieſe Stellen und dieſe Schriftſteller als Entlaſtungszeugen für mich anführen. Denn, gibt's eine einigermaßen haltbare Norm für den Angeklagten und ſeinen Richter in Preßproceſſen, ſo muß es die Praxis, ſo müſſen es die Antecedentien ſein, in welchen ſich documentirt, wie weit die Staatsgewalt die Befugniſſe der Preſſe ſchweigend

und duldend anerkennt. Wenigſtens iſt in ſolchen Beiſpielen jedem Schriftſteller das Maximum der gewährten Rede- und Schreibfreiheit dargeſtellt; es iſt ihm gewiſſermaßen die officielle Verſicherung gegeben, daß er ſelbſt ſich einer eben ſo großen Freiheit bedienen dürfe, ohne ſeine bürgerliche oder literariſche Exiſtenz irgend einer Gefahr auszuſetzen. — Oder ſollte die fiscaliſche Gerechtigkeit bei Preßvergehen ſich wirklich nur *ad libitum* ihre Opfer greifen? — Sollte ſie blinde Kuh ſpielen mit den literariſchen Uebelthätern und ausrufen: „Dich hab ich, ihr Andere könnt laufen!“? — Sollten wirklich die politiſchen Schriftſteller wie Inſurgenten decimirt werden, je nachdem das Fatum die Würfel fallen läßt?

Freilich der politiſche Denunciant ſcheint nicht ſelten eine ſolche frivole Idee von der Gerechtigkeit zu haben, an die er ſich wendet; der Angeklagte aber vertraut dem beſſern Genius, der über die Rechtspflege unſeres Vaterlandes wacht, und wird es nie glauben, daß an dem grünen Tiſche der Richter gewürfelt wird über das Geſchick eines Menſchen! —

Wenn ich bisher das Mißverhältniß der Criminaljuſtiz zur Literatur dargeſtellt habe, um in der Verlegenheit des Richters zugleich und noch mehr die des Schriftſtellers zu ſchildern, dem es der eigenen Sicherheit wegen ſehr darum zu thun ſein muß den literariſchen Grenzpfahl zu entdecken, der das loyale Diesſeits von dem criminellen Jenſeits ſcheidet, ſo ſchwebte mir dabei hauptſächlich die rein publiciſtiſche Literatur vor, die gemeſſene Proſa politiſcher Abhandlungen, des politiſchen Kriticismus. Ich dachte an Schriften, in welchen jeder ausgeſprochene

Satz ein ſo deutlich markirtes Gepräge trägt, daß der Richter über den Münzwerth deſſelben nicht den geringſten Zweifel hegen kann, wohl aber, wie es erwieſen iſt, die mannichfaltigſten, widerſprechendſten Anſichten darüber, ob es erlaubt oder bei ſchwerer Strafe verpönt ſei, Gedankenmünzen mit freien politiſchen Wahlſprüchen und Legenden, mit ſcharf geprägten Franklins-, Brutus- oder andern patriotiſchen Köpfen und Emblemen bei uns zu Lande in Umlauf zu ſetzen.

Was aber ſoll die Criminaljuſtiz nun gar anfangen mit den Phantaſiemünzen des Humors, deren Gehalt von keinem Königlichen Wardein abgeſchätzt werden kann, und die gerade nur ſo viel und ſo wenig werth ſind, als wofür der Empfänger ſie annimmt? —

Wie überhaupt wollen die literariſchen Aufſichtsbehörden die Ausgaben des Humors controlliren, der mit verſchwenderiſcher Sorgloſigkeit hingibt, was er nur erfaſſen kann — und der Humor erfaßt Alles — Königskronen, Narrenkappen, die leuchtenden Sterne des Firmaments, die ſchellenlauten Thorheiten des Menſchengeſchlechts, das Herz aus der eignen Bruſt, das Erhabenſte, wie das Närriſchſte — um mit dieſem bunten Reichthume der Lüge einen einzigen ihrer Sklaven, der Deſpotie ein einziges ihrer Opfer abzukaufen? — Wie ſoll ſich der geſtrenge Richter herausfinden aus dem Gewühle ſich jagender Tropen und Metaphern? Wie ſoll er mitten in den tollen Mummenſchanz des humoriſtiſchen Carnevals treten, mit dem Geſetzbuche

in der Hand, um die Maskenluſt zu richten nach den Paragraphen, die für die Proſa des Verbrechens geſchrieben worden? —

Freilich der Ankläger hat's denuncirt, daß ein ſolcher hnmoriſtiſcher Faſching nur auf demagogiſche Umtriebe abziele, daß in jedem ſchwarzen Domino ein Ankarſtröm ſtecke, und daß der literariſche Maskenball mit einem Schuſſe endigen werde! —

Heißt das nicht unſerer Literatur, heißt das nicht dem deutſchen Volke zu viel gethan? Als ob in Deutſchland ſeit der Schlacht bei Leipzig ein Schuß ohne polizeiliche Erlaubniß gefallen wäre, etwa den myſtiſchen Poſ'ner Schuß ausgenommen, falls unſere Reichsgesgraphen das Großherzogthum Poſen zu Deutſchland zählen ſollten! — Als ob

ſelbſt der uncenſirte deutſche Schriftſteller nicht wüßte, daß er, wenn er's mit ſeinem Publikum nicht ganz verderben will, höchſtens durch ein ſanftes Reveilletrommeln die politiſchen Langſchläfer wecken darf! — —

Iſt der Humor überhaupt zu incriminiren? Hätte dieſer Vorwurf bereits früher vor der rechtswiſſenſchaftlichen Kritik ſeine gründliche Würdigung gefunden, ſo wären meine Richter der Mühe überhoben geweſen, erſt durch das Ergebniß einer peinlichen Unterſuchung dahin zu gelangen, daß dieſe Frage mit einem entſchiedenen: „Nein!" beantwortet werden müßte. Freilich der Humor lag bisher der theoretiſchen und praktiſchen Rechtswiſſenſchaft faſt eben ſo fern, wie etwa die Partitur zum Barbier von Sevilla, oder

wie die neueſten Unterſuchungen über Infuſorien. Sie konnte eben ſo wenig auf ein ſo ſeltenes Phänomen von einer officiellen Denunciation gegen den Humor gefaßt ſein, als das ganze deutſche Publikum auf das tragihumoriſtiſche Bild, welches die gegenwärtige Unterſuchung mit hogartſcher Laune vor ihm aufrollt.

Der Humor auf der Bank der Angeklagten; der Humor im geheimen Verhör vor dem Criminalrichter und dem protokollirenden Auscultator; der Humor zu einem voluminöſen Aktenfaſcikel geheftet in der Regiſtratur eines Inquiſitoriats, unter Akten über Pferdediebſtähle, Kindesmörderinnen, Brandſtiftungen, Wilddiebereien und all' die andern, natürlichen und unnatürlichen

Verbrechen, an welchen die traurige Mysterienliteratur unserer Criminalrechtspflege so reich ist; der Humor auf dem Arbeitstische des Referenten, der es mühsam aber vergebens versucht, auf dem Wege der juristischen Scheidekunst den fiscalischen Niederschlag aus einem flüchtigen Geistesprodukte zu erzwingen, um die Unthat einer literarischen Nationalvergiftung chemisch zu constatiren; der Humor endlich vor einem strengen Criminalcollegium, das weder im Ulpian noch im Gajus noch im Allgemeinen Landrecht, noch in den Landes-Archiven irgend wie Spuren findet von landesgesetzlichen, ästhetischen Feldmarken, deren Ueberschreitung nach den §. 151 Titel 20 Thl. 2. Allg.

Landrechts und §. 199, ibid. zu ahnden wäre! —

Wahrlich, wie schwer es sei, eine Satyre nicht zu schreiben, das hat diesmal nicht der Angeklagte sondern der Ankläger gezeigt in seiner Denunciation gegen mich und mein Buch! —

War es indeß meinem Ankläger, wie er's hinlänglich bewiesen, nicht möglich, das ureigne Wesen des Humors zu begreifen, so hätte ihn doch ein Blick auf die Literaturgeschichte darauf führen müssen, daß der Humor eine von allen Zeiten und allen Völkern anerkannte historische Berechtigung aufzuweisen hat; er hätte in seinem frommen historischen Legitimitätsglauben, wie solcher sich ebenfalls in der Anklage manifestirt, ein

Privilegium achten ſollen, das älter und gewichtiger iſt, als alle jene reichsunmittelbaren Privilegien, die ſich aus zerfreſſenen Pergamenten noch geltend machen.

Mehr als ſonderbar muß es meinem Ankläger vorkommen, daß gegenwärtig in Berlin Stücke von einem ſolchen *deſtruktiven* Comödienſchreiber wie *Ariſtophanes*, in Muſik geſetzt und in Gegenwart der Allerhöchſten Herrſchaften aufgeführt werden. Denn bekanntlich hat der ungezogene Liebling der Grazien mit der ſchonungsloſen Genialität ſeines Witzes, mit ſeiner rückſichtsloſen üppigen Ironie, nicht bloß Sünder, Schelme, Sophiſten und das ganze athenienſiſche Philiſterium, ſondern auch den politiſchen und religiöſen *status quo* ſeiner Zeit mit gleicher

Kühnheit (die „Literarische Zeitung" würde es Frechheit nennen) gegeißelt. Er hat Männer, wie Sokrates und Euripides, die für das damalige Athen doch einen eben so hohen Werth haben mußten, wie Schelling und Raupach für das jetzige Berlin, in der ausgelassensten Verzerrung und doch frappant kenntlich auf die Bühne gebracht. Und, was nach unsern ständisch gegliederten Begriffen das schlimmste sein muß, er hat in seinen „Rittern" sogar den mächtigen atheniensischen *parvenu* Kleon, welcher nicht bloß Feldherr war, sondern auch — Demagog — eine Würde, die mit einem Ministertitel der Gegenwart rangirt — zur Zielscheibe eines von keiner Censur gezügelten, von keiner Behörde beaufsichtigten kaustischen Muthwillens

gemacht. — Muß mein Ankläger, deſſen Anſichten von den fiscaliſchen Eigenſchaften des Humors und der Satyre gewiß nicht bloß *localer* und *temporärer* Natur, ſondern wirklich *principiell* ſind, nicht unwillkürlich ausrufen: „Wenn wir dieſen Ariſtophanes nur bei uns hätten, den wollten wir" — Und was ſagt er dazu, daß dieſer Komödienſchreiber gerade von dem ſouveränen Volke, das er verſpottete, öffentlich mit einem Kranze vom heiligen Oelbaum belohnt wurde, was damals in Athen eben ſo viel bedeutete, als gegenwärtig in Deutſchland das Großkreuz des Zähringer Löwenordens?

Wenn Humor und Satyre Criminalverbrechen ſind, ſo denuncire ich hiemit *litem* nicht bloß ſämmtlichen vaterländiſchen Schul-

behörden, sondern geradezu dem Miniſter des Cultus, unter deſſen Augen, ja durch deſſen ſpecielle Anordnung ich ſowohl, wie noch viele andere meiner Mitſchüler das Opfer der traurigſten Verführung werden mußten, durch die böſen Beiſpiele, die man uns in der Lectüre der alten Satyriker nicht nur gegeben, ſondern geradezu empfohlen hatte. Unſere gelehrten Schulen wären dann weiter nichts, als Anſtalten, in welchen für Böſes wie für Gutes leicht empfängliche Knaben, völlig ſyſtematiſch zu literariſchen Miſſethätern ausgebildet werden. Die Gerechtigkeit aber iſt nachſichtig gegen die Verführten und kehrt ihre ganze Strenge gegen die Verführer.

Was ſoll mein Ankläger mit dem Voltaire

des Alterthums mit Lucian anfangen, der seine Satyre gegen die griechische Mythologie und gegen das aufkeimende Christenthum zugleich richtete, vor dessen Witz weder der Olymp noch das Kreuz auf Golgatha verschont blieb? Warum zeigt er's nicht an, daß die „Götter- und Todtengespräche" dieses destructiven, atheistischen Spötters in unsern Schulen gelesen werden? Warum durfte in Deutschland Wieland's ausgezeichnete Uebersetzung Lucian's erscheinen, und warum ist es nicht nur wahrscheinlich, daß sich dieselbe in dem Bücherschrank meines Anklägers befindet? —

Nur unter einem Domitian wagten es Juvenal und Martial nicht, ihre Satyren zu veröffentlichen; allein selbst unter Kaiser

Nero konnte Perſius ſeiner edlen Entrüſtung über die durch einen wahnſinnigen Despoten entartete Zeit den herbſten Ausdruck der Satyre verleihen! Der ſtoiſche Philoſoph Seneca ſchildert in der muthwillig ernſten Spottſchrift ἀποκολοκύντωσις (zu deutſch: die Verkürbiſſung) die Aufnahme des vergötterten Kaiſer Claudius unter die Kürbiſſe oder Dummköpfe. — Das durften Schriftſteller in demſelben Rom wagen, von dem wir unſere Geſetze empfangen!!!

Sollte indeß das klaſſiſche Alterthum meinem Ankläger vielleicht zu fern liegen, ſo hätte ihm ſelbſt das deutſche Mittelalter, deſſen chriſtlich germaniſcher Geiſt gegenwärtig ſo oft aus ſeiner Grabesruhe herauf citirt wird, um die moderne Unruhe der

Völker damit zu beschwichtigen, hinreichende Belehrung geben können. — Das Mittelalter hatte sein Faustrecht, seine blutigen Ketzerverfolgungen, sein heimliches Vehmgericht, seine adeligen Räuberbanden, seine Hexenprocesse und alle die andern feudalen Erscheinungen, welche durch keine Poesie himmelstrebender Dome, durch keine Naivität der Kunst verklärt werden können. Allein selbst unter diesem ungeschlachten Alp, der auf der Brust unseres geängstigten Vaterlandes lag, konnte der Humor frei athmen und seine ernsten und lachenden Wahrheiten der eisernen Despotie gegenüber aus voller Brust herausreden und herausſingen. Und nicht etwa aus Politik, um, wenn auch nicht die Ansprüche, doch den Freiheitsinstinkt des

Volkes damit abzufinden, erkannten die Machthaber des Mittelalters die Berechtigung des Humors an; das Mittelalter verachtet jede Gleißnerei einer fein berechneten Beschönigung, wodurch gutmüthige Völker Jahrhunderte lang getäuscht werden. Es konnte keine glatten Phrasen vom Fortschritte, unter deren Schutze der Rückschritt seine Siebenmeilenstiefel anzieht; es gab der Intelligenz nicht den Judaskuß, um sie den Pharisäern und Häschern zu verrathen; es buhlte nicht mit dem Zeitgeist und machte zugleich den Erbschleicher bei einer abgelebten Vergangenheit. Nein, die feudale Barbarei des Mittelalters war ein „ehrliches Gespenst," das auf die kecken Beschwörungsformeln des Humors

hörte, weil es in dieſen einen höhern Geiſt ahnte, weil es ſie hören mußte!

Bekannt iſt's, daß die ſacroſancten Geheimniſſe der Religion mit der unbefangenſten Naivität zu Burlesken für das Volk parodirt wurden. Wir erinnern an die geiſtlichen Komödien oder Myſterien, in denen nicht bloß die heilige Familie auf eine Weiſe dargeſtellt wurde, wie man ſie in den Werken eines Voltaire oder Parny erklärlich und verwerflich gefunden, ſondern in denen Gott Vater ſelbſt und ſeine Engel ſich den niedrig komiſchſten Anthropomorphismus gefallen laſſen mußten. Zu einer Zeit, in welcher der grauſame Religionsfanatismus ſeine gemarterten Opfer nach Zehnkauſenden zählte, ſprach ſich in dieſer familiären Vermenſchlichung

des Heiligen unbewußt die Sehnsucht nach einem menschlicheren Gotte und einem menschlicheren Glauben derb humoristisch aus.

Die politische Satyre war schonungslos. In Sebastian Brant's „Narrenschiff" mußten Kaiser und Könige die Fahrt nach Narragonien in der buntesten Narrengesellschaft machen, und so gut wie die übrigen die derben öffentlichen Geiselungen sich gefallen lassen. — Die tückischen Ränke und Umtriebe eines fürstlichen Günstlings an einem, durch Regierungsschwäche verdorbenen Hofe, wie sie in „Reinecke Fuchs" geschildert sind, mußten ihrer Zeit mehr als einen deutschen Fürsten aufs empfindlichste treffen, mehr als einen ihrer Lieblingsdiener der Schadenfreude des Volks preis geben. —

Welche harte Anſpielungen, ſelbſt auf unſere Gegenwart, könnte mein Ankläger nicht aus dieſem ſatyriſchen Gedicht herausleſen; ja wär's nach ſeiner Anſicht nicht beſſer geweſen, den „Reinecke Fuchs" auf den *Index librorum prohibitorum* zu ſetzen, als auf einem Berliner Hofmaskenballe Scenen daraus vor Tauſenden von Zuſchauern darzuſtellen? —

Selbſt in der bildenden Kunſt des Mittelalters offenbart ſich dieſe Freiheit eines ungenirten, Alles erfaſſenden Humors. Es gibt nicht bloß mittelalterlich deutſche Bilder, die bei aller Steifheit der Zeichnung mehr freien Uebermuth entwickeln, als unſere gegenwärtige Bildercenſur zu ertragen im Stande

ſein würde*); es gibt ſogar architektoniſche Domſculpturen, unter deren reichen Arabesken-Verſchlingungen die religiöſe, wie politiſche Polizeiprüderie der Gegenwart handgreifliche Anſpielungen entdecken könnte, für welche der Begriff des Polizeiwidrigen bei weitem nicht ausreicht.

Wir können hier unmöglich, wenn dieſe Vertheidigung nicht zur Literaturgeſchichte des Humors anſchwellen ſoll, alle die gefeierten, ſowohl deutſche als ausländiſche Humoriſten anführen, welche von dem Erlöſchen des Mittelalters bis in die neueſte Zeit hin-

*) Dem Düſſeldorfer Maler Kleinenbroich wurde ſein, den letzten Carneval zum Gegenſtand habendes humoriſtiſches Bild, von der Polizei mit Beſchlag belegt, und dieſe Beſchlagnahme vom Juſtizminiſter beſtätigt.

einragen, und die der aufgeregten fiscalischen Phantasie meines Anklägers nur als eine Reihe berüchtigter literarischer Missethäter erscheinen müssen.

An der Spitze derselben steht Dr. Martin Luther, der, wenn die engherzigen Begriffe des Preßvergehens schon seiner Zeit geherrscht hätten, gewiß vor lauter Festungsstrafe gar nicht zur Reformation gekommen wäre. Kennt mein Ankläger das Sendschreiben, das Luther an den Herzog von Braunschweig unter dem Titel: „An den Hanswurst von Braunschweig" richtete?

Würden ferner Shakespeare, Cervantes, Rabelais, Butler, Voltaire, Swift, ja selbst unser Göthe und Jean Paul für die dreisten rücksichtslosen politischen Freiheiten,

welche ſich ihr Humor und ihre Satyre ſo oft genommen, wohl auf Gnade hoffen können vor dem engherzigen Polizeibegriffe, der gegenwärtig in der Literatur die Herrſchaft prätendirt?

Mag es mein Ankläger verantworten, daß er mich genöthigt, unſterbliche, gefeierte Namen in einen, wenn auch nicht der Anklage, doch dem Gegenſtande nach literariſchen Bagatellprozeß zu verwickeln. Die Conſequenz verlangte es, daß derſelbe Verdammungsſpruch, durch welchen die Anklage mich als ſühnendes Opfer für meinen Humor auf kurze oder lange Zeit zur Gefangenſchaft in irgend einer Feſtungscaſematte unſres intelligenten Vaterlandes verurtheilt wiſſen möchte, auch in Contumaciam meine großen Mit-

ſchuldigen mit verurtheilt aus dem Pantheon geriſſen zu werden, welches die Literatur und die Herzen der Nationen ihnen aufgebaut; denn, was beim Lehrling Verbrechen iſt, iſt es noch mehr am Meiſter!

Die hiſtoriſch nachgewieſene Freiheit des Humors gründet ſich auf ſein innerſtes Weſen, das nicht anders als frei ſein kann, frei, wie der Vogel in der Luft, wie der Gedanke ſelbſt, der aus der Menſchenbruſt noch nicht als Wort entlaſſen und unter polizeiliche Aufſicht geſtellt worden. Der Humor des Schriftſtellers ſpielt humoriſtiſch mit der Phantaſie des Leſers, er befreit dieſe von ihrer Gebundenheit und zwingt ſie gewiſſermaßen zum eigenen Produciren, d. h. frei zu ſein. Was Göthe vom Mährchen ſagt,

durch das man „an Alles und Nichts erinnert werden ſoll," das iſt noch mehr auf den Humor anzuwenden. Daher iſt die Auffaſſung eines humoriſtiſchen Werks faſt eben ſo mannichfaltig als die Leſer deſſelben. Es kommt ſehr darauf an, ob der Leſer bei der Polizei angeſtellt, ob er Handlungsreiſender, Primaner, penſionirter Major, Referendarius, Freimaurer, Generalſuperintendent oder unglücklich Liebender iſt. Die ſogenannten bösartigen Anſpielungen, welche einzelne Menſchen oder ganze Klaſſen von Leſern in humoriſtiſchen Productionen finden, ſind gewöhnlich Nichts als die Gebilde ihres eignen aufgeſchreckten Gewiſſens, das zuſammenſchauert vor dem unheimlichen Flügelſchlag, mit welchem die verrätheriſchen Ibycuskraniche

über das heitere Theater vorüberrauſchen. Die Betroffenheit des Leſers ſtempelt oft allgemeine und daher harmlos gehaltene Schöpfungen des Humors in boshafte Satiren, ja geradezu in Pasquille um. — So wurden — um zu den neuen Erfahrungen, mit welchen mich die Anklage bereichert, eine ältere hinzuzufügen — ſo wurden die in meinen „Gloſſen und Randzeichnungen" erſchienenen Beiträge zur Naturgeſchichte der Reichen Veranlaſſung heftiger Anfeindungen gegen mich, weil man in Königsberg glaubte, ich hätte das Familienleben bekannter Königsberger Perſönlichkeiten ſchonungslos darin bloßgeſtellt. Mehrere, bei der genannten Vorleſung anweſende Breslauer ließen ſich's dagegen nicht nehmen,

daß ich auf reiche in Breslau anſäßige Patrizierfamilien handgreiflich angeſpielt, obgleich ich damals in jener Stadt noch niemals geweſen war; ein Berliner Scribent aber verdiente ſich ein bequemes Honorar damit, daß er ganz getroſt Auszüge aus meiner „Naturgeſchichte der Reichen" einem belletriſtiſchen Journale als „Berliner Charaktere" zuſandte.

Mit dieſer Proteusnatur muß ſich der Humor jeder juriſtiſchen Hermeneutik entziehen, weil er ſelbſt dem Richter und dem Geſetze gegenüber ſein ureigenſtes Weſen nicht aufgeben kann, weil er die bis auf die nackte Criminalproſa entkleideten Phantaſieen, die man ihm gegenüberſtellt, nicht mehr als ſeine Schöpfungen anerkennen und für ſie Red'

und Antwort geben kann in der Sprache des armen Sünders. — Denn, selbſt in Fällen, in denen der humoriſtiſche Schriftſteller die von der Anklage einem incriminirten Satze untergelegte Deutung zugeben müßte, kann er nicht ſagen: „Wenn ich meine Gedanken in dieſer beleidigenden, proſaiſchen Unumwundenheit ausgedrückt hätte, wäre ich allerdings *ſtrafbar*, falls es überhaupt ſtrafbar iſt, einen Gedanken der Art auszuſprechen; *hab' ich* ihn aber in ſolcher rohen Form, in ſolcher verletzenden Unmittelbarkeit gegeben?“ —

Dem Richter liegt demnach neben der Exegeſe eines incriminirten Satzes, auch noch die *äſthetiſch-kritiſche* Würdigung deſſelben ob; er muß neben dem Gedanken auch

noch die Form abſchätzen, um die angeklagte Thatſache *in optima forma* conſtatirt zu haben.

Iſt aber die Aeſthetik eine Hülfswiſſenſchaft der Rechtsgelehrſamkeit? — Nein! — Oder kann die Criminaldialektik, welche durch das Labyrinth eines verworrenen Rechtsfalles zum Ziele führt, auch den äſthetiſchen Scharfſinn eines Criminalcollegiums zu einem hohen Grade kritiſcher Competenz geſteigert haben? — Auch dieſe Frage muß mit einem entſchiedenen Nein!" beantwortet werden. — Die alltäglichſte Erfahrung zeigt uns, wie viel Unglück der theoretiſche wie praktiſche Fachſcharfſinn mit ſeinen Experimenten hat, ſobald er ſich auf Gegenſtände einläßt, die ihm nicht nur völlig fremd, ſondern die

ſogar den Contraſt, ja, wie die Aeſthetik zur Jurisprudenz, geradezu den feindlichen Pol zur Fachwiſſenſchaft bilden!

Man wende mir nicht ein, daß es zum Berufe der Criminalrechtspflege gehöre, ein incriminirtes Buch eben ſo zu richten, wie jedes andere Verbrechen, denn, wie in der Perſon ſo laſſe die Gerechtigkeit auch in der Sache keine Ausnahme zu.

Auch der Beruf, oder vielmehr gerade dieſer muß die Grenze anerkennen, wo die Competenz ſeines Urtheils aufhört. — Ein Cultusminiſter z. B., deſſen Beruf es iſt, die geiſtigen wie geiſtlichen Angelegenheiten des Staats zu fördern und äußerlich zu ordnen, iſt deswegen weder berufen noch

im Stande den ſeiner Fürſorge anvertrauten Facultätsdoctrinen den innern wiſſenſchaftlichen Entwickelungsgang oder geradezu die Methoden vorzuſchreiben, und in Theologie wie Philoſophie, Jurisprudenz wie Medizin ihm nicht zuſagende Lehren als deſtructiv oder ſubverſiv zu verdammen, und andre Miniſterialnormen für dieſelben anzuordnen. Dürfte nicht vielmehr jeder Privatdocent, in deſſen Wiſſenſchaft der Miniſter auf ſolche Weiſe eingreift, demſelben zurufen: „Excellenz, das verſtehn Sie nicht!“? oder, wenn er nicht den Muth hat dies auszuſprechen, es doch wenigſtens denken? —

Doch wir brauchen der Rechtspflege nicht erſt ein Geſtändniß abzunöthigen, das ſie ſelbſt, der Wahrheit die Ehre gebend, in ſo

vielen Fällen ablegt, in welchen sie sich an das Urtheil ihr fremder Wissenschaften wendet, bevor sie ihre eigne Competenz erklärt.

Wenn über einen Mörder Gericht gehalten werden soll, muß nicht erst das Messer des Anatomen den Leichnam kunstreich zerlegen, um die Thatsache des Mordes zu constatiren? Muß nicht die raffinirte Wissenschaft eines Orfila die raffinirteste ihrer Künste anwenden, um einer Leiche wenige Arsenikkörner abzuquälen, bevor eine Lafarge durch richterlichen Spruch zur Mörderin gestempelt wird? — Ja muß nicht oft der Richter sogar in gewöhnlichen Civil- und Bagatellprozessen, in denen es sich um das Mein und Dein handelt, das Gutachten von Technikern, Künstlern, Fachmännern u. s. w.

vernehmen, wenn er nicht bloß ein Urtheil fällen, sondern Recht sprechen will? —

Warum werden nicht in politisch-ästhetischen Preßprozessen die Akten wenigstens einer literarisch-kritischen Commission zur Begutachtung vorgelegt, bevor das Gericht sein: „Schuldig!" oder „Nichtschuldig!" über einen angeklagten Schriftsteller ausspricht? — Genügt es etwa, wenn der Richter in die eine Schaale der Gerechtigkeit einige centnerschwere Strafparagraphen des Allgemeinen Landrechts legt und in die andre die Phantasie des Schriftstellers? Vergißt man denn ganz, daß die Phantasie zu den Imponderabilien gehört, und daß die Schöpfungen des Humors eben so wenig auf der Wage der

Themis wie auf einer Heu- oder Goldwage gewogen werden können? —

Hat doch ſelbſt die Aeſthetik ihre arge Noth mit dem Humor, der ihren haarſpaltenden Definitionen ungern Rede ſteht, und der aller Geſetze ſpottet, mit welcher die Schule ihn zu disciplíniren verſucht, um aus ihm einen ſoliden Begriff zu machen. Sehr treffend ſagt ein philoſophiſcher Schriftſteller: *) „Der Humor iſt billig, gleich dem Schächer am Oſterfeſte, von der landpflegenden Aeſthetik loszugeben, und ſie mag lieber andre feſſeln, für welche doch noch einige Stricke zu finden ſind.“ — Was ſoll

*) Darſtellung des Weſens der Philoſophie von Fr. Köppen. Nürnberg 1810.

nun gar der criminaliſtiſche Landpfleger mit dem Humor anfangen, der nirgends zu Hauſe iſt, wo man ihn ſucht, und der als wahrhafter Kosmopolit kein Vaterland hat, deſſen Geſetzen er Gehorſam und Unterwürfigkeit ſchuldig wäre? Dieſe eingeborne, unveräußerliche Freiheit iſt der eigentliche Schutzgenius des Humors, der ihn vor der Erniedrigung bewahrt, einen andren Souveränen außer und über ſich anzuerkennen oder ihm gar dienſtbar zu werden. „Zwiſchen meinem Haupte und dem Himmel laſſe ich nur meine Mütze gelten!“ antwortete jener Tſcherkeſſenfürſt dem Czaaren, der ihn zur Unterwerfung auffordern ließ. Dies ſtolze Wort darf auch der Humor jedem Czaaren der Welt entgegnen, der von ihm

Unterwürfigkeit unter die Herrſchaft der Ukaſen verlangen wollte. — Zu den Füßen der Throne haben oft bekränzte Sänger geſeſſen, welche in ſchmeichelnden Weiſen die Völker zum Enthuſiasmus der Knechtſchaft begeiſterten. Es hat der Tyrannei noch nie an einem Tyrtäus gefehlt; aber es hat niemals einen Humor *in usum Delphini* gegeben! —

Und darum iſt der Humor auch nicht zu überwältigen. Mögen Cenſoren die aufkeimenden Schöpfungen des Humors mit einem einzigen Striche vertilgen; mögen geſchäftige Häſcher die ganze humoriſtiſche Literatur einfangen und auf einem großen Scheiterhaufen, *in majorem Dei gloriam* feierlichſt ver-

brennen. — Können ſie's dem Humor wehren, daß er mit ſeinem untrennbaren Gefolge: dem Witze, der Ironie und Satire ſeinen Umgang durch die Weltgeſchichte hält? Können ſie den Humor aus dem aufgeſchlagenen Buche der Menſchheit ſtreichen? — Verwandelt ſich der kalte Ernſt unter ihrer Hand nicht ſelbſt in Humor und Ironie, um ihrer zu ſpotten? Hat man z. B. nicht jetzt erſt die Entdeckung gemacht, daß Machiavelli's Buch „Vom Fürſten" nichts weiter als eine trockne Ironie iſt, die dadurch noch ironiſcher wird, daß Fürſten dieſes Buch lange Zeit für baaren Ernſt genommen und auch im Ernſt danach regiert haben, und — daß die Völker ſich danach haben regieren laſſen? — Manifeſtirt ſich der Humor nicht

auch in der Literatur des Heiligen? — Verbrennt mir meinen Don Quixote, so mache ich die Bibel zu meinem humoristischen Buche. Denn wahrlich, man kann aus der Bibel mehr Humor, mehr Ironie und Satire herauslesen, als die allein seligmachende Orthodoxie sich's träumen läßt! — Ist z. B. nicht viel lehrreicher Humor in der rührenden Idylle der Evangelien, welche Jesus in einer Krippe geboren werden lassen, während Könige in Purpur geboren werden? Und muß man nicht unwillkürlich Ochs und Esel, welche mit niederländischer Treuherzigkeit die Krippe des Erlösers umstehn, mit den gallonirten Höflingen vergleichen, die sich um die Wiege eines neugebornen Prinzen drängen, um ihre ersten Huldigungen dar-

zubringen? — Die Natur ſelbſt iſt voll ſchalkhaften Humors. Sie gibt Dir ihre grauſamen Turandot-Räthſel auf, und lacht über Dich in beißenden Epigrammen. — In des Meeres Tiefe krankt die träge Auſter an der unſchätzbaren Perle, welche der Stolz der mächtigſten Krone ſein könnte. — Mitten im Tropfenfrühling, der Dich aus Millionen brennenden Blumenaugen lockt, hat die Natur die Schrecken der Wüdniß, die grauſamſten ihrer Geſchöpfe entfeſſelt, um Deiner behaglichen Erdenherrſchaft zu ſpotten. — Es iſt Humor in dem glücklichen Traume, der das Lager des müden, abgequälten Sklaven umgaukelt; es iſt Humor in dem letzten, röchelnden Athemzuge der Despotie! —

Bis Ihr die Natur ihrer Schöpfungskraft

beraubt; bis Ihr der Menſchheit ihre Träume genommen; bis die Despotie aufgehört hat ſterblich zu ſein, wird der Humor nicht von der Erde entweichen! —

Das bisher Gesagte dürfte jede weitere Argumentation, um die Unhaltbarkeit der gegen mich erhobenen Anklage auch im Detail zu beweisen, überflüssig machen. Ich habe dargestellt, daß wenn eine literarische Thatsache sich überhaupt schwer unter die Botmäßigkeit eines Strafgesetz-Paragraphen bringen lasse, der Humor vollends das Privilegium einer durch nichts zu verkümmernden Freiheit, wie die Literaturgeschichte solches

anerkennt, und wie ſein innerſtes ureignes Weſen es bedingt, niemals aufzugeben im Stande ſei. — Ich könnte jetzt meine Vertheidigung für geſchloſſen erklären, und unter dem Schutze, welchen der Genius des Humors wie dem Meiſter, ſo auch dem Lehrling angedeihen läßt, mein incriminirtes Buch den Händen und dem Urtheile meiner Richter getroſt überlaſſen.

Allein mein Denunciant beharrt nun einmal bei ſeiner Anklage; er nimmt keine Rückſicht auf die Aeſthetik, nicht auf das innerſte Weſen humoriſtiſcher Schöpfungen, nicht auf die Literaturgeſchichte, welche die hiſtoriſche Berechtigung des Humors durch alle Zeiten und alle Völker nachweiſt; — er ſieht nun

einmal jedes Buch, welches Inhalts es auch ſein mag, mit ſiscaliſchen Augen an; ungefähr wie jener Polizei-Miniſter, der auf Schiller's „Mädchen aus der Fremde" vigiliren ließ, weil er aus dem zarten lyriſchen Bilde nichts weiter als einen Steckbrief auf eine Vagabundin herauszufinden vermochte.

Mein Ankläger macht mich verantwortlich für alle Verirrungen ſeiner Dialektik, für ſeine Hypotheſen, für die Fieberhitze ſeiner aufgeregten Criminalphantaſie; nun gut! — ich will ihm auch darauf Rede ſtehn, um meine ganze frühere Darſtellung durch ein eben ſo nützliches wie anſchauliches Experiment, zu welchem die Anklage ſich mir ſelbſt in die Hände liefert, zu erläutern.

Die ungeschickte Hast, mit welcher der Ankläger bei seiner Dornenlese aus meinem Buche zu Werke gegangen, und die schon im voraus von meinen Richtern dadurch gewürdigt worden, daß diese von circa **150** als mehr oder minder verbrecherisch denuncirten Stellen, *) wie mir das zu den Akten gegebene Exemplar meines Buches in seinen

---

*) Der Regierungs-Vice-Präsident von Raumer, an den die officielle Denunciation gegen mein Buch aus Berlin zuerst gekommen, schreibt in seiner officiellen Denunciation an den Polizei-Präsidenten Dr. Abegg zur weitern officiellen Denunciation an den Criminalsenat des Oberlandesgerichts Folgendes: „Es wird zur Begründung dieser von Amtswegen zu eröffnenden Untersuchung genügen, darauf hinzuweisen, daß der Verfasser fast auf jeder Seite der Schrift (meine Schrift umfaßt XII. und 156 Seiten) durch böswillige Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate, so wie durch frechen unehrerbietigen Tadel dem hauptsächlich in den drei ersten Vorlesungen,

Bleifeder- und Rothſtiftſtrichen getreulich angibt, nur **29** als der Unterſuchung werth angenommen, geſtaltet ſich unter der Hand, faſt unwillkürlich, zu einem humoriſtiſchen Bilde. Der Ankläger tritt mit ſeinem Executor in meinen mit phantaſtiſcher Buntheit ausgeſtatteten, humoriſtiſch literariſchen Salon, um eine polizeiliche Hausſuchung dort abzuhalten. — Sein erſter Blick fällt auf einen Verirſpiegel, der das zufriedenſte, runde Geſicht von der Welt in ein unförmlich zuſammengepreßtes von koloſſaler Länge verwandelt. — „Halt! — Iſt das nicht eine Anſpielung auf gewiſſe lange Geſichter, welche

---

unter dem Bemühen nach Humor und Witz, Eingang verſchafft werden ſoll, Unzufriedenheit und Mißvergnügen gegen die Regierung zu erregen geſucht hat.“

eine Nation machen könnte? — Ist's nicht geradezu Aufreizung zum Mißvergnügen, wenn man ein stillvergnügtes, zufriedenes Gesicht, wie's Cäsar gern um sich gesehn, in einen bis zur Ungebühr in die Länge gezogenen, hagern Cassiuskopf verwandelt? — Executor steckt diesen Spiegel ein, der ist dringend demagogischer Umtriebe verdächtig!" — Da steht auf dem Kaminsims unter andern Nippes ein porzellaner Mandarin, der immerfort mit dem Kopfe nickt. „Aha" da haben wir's. Es bleibt kein Zweifel, eine Anspielung auf Deutschland! — Das Nicken mit dem Kopfe bedeutet das ewige deutsche Ja!-sagen, und dann der Zopf; wir verstehn! — Und gerade, daß diese Figur einen Chinesen vorstellt, ist ein Beweis, daß ein Deut-

ſcher damit gemeint ſei. — Executor! ſteckt mir den porzellanen Chineſen ein und die andern Nippesſachen daneben auch, da dieſe in ihrer nachbarlichen Stellung zum Mandarinen gewiß eine höchſt verbrecheriſche Beziehung haben!" — Auf dem Tiſche liegt eine Papierſcheere nicht weit von Theodor Heinſius' Brochüre: „Ueber bedingte Preßfreiheit," die eben damit aufgeſchnitten worden. „Eine handgreifliche, freche Verſpottung der Cenſur und der Cenſoren; denn, einmal eine Scheere, und dann eine ſehr lange Scheere und dieſe faſt in Berührung mit einer Brochüre über Preßfreiheit und dazu über bedingte. — Executor, ſteckt die Scheere ein und die Brochüre dazu!" — An der Wand hängt eine unter Glas und

Rahmen gefaßte Lithographie, den weinſeligen König von Yvetot nach Berangers bekanntem Liede darſtellend. Der Ankläger, der eben erſt ſeine geſchäftig ſpähenden Blicke darauf geworfen, prallt vor Entſetzen drei Schritte zurück, dann ſtürzt er wieder vorwärts, nimmt mit eignen Händen das Bild von der Wand, betrachtet es noch einmal mit heiligem Schauder, und überreicht es dann dem Executor mit folgenden Worten: „daß Ihr mir dieſes Bild ja ſorgfältig in Acht nehmt! Dieſe Zeichnung ſtellt offenbar einen König vor; er ſieht freilich wie ein heidniſcher aus; — aber wir wiſſen ſchon! wir wiſſen ſchon!“ — Und ſo werden Verirſpiegel, Porzellan — Mandarin, übriges Nippes, Papierſcheere, lithographirter König von

Yvetot und vieles andere noch, was in meinem humoriſtiſchen Salon dem Ankläger als verdächtig erſcheint, eingepackt, um als *corpora delicti* gegen mich zu zeugen.

Was hilft es nun, wenn ich gegen ein ſolches Verfahren proteſtirend meinem Ankläger ſage: „Der Spiegel, den Sie mir als verdächtig confiscirt haben, iſt eine unter dem Namen Verirſpiegel bekannte, optiſche Spielerei; hätten Sie nicht hineingeſehen, würden Sie auch kein langes Geſicht wahrgenommen haben. Der nickende Porzellan-Mandarin iſt eigentlich eine Hülle für Räucherkerzen, und eben ſo unſchuldig wie das übrige Nippes. Die lange Scheere iſt eine Papierſcheere und das lithographirte Bild

ſtellt den König von Yvetot vor, nach dem Liede, das der bekannte Pierre Jean de Beranger bereits im Jahre 1813 gedichtet, wie ſolches ſich in ſeinen Chanſons vorfindet, und es iſt doch meine Schuld nicht, wenn Ihnen dieſer Beranger oder wenigſtens ſeine Gedichte gänzlich unbekannt ſind!" — Was hilft es mir, wenn ich das gegen meinen Ankläger auch einwende, der würde ſagen: „Leere Ausflüchte! Wir kennen ſchon Ihre Tendenz!" — — Meine Tendenz, d. h. wenn ich mich in der polizeilichen Etymologie dieſes Worts nicht irre, — abgeſehen von der Grundgeſinnung, wie ſie ſich in meinem Buche durchgängig manifeſtirt — die Abſicht oder der Zweck, aus welcher oder zu welchem ich mein Buch in ſeiner gegen-

wärtigen Verfaſſung nicht bloß geſchrieben, ſondern auch durch den Druck dem Leſepublikum übergeben habe. — Meine Tendenz — ich muß geſtehn, dieſer Fragepunkt der Anklage ſetzt mich einigermaßen in beſchämende Verlegenheit; allein weniger meinetals des ſcharfſinnigen Fragers willen, dem ich auf eine ſo außerordentliche Frage nur eine ganz ſimple Antwort zu geben im Stande bin. — Schon in meinem erſten Verhöre wurde mir vom Inquirenten, der die undankbare Mühe hatte, der Anklage Sinn und Ausführung zu geben, die Frage vorgelegt, aus welchem Grunde ich mein Buch habe drucken laſſen? — worauf ich verſchämt antwortete: „Aus demſelben Grunde, aus welchem jeder andre Schriftſteller ſeine Bücher

drucken läßt!" — Wenn man Sterne vor Gericht die Frage vorgelegt hätten, zu welchem Zweck er ſeinen Triſtram Shandy geſchrieben und veröffentlicht habe, ich glaube er hätte trotz ſeines bekannten ſchlagenden Witzes, gar keine Antwort zu geben gewußt; denn nur ein Schriftſteller unſrer Zeit, der das Schickſal ſeines literariſchen Kindes nicht bloß von Publikum und Kritik, ſondern auch von der Polizei beſtürmen ſieht, und für den recht eigentlich das Wort Tendenz erfunden worden iſt, kann auf eine ſolche Frage gefaßt ſein, und daher in der Beantwortung derſelben ſo viel Geiſtesgegenwart entwickeln, wie ich's eben gethan. — Was ſoll wohl ein Vater antworten, dem Alles Ernſtes die amtliche Frage vorgelegt wird: „Zu wel-

chem Zwecke haben Sie Ihren Sohn gezeugt?" —

Bedeutungsvoller noch figurirt die „Tendenz" im Schlußverhöre und ich werde daher noch einmal darauf zurückkommen, um darzustellen, wie sich in unsern Preßprocessen die Inquisitionsdialektik an dieses bequeme Wort verzweiflungsvoll klammert, fast mehr zu ihrer eignen Vertheidigung gegen die klare, einfache Logik der Gedanken-, Rede- und Schreibfreiheit, als zum Angriff gegen dieselbe. —

Werfen wir zunächst einen kritischen Blick auf die

Acta

des

Königlich Preußischen Inquisitoriats zu Königsberg,

um daraus zu ersehen, auf Grund welcher Stellen der Privat-Gelehrte Ludwig Walesrode zur Criminal-Untersuchung gezogen worden, wegen:

Majestätsbeleidigung, frechen, unehrerbietigen Tadels, so wie Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate.

A. Majestätsbeleidigung.

I. Unterthänige Reden S. 79 und 80.

„Sogar unumstößliche, mathematische Wahr-
„heiten werden jetzt ein Opfer der frechsten
„Zweifelsucht. So ist es weltbekannt, daß
„unabänderlichen Beschlüssen zufolge das
„Jahr 1815 keinen Mai gehabt haben soll,
„weil entweder dieses Jahr so mißrathen ge-
„wesen, daß es statt 12 Monate nur 11 zur
„Welt brachte, oder weil der damalige Mai

„nichts als ein fortgesetzter April war.
„Dennoch gibt es noch immer Deutsche,
„welche die Anmaßung haben, zu behaupten,
„daß das Jahr 1815 allerdings einen Mai
„hatte, wie er selten im deutschen Hoffnungs-
„kalender vorgekommen, einen ächten Wonne-
„mond, mit schmetternden constitutionellen
„Lerchen, und mit Nachtigallen, welche nie-
„mals so zärtlich und voll geschlagen in dem
„dämmernden Schatten des Teutoburger Wal-
„des, und mit Maiglöckchen, welche ganz
„Deutschland wach klingelten zu einem gro-
„ßen Nationalfeste. — Und nicht blos Poe-
„ten glauben an diesen Mai und besingen
„ihn noch immer, sogar ernste Prosaiker sind
„von dieser fixen Idee nicht zu befreien; ja,
„die jungen deutschen Rangen sind keck genug,

„den Maienbaum erklimmen zu wollen, der „sich, nach ihrer Aussage aus dem Jahre „1815 herschreiben soll, und an dessen Spitze „allerlei hübsche glänzende Sachen als Preis „für den, der sie erreicht, befestigt sind. „Allein, wie alle deutschen Hoffnungsbäume, „ist auch dieser Baum mit der bekannten kö„niglich privilegirten Phrasenseife glatt und „schlüpfrig gemacht, und wenn die guten „Jungen wirklich fast bis oben gekommen „sind, fahren sie mit einem Male blitzschnell „wieder hinunter und fallen einem Gendarmen „in die Arme." —

Der Inquirent forderte mich auf zu erklären, was ich mit der „königlichen, privilegirten Phrasenseife," mit welcher der

deutsche Hoffnungsbaum ꝛc. schlüpfrig gemacht, habe bezeichnen wollen.

Ich lehne jede Erklärung aus dem Grunde schon ab, weil Humoristen wie Dichter ihre eignen Schöpfungen, die den Eingebungen und Launen der Phantasie, dem Eindrucke des flüchtigen Tages ihren Ursprung verdanken, zu interpretiren eben so wenig im Stande als verpflichtet sein können.

Darauf wird mir eröffnet, daß, da im Eingange dieser Stelle vom Mai **1815** und von vereitelten Hoffnungen (?) gesprochen werde, der Leser darin eine Anspielung auf die Verordnung vom **22.** Mai **1815**, welche dem preußischen Reiche allgemeine Reichs-

stände zusichert, zu finden berechtigt sei, und daß die spätern königlichen Verordnungen, welche die Anfangs beabsichtigte Landesrepräsentation als nicht zeitgemäß vorläufig verweigert haben, mit den Worten

„„königlich privilegirte
Phrasenseife““

haben bezeichnet werden sollen" sagt die Anklage — nicht ich. —

Die Hermeneutik der Anklage verfolgt, wie der Rachegott Jehovah, jeden ihr nicht loyal erscheinenden politischen Gedanken, bis in's dritte und vierte Glied, bis in's Reich der Allegorie hinein. Der Ankläger übersetzt meine Phantasien, wie er sie verstanden hat,

in publiciſtiſche Proſa, und fordert mir nicht für das, was ich gedichtet, ſondern dafür, wie er ſich an meiner Stelle ausgedrückt haben würde, Rechenſchaft ab. —

Eine literariſche Majeſtätsbeleidigung müßte doch, ſollte ich denken, wie jede Beleidigung, klar und plan in den Worten, wie ſie der Schriftſteller gebraucht, liegen, nicht in den Hypotheſen, mit welchen der mißtrauiſche Scharfſinn des Leſers ſich den Satz erklärt. Mindeſtens müßte ſich doch in dem Satze ein beſtimmtes beleidigtes Subjekt vorfinden, oder ein Object, gegen welches die Beleidigung gerichtet iſt, oder ein Prädikat, welches eine unumwundene, beleidigende Schmähung enthält. Wie kann aber ein

Satz beleidigen, zu dem nicht blos die Beleidigung selbst, sondern auch der Gegenstand derselben durch das Medium einer sophistischen Interpretation gefunden werden müssen? —

Ist außerdem die prosaische Uebersetzung oder Paraphrase, welche die Anklage aus vorstehender Stelle gemacht, eine treue?

Wir wollen sehen, ob der Sinn, welchen die Anklage meiner Allegorie untergelegt, das analytische Experiment aushält. Ich will die incriminirte Stelle Satz für Satz zergliedern.

„Sogar unumstößliche mathematische Wahrheiten werden jetzt ein Opfer der frechsten

Zweifelsucht." Dieser Satz, der sich der Rechte der Mathematik annimmt, ist gewiß unschuldig und verdient sogar noch eine belobende Anerkennung Seitens der Akademie der Wissenschaften.

„So ist es weltbekannt, daß unabänderlichen Beschlüssen zufolge, das Jahr **1815** keinen Mai gehabt haben soll, weil entweder dieses Jahr so mißrathen gewesen, daß es statt **12** Monate nur **11** zur Welt brachte, oder weil der damalige Mai nichts als ein fortgesetzter April war." —

Ist hier von Preußen die Rede, daß die Anklage unter den **31** Tagen, welche der Mai **1815** herkömmlicher Weise zählte, gerade

auf den 22. fallen mußte? Warum denkt die Anklage nicht lieber, wie es dem Ausdruck des Satzes angemessener ist, an das gesammte deutsche Vaterland, dessen 1815ner Mai, nach dem Befreiungskriege sehr aprilartig war, was deutsche Schriftsteller schon oft behaupten durften, ohne sich der Gefahr einer Majestätsbeleidigung auszusetzen? Warum erklärt sie sich, von diesem Grundgedanken ausgehend, nicht die ganze incriminirte Allegorie? —

„Dennoch gibt es noch immer Deutsche, welche die Anmaßung haben zu behaupten, daß das Jahr 1815 allerdings einen Mai hatte, wie er selten im deutschen Hoffnungskalender vorgekommen, einen ächten Wonne-

mond, mit schmetternden constitutionellen Lerchen, und mit Nachtigallen, welche niemals so zärtlich und voll geschlagen in dem dämmernden Schatten des Teutoburger Waldes, und mit Maiglöckchen, welche ganz Deutschland wach klingelten zu einem großen Nationalfeste."

Wenn ein deutscher Schriftsteller vom „dämmernden Schatten des Teutoburger Waldes" spricht, so kann er unmöglich an den Regierungsbezirk Minden, sondern nur an die Stelle denken, wo Herrmann der Cherusker die Legionen des Varus geschlagen; diese liegt aber, wie's die Gelehrten herausgefunden, und wie's das Herrmannsdenkmal bezeugt, im Lippe Detmoldschen. Abermals ein Beweis, wie

Unrecht die Anklage hat, dieſen Satz für Preußen zu incrimininiren. —

„Und nicht blos Poeten glauben an dieſen Mai und beſingen ihn noch immer, ſogar ernſte Proſaiker ſind von dieſer fixen Idee nicht zu befreien; ja die jungen deutſchen Rangen ſind keck genug, den Maienbaum erklimmen zu wollen, der ſich, nach ihrer Ausſage, aus dem Jahre **1815** herſchreiben ſoll, und an deſſen Spitze allerlei hübſche, glänzende Sachen, als Preis für den, der ſie erreicht, befeſtigt ſind." — „Poeten" — nicht: „preußiſche Poeten"; — „dieſen Mai" — nicht: „dieſen preußiſchen Mai"; „ernſte Proſaiker" — nicht: preußiſche Proſaiker"; „fixe Idee" — nicht: preußi-

sche Idee"; „deutsche Rangen" — nicht: „preußische Rangen."

„Allein wie alle deutschen Hoffnungsbäume ist auch dieser Baum mit der bekannten königlich privilegirten Phrasenseife glatt und schlüpfrig gemacht, und wenn die guten Jungen wirklich fast bis oben gekommen sind, fahren sie mit einem Male blitzschnell wieder hinunter und fallen einem Gendarmen in die Arme."

Die „königlich privilegirte Phrasenseife,"

das punctum salieus für die Anklage bedürfte jetzt, da die preußische Bezüglichkeit der ganzen Stelle schon weggefallen ist,

keiner weitern Vertheidigung. Allein, ſelbſt in ihrem Sinne hätte die Anklage ihre Exegeſe meines Bildes, ſprachgebräuchlich nicht rechtfertigen können. Denn, eben ſo wenig als „königlich privilegirte Phraſenſeife" — eine Seife bedeutet, welche Se. Majeſtät der König allerhöchſt ſelbſt fabriciren, ſondern vielmehr eine Seife, auf welche ein induſtrieller Fabrikant ein königliches Privilegium erhalten (wie es die Herren Treu und Nuglisch in Berlin, ſo wie überhaupt ſämmtliche privilegirte Seifenſieder des preußiſchen Staates bezeugen werden) eben ſo wenig kann dem analog die „königlich privilegirte Phraſenſeife" auf ein Phraſenſeifeprodukt des Königs bezogen ſelbſt werden.

Ich ſtelle den incriminirten Ausdruck unter

den Schutz der allermächtigsten deutschen Grammatik, unter den Schutz der Logik. „Was bedeutet aber diese Phrasenseife mit ihrem epitheton ornans „königlich privilegirt?" fragt mich die Anklage. — Gar vielerlei, je nachdem der Leser sichs erklären kann, ohne dem Verfasser zu schaden; vielleicht auch die literarische Seife glatter Phrasen, mit welchen die „gute Presse" wie z. B. die ehemalige Königlich privilegirte preußische Staatszeitung die deutschen Hoffnungssanguiniker einzuseifen pflegt.

Der unglückliche voreilige Scharfsinn meines Anklägers zeigt, daß dieser schon längst nicht mehr im Besitze seiner unbefleckten, politischen Unschuld sei, denn er weiß und ent-

deckt durch die Anklage Dinge, vor denen ſich ein loyales Gemüth entſetzen muß. Die geringſte Anſpielung, ja der harmloſeſte Ausdruck erhitzt ſeine Phantaſie zu den ausſchweifendſten politiſchen Bildern. So wie mancher ernſtgehaltene Roman unter den Händen eines unſittlichen Leſers ein unſittlicher wird, ſo geht es auch meinem Buche in den Händen des Anklägers. — Zum Beweiſe deſſen, und um überhaupt den Charakter der Anklage ins hellſte Licht zu ſetzen, führe ich aus der Denunciation gegen mich eine Stelle an, die der Criminalſenat freilich nicht berückſichtigt hat, obgleich ſie alle Berückſichtigung verdient hinſichtlich — des Anſchuldigers:

Seite 14 meiner Schrift heißt es: „das „Ja!" iſt nicht blos der kürzeſte ſondern

auch der bequemſte Laut in unſerer Sprache.“ In dieſer Stelle hat die Anklage eine — **Majeſtätsbeleidigung** gefunden, weil darin auf die „von ſeiner Majeſtät bei der Huldigung ausgeſprochenen Worte“ angeſpielt worden!!! — Man kann ſchon eine Majeſtätsbeleidigung begehen, wenn man blos erklären wollte, was die Anklage in ihrer Auslegung dieſes Satzes Alles verſtanden haben muß. — Ich frage: von wem wird hier die Majeſtät beleidigt, vom Schriftſteller oder vom Ankläger? —

Wenn ſich auf die Weiſe, wie der Ankläger es mit meinem Buch gemacht, Majeſtätsbeleidigungen conſtatiren ließen, ſo könnte ich ihm, ohne viel zu ſuchen, nicht blos

aus der erlaubten, ſondern aus der loyalſten Literatur crimina laesae majestatis aufweiſen, für welche ſich mit der Hälfte des exegetiſchen Scharfſinnes, den die Anklage hier verſchwendet, die erwünſchteſte Halspeinlichkeit vindiciren ließe.

In den Schriften des Königlichen Preußiſchen Obriſtwachtmeiſters Chriſtian Ewald v. Kleiſt, der zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges lebte, und auf deſſen literariſche Arbeiten daher der Erlaß des Kriegsminiſters v. Boyen (dd. Berlin 11. Mai 1842) „die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit der Offiziere betreffend" keine beſchränkende Anwendung haben konnte, findet ſich z. B. folgendes Gedicht:

Ein Gemälde.

Er war ein Tugendfeind, er war ein Menſchenhaſſer;
Wenn ihm ſein Stolz befahl, floß Menſchenblut wie Waſſer;
Er war voll Eigennutz, und liebte Schmeichelei;
Raubt ungeſtraft, und blieb nie ſeinen Worten treu,
War vielfach und gelehrt, ſich in die Zeit zu ſchicken;
Verband mit Zehnen ſich, um Einen zu erdrücken;
Religion und Eid war ihm ein Puppenſpiel;
Durch Labyrinthe ging er ſtets zum nahen Ziel;
Hurt' und verfolgte Wild. — O Maler halt ein wenig!
Halt' ich verſteh' dich ſchon, das heißt: er war ein König. *)

Und dennoch lebte der Dichter, der von den Königen ohne Ausnahme, ein ſolches Gemälde entwarf, unter Friedrich dem Großen, in deſſen Armee er noch außerdem diente. — Oder durfte er die Könige ſo

*) Siehe politiſche Gedichte aus Deutſchlands Neuzeit. Herausgegeben und eingeleitet von Herrmann Marggraff. Leipzig 1843.

ſchildern, weil er unter Friedrich dem Großen lebte? — Denn dieſer ſchreibt ſelbſt an d'Alembert: „Der Herr von Villars kann drucken laſſen, was ihm beliebt, wenn er nur die Mächte ſchont, und die Großen der Erde nicht angreift; denn das ſind kitzliche Leute in Abſicht ihrer Anſprüche auf Untrüglichkeit und in Abſicht ihrer Würden. Prieſter, wie Sie wiſſen, nennen jene die Ebenbilder Gottes auf Erden, und die Narren glauben es im Ernſt, und ſo müſſen freilich die Blätterſchreiber viel Achtung für ſie haben, und ihre grenzenloſe Empfindlichkeit mit der ängſtlichſten Behutſamkeit ſchonen."

Hinterlaſſene Werke Friedrich II. XI. Seite 342.

Ich denuncire es außerdem noch meinem Ankläger zur weitern Denunciation, daß in der Schlegel'schen Ueberſetzung von Shakſpear's Heinrich IV. I. Theil, eine Majeſtätsbeleidigung vorkomme, auf welche bei der Aufführung des Stückes in Berlin ein wachſames Auge zu richten, und für die der Ueberſetzer Auguſt Wilhelm v. Schlegel, Profeſſor an der Königlichen Univerſität zu Bonn, Ritter ꝛc. zur Criminalunterſuchung zu ziehen wäre. — In der erſten Scene des zweiten Akts läßt Schlegel einen Kärrner zum andern ſagen: „Das Haus iſt um und um gekehrt, ſeit der alte Fritz todt iſt.“

Im Original aber heißt es: The house is turned upside down, since Robin

ostler died.“ Warum überſetzt Schlegel Robin ostler, was eigentlich „Robert der Stallknecht“ bedeutet, mit altem Fritz? Was meint er damit, daß nach dem Tode des alten Fritz das Haus um und um gekehrt iſt? heißt das nicht — doch ich will nicht nach Art meines Anklägers einer Exegeſe Worte verleih'n, gegen deren Niederſchreibung ſich meine Feder ſträubt. — Ja, wäre es überhaupt mein Beruf auf literariſche Majeſtätsbeleidigungen zu vigiliren, ich hätte ſelbſt in folgender Stelle aus Ludwig Tieks Huldigungsprolog für die Berliner Hofbühne zur Feier der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm IV. eine arge Majeſtätsbeleidigung finden können, mein Ankläger hätte ſie finden müſſen! Tiek ſingt:

„Was ſind Triumphzüge
Der Cäſaren, aller der Imperatoren,
In römiſcher Tyrannenzeit geboren,
Hoch aufgeſchmückt mit Glanz und ſchöner Lüge —
Ja ſelbſt des Heldenjünglings ſtolzer Siegeszug,
Der unbekannte, nie genannte Völker ſchlug,
Und bis zum fernen Ganges ſeine Waffen trug,
Um nach dem wolluſtvollen Reigen,
Noch taumelnd in ſein Grab zu ſteigen? —
— Darf man ſie wohl vergleichen
Mit unſres Fürſten Zug durch ſeine Gauen?“ —

Heißt das nicht die Beſcheidenheit eines eben gekrönten Königs aufs Gröblichſte beleidigen? Hätte nicht ſelbſt der große Julius Cäſar auf eine ſolche Huldigung dem Herrn Hofrath Tiek mit Entrüſtung die Worte zugerufen, die er an Metellus Cimber auf dem Capitol richtete:

— — Dieſes Kriechen,
Dies knechtiſche Verbeugen könnte wohl

Gemeiner Menſchen Blut in Feuer ſetzen.
— — — — — — — —
— — — — Sei nicht thöricht,
Und denk', ſo leicht empört ſei Cäſars Blut
Um aufzuthauen von ſeiner ächten Kraft,
Durch das, was Narren erweicht: durch ſüße Worte,
Gekrümmtes Bücken, hündiſches Geſchmeichel!" —

Shakſpears Julius Cäſar überſetzt von Schlegel und Tiek. 3ter Act 1te Scene.

Als der König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1842 zur Taufe des Prinzen von Wales nach England reiste, wurde ihm in Köln öffentlich eine Narrenkappe überreicht, welche, wie uns die Zeitung damals berichtete, Se. Majeſtät huldvollſt anzunehmen und dabei noch: „Alaaf Köln" auszurufen geruhten. Hätte nicht der hyperoffizielle Eifer des Anklägers, die Deputation, welche Sr. Majeſtät eine ſolche Narrenkappe zu

überreichen die Verwegenheit hatte, sofort in Eisen und Banden schlagen müssen, da seine erhitzte Criminalphantasie wohl schwerlich etwas anders als das ruchloseste symbolische Attentat gegen die Majestät darin entdecken durfte? — Der König aber lächelte und sagte: Alaaf Köln!" woran sich mein Ankläger ein Beispiel nehmen könnte!

II. „Unterthänige Reden.“ S. 69.

„Schriftsteller werden zu Hofe eingeladen; man läßt sie wie fürstliche Gäste mit Gendarmerie-Eskorte bis an die Grenze begleiten.“

Auch aus dieser harmlosen Stelle, die keinem Kinde was zu leide thut, hat die Anklage eine Majestätsbeleidigung nicht nur herausgewittert, sondern sogar herausgebracht.

Ich soll an Herwegh und dessen Schicksal in Preußen bei Niederschreibung dieser

Stelle gedacht haben. — Warum gerade an Herwegh, warum nicht an Karl Grün, der aus Mannheim vertrieben und der von der auf rheinbaierischem Gebiete liegenden Rheinschanze mit baierischen Gendarmen weiter escortirt wurde? —

Aber, wendet mir der Ankläger ein: „Ist denn Karl Grün zu Hofe eingeladen worden, wie Georg Herwegh zu der bekannten Unterredung mit dem Könige von Preußen?" — Karl Grün nicht; wohl aber andere Schriftsteller, wie z. B. Franz Dingelstedt nach Stuttgart, und Ludwig Tieck nach Berlin.

„Doch auf diese paßt wieder nicht die Transportirung!"

—Soll auch nicht paſſen. Hätte der Ankläger hübſch das Semikolon beachtet, das beide Sätze gliedert, ſo würde ſeine Phantaſie keineswegs genöthigt geweſen ſein, auf dem einmal erfaßten Subject hartnäckig zu beharren. Ich gebe hier die ganze Stelle, welcher die incriminirten Satzglieder entnommen ſind:

„Schriftſteller werden zu Hofe eingeladen; „man läßt ſie, wie fürſtliche Gäſte, mit „Gendarmerie-Eskorte bis an die Grenze be„gleiten; dann und wann werden auf höhere „Anordnung ihre Papiere durchgeſehen, wahr„ſcheinlich um ihre unquittirten Rechnungen „aus Staatsmitteln zu bezahlen. Man er„laubt ihnen oft nicht, ihre Geiſtesprodukte

„drucken zu laſſen, damit die „Blätter für lite-
„rariſche Unterhaltung“ ſich nicht darüber mo-
„quiren; ja, man wirft ihnen ſogar aus
„purer Liebe Criminalprozeſſe an den Hals,
„um die flüchtigen Geiſter auf irgend einer
„Feſtung — im Lande behalten zu können.“

Unmöglich kann ſich das Alles auf Her-
wegh beziehen, der außer dem bekannten
Grenzſchube, meines Wiſſens kein anderes
Polizeiabentheuer in Preußen zu beſtehen hatte.
Es iſt hier vielmehr humoriſtiſch von Ehren-
bezeugungen und Berückſichtigungen die Rede,
welche den deutſchen Schriftſtellern gegenwär-
tig zu Theil werden. Bin ich doch ſelbſt
zur Criminalunterſuchung berückſichtigt wor-
den! —

„Allein," erwiedert mir ferner die Anklage, „allein in dem ganzen Abſchnitte wird von „unſerm Staate" geſprochen, was offenbar den Beweis liefert, daß nur Herwegh hier gemeint ſein kann, „da es aus Zeitungsnachrichten bekannt ſei, daß unſer Monarch den Dichter Herwegh zu ſich beſchieden, und daß derſelbe ſpäterhin in Folge ſeines bekannten Briefes des Landes verwieſen worden ſei." —

Kann „unſer Staat" nicht auch den Staat der Gegenwart, den Staat des *status quo*, den deutſchen Staat der Bundesſtaaten bedeuten? —

Doch, angenommen es wäre hier unumwunden von Preußen die Rede, angenom-

men, Herwegh wäre in dieſer Stelle geradezu genannt, wie kanns eine Majeſtätsbeleidigung ſein, eines Vorfalles zu erwähnen, der, wie die Anklage ja ſelbſt behauptet, aus „Zeitungsnachrichten" hinlänglich bekannt iſt? Wie kann eine Majeſtät in den Worten: „Herwegh wird zu Hofe eingeladen" beleidigt werden, oder in den Worten „Herwegh wird, wie ein fürſtlicher Gaſt, mit Gendarmerie-Eskorte an die Grenze begleitet?" —

Ende der Majeſtätsbeleidigung.

B. Frecher, unehrerbietiger Tadel, und Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate.

1) Unterthänige Reden. S. 4—5.

„Welch ein reicher Stoff zu einer modernen „Tendenznovelle! — Ein Kaiser, der eine „anmuthige Schauspielerin auf den Thron „erhebt, der große Dombauten aufführt; — „Minister, die ihrem erlauchten Herrn fana„tische Religionsedicte zusoufflren — einer

„derſelben führt ſogar den Beinamen „Scheere,“
„alſo wahrſcheinlich Obercenſor des Staats.
„Knechtiſche Provinzverwalter; Kampf zwiſchen
„den Blauen und Grünen, zwiſchen dem
„*status quo*, der das Berlinerblau als Farbe
„der Beſtändigkeit zu ſeinem Symbol gewählt,
„und der Partei des Fortſchrittes, welche ſich
„mit dem Grün der Hoffnung geſchmückt.
„Der tapfere Beliſar, der die eingedrungenen
„Barbaren mit Gott für Kaiſer und Vater-
„land zum Lande hinausjagt, und nach er-
„fochtnem Siege als geblendeter Bettler
„umherzieht, und um einen elenden kupfernen
„Obolus bettelt, — kein anderer als der
„Byzantiniſche Michel. Und dann die
„Hochſeligkeit und das Epitheton „Groß!“
„O, es gibt nichts Neues unter der Sonne;

„sogar die neueste deutsche Geschichte hat „schon stattgefunden im sechsten Jahrhundert „der christlichen Zeitrechnung zu Byzanz, „allwo jetzt erst Se. Hoheit Abdul-Med- „schid das preußische Exercierreglement ein- „führt.“

Ich werde aufgefordert zu erklären, welche neueste deutsche Geschichte oder die Geschichte welches deutschen Staates mir bei dieser Zusammenstellung mit dem Zeitalter des Justinian vorgeschwebt? —

Da haben wir wieder ein glänzendes Specimen von dem Jammer eines Humoristen, der zu seinen Bildern auch noch den Erklärer machen soll. Welche neueste deutsche Geschichte ich gemeint? —

Nun die neueste deutsche Geschichte. — Welcher deutsche Staat mir vorgeschwebt? — Die Phantasie hat kein so glückliches Gedächtniß, um nach länger als Jahresfrist Rechenschaft über das abzulegen, was ihr Alles einmal vorgeschwebt. — Wissen wir ja kaum noch heute, was uns gestern vorgeschwebt! —

Aber, bemerkt die Anklage, daß man in der incriminirten Stelle „eine boshafte Schilderung preußischer Zustände zu finden berechtigt sei," gehe aus der Anführung der großen Dombauten hervor, „zeige sich in den Ministern, die ihrem erlauchten Herrn fanatische Religionsedicte zusouffliren" und in dem „„Berlinerblau"" als Farbe der Beständigkeit des sogenannten *status quo*."

Es werden nicht bloß in Preußen, es werden auch in Baiern große Dombauten aufgeführt, außerdem noch in den andern Bundesstaaten. Ob mir der Kölner Dom oder der Speyrer Dom bei Niederschreibung dieser Stelle als architektonische Phantasmagorie vorgeschwebt, weiß ich nicht mehr. —

Ich erlaube mir aber an die Anklage die Gegenfrage zu richten, aus welchem Grunde sie bei der Erwähnung von Ministern, die ihrem erlauchten Herrn fanatische Religionsedikte zusouffliren, an preußische Minister denkt? Warum führt sie mir nicht die preußischen Minister namentlich an, die sie selbst im Sinne hat, und die ich nach ihrer Ansicht gemeint haben müßte? —

Daß ich bei dem Ausdrucke Berliner-blau an Berlin gedacht, will ich nicht in Abrede ſtellen, glaube aber keine Sünde gegen die politiſche Farbenlehre darin begangen zu haben.

Die Unhaltbarkeit der Incrimination zeigt ſich übrigens in der ganzen Faſſung dieſer Stelle. Wenn hier nur von Preußen die Rede ſein ſoll, wer iſt denn der preußiſche Kaiſer, der eine anmuthige Schauſpielerin auf den Thron erhebt? — Welcher preußiſche Herrſcher der neueſten Zeit führt das Epitheton „Groß?“ Und können etwa die Preußen auf den Namen Michel vor allen übrigen Deutſchen einen beſondern, ausſchließlichen Anſpruch machen? —

2) Unterthänige Reden S. 17.

— „Und jetzt! — Selbſt der unbedeu-
„tendſte Mitarbeiter an der literariſchen und
„Spenerſchen Zeitung kann ſchreiben und
„leſen; kein gebildeter Deutſcher und keine
„gebildete Deutſche kleidet ſich noch in Thier-
„häute, die Glacéhandſchuhe ausgenommen;
„ſie haben Gelegenheit Geiſt und Herz an
„Oper und Ballet, und ſogar an der An-
„tigone auszubilden; ſie können ihr Seelen-
„heil in dem Vereine zum hiſtoriſchen Chriſtus
„aſſecuriren, mit einem ſehr geringen mora-
„liſchen Prozentſatze, ſie können — um es
„mit einem Worte auszudrücken — in
„Berlin leben, wo der Weltgeiſt ſich zur
„Ruhe begeben und ſeine Penſion in Frieden
„verzehrt.“

Die Anklage hält mir vor, daß in der Erwähnung des Vereins zum historischen Christus eine Verspottung der Anordnungen im Staate liege.

Existirt in Preußen ein Verein zum historischen Christus? —

3) Unterthänige Reden S. 18—19.

„Vergleichen wir bloß unsern Staat, wie „er vor dem Jahre 1806 war, mit seiner „jetzigen Gestalt. Damals erhielt jeder deut„sche Krieger, der für Gott, König und „Vaterland ins Feld zog, ohne portepee„fähig zu sein, seine 25 Stockprügel aus „dem Pfeffer, sobald er den Zopf nicht recht „gewickelt oder mit den gestreckten Beinen „beim Parademarsch um eine halbe Linie

„vom Exercierreglement abwich; damals hatte
„die Staatszeitung keine Rubrik: „Inland,"
„worin jedem guten Unterthanen die kleinen
„und großen Hofplaisirs aufs Ausführlichste
„erzählt und ihm gar die strengste Rechen-
„schaft abgelegt wurde von Stolpe, Star-
„gard und der Insel Tschusan; damals hatte
„kaum der hundertste Mensch einen Orden und
„kaum der fünfzigste einen Rathstitel — und
„jetzt? — Der Krieger bekommt regelmäßig
„seinen Sold und sein Kommißbrod und nur
„in gewissen Fällen Prügel; der Zopf ist
„gänzlich abgeschafft, wie der langsame,
„langgestreckte Parademarsch; die Staats-
„zeitung ist sehr interessant; jeder fünfte
„Mensch hat einen Orden, und jeder zweite
„die Aussicht darauf, und überhaupt gibt's

„keinen nur einigermaßen loyalen Unterthanen, der sich nicht zum Rathstitel qualificirte."

Die Anklage hält mir vor, daß „durch die Art und Weise, wie der Staatszeitung erwähnt worden, daß sie namentlich nur uninteressante (statistische) Nachrichten liefere, ein Tadel der Censurmaßregel des Staats, und durch die Bemerkung, daß jetzt jeder fünfte Mensch einen Orden besäße, und jeder einigermaßen loyale Unterthan sich zum Rathstitel qualificire, eine Verspottung der Anordnungen des Staates in Bezug auf Ordens- und Charakterverleihungen ausgesprochen sei."

Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die Censur an der perennirenden Langenweile und

Gehaltloſigkeit der Staatszeitung (gegenwärtigen Preußiſchen Allgemeinen Zeitung) völlig unſchuldig ſei, was ſich ſchon daraus ergibt, daß die Cenſur nicht im Stande war die beſſern preußiſchen Zeitungen zu zwingen, trivial zu ſein. Ich verweiſe auf die untergegangene Rheiniſche Zeitung, auf die Kölner, Aachner, Königsberger, Voſſiſche, Magdeburger u. a. Zeitungen mehr.

Uebrigens würde ich, wenn ich dieſe Vorleſungen jetzt geſchrieben hätte, an der „Allgemeinen Preußiſchen Zeitung" das Feuilleton intereſſant gefunden haben, das ſehr oft ſehr lächerlich und amüſant iſt.

Orden ſind ſchon öfter, ſelbſt unter Cenſur, Gegenſtand der Satire geworden, ebenſo

Rathstitel. Ich verweise auf das „Ordens-Capitel“ in meinen „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unsrer Zeit,“ welche in vier Auflagen unter Königsberger Censur, freilich im Jahre 1842 gedruckt wurden, und meinetwegen auch auf „die deutschen Kleinstädter von Kotzebue,“ in welchen das Titulaturwesen sehr lächerlich gemacht wird.

4) Unterthänige Reden S. 25—26.

— „Denn steht der Mann unter dem „Pantoffel seiner Frau, so wird er schon „mit zahmer Demuth den allergnädigsten „Zuchtpantoffel seiner von Gott eingesetzten „Regierung zu küssen sich bequemen; ist der „Mann der Despot seines Weibes, so

„weiß er den Werth der Despotie zu schätzen,
„und er wird daher der unbeschränkten Des-
„potie der Administration um so bereitwil-
„liger gehorchen, als es ihm daran liegen
„muß, das Princip der Herrschaft für sein
„Haus aufrecht zu erhalten." —

Es wird mir Seitens der Anklage mitgetheilt, daß in dieser Stelle die Insinuation liege, „daß unsere Regierung durch das zu gebende Ehescheidungsgesetz, die Unterthanen zu willenlosen Maschinen des Despotismus herabzuwürdigen beabsichtige."

Gut, daß ich die kräftige Prosa, in welche die Anklage die incriminirte Stelle frei zu übersetzen vermeinte, nicht zu vertheidigen

brauche. Ich waſche meine Hände in Unſchuld und beharre auf meinem Satz, wie ich ihn ausgedrückt habe.

Daß ich ſelbſt, als Schriftſteller, mit der Logik des von mir geſchaffenen Phantaſie-Staatsmannes nicht einverſtanden ſei, daß ich an die Möglichkeit eines ſolchen politiſchen Pantoffelregiments nicht glaube, geht ja daraus hervor, daß ich dieſe Anſicht der Bornirtheit ſelbſt in den Mund gelegt. — Das Recht des Humors aber ein nicht exiſtirendes, ſondern erſt zu gebendes Geſetz, welches die Aufmerkſamkeit des Tages auf's lebhafteſte beſchäftigte, zum Stoff einer humoriſtiſchen Phantaſie zu machen — dürfte ſelbſt die Anklage einräumen.

5) Unterthänige Reden S. 42—43.

— „Möglich auch, daß ein geheimer „Polizeirath sich als künftiger Fouché „Preußens pouſſiren wollte, indem er vor„ſchlug, die Carrikatur frei zu geben, um „dadurch recht pfiffig das Volk zu veran„laſſen, in den neuen Künſtlern und Kunſt„freunden ſeine wahre Stimmung den Be„hörden zu denunciren, und zwar auf offnem „Markte, vor den Kunſtläden, wo die Be„ſchauer gleich in Maſſe zu beobachten und „zu notiren ſind, was bei typographiſchen „Erzeugniſſen nicht leicht möglich iſt. Man „würde überdies aus den Zerrbildern, welche „die entfernteren Provinzen liefern, ſicherlich „mehr über den dort herrſchenden Geiſt er„fahren, als von jenen geſchäftigen Spürern

„und geheimen Berichterſtattern, welche ge-
„wöhnlich, durch ihre eigne Bornirtheit my-
„ſtificirt, Dinge erzählen, die an naiver Einfalt
„den älteſten Dichtungen der Urzeit nicht
„nachſtehn. — Möglich aber und wahrſchein-
„lich iſt es, daß man den durch harte Preß-
„beſchränkungen ſchwer gefährdeten Ruhm der
„freien Intelligenz, welchen Preußen immer
„für ſich vindicirt hatte, wie ehemals die
„längſten Grenadiere Europa's, durch eine
„Bilderpreßfreiheit — gewiſſermaßen durch
„eine optiſche Täuſchung — auch noch
„ferner beanſpruchen wollte. Kurz das Un-
„glaubliche geſchah! Eine neue Freiheit, welche
„nicht einmal in der Bundesacte verheißen
„iſt und um welche das Volk niemals aller-
„unterthänigſt petitionirt hatte, wurde aus

„eignem, großmüthigen Antriebe dem Moloch „Zeitgeiſt als Opfer in die Arme gelegt."

Ich werde befragt, ob ich nicht fühle, „daß es ein ehrenrühriger Angriff auf die Regierung ſei, wenn derſelben untergelegt wird, daß ſie durch die Carricaturfreiheit die Stimmung des Volkes erforſchen, und die Stimmführer der Oppoſition auszuſpioniren beabſichtigt habe? ferner, daß ſie gewiſſermaßen durch eine optiſche Täuſchung dem Volke eine Freiheit gewährt habe, um welche daſſelbe niemals gebeten, um es für die Entbehrungen anderer, reeller Freiheiten blind zu machen?" —

An einen Gegenſtand, den der Humor ergreift, ſchießen unwillkührlich die bunteſten

Geſtalten wie Criſtalle an. So gruppirten ſich in meiner Phantaſie auch um das Thema der Carricaturfreiheit die wunderlichſten Geſtalten und Carricaturen, die ich nicht abzuwehren im Stande war: Hengſtenberg, Nebukadnezar, Philiſter, Baalspfaffen, Schelling, Harmonie der Sphären, Geheimer Polizeirath, Grenadiere u. ſ. w., wie man das Alles finden wird, wenn man die incriminirte Stelle von da zu leſen anfängt, wo ſie, dem Zuſammenhange nach, eigentlich anfangen ſoll. Warum greift ſich die Anklage unter dieſem bunten Phantaſievolke den geheimen Polizeirath heraus, um gerade dieſen zum Repräſentanten der Regierungsabſichten zu machen? Dieſer Polizeirath, welcher die Carricatur zum Mittel die Meinungen auszufor-

ſchen vorſchlägt, iſt ein capitaler Narr, den die Regierung, wenn er ihr einen ſolchen Vorſchlag gemacht hätte, ſicherlich gehörig zurecht gewieſen haben würde. — Wer iſt aber dieſer Polizeirath? — Fragt doch Tieck, wer Prinz Zerbino, fragt Hoffmann, wer Kater Murr, fragt Chamiſſo, wer Peter Schlehmihl, fragt Göthe, wer der Gerichtsrath in ſeiner „Natürlichen Tochter" ſei; wenn dieſe alle auf Eure Fragen eine Antwort geben können, kann ich's auch. —

Daß die freie, uncenſirte Carricatur, neben der cenſirten Preſſe ein optiſches Phänomen bildete, welches für die Menge, die rückſichtlich ihrer Freiheitsanſprüche nicht blos das *„pars"* ſondern das *„particula pro*

toto“ gelten läßt, leicht zur optischen Täuschung sich gestalten konnte, wird man nicht in Abrede stellen.

6) Unterthänige Reden S. 44—45.

„Anfangs hatte man in Berlin gar nichts „gegen den humoristischen Sommernachtstraum „des Volks, in welchem manchem Staats-„Clown plötzlich ein Eselskopf mit Zubehör „aufgesetzt wurde; selbst die gelangweilten „Kammerjunker hatten ihre Freude an dem „muthwilligen Kobolds[spuck]. — Aber, als „die bildliche Thiermetamorphose so stereotyp „sich gestaltete, daß nicht allein das Volk „zuletzt die Fabel für Wahrheit nahm, son-„dern die carrikirten Persönlichkeiten sogar „an sich selbst irre wurden; als einmal ein

„Hochgeſtellter im Collegium während eines „intereſſanten Vortrages über „Privatflüſſe“ „(welche nicht mit Rheumatiſmen zu verwech„ſeln ſind) ſich plötzlich an ſeinen beſternten „Nachbarn mit Zettels Worten wandte: „„„Kratz mir den Kopf, Bohnenblüthe!““ — „als jedes Schaufenſter der Kunſt und Buch„handlungen ein Pasquino wurde, und jeden „Morgen ein neues Zerrbild mit dämoniſchen „Armen in die Wirklichkeit hineingriff; als „in der That ein eigenthümlicher *orbis pic„tus* in Preußen entſtand, worin das Volk „von neuem leſen konnte, und ſich bald recht „gut jene Schaafe und Böcke, jene Hengſt„centauren, das auf Baumſtämmen und grü„nen Tiſchen herumhüpfende Eichhörnchen, „den gefeſſelten und befreiten deutſchen Mi-

„chel, den verzweifelnden Böttcher, dem alle „Reife während der Arbeit vom gährenden „Inhalte ſpringen, u. dgl. m. lebendig ver„anſchaulichen konnte; beſonders aber als das „Volk nicht mehr darüber lachte, ſondern „ernſt zu werden anfing, über die kecken Skiz„zen der Wahrheit — da mußte der freund„liche Bilder-Liberalismus von oben her ſich „ſelbſt wieder widerrufen, wie das auch mit „ſo vielen andern kleinen und großen Zuge„ſtändniſſen an den Zeitgeiſt geſchehen iſt. — „In dem Buche der Könige wiederholt ſich „ſtets die Geſchichte des Edikts von Nantes.“

Es wird mir vorgehalten, „daß die Bemerkung, wie die Regierung genöthigt geweſen ſei, die Cenſurfreiheit für bildliche Dar-

ſtellungen zu widerrufen, weil das Volk ernſt oder mißvergnügt (welches letztere man wohl unter der Bezeichnung ernſt zu verſtehen berechtigt ſei) zu werden angefangen habe, insbeſondere aber der Vergleich dieſer Regierungsmaaßregel mit dem Edikt von Nantes, welches zu ſo blutigen Bürgerkriegen in Frankreich Veranlaſſung gegeben, wohl geeignet ſei, Mißvergnügen und Unzufriedenheit bei den Leſern hervorzurufen."

Mit dem Ausdruck: „daß das Volk ernſt zu werden anfing," meine ich — daß das Volk keinen Spaß verſtehen konnte, und daß mithin die Karrikaturfreiheit, welche nicht für den Ernſt, ſondern für die Aufheiterung des Volks beſtimmt war, ihren Zweck verfehlte.

Die Deutſchen haben keinen rechten Sinn für Carrikaturen, iſt ſchon oft behauptet worden. „In dem Buche der Könige (d. h. in der Weltgeſchichte) wiederholt ſich ſtets die Geſchichte des Edikts von Nantes“ d. h. kömmt es oft vor, daß ein erlaſſenes Geſetz zurückgenommen wird. Ich ſcheue mich ſonſt vor keinem kühnen Bilde, aber den „blutigen Bürgerkrieg,“ welchen die Aufhebung des Edikts von Nantes in Frankreich, nach der irrthümlichen hiſtoriſchen Bemerkung des Anklägers verurſacht haben ſoll, mit den etwanigen Folgen der Aufhebung des Carrikaturedikts zu vergleichen, wäre mir doch zu pyramidal. Ich glaubte ſelbſt nicht einmal an eine Empörung der preußiſchen Lithographen wegen Aufhebung der Carrikaturfreiheit, die

ſie am ſchwerſten traf, geſchweige denn an einen allgemeinen preußiſchen Carrikatur-Bürgerkrieg. Eben ſo wenig glaube ich, daß, mit Ausnahme des Anklägers, auch nur ein einziger meiner Leſer über dieſer Stelle unzufrieden und mißvergnügt geworden wäre.

7) Unterthänige Reden S. 46—49.

„Eines Tages aber war in der Geſetz-
„ſammlung zu leſen, daß die Bilderfreiheit
„gänzlich aufgehört hätte, weil ſich Freiheiten
„überhaupt für Deutſchland nicht ſchicken.“

„So iſt denn die kurze Lebensſkizze der
„Bilder- und Carrikaturfreiheit ſelbſt eine
„Carrikatur geworden, die eine ernſte Moral

„enthält für die Bureaufölöner des Staates und „eine tröſtliche für das Volk. — Sie zeigt, daß „der *status quo* an ſeinem wunden Flecke, der „auch die mildeſte Form des Freimuths, näm„lich die humoriſtiſche, nicht mehr ertragen „kann, bald verbluten muß, und daß der „Genius der Völker zugleich die Nemeſis ih„rer Despoten iſt. Sie zeigt, daß der Zeit„geiſt ſich Nichts von ſeinen Forderungen „abfeilſchen läßt, vielmehr verlangt er, ſo „oft er wiederkehrt, für ſeine ſybilliniſchen „Bücher einen immer höhern Preis. — Der „hereinbrechende Geiſteslenz mit ſeinen Trie„ben und Sproſſen, ſpottet Euer, die ihr mit „erſtarrten, kraftloſen Händen den grämlichen „Winter feſtzuhalten ſuchet. — Ihr legt die Art „an die heilige Eiche von Dodona, damit ſie

„dem Volke nicht ferner ihre Orakel zurau-
„ſche, und ſeht! Das verkrüppelte Vſop
„flüſtert den Bedrängten die Freudenbotſchaft
„entgegen, und aus dem brennenden Dorn-
„buſche wird den Nationen das Evangelium
„der Freiheit verkündet. — Ihr haut auch
„dieſen nieder; allein die Lerche wirbelt aus
„dem blauen Aether ihre Marſeillaiſen der
„aufhorchenden Erde zu. Ihr verjagt auch
„die Lerche aus ihrem Himmel, durch vielen
„Kanonen- und Trommellärm, oder ſchafft
„ſie auf der Eiſenbahn unter Polizeibeglei-
„tung fort; allein aus Euren eignen Stamm-
„baumswäldern verhöhnt Euch der Kuckuck,
„und ſein Ruf zeigt, daß der *status quo*
„nicht lange mehr zu leben hat. — Macht
„was Ihr wollt, Ihr entflieht nicht Eurem

„eignen Schatten, und selbst im stummen „Fische werdet Ihr mit Entsetzen Euren „geopferten Polykratesring wiederfinden. — „Ist es nicht thöricht, den ganzen Staat zu „einem Dionysiosohr zu machen, um die „öffentliche Meinung zu behorchen, da Ihr's „doch viel bequemer und billiger haben „könntet? Gebt die Presse frei, und die „öffentliche Meinung wird sich Euch mit „offnem Worte selbst denunciren, und ihre „Glaubenslehren vor Eurem Richterstuhle und „vor Millionen Zeugen laut bekennen. Ihr „thut es nicht, weil Ihr der Freiheit nicht „ins helle Auge sehen könnt, weil Ihr fürchtet, „von ihr gerichtet zu werden, die Ihr richten „wollt, und — weil ihr die Wahrheit lieber „behorcht als hört!" —

„Aber ſeid doch wenigſtens auf der Neige „Eures Lebens redlich; ſeid würdige Greiſe „und nicht kindiſche; treibt nicht das gefähr„liche Spiel, jene hofſchlaue Koketterie mit „dem Zeitgeiſte, damit die Nachwelt über „Euch nicht lache, ſtatt Euch zu bekla„gen. — Warum ſcheut Ihr Euch, Euren „Gott zu nennen, den Ihr der Welt durch „Amtsblätter aufdringen möchtet, den Gott „Eures Erzvaters Wöllner, der ein eifer„voller Gott iſt und heimſucht die Sünden „der Väter bis ins dritte und vierte Ge„ſchlecht? — Sprecht es doch offen aus, „daß der Geiſt Nichts ſei als der Helot „der Büreaukratie, der für die etatsmäßige „Kommißaufklärung das Holz und das Waſſer „herbeiſchleppen muß, und daß es ein ſtraf-

„barer Volksaberglaube ſei, dieſen Sklaven „für einen Heiland zu halten, der das Mär„tyrthum mit ſeinen lieben Menſchen theilt, „um ſie dereinſt von ihren Drängern zu „erlöſen?“ —

„Dem Herrn Walesrode wird“ (ich laſſe das Protokoll ſelbſt ſprechen), da er verlangt, daß ihm das Strafbare in dieſem Paſſus nachgewieſen werden ſoll, eröffnet, daß die Betrachtungen, welche er an die Allerhöchſte Cabinetsordre vom 3. Februar 1843 „„über die Verbreitung von Carrikaturen, Zerr- und Spottbildern““ (Geſetzſammlung S. 24.) knüpft, wonach er das Streben der Regierung als eine kraftloſe Oppoſition gegen die Forderungen des Zeitgeiſtes, denen ſie doch endlich erliegen müſſe,

ſchildert; wonach er ferner einzelne Maaßregeln derſelben, z. B. die Ausweiſung des Sängers des Liedes: „die Lerche wars, nicht die Nachtigall" (Georg Herwegh) perſifflirt; endlich laut zur Bewilligung der Preßfreiheit auffordert, um dem Spionirſyſtem, welches bis jetzt gegolten, ein Ende zu machen, und zum Schluſſe der Regierung eine pietiſtiſche Richtung vorwirft, welche ſie dem Volke aufdringen möchte, ohne doch den Schein des Schutzes der freien Intelligenz zu opfern — wohl nur ein frecher, unehrerbietiger Tadel der Landesgeſetze genannt werden können, welche nur zugleich Mißvergnügen der Bürger erregen."

Nicht an die Cabinetsordre vom 3. Febr. 1843; ſondern an „die kurze Lebens-

Skizze der Bilder und Carrikatur-freiheit" habe ich meine Betrachtungen geknüpft, welche durchaus allgemeiner Natur sind, so allgemein wie die Moral hinter der Fabel. Ich spreche von „Büreau-söldnern," d. h. von Beamten, welche sich nur als Söldner des Staates, nicht des preußischen Staates betrachten. Ich habe nicht das Streben der preußischen Regierung als eine kraftlose Opposition gegen die Forderungen des Zeitgeistes geschildert, sondern das jeder *status quo*- d. h. Stillstandspartei, dieselbe mag sich finden wo sie wolle. Unter den „einzelnen Maaßregeln der Regierung," die ich, nach Meinung der Anklage perfiffliren soll, gehört z. B. die Ausweisung des Sängers: „die

Lerche war's, nicht die Nachtigall." Warum iſt die Lerche nun wieder gerade Herwegh, auf den die andern Bilder von Trommel- und Kanonenlärm gar nicht paſſen, da man doch jeden Dichter dichteriſch ſo nennen durfte, auch wenn er kein Lerchenlied geſungen? Sind nicht, wie ſchon oben bemerkt, auch andre Dichter und Schriftſteller ausgewieſen worden? — Und wenn wirklich hier zum Allgemeinen der beſondere Fall mit Herwegh als Beitrag gegeben worden wäre? Was könnten ferner die andern perſifflirten preußiſchen Regierungsmaaßregeln ſein? Etwa die Artſchläge auf die heilige Eiche von Dodona? Das Niederhauen von verkrüppeltem Yſop und dem „brennenden Dornbuſch?" — Und wo ſteht denn eigentlich

etwas von der preußiſchen Regierung überhaupt? Beſitzt die preußiſche Regierung auch „Stammbaumswälder?“ —

„Ich fordere laut zur Bewilligung der Preßfreiheit auf,“ wirft mir die Anklage vor, „und werde nie aufhören, ſie laut zu fordern,“ ſetze ich hinzu. Iſt das Fordern ein Verbrechen, oder das laute Fordern? Leiſes Fordern iſt: Betteln, und Betteln iſt verboten.

„Um dem Spionirſyſtem, welches bis jetzt gegolten, ein Ende zu machen;“ ich ſage: damit die öffentliche Meinung in dem leiſen vorſichtigen Auftreten der cenſirten Preſſe nicht länger behorcht ſtatt gehört werde, und ſage das von allen mir bekannten und

unbekannten Staaten, in welchen die Presse unter Botmäßigkeit der Censoren steht.

Nicht irgend einer Regierung als solcher werfe ich den Pietismus vor, welcher den Zeitgeist mit Phrasen täuschen will," sondern den Regierungs-Pietisten, und wiederum nicht bloß den preußischen Pietisten.

„Weiß ich doch selbst, daß in seinem Vaterlande die Tartüffe im Besitze aller Stellen sind," und „der Teufel traue den Frommen," diese beiden Stellen aus Molieres Tartüffe, wurden, wie uns vor kurzem preußische Zeitungen berichteten, und wie unsre Provinzialblätter es ihnen nachdruckten, in Berlin, bei der jüngst stattgefundenen Aufführung des genannten Stückes,

mit „stürmischem Applaus“ aufgenommen. Das ist allerdings eine starke Bezüglichkeit auf heimischen Pietismus; aber die censirten Zeitungen haben's gebracht.

Es wird mir vorgehalten, daß meine Auslegung des Wortes „Büreaubölbner“ nicht stichhaltig wäre, „weil einzelne Reactions-Männer nicht die Presse frei geben könnten, sondern, daß dies nur ein Attribut der mit der Regierungsgewalt bekleideten Personen, oder, mit einem Worte, die Regierung selbst sei.“ —

Ich bediente mich in dem Ausdrucke: „Gebet die Presse frei!“ derselben rhetorischen Formel, deren sich Archimedes in seinem Satze bediente: „Gebt mir einen

Punkt, auf dem ich ſtehe, ſo will ich die Welt aus ihren Angeln heben!“ — Archimedes wußte ganz gut, daß ihm Niemand dieſen Punkt geben werde. —

8) Unterthänige Reden S. 56—58.

„In unſerm intelligenten Staate bedient „man ſich nämlich nicht bloß der gewöhn„lichen, dämpfenden Hausmittel, um Auf„wallungen im Blute des Volkes zu be„ſchwichtigen, als da ſind: Gensd'armen, „Hausvogteien, Bücherconfiscationen, Zei„tungsverbote, Cenſur, Daumſchrauben, lite„rariſche Zeitungen u. dgl. m., ſondern auch „der vom *status quo* beſoldeten Philoſophie, „deren Aufgabe es iſt, ſowohl jedem wich„tigern Geſetze, als auch jeder Polizeiverfü„gung eine metaphyſiſche Unterlage zu geben

„und auf ein philoſophiſches Prinzip zurück-
„zuführen, durch welchen Prozeß unſre ſoge-
„nannten garantirten Zuſtände entſtehn.
„Dieſe vom Staate patentirte Philoſophie
„wird als Rattengift gegen demagogiſche
„Umtriebe benutzt, und die conceſſionirten,
„literariſchen Kammerjäger treiben damit ihren
„Kleinhandel. — Lange ſtreute man die
„hegelſche Philoſophie als ſolches Rattengift
„aus in den Hörſälen und ſogar in den
„Conſiſtorien. — Man machte Einreibungen
„von Hegel'ſcher Philoſophie in die Ueber-
„züge der Staatsrathsſeſſel, in die Talare
„der Generalſuperintendenten, in ſämmtliche
„Armeeuniformen, in die 24 Bücher von
„Kamptz und in die 365 Nachtmützen des
„deutſchen Michels, um dieſe ehrwürdigen

„Erbſtücke vor dem Rattenzahne der Zeit
„zu ſchützen; und noch vor Kurzem ſogar
„hat die Staatszeitung den Anachronismus
„begangen, den bekannten Entwurf einer
„neuen Eheſcheidungsordonnanz mit etwas
„Hegel zu verſetzen.“ —

„Allein eines Tages entdeckte man, daß
„die Hegelſche Philoſophie nicht Gift, ſon-
„dern reiner Zucker für den um ſich grei-
„fenden Freiheitsſinn wäre. Das Penta-
„gramm, mit welchem man den gefürchteten
„Geiſt von der Schwelle abhalten wollte,
„war ſchon längſt zernagt, und nicht bloß
„von Katheder und Kanzel predigte der neue
„Geiſt, ſondern ſelbſt im Staatsrathe hörte
„man mit Grauſen ſein mephiſtopheliſches

„Lachen. Der *status quo* hatte die Schlange „an ſeinem Buſen genährt, welche das grau „theoretiſche Deutſchland heimlich die ver„führeriſche Frucht vom Baum der Erkennt„niß koſten ließ. — Man entdeckte mit Ent„ſetzen, daß die Hegel'ſche Philoſophie ein „vollſtändiger Revolutionsconvent ſei, mit „Sumpf, Thal und Berg, und daß ſelbſt „in Berlin die terroriſtiſchen Denkguillotinen „unausgeſetzt in Bewegung waren, um die „Maximen des abſoluten Stillſtandes zu „köpfen. Es iſt unglaublich, wie viele „abſurde Dogmen von den drei Hegel'ſchen „Schreckensmännern Strauß, Feuerbach „und Bruno Bauer hingerichtet, und wie „viel ultraſervile politiſche Lehren durch den „kecken Ruge, der mit ſeinem literariſchen

„Fallbeile von Halle nach Leipzig wanderte,
„in Anklageſtand verſetzt und verurtheilt wor-
„den ſind. — Die beſtürzten Männer des
„Stillſtandes wollten ſich aus Verzweiflung
„das Haar ausraufen und machten noch
„beſtürzter die Entdeckung, daß ſie dies mit
„dem Kopfe ſchon längſt verloren hätten. —
„Die Berliner Frommen flüchteten ſich in
„paniſchem Schreck über dieſe geiſtigen Sep-
„tembriſeurs, in die evangeliſche Kirchenzei-
„tung, in welcher ſie auch das letzte noch
„nicht mit Brettern vernagelte Fenſter ver-
„barrikadirten oder in den Verein zum
„hiſtoriſchen Chriſtus. — Sich von hier aus
„mit denſelben Waffen zu vertheidigen, mit
„denen ſie angegriffen wurden, nämlich mit
„geiſtigen, dazu hatten ſie nicht den Muth

„und nicht das Vertrauen zu ſich ſelbſt.
„Sie zogen es vor die Verdammungs-Bulle:
„*In coena Domini*“ gegen die Ketzer zu
„verleſen, und die Gensdarmen über ſie zu
„ſchicken. Wir kennen das Schickſal der
„genannten Männer und ihre Lehren.“ —

Nachdem ich im Verhör protokollariſch erklärt, daß in dieſer Stelle der Kampf zweier philoſophiſchen Schulen humoriſtiſch geſchildert worden; daß die Verdammungsbulle: *In coena domini* nicht gerade von der preußiſchen Regierung gegen die philoſophiſchen Ketzer verleſen zu werden braucht, daß vielmehr die Hengſtenberg'ſche evangeliſche Kirchenzeitung eigentlich das Geſchäft ſolcher ſolennen Verfluchungen habe,

daß das Requiriren von Polizei und Gendarmen auch auf dem Gebiete der Philoſophie vorkäme, z. B. in dem Schelling-Paulus'ſchen Streit, daß Strauß und Feuerbach keine Gelegenheit hatten in Conflict mit der preußiſchen Regierung zu kommen — überlaſſe ich getroſt, ohne weitere Auseinanderſetzung dieſe ganze Stelle dem literariſchen Gefühle meiner Richter. Ich glaube nicht, daß ein einigermaßen freiſinniger Cenſor dieſer humoriſtiſchen Schilderung der bekannten philoſophiſchen Vorgänge in Berlin ſein Imprimatur verweigern, oder im Fall es doch geſchähe, daß das Obercenſur-Collegium in Berlin ſein Verfahren gut heißen würde.

9) Unterthänige Reden S. 64.

— „In München war Schelling groß; „dort ruhte er ſicher auf den Lorbeeren, welche „ſeine ehemaligen, geiſtigen Thaten ihm „errungen; aber ſein tragiſches Schickſal „führte ihn nach Berlin, um ihn zur Carri„katur der unglücklichſten Reactionspolitik zu „machen. Aus ſeiner Lehre von den Po„tenzen wird die impotente Berliner „Maaßregelwirthſchaft keine neuen Kräfte „ſaugen. Für die Wiſſenſchaft iſt Schelling „bereits ein Mythos geworden, und wir „werden es bald erleben, daß uns durch die „Amtsblätter der Glaube an den hiſtori„ſchen Schelling befohlen wird."

Es wird mir vorgehalten, „daß in dieſer Stelle ein boshafter Angriff auf die Regie-

rungshandlungen überhaupt, welche mit dem Ausdrucke: „impotente Berliner Maaßregelwirthschaft" abgefertigt werde, als insbesondere auf die Ernennung Schellings zum Professor der Philosophie in Berlin zu finden sei, auch die Anspielung auf den Verein zum historischen Christus, welche in den Worten: „der Glaube an den historischen Schelling" liegt, wohl deutlich die Tendenz verrathe, Verfügungen des Ministerii, welches jenen Verein genehmigt hatte, lächerlich zu machen."

Außergewöhnliche Regierungshandlungen in außergewöhnlichen Fällen, werden in der officiellen Sprache eher Maaßnahmen als Maaßregeln genannt. Jedenfalls kann die Regierung weder auf den einen noch auf den

andern Ausdruck ein besonders Vorrecht begründen. Auch die Anhänger einer geistig gedemüthigten philosophischen Schule könnten zu Maaßregeln ihre Zuflucht nehmen. Die Impotenz ist ein Uebel, mit welchem besonders distinguirte Personen, physisch wie moralisch, in letzter Beziehung jedoch auch Gesellschaftsclassen, Richtungen, Ansichten ꝛc. behaftet sein können. — An welche Impotenz denkt die Anklage? — Warum zieht sie's, da hier doch von einem philosophischen Charakter die Rede ist, nicht vor, an den Berliner philosophischen oder literarischen *status quo* zu denken, dessen impotente Maaßregeln gegen den radicalen Kriticismus der Junghegelianer gerade in diesem Abschnitte geschildert worden? Schelling gehört zu den

öffentlichſten Charakteren Deutſchlands. Seine Berufung nach Berlin war ein Phänomen, das zu beſprechen eben ſo erlaubt ſein muß, wie etwa, ***sans comparaison***, die Anſtellung einer neuen Prima Donna beim Hoftheater. Dieſe wird durch den Titel Königliche Hof- und Kammerſängerin gewiß nicht einen beſondern Schutz gegen die Stimmen der Kritik zu beanſpruchen haben, eben ſo wenig als die Königliche Hoftheater-Intendanz der öffentlichen auch nachtheiligen Beurtheilung ihrer neuen Acquiſition auszuweichen im Stande ſein wird.

Es wird mir hierauf erwidert, daß die Anklage zu der eben von ihr ausgeſprochenen Anſicht berechtigt ſei 1) durch die Vorrede

zu meinem Buche, „welche die Tendenz des ganzen Werkes als eine Oppoſition gegen die Staatsſchmiede bezeichnet, die die deutſche Freiheit in Feſſeln ſchlagen wolle; 2) durch die Erwähnung der Amtsblätter, „in der incriminirten Stelle, als eines Organs der Regierung."

ad 1) werde ich mich bei Beſprechung der Vorrede erklären,

ad 2) verweiſe ich abermals auf das Verfahren der Reactionsphiloſophie, ſich unter den Schutz der Gendarmen und Polizei zu ſtellen, und ſich durch die „Amtsblätter" Geltung zu verſchaffen. Als „eines Organs der Regierung" hab' ich der Amtsblätter nicht erwähnt.

Der „Glaube an den hiſtoriſchen Schelling“ ſoll eine Anſpielung auf den Verein zum hiſtoriſchen Chriſtus ſein, und die Tendenz verrathen, die Verfügungen des Miniſterii, welches jenen Verein genehmigt hatte, lächerlich zu machen.

Warum bezieht ſich „hiſtoriſch“ nicht eben ſo gut auf den jetzt ſo grell hervortretenden Gegenſatz der philoſophiſchen und hiſtoriſchen Schule? Und wenn wirklich auf einen Verein zum hiſtoriſchen Chriſtus: iſt denn ein ſolcher thatſächlich ins Leben getreten? — Ich werde gefragt, ob es mir nicht aus den Zeitungen bekannt geworden iſt, „daß das Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten jenen Verein von Berliner

Studirenden gebilligt und gut geheißen habe, wenn gleich der Verein ſelbſt nicht zu Stande gekommen?"

Ich habe aus den Zeitungen erfahren, daß eine Clique Berliner Studioſen der Theologie, deren Richtung als eine durchaus pietiſtiſche bezeichnet wurde, einen Verein zum hiſtoriſchen Chriſtus zu begründen beabſichtigt und das Statut dem Miniſterium der Geiſtlichen Angelegenheiten vorgelegt hatte. Daß dieſes eine ſolche Verbindung gebilligt und gut geheißen, muß ich aus dem Grunde bezweifeln, weil der Verein gar nicht ins Leben getreten iſt, was gewiß geſchehen wäre, wenn er den Erwartungen des Miniſters ganz entſprochen hätte. Allein, ſelbſt wenn der Herr Miniſter der geiſtlichen Angelegen-

heiten diesen Verein gut geheißen hätte, ist der Beifall eines Ministers ein Landesgesetz oder eine Anordnung im Staate? Ja, gesetzt sogar der Verein existirte wirklich, seit wann werden denn Studentenverbindungen den Staatseinrichtungen gleich geachtet? Seit wann werden die Corpsburschen einer Borussia, Pomerania, Marchia, Lithuania ꝛc. zu den Beamten des Staats gezählt? —

10) Unterthänige Reden S. 78.

— „Hat die neueste Geschichte diesen letz-
„ten Umstand ignorirt, so mag sie ihre gu-
„ten Gründe gehabt haben; die spätern un-
„parteiischen Historiker Deutschlands werden
„es jedoch anerkennend zu würdigen wissen,

„wie vielen Antheil die Münchhauſens an „den Verſprechungen hatten, welche den Deut„ſchen nach den Befreiungskriegen gemacht „worden.“ —

Es wird mir inſinuirt, daß ich in dieſer Stelle „der Regierung vorgeworfen, daß ſie nach den Befreiungskriegen dem Volke Verſprechungen gemacht, die ſie nie erfüllt habe, und auch nie zu erfüllen geſonnen geweſen ſei, welche Behauptung gewiß Unzufriedenheit der Bürger zu erregen im Stande iſt.“ —

Der Regierung? welcher? — Von der preußiſchen iſt gar nicht die Rede, wie überhaupt nicht von Regierungen. Münchhauſen ſpricht hier blos von den Karls-

bader Beſchlüſſen, bei welchen er als Wahrheitskommiſſarius fungirt haben will.

Die Anklage hätte ſich übrigens nicht täuſchen laſſen ſollen durch die Erzählung eines ſo notoriſch bekannten Lügners, wie der Münchhauſen es iſt. Weiß ichs doch eben ſo gut wie der Ankläger und ganz Deutſchland, daß die auf dem Karlsbader Congreſſe dem deutſchen Volk gemachten Verſprechungen aufs Gewiſſenhafteſte gehalten worden ſind! Die ganze Münchhauſeniade hier — ich als Verfaſſer muß es am beſten wiſſen — iſt reine Windbeutelei, und ich wundere mich, wie die Anklage das Alles für baaren Ernſt anſehen und denunciren konnte! —

Die Anklage hat übrigens einen eigen-

thümlichen sanguinischen Begriff von der leicht zu erregenden Unzufriedenheit der deutschen Bürger. Die Karlsbader Beschlüsse können im August dieses Jahres bereits ihr 25jähriges Jubiläum feiern und in diesen 25 Jahren war Deutschland ruhig und zufrieden!

11) Unterthänige Reden S. 84—85.

— „Staatszeitungen können, genau ge„nommen, gar nicht lügen, sie mögen sagen „und drucken, was sie wollen. Gesetzt, z. B., „eine Staatszeitung behauptet: Deutschland „ist glücklich, oder Raupach ist größer als „Shakspeare, oder constitutionelle Verfassun„gen sind der Ruin der Völker, oder wir „haben vollständige Preßfreiheit, oder Herr „Gruppe ist ein großer Theologe und Ernst

„August ein zweiter Marc Aurel, ſo „braucht das Alles an dem Tage, an wel„chem die Zeitung ausgegeben wird, aller„dings noch nicht wahr zu ſein; allein am „nächſten Tage wird durch Cabinetsordre „oder Miniſterial-Reſcript befohlen, daß „Deutſchland glücklich, Raupach unſterblich, „Conſtitutionen verderblich ſein ſollen, daß „Herr Gruppe zum großen Theologen und „Ernſt Auguſt zum Marc Aurel ernannt „worden — und die Staatszeitung iſt glän„zend gerechtfertigt. Freilich mit der voll„ſtändigen Preßfreiheit iſt's ein wenig häck„lich; allein man gibt eine neue Cenſurin„ſtruktion und befiehlt, daß die Preſſe auf „dieſem Wege als ganz frei zu betrachten iſt, „und wer etwas dagegen hat, dem ſoll doch

„gleich — — doch, ich will nicht fluchen! „ich will nicht vergeſſen, daß ich Freiherr und „Mitglied des frommen Frauenvereins in „Berlin bin.“ —

Es wird mir vorgehalten, daß in dieſer Stelle eine Verſpottung der Landesgeſetze und Miniſterialerlaſſe liege, welche, nach meiner Behauptung extravagante Zeitungsnachrichten zu Geſetzen erhoben, „daß namentlich eine Verſpottung der Allerhöchſten Cabinetsordre vom 4. Februar 1843 (Geſetzſammlung S. 25) betreffend „die Cenſur der Zeitungen und Flugſchriften und die Genehmigung der vom Staatsminiſterium entworfenen Cenſurinſtruktion“ darin enthalten ſei, inſofern in der Cabinetsordre geſagt iſt, daß es der Wille

Sr. Majeſtät ſei, die Wiſſenſchaft und Literatur von jeder ſie hemmenden Feſſel zu befreien, und der Tagespreſſe innerhalb des ihr angewieſenen Gebiets, alle zuläſſige Freiheit zu geſtatten — während durch die incriminirte Stelle bei dem Leſer die Abſicht erweckt werde, daß jene königliche Verſprechungen illuſoriſch ſeien und durch die Cenſurinſtruktion ſelbſt widerlegt würden," —

Ich ſpreche hier von Staatszeitungen im Plural. Preußen hatte früher einmal eine Staatszeitung. — Die hier gegebene Charakteriſtik paßt auf ſämmtliche Staatszei-

tungen der Welt, die als beſoldete Organe zur unumſchränkten Dispoſition der Regierungen ſtehen. — Wenn in der Cabinetsordre vom 4. Februar 1843, deren wörtlicher Inhalt mir bei Niederſchreibung des incriminirten Satzes völlig unbekannt war, wirklich, wie die Anklage es zu Protokoll gegeben, geſagt iſt, „daß es der Wille Sr. Majeſtät ſei, die Wiſſenſchaft und Literatur von jeder ſie hemmenden Feſſel zu befreien, und der Tagespreſſe innerhalb des ihr angewieſenen Gebietes alle zuläſſige Freiheit zu geſtatten," ſo ſind ſolche Königliche Aeußerungen

geradezu Cabinetsbefehle, nicht, wie die Anklage ſagt, bloße Verſprechungen. Daß ein Königlich Preußiſches Staatsminiſterium einen ſolchen Königlichen Kabinetsbefehl durch eine im entgegengeſetzten Sinne abgefaßte Cenſurinſtruction nicht nur illuſoriſch zu machen, ſondern geradezu aufzuheben im Stande wäre, konnte mir gewiß nicht einfallen.

Auf die Frage: an welche Cenſurinſtructionen ich hier gedacht habe, bemerkte ich: an die Inſtructionen, welche die Cenſoren ſämmtlicher Staaten in denen die Preſſe noch unfrei iſt, zur Nachachtung erhalten haben. —

*

12) Unterthänige Reden S. 140—144.

Da ich glaube, daß meine über dieſe Stelle zu Protokoll gegebenen Erklärungen vollkommen genügen, ſo führe ich die Verhandlungen darüber aus den Akten wortgetreu an:

„Verhandelt beim Königlichen Inquiſitoriat.

Königsberg den 18. Mai 1844.

In der Unterſuchungsſache

wider Walesrode,

wird dem heute erſchienenen Angeſchuldigten eine fernere Stelle vorgehalten:

12. *pag.* 140—141.

„„Auch „die gute Sache" iſt ein Stich-
„„wort des ſogenannten langſamen Fort-
„„ſchritts. Der guten Sache wegen wollen
„„wir ſchweigen und es ruhig anſehen, wie
„„eine Zeitung nach der andern unterdrückt
„„wird, weil ſie auf der Seite des Volks
„„und des Rechts ſtanden; der guten
„„Sache wegen wollen wir's abwarten, bis

„„noch mehr Jugendlehrer verjagt werden,
„„weil ſie nach ihrem Gewiſſen und nach
„„ihrer Ueberzeugung, nicht wie Heuchler
„„lehrten; der guten Sache wegen wollen
„„wir nie eine Wahrheit ganz ſagen, ſon-
„„dern nur zu dreiviertel mittheilen, oder
„„zur Hälfte, oder lieber gar nicht, und
„„unſer ganzes Leben lang unter Vormund-
„„ſchaft bleiben, denn wenn wir etwas ſa-
„„gen, ſo ſchaden wir der guten Sache
„„u. ſ. w.““ —

und ihm angedeutet, daß das Aufreizende und Strafbare dieſer Stelle in der Behaup-

tung liege, wie die Regierung es nicht geſtatte, daß eine Wahrheit ganz geſagt werde, daß ſie Zeitungen, welche die Wahrheit geſprochen (auf der Seite des Rechts geſtanden) unterdrückt, — Jugendlehrer, die die Wahrheit gelehrt, verjagt habe. Er wird aufgefordert, diejenigen Zeitungsverbote und Abſetzungen von Jugendlehrern anzugeben, auf die er angeſpielt habe.

Herr Walesrode erwidert darauf:

Ich habe in dieſem Satze nicht die Maßregeln der Regierung charakteriſirt, ſondern die eigenthümliche Logik des langſamen

Fortſchritts im Allgemeinen, die langſamen Fortſchrittsmänner mögen ſich befinden, in welchem Lande ſie wollen. Soll der Schriftſteller nicht mehr einen ſo allgemein gehaltenen Satz ausſprechen dürfen? — oder ſoll er verantwortlich ſein für das Beſondere, das ſich die Anklage dabei gedacht?

Der Inquirent erwidert hierauf, daß die Stelle, wie ſie laute, nur ſo verſtanden werden könne, daß gewiſſe hiſtoriſche Thatſachen, (Unterdrückungen liberaler Zeitungsblätter, Verjagung liberaler Jugendlehrer) haben bezeichnet und getadelt werden ſollen, und daß nicht

hypothetiſch von der Taktik der langſamen Fortſchrittsmänner hier geſprochen ſei, weil eben der Zeitungsverbote und der Abſetzung der Jugendlehrer, als etwas wirklich Vorgefallenen erwähnt ſei.

Herr Walesrode entgegnet: Ich glaube mich durch die ſtyliſtiſche Erſcheinung dieſes Satzes, vor einer ſolchen nicht begründeten Auffaſſung desſelben völlig geſchützt. Habe ich den langſamen Fortſchritt mit Thatſachen zuſammengebracht, die allerdings nur von einer Regierung ausgehen können, ſo ſehe ich nicht ein, warum die Anklage hier an die

preußiſche Regierung denkt; denn ſo allgemein hier der beſchränkten Denkungsweiſe des langſamen Fortſchritts gedacht iſt, eben ſo allgemein müſſen hier ja auch die Thatſachen gemeint ſein, auf welche ſich die Logik dieſes langſamen Fortſchritts bezieht. Die Scene für dieſe Bemerkung iſt die ganze bewohnte Welt, allwo ſich eine ſolche Erſcheinung zeigen mag; oder wenn man durchaus den Schauplatz nach Deutſchland verlegen will (wie mir aus einigen Ausdrücken dieſer Vorleſung eben eingewandt wird), ſo mag der Leſer an jede beliebige Oertlichkeit denken, die

er, als hier paſſend, vor ſeiner Beobachtungsgabe verantworten kann.“

So weit wörtlich das Protokoll.

Ich werde befragt, welche Zeitungsverbote deutſcher Regierungen und welcher Fall der Abſetzung mir bei Niederſchreibung jener Stelle bekannt geweſen? —

Ich muß auf meine frühere Erklärung verweiſen, daß die Phantaſieen des Humors, welche dem flüchtigen Eindrucke des Tages ihren Urſprung verdanken, kein ſo glückliches Gedächtniß haben, als daß der Verfaſſer

ſpäter mit Sicherheit über die ſpeziellen Thatſachen, die ihm bei Abfaſſung einer Stelle vorgeſchwebt, eine publiciſtiſche Rechenſchaft ablegen könne.

Aus dieſem Grunde kann ich die weitere Inſinuation der Anklage, daß ich bei Niederſchreibung jener Zeilen ſpeziell an das Verbot der Rheiniſchen Zeitung, oder an das Verbot der Einfuhr der Leipziger Allgemeinen in die preußiſchen Staaten, oder an die Abſetzung Hoffmanns von Fallersleben oder an Bruno Bauer gedacht, nicht zugeſtehen.

13) Unterthänige Reden S. 149.

— „Sind nicht die meiſten offiziell ver-
„traulichen Mittheilungen der detachirten ſub-
„alternen Militär- und Civilbeamten an ihre
„Chefs und von deren Büreaux aus weiter
„bis zu den höchſten und Allerhöchſten Stellen
„der dienſteifrigſten gehelmen Aufſpürerei ſo

„ähnlich, wie ein rother Adlerorden 4. Klasse „dem andern?“

Die Anklage hält mir vor, „daß hierin eine Verdächtigung der Amtsthätigkeit der höchsten und niedrigsten Beamten im Preußischen Staat, denen ich das verächtliche Handwerk des Spionirens ansinne, zugleich mit der Andeutung, daß die eifrigen Spione mit Auszeichnungen, wie Ordensverleihungen belohnt werden, enthalten sei.“ — Ich entgegne darauf: Es ist bekannt, daß die detachirten subalternen (ich hätte sagen können, auch höhere) Civil- und Militärbeamte in

periodiſchen Zeiträumen an ihre Chefs über die Vorfälle und Zuſtände ihrer Stations-orte offizielle Berichte zu ſchreiben verpflichtet ſind. Selbſt ganz abſichtslos muß der trockenſte Schematismus eines ſolchen Rapports häufig den Charakter einer unwillkürlichen Denunciation annehmen; Der Abſicht aber iſt in dieſer Einrichtung ein gar weites Feld eingeräumt. — Daß eine ſolche Abſicht zum Denunciren bei uns nicht häufig vorkomme, habe ich im Verlaufe dieſer Note ſelbſt mit den Worten deutlich ausgeſprochen: „daß der bei weitem größere Theil der preußiſchen Beamten aus Ehrenmännern beſteht,

welche jede heimliche Angeberei und was dahin gehört, mit Indignation verabscheuen." Daß diese Rapporte aber auch der Absicht dienen, davon ist die öffentliche Meinung überzeugt (ich erinnere an mehrere Zeitungsartikel über diesen Gegenstand, welche keine Berichtigung gefunden) und auch eine Thatsache aus unserer Provinz mag einen Beweis liefern.

Vor einigen Jahren mußte der das Memeler Militär-Detachement commandirende Offizier abberufen werden, weil die dortige Kaufmannschaft, in deren Familien und Reffour-

cen jener Offizier gaſtfreundlich aufgenommen war, den offiziellen Rapporten an den kommandirenden General in Königsberg keineswegs zu einem ſtreng militäriſchen Stoffe diente. Durch welchen Zufall dieſe Art von militäriſcher Correſpondenz den Memelern bekannt geworden, weiß ich nicht, wohl aber zeigte die außerzeitige Abberufung jenes Offiziers, daß ſeine Stellung in Memel plötzlich eine unhaltbare geworden war. — Sr. Excellenz, der damalige commandirende General des 1. Armeecorps, Herr v. Wrangel, gegenwärtig commandirender General des pommerſchen Armeekorps, muß über dieſen Vorfall

die ſpeziellen Daten zu geben im Stande ſein. — Dies iſt das Faktum, auf das ich, als mir damals noch nicht genau bekannt, in meinen Verhören bloß hingedeutet. Es war im Werke aus Veranlaſſung des erzählten Vorfalls eine Petition, das geheime Rapportiren betreffend, an den letzten preußiſchen Provinziallandtag zu richten, eine ſolche iſt aber nicht wirklich eingereicht worden, wonach meine zu Protokoll gegebene Angabe zu berichtigen wäre.

Darf nun dieſe Einrichtung der offiziellen Rapporterſtattung, deren Weſen ſo leicht zu

unwillkürlichen Denunciationen führt, und welche der berechneten Angeberei, dem „verächtlichen Handwerke des Spionirens," wie's die Anklage ſelbſt mit Recht, ohne alle Schonung, nennt, Mittel und Wege bietet, nicht Gegenſtand des literariſchen Tadels werden? — Ja, iſt es nicht Pflicht des Schriftſtellers, der ſeine Feder den Mitbürgern und dem Vaterlande gewidmet, darauf aufmerkſam zu machen? — Wäre es nicht beſſer, wenn eine Einrichtung, die ſo leicht zum Mißbrauche führt, ganz aufhörte, oder doch wenigſtens ſo geordnet würde, daß ſie

einen ſolchen gefährlichen Mißbrauch unmöglich macht? —

Wenn die Anklage in dem Vergleiche mit dem rothen Adlerorden kein humoriſtiſches Bild gelten laſſen will, weil dieſe Stelle in den Noten, nicht im Texte vorkommt, ſo bemerke ich ihr, daß mein Humor, ſelbſt im trocknen Ernſt publiciſtiſcher Noten, mich nicht verläßt.

14) Unterthänige Reden S. 152.

„In einer Zeit, in welcher die brutale „Gewalt ſich auf's Entſchiedenſte gegen die „Berechtigung des Geiſtes erklärt hat, iſt „es nicht genug, liberal geſinnt zu ſein, man „muß auch den Muth haben, dieſe Geſin„nung unumwunden auszuſprechen, und für

„ſie ehrlich und offen in die Schranken zu „treten, ſowohl *parceque* als *quoique.*“

Die Anklage hält mir vor, daß der Vorwurf der Brutalität ſchon einer Privatperſon gegenüber eine ſchwere Beleidigung enthalte, wenn aber mit dieſem Vorwurfe Handlungen der Regierung und ihrer Organe belegt werden, ſo könne das nur ein frecher unehrerbietiger Tadel der Regierungsmaaßregeln genannt werden. Daß hier aber Maaßregeln der Regierung ſo haben bezeichnet werden ſollen, zeige die Verbindung, in welcher dieſer Satz mit dem folgenden ſtehe, wo von

den Eingriffen der Polizei ins Gebiet der Intelligenz die Rede sei; so daß wohl klar zu entnehmen, daß dieser ganze Angriff auf die Ausübung der Censurgewalt Seitens des Staats und der damit beauftragten Personen habe gerichtet werden sollen."

Ich spreche hier von einem Phänomen der „Zeit," ich werfe einen Blick auf die Karte von Europa, und meinetwegen auch auf beide Hemisphären. Die Zeit aber heißt für meinen Ankläger nun einmal die königlich preußische Zeit, so wie auf der Karte von Europa oder auf der Weltkarte für ihn nur

das Fleckchen exiſtirt, welches Preußen bedeutet. — Es mag zur Beruhigung der Anklage dienen, daß ich bei Niederſchreibung dieſer Stelle ſogar an die Schweiz gedacht haben könnte.

15) Unterthänige Reden S. 13.

„Denn es iſt bekanntlich ſtrenges bundes-
„tägliches Hausgeſetz, daß alle Feiertage,
„welche von den Siegen der Freiheit ihren
„Urſprung herleiten, mögen dieſe nun von
„andern Nationen, oder von den Deutſchen
„ſelbſt errungen ſein, dem lieben Vaterlande

„verſalzen werden. Daher datirt ſich auch „das liebliche Cenſurgeſetz des Jahres 1819 „vom 18. Oktober, dem Tage der großen „Völkerſchlacht bei Leipzig, daher datirt „ſich der Entwurf einer neuen Verordnung „über Eheſcheidung vielleicht, wenn auch nur „inſtinctmäßig vom Juli!“

Die Anklage will in dieſer Stelle nicht nur eine Beleidigung der Bundesregierungen überhaupt, ſondern insbeſondere eine Beleidigung der preußiſchen Regierung und eine Inſinuation finden, welche leicht beim Leſer Mißvergnügen gegen die Landesgeſetze und

Anordnungen im Staate hervorrufen können, während das Prädikat der „Lieblichkeit," das ich dem Censurgesetze vom Jahre 1819 gebe, eine Verspottung jenes Gesetzes involvire. —

Ein strenger Publicist würde den hier incriminirten Satz etwa mit folgenden Worten ausgedrückt haben: „Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß manche beschränkende Bundestagsverfügungen mit denkwürdigen Tagen aus der Geschichte zusammenfallen, wie z. B. die Censurverordnung vom Jahre 1819 sich vom 18. Oktober herdatirt." Denn warum sollte ein Publicist oder Histo-

riker nicht auf die eigenthümlichen Capricen der Geſchichte aufmerkſam machen dürfen? Dem Humoriſten muß es eben ſo erlaubt ſein, dieſe chronologiſche Bemerkung auf ſeine Weiſe zu machen. — Verbrecheriſch kann es nicht ſein, einer Cenſurordnung das Prädikat der „Lieblichkeit" beizulegen, wohl aber unpaſſend, wie es mir jetzt ſelbſt vorkommt. Ich nehme daher das Prädikat gern zurück. —

16) Unterthänige Reden S. 40—41.

„Wir wollen von dieſem Allen durchaus „keine erklärende Nutzanwendung auf unſre „eigne Carrikaturen-Freiheit und deren ſobald „eingetretenes leidiges Ende machen; umge- „kehrt, wir wollen uns vielmehr noch dar- „über wundern, wie ein chriſtlich-zerknirſchter

„fromm evangeliſcher Staat darauf gekom-
„men, die leichtfertige Carrikatur zu entfer-
„ſeln, während dem heiligen Ernſte des
„Gedankens das Wort entzogen; — warum
„man den freien Gottesgeiſt ans Kreuz ge-
„ſchlagen, während bocksfüßige Satyre und
„grinſende Waldgötter ihr keckes Spiel unter
„den Augen der Polizei treiben durften;
„warum man das nationale Lachen erlaubte,
„ja beförderte, während man doch das natio-
„nale Weinen, mit Ausnahme von loyalen
„und bußfertigen Zerknirſchungsthränen, ſtreng
„verpönt!“ —

Die Anklage will in dem „chriſtlich zerknirſchten ꝛc. Staat“ eine arge Verſpottung und einen Tadel der Landesregierung zugleich ſehn. „Es ſei hier nicht nur die in königlichen Verordnungen und Erlaſſen des Cultusminiſterii unverhohlen angedeutete Abſicht der Regierung: die Reinheit der Lehre Chriſti aufrecht zu erhalten, lächerlich, ſondern ihr auch der Vorwurf der Intoleranz gemacht, und, daß ſie mit wiſſenſchaftlichen Gründen unterſtützte, mit Ernſt und Freimuth geäußerte Wahrheit, wo ſie laut werde, zu unterdrücken beſtrebt ſei.“

Königliche Verordnungen — Erlasse des Cultusministerii — unverhohlene Regierungsabsichten — Reinheit der Lehre Christi — wissenschaftliche Gründe — mit Ernst und Freimuth geäußerte Wahrheit — von dem Allen steht in meinem Satze nichts. Ich kann vielmehr die Versicherung geben, daß mir keine Königliche Verordnung, kein Erlaß des Cultusministerii bekannt sei, in welchem die Absicht der Regierung, die Reinheit der Lehre Christi aufrecht zu erhalten, unverhohlen angedeutet wäre. Solche erhabne Absichten würden auch wohl schwerlich in Andeutungen, wenn auch unverhohlen, aus-

gesprochen werden. Haben wir doch über Gegenstände, die bei weitem minder wichtig sind, als die Reinheit der Lehre Christi, z. B. über Censur, über Uniformsänderung u. dgl. unumwundene Cabinetsordres und Ministerialrescripte.

Ich schilderte hier, wie bereits oben, humoristisch den eigenthümlichen Contrast, welchen die Freiheit der Carrikatur zur censirten Presse bildet. — Daß man übrigens in der Beurtheilung der Phänomene unserer Zeit auf geistigem und geistlichem Gebiet nicht gerade sehr spröde zu sein braucht, zeigen

ſogar Werke, welche mit preußiſcher Cenſur, von preußiſchen in Amt und Würden ſtehenden Schriftſtellern geſchrieben ſind. In dem jüngſt erſchienenen Buche von Marheinecke, über „die Reform der Kirche durch den Staat," heißt es z. B.: „Selbſt in der byzantiniſchen Zeit, wo ſich der Glaube der Kirche nach den Befehlen des Hofes richten mußte, ging man nicht ſo plump zu Werke, Alles nur durch kaiſerliche Edicte und Mandate, durch brutale Verfagung und förmliche Abſetzung reguliren zu wollen, ſondern indirect verfuhr man weit lieber und feiner, durch Handlungen nämlich, wie ſie der Macht

des Staates zahlreich zu Gebote ſtehn, durch Berufung und Anſtellung von Perſonen, die auch dem Staate die nöthige Garantie gegeben hatten, aus welchen klugen Maaßregeln dann jeder erfahren konnte, was chriſtliche Wahrheit ſei, d. h. aber doch nur im Sinne des ates."

Waren Verfaſſer, deſſen Beruf es doch iſt, ſolches zu wiſſen, denn nicht die Königlichen Verordnungen, die Erlaſſe des Cultusminiſterii bekannt, welche die Abſicht der Regierung, die Lehre Chriſti in ihrer ganzen Reinheit aufrecht zu erhalten, unver-

hohlen andeuten? — Fürchtet der Verfaſſer überhaupt wegen dieſes Satzes und vieler andern Stellen ſeines Buches, nicht die Denunciation zur Criminal-Unterſuchung? — Marheinecke iſt Oberconſiſtorialrath, erſter, ordentlicher Profeſſor der Theologie an der Univerſität und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin. —

Hengſtenberg nennt in der Berliner Evangeliſchen Kirchenzeitung die Guſtav-Adolphsvereine eine „große Lüge" trotz dem, daß kurz zuvor in der Allgemeinen Preußiſchen Zeitung einem polemiſchen Artikel

der Leipziger Allgemeinen Zeitung gegenüber die Verſicherung abgegeben war, daß der Herr *Dr.* Zimmermann in Darmſtadt Sr. Majeſtät dem König das Protectorat über ſämmtliche deutſche Guſtav-Adolphs-Vereine allerunterthänigſt angetragen hatte; trotz dem, daß Se. Majeſtät der König durch Allerhöchſte Cabinetsordre Sich allerhöchſt ſelbſt zum Protektor ſämmtlicher preußiſchen Vereine erklärt hatte! – Die Anklage könnte ganz *ad libitum*, ohne viele ſyllogiſtiſche Experimente, aus dieſem Ausdrucke der Evangeliſchen Kirchen-Zeitung nicht bloß frechen, unehrerbietigen Tadel und Verſpottung der Landesgeſetze und

Anordnungen im Staate, ſondern geradezu eine Majeſtätsbeleidigung heraus denuncieren.

17) Unterthänige Reden S. 64—65.

„Es hat einmal Jemand, der es aus den „ſicherſten Quellen wiſſen konnte, behauptet, „daß unſer Staat nichts anders ſei, als eine „Erziehungsanſtalt für ſeine ewig minorennen „Bürger mit einem ſouvränen, erblichen Di„rektorate und vielen Tauſenden von Lehrern

„und Zuchtmeiſtern, die auf Lebenszeit mit „Anſprüchen auf die geſetzliche Penſion ange„ſtellt ſind, und zwar von „Gottes Gnaden.“ „— Gott aber weiß am beſten, was er thut, „und ſchon aus dem Grunde wär's eine „Sünde und eine Schande, dieſer frommen „kindlichen Anſicht vom Staate zu widerſpre„chen, ganz abgeſehen davon, daß es nicht „einmal geſetzlich erlaubt iſt.“

— „Wie leicht wird es nicht jeder harm„loſen Phantaſie, ſich dieſen pädagogiſchen „Staat zu vergegenwärtigen? Nur wenige „Züge reichen zu dem Beweiſe hin, daß eine

„franzöſiſche Penſionsanſtalt für Töchter ge-
„bildeter Stände kaum beſſer und fürſorg-
„licher organiſirt ſein kann, als unſer gro-
„ßes Friedricianum mit ſeinen 15 Millionen
„Unmündigen!" —

und Unterthänige Reden S. 66.

„Am Geburtstage des Schulvorſtandes
„werden in allen Klaſſen Gedichte auswendig
„gelernt, und aufgeſagt, Blumen überreicht,
„Freudenthränen geweint, und dergleichen,
„wie die Schulgeſetze ſolches vorſchreiben."

„Dafür ſchenkt auch der Vorſtand an den „großen Staatskinderfeſten den lieben Kleinen „allerlei Thierbilder, die an hübſchen Bän„dern hängen, wobei Pſychologen Gelegenheit „haben, die intereſſante Bemerkung zu ma„chen, daß die männlichen Schüler viel eitler „auf bunten Bänderputz ſind, als die ver„ſchrieenen weiblichen." —

Die Anklage ſieht in dieſen Stellen eine ſtrafbare Verſpottung der Staatseinrichtungen, „indem durch den Vergleich des Staatsorganismus mit einer Schulanſtalt und der Staatsbürger mit unmündigen Schülern, die

preußiſche Staatsverfaſſung nicht nur lächerlich gemacht werden ſoll, ſondern aus jenem ſatyriſchen Vergleiche auch die Abſicht hervorzuleuchten ſcheine, Mißvergnügen der Bürger gegen die Regierung und die von ihr eingeſetzten Behörden zu erregen. Ein Gleiches gelte von der ſatyriſchen Bemerkung S. 66 über die Ordensverleihungen."

Die weitläufigen Erörterungen, auf welche ich mich bei Gelegenheit dieſer Stelle einzulaſſen genöthigt war, laſſen ſich hier auf einige kurze Bemerkungen reduciren. — Ich greife das Prinzip des patriarchaliſchen Staa-

tes (d. h. des Staates der Kinder und Unmündigen), welches von beſchränkten *status quo*-Köpfen, auch für unſre Zeit als Ideal aufgeſtellt worden, ironiſch an. Daß ich die ſo beſchränkte Anſicht von unſerm Staatsorganismus lächerlich gemacht, dafür ſoll man mir eher Dank wiſſen, als mich anklagen. Die Anklage, welche ſich nicht auf Ironie verſteht, ſieht in meinen ironiſchen Gloſſen zu dieſem Texte nichts als ernſthafte Behauptungen. Glaubt die Anklage, daß ich alles Ernſtes auch nur einen einzigen ausgewachſenen und ſelbſtſtändigen Menſchen der Regierung gegenüber für unmündig erklären

könnte, geſchweige denn ein intelligentes Volk von 15 Millionen? Oder will die Anklage ſelbſt das Prinzip des patriarchaliſchen Staates für den preußiſchen vindiciren, hält ſie am Ende wirklich 15 Millionen Preußen der Regierung gegenüber für unmündig und daher meinen Angriff gegen eine ſolche Anſicht für ſtaatsverbrecheriſch? — Für Leſer wie mein Ankläger, ſollte jeder deutſche Schriftſteller ſtets die Tonart vorſchreiben, aus welcher er gewiſſe Abſchnitte ſeines Buches geleſen haben will. Ich erſuche daher meinen Ankläger, dieſe wie viele andere Stellen

meines Buches, aus *f-moll* ſtatt aus *e-dur* zu leſen.

In derſelben Tonart ſoll auch die Anklage den Satz über die Orden exekutiren. Außerdem hab' ich oben ſchon, bei einer ähnlichen Stelle bewieſen, daß man ſogar unter dem Schutze der Cenſur über alle möglichen Orden aller möglichen Potentaten ziemlich ſatyriſch ſich auslaſſen darf, entweder weil in den ornithologiſchen Emblemen vieler Ordensdecorationen, z. B. die des Falkenordens, dieſe vogelfrei erſcheinen, oder weil die Orden überhaupt viel zu erhaben ſtehen, um

von den Gloſſen eines nicht dekorirten Schrift-
ſtellers erreicht zu werden. —

18) Unterthänige Reden S. 67.

„Die Lectüre wird auf's Strengſte beauf-
„ſichtigt, damit kein Schüler gefährliche
„Grundſätze einſauge. Wer eine ſchriftliche
„Arbeit gemacht hat, der reicht ſie dem ihm
„vorgeſetzten Mitſchüler ein, welcher Cenſor
„genannt wird. Für manche zeitungsſchrei-

„bende Alumnen gibts noch einen Nachcenſor,
„— nach der Analogie von — Nachrichter!
„Dieſe Cenſoren brauchen nicht klüger zu ſein als
„der Schriftſteller, aber dümmer; ſie ſollen
„auch nicht urtheilen, ſondern ſtreichen. Das
„Scholarchat vertraut hier dem Inſtinkte der
„Beſchränktheit:

„Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
„Das übt in Einfalt des Cenſors Gemüth!“

„Schlechte Cenſoren, d. h. ſolche, welche
„mehr denken und fühlen, als ſtreichen, wer-
„den bald fortgejagt — von Rechtswegen.
„— Damit ein Jeder weiß, wonach er

„ſich zu achten hat, ſind die Schulgeſetze aufs
„Ausführlichſte in mehr als **100** dicken Bän-
„den abgedruckt unter dem Namen: Land-
„recht, Kampf, Geſetzſammlung, Pandecten,
„Corpus Juris, Amtsblätter, Fünf Männer-
Ergänzungen u. ſ. w.

19) S. 121.

„Die Erfindung Gutenbergs, welche vor „vier Jahrhunderten die Geiſter zu den „Waffen und zum Siege rief gegen die „Knechtſchaft des finſtern Feudalismus, dieſe „kühne unblutige That des deutſchen Genius, „welche den ganzen Erdkreis ſich unterwarf, „bezahlt das jetzige Deutſchland mit der „Schmach der Cenſur!"

20) S. 121—122.

„Ganz Deutſchland ſteht in der Mitte des „neunzehnten Jahrhunderts unter der Herr„ſchaft der Cenſur kannte, und gibts in ir„gend einer fernen Provinz eines deutſchen „Landes keinen Mann mehr, welcher den „Muth hat, das Amt eines Geiſtesſchergen „zu übernehmen, ſo wird aus der Reſidenz

„ein junger williger Cenſurſatrape geſchickt,
„welcher den Maaßſtab ſeines beſchränkten
„Unterthanenverſtandes an den von Gott ein-
„geſetzten Geiſt legt und der ſicherlich Carriere
„macht, wenn er ſeinen Pflichteifer durch die
„Leichen von tauſend gemordeten Gedanken
„legitimirt, wie man auch im Orient die ab-
„geſchnittenen Köpfe feindlicher Beduinen mit
„Prämien honorirt.“ —

21) Unterthänige Reden S. 140.

„Iſt ein einziger Cenſurſtrich nicht. bru-
„taler als alle Auswüchſe des Lynchgeſetzes?
„Nicht für ein intelligentes Volk ſchmerzhaf-
„ter als alle Hiebe die in den Sclavenſtaa-
„ten ausgetheilt werden?“ —

Die verſtehenden vier incriminirten Stellen meines Buches haben ſämmtlich Cenſur und

Cenſoren zum Gegenſtande. Ich beſchränke mich daher darauf, die gegen dieſelben vorgebrachten Beſchuldigungen der Anklage, welche darin: boshafte Angriffe auf die Regierung und die mit der Cenſur beauftragten Perſonen, Aufregung zum Mißvergnügen, frechen, unehrerbietigen Tadel und alle die übrigen Criminalgemeinplätze unſerer Preßprozeſſe findet, mit einem Male abzufertigen.

Es gibt Staatseinrichtungen, welche, indem ſie den prinzipiellen und ſittlichen Ueberzeugungen eines großen Theils der

Staatsbürger polemiſch entgegentreten, ſich ſelbſt mitten auf die Arena der öffentlichen Meinung hingeſtellt haben, die ſich daher den Kampf gefallen laſſen müſſen, weil ſie zum Kampfe auffordern. Der abſoluteſte Staat kann ſeinen Bürgern keine loyale Anerkennung für Einrichtungen abzwingen, die den tiefſten ſittlichſten Ueberzeugungen feindlich und verletzend entgegentreten. So mag z. B. die Prügelſtrafe allerdings eine Anordnung im Staate ſein, der ſich ſämmtliche Rücken und ſonſtige prügelgerechte Körpertheile verurtheilter Verbrecher ohne Widerſtand fügen müſſen; allein der Staat kann

es nicht hindern, daß der ſittliche Abſcheu gegen eine ſolche Anordnung ſich in Schrift und Wort unverhohlen äußert; denn die Staatsregierung ſelbſt hat ſich in einer ſolchen Einrichtung auf einen Prinzipienkampf eingelaſſen; ja, es iſt ihre Pflicht, die Richtigkeit ihres adoptirten Prinzips nicht bloß an dem kalten Urtheile, ſondern auch an dem ſittlichen Pathos der Oeffentlichkeit zu erproben. Daher durfte man auch, was die preußiſchen, was die rheiniſchen Provinzialſtände auf dem letzt ſtattgefundenen Landtage gerade über das Thema der Prügelſtrafe geſagt haben, trotz aller Energie, trotz aller

Aufwallung des Ausdrucks nicht strafbar finden.

Wer von der Unmoralität der Todesstrafe überzeugt ist, dem muß es selbst in einem Staate, in welchem die Todesstrafe zu den gesetzlichen Anordnungen gehört, freistehn, in Wort und Schrift, mit allem Feuer einer glühenden Ueberzeugung, der Gesetzgebung geradezu das Recht abzusprechen, einen Menschen zu tödten, der darf es schreiben und drucken lassen, daß die Zukunft unsre, im 19. Jahrhundert noch übliche Todesstrafe für eine den Hexenprozessen des

Mittelalters gleichſtehende Barbarei anſehen wird.

Was müßte man wohl von einer Anklage halten, die es ausführt, daß dergleichen Aeuſſerungen über beſtehende Prügelſtrafe ein frecher, unehrerbietiger Tadel gegen die Prügelanordnungen des Staates und ein boshafter Angriff gegen die, Prügel verhängenden und Prügel exekutirenden Beamten wäre? Oder, daß die heftigen Aeußerungen gegen die bei uns beſtehende Todesſtrafe, ebenfalls nicht bloß ein frecher, unehrerbietiger Tadel der Anordnungen im Staate, ſondern auch

eine Beleidigung gegen ſämmtliche Scharfrichter des Staates (wir haben in Königsberg einen Hofſcharfrichter) involvire? —

Eben ſo verhält es ſich mit der Cenſur. Der ſeit Jahrzehenden in Deutſchland geführte Kampf gegen die Cenſur iſt ein prinzipieller, ſittlicher, der nicht blos von „cenſurwidrigen deſtruktiven Schriftſtellern," nicht blos von „jugendlichen Schreiern" geführt wird; ehrwürdige Greiſe haben in unſern deutſchen Kammern mit Jünglingsfeuer das Wort gegen die Beſchränkung der Preſſe ergriffen; ſelbſt das harmloſe polizeigerechte

juste milieu, ja ſogar Schriftſteller der äußerſten Rechten, haben ſich der heiligen Phalanx angeſchloſſen, welche gegen die deutſche Cenſorenlinie anſtürmt.

Herr v. Raumer (ich meine den Profeſſor) ſagt in ſeinen Briefen aus England: Gäbe es eine Kraft, die unendlich geſteigerte Macht der Gedankenverbreitung unbedingt zu hemmen, oder es durchzuſetzen, daß ſie nur in einer Richtung für willkürlich erwählte Zwecke wirkſam werden könnte, ſo ſchlöſſe dies die Möglichkeit, ja ſchon die Wirklichkeit einer ſo großen Tyrannei in

sich, wie sie die Weltgeschichte noch nicht kennt. Dagegen ist die rothe Dinte der ausstreichenden Censoren nur kaltes unschädliches Fischblut." Wenige Zeilen weiter nennt er die Censoren „Streicher" und „Heupferde." *) — Theodor Heinsius (ein sehr gemäßigter Schriftsteller) sagt S. 24 seiner Brochüre: „Die bedingte Preßfreiheit." Berlin 1841:

„Die Censur ist auch gefährlich für die Wahrheit. Diese wird zurückgehalten und

*) England im Jahre 1835, von Fr. v. Raumer, Leipzig bei Brockhaus II. S. 257—258.

verſtümmelt, ſo bald ihre Aeußerung, z. B. die Aufdeckung eines Mißbrauchs, einer Täuſchung, dem Cenſor bedenklich erſcheint. Die Unwahrheit wird befördert, wenn den Großen Schmeicheleien geſpendet, Einrichtungen und Anordnungen, die Unzufriedenheit erregen, als wohlthätig und vom Volke gebilligt, dargeſtellt werden; Falſchheit und Feigheit finden unter engherzigen Cenſoren neue Nahrung und die ſittliche wie politiſche Bildung des Volks wird der Willkühr der Cenſur hingegeben."

Die evangeliſche Kirchenzeitung ſagt: „Die Feder iſt das Schwert unſrer Tage!

Schmach über die, welche in dem heutigen Kreuzzuge die Waffen ruhen laſſen, die ſie führen können, die ihren Brüdern und Volksgenoſſen Gift über Gift reichen ſehen, und halten den heilſamen Trunk zurück, den ſie beſitzen, die es gewahren, wie durch die Adern des Volks, ſtatt friſchen und kräftigen Lebensblutes volle Todeskälte ſich zu ergießen beginnt, und ſie halten die lautern Quellen verſtopft, die den Sterbenden wieder beleben können." *)

---

*) Die Königsberger Zeitung theilte unter Nr. 129 dieſes Jahrgangs dieſen „überraſchend freiſinnigen Ausſpruch" der Evangeliſchen Kirchenzeitung ihren Leſern mit. —

In dieſer ſchwungreichen Proclamation der Evangeliſchen Kirchenzeitung ans freie Wort, iſt der Cenſur das Urtheil geſprochen.

Der ausgezeichneten Motion über Preßfreiheit, welche Karl Mathy auf dem gegenwärtig verſammelten badiſchen Landtage vorgetragen, und des trefflichen Commiſſionsberichts, den v. Itzſtein darüber geliefert, ſo wie des intereſſanten Cenſorendrama's, das in einer ſpätern badiſchen Kammerdebatte aufgeführt worden, will ich hier nicht erwähnen, denn dies Alles ſind Ereigniſſe aus dem deutſchen Auslande.....

Ich weiſe auf die Protokolle unſres eigenen letzten Provinziallandtages, die Angelegenheiten der Preſſe betreffend, hin, um meinen Richtern den Beweis zu liefern, daß bei Beſprechung unſerer vaterländiſchen Preßverhältniſſe, ſelbſt in einer Verſammlung gemäßigter Männer, die im reifen wie im Greiſesalter ſtehen, der Unmuth ſich ſein Recht der Aeußerung nicht nehmen laſſe.

Schon auf dem 7ten preußiſchen Provinziallandtage im Jahre 1841, wurde in einer Petition um Preßfreiheit, die der Ausſchuß einſtimmig genehmigt hatte, und wel-

cher die Plenarverſammlung ohne Debatte beigetreten war, offen ausgeſprochen, daß die Verhältniſſe, welchen die Preſſe zur Zeit im Preußiſchen Staate unterliege, höchſt nachtheilig auf Geiſt und Herz des Volkes einwirken." Vergl. Verhandlungen des ſiebenten Provinziallandtages des Königreichs Preußen *I.* S. 265.

Daß in meinen unter Königsberger Cenſur im Jahre 1842 (!) erſchienenen „Gloſſen und Randzeichnungen ꝛc." mindeſtens eben ſo ſtarke Stellen über Cenſur und Cenſoren als die gegenwärtig incriminirten

vorkommen, habe ich in meinen Verhören bereits zu Protokoll gegeben.

Und bedarfs überhaupt solcher Glossen über Censur? Charakterisiren viele Handhaber derselben sich und diese nicht hinlänglich genug in den wenigen Censurgeschichten, die durch die Presse laut werden dürfen, und in den vielen, die in mündlicher Ueberlieferung ihren Gang durch's Volk machen? —

Eine Censuranekdote aus der neuesten Zeit und aus Königsberg, die ich hier erzählen will und deren buchstäbliche Wahrheit sich

documentariſch durch Cenſurexemplare belegen läßt, bedarf wahrlich keines weitern Commentars, um das, was ich hier in meinen incriminirten Sätzen ſage, bedeutungsreicher und bitterer auszuſprechen:

Die Redaction der Königsberger (Hartungſchen) Zeitung nahm für ihr Blatt vom 4. Juni d. J. Nr. 128 einen kurzen Artikel aus der Preuß. Allg. Zeitung — ſage aus der Preußiſchen Allgemeinen Zeitung (weiland „Königl. Preußiſchen Staatszeitung") auf, welcher folgendermaaßen lautet: „Gothenburg 25. Mai: Nachſtehende Adreſſe

in Bezug auf die Nothwendigkeit einer Repräsentativreform ist hier in Umlauf, und bereits mit zahlreichen Unterschriften aus allen Ständen versehen. An Schwedens gemeinen Mann und alle Freunde des Vaterlandes: Wir Unterzeichnete erkennen hiemit die Nothwendigkeit einer Repräsentationsänderung an, und da wir von der gegenwärtigen Ständevertheilung einen nationalern Repräsentationsvorschlag als den jetzt zur Entscheidung vorliegenden nicht erwarten können, so haben wir durch Unterzeichnung unsrer Namen diese unsre Meinung mit dem Wunsche ausdrücken wollen, daß der Vorschlag von den bald

zuſammentretenden Ständen des Reichs angenommen werde."

Da dieſer Artikel nicht ſelbſtſtändige Correſpondenz, ſondern einem andern Blatte entnommen, ohne Angabe der Quelle in der Preußiſchen Allgemeinen Zeitung ſtand, ſo ließ die Königsberger Redaktion ebenfalls die Hinweiſung auf die Preußiſche Allgemeine Zeitung fort.

Der Cenſor, Regierungsaſſeſſor v. Röder, ſtrich den Artikel. Das iſt einigermaaßen erklärlich.

Die Redaktion druckte darauf denſelben Artikel in dem für die Zeitung des nächſten Tages beſtimmten Cenſurexemplare, mit dem Citat „Allgemeine Preußiſche Zeitung" darunter, und gab zum Ueberfluſſe nicht bloß die deutlich geſchriebene Marginalbemerkung „Aus der Preußiſchen Allgemeinen Zeitung entnommen," dazu, ſondern fügte noch als Belag dieſe Zeitung ſelbſt bei, in welcher der beſagte Artikel aufs beſte mit Rothſtift markirt war.

Der Cenſor, Regierungsaſſeſſor v. Röder, ſtrich dieſen Artikel.

Erinnert ein ſolches Verfahren nicht an die mit ruſſiſcher Cenſurwichſe caſtigirten und caſtrirten Exemplare der Königlichen Preußiſchen Staatszeitung, welche wir oft in Königsberg zu ſehen Gelegenheit hatten? — Ja, iſt des Verfahren unſrer ruſſiſchen Nachbar-Cenſoren nicht dem des Königsberger Cenſors, des Regierungs-Aſſeſſors von Röder vorzuziehen, indem die ruſſiſche Cenſur in der ſchwarzen Lücke den Leſern doch mindeſtens das Walten der cenſurlichen Hand redlich offenbart, und ihnen zugleich eine Art von Räthſel aufgiebt, über deſſen Löſung ſich Manches denken läßt, während, bei der

Schweigſamkeit, welche unſeren Redactionen über Cenſurverſtümmelungen, wie ein heiliges Amtsgeheimniß auferlegt iſt, die Leſer der Königsberger Zeitung keine Ahnung davon haben können, daß ihnen ſelbſt ein Artikel aus der Allgemeinen Preußiſchen Zeitung vorenthalten werde, weils dem Regierungs-Aſſeſſor von Röder ſo beliebt? —

Wer überhaupt in der ganzen Preußiſchen Monarchie hätte ſichs wohl träumen laſſen, daß ein preußiſcher Cenſor, ſogar an der

Allgemeinen Preußiſchen Zeitung zum Ritter werden könnte? —

Es iſt traurig, daß mancher hyperofficiöſe und hyperängſtliche Cenſor ſelbſt harmloſen Original- oder freiſinnigen Blättern entnommenen Aufſätzen ſein Imprimatur verweigert; — es iſt traurig — doch erklärlich. Iſt aber der hier erzählte Vorfall, der ſeiner Natur nach, weder in der Hyperofficioſität noch in der Aengſtlichkeit des Cenſors ſeine Erklärung finden kann, nicht geradezu — Cenſurmuthwille zu nennen? Müßte das Ober-Cenſur-Collegium in Berlin einen Cenſor,

wie den Regierungs-Assessor von Röder, gegen welchen eine Beschwerde der Art laut wird, nicht geradezu zur Rechenschaft ziehen lassen? —

Die Königsberger Redaktion klagte nicht — weil sie, an Censurmisère der Art schon zu sehr gewöhnt, nicht Lust hat, durch Zeit- und Geldopfer, welche die unablässigen, mit hohem Postporto frankirten Beschwerdeschriften fordern würden, sich vom Ober-Censur-Collegium die Druckerlaubniß für Artikel zu verschaffen, die schon längst antiquirt sind, bevor das richterliche Urtheil sie frei spricht.

Ich habe in den incriminirten Sätzen die Cenſur vom allgemeinen principiellen Standpunkte angegriffen, der Königsberger Cenſor, Regierungs-Aſſeſſor von Röder, ſo wie alle inländiſchen Ceſoren, die ihm gleich handeln, compromittiren die preußiſche Cenſur thatſächlich!!!

22) Die ganze Vorrede zu meinen „Unterthänigen Reden", welche alſo lautet:

„Grundzüge zu einer Vorrede."

„Voriges Jahr konnte ich in meinem „Vorworte zu meinen „Gloſſen und Rand„zeichnungen" noch meinem Königsberger „Cenſor eine Lobrede halten; warum mirs

„gegenwärtig nicht möglich geworden, bedarf „wohl kaum einer Erklärung.“

„Der offizielle Rückschritt beeilt sich in „Deutschland. Er hat in seiner Angst vor „der eindringlichen Gegenwart das Princip „der Allmählichkeit aufgegeben.“

„Wie das Alter eines Baumes an den „Ringen kenntlich, welche sich jährlich um „den Splint bilden, so ist das Alter des „gegenwärtig regierenden (nicht herrschen„den) Princips an den eisernen Banden ab„zuzählen, welche jährlich um die germa„nische Eiche neu geschlagen werden.“

„Indeß vergessen die eifrigen Staats-
„schmiede, daß die gequälten Dryaden sich
„schon längst aus der tausendjährigen deut-
„schen Eiche in einen frischen, luftig auf-
„schießenden Maienbaum geflüchtet haben.“

„Schmiedet daher nur immerzu neue Fes-
„seln um eure heilige Eiche; wenn ihr den
„letzten Lebenskeim mit Euern Hämmern,
„Nägeln, Eisenbanden und andern Marter-
„werkzeugen in ihr getödtet habt, dann wird
„sie mit gewaltigem Krachen, das im gan-
„zen deutschen Lande vernehmbar sein wird,
„über die Baumschänder zusammenstürzen. —

„Aber in dem jungen frischen Maienbaum
„wird ein junges frisches Deutschland empor-
„blühen.“

„Es ist ein Unterschied zwischen meinen
„vorjährigen Vorlesungen und meinen dies-
„jährigen. Voriges Jahr konnte die Satire
„gegen den *status quo* mit noch einiger
„Galanterie in die Schranken treten, wie
„ein spanischer Matador im Stiergefechte. Der
„Schaft des Pfeiles, welcher auf das Thier
„geschleudert werden mußte, war daher, wie
„bei diesem, mit einem zierlichen Blumen-
„bouquet geschmückt.“

„Allein in dieſem Jahre hat ſich's deut-
„lich herausgeſtellt, daß der deutſche *status*
„*quo* kein edler Stier, ſondern ein Ochſe
„iſt, an dem alle galanten Blumen reine
„Verſchwendung wären."

„Es iſt eine Art Metzgerarbeit, gegen die
„zähen deutſchen *Status quo*-Ochſen zu Felde
„zu ziehen, und man möchte ſich wahrlich einen
„ritterlichern Gegner wünſchen, allein, wie
„Aerzte, dürfen auch Schriftſteller, die am
„Krankenbette ihrer Gegenwart wachen *),
„nicht ekel ſein."

*) Nicht wie der Druckfehler lautet: „Die am Krankenbett ihre Gegenwart machen."

„Der Boden, auf welchem dieſe Vorle-
„ſungen entſtanden, machte es diesmal noth-
„wendig, ſie für das Leſepublikum mit No-
„ten zum Verſtändniſſe einiger localen Bezie-
„hungen zu begleiten. Von Nutzen dürfte
„es vielleicht auch ſein, daß durch dieſe
„Noten einige, unſre Königlich Preußiſche
„Gegenwart charakteriſirende Facta vor zu
„raſchem Antiquiren geſchützt werden.“

„Da gegenwärtig auch die Könige unter
, die Literaten gegangen ſind, indem ſie nicht
„bloß dichten und reden, ſondern ihre
„Dichtungen wie ihre Reden auch drucken

„laſſen, ſo erklärt ſich der demüthige Titel „meines Buches wohl von ſelbſt.“

„Leipzig, den 7. Juli 1813.“

„Ludwig Walesrode.“

Ich werde gefragt, „welches die Tendenz dieſer Vorrede ſei?“ —

In meinen „Gloſſen und Randzeichnungen“ definirte ich die Vorreden deutſcher Bücher, als: „das ſchüchterne, typographiſche Räuſpern“ eines Autors, der den Muth gehabt hat, ein Buch zu ſchreiben. Auf die jetzt mir vorgelegte Vorreden-Frage antworte

ich: Was die Ouvertüre zur Oper, das iſt die Vorrede zum *opus*. Der Verfaſſer will in der Vorrede die Leſer ſich erſt gehörig ſammeln laſſen, bevor er den Vorhang vor ihnen aufzieht. Eine Deſinition, die vielleicht auch richtig iſt, und die mit einem Criminalprozeſſe nicht das Geringſte zu ſchaffen hat.

Die Anklage läßt ſich die letzte Erklärung auch gefallen, ſie ſieht aber in dieſer Vorrede eine Ouvertüre wie die zur „Stummen von Portici", die gleich mit einem allgemeinen Volksaufſtande des ganzen Orcheſters

über das Publikum hereinbricht, ſich beim klagenden Fenella-Andante (die „gequälten Dryaden" im Vorwort) nicht lange aufhält, ſondern ungeſtüm zum revolutionären Allegro eilt, in welchem der raſende Sturm der Inſtrumente von den ſchrillenden Piccolopfeifen der Emeute unheimlich übertönt, uns auf Maſaniello's Triumph und auf die grollenden Donner des Veſuvs vorbereitet, um ſelbſt friedliche Opernbeſucher zu revolutioniren.

So ungefähr könnte man die ganze, auf die Vorrede gegründete Beſchuldigung ins Muſikaliſche überſetzen. Die Anklage ſieht

in der Vorrede eine Vorbereitung für den Leſer zur Lektüre meiner Schrift, um ihn gleich auf den Standpunkt zu ſtellen, den ich für mein Buch überhaupt in Anſpruch nehme. Das letztere enthalte, neben der Perſifflage gewiſſer, beſtehender Zuſtände auch eine unzweideutige Polemik gegen das Princip des langſamen Fortſchrittes. Dies werde ſchon durch den Eingang der Vorrede angedeutet. Daß er (der Verfaſſer) gegen politiſche Zuſtände und Staatseinrichtungen zu Felde gezogen, werde aber klar in der Vorrede ausgeſprochen, denn er ſpreche von den Feſſeln, in die die deutſche Freiheit des

Volkes durch die respectiven Regierungen geschlagen. Daß das Volk endlich diese Fesseln sprengen werde — daß er als Schriftsteller sich die Aufgabe gestellt, die jetzigen Zustände, wie sie von oben her geregelt worden seien, zu bekämpfen — daß diese Arbeit aber eine Metzgerarbeit sei, und er sich einen ritterlichern Gegner wünsche ꝛc. Der Umstand, daß er die „Königlich Preußische Gegenwart" mit Noten zu illustriren für nöthig gehalten, zeige, daß er auch gegen Preußische, politische Zustände zu polemisiren sich zur Aufgabe gestellt.

Ach ich bin kein so guter Ouvertürenschrei-

ber, als die Anklage ſichs denkt, die einen künſtlichen, ſchönen Zuſammenhang in meine Vorrede gebracht, der ihr literariſch zu wünſchen wäre. Die Anklage will aus der Tendenz meiner Vorrede, die meiner Schrift, und aus der Tendenz meiner Schrift die meiner Vorrede verſtanden haben. Ich aber habe nur einzelne aphoriſtiſche Sätze, die größtentheils eben ſo gut im Buche ſelbſt hätten figuriren können, zur Introduktion benutzt, um dem ſchriftſtelleriſchen Gebrauche zu genügen, wie ſolches auch die Ueberſchrift:

„Grundzüge zu einer Vorrede,“

ſattſam zeigt.

Zuvörderſt will ich der Anklage mit der Bemerkung begegnen, daß der Ausdruck „einige unſre Königlich Preußiſche Gegenwart charakteriſirende Facta," auf welche ſich die Noten beziehen, gerade beweiſt, wie die übrigen allgemein gehaltenen Sätze, die gar nicht auf preußiſchem Gebiet geboren worden, nicht unter preußiſcher Jurisdiction ſtehn. Der Ausdruck „Königlich Preußiſche Gegenwart" ſelbſt dürfte wohl ſchwerlich Anlaß zu einer Incrimination geben können.

Könige, die unter die Literaten gegangen, ſind der König von Bayern, der Ex-König von Schweden, Obriſt Guſtavſon,

Heinrich König, der Verfaſſer von Williams „Dichten und Trachten," der jetzt regierende König von Schweden u. A.

Ueber den Begriff des *status quo* habe ich mich ſchon früher erklärt.

Was wäre nun an den übrigen Sätzen noch zu incriminiren? Etwa, was ich über die deutſche Eiche und die Dryaden und die Staatsſchmiede ſage? — Eine deutſche Bardenhainsviſion der Art mag manchem Leſer mißfallen, ſchwerlich aber kann ſie criminell ſein. Iſt frecher, unehrerbietiger

Tadel darin? gegen wen? — Iſt's Verſpottung der Landesgeſetze und Anordnungen im Staat? — Welche preußiſche Landesgeſetze, welche preußiſche Staatsanordnungen werden verſpottet? — Iſt's Majeſtätsbeleidigung? Trotz meiner vertrauten Bekanntſchaft mit den wunderbaren Syllogismen der Anklage reicht meine Phantaſie nicht aus, mich im Geiſte meines Anklägers auf den Schlangenweg zu bringen, der hier zur Majeſtätsbeleidigung führt. — Iſt's eine Beleidigung, daß ich den *status quo* einen Ochſen nenne? —

Der *status quo* mag mich dafür *inju-*

riarum belangen. — Allein, ich ſoll bildlich geſagt haben, „daß das Volk ſeine Feſſeln ſprengen werde.“ — Das iſt mehr als frecher, unehrerbietiger Tadel, mehr als Verſpottung der Landesgeſetze und Anordnungen im Staate; mehr als Majeſtätsbeleidigung — das iſt geradezu — Aufruhr! —

Die Mainzer Commiſſion ſoll zuſammentreten, die Landwehren ſollen einberufen und die Feſtungen verproviantirt werden! —

Wenn drei Leute zuſammen auf der Straße ſtehn, ſoll's ein Auflauf ſein, denn in der

Vorrede zu Walesrodes „Unterthänigen Reden“ iſt's ausgeſprochen, daß die morſche deutſche Eiche zuſammenſtürzen, und daß ein junges friſches Deutſchland in einem jungen friſchen Maienbaum emporblühen wird! —

23) Unterthänige Reden S. 137—138.

„Von Tacitus bis über Jahn hinaus,
„waren die Deutſchen ihrer eiſernen Fauſt,
„eiſernen Treue, eiſernen Keuſchheit,
„eiſernen Redlichkeit und ihres eiſernen
„Fleißes wegen hochberühmt, was Alles ſehr
„ſchöne brauchbare Eigenſchaften wären, wenn
„leider nicht auch die eiſerne Geduld dazu

„käme. Geduld iſt die Tugend der Engel
„und der Schwachen; die Deutſchen aber ſind
„weder Engel, ſonſt würden ihnen nicht ihre
„frommen Superintendenten ſonntäglich ſo
„viele Sünden vorhalten können, noch ſind
„ſie ſchwach, wie ſchon ihr enormer Eiſengehalt
„an ſich ſelbſt beweiſt. — Ja, wir müſſen
„noch weiter gehen, wir müſſen leider be-
„haupten, daß Geduld bei Nationen der
„Molloch iſt, welchem ſie ihre eigne Freiheit
„opfern. — Deutſchland ſoll eine Fauſts-
„Natur haben, es hat Philoſophie, Juriſterei
„und Medizin und leider auch Theologie
„ſtudirt; aber es iſt unſerm Deutſchland auch

„nicht eher zu helfen, als bis es wie Faust „endlich ſeiner Geduld flucht, mag ein Gott „oder ein Teufel es dazu bringen!“ —

Es wird mir vorgehalten, daß in dieſer Stelle eine „Perſifflage des deutſchen Nationalcharakters, namentlich der dem Deutſchen inwohnenden Geduld“ (!!) enthalten ſei, welche ſich dazu eignet, Mißvergnügen und Aufregung bei dem Leſer hervorzubringen, inſofern die politiſche Unſelbſtſtändigkeit Deutſchlands als eine Folge der dem Deutſchen eigenthümlichen Langmuth und Geduld geſchildert werde.“

Ich darf mir nicht ſchmeicheln, daß dieſe Bemerkung über das nationale Phlegma der Deutſchen irgend wie originell ſei, da unzählige Schriftſteller vor mir ſie bereits gemacht und unzählige Schriftſteller nach mir noch Gelegenheit haben werden, ſie zu machen. — Wenn ich's der Anklage hier glauben darf, gehört die deutſche Geduld entweder zu den Landesgeſetzen, oder zu den Anordnungen im Staat, weil ſonſt dieſe Stelle ſchwerlich incriminirt worden wäre. — Sollte ferner die Behauptung der Anklage, daß dieſe Stelle ganz dazu geeignet ſei, Mißvergnügen und Aufregung bei

dem (deutſchen) Leſer hervorzubringen, begründet ſein, ſo wären *eo ipso* meine Bemerkungen über die deutſche Geduld auf's Glänzendſte aus dem Felde geſchlagen, und die Anklage könnte dann mit einem ſolchen Triumphe ſich ſchon zufrieden geben. —

24) Unterthänige Reden S. 141.

„Iſt unſer Vaterland noch nicht reif, ſich
„der Schmach der bevormundenden Admini-
„ſtration zu entziehen, ſo muß es doch reif
„zur Sprache ſein oder unſer einziger Natio-
„nalſtolz auf deutſche Intelligenz und deut-
„ſches Ideenleben iſt eine Lüge. Der iſt ein
„Verräther an ſeiner Gegenwart, der nicht,

„ſo lange er kann, proteſtirt gegen die „Schande feudaler Hörigkeit, die von beſol„deten oder bornirten Lobrednern und Augen„dienern geprieſen und gefördert wird.“ —

Es wird mir bemerklich gemacht, daß in dieſer Stelle, namentlich die Behauptung, daß unſer Vaterland die Schmach der bevormundenden Adminiſtration zu leiden habe, und der Aufruf an jeden freien Mann zur Proteſtation gegen jede Abhängigkeit unzweifelhaft aufregend und ſtrafbar ſei.“

Gerade die Lobredner abſoluter Regierungsformen haben es dem deutſchen Volke

oft in Wort und Schrift vorgehalten, daß es noch nicht reif, d. h. noch nicht mündig sei, um den rechten heilsamen Gebrauch von der politischen Freiheit machen zu können, die es für sich fordert. Ist dies wirklich der Fall — so wäre das allerdings eine Schmach für's Volk — nicht für die Administration, deren Pflicht es sein muß, ein unreifes, unmündiges Volk zu bevormunden; aber reif zur Sprache müßte doch wenigstens ein Volk, wie das deutsche sein, das so stolz auf seine Intelligenz, sein Ideenleben ist! — Protestiren müßte es doch können gegen die feudale Hörigkeit, die ihm von besoldeten

und bornirten Lobrednern und Augendienern angepriesen wird! —

Wo ist das Verbrecherische in dieser Behauptung? —

25) Unterthänige Reden S. 145.

„Im Angesichte der jenseitigen Kosaken „und ihres Hettmanns haben die Vertreter „unsrer Provinz ein männlich warmes Wort „gesprochen gegen die entwürdigende Knecht„schaft der Presse, gegen Pfäfferei, heimliche, „lichtscheue Inquisition unsrer Rechtspflege „und gegen die Ungleichheit vor dem Ge„setze!“ —

Es wird mir vorgehalten, daß in dieſer Stelle, welche ſich offenbar auf die Wirkſamkeit des vorjährigen preußiſchen Landtages bezieht, „ein frecher, unehrerbietiger Tadel von Landesgeſetzen und Einrichtungen im Staate“ enthalten ſind, indem er (der Angeklagte) die Cenſur „eine entwürdigende Knechtſchaft der Preſſe“ und die Strafrechtspflege „eine heimliche, lichtſcheue Inquiſition nennt.“

Ich ſpreche hier allerdings von der Wirkſamkeit des vorjährigen, preußiſchen Provinziallandtages und verweiſe auf die über Cenſur und heimliche Rechtspflege zu Protokoll

gegebenen Aeußerungen deſſelben. — Was ich über den principiellen Kampf gegen die Cenſur oben bereits ausgeführt, das iſt auch in ſeinem ganzen Umfange auf das geheime Rechtsverfahren anzuwenden. — Die neueſte rechtswiſſenſchaftliche und publiciſtiſche Literatur iſt reich an Schriften über dieſen Gegenſtand. — Der Juſtizminiſter Mühler hat in ſeiner durch die Preſſe ausgeſprochenen Hoffnung auf dereinſtige Oeffentlichkeit unſrer Rechtspflege, das geheime Rechtsverfahren ſelbſt als ein Uebel anerkannt, dem die Zukunft abhelfen wird. — Mehr als die ſchonungsloſe Logik ſcharfer, wiſſenſchaft-

licher Denker, mehr als die schwungreichste Begeisterung des Redners und Schriftstellers spricht gegen heimliche Rechtspflege der Leichnam eines zwischen Kerkermauern zu Tode gemarterten Opfers des geheimen Inquisitionsverfahrens. —

Die Presse hat den unglücklichen Pfarrer Weidig aus seiner Grabesruhe heraufbeschworen, daß er Zeugniß ablege gegen eine Rechtspflege, welche ihn statt einem Richter der Willkühr eines Henkers überlassen. —

Der beharrliche Zweifler an dem Segen der öffentlichen Justiz lege seine Hand

auf die Wundmale des Geopferten und beharre bei seinem Zweifel — wenn er's vermag! —

26) Unterthänige Reden S. 41.

„Die Zukunft wird dereinst für uns oder
„doch für unsre Enkel den Schleier von die-
„sem wunderbaren Staatsgeheimnisse ziehen
„und von noch vielen andern unerklärlichen
„Erscheinungen auf dem Gebiete unsres hö-
„hern Staatslebens, als da sind, z. B. die

„neue Uniformirung der Garde du Corps „mit Supraweſten, eiſernen Helmen und „Stülphandſchuhen, die Stiftung des Bis„thums Jeruſalem und der Allgemeinen Kö„nigsberger Zeitung, der *Pour-le-mérite*„Ritterſchlag für unterleibskranke Gelehrte, „die ſich im Turnier ſchlecht ausnehmen wür„den u. dgl. m.“

Es wird mir vorgehalten, daß die Art und Weiſe, wie ich hier verſchiedene Staatseinrichtungen, „die auf unmittelbaren Befehl Sr. Majeſtät unſres Königs beruhen, beſprochen, als da ſind: Veränderungen in der Bekleidung der Armee, Stiftung des Civil-

verdienſtordens *pour-le-mérite etc.* nur eine unehrerbietige, verſpottende genannt werden könne, die Aufregung hervorzubringen im Stande ſei." —

In einer absoluten Monarchie leiten alle Einrichtungen, nicht bloß die bedeutenden, ſondern auch die geringfügigſten, und wär's ein einziger Meſſingknopf, der einer Uniform neu zukommandirt wird, ihr Daſein vom König her. Unſre ganze Literatur müßte aufhören, wenn das Lächeln über die kaleidoskopiſche Buntheit der Tageserſcheinungen ſtrafbar ſein ſoll, weil ſich unter dieſen einige befinden, die ihren Urſprung von einem König-

lichen Befehl herleiten. Wir hätten dann keine Zeitung, selbst keine Königsberger Allgemeine Schubert'sche Zeitung, keinen Roman, keine wissenschaftliche Werke, keine Lust- und Trauerspiele, ja sogar keine Trinksprüche, Kanzel- und Freimaurerreden mehr. Denn welcher Schriftsteller, welcher Redner, selbst der besonnenste, loyalste, wäre im Stande, solchen Erscheinungen, die sich ihm von allen Seiten aufdrängen, vorsichtig auszuweichen, und mit respectmäßiger Reverenz Fronte vor ihnen zu machen? — Welcher Publicist, welcher begeisterte Toastausbringer hätte wohl Lust, über einen Königlichen Preußischen Uni-

formöknopf, oder was einem ſonſt beim Schreiben oder Trinken im Wege liegen kann, geradezu ins Gefängniß hineinzuſtolpern? —

Man ſieht, ſelbſt die Uebertreibung kann noch übertreiben. Die Anklage geht hier ſogar auf dem Gebiete, auf welchem ſie ſich bewegt, zu weit; ihr Criminalenthuſiasmus wird hier zur Carricatur. — Ich führe hier noch eine Stelle an, die ich über dieſen Punkt zu Protokoll gegeben:

„Der Zopf war früher in der preußiſchen Armee auch ein vom Könige befohlenes, ordonnanzmäßiges Attribut des Kriegers. Wenn nun ein Dichter wie Chamiſſo,

etwa zur Zopfzeit, ſein bekanntes Zopflied gedichtet hätte, würde er wohl unter Friedrich dem Großen deshalb wegen unehrerbietiger Verſpottung landesherrlicher Einrichtungen zur Verantwortung gezogen worden ſein?“ —

27) Unterthänige Reden S. 44.

„Der zur Taubſtummheit verurtheilte Ge-
„danke flüchtete ſich in die Fingerſpitzen; was
„die Feder nicht ſchreiben durfte, das
„zeichnete ſie, und was das Volk nicht
„hören durfte, das ſah es.“ —

Es wird mir inſinuirt, „daß in dieſer Stelle der Vorwurf liege, daß die Regierung

durch die Censur jeder (auch der anständigen) freien Meinungsäußerung über Gegenstände der Politik hindernd entgegengetreten sei, und der Volkswitz sich daher in Bildern habe Luft machen müssen."

Ein wohlwollender Leser hätte diesen Satz harmloser interpretirt, nämlich:

„Der zur Taubstummheit verurtheilte Gedanke flüchtete sich in die Fingerspitzen," d. h. derjenige Gedanke, welcher das Imprimatur für die Presse nicht erhielt, ließ sich bildlich darstellen. „Was die Feder nicht schreiben durfte, das zeichnete sie" — eben so zu erklären, „und was das

Volk nicht hören durfte (Aeußerungen, welche nicht die Cenſur paſſirten) das ſah es" an den Fenſtern der Kunſthandlungen bildlich dargeſtellt. —

Von jeder (auch der anſtändigen) freien Meinungsäußerung über Gegenſtände der Politik, welcher die Regierung durch die Cenſur hindernd entgegengetreten ſei, ſteht in dem incriminirten Satze — Nichts. Der Ankläger könnte eben ſo gut an obſcöne, unſittliche Schilderungen oder an gegen Privatperſonen gerichtete Pasquille denken, welche von der Cenſur pflichtmäßig geſtrichen, aber

durch die uncenſirte Zeichnung bildlich in's Publikum gedrungen wären.

Gegen bildliche Darſtellungen der letztern Art, nämlich, pasquillartige Zerrbilder auf Privatperſonen, iſt ſogar gegenwärtig unſre Polizei noch immer ſehr tolerant.

Die 29 Theſen der Incrimination wären hiermit abgethan. Allein die Anklage kann den Schauplatz nicht ohne Epilog verlaſſen:

„Es wird dem Angeſchuldigten hier eröffnet, daß die Reihe der vom Criminalſenat des Oberlandesgerichts in ſeiner Schrift incriminirten Stellen hiermit geſchloſſen ſei, und daß, wenn es

ihm bei einzelnen Beſchuldigungen gelungen ſein ſollte, nachzuweiſen, daß der incriminirten Stelle ein falſcher Sinn untergelegt worden, der Zuſammenhang ſämmtlicher Anſchuldigungspunkte die Tendenz ſeiner ganzen Schrift doch als ſtrafbar erſcheinen ließe.“

Die Muſe der Pandekten und Inſtitutionen verbirgt erröthend ihr Antlitz vor einer ſolchen juriſprudentlichen Dialektik, die man kühn nennen könnte, wenn ſie nicht gerade das Gegentheil wäre.

Die Anklage geſteht die Möglichkeit ein, daß es mir bei einzelnen Beſchuldigungspunkten gelungen, den falſchen Sinn, der denſelben untergelegt, nachzuweiſen. Dies Eingeſtändniß indeß ſoll mir nicht zum Vortheil gereichen, weil der Zuſammenhang ſämmtlicher Anſchuldigungspunkte die Tendenz meiner Schrift als ſtrafbar erſcheinen ließe.

Die Anſchuldigungspunkte ſtehen aber in gar keinem Zuſammenhange. Man verſuche das Experiment und leſe ſämmtliche incriminirte Stellen in jeder beliebigen Ordnung

oder Unordnung, nach Art des magiſch-cabaliſtiſchen *Abracadabra*, nach einander oder durch einander ab, es werden ewig und immer abgeriſſene Fragmente bleiben, die ſich weder zu einem Emancipationsromane, noch zu einer Faſtenpredigt, noch zu irgend einem ſtyl- und ſinngerechten Ganzen fügen laſſen.

Allein die Anklage verſteht vielleicht, oder wahrſcheinlich, unter dem Zuſammenhange ſämmtlicher Anſchuldigungspunkte den Zuſammenhang, den ſämmtliche incriminirte Stellen durch den rothen, ſtrafbaren Tendenzfaden

erhalten, den ſie beim Zerfaſern meiner Schrift entdeckt haben will.

Wie verſteh' ich denn wieder die Anklage, wie ſoll der Richter ſie verſtehen, da ja für dieſelbe aus dem Zuſammenhange ſämmtlicher incriminirten Stellen erſt die Tendenz meiner ganzen Schrift gefunden wird? —

Und dann, bin ich der Tendenz meines Buches wegen, der Majeſtätsbeleidigung, des frechen, unehrerbietigen Tadels ꝛc. angeklagt, oder wegen der mir vorgehaltenen,

einzelnen, incriminirten Stellen, in denen die Anklage jene Verbrechen zu finden vermeint? —

Ich denke doch das letztere iſt der Fall. Mit dieſen incriminirten Stellen allein haben es meine Richter hat es die Anklage, hab' ich's zu thun. Iſt es mir gelungen, nachzuweiſen, daß der einem incriminirten Satze untergelegte Sinn ein falſcher war, ſo hört die Strafbarkeit ein für allemal auf, die incriminirte Stelle iſt dann von der Anklage völlig emancipirt. — Habe ich z. B. dargethan, daß die Majeſtätsbeleidigung,

welche die Anklage auf zwei Stellen meiner Schrift begründen wollte, in beiden auf einer unhaltbaren Exegese beruhe, so ist auch meine ganze Schrift von dem Verbrechen der Majestätsbeleidigung völlig freigesprochen. Eben so wär's mit allen andern Stellen zu halten, bei denen die Nichtigkeit der Incrimination nachgewiesen ist.

So hat denn die Anklage mit naivem Eifer in ihrem Epiloge das Geheimniß unserer politischen Preßprozesse Denjenigen verrathen, für die es noch zu verrathen war.

Auf die Tendenz allein, d. h. auf die politischen und sittlichen Ansichten und Gesinnungen, wie solche mit publicistischer Unumwundenheit oder in poetischer Einkleidung den Grundton eines Werks bilden, um sich der Oeffentlichkeit typographisch mitzutheilen, auf diese allein wirft sich der ganze Haß des politischen Anklägers. Den incriminirten Stellen ist dieser, im Grunde seines Herzens, wie es scheint, gar nicht so gram; ja „er möchte den Teufel küssen", der den Autor verleitet, diese niederzuschreiben, um dadurch der Denunciation die willkommene Criminalgelegenheit zu verschaffen, den mißliebigen

Geſinnungen eines „ſubverſiven und deſtructiven“ Schriftſtellers beizukommen. Reicht die thatſächliche Strafbarkeit der incriminirten Stellen nicht aus, um die verwerfliche Tendenz eines Schriftſtellers gehörig zu beſtrafen, dann verwandelt die Anklage durch einen geſchickten Voltenſchlag plötzlich die mißliebige Geſinnung ſelbſt in eine ſtrafbare Thatſache, und die Richter, die bisher nur mit einzelnen als ſchwere Verbrechen denuncirten Satzfragmenten zu thun hatten, ſehn plötzlich, die „Tendenz eines ganzen Buchs“ als Univerſalmiſſethäter vor ihren Schranken ſtehn, während die

Anklage die von ihr selbst theilweise schon aufgegebenen incriminirten Stellen nur als Confrontationszeugen gegen das Ganze benutzt, von dem sie ein Theil sind.

Wie hoch die Anklage die richterliche Urtheilskraft anschlägt, die sie mit solchen Döbler- und Boscokunststückchen zu täuschen vermeint, mögen meine Richter selbst würdigen. — Traurig ist's aber, daß eine offizielle Denunciation selbst der Justiz die Zumuthung machen darf, den Zwecken der Partei zu dienen, daß sie in dem Richter Nichts als den besoldeten königlichen Diener sieht, der verpflichtet sein soll, seine eigne

Loyalität in der Verfolgung und Bestrafung oppositioneller Gesinnungen zu bekunden.

„Prinzipienfragen der Politik, Grundsätze des öffentlichen Wohls, Erörterungen über Gediegenheit oder Verwerflichkeit der Staatsverfassung und Staatseinrichtungen, über Mängel und Vorzüge derselben, Untersuchungen über die Mittel jenen abzuhelfen und diese zu erhöhen, — Alles dies kann nicht Gegenstand richterlicher Entscheidung sein. Erörterungen der Art gehören einem Gebiete an, von welchem die Wirksamkeit des Richters ausgeschlossen ist, und deshalb sich fern

halten muß. Die richterliche Wirksamkeit findet ihre natürliche und gesetzliche Begrenzung in der Sphäre des positiven Rechts; von jeder politischen Ansicht muß sie sich freierhalten. Insoweit sie über Privatstreitigkeiten urtheilt, ist sie als Civil-Justiz; insoweit sie über Schuld oder Unschuld des eines Verbrechens angeklagten Individuums Recht spricht — als Criminal-Justiz thätig. Eine Meinung aber kann als solche niemals ein Verbrechen sein, nur die Form, in welcher sie in die Oeffentlichkeit tritt, oder die Absicht, die bei der Veröffentlichung obwaltet, können strafbar sein. Nur Form und

Absicht einer Schrift dürfen daher Vorwurf richterlicher Entscheidung sein; und je schwerer es oft wird, diese beiden von dem Inhalte der Schrift zu sondern, um so strenger ist die Verpflichtung des Richters sich selber zu überwachen, damit die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit seines Urtheils vor dem Einflusse der eigenen politischen Ueberzeugung gewahrt werde."

So lauten die Worte, mit welchen der Oberappellationssenat des Kammergerichts den Richtern erster Instanz in der Jakoby'schen

Unterſuchungsſache den richterlichen Standpunkt in Preßprozeſſen angewieſen *). Die hier bei einer ſtreng publiciſtiſchen Schrift anerkannte Schwierigkeit, Form und Abſicht eines Buches vom Inhalte zu trennen, ſteigert ſich bei poetiſchen und humoriſtiſchen Produktionen, in denen die Freiheit der Phantaſie nur in der unbeſchränkten Freiheit der

---

*) Dr. Jacoby hat in den „deutſch-franzöſiſchen Jahrbüchern, herausgegeben von Ruge und Marx 1. und 2. Heft. Paris 1844" Bruchſtücke aus dem Urtheile des Oberapellationsſenats des Kammergerichts, nach den Notizen, welche er ſich während der Vorleſung des Urtheils aufgezeichnet, oder wie er ſie im Gedächtniß behalten, mitgetheilt.

Form ſich zur Darſtellung bringen kann, bis zur Unmöglichkeit, wie ich dieſes bereits im Laufe der Vertheidigung ausführlich deducirt.

Die Anklage hält es für möglich, daß es mir gelungen, bei einzelnen incriminirten Stellen meiner Schrift nachzuweiſen, daß denſelben ein falſcher Sinn untergelegt worden.

Nicht die incriminirten Stellen, wie ſich ſolche dem reinen thatſächlichen Wortlaute nach in meiner Schrift befinden, hab' ich gegen die Anſchuldigung vertheidigt — denn ihrer innerſten Natur nach bedürfen

dieſe, als durch ſich ſelbſt berechtigt, weder der Vertheidigung noch des Schutzes gegen eine Criminaldenunciation. — Ich habe bloß die incriminirten Sätze vertheidigt, welche die Anklage aus den Originalſtellen meiner Schrift durch die willkührlichſte Paraphraſe zu machen beliebte. Ich habe die Anklage auf ihrem eignen Boden Schritt für Schritt bekämpft, und ich glaube es iſt mir bei ſämmtlichen Anſchuldigungspunkten gelungen den Beweis zu liefern, daß die incriminirten Sätze, ſelbſt in der bequemen halspeinlichen Form, in welche die Anklage ſie umgegoſſen, dennoch durchaus ſtraflos ſind.

Wenn's überhaupt nur noch nöthig wäre, darzuthun, daß die anscheinenden Thatsachen, wegen welcher die Anklage mich und mein Buch vor die Schranken eines Criminalgerichts gestellt, jedes juridischen Halts entbehren, so dürfte noch folgende Bemerkung den factischen Beleg dazu liefern.

Mein incriminirtes Buch besteht, mit Ausnahme der Vorrede, aus vier Vorlesungen, welche ich der Reihe nach, in Zwischenpausen von 8 und 14 Tagen, vor mehr als 400 Zuhörern aus allen Ständen (auch mehrere meiner Richter gehörten dazu) öffentlich in Königsberg im Winter 1843

gehalten. Die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer bei diesen Vorlesungen, gab sich zu wiederholten Malen in lauten Zustimmungen des Beifalls, niemals durch eine einzige mißfällige Aeußerung zu erkennen. — Und doch soll die ganze Tendenz meiner Vorträge eine strafbare gewesen sein. Und doch soll ich darin eine Majestätsbeleidigung nicht bloß offen ausgesprochen, sondern noch wiederholt, und mich in vielen Stellen des frechen, unehrerbietigen Tadels und Verspottung der Landesgesetze ꝛc. schuldig gemacht haben! — Wie, frage ich jetzt, unter so vielen hundert Zuhörern, unter so

vielen anweſenden Beamten der Juſtiz, der Regierung, des Militärs, iſt keiner loyal genug, ſich gegen eine offen und öffentlich ausgeſprochene Majeſtätsbeleidigung ꝛc. aufzulehnen? — Keiner interpellirt? — Kein Zeichen des Mißfallens gibt dem Redner zu erkennen, wie wenig die Verſammlung, oder ein großer, oder ein kleiner Theil derſelben, oder ein Einzelner ſich ſolche verbrecheriſche Aeußerungen gefallen laſſen will? —

In der erſten Vorleſung ſind viele Stellen wegen frechen, unehrerbietigen Tadels ꝛc. ꝛc. incriminirt, und doch durfte ich die zweite halten. In der zweiten will

die Anklage unter andern verbrecherischen Sätzen auch noch eine Majestätsbeleidigung gefunden haben, und doch durfte ich 14 Tage später die dritte halten. Auch in dieser entdeckt die Denunciation unter vielen strafbaren Aeußerungen abermals eine Majestätsbeleidigung und doch wurde ich durch keine offizielle Intervention verhindert, mich in der vierten Vorlesung noch ferner schwerer Criminalverbrechen, und zwar öffentlich schuldig zu machen! — Und doch hatte sich trotz des gehässigen Charakters, den die Denunciation des Regierungs-Vice-Präsidenten v. Raumer schon meiner ersten Vor-

leſung beilegt, meine Zuhörerſchaft aus allen Ständen bei den folgenden Vorleſungen eher bedeutend vermehrt als vermindert!

Man wende mir nicht ein, daß dem Ohr die verbrecheriſchen Sätze entgangen ſein könnten, welche das aufmerkſame Auge in der typographiſchen Darſtellung des Buches feſtzuhalten und ſich zu wiederholen im Stande geweſen.

Denn 1tens muß das Publikum auch beim flüchtigſten Zuhören, doch wenigſtens über den Charakter meiner Vorleſungen aufs Reine gekommen ſein, um ſein Mißfallen

gegen diese im Allgemeinen zu erkennen zu geben, durch actives Interpelliren oder durch passives Fortbleiben.

2tens wäre es sehr wunderbar, daß vor mehr als 400 Zeugen thatsächlich ausgesprochene Majestätsbeleidigungen und sonstige verbrecherische Aeußerungen ungehört und unverstanden geblieben sein sollen, da es doch bekannt ist, daß ein einziges, in einem Caffeehause, oder bei einem Festmahle unbesonnen ausgesprochenes Wort einen Denuncianten und eine Strafe findet.

3tens ist der factische Beweis von der subtilen Aufmerksamkeit, mit welcher die Zu-

hörer meinen Vorlesungen gefolgt sind, dadurch gegeben, daß meine in der Münchhausenіade gemachten Anspielungen auf einen Königsberger Professor der Philosophie, mir von Seiten der bei der Vorlesung anwesenden Freunde desselben heftige Angriffe in der Königsberger Zeitung zugezogen. — Für den Professor traten Kämpfer auf, und für den beleidigten Staat, das beleidigte Gesetz, die beleidigte Majestät — Niemand?! —

Ja, nachdem meine Vorlesungen bereits herausgegeben, verboten und incriminirt waren, konnten dieselben sogar dem Oberprä-

ſidenten von Preußen, Herrn **Böttticher**, ſo unverfänglich erſcheinen, daß dieſer bei einer auf dem Schloſſe ſtattfindenden großen Soirée meine noch gar nicht ins Publikum gekommenen „Unterthänigen Reden," unter mehreren neu erſchienenen Schriften zur Anſicht auslegte, was er gewiß nicht gethan haben würde, wenn er Majeſtätsbeleidigungen, frechen, unehrerbietigen Tadel und beſonders die, bei vielen hundert Soirée-Gäſten gefährliche Aufreizung zum Mißvergnügen darin gefunden hätte.

Entweder war daher mein ganzes Auditorium, waren die Behörden ſelbſt, waren

die Leſer meiner Schrift mit der mir zur Laſt gelegten Majeſtäts- und andern literariſchen Criminalverbrechen nicht bloß förmlich einverſtanden, ſondern gewiſſermaßen als Hehler dabei betheiligt — oder die Anklage hat mich zur Rechenſchaft gezogen für alle die verbrecheriſchen Gedanken, die ihr bei Leſung meines Buches eingefallen ſind und die ſie ſelbſt in einer mir fremden Form als die meinigen incriminirt hat. —

Vielleicht appellirt die Anklage an die moraliſche Ueberzeugung meiner Richter. Allein, die moraliſche Ueberzeugung des Richters darf ſich nur auf das Verhältniß bezie-

hen, in welchem eine incriminirte, offen darliegende Thatsache zu irgend einer denkbaren, verbrecherischen Absicht des Thäters steht. Nicht aber darf die richterliche moralische Ueberzeugung erst die Thatsache selbst schaffen, indem sie einer Hypothese den juristischen Werth der That beilegt.

Wenn richterliche Beamte bei verschlossenen Thüren zu Gerichte sitzen dürften, über — Hypothesen, dann wäre die Justizpflege nichts als eine Schreckensherrschaft der Willkür; dann wäre nicht das vertrauteste zwischen Freunden gepflogene Wort, nicht das leise zuckende Lächeln, nicht die Schmerzens-

und Freudenthräne, nicht das freie Spiel des entfeſſelten Traumes, nicht der Gedanke ſelbſt in der Menſchenbruſt ſicher vor dem unermüdeten Scharfſinne der Spürer, Ankläger und offiziellen Hypotheſenſchmiede. Dann würden die politiſchen Delatoren bald ihre Opfer wieder nach Tauſenden deſigniren, wie's zu Rom zu den Zeiten Tibers geſchah.

So lange der Geiſt von Gottes Gnaden in ſeiner angebornen Unabhängigkeit nicht anerkannt iſt, ſo lange die Thaten des freien Gedankens nachgerichtet werden wie gemeine Verbrechen, ſo lange iſt auch der Schriftſteller genöthigt, ſein incriminirtes Werk unter

den Rechtsschutz zu stellen, den auch das gemeine Verbrechen genießt, unter den Schutz der Normen, welche unser positives Recht vorschreibt. Er muß es verlangen, daß die Anklage ihre Beschuldigungen nicht durch ihre eigne Ueberzeugung oder durch Appellation an die Ueberzeugung des Richters — sondern durch Thatsachen beweise, daß sie die Vertheidigung des Angeschuldigten thatsächlich widerlege. —

Wird es dem Ankläger, wird es dem Richter unmöglich, nach dem Maaßstabe positiver Rechtsformen im Reiche des Gedankens und der Phantasie ein juristisch garan-

tirtes Verbrechen juriſtiſch feſtzuſtellen, dann wird auch bald das über die Preſſe verhängte Martialgeſetz ein unmögliches ſein.

Meine Richter werden nicht den Rechtsboden verlaſſen, auf dem ſie ſtehen; ſie werden für die geiſtige That kein Ausnahmsverfahren ſchaffen, um den Inſinuationen der Anklage zu genügen. Unſre Juſtiz wird ſich nicht zur fügſamen Dienerin eines Geiſtesdruckes hergeben, den ſie ſelbſt, als eine Anſtalt der höchſten Sittlichkeit, der höchſten Intelligenz ſchmerzlich empfinden muß; eines Druckes, über welchen die Edelſten unſres

Volkes, wie die aller Völker und aller Zeiten, ihr Verdammungsurtheil ausgesprochen.

Vertrauensvoll überlasse ich mein angeklagtes Buch dem Urtheile der Richter, und erkläre meine Vertheidigung für geschlossen!

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Börne, Ludwig, **Nachgelaſſene Schriften**, herausgegeben von den Erben des literariſchen Nachlaſſes, mit des Verfaſſers Bildniß. Zwei Bände. 2 Thlr. 12 gGr oder fl. 4.

Welcker, C. Th., Abgeordneter zur zweiten Kammer der badiſchen Landſtände. **Ein ſtaatsrechtlicher Injurienprozeß** in aktenmäßiger Mittheilung. 8 gGr. oder 30 kr.

Jordan's, Dr. Sylveſter, **Selbſtvertheidigung** in der wider ihn geführten Criminal-Unterſuchung, Theilnahme an Hochverrath betreffend, nebſt der **Appellationsſchrift** ſeines Vertheidigers, Ober-Gerichts-Anwalt C. F. Schanz zu Marburg, und einer **Denkſchrift**, die Rechtfertigung der Beſchwerden und zugleich einen Beitrag zur **Lehre vom Indicienbeweiſe** enthaltend, von Dr. Sylveſter Jordan ſelbſt. 1 Thlr. oder fl. 1. 45 kr.

Auerbach, Berthold, **Schwarzwälder Dorfgeſchichten**. Zwei Theile. 2 Thlr. oder fl. 3. 30 kr.

Walther, L. J. G., Pfarrer, **Erzählungen und Mährchen** für die Jugend. I. und II. Band, zweite Auflage, III. Band, erſte Auflage, jedes Bändchen mit einem colorirten Stahlſtich.

Jedes Bändchen 18 gGr. oder fl. 1. 21 kr.

Dieſe Erzählungen ſind von einem Landgeiſtlichen verfaßt, der ſie ſeinen Kindern und Zöglingen diktirte, er ſammelte dann, was dieſen am beſten gefallen hatte. Schon vor dem Erſcheinen unterlagen daher die Erzählungen der beſten Kritik, dem natürlichen Gefühle des jugendlichen Gemüthes, deſſen Bildung der Verfaſſer ſeine Kräfte mit dem ſchönſten Erfolge

widmet. Als die Bändchen zum erstenmal erschienen, sprachen die besten pädagogischen Zeitschriften die Anerkennung ihres Werthes aus. Jetzt wird es nöthig, sie in neuem Gewande auszusenden, und dies geschieht mit der Zuversicht, daß solche Jugendschriften, die in einfacher rührender Darstellung das kindliche Gemüth ergreifen, zu wahrhafter Frömmigkeit und allem was gut und edel ist, hinleiten, von verständigen Aeltern und Lehrern leicht erkannt und — da sie selten sind — nicht mit der Masse des Gewöhnlichen verwechselt werden, wobei äußerer Flitter und Bilderstaat den tauben Kern verdecken muß.

☞ Die Bändchen werden auch einzeln abgegeben.

Vilney, Ant. — **Toni**, ein Gemälde aus Ungarns Gegenwart. 2 Theile. 1 Thlr. 18 gGr. oder fl. 3.

Aktenstücke, zehn, über die Amtsentsetzung des Professors **Hoffmann von Fallersleben**. 2 gGr. oder 9 kr.

Hoffmann von Fallersleben, Allemannische Lieder, nebst Worterklärung und einer allemannischen Grammatik. Fünfte, im Wiesenthal verbesserte und vermehrte Auflage. 15 gGr. oder fl. 1.

Der

Storch von Nordenthal.

Ein wahrhaftiges Mährchen

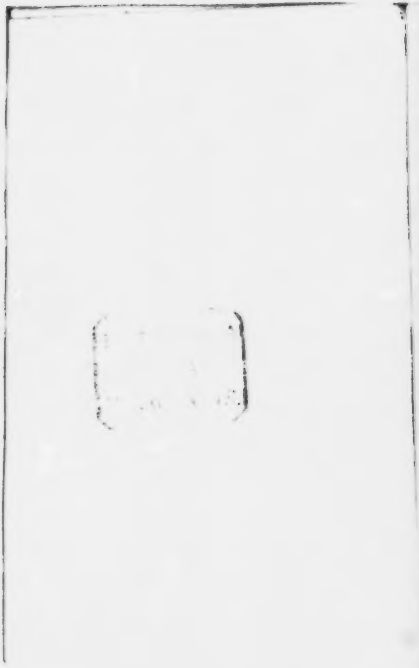
erlebt und erzählt

von

Ludwig Walesrode.

„[illegible] Märchen,
[illegible]“
[illegible]

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1857.



Der Storch von Nordenthal.

Erläuternde Vorbemerkung.

Ein Mährchen und erlebt? Das klingt allerdings gar wunderlich. Aber es klingt auch nur so. — Wer Empfänglichkeit und offne Sinne für die sprechende Physiognomik hat, mit welcher die Thierwelt, in schalkhaften Parodieen und bedeutungsvollen Symbolen, das Menschenleben illustrirt, der könnte täglich die wahrhaftigsten Mährchen erleben, ohne des Taschenspieler- und Zauberapparates einer entfesselten Dichterphantasie zu bedürfen. — Eine anmuthige Scheherezade erzählt die Natur dem Sultan Mensch unermüdlich ihre heitern und ernsthaften Mährchenabenteuer; aber dem gestrengen

Herrn Sultan kommt die Natur eben ſo gar natürlich vor, als daß er ſonderliche Luſt haben ſollte auf ihre Hiſtorien zu achten. —

Unſer Mährchen enthält, genau genommen, nichts als die Lebensgeſchichte eines Storches, welche, wie die Triſtram Shandy's, ſchon vor der Geburt ihres Helden beginnt, aber — ungleich jener — ihren Helden nicht als unfertiges Fragment im Stiche läßt. Was der Verfaſſer erzählt, hat ſich in Wirklichkeit unter ſeinen Augen zugetragen. Er brauchte die Thatſachen nur, wie ſie ſich Scene nach Scene wunderbar genug entwickelten, in charakteriſtiſch umränderude Arabesken hinein zu zeichnen und das — Mährchen war fertig.

1.

Ein ehelicher Zwist.

An einem schönen Frühlingsmorgen vollführte das sonst so ruhige Storchehepaar, das vor einigen Tagen sein Nest auf dem Kuhstalle, dicht am Thorwege des Nordenthaler Gehöfts, im Lande Masovien bezogen hatte, ein gar gewaltiges Geklapper. Bald klapperte die Störchin in so heftig raschem Tempo, als wenn sie nahe daran wäre Weinkrämpfe zu bekommen; bald unterbrach sie der Storch nicht minder heftig; bald klapperten sie beide zugleich, indem sie den Kopf nach hinten warfen und mit den Flügeln um sich schlugen, als wollte Eins das Andre gar nicht mehr zu Worte kommen lassen. —

Ein gewöhnlicher Mensch, der von ungefähr vorübergegangen wäre, hätte sicher gesagt, wenn er überhaupt etwas gesagt hätte: „Bei den Störchen gehört nun einmal Klappern zum Handwerk.“

Wer aber, wie der Märchendichter, die Sprache der Störche grammatikalisch, mit regelmäßigen und unregelmäßigen Conjugationen, mit „mir“ und „mich“ und Syntax und allem Sonstigen so recht gründlich studirt hatte, der konnte bald heraus hören, daß ein sehr heftiger ehelicher Zwist zwischen den Storchebeleuten ausgebrochen war. Darum streckten auch sämmtliche Störche der Nachbarschaft, neugierig horchend, die Hälse aus ihren Nestern heraus, indem sie dann und wann einander geheimnißvoll zunickten und bedenklich die Köpfe schüttelten. Denn Störche sind, ihrer Natur nach, ausgemachte Kleinstädter; sie müssen durchaus wissen,

was in der ganzen Nachbarſchaft vorgeht. Und gibt's Skandal, ſo gibt's auch etwas zu trätſchen. Tout comme chez nous. Hier aber gab's Skandal die Hülle und Fülle, und der Grund war triftig genug. —

Der Storch war nämlich eben von ſeinem Morgenfluge, den er gewöhnlich mit Sonnenaufgang unternahm, zurückgekehrt und hatte ſeiner Gattin, die etwas länger ſchlief, und außerdem des Morgens mit ihrer Toilette, dem Reinigen und Putzen des Neſtes und andern häuslichen Arbeiten vollauf beſchäftigt war, einen Froſch im Schnabel mitgebracht.

„Siehſt du, liebes Frauchen," ſagte liebkoſend der Storch, nachdem er einen „guten Morgen!" gewünſcht, „ich komme nicht mit leerem Schnabel nach Hauſe. Da hab' ich dir einen delikaten Imbiß zum Frühſtück mitgebracht, einen Froſch ſo rund und fett, wie ich ihn

lange nicht geseh'n. Hab' ihn auf der überschwemmten Legawiese gefischt."

„Danke schön, mein lieber, theurer Gatte!" sagte die Störchin; „dafür werd' ich dir auch ein Gegengeschenk machen, wie du dir's lange gewünscht. Schau nur her!" Und dabei stand sie auf und zeigte mit liebendem und zugleich verschämtem Blicke auf ein schönes, großes Ei hin, das auf der Stelle lag, wo sie eben gesessen. — „Das hat uns der Storch gebracht!" fügte sie lächelnd hinzu, die bekannte Kinderredensart, wie sie unter Menschen üblich ist, mit schelmischem Witze parodirend. — Da sank der Storch, sprachlos vor Entzücken, an ihren Hals, und sie an den seinigen, und sie schnäbelten sich gar zärtlich und waren überglücklich. —

Das wäre nun Alles recht schön und rührend gewesen, wenn jedes Glück nicht sein fatales „Aber" hätte.

„Aber" — ſagte die Störchin — „nun verſprich mir auch, lieber Mann, daß du dich nicht in die Erziehung meines Kindes miſchen willſt. Die werde ich ſchon nach meinem eignen Kopfe durchführen. Ich hafte dir dafür, es ſoll ſchon etwas Rechtes aus ihm werden."

„Nun, nun!" meinte der Storch, ſchon etwas pikirt, „wenn unſer Kind nur nichts Schlechteres wird als ſeine Eltern, etwas Beſſeres braucht es nicht zu werden. Ein ehrlicher Storch, der ſein Metier ordentlich gelernt hat, wie man im richtigen Tempo fliegt, wie man die Maus- und Froſchjagd mit Erfolg betreibt, wie man ſein Neſt ordentlich zuſammen zimmert, und der allenfalls ſo viel Geographie weiß, um ſeinen Weg von Maſuren nach Egyptenland oder Indien zu finden, der hat genug gelernt, und mehr iſt vom Uebel, das geht über unſre Sphäre hinaus!" —

„Unſre Sphäre! Unſre Sphäre!“ klapperte die Störchin. — „Was? Mein Kind ſoll ſo ein gemeiner Storch werden, wie ſie zu Tauſenden ſich herum treiben? Mein Kind ſoll den Tag über bis an die Kniee im Sumpf waten, eines lumpigen Froſches willen oder Feldmäuſe fangen, als wäre es — Gott verzeihe mir die Sünde — eine geborene Katze? — Soll unſer Kind etwa auch auf dem Strohdache eines Kuhſtalles chambre garnie wohnen, wie wir, dem Himmel ſei's geklagt?“ —

„Aber, Weib, ſag' mir doch, um Alles in der Welt, wie doch willſt du denn eigentlich mit dem Kinde hinaus? Du meinſt doch nicht etwa einen Edelfalken aus ihm zu machen, oder einen Condor, oder einen Goldadler, oder einen rothen Adler zweiter Claſſe, mit Eichenlaub?“ —

„Ibis ſoll er lernen! Ibis ſoll er werden, ſo wahr ich ſelbſt aus einer Ibisfamilie

ſtamme.*) Nun weißt du's! Oder hab' ich dir nicht tauſendmal erzählt, daß einer meiner Urahnen, mütterlicher Seits, Ober-Ibis bei Sr. Majeſtät König Cheops von Egypten geweſen, und in Stein ausgehauen werden auf der großen Pyramide bei Memphis, wo er noch heute zu ſehen iſt? Daß ein andrer meiner Vorfahren Ibis in Theben war, zur Zeit als König Rhampſinit regierte? Das waren noch Leute! die ſtanden im Anſehn, ſo hoch wie die Könige und höher noch. Das Volk warf ſich vor ihnen auf die Kniee; man opferte ihnen das Beſte, was das Land hervorbrachte; und wenn ſie ſtarben wurden ſie einbalſamirt und eine allgemeine Landestrauer vorgeſchrieben. Die Herren mußten vierzig Tage lang bei Hofe mit

*) Der Ibis gehört, wie der Storch, zur großen Familie der Reiher: Herodot.

angelaufenen Schnallen erscheinen, und die Damen und Sphinxe mit schwarzen Kopfzeugen. Und darum soll mein Kind auch Ibis studiren, koste es, was es wolle, und wenn ich meine letzte Feder in's Leihhaus tragen sollte!" —

— „Was? Ein Pfaff?" klapperte der Storch, und sein Schnabel wurde dreimal so roth als gewöhnlich; „was, ein Pfaff? mein ehelebliches Kind ein Pfaff? da soll doch gleich ein heiliges Donnerwetter drein schlagen!" —

— „Das kommt davon, wenn man unter seinem Stande heirathet!" heulte mehr als sie klapperte die Störchin. „Solche gemeine Gesinnungen sind nur beim Plebs möglich. Du möchtest wohl lieber aus meinem Kinde so ein vagabondirendes Subject erziehen, wie gewisse lockere Vögel!" und dabei sah sie ihn giftig an. „Aber das geschieht nun und nimmermehr! Ibis soll er lernen, Ibis soll er werden, und

wenn du zehnmal dagegen proteſtirſt, du — du — du Rabenvater!"

Das war zu viel, das war unerhört in der Welt- wie in der Naturgeſchichte, einen Storch Rabenvater zu nennen.

„Nun, wir wollen doch einmal ſehen wer Herr im Hauſe iſt, du oder ich?" ſagte der Storch, mit vor Wuth erſticktem Geklapper, und ehe noch die Störchin hinzuſpringen konnte, hatte er mit einem einzigen Schwunge ſeines langen Beines das Ei weit über das Neſt hinaus geſchleudert.

„Da — da — liegt dein Ibis!" — Paff! fiel das Ei vom Giebel des Kuhſtalls auf den Hof.

Nunmehr verſtummte plötzlich das Klappern. Die Unthat war geſchehen. Beide Eltern ſahen ſchweigend, jedes für ſich zum Neſt hin-

aus nach der Stelle hin, auf welche das Ei gefallen war, mit Gefühlen, die selbst die Feder des Mährchendichters nicht zu schildern wagt. —

2.

Ein blaues Wunder und zwei braune Augen.

Aber ein Wunder, — ohne das es nun einmal in einem Mährchen, ſelbſt in einem wirklich erlebten, nicht abgeht — war geſchehen. Obwohl aus einer Höhe von über funfzig Fuß hinabgeſchleudert, hatte das Ei auch nicht den geringſten Schaden genommen. Da lag es blendend weiß, im ſandigen, ausgefahrnen Wagengeleiſe hart am Thorwege, angeſtaunt von den zahlreichen Sperlingen, die in der Nähe herumpickten. Ein alter kluger Spatz meinte, daß mindeſtens wohl ein Dutzend Sperlingsweibchen ſich zuſammen thun müßten, um auf gemeinſchaftliche Koſten ein ſo großes Ei zu

legen, und hätte ſicherlich noch viel mehr gemeint und geſchwatzt, wenn nicht plötzlich die ganze Sperlingsgeſellſchaft, rechts und links, vor einem herannahenden Schritte und einem rauſchenden Kleide auseinander geſtoben wäre.

Denn, wie geſagt, der Morgen war gar frühlingsfriſch und ſonnig, und darum ging Linda eben über den Hof, um drüben in duftiger Waldeinſamkeit ihren Träumen nachhängen zu können. —

Doch da hätten wir beinahe vergeſſen, daß in einem wohlerzogenen Mährchen, ganz wie in einer vornehmen Theegeſellſchaft, jede unbekannt eintretende Perſon erſt hübſch, in aller Förmlichkeit, vorgeſtellt werden muß, bevor man ſich weiter mit ihr einlaſſen kann.

Alſo Linda iſt die jüngſte Tochter der, im ganzen Maſurenlande bekannten und geehrten Gutsherrſchaft von Nordenthal. Sie hat noch

eine ältere und einzige Schweſter, die heißt Emmy, und einen Bruder, Adolph, der, mit ſeiner Gattin im Seitenflügel des Herrenhauſes als Verwalter angeſiedelt, dafür ſorgt, daß es dem Nordenthaler Gehöfte nicht an Enkelkindern fehle. — Wir könnten von dieſen Allen gar unendlich viel Liebes und Gutes erzählen, wenn unſer Mährchen es nicht vorzüglich mit Linda zu thun hätte. Sie trägt einen weißen Helgolander Hut und eine violette Sammt-Kazawaika, und iſt ſo ſchön, ſo ſchön, als nur immer mährchenmöglich iſt. Nur daß Linda nicht, nach Art der Edelfräulein und verwunſchenen Prinzeſſinnen des deutſchen Mährchens, die bewußten goldblonden Locken führt, nebſt den dazu gehörigen hellblau himmelnden Augen. Ganz im Gegentheil knotet ſich über Linda's ſinnig feine Stirne ein dunkles Haargeflecht, unter dem ein Paar braune Augen

traumverklärt in die wache, nüchterne Welt hinein dämmern. —

Braune Augen, sie mögen Einem im Mährchen begegnen, oder im Romane, oder — was bei weitem vorzuziehen ist — im wirklichen Leben, träumen nun einmal immer; man muß sich ordentlich hüten, zu tief in sie hinein zu schauen, wenn man nicht selbst zum Träumer werden will. —

Linda verfolgte eben, sinnenden Blickes, ein goldbesäumtes Wölkchen, das auf dem blauen Himmelsmeere mit vollen Segeln dahin schwamm, als sie, noch zur rechten Zeit, das Sterchei dicht zu ihren Füßen entdeckte.

Sie nahm es auf, betrachtete es sorgsam und ängstlich von allen Seiten und fand, was wir bereits wissen, daß es unversehrt war und blendend weiß, wie frisch gefallener Schnee. —

„Armes, vor der Geburt ſchon verwaiſtes Weſen!“ ſagte Linda, „nicht umſonſt ſoll dich ein Wunder unverſehrt in meinen Lebensweg gelegt haben. Ich will dich aus deinem Keimſchlummer wecken zur vollen Daſeinsfreude und Daſeinsluſt. Du ſollſt mir angehören und glücklich ſein!“ —

Linda kam ſich in dieſem Augenblicke vor als wäre ſie das Schickſal ſelbſt, oder doch das leibhaftige Mährchen. —

Sorglich ihren Fund mit beiden Händen bedeckend, eilte ſie zurück nach dem Hühnerhofe.

„Gackel! Gackel! Gackel!“ —

Heran gewatſchelt kam gluckſend die fette grau und braun geſprenkelte Lieblingshenne.

„Gackelchen, lieb' Gackelchen! hier hab' ich ein Ei für dich; daß du mir's ja hübſch vorſichtig ausbrüteſt und es vor Schaden bewahrſt. Sollſt dafür auch die ſchönſten Gerſtenkörner in

Hülle und Fülle picken und Alles haben, was dein Herz begehrt." —

Gackelchen betrachtete mit Kennermiene das Ei, sich so stolz aufpustend, daß sich ordentlich die grau und braunen Federn sträubten und sie noch einmal so fett aussah als gewöhnlich. Denn dumm und eitel, wie Hennen sind, bildete sich Gackelchen ein, das schöne Ei selbst gelegt zu haben. Dann scharrte sie, zum Zeichen ihres Gehorsams, dreimal mit dem linken und dreimal mit dem rechten Fuße, und setzte sich sofort auf das in Gesellschaft einiger Hühnereier ihr untergelegte Storchei. —

Linda aber, froh des artigen Abenteuers, das ihr die frühe Morgenstunde beschert, jodelte ein lustiges Liedchen und eilte in munteren Sprüngen, gleich einem nähligen Reh, hinüber nach ihrem lauschigen Waldplätzchen, um sich

dort von ihren braunen Augen ihr gewöhnliches Morgenpenſum vorträumen zu laſſen. —

Der Storch und die Störchin hatten von ihrem Neſte oben auf dem Kuhſtalle den ganzen Vorgang ſchweigend angeſehn.

„Aber, ſiehſt du,“ klapperte endlich triumphirend die Störchin, „ſiehſt du jetzt ein, daß das Schickſal mein Kind zu etwas Außerordentlichem beſtimmt hat? Iſt es nicht durch ein Wunder vom Tode gerettet worden? Iſt es nicht in der Eierſchale ſchon ein Liebling jener gottähnlichen Weſen geworden, die ſeit dem ſechsten Schöpfungstage herrſchen über die Fiſche im Meere, und über die Vögel unterm Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet?“ — Denn die Störchin aus der Ibisfamilie war wohl bewandert in alten Sagen. Hatte ſie doch einmal in der Nähe von Memphis, wo ſie ſich mit ihrem Gatten den Winter über aufzuhalten

pflegte, in der Meinung auf eine Schlange oder ein ähnliches Thier zu stehen, aus dem Nilschlamme einen Papyrusstreifen geflicht, auf dem gar heilige Geschichten standen. —

„Und erinnert nicht das liebliche Menschenwesen mit seinen Räthselaugen und dem priesterlichen Kopfzeuge an die rosenrothe Sphinx von Sais?“ setzte die Störchin noch geschwätzig hinzu.

Der Storch aber schüttelte traurig den Kopf und klapperte gar nichts.

3.

Der Held des Mährchens wird zum zweiten Male geboren.

Hilf Himmel! erhob da eines Tages — es war gerade zur Zeit der Mittagsruhe, wo sich sonst auf dem Lande kein Lüftchen, geschweige denn ein Laut zu regen pflegt — das gesammte Geflügelvolk von Nordenthal ein viel hundertstimmiges Noth- und Entsetzensgeschrei, ein wildes Durcheinander-Gackern und -Schnattern und Glucksen und Kollern, nicht anders, als ob der letzte Tag aller Dinge über den Hühnerhof hereingebrochen wäre. Selbst der Hofhund, der sonst mit souveräner Verachtung auf das Trei-

ben und Wesen des Federviehs hinabsah, heulte und bellte wie unsinnig dazwischen.

Erschrocken eilte Linda hinaus auf den Hof. Ueberall standen aufgeregte Gruppen von Gänsen, Enten, Hühnern und Puten in mehr als lebhafter Unterhaltung; neugierige Sperlinge drängten sich schaarenweise dazwischen und flogen, laut zwitschernd, bald hie bald dort hin, um überall etwas zu hören und weiter zu schwatzen, und rings auf allen Dächern klapperten die Störche, als schlügen sie Feuerlärm oder Generalmarsch. —

Mit verwilderten, zerzausten Federn, ganz außer sich, stürzte sich ihr Gackelchen entgegen, verfolgt von Krähkel, dem im weiten Umkreise des Gehöftes allein herrschenden und regierenden Hahne.

„Um's Himmels willen! was ist geschehn?“ rief Linda.

Doch Gackelchen hatte keinen Laut in der Kehle. Aber Krähkel, der prächtige Hahn mit der goldgefiederten Bruſt und dem ſtolz geſchwungenen Schweife voll bunt ſchimmernder Federn, ſchoß wüthende, Unheil verkündende Blicke auf die arme, geängſtigte Henne; ſein Kamm war dick angeſchwollen und die rothen Lappen, die er als Zeichen ſeiner Würde gravitatiſch unter dem Kinne trug, waren noch einmal ſo roth als gewöhnlich.

Ahnungsvoll eilte Linda der Stätte zu, wo ſie Gackelchen, unter den übrigen Eiern, das Sterchei zum Ausbrüten untergelegt hatte.

Da fand ſie denn ſieben allerliebſte eben ausgekrochne Küchlein, aus deren Mitte ein wahres Ungethüm, halb lächerlich halb grauenhaft anzuſchauen, unbeholfen hervorragte. — Auf einem Paare langer Stelzenbeine ruhte ein ſplitternackter, von Runzeln durchfurchter Leib,

an dem ſich die erſten Flügelanſätze wie zwei nackte Kinderärmchen bewegten, während der mager in die Höhe aufgeſchoſſene Hals in einen ſonderbar zugeſpitzten, langen ſchwärzlichen Schnabel auslief, der dann und wann, in ſchauerlich klaffender Weite, als ſuche er etwas zu verſchlingen, auf- und zuklappte. —

Dieſes Monſtrum, wie es wohl noch niemals, ſeit die Naturgeſchichte exiſtirt, auf einem Hühnerhofe geboren werden, war eben Niemand anders, als der mit den Küchlein zugleich aus dem Ei gekrochene Storch.

Augenſcheinlich hatte die Henne, als ſie mit dem erſten, zärtlichen Blicke auf die eben erſtandne Brut ihre mütterliche Ausdauer belohnen wollte, voll Entſetzen über das Ungethüm, dem ſie das Leben gegeben, die Sitzung aufgehoben und die Flucht ergriffen.

Mit nicht minderer Beſtürzung war das von allen Seiten zur Gratulation und Wochenviſite herbeigeeilte Federvolk auseinander geſtoben, bei dem plötzlichen Anblick der gräulichen Mißgeſtalt, wie der rings um die Schreckensſtätte gelaſſene freie Raum zeigte.

Nur aus der Ferne, wo ſie ſich weniger graulten, ſchielten ſie nach dem Wochenbette hinüber, in lautem, unaufhörlichem Durcheinander-Schnattern und Trätſchen den Vorfall auf eine Weiſe discutirend, bei der dem Rufe des armen Gackelchen auch keine gute Feder gelaſſen wurde. —

Wie gar rabiat erſt Krähkel, der Hahn, war, wiſſen wir ſchon.

„Gackelchen! Gackelchen!“ rief Linda.

Aber ſie mochte rufen ſo viel ſie wollte, wer nicht kam, war Gackelchen. Auch alle die andern Hennen, die ſie mit ſchmeichelnden und

gebietenden Worten aufforderte, Mutterſtelle bei dem hülfloſen Neugebornen zu übernehmen, ſchlichen ſich kleinlaut davon.

Da blieb ihr nun freilich nichts übrig als das unglückliche, von Froſt geſchüttelte Storchkind unter ihre eigne Obhut zu nehmen. Vorſichtig hob ſie daſſelbe aus der Mitte der Küchlein heraus und trug's in ihrer Schürze nach Hauſe. Eine blau pappne Haubenſchachtel wurde ſofort mit ſchwellender Watte gefüllt und dem neugebornen, der mütterlichen Brutwärme entbehrenden Pflegling gewiſſermaßen als Wiege eingeräumt. Da ſaß er nun bis über den Hals in der weichen, warmen Baumwolle, mit ſichtlichem Behagen ſeine Wohlthäterin anblinzelnd, dann aber klappte er ſeine langen Schnabelkiefern ſo weit als möglich auseinander, als wollt' er ſagen: „Nun möcht' ich aber auch etwas eſſen!“ — denn alle zum Leben erſtandne Crea-

tur begrüßt das himmliſche Licht mit gar irdiſchem Verlangen nach leiblicher Nahrung. —

Auch dafür war geſorgt, denn Linda war das Lieblingskind von Nordenthal und Alles beeilte ſich ihr beizuſtehn.

Der Gärtner hatte ein Schälchen voll junger, zarter Regenwürmer gebracht, wie ſie die Diät für neugeborne Störche vorſchreibt. Linda wußte dem armen, unbeholfnen Weſen die ungewohnte Thätigkeit des Eſſens mit einer Sorgfalt und Geſchicklichkeit zu erleichtern, wie ſeine leibliche Mutter es nicht beſſer hätte machen können. Es bekam dem Storchkinde auch ganz ausnehmend wohl; denn, als es zur Genüge der Speiſe zu ſich genommen, ſteckte es den Schnabel bis über den Kopf in den weichen Flaum ſeines Lagers, ſchloß die Augen und hielt die erſte Sieſta ſeines Lebens. —

Die blaue Schachtel wurde in Linda's Schlafzimmer untergebracht, damit diese, abgesehn von der Freude ihren Schützling in nächster Nähe zu wissen, für die Bedürfnisse desselben auch bei „nachtschlafender Zeit" Sorge tragen könne.

So heiter geschäftig verging der Tag, an welchem unser Storch zum zweiten Male so recht eigentlich geboren worden, im Herrenhause von Nordenthal. —

Auf dem Hofe aber war Entsetzliches geschehn. Am nächsten Morgen fand man Gackelchens Leiche am Eingange zur Hühnerstiege liegen. Krähkel, der Hahn, hatte sie todt gepickt. Die arme, grau und braun gesprenkelte Henne war ein Opfer unseligen Mißverständnisses geworden. Die Desdemona des Hühnerhofes hatte ihren Othello gefunden. —

Aber auch die sieben allerliebsten Küchlein waren ihrer Mutter in das Grab gefolgt. —

Linda erbebte ahnungsvoll, als sie die Trauerbotschaft hörte.

„Armes, unglückliches Geschöpf!“ seufzte sie, einen Blick voll tiefen Mitgefühls auf den süß in der Watte schlummernden Storchsäugling werfend, „dein Leben hat mit einer blutigen Tragödie begonnen, wie wird's enden?“ —

4.

Der Held des Mährchens entwickelt ſich.

Obwohl der Storchſäugling, um es menſchlich auszudrücken, „aufgepappt“ wurde, „auf den Löffel gegeben“ war — ein Verfahren, bei dem Storchkinder ebenſo leicht mit Skroſeln und engliſcher Krankheit behaftet werden können, wie die armen Menſchenkinder — ſo gedieh er doch ſichtlich unter Linda's ſorglicher Pflege. Er wurde täglich runder und fetter. Sein nackter Hals und Leib bedeckten ſich allmählig mit ſchneeig weißem Gefieder. An den Flügeln zeigten ſich weiße geſchwungene Federanſätze mit

glänzend ſchwarzen Streifen. Schnabel und Beine tauſchten ihre grau ſchillernde Farbe gegen ein geſundes Roth aus. Bald konnte er ſein Baumwollen-Neſt in der blauen Haubenſchachtel auf Stunden verlaſſen und, ohne beſondere Beihülfe, in Linda's Schlafzimmer auf- und abſpazieren. Auch ſeinen Eſnapf wußte er, wenn ihn hungerte, zu finden, obwohl er ſeine Nahrung am liebſten aus Linda's Händen nahm. Denn je mehr er ſich entwickelte, um ſo unverkennbarer zeigte ſich ſeine kindliche Anhänglichkeit an Linda, die er ja allein als ſeine Mutter kannte. — Bald auch fing er an zu klappern, wie ihm der Schnabel gewachſen war, und da klapperte er denn, nach Storchkinder Art, den Tag über ſo viel närriſches Zeug, daß Linda oft herzlich darüber lachen mußte. — Saß er doch, wenn ihm Linda zu lange in den Morgen hinein ſchlief, vor ihrem Bette und

klapperte ſie wach, damit ſie ſich liebkoſend mit ihm unterhielte und ihm ſeine Regenwürmer zum Frühſtück gäbe. —

Nur Eins fehlte noch dem ſeinen Kinderſchuhen raſch entwachſenden Storche, nämlich der Name; anſcheinend zwar nichts als ein leerer Schall und doch etwas ſehr Weſentliches, die eigentliche Handhabe oder der Henkel, an welcher man ein lebendiges Maſſending zu greifen und aus Dutzenden und Millionen ſeines Gleichen heraus, als ſelbſtſtändiges Individuum hinzuſtellen vermag. — Namenloſe Weſen haben kein Schickſal, keine Geſchichte, kein Mährchen. — Cleopatra, Romeo, Genoveva, Bacherl, Napoleon, Shakeſpeare, was wüßte man von ihnen, wenn ſie keinen Namen hätten? —

Doch dürfte es ſicherlich die meiſten Leſer dieſes wahrhaftigen Mährchens nicht wenig überraſchen, daß Linda ihrem Lieblinge den pro-

ſaiſchſten aller Namen zugedacht hatte, der nur im Umfange eines deutſchen Taufregiſters zu finden iſt. Hans ſollte er heißen! man denke — Hans! —

Aber Linda hatte, wie immer, ihre wohlmeinenden, tief durchdachten Gründe. Sie hoffte durch dieſen urproſaiſchen Namen ihr adoptirtes Storchkind der fernern Aufmerkſamkeit eines Fatums zu entziehen, das gleich bei deſſen Geburt mit einem ſo tragiſch blutigen Prologe aufgetreten war. Denn ſollte ſich eine höhere Schickſalstragödie nicht ſchämen ſich mit einem Weſen zu befaſſen, das, wie ein echter Bauerntölpel, auf den Namen „Hans“ hört? — Was aber Linda nicht wußte war, daß in ihrem Munde das ſonſt ſo plump lautende „Hans“ oder „Hänschen“ weich und lieblich klang wie der wohllautendſte Name aus einem Sonnette Petrarcha's.

Natürlich muß man's mit der beabsichtigten Storchtaufe nicht konsistorialwörtlich genau nehmen. Es hätte sich schwerlich der Ortspfarrer oder einer von dessen Amtsbrüdern dazu verstanden, den Nordenthaler Storch in die Gemeinschaft der Christen aufzunehmen — obwohl die Herren Geistlichen eigentlich den Störchen allein ihre Taufgebühren zu verdanken haben. Denn, nach alt ehrwürdiger kanonischer Satzung, dürfen nur Zinshühner, Enten, Gänse, Puten, welche letztere daher mit Recht „Consistorialvögel" genannt sind, und sonstiges Decem- oder Calendengeflügel der Kirche oder, was dasselbe ist, deren Repräsentanten, einverleibt werden.

5.

Die Storchtaufe.

So war denn Pfingsten, das liebliche Fest, gekommen; es grünten und blühten Feld und Wald rings um Nordenthal. Dieses Fest, bereits verherrlicht durch ein echt deutsches Mährchen voll schalkhaften Muthwillens, hatte die sinnige Linda zur Namensweihe ihres Lieblings ausersehn. —

Am Pfingstsonntage hatten geschäftige Hände schon in aller Frühe das Nordenthaler Herrenhaus von innen und außen mit frischen Maien geschmückt. An Thürschwellen und Wänden war

der Estrich mit bunten Mosaikstreifen von Tannennadeln, Calmus, Buchsbaum und Blumen zierlich ausgelegt. Gar wunderbar durchzog gemeinsam mit Blüthenhauch und Waldfrische der süße Duft frisch gebackner Rosinen-Stritzeln die weiten Räume des Hauses. —

Auch der Garten hatte schon, in frühester Morgenstunde, seine Pfingsttoilette gemacht. Die reich aufgelockerten Gänge waren zierlich geharkt und die Beeteinfassungen erschienen ordentlich frisirt, so ebenmäßig geschoren waren sie unter der Gartenscheere hervorgegangen. Die Blumen überboten sich gegenseitig an Farbenpracht und Geschmeide. Da trug manche schlichte Aurikel in den Ohrläppchen ein Paar funkelnde Thaujuwelen vom reinsten Wasser, um die eine Fürstin sie hätte beneiden dürfen. Uebersäet von schneeig rosiger Blüthenfülle standen die Obstbäume, daß kaum ein grünes Blättchen an

ihnen ſichtbar war. Hie und da ſchüttelte einer, aus purem Muthwillen, ſein Haupt, als hätte er ſeine kindiſche Freude daran, die Blüthenflocken mit den Schmetterlingen um die Wette flattern zu ſehen. — Ueber den Gartenzaun hinüber nickten die ſchlanken Pappeln den zur Kirche nach dem Pfarrdorfe ziehenden, feſtlich geputzten Landleuten ein „vergnügtes Pfingſtfeſt!“ zu. Der Balkon des Pavillons, in welchem Linde ihren Träumen und Studien nachzuhängen pflegte, wenn die Ungunſt des Wetters ihre Wanderungen nach dem einſamen Waldplätzchen drüben verhinderte, war mit Laub- und Blumengewinden geſchmückt. — Dazu blitzte und funkelte am tiefblauen Himmel die Sonne heute ſo abſonderlich, als ob ſie zum Feſte eigens neu vergoldet worden wäre. —

Während die Glocken des Pfarrdorfes zur Kirche läuteten, klapperte die Nordenthaler Storch-

liedertafel vollſtimmig vom Kuhſtalle herab im feierlichen Chore: „O Iſis und Oſiris“ aus Mozart's Zauberflöte, wie Jeder, der ſich auf Storchmuſik verſteht, es deutlich hören konnte.

Linda hatte alle Angehörigen von Nordenthal zur Storchtaufe als Zeugen eingeladen, die mit Freuden auf den anmuthig ſinnigen Pfingſtſcherz eingingen. Zur beſtimmten Zeit hatte ſich auch Alles auf dem Gartengange hinter dem Treppenbalkone des Herrnhauſes verſammelt.

Um 12 Uhr, als die Sonne glückverheißend in ihrer Mittagshöhe ſtand, erſchien Linda, gefolgt vom Storche. Sie war ganz weiß gekleidet und trug ihren weißen Helgolander Hut, deſſen auf Nacken und Schultern herabfallende Hülle an die myſtiſche Kopfbedeckung der Sphinxe erinnernd, gar trefflich mit Linda's dunklen Räthſelaugen harmonirte, wie's auch ſchon die Störchin auf dem Kuhſtalle früher bemerkt hatte.

Dem Storchläufling hing ein aus Tauſendſchönchen, Maiglöckchen und Vergißmeinnicht gewundener Kranz auf die Bruſt herab. Er ſchritt etwas unſicher auf ſeinen langen Beinen einher, ſichtlich überwältigt von all den Wundern, die ihn hier umgaben; denn es war das erſte Mal, daß er aus ſeiner Kinderſtube in's Freie kam. —

Nachdem Linda ihn in ihren Armen gegen die Sonne und nach den vier Himmelsgegenden emporgehoben, um anzudeuten, daß die freie Luft, nach allen Richtungen hin, die Welt ihres Lieblings wäre, hielt ſie die Taufrede, die, wie ſich's gebührt, in drei Theile zerfiel. Der erſte handelte von der Mangelhaftigkeit des Menſchengeſchlechts, dem die Natur keine Schwingen verlieben, um ſeinen Gedanken und Träumen nachfliegen zu können; der zweite von dem Glücke der befiederten Bewohner der Lüfte, die hoch oben, im reinen blauen Aether, hinſchweben über

das Elend der Erde; der dritte davon, wie die menſchliche Seele, durch neidloſes Mitempfinden mit dem freien Glücke der Vögel, auch einen Theil von deren Flugfeligkeit ſich anzueignen vermöge. — Taktvoll, wie immer, vermied Linda, auch nur in leiſer Anſpielung, auf die traurigen Geburtsverhältniſſe des Storchkindes hinzudeuten, woran ſich viele Prediger ein Beiſpiel nehmen mögen, die ſelbſt in Traureden tärpiſche Enthüllungen über die Vergangenheit der Brautleute machen, und nicht nur dieſe beſchämen, ſondern oft den Keim ehelichen Unfriedens gerade in dem verhängnißvollen Moment unzertrennlicher Einigung pflanzen. — Dann legte Linda dem Täufling die Hand aufs Haupt und ſprach:

„Und ſo ertheile ich dir die Weihe des eignen Namens. Ich nenne dich Hans. Möge ſich unter dieſem Namen deine Zukunft glücklich erfüllen!“ —

Der Täufling hatte das Alles ſo aufmerkſam und andächtig angehört, als hätte er jedes Wort verſtanden. Nach Beendigung der Feierlichkeit aber ſperrte er, mit einem eigenthümlich girrenden Tone, den Schnabel weit auf, was wohl heißen ſollte: „Ich bin ungeheuer gerührt, aber auch ſehr hungrig!“ —

Zum erſtenmale erhielt der, bisher mit Käfern, Regenwürmern und dergleichen zarten Speiſen aufgefütterte Storch aus Linda's Händen einen jungen Laubfroſch nebſt einigen kleinen Fiſchen, was er ſammt und ſonders mit Enthuſiasmus verſchlang, den Beweis liefernd, wie ſehr er für die ſoliden Genüſſe des Lebens herangereift war. —

Während das Alles im Garten vor ſich ging, ſah man hoch oben in der Luft zwei Störche ſchweben, die erſt verſchwanden, nach-

dem Hans, wie wir jetzt unsern Märchenstorch nennen, in das Haus zurück zur Ruhe gebracht worden, deren er nach den Anstrengungen und Aufregungen des Tages sehr bedurfte. —

6.

Ein Kindtaufschmaus.

Aber auch an einem Kindtaufschmause sollte es nicht fehlen. Alle die lieben kleinen Kinder von Nordenthal waren als „Freßpathchen“*) ergebenst eingeladen worden, präcise 5 Uhr Nachmittags im Gartenpavillon zu erscheinen.

Linda hatte im Geheimen Alles vorbereitet und angeordnet, oder, richtiger gesagt, gedichtet. Das Mährchen braucht bloß getrost ab-

*) „Freßpathen,“ eine in Ostpreußen übliche Benennung für die bloß zum Kindtaufschmause, nicht zum Pathenstande eingeladenen Gäste.

zuſchreiben, was es mit leibhaftigen Augen geſehn, um das anmuthigſte Bild zu liefern, mit welchem je ein phantaſiereicher Zeichner ein deutſches Mährchenbuch illuſtrirt hat. —

Der Pavillon mit ſeinen weißen Wänden hatte ſich in eine dichte, von Blumen durchrankte Laube verwandelt, über welche der Widerſchein der bunten Fenſter in magiſchen Farbenwellen flutbete. Auch der Fußboden war dicht und weich mit Blumen beſtreut. — Statt des Tiſchtuches lag über der Feſttafel ein mit duftigen Blüthenarabesken gar kunſtreich gewirkter Teppich von ſammetzartem Waldmooſe ausgebreitet, aus deſſen Mitte ſich als Tafelaufſatz und Anrichttiſchchen ein wunderherrlicher Pilz erhob, den Linda im Walde gefunden. Da hätten wohl alle Kunſtſchreiner der Welt, und wären ſie auch im Kryſtallpalaſt mit der goldnen Medaille geehrt worden, davon bleiben ſollen, ein

ſolches Stück Arbeit zu liefern. Die auf ſchlankem Schaftſtengel ruhende Platte rundete ſich gleich einer voll ſchwellenden Blumenlippe, die eingelegten Moſaikfiguren darauf aber waren ſo unendlich fein, daß man ſie in ihrer vollen Meiſterſchaft nur durch ein Mikroſkop zu bewundern vermochte. — Auf dieſem Pilzentischchen ſtanden, im verjüngten Maaßſtabe, einem Spielzeugſervice entnommen, grüne Römer, mit Rüdesheimer gefüllt, ſilberne Miniaturſchalen mit Honig und klein geſchnittenen Mandelkernen, und Törtchen und Puddinge, im zierlichen Liliputformate; während die große Moostafel reichlich beſetzt war mit Punſch und Biskuit in perzellanen Zwergterrinen; mit Näſchen fein geſchabter Roſinen und Mandeln und dergleichen Näſchereien mehr. — Silberne, inwendig vergoldete Fingerhüte, bis an den Rand mit Schloß Johannisberger gefüllt, ſtellten die ſchweren

Pokale vor, welche bei den Toasten rings um die Tafel kreisen sollten. Außerdem fand jeder Kindergast noch sein gehöriges Couvert von kleinen Porzellantellerchen und den dazu passenden allerliebsten kleinen Löffeln, Messern, Gabeln und Gläsern zu Roth- und Rheinweinen. — Obwohl es noch tageshell war, flammten auf der grünen Tafel unzählige Wachslerzchen, wie an einem Weihnachtsbaume. Auch eine von der Decke herabhängende Blumenkrone war mit brennenden Lichtchen besäet.

Da saßen denn, von den aufmunternden Scherzesworten ihrer freundlichen Wirthin heiter angeregt, die überseligen Kinder, und ließen jubelnd, auf Linda's und Hänschens Gesundheit, die Fingerhutpokale kreisen, und lachten sich gegenseitig aus über das Ungeschick, mit welchem sie die gar zu kleinen Löffel, Messer, Gabeln und Gläser handhabten und nach dem Munde

führten. Zuletzt aber, als die Luft den Gipfel erreichte, leckten ſie, aller Etikette vergeſſend, mit ihren roſigen Fingerchen den Honig und was ſonſt noch ſüß ſchmeckte, aus den Schalen; ja, ein allerliebſtes dreijähriges Mädchen ſetzte, wie ein rüder Student, eine voll gefüllte Punſchbowle an den Mund und leerte ſie mit einem Zuge. Auch mehrere Bienchen und Glanzkäfer hatten ſich, wenn gleich ungebeten, zum Kindtaufſchmauſe eingefunden. Wenigſtens ſah man ſie emſig über die Moosdecke hinlaufen und, mit den Kindern um die Wette, aus allen Gläſern und Schüſſeln naſchen. Und als die untergehende, durch die bunten Scheiben brennende Sonne gar herrliche blaue, rubinrothe und grüne bengaliſche Flammen auf dem Tiſche angezündet hatte, ſoll die Königin Mab in ihrem leichten Haſelnußwagen, lutſchirt von einer Mücke im grauen Mantel, ganz ſo, wie ſie William

Shakespeare einst erschienen ist, über die Moostafel hingefahren sein, um Allerhöchst Selbst alle diese, den Elfenspielen so glücklich nachgedichtete Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen und sich daran zu erfreuen. — Doch, da besagte Elfenkönigin im unsichtbarsten incognito war, will das Mährchen, das nur Erlebtes erzählt, für dieses Gerücht nicht aufkommen, obwohl es selbst daran glaubt. —

Die Kinder aber träumten die ganze Nacht von dem herrlichen Feste und konnten nicht aufhören, noch viele andere Nächte davon zu träumen. — Möge noch im späten Alter, wenn dem nach seiner schönen Vergangenheit sich zurücksehnenden Herzen nichts geblieben ist, als ein vergilbtes Stammbuchblättchen oder eine welk raschelnde Erinnerungsblume, ein leichter Traum sie zurückführen in dieses Frühmährchen ihres

Lebens, damit ſie, wenigſtens im Schlafe, das Lächeln nicht vergeſſen. —

Linda war glücklich, daß ſie ſo glücklich mit den Kindern geweſen.

Ein fröhlicheres Pfingſtfeſt iſt noch niemals in Nordenthal gefeiert worden.

7.

Erziehungsleiden.

Ja, wenn das prosaische Leben nicht, wie ein rechter Schelm von Wirth, jedem hastigen Zuge aus dem Kelche der Poesie, jedem flüchtigen Rausche einer frohen Stunde mit doppelter und dreifacher Kreide die Zeche machte! —

Auch für Linda folgten auf die fröhlichen, roth gedruckten Pfingstfeiertage im Kalender gar viele druckschwarze Wochen- und Werkeltage. —

Seit einiger Zeit wurde auf sämmtlichen Dächern der Nordenthaler Wirthschaftsgebäude und Insthäuser förmlich Sterchschule gehalten. —

Man konnte es deutlich wahrnehmen, wie die alten Störche den jungen, mit denen sie reichlich gesegnet waren, methodisch allerlei vorklapperten, was diese im Chor nachzuklappern versuchten. Es wird wohl das Storch-Einmaleins und der kleine Storchkatechismus gewesen sein. Vor allem eifrig aber wurden die Exercirübungen betrieben. —

Da standen denn die noch nicht flüggen Störchlein, rekrutensteif in einer Reihe aufmarschirt, auf den schmalen Dachfirsten, vor der Front ein alter Commandir-Storch, Griffe und Schwenkungen vorexercirend. —

Zunächst wurde das Schildwachstehn auf einem Beine, wie's aus dem Exercirreglement der Kraniche in das der Störche übergegangen ist, eingeübt. Es war nicht anders, als hörte man das: „Richt Euch!“ — „Kopf in die Höhe!“ — „Brust heraus!“ — „Eins! —

Das linke Bein wird einen Zoll hoch vom Boden geboben; auf das Commando: „Zwei!“ wird das Unterbein in wagrechte Lage mit dem Kniegelenk gebracht; — „drei!“: das linke Bein wird mittels des Oberschenkels dicht an den Bauch gezogen, der Körper stützt sich in gerader Haltung auf das rechte Bein und bleibt in dieser Stellung, bis die Ablösung kommt!“ —

Das war denn spaßhaft genug anzuschauen, wie gar ungeschickt sich die Storchrekruten anfangs gebärdeten. Der Eine konnte hartnäckig den Unterschied zwischen „Links“ und „Rechts“ nicht begreifen und zog regelmäßig statt des linken Beines das rechte an; ein Andrer verlor das Gleichgewicht und zappelte gewaltig mit den Flügeln, um die verlorne Balance wieder herzustellen. Auch gerieth wohl manchmal die ganze Front in Unordnung. Aber ein rechtzeitiges: „Himmelhunde, verfluchtige! Euch soll

ein heiliges Millionen Schwerenoth-Donnerrrr Wetterrr auf der Stelle fricaſſiren!“ und dergleichen eindringliche Redensarten mehr, wofür man das heftige Klappern der Commandir-Störche nehmen mußte, auch wohl gelegentlich ein Paar tüchtige Hiebe mit dem Schnabel über den Kopf, Straferercirен. u. ſ. w. verfehlten niemals ihre Wirkung. —

Bald konnten die Storchrekruten ihre Flugevolutionen und Schwenkungen über Hof und Garten von Nordenthal ausführen. Später ſah man ſie in größern Abtheilungen hinausziehen nach entlegnen Wieſen und Brücken, wo ſie im praktiſchen Felddienſte als Mäuſe- und Froſchjäger eingeübt wurden. —

Nur auf dem Dache des Kuhſtalles wurde weder Einmaleins noch Katechismus geklappert, noch exercirt. Das bekannte Storchehepaar da droben war mit keinem weiteren Sprößling als

dem freventlich in die Welt des Zufalls hinausgestoßenen Helden unſers Mährchens geſegnet worden. Da ſaß es denn vereinſamt in ſeinem Neſte, der Storch meiſtens in melancholiſches Hinbrüten verſunken, zuſammen gekauert, den Schnabel auf den Rand des Neſtes gelegt; die Störchin, von ihm abgekehrt, in gleicher Stellung. Bloß zur Frühſtücks- und Mittagszeit machte Jedes für ſich einen kurzen Ausflug in's Freie, um auswärts — ſeit jener traurigen Kataſtrophe hatte das Ehepaar die Hausmenage aufgehoben — am Rain eines Grabens oder auf feuchter Wieſe, die zum Lebensunterhalt nöthigen Fröſche zu verſpeiſen, und nebenbei einen Blick in den Nordenthaler Garten zu werfen, in deſſen Gängen Hans den größten Theil des Tages auf ſeinen langen, gravitätiſchen Stelzenbeinen einher ſpazierte. Denn bis zum Fliegen hatt' es Hans nicht gebracht, wenn man nicht

etwa ein plumpes, ſtraußartiges Laufen mit ausgebreiteten Flügeln, wobei dieſe den Staub des Erdbodens aufwühlten, fliegen nennen will.

Und doch hatte ſich Hans entwickelt wie keiner ſeiner Altersgenoſſen. Die breite, volle Bruſt, der ſtolz geſchwungene Hals konnten es an ſchneeiger Weiße mit jedem Schwane aufnehmen. Beſonders ſchwungkräftig aber war das ſtark gefiederte Flügelpaar ausgebildet. Kein zur Sonne ſich aufſchwingender Adler hätte ſich ein beſſeres zu wünſchen brauchen.

Um ſo trauriger war's, daß Hans, bei allen dieſen herrlichen Anlagen und Gaben, nicht einmal ſo viel fliegen konnte, als der ſchwächſte Quintaner unter den Storchneſtlingen. Es ſchien wirklich, als hätte Gellert, wenn's nicht ein Andrer war, jenes ärgerliche:

„Der Bart verkündete ſchon den Mann,
Doch konnte der Mann kaum leſen."

geradezu auf Hans gemünzt. Denn, ein vollkommen ausgebildeter Storch, der nicht fliegen kann, ist um nichts besser als ein bärtiger Mann, der's nicht über das Buchstabiren hinaus gebracht, wenn nicht schlimmer. —

Das betrübte Linda so recht im innersten Herzen. Sie hatte bisher geglaubt, daß nur den Menschenkindern die Erziehung nach Pestalozzi, Niemeyer und andern berühmten Pädagogen angequält werde, während die Natur — wie man die jenseits des menschlichen Gebahrens frei waltende schöpferische Kraft nennt — ihre Wesen nach Jean Jacques Rousseau erziehe, oder richtiger gesagt, — nicht erziehe, vielmehr alle dem Geschöpfe inne wohnenden Triebe und Kräfte frisch, frei und fröhlich sich entfalten lasse. Nunmehr wurde es aber Linda so recht im eigentlichen Sinne von allen Dächern gepredigt, daß selbst der Flug des Vogels keine freie

Kunſt ſei und daß ſich auf „Natur“ nichts ſo innig reime als „Dreſſur!“ —

„Wer weiß,“ ſeufzte ſie, „ob nicht auch die Roſe das Duften lernen muß?“ —

Hatte ſich Linda von jeher ſchon Flügel gewünſcht, um ihren ins Weite hinaus ſchwärmenden Träumen nachzufliegen, ſo wünſchte ſie ſich jetzt ſolche mit geſteigerter Inbrunſt, bloß um ihrem armen Hans ſelbſt den nöthigen Unterricht im Fliegen geben zu können.

Wie gar gern hätte das Mährchen dieſen frommen Wunſch erfüllt und ihr, aus der violetten Sammetkazawaika heraus, ein Paar vergoldete Flügel wachſen laſſen, nach Muſter derer, wie ſie die Engel am Orgelchor der Dorfkirche zu ihrer himmliſchen Uniform tragen. — Allein, unſer Mährchen iſt nun einmal keine jener phantaſtiſchen Dichtungen, die, ohne eine Miene zu verziehen, was ihnen einfällt, ins Blaue hinein

lügen. — Und wenn ihm Linda eine Million geboten, ja, wenn sie ihre wunderbaren braunen Augen noch so innig zu ihm aufgeschlagen hätte, es wäre nicht im Stande gewesen, ihr eine andre Feder zu widmen als diese, womit es eben seine Erlebnisse niederschreibt. —

Auch Hans wurde von Tag zu Tag melancholischer und ließ trübsinnig Schnabel und Flügel hängen. War's doch, als ob er die trauernden Blicke verstände, mit denen Linda ihn oft lange und sinnend anschaute. Und wie Vieles kam noch dazu, ihn das Demütigende seiner unverschuldeten Lage schmerzlich fühlen zu lassen? —

Auf dem Hühnerhofe waren Gänse, Enten und Puten dumm und unverschämt genug, schnatternd und kollernd neben ihm her zu watscheln, als ob sie seines Gleichen wären. Von all' dem Federvieh hatte Niemand auch nur

die leiſeſte Ahnung, daß Hans eben jene Mißgeburt ſei, welche damals die Revolution im Hühnerhofe veranlaßte und den tragiſchen Tod Gackelchens ſammt deren ſieben Küchlein. —

Und im Garten ließ es ihm erſt recht keine Ruh. Da ſchnurrten ihm Weinſchröter und Käfer und Waſſerjungfern und ſonſt allerlei geflügeltes Inſektengeſindel ſo recht dicht über die Naſe hinweg, als wollten ſie ihm ſagen: „Flieg' uns doch nach, wenn dich's verdrießt!“ — Am meiſten ärgerten ihn die ſchwärmenden Bienen aus den Nordenthaler Stöcken, die ihn gerade an den ſchönſten Tagen unaufhörlich anſummten: „Aetſch! ätſch! — der iſt ſchon ſo groß und kann noch nicht fliegen!“ — und ſonſt, nach Bienen Art, recht ſpitzig ſtichelten.

Freilich bekam's manchem Bienchen ſchlecht, wenn's von Hans erſchnappt wurde, der weniger den Spott als den Spötter, mit Haut und

Haaren ſammt blumenſtaubigem Rüſſel und reich gefülltem Honigbeutel hinunterſchluckte und, unchriſtlich genug, die Rache recht ſüß fand.

Aber was half's? die Waſſerjungfern ſchnarrten, die Käfer brummten, die Bienen ſummten nur um ſo toller ihre Invectiven. —

8.

Das Genie kommt zum Durchbruch.

Das konnte Hans nicht länger aushalten.

„Ich muß fliegen lernen, koſte es, was es wolle," ſagte er ſich mit verzweifelter Entſchloſſenheit, „und ſollt' ich auch den Hals dabei brechen; beſſer todt, als länger ein ſo ſchmachvolles Leben führen!"

Und da ging er denn friſch an's Werk.

Als hätt' er's dabei eigens auf eine Ueberraſchung für Linda abgeſehn, nahm Hans ſeinen Selbſtunterricht vor, ſo oft dieſe, wirthſchaftlicher Geſchäfte wegen, im Hauſe zurückgehalten wurde oder auf Beſuch in der Nachbarſchaft war.

Zunächst versuchte er's vom Rande des, nach dem Garten hinausgehenden Treppenbalkons mit ausgebreiteten Flügeln hinabzuschweben. Das ging nun allerdings etwas ungeschickt. Er fiel mehr als er flog. Bald jedoch hatte er die Flugelgriffe heraus und immer mehr lernte er der Schwungkraft seiner Fittige vertrauen. Bald — kaum acht Tage waren über diese Uebungen hingegangen — da —

Doch wir wollen durch voreiliges Erzählen weder Linda's noch des Lesers Ueberraschungsfreude verkümmern.

Es war an einem Sonntage. Ein nächtliches Gewitter hatte die, unter der Gluth des Hundsgestirns schmachtende Erde erfrischt. Balsamischer Duft durchhauchte den Garten. Von den Bäumen herab schauerte, im hellen Sonnenschein, ein Nachregen von Millionen farbenfunkelnder Tropfen. Kein Wölkchen schwamm

an dem weichen, blauen Himmel. Was nur zu athmen vermochte, ſog in tiefen Zügen die milde, lebenquellende Luft ein, und konnte ſich nicht ſatt daran trinken. — Berauſcht von dem Uebermuthe des Daſeins fühlte ſich jegliche Creatur zu allen Humoren aufgelegt.

Die Blumen reckten und dehnten ſich, als wollten ſie ſich vom grünen Stengel losreißen, um abenteuernd auf lauen, fluthenden Luftwellen ſich an fremde Geſtade treiben zu laſſen. Myriaden ſummender Mücken tanzten ihren fröhlichen Reigen. Finke, Amſel und Zeiſig — das liederliche Muſikantenkleeblatt — ſpielten dazu auf. Es mochte wohl einer jener bachantiſchen Tänze ſein, in denen die bluttrunkenen Mosquitos von Nicaragua den gequälten Fremden umkreiſen. — Nach allen Richtungen hin ſchwärmte das Bienenvolk aus den Stöcken, doch ohne, gewohnter Weiſe, den armen Hans

mit Neckereien und Sticheleien zu ärgern. Dazu hatten sie nicht Zeit. Denn drüben auf dem Kleefelde, das nach dem Gewitter so süß duftete, gab's viel zu naschen; vor Allem aber wurden die Immengourmands von dem lieblichen Arom der Lindenblüthen angezogen, in welchen das warme Regentröpfchen noch nicht ganz verhaucht war. —

Aber auch unten, auf dem regenfeuchten Erdboden, regte sich's springlebendig. Sogar die Ameisen gingen, statt zu arbeiten, auf den Boulevards spazieren, die sie rings um ihre unterirdische Stadt, am Fuße des Apfelbaums angelegt. — War das ein Gewimmel und Getreibe! — Minutenlang konnten sie oft gar nicht auseinander kommen, bis ein rother Polizei-Ameis, wo das Gedräng gar zu sehr stockte, endlich Luft machte. Auf den freien, etwas entlegnern Plätzen begrüßten sich Bekannte

und unterhielten ſich gruppenweiſe, im eifrigen Fühlhörnergeſpräche, von Tagesneuigkeiten und Politik. Aus den dunkeln, engen Thoren der unterirdiſchen Stadt wurden ſorgfältig eingewickelte Püppchen und Larven von Ameiſen-Kinderfrauen an die Luft getragen, damit ſie des friſchen, ſonnigen Tages genöſſen. — Ein ſonderbares Wettrennen fand in der Pappelallee ſtatt. Eine nackte Gartenſchnecke lief mit einem Roßkäfer um die Wette und wurde natürlich um mehrere Käferlängen geſchlagen. — Selbſt der träge Regenwurm ſchüttelte die naſſen Erdkrümchen von ſich ab und verſuchte ſich ſpielend in graziöſen Schlangenwindungen, unbekümmert darum, ob er im nächſten Augenblicke die Beute eines gefräßigen Vogels würde. Denn auch ein Regenwurm gibt „für einen Augenblick im Paradieſe gelebt“ freudig den ganzen langweiligen Reſt ſeines Erdenwallens hin. —

Linda trat in den Garten, eine Schale mit fetten Fröschen zum Frühſtück für Hans in der Hand haltend. Aber die durch die ganze Natur webende Daſeinsüppigkeit ſtimmte ſie wehmüthiger als je. Wo Alles, was nur ein Paar Flügel zu regen vermochte, bis auf das kleinſte Mückchen und die zarte Ephemere, die himmliſche Luft des freien Aufſchwungs genoß; wo ſelbſt kriechende Weſen ſich von der Erde loszuwinden ſtrebten, da war ihr unglücklicher Storch verdammt, in ohnmächtiger Sehnſucht hinauf zu ſchauen nach dem reinen, blauen Aether, für welchen er geſchaffen war.

„Hans! lieb Hänschen!“ rief ſie. — Hans kam auf ſeinen langen Stelzbeinen die Allee heruntergelaufen. „Hier, Hänschen, bring' ich dir dein Frühſtück!“ ſagte Linda, doch in der Hand einen Froſch haltend. —

Aber, ſtatt nach ſeiner Gewohnheit danach zu ſchnappen, oder mit weit aufgeſperrtem Schnabel ſich denſelben mundgerecht von Linda reichen zu laſſen, lauerte ſich Hans zu deren Füßen zuſammen, indem er die Beine hart an den Leib zog, und mit zurückgebognem Halſe ſich den Schnabel auf die Bruſt legte.

„Armer, armer Hans!“ ſeufzte Linda, ihm liebkoſend den Kopf ſtreichelnd, „ich begreife deinen Schmerz; aber ich kann nichts thun als mit dir fühlen und leiden!“ —

Da fing Hans an gewaltig mit den Flügeln zu ſchlagen und, plötzlich ſich vom Boden hebend, ſchwebte er dicht vor Linda's Geſicht vorbei, kerzengerade hoch und immer höher hinauf in die blaue Luft, bis er zuletzt nur ſo groß erſchien wie die Lerche, die tief unter ihm ihr Lied wirbelte. —

Sprachlos vor Staunen und Entzücken blickte Linda ihm nach, unverwandt ihre Augen gen Himmel gerichtet.

Ihren Angehörigen und Hausgenossen, die sie in dieser Stellung trafen und ängstlich mit Fragen bestürmten, konnte sie nur zurufen: „Hans!“ mit gestrecktem Arme nach oben zeigend. Da war denn Alles hingerissen vor freudiger Ueberraschung, die nur durch den hie und da ängstlich ausgesprochenen Zweifel: „Ob er wohl wieder kommen wird?“ einigermaßen gedämpft wurde.

Doch Linda, die sich allmählich wieder gefaßt, lächelte. „Hans, lieb Hänschen!“ rief sie und wehte hinauf mit ihrem weißen Schnupftuche.

Und, siehe da! kerzengerade wie er sich aufgeschwungen, lief Hans sich herab zur halben Höhe, schwebte dann anmuthig im Kreise herum

und flog zuletzt auf das Dach des Herrnhauses nieder, als wollte er von oben aus die überraschte Gruppe so recht betrachten und sich betrachten lassen. —

Endlich kam er, auf Linda's wiederholten Zuruf, herabgeflattert und nahm mit unsäglichem Appetite sein Frühstück zu sich, von Allen geliebkoset und gehätschelt. Linda strahlte vor Freuden.

So war endlich bei Hans das Genie zum Durchbruch gekommen.

9.

Hans wird populär.

„Aber hab' ich nicht recht gehabt?“ klapperte triumphirend die Störchin auf dem Kuhstalle, die es liebte, so oft sie Recht zu haben meinte — und das meinte sie immer — ihre Sätze mit „Aber“ anzufangen. „War er nicht im Ei schon ein Wunderkind?“ und dabei reckte sie ihren langen Hals noch einen Zoll länger als möglich, um hinauf zu schauen zur sonnigen Himmelswölbung, an welcher Hans ruhig dahin schwebte, doch über der höchsten Flughöhe, zu welcher sich je ein kühner Raubvogel verstiegen.

Doch der alte Storch ließ ſchwermüthig den Schnabel zum Neſte hinaus hängen und klapperte keine Silbe. —

Dieſes „Geſpräch,“ wie man eine derartige eheliche Unterhaltung zu nennen pflegt, in welcher die Frau ganz allein redet und der Mann ganz allein ſchweigt, wurde ſeit einigen Tagen regelmäßig im Storchneſte auf dem Kuhſtalle geführt. Denn Tag für Tag konnte man Hans in den Frühſtunden hoch über ſeiner erſten Geburtsſtätte dahin fliegen ſehn. —

Bald gab es im weiten Umkreiſe kein Dorf mehr, das den durch ſeine kräftige Geſtalt und ſchneeige Weiße vor allen andern ſich auszeichnenden Storch von Nortenthal nicht gekannt hätte. Ueberall war er gern geſehn; denn einmal bringt bekanntlich jeder Storch Glück und Frieden den Hütten, und man gar der Nordenn

thaler Storch, der so freundlich und zutraulich zu den Menschen war! — Fühlten sich doch Bäuerinnen und Instfrauen ordentlich geehrt, wenn Hans sich auf das Strohdach ihres Wohnhauses oder ihrer Ställe niederließ, um eine Weile von seinem Flug auszuruhn. Sie nahmens fast so hoch auf, als ob das „Fräulein" selbst bei ihnen eingekehrt wäre, wie sie's zu thun pflegte, wenn sie irgendwo Trost und Hülfe zu spenden hatte. — Oft flog Hans mitten unter die Feldarbeiter entfernter Vorwerke herab, um traulich neben dem Pflüger herzugehn, aus der frisch gerissenen Furche hie und da einen Regenwurm naschend. — Zuweilen saß er auch wohl auf dem stumpfen Kirchthurmgiebel des Pfarrdorfes, während unten Orgel und Predigt dröhnten, als wartete er, bis die Gemeinde, nach dem letzten „Amen!" durch die enge Kirchenpforte nach Hause strömen würde. —

„Ah, der Storch von Nordenthal!“ hieß es dann, und obwohl Jeder Eile hatte — denn durch langes Singen und Predigen wird bekanntlich der Sonntagsappetit ganz besonders geschärft — so stand doch Jung und Alt ein Weilchen still, um sich den viel besprochnen merkwürdigen Vogel genau zu betrachten, was sehr füglich geschehen konnte, da der Dorfkirchthurm bei weitem nicht so hoch war, als der Straßburger Münster; — selbst ein Sperling konnte in voller Lebensgröße auf seiner Spitze sitzen.

„Guten Morgen, Herr Hans!“ sagte dann wohl mancher dumme Dorfjunge, ängstlich und ehrerbietig sich die Mütze auf den Hinterkopf schiebend, wenn der Storch des „Fräulein von Nordenthal“ dicht über den Köpfen der Versammlung wegflog. —

Das Fliegen war Hansens Luſt. Es kann dem Fiſchlein tief unten auf dem Grunde des blaukühlen See's nicht wohliger ſein als Hans ſich fühlte, wenn er auf ſonnbeglänzten Schwingen dahin ſchwebte durch den reinen blauen Aether. —

Linda, die am liebſten ſelbſt mitgeflogen wäre, ſah jetzt ihren Hans ſeltner. Nur wenn der letzte Schlag der zu Mittag oder zur Vesper läutenden Hofglocke verhallte, erſchien er, im Kreiſe ſich ſchwingend, über den Pappeln von Nordenthal, um auf Linda's Händeklatſchen und liebkoſenden Zuruf zu deren Füßen niederzuſtürzen und ſich ſeine Lieblingsbiſſen von ihr reichen zu laſſen.

Denn obwohl in dem großen Jagdrevier, das Hans täglich durchſtreifte, das köſtlichſte

Frosch-, Maus- und Schlangenwildpret in Hülle und Fülle zu finden war, so wollte ihm doch nun einmal nichts munden, was er nicht aus Linda's Händen empfing.

10.

Hans liebt unglücklich.

Doch Hansens Glück sollte nicht von langer Dauer sein.

Seit einiger Zeit war eine sichtliche Veränderung in seinem Wesen vorgegangen. Er schien des freien Umherschwärmens müde geworden zu sein. Statt mit dem ersten aufblitzenden Morgenroth hinaus zu fliegen über die noch traumdämmernden Fluren, sah man ihn von früh bis spät sinnend auf dem Dachfirste des Herrenhauses zu Nordenthal sitzen, den Blick unverwandt nach einem Storchneste gerichtet, das, wie eine kühn gebaute Warte, von

dem Simse des hohen Brennereischornsteines herabhing. Dann und wann klapperte er einige schwermüthig zärtliche Seufzer und schlug mit den Flügeln um sich, als fächle er seinem heißen Herzen Kühlung zu, oder breite die Arme weit aus nach einem geliebten Gegenstande. —

Es war kein Zweifel. Hans war bis über die Ohren verliebt und zwar in die junge Störchin drüben mit dem blendenden Schwanenhalse, die nicht gar lange nach Hansens Geburt das Licht der Welt erblickte, und mit einem einzigen, jüngern Bruder die Freude ihrer Eltern war. —

Das dürfte nun wohl manchem Leser, mehr aber noch vielen schönen Leserinnen wunderlich erscheinen, daß der nicht viel über zwei Monate alte Hans schon an Liebe, ja sogar an's Heirathen denken konnte. Allein, im Reiche der Vögel ist die Entwickelung weniger Tage dem

Inhalte eines vollen Jahres menſchlichen Heranreifens gleichbedeutend. Ein wirkliches Gänschen iſt mit zweimal ſiebzehn Tagen ſchon ſo vollkommen ballfähig, als ein menſchliches mit ſiebzehn Jahren. Es begleitet ſeine Mutter zum bal champêtre auf der Gemeindewieſe und verſteht ſich vollkommen auf alle Touren jener bekannten Gansolonaiſe, welche auch unter den deutſchen Studenten als „Gänſemarſch“ ein beliebter Tanz geworden iſt. Ein zweimonatlicher Gänſerich kann durch ſein Schnattern das Capitel retten. Es giebt halbjährige Hausbähne, die ſchon einige zwanzig Male glückliche Wittwer geworden ſind. — Vor allem andern Geflügel aber theilen die Störche, ſchon in ihrem erſten Daſeinsquartale, in Bezug auf Familien- und Ehleben, entſchieden die Grundſätze des Vicar von Wakefield. Das Glück im eignen Neſte, im Schooße einer zahlreichen Familie zu hauſen,

wird von keinem Vogel tiefer empfunden als vom Storche. —

Was Wunder daher, daß auch Hans ſich zur rechten Zeit verliebte, und vor Sehnſucht nach der Störchin drüben auf dem Brennereiſchornſteine, Eſſen und Trinken und ſogar ſeine Linda vergaß? — In der That erinnerte die Beharrlichkeit, mit welcher Hans auf ſeinem Dachſitze, von früh bis Abend, unverwandt hinüber ſchaute nach dem Neſte ſeiner Herzgeliebten, an die rührende, todesmuthige Ausdauer des Ritters von Toggenburg. —

Und doch war ihm bisher kein Zeichen liebenden Einverſtändniſſes von drüben geworden. Nur einmal, als die Storchjungfrau auf dem Brennerei-Schornſteine ihre Flügel putzte, trug der leiſe Wind ein ſchneeig weiches Flaumfederchen hinüber zu Hans. — Ob's ihm gegolten? — Hans wenigſtens hielt es für ein

sinniges Selam, ihm zart schüchternen Liebesgruß zu künden, und rupfte sich sofort eine blendend weiße Feder gerade über seinem pochenden Herzen aus, die dem holden Storchmädchen drüben seine liebeglühende Antwort bringen sollte. Aber der Wind wehte die Feder nach entgegengesetzter Richtung über das Dach hinweg, wo eine Schwalbe sie erhaschte und nach ihrem Neste trug. —

Endlich sah Hans wohl ein, daß sein blödes Schmachten aus der Ferne nicht zum Ziele führe, und daß er alles Ernstes anklopfen müßte, wenn er wolle, daß ihm aufgethan werde. — Da flog er denn eines schönen Vormittags mit pochendem Herzen hinüber nach dem Brennereischornsteine, um bei den Storcheltern in optima forma um die Geliebte anzuhalten. —

Aber, o der schmerzlichen Enttäuschung! Kaum hatte Hans auf dem Rande des Nestes

ſeinen Antrag heraus geſtottert, als beide Eltern ein wüthendes Geklapper erhoben und, mit Schnäbeln und Flügeln auf ihn einhauend, denſelben zum Neſte hinaus warfen. —

Was ſie ihm noch auf den Weg nachklapperten, war eben nicht erbaulich. „So ein Findelſtorch! — ſo'n Hans ohne Land! wagt es um wohlconditionirter Störche Kind anzuhalten! — So'n Lump, der nicht einmal ein Neſt hat, wo er ſein Haupt niederlegt!“ — und dergleichen Invectiven und Redensarten mehr. — Ja, der Bruder ſeiner Geliebten verfolgte ihn noch eine Strecke weit und pickte ihn ein paar Mal tüchtig mit dem Schnabel. —

Während dieſer ganzen Scene ſaß das Storchmädchen mäuschenſtill in ſich gekehrt. Sie ſchien in der That eine ſtille Liebe in ihrem Herzen für Hans zu hegen. Doch, als echtes

Kind des Orients, hatte ihr Herz keinen andern Willen als den ihrer Eltern. —

Niedergeschmettert, betäubt, mit zerrupften Federn — er konnte sich kaum auf den Flügeln erhalten — langte Hans auf seinem gewöhnlichen Standpunkt, dem Dach des Herrnhauses, an, wo er gesenkten Hauptes an vierundzwanzig Stunden ohne zu essen und zu trinken sitzen blieb, ein Bild des Jammers. — Wohl flatterte er am nächsten Tage über die Brennerei drüben hin, um aus weiter Höhe einen Blick auf die Geliebte zu werfen. Da gewahrte er in dem Neste nur die beiden Eltern und den Bruder, die ihm drohend ihre Schnäbel zukehrten. In dem neu angelegten Neste aber, auf dem spitzen Giebelfirst des Brennereigebäudes, sah er ein junges Storchepaar sich zärtlich schnäbeln, und die junge Frau war Niemand anders als das Storchmädchen seiner Wahl, das in aller Eile,

noch vor dem Abend des verhängnißvollen Tages, mit einem wohlhäbigen Nachbarſtorch copulirt werden.

Der gewöhnliche Verlauf eines Storchromanes.

11.

Zwei Seelen und ein Storch.

Hätte ſich die ſcandalöſe Geſchichte auf dem Brennereiſchornſteine auch nicht ſo öffentlich vor aller Nachbarſchaft zugetragen, ruchbar wäre ſie doch geworden. Unter Störchen giebt's nun einmal kein Geheimniß. — Auf allen Wieſengründen, an allen fiſchreichen Teichen, an allen Gräben und Brüchen, wo ſich nur Störche zur Froſchbaiße zu verſammeln pflegen, wurde das neueſte Ereigniß des Tages gebührlich beklappert. Bald gab's auf meilenweiter Runde kein Storchneſt, in welchem nicht ſelbſt die Kinder darüber trätſchten, daß der Nordenthaler Storch einen

Lord bekommen, und zwar einen recht ſchimpflichen, und was dergleichen ſchadenfrohes Geſchwätz mehr. Denn wie in der menſchlichen, ſo wird auch in der ſtörchlichen Geſellſchaft eine gewiſſe Claſſe von unverſchuldetem Unglück, weit entfernt Theilnahme und Mitleid zu erregen, mit Spott, Hohn und Verachtung überſchüttet. — Der Pechvogel, gleichviel ob gefiedert oder ungefiedert, iſt der wahre Paria unter den lebenden Geſchöpfen. Tauſendmal beſſer wär's daher als lederer Vogel und liebenswürdiger Taugenichts ſeine Lebensrolle durchzuſpielen, als mit tugendhaftem Ungeſchick auf der Bühne des Lebens fiasco zu machen und ausgelacht zu werden — wenn nur die leidige Moral nicht wäre!

Daß alle heirathsfähigen Storchmädchen, die noch immer auf Anbeter und Bräutigams warteten, über Hanſens Unglück ganz beſonders

ſpöttiſch den Schnabel rümpften, verſteht ſich von ſelbſt. —

— — „Findelſtorch! Hans ohne Land! Lump! kein eignes Neſt!“ — nicht ganz vermochte Hans dieſe Schmähungen zu begreifen, die ihm unaufhörlich in die Ohren gellten. Aber die Ahnung eines ſchaurigen Verhängniſſes, das bei ſeiner Geburt obgewaltet haben müſſe, dämmerte in ihm auf.

„Wer ſind meine Eltern? — Wo weilen ſie? — Warum haben ſie mich hinaus geſtoßen in dieſen unſeligen Zwieſpalt?“ — ſo fragte er ſich. —

War er Menſch? war er Storch? war er beides? — Hans wurde ſich ſelbſt zum unlöslichen Räthſel.

Wie Fauſt konnte er von ſich ſagen:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen.“

Tausend Bande fesselten ihn an die Menschen, von denen er so viele Beweise des Wohlwollens empfangen; und Linda, war sie ihm nicht in hingebender Liebe und Zärtlichkeit mehr gewesen, als ihm eine Mutter sein konnte? Doch, sonderbar, diese Menschen, die ihm gegenüber so groß und gewaltig erschienen, denen er nur in demuthsvoller Ehrfurcht für alle Wohlthaten, die sie ihm erwiesen, zu danken vermochte, diese Menschen konnten nicht fliegen wie er; selbst Linda nicht, seine höchste und geliebteste Menschgöttin.

„Aber ist es denn ein Glück, vereinsamt durch die Lüfte dahin zu fliegen?“ klapperte Hans mit einem tiefen Seufzer.

12.

Eine Hütte und ein Herz.

Jedenfalls war seit jener unglücklichen Katastrophe eine merkwürdige Wandlung mit Hans vorgegangen. Es schien förmlich als wäre er entschlossen den Storch aufzugeben, und sich ganz und gar zu vermenschlichen. Vom Fliegen war bei ihm gar keine Rede mehr. —

Wer ihn jetzt so sah, wie er stundenlang in den Gartengängen nachdenkend auf- und abpromenirte, beide Flügelenden gewissermaßen in die Hosentaschen bergend, die Schwanzfedern nach dem Schnitte moderner Fracischöße herabhängend, dabei den Schnabel in so stutzerhafter

Haltung, als hätte er ſich denſelben als brennende Cigarre in den Mund geſteckt, der wurde an jene Thiergeſtalten von Grandville und Kaulbach erinnert, deren Contouren und phyſiognomiſcher Ausdruck die letzte Scheidewand zwiſchen Thier und Menſch zu ſprengen drohen. — Am menſchlich wunderſamſten aber nahm er ſich aus, wenn er, mit dem ihm eigenthümlichen ſchnarrenden Cirren, wie ein verliebter Anbeter zu Linda's Füßen kniete, nur daß das Kniegelenk, nach Storch Art, rückwärts klappte, was allerdings bei einem menſchlichen Weſen gar lächerlich hätte erſcheinen müſſen, hier aber dem Totaleindrucke durchaus nicht ſchadete.

Das ſämmtliche Hofgeſinde von Nordenthal, welches ſchon längſt gewittert haben wollte, daß in dem Haus mehr ſtecke als ein bloßer Storch, ließ ſich's jetzt auch nicht mehr nehmen, derſelbe ſei ein verwunſchener Prinz, wenigſtens

ein verwunſchener Referendarius, der am Ende des Mährchens ſeine Federhülle abwerfen würde, um das Fräulein zu heirathen. —

Linda, die den armen Hans ganz durchſchaute und ſein Leid begriff, lächelte ſchmerzlich über dieſe ohne Hehl ausgeſprochenen Vermuthungen und Wünſche.

Wie's ſonſt nicht leicht ein Wandervogel thut, brachte Hans jetzt die Nächte auf einer Erde zu, meiſt unter den Pappeln vor dem Pavillon, auf dem rechten Beine ſtehend, den Kopf auf die Bruſt gedrückt. Eines Morgens nach einer regneriſchen Nacht fand Linda den unglücklichen Vogel, mit triefendem Gefieder, am ganzen Körper fieberhaft ſchauernd, auf dem Dache der Hühnerſtiege. —

„Am Ende regt ſich zu den zwei Seelen, die an ſeinem wunden Herzen zerren, noch eine dritte, eine Hühnerſeele, das Erbtheil ſeiner

Brutmutter, des unglücklichen Gackelchen!“ fürchtete nicht ganz ohne Grund die in dieſen Kampf eines zerfahrenen Storch-Ichs mit hinein gerifſene Linda. Es wurde ihr immer klarer, daß vor Allem der Neſtloſigkeit des armen Hans abgeholfen werden müſſe, um ihm das Gefühl einer behaglichen Wohnung, des Sich-ſelbſt-Gehörens, zu ſchaffen. —

Sie ließ daher mitten auf einem, von Apfelbäumen umgebenen Raſen vier Pfähle einrammen, die ein gegen acht Fuß über dem Erdboden hervorragendes Geſtell bildeten, und darauf eine, mit weichem, duftigem Heu gefüllte Futterſchwinge befeſtigen! — eine gar zierliche und comfortable Storchwohnung im Vergleich mit den herkömmlichen, von Reiſern und Aſtſpitzen wirr ſtarrenden Storchneſtern. —

Doch auch dieſes eigne, allerliebſte Neſt ſchien keinen tröſtlichen Eindruck auf Hanſens

Seelenſtimmung zu machen. Ohne einen Flügel zu rühren brachte er faſt den ganzen Tag auf demſelben zu, in lauernd ſinnender Stellung den Schnabel vor ſich hingeſtreckt. Und wenn hoch oben über ſeinem Haupte ein Storchvölklein in fröhlicher Geſelligkeit vorüber rauſchte und klapperte, barg er den Kopf tief in's Heu. —

Das Glück wohnt weder in Palästen, noch in Hütten, noch in Storchneſtern, wenn darin nur ein vereinſamtes Herz ſchlägt! —

13.

Zu spät!

Die Storchin auf dem Kuhstalle klapperte seit einiger Zeit weniger als sonst. Obwohl sie die Heirath ihres Sohnes mit dem Storchmädchen auf dem Brennereischornsteine für eine himmelschreiende Mesalliance gehalten haben würde, so ging ihr doch die schimpfliche Kothgeschichte und was in der Nachbarschaft darüber geklappert wurde, gewaltig durch den Kopf.

Indeß „laß den dummen Storchpebel nur trätschen," tröstete sie sich; „das hat keine Idee von Bildung und vornehmer Lebensweise. Nichts als blasser Neid, daß mein Kind am Norden-

thaler Hof ſo hoch in Anſehn ſteht. Wie werden ſie erſt grün und gelb vor Aerger werden, wenn er gar Ibis geworden iſt, oder Referendarius, oder Prinz und ſo was!“ —

Auffallend aber war's, daß, ſeit jener fatalen Korbgeſchichte, die Störchin vom Kuhſtalle ſich Hans zu nähern ſuchte. Ein paar Mal ſah man ſie ſo dicht über dem Heuneſte unter den Aepfelbäumen hinflattern, daß ſie mit ihren geſtreckten Beinen Hans faſt ſtreifte. Doch dieſer, der jetzt Alles, was den Namen „Storch“ führte, aus tief verbitterter Seele haßte, ſchlug drohend mit den Flügeln um ſich und ſtreckte ihr wütend den Schnabel entgegen. Sie würde einen ſchlechten Empfang gefunden haben, hätte ſie ſich weiter gewagt. —

„Wer weiß, wenn es gut iſt?“ klapperte leiſelaut in ſich hinein die Störchin, als ſie wieder auf ihrem Neſte ſaß. „Würde die Ent-

hüllung ſeiner niedrigen Geburt ihn nicht gar zu tief gedemüthigt haben; und braucht er zu wiſſen, wie ſehr ihn ſeine Mutter liebt?" —

Der Storch auf dem Kuhſtalle aber, der ſeit dem erſten Capitel unſres Mährchens keine Silbe mehr geklappert hatte, mied, mit der Gewiſſensangſt des Verbrechers, die Nähe ſeines Sohnes. Die Unthat, zu der ihn ſein Jähzorn hingeriſſen, quälte ihn mit nimmer raſtenden Vorwürfen. Denn, war auch durch ein Wunder das Schlimmſte verhütet worden, ſo konnte er doch nicht anders als ſich für den Mörder ſeines Sohnes halten. Hatte er nicht deſſen Lebensglück gemordet? —

Aber auch in Linda's Herzen regten ſich die Mahnungen eines reuigen Gewiſſens. Gar oft ſtellte ſie an ſich die Frage, ob ſie wohlgethan ſich in eine Sphäre zu drängen, die, ohne alle Gemeinſchaft mit menſchlichem Können und

Empfinden, nach ureignen Naturgeſetzen ihr eignes Geſchick lebt und geſtaltet? Hatte doch jenes Geſchöpf, welches ſie, wie eine Gottheit, aus dem ſtummen Nichts muthwillig ins Daſein geweckt, die gerechteſte Forderung an ſie, daß ſie Lebenszweck und Lebensglück ihm nicht vorenthalte. Und was vermochte ſie ihm zu bieten als die ohnmächtige Zärtlichkeit des Menſchen?

Hätte Hans ahnen können, was Alles um ihn vorging und wie nahe ihm, im heimathlichen Geburtsneſte, die Eltern weilten, vielleicht hätte das verworrene Räthſel ſeines Lebens ſich mild und verſöhnend gelöſt. Doch, das eben iſt der Fluch aller durch eigne Schuld oder fremden Frevel aus ihrem Naturgeleiſe gedrängten Weſen, daß blindes Mißverſtändniß ſich ihres Geſchickes bemeiſtert.

Sie könnten, ganz nahe an dem ihrigen, das verwandte Herz pochen hören, das ihrer

Sehnſucht eine Welt voll Liebe entgegen trägt. Aber fremd und unverſtanden ziehen ſie aneinander vorüber, ihrer dunkeln Zukunft entgegen. Und wenn am Ende ihres vereinſamten Lebensweges die verſchlungenen Fäden ihres Schickſals ſich entwirren, iſt's eben —

zu ſpät! —

14.

Abzug der Störche.

Es war in der zweiten Hälfte des Auguſtmondes. Auf den Nordenthaler Feldern hatten alle Hände bei der Roggenernte zu ſchaffen, die in dieſem Jahre geſegneter als ſeit langer Zeit ausgefallen war.

Auch unter den Störchen herrſchte eine auffällige Rührigkeit, die ſich immer höher ſteigerte, je näher der 24. Auguſt als der „Stichtag“ bevorſtand, an welchem ſie — es muß wohl ſo im Contracte ſtehn — ihre europäiſchen Sommerwohnungen verlaſſen und ſich auf die Wanderſchaft nach Egyptenland begeben. —

Störche haben einen gar genauen, wenn auch ungeſtempelten Kalender. —

Man ſah ſie täglich ſchaarenweiſe zur gemeinſchaftlichen Berathung hinaus fliegen nach den Wieſengründen, auf denen der geauſtete Grummet noch hie und da in duftigen Schwaden lag.

Meilenweit aus der Runde hatten ſie ſich zur Verſammlung eingefunden, in welcher die Angelegenheiten der nahe bevorſtehenden Abreiſe parlamentariſch debattirt wurden, und zwar in aller Geſchäftsordnung.

Es durften höchſtens fünf Redner zu gleicher Zeit klappern. Wer ein Amendement zu ſtellen hatte, der mußte das linke Bein aufheben und auf dem rechten ſtehend ſeinen Antrag begründen; ein ungemein praktiſcher Brauch, der bei menſchlichen Kammerverhandlungen mit ganz

beſonderm Nutzen gegen die graſſirende Redſeligkeit angewandt werden dürfte.

Nur der arme geächtete Hans war von der großen Storchverſammlung auf den Nordenthaler Wieſen ausgeſchloſſen.

Aber eine fieberiſche Unruhe hatte ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt. Wie verwildert rannte er mit ſtarken Schritten und weit ausgebreiteten Flügeln in den Gartengängen umher. Dann ſtieg er plötzlich hoch in die Lüfte und ſtürzte ebenſo plötzlich, wie ein Raubvogel auf ſeine Beute ſtößt, auf die Erde. Bald ſaß er wieder ſtundenlang bis auf den Schnabel in ſeinem Heumeſte vergraben, oder lauerte, wenn Linda im Garten erſchien, zu deren Füßen nieder, mit dem ihm eignen girrenden Tone zu ihr aufſchauend, als wolle er ihr ein tiefes Leid klagen. —

Es war unverkennbar, der angeborne, nicht zu überwältigende Wandertrieb des Zugvogels war in Hans erwacht. — Obwohl von Geburt ein echt masurisches Storchkind, auf dem Nordenbaler Kuhstalle als Ei gelegt, auf dem Hühnerhofe von Gackelchen ausgebrütet, in der blauen Hahnenschachtel mit masurischen Regenwürmern aufgepappt, war's doch Hans, als ob er weit drüben, an den Gestaden des Nil seine goldne Kindheit verträumt hätte. Gar liebliche Bilder aus einer Heimath, die er nie geschaut, tauchten in seiner Seele auf. Es zog ihn, mit schauernder Mignonssehnsucht, hin nach jenen Wunderfluren, wo

— „im Wüstenstaub die Pyramiden glühn,
Durch schwankes Schilf die fetten Frösche ziehn,
In Delaschlamm das Krokodil sich birgt,
Das Nilpferd wiehert, und der Löwe würgt."

Linda, die an ihrem eignen Heimweh nach dem Lande ihrer Träume Hansens Seelenzustand

ganz nachzufühlen vermochte, befand ſich in einer eignen Stimmung.

So ſchwer ihr auch der Gedanke an eine mögliche, nahe bevorſtehende Trennung von ihrem Liebling aufs Herz fiel, ſo opferfreudig wünſchte ſie dennoch, daß dieſer ſich dem großen Storchheereszuge anſchließen möchte, um in ferner Zone den unſeligen Zwieſpalt zwiſchen Storch und Menſch, der an ſeiner Seele nagte, verſöhnen und ſeiner Naturbeſtimmung unverkümmert folgen zu können. —

Dazu träumte ſich Linda die gar anmuthige und rührende Scene, wenn an einem ſchönen Tage des kommenden Lenzes plötzlich aus heiterer Luft ein Storch zu ihren Füßen niederſtürzen würde, mit ausgebreiteten Flügeln und eigenthümlichem Girren ſie fragend: „Kennſt du mich noch? Ich bin ja dein Hans.“ —

In ſolchen ſchmerzlich ſüßen Träumen wiegt ſich eine Mutter, die mit ihren Thränen und ihrem Segen einen Lieblingsſohn hinaus ziehen läßt auf die ferne Univerſität.

Ob nicht auch die jungen, in Europa gebornen Störche, den Winter über, auf den gelehrten Hochſchulen von Memphis und Theben ihr Semeſter ſtudiren? —

Aber auch Jedermann in Nordenthal fragte mit ängſtlich geſpannter Erwartung: „Ob er wohl ziehen wird?“ —

Am 24. Auguſt waren ſämmtliche Störche in und um Nordenthal ſpurlos verſchwunden. Niemand hatte ſie abziehn geſehn oder das Rauſchen ihres Fluges vernommen. Nur der unglückliche Hans war zurückgeblieben. Als Linda in aller Frühe in den Garten trat, fand ſie ihn trübſelig in ſich gekehrt auf ſeinem Heulager, den Schnabel tief zwiſchen die Flügel

geeckt. Auf dem weichen Riesgange vor seinem Neste aber mußten, während der Nacht, zwei Störche vielfach auf- und niedergegangen sein, nach den frisch eingedrückten, durcheinander laufenden Fußspuren zu schließen, die eine gar absonderliche Aehnlichkeit mit den Keilschriftschnörkeln auf den egyptischen Pyramiden und Obelisken hatten.

Leider befand sich gerade kein gelehrter Fernenreisender als Gast in Nordenthal, der diese Schrift zu entziffern vermochte.

Ob sie das letzte Vermächtniß der beiden Störche vom Kuhstalle an ihren unglücklichen Sohn enthielt?

15.

Hans bleibt im Lande und nährt ſich redlich.

Immer herbſtlicher wurde es um Nordenthal. Ueber die weiten Stoppelfelder hatte die Sommerfadenſpinne ihr glänzendes Netz geworfen; aus vergilbendem Laube leuchteten die rothglühenden Trauben der Ebereſche; umflattert von Schaaren zwitſchernder und gefiederter Näſcher. Der duftige Blumenflor des Gartens war verſchwunden, nur hie und da raſchelten einige bunte Aſtern, jene kalten Blumenſterne, die zugleich mit dem Himmelsgeſtirne der herbſtlichen Nachtgleiche aufgehn. Spät erſt, nach langem Kampfe mit dichtwogendem Nebel, trat

die Sonne hervor, mit milder Wärme den herbſtlich friſchen Tag belebend. —

Das Herz von ſtillem Heimweh geſchwellt, ſchien Hans doch allmälig, mit philoſophiſcher Reſignation, ſich in's Unabänderliche zu finden. —

War's rührendes Spiel des Zufalls? war's ein ahnungsvoll dämmernder Trieb? Er hatte ſich in ſeinem verhängnißvollen Geburtsneſte auf dem Kuhſtalle niedergelaſſen, von wo er mit einer gewiſſen ſtorchthümlichen Selbſtſtändigkeit, wie man ſie früher an ihm nicht wahrgenommen, in das Rosenthaler Gehöft hinabſchaute. — Auch die Luſt am Fluge war wieder in ihm erwacht. Wie ehedem ſah man ihn mit ausgebreiteten Schwingen ſich hoch in den Lüften wiegen, ſo hoch als nur je ein maſuriſcher Reiher oder Goldadler ſich verſtiegen hat; wie ehedem ſtattete er ſeine Beſuche auf den benachbarten Dorfſchaften ab, ſaß er Sonntags auf

dem ſtumpfen Kirchthurme des Pfarrdorfes, ging er, Regenwürmer naſchend, neben den Feldarbeitern her, welche die Schollen für die Winterſaaten aufriſſen. —

War Hans Fruber ein ſtets gern geſehener Gaſt bei dem maſuriſchen Landvolke in weiter Runde geweſen, ſo hieß man ihn jetzt überall, nach ſeinem langen Ausbleiben, um ſo freundlicher „Willkommen!“ Die Vereinſamung des unter Menſchen wandelnden Storches erregte ein Mitgefühl, deſſen ſonſt das Landvolk nicht leicht fähig iſt. Man würde es für ſündig gehalten haben, ihn auch nur mit einer Miene oder einem Worte, geſchweige denn thätlich zu kränken. Außerdem war er ja der Liebling Linda's und der in der ganzen Gegend dankbar verehrten Nordenthaler Gutsherrſchaft!

In Nordenthal war man daher vollkommen ruhig, wenn Hans den Tag über vom Hofe

wegblieb und ſich in dem weiten Jagdrevier, das ihm jetzt unverkümmert zu Gebote ſtand, ſelbſt ſeine überreichliche Nahrung ſuchte. Nur gegen Sonnenuntergang, bevor er auf ſein Neſt flog, verfehlte Hans niemals die Liebkoſungen der im Garten ſeiner harrenden Linda entgegen zu nehmen und nach gewohnter Weiſe zu erwidern. Es war als wenn er ihr vor dem Schlafengehn noch eine „gute Nacht!“ wünſchen müßte. — Mögen Leſer, denen ein ſolches ſympathiſches Verhältniß zwiſchen Thier und Menſch unbegreiflich erſcheint, darüber lächeln ſo viel ſie wollen — Hans gehörte jetzt als Adoptivſtorch förmlich zur Nordenthaler Familie, und man würde es ganz in der Ordnung gefunden haben, wenn die Steuerbehörde ihn auf ihre Regiſter geſetzt und die Perſonalſteuer für ihn eingefordert hätte.

Gäſte, die damals in Nordenthal einkehrten, fanden Abends, wenn ſich der trauliche Kreis im Geſellſchaftszimmer verſammelte, die Damen auf eigenthümliche Weiſe beſchäftigt. Linda ſaß vor dem ſchnurrenden Spinnerädchen, den Fuß im raſchen Takte, wie zu einem heiteren, durch ihre Seele ziehenden Liede bewegend. Mutter und Schweſter aber ſtrickten an gar räthſelhaften Strümpfen, die, nach ihrer Farbe zu ſchließen, für einen Cardinal beſtimmt waren, weniger aber der Form nach. Denn auch der proteſtantiſchſte Seminariſt wäre nicht im Stande geweſen, ſein abgemagertes Freitiſchbein durch einen dieſer langen Schäfte zu zwängen.

Linda ſpann weiche Wollfäden zu einer warmen Decke für Hanſens nächtliches Lager und die beiden andern Damen ſtrickten rothe Storchſtrümpfe.

Man mußte daran denken, den armen Sprößling egyptischer Wandervögel, den die Natur für ein milderes Klima verzärtelt hatte, gegen die Härte eines masurischen Winters zu schützen, der bereits vor der Thüre stand.

16.

Schickſalstücke.

Aber während die Damen ſo fleißig an unendlichen Fäden für Hans ſpannen und ſtrickten, klirrte bereits die Scheere der unbarmherzigen Parze, um mit dem Lebensfaden des Nordenthaler Storches zugleich den rothen Faden zu durchſchneiden, der ſich durch unſer Mährchen zieht. —

Linda hatte ſchon längſt die trübe Ahnung vergeſſen, welche die Ermordung des unſchuldigen Gackelchen und das traurige Ende von den armen ſieben Küchlein prophetiſch in ihrer Seele geweckt. Nicht ſo das Schickſal, das überhaupt Nichts vergißt. —

Was half dem armen Hans sein grundprosaisch bäuerischer Name, unter dessen Schutz ihn Linda vor tragisch erhabnen Katastrophen sicher gestellt glaubte?

Das moderne Schicksal schreitet nicht im griechischen Faltengewande einher und auf hohem Kothurn; keine klassischen Erinnyen in seinem Gefolge schütteln ihr entsetzliches Schlangenhaar; nicht kündet es seinen unwandelbaren Spruch im erhabnen Jambenpathos. — Wie seine Schwester, die Sorge, deckt es sich mit tausend bunten Masken und Lappen zu. Auf der Weltbühne führt es, in grüner Uniform mit weißen Aufschlägen, einen kleinen dreieckigen Hut auf den Kopf gestülpt, Millionen willenloser Menschen in Kampf und Tod. Im Spielsaale zu Homburg oder Baden sitzt es als Croupier an der Pharobank, mit einem einzigen heiser ausgestoßenen französischen Wörtchen die Richtung

der Kugel lenkend, die im nächſten Augenblicke einen menſchlichen Schädel zerſchmettern ſoll. An der Börſe erſcheint es in der Maske des geldgewaltigen Banquiers, der, durch eine winzige Ziffer auf dem Courszettel, die Verzweiflung in den Schooß glücklicher Familien ſchleudert, und manche, bis dahin fleckenloſe Bürgerehre den Tod am Pranger ſterben läßt. Es tritt als Gendarm auf, als pfändender Executor, als kranke Kartoffel, als unquittirte Schneiderrechnung. Es heuchelt ſich als Tugend an, es bietet ſich als Laſter feil. — Wie oft muß ein von herrlichen Idealen ſchwellendes Herz an den Umarmungen alltäglicher Gemeinheit brechen! So tückiſch iſt das moderne Schickſal und — ſo tragiſch!

Das antike Fatum war edler. Die geſühnte Nemeſis ehrte ihr Opfer. Unentſtellt überlieferte ſie daſſelbe der Begeiſterung des

Dichters und dem verklärenden Marmor des Bildners. —

Auch in dieſem wahrhaftig erlebten Mährchen tritt das Schickſal nicht großmüthiger auf, als es im Menſchenleben zu ſein pflegt.

Gleich vom Beginne hatte es unabänderlich beſchloſſen, an dem Nordenthaler Sterck die hochfahrenden Idiosyncrasien ſeiner Mutter, den frevelnden Jähzorn des Vaters, Linda's unbedachten Eingriff in das Walten der Natur, Gackelchens Ermordung und der unſchuldigen Küchlein Tod blutig zu ſühnen. Doch nicht ſollte der arme Hans, wie der edle Brutus vom Cäſar ſagt, „zerlegt werden als ein Mahl für Götter," ſondern als ganz etwas andres, wie Hanſens und des Mährchens baldiges Ende zeigen wird.

17.

Zigeunerwirthſchaft.

In einer verfallenen Hütte am entlegenſten Ende des Dorfes Kamionken, eine halbe Meile von Nordenthal, hauſte eine verkommene Familie, deren unheimliche Gemeinſchaft von der ganzen Gegend mit ängſtlicher Scheu gemieden wurde. Sie ſtammte von einer Zigeunerhorde ab, die vor Zeiten über das Litauer- und Maſurenland gezogen. Gegenwärtig freilich führten die Angehörigen dieſer Familie untadelig maſuriſche Taufnamen, die ſie, nöthigen Falles, ebenſo gut wie jeder andre maſuriſche Bauer, unter den Verhörprotocollen des Criminalrichters mit drei

Kreuzen zu unterſchreiben wußte. Auch beobachteten ſie die gebotenen Sonn- und Feiertage faſt noch ſtrenger als ihre eingeborne maſuriſche Nachbarſchaft, indem ſie an ſolchen Tagen erſt recht nichts arbeiteten und doppelt ſo viel Branntwein tranken als gewöhnlich, und ſich den altherkömmlichen Feſttagsbraten zum „Kapuſta“ (Kohl) auf eine oder die andre Weiſe zu verſchaffen ſuchten. — Trotzdem munkelten die Bewohner von Kamionken Allerlei von ſchauerlich heidniſchen Bräuchen und Ceremonieen, die in dieſer Hütte vor ſich gingen. —

Auch Hans ſchien, während ſeiner erſten, jugendlichen Flugſeligkeit, das unheimliche Gefühl zu teilen, mit dem ſich Jeder an der verrufenen Hütte vorüber drückte. Nur ſelten wurde er bei ſeinen damaligen Streifzügen in jener Gegend geſehn, über die er in ſolcher Höhe hinſchwebte, als ſuchte er den Anhauch einer ver-

peſtieten Atmoſphäre; noch niemals hatte er ſich auf das zerfallene Strohdach jener Hütte herabgelaſſen, der er weder Segen noch Frieden zu bringen vermochte. —

Ein ſteinaltes, erblindetes Weib, von dem die ganze Gegend erzählte und glaubte, daß Menſchen und Vieh, auf die ſie ihre des Lichtes beraubten Augenſterne kehre, verhext würden, wirthſchaftete da drinnen, umtobt von einer Schaar verwahrloſter Enkelkinder, eine wilde Frucht der Verbindung, welche ihr Sohn Tomasz mit einer herumziehenden Zigeunerin eingegangen, die ihren heidniſchen Namen Wanda gegen Janowa ausgetauſcht. Letztere beiden beſtellten nur nothdürftig ihr verwahrloſtes Stückchen Acker, während ſie die halben Nächte meiſt auswärts zubrachten, man weiß nicht wo? —

Sonderbar war's immer, daß nirgends in Maſuren die Wölfe ſo häufig in die Schaf-

bürden und die Füchse in die Gänseſtälle einbrachen als in Kamionken und deſſen Nachbarſchaft, und daß die Blutſpuren, die ein ſolcher Raub dann und wann hinterließ, ſich gewöhnlich an der äußerſten Kamionker Dorfgrenze, in der Nähe jener Hütte verloſen. —

Allein auch nirgends in weiter Runde herrſchte ſo viel Elend und Verkommenheit als unter dem durchlöcherten Strohdache von Kamionken. —

Um ſo mehr fühlte ſich die Herrſchaft von Nordenthal berufen — obwohl Kamionken jenſeits ihrer Gutsgrenzen liegt — dieſen elenden, von aller Welt gemiedenen Menſchen mit Rath und That beizuſtehn und das gegen ſie herrſchende Vorurtheil durch eignes Beiſpiel, wenn auch vergebens, zu bekämpfen.

Wie oft war nicht Linda, während der wiederholt in Maſuren wüthenden Seuche und

Hungersnoth, mitten unter ihnen erſchienen, Arzenei, Nahrungsmittel und Bekleidung mit freundlichen Mahnungen ſpendend! Wie oft mußte ſie ſich, faſt mit Gewalt, den ſtürmiſchen, faſt wilden Aeußerungen geheuchelter Dankbarkeit entziehn, da die blinde Alte, wie das erwähnte Ehepaar und die Kinder alle nicht müde wurden mit tauſend unterwürfigen Segenswünſchen und Verſprechungen, dem „gnädigen Fräulein," nach maſuriſchem und Zigeuner Brauche, die Aermel und den Saum ihres Kleides zu küſſen! —

In dieſem Herbſt aber herrſchte keine Krankheit in Maſuren. Roggen, Kartoffeln und Kapuſta waren trefflich gerathen; auch der ärmſte Landmann konnte von dem Ertrag ſeines Fleißes ſich und die Seinigen über den zu erwartenden Winter hinbringen. Darum hatte die Nordenthaler Gutsherrſchaft diesmal jener ver-

wahrlosten Familie weniger Unterstützungen und Wohlthaten zugewandt, um deren Hange zum Müssiggange und zur Völlerei keinen Vorschub zu leisten. Auch Linda, die ein paar Mal dort eingekehrt war, um durch freundlich aufmunternden Zuspruch zum Guten zu mahnen, hatte nicht, nach gewohnter Weise, die erwarteten Gaben hinterlassen. —

Was aber treibt gerade jetzt unsern Hans, bei seinen täglichen Ausflügen, die Richtung nach jener verrufenen Hütte einzuschlagen, um stundenlang auf Feld und Anger, traulich girrend und klappernd, neben Janowa und Tomasz herzulaufen? Und doch hatte er noch vor ganz Kurzem diese unheimliche Gegend ängstlich gemieden! Und doch sind Janowa und Tomasz so gar mürrisch und finster gegen ihn! Und doch haben die Kinder aus der Hütte ein paar Mal mit Steinen nach ihm geworfen! — Nur

das tückisch lauernde Schicksal war in dies Geheimniß eingeweiht und — das Mährchen! — Aber nicht wie jenes hat das Mährchen Grund, mit dem, was es weiß, hinterm Berge zu halten.

Der Instinkt des vereinsamten Wandervogels war es, der, nach dem Abzuge der Störche, den armen Hans nach jener unseligen Gegend führte. In dem dunkelbraunen Zigeunerpaare mit den dämonisch aufblitzenden Augen und den rabenschwarzen, wild um den Kopf flatternden Haaren hatte Hans die Abkömmlinge aus jenem fernen warmen Lande herausgewittert, nach dem noch immer ein leise dämmerndes Heimweh in seiner Seele zuckte. Natur- und stammverwandt fühlte er sich zu den Zigeunern hingezogen, wie der Landsmann zum Landsmann, den er in weiter Fremde trifft. —

Und sind die Störche nicht wirklich, ihrem ganzen Naturell nach, echte Zigeuner, wenn auch geflügelte? —

Wie diese stammen sie aus den glühend feuchten Marschlanden Egyptens, wo das Krokodil fühlern nach dem bebrillten Alterthumsforscher Hinzelt, der die Steinschrift der Pyramiden buchstabirt*); wie diese jagt sie ein nicht zu bändigender Wandertrieb mit Weib und Kind weithin über Berg und Meer, überall, wo's ihnen gefällt, ihre Hütte aufschlagend, doch

*) Naturhistoriker werden freilich, auf das forum domicilii hinweisend, als die eigentliche Heimath des Storches jene Länder bezeichnen, in denen er während des Sommers sein Nest baut. Der Dichter, der den Storch über seiner Sehnsucht nach dem Süden ertappt, hält sich an das forum apprehensionis. Mag ein hoher kritischer Aerelhof in diesem Conflict entscheiden! —

nirgends eine bleibende Heimath findend; wie unter dieſen haben ſich auch bei den Störchen Spuren des altegyptiſchen Naturdienſtes, ein an die Geheimniſſe des Iſistempels erinnernder Cultus erhalten. Paſſionirte Jäger werden noch ingrimmig hinzuſetzen, daß die Störche, ganz nach Zigeuner Art, dem Diebeshandwerk obliegen, und wenn ſie auch nicht, gleich dieſen, ſilberne Löffel, goldne Ringe oder gar Kinder ſtehlen — die letzteren tragen ſie, im Gegentheil, ja gerade den Menſchen zu — ſo wiſſen ſie doch junge Rebhühner, Schnepfen, Wachteln, ja ſogar Jungbaſen mit großer Virtuoſität zu mauſen. —

Aber weder Tomasz noch Jarema fühlten ſich durch dieſe landsmänniſche und wahlverwandtſchaftliche Zuneigung des Storches von Norcenthal ſonderlich gerührt. Ganz im Gegentheil betrachteten ſie denſelben mit Gefühlen, die

wenig jener Theilnahme ähnlich ſahen, deren ſich Hans auf meilenweiter Runde überall erfreute. — Janowa beſonders haßte ihn tödtlich mit der ganzen wilden Leidenſchaft ihres Stammes. War's ihr immer ſchon ein Dorn im Auge geweſen, daß die Nordenthaler ſo ein „dummes Vieh," wie ſie Hans nannte, lieben und hätſcheln konnten, wie ein leibhaftiges Kind vom Hauſe, ſo vermochte ſie ihrer Wuth keine Grenzen zu finden, ſeit ſie — argwöhniſch und blind, wie der Neid immer iſt — ſteif und feſt glaubte, Hans wäre Schuld, daß die Nordenthaler Herrſchaft ſich nicht mehr um ſie und die Übrigen kümmerte, daß an dieſen alle die Wohlthaten verſchwendet wurden, welche ehedem ihr und der blinden Mutter und den Kindern zu Theil geworden. „Wie rund er iſt und wie fett, weil wir darben und hungern," murmelte ſie oft zwiſchen den Zähnen, wenn Hans ſo

zutunlich neben ihr berschritt und flatterte. „Und rothe Winterstrümpfe stricken sie für ihn, und eine bunte, wollene Decke, und ich geb ihm Fuß, und die Kinder gehn barfuß, und der Wind pfeift durchs Dach!“ Dabei schüttelte sie ingrimmig die Faust gegen Nordenthal hin.

Aber der arme, arglose Hans mit seinem Heimweh im Herzen, merkte nichts. —

18.

Der Held des Mährchens wird aus triftigen Gründen verhindert ferner zu erſcheinen.

Martini ſtand vor der Thüre. Jeder Bauer und Junmann, der nur Einiges erübrigt hatte, freute ſich auf ſeine gebratne Martinsgans, die nach altem Braucke am Namenstage des Kalenderheiligen auf keinem dörflichen Familientiſche fehlen darf.

Nur in der verfallenen Hütte von Kamionken hatte man keinen Martinsgänſebraten zu erwarten, denn der letzte Groſchen war vertrunken und ſeit einiger Zeit wurden die Gänſe- und Schafſtälle in Kamionken und den Nachbardörfern beſſer gehütet als früher.

Darüber war das blinde alte Weib gar grimmig, und Tomasz ſchlug einmal über das andre mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Branntweinflaſche klirrend in die Höhe flog, und die Kinder ſchrieen und lamentirten auf maſuriſch und zigeuneriſch: „Wir wollen Gänſebraten! wir wollen Gänſebraten!“

„Wartet doch nur!“ rief Janowa mit teufliſchem Lachen dazwiſchen, „ſollt ſchon Gans haben, fetter als Gans, wonach ſich Piaff das Maul wiſcht. Hat freilich große Schnabel und lange Beine, aber Braten iſt Braten!“ —

Der Morgen des Martinstages leuchtete gar himmelblau und ſonnenhell über Nordenthal, obwohl er friſch war, wie ein maſuriſcher Spätherbſttag nun einmal nicht anders iſt. Der feſt gefrorne Boden klang wie tönendes Erz unter den Holzſchuhen des geſchäftigen Hofgeſindes und dem Hufſchlage der Pferde. Kein braunes Blätt-

chen raschelte mehr an den nackten verästelten Bäumen. Die um das Nordenthaler Gehöfte gruppirten Fachhäuser und Kathen schienen für den Winter enger und geselliger zusammengerückt zu sein, und bliesen aus den Schornsteinen blau sich kräuselnde Dampfwölkchen, als rauchten sie nachbarlich ihre Morgenpfeife mit einander.

Linda hatte heut ihren Hans zum ersten Male mit den von Mutter und Schwester gestrickten, rothen wollenen Strümpfen bekleidet, die sich elastisch und weich seinen langen Beinen anschmiegten. Die Wärme derselben schien ihm ganz besonders zu behagen, aber auch die hübsche rothe Farbe. Denn, wie viele andre Vögel, haben auch die Störche eine Vorliebe für Alles, was grell scheint und glänzt. Er betrachtete unausgesetzt seine zierlich bekleideten Beine und mit unverkennbarer Siegesgewißheit, daß ihm die Bewunderung der Welt nicht entgehen könne,

ſtol,irte er gravitätiſch in dem Gartengange auf und ab, zu Linda's und der andern Nordenthaler großem Ergötzen. —

Hätte ihn ſeine leibliche Mutter in dieſen prächtigen rothen Strümpfen ſehen können, gewiß ſie würde triumphirender als je ihrem Gatten zugeklappert haben: „Aber hab' ich's nicht immer geſagt, daß das Kind zu etwas Außerordentlichem geboren iſt!“ Doch die ſchritt jetzt, vereinſamt wie ihr Sohn, umher zwiſchen den Grabruinen des großen Königs Oſymandyas in der Nähe von Medinet-Abu in Oberegypten, und nährte ſich melancholiſch von dem fetten Gezieſer des Nils, und klapperte gar nichts.

Linda war ungemein heiter und glücklich darüber, daß Hans ſo zufrieden mit ſeinen Strümpfen war und ſich ſo trefflich darin zu ſchicken wußte; und mit ihr freute ſich ganz Nordenthal an der abſonderlichen Erſcheinung.

Aber ſo viele freundliche und liebkoſende Worte ihm von allen Seiten zu Theil wurden, heute hatte Hans nicht lange Ruh in Nordenthal. Er mußte durchaus hinüber nach Kamionken, um ſich ſeinen Landsleuten dort in ſeinem herrlichen Staate zu zeigen. Linda ſtreichelte ihm noch einmal den Kopf, wie er knieend und girrend mit ausgebreiteten Flügeln zu ihren Füßen lag, als wollte er ihr ganz beſonders innigen Dank ſagen, dann flog er auf und davon. Händeklatſchend ſchaute ihm die Nordenthaler Bevölkerung nach, als er mit ſeinen grellrothen, in der Sonne glänzenden Beinen hoch durch die Luft dahin ſchwebte.

Wer ahnte, daß es ſein letzter Flug ſein ſollte? —

Janewa war eben geſchäftig auf dem Stückchen Gemüſeland vor der Hütte Meerrettig, ein Lieblingseſſen der Zigeuner, wenn's nichts

Beſſeres gibt, auszugraben, als Hans hoch über den Anger daher geflogen kam. —

„Hans! lieb Hänschen!“ rief ſie, mit heuchleriſchem Spotte, Linda's gewöhnlichen Zuruf händeklatſchend nachahmend.

Hans, dem hier noch niemals ein ſo freundlicher Empfang geworden, ließ ſich auf den Anger herab.

„Komm' gut Hans! Komm ſchön Hänschen!“ ſchmeichelte ſie, das um Bruſt und Nacken geſchlungene Linnentuch, in welchem die Zigeunerinnen ihre Kinder auf dem Rücken zu tragen pflegen, leiſe aufknotend.

Der arme, ahnungsloſe Hans näherte ſich ihr, an ſeinen Strümpfen zupfend und ziehend, als wollte er ganz beſonders auf dieſe aufmerkſam machen.

Janowa ſah ſich vorſichtig und ſcheu nach allen Seiten um. Es war, ſo weit ſie mit

ihren durchdringenden Augen auch blickte, nirgends ein menſchliches Weſen wahrzunehmen als Tomasz, der, ihr Beifall zugrinſend, in der Thüre der Hütte ſtand. —

„Ach die ſchönen rothen Strümpfe! Ach die prächtigen rothen Strümpfe! Komm doch näher, Hänschen! laß doch ſehn!“ ſagte das böſe Weib, deſſen giftiger Neid eben durch dieſe Strümpfe auf den Siedepunkt getrieben war. — Hans ſtand jetzt dicht vor ihr, freundlich girrend und klappernd. Da warf ſie ihm plötzlich das weite Linnentuch über den Kopf, daß der geblendete Storch ſtolpernd mit ſeinen langen Beinen ſich darin verwickelte; und ehe er noch wieder den Kopf aus der Hülle befreien konnte, hatte Janowa ihn, mit beiden Fäuſten würgend, am Halſe gepackt.

Hans ſchlug noch einmal im Todeskampfe gewaltig mit den Flügeln um ſich, bis ſie er-

mattet niederſanken; dann hörte man einen leiſe ſtöhnenden Ton — dann war's zu Ende! —

„Da iſt Martinsgans!“ rief Janowa, den Leichnam des armen Storches auf den Tiſch werfend, — „und da iſt Meerrettig dazu!“ —

Die blinde Alte aber lachte gellend auf, und aus ihren erloſchenen Augenſternen blitzte ein ſataniſches Feuer.

„Hi! hi! hi! hi!

So'n feiner Prinz und Hans
Schmeckt gut als fette Gans!“

jubelte ſie mit krächzender Stimme; und ihr nach jubelten und tobten wie toll in einem fort die verwilderten Kinder:

„So'n feiner Prinz und Hans
Schmeckt gut als fette Gans!“ —

War's nicht als ob in dem grauſamen Reime auf „Hans“ das Schickſal ſelbſt höhnend aus dem Munde des blinden unheimlichen

Zigeunerweibes ſprach, um Linda's Abſicht zu ſtrafen, die, unter dem Schutze dieſes Namens, dem Fatum ſein Opfer entziehen wollte.

Am Martinstage roch's weit um die verfallene Hütte von Kamienken wie nach friſchem Gänſebraten, und bis ſpät in die Nacht hinein ertönten aus derſelben wilde Zigeunerlieder. —

In Nordenthal war man nicht wenig beſorgt, daß Hans, wider ſeine Gewohnheit, am ſpäten Abend noch nicht von ſeinem Ausfluge zurückgekehrt war. Als er auch am folgenden Morgen vermißt wurde, ſchickte die geängſtete Linda Boten nach allen Richtungen aus. —

Leider kam nur zu bald Einer derſelben mit der Schreckenskunde von dem Vorgefallenen zurück. — Hinter einem dichten Tannengeſtrüpp hatte die achtjährige Tochter des Dorfhirten von

Kamionken die grauſame Ermordung des armen Hans mit angeſehn. Doch aus Furcht ebenfalls von der böſen Janowa und der alten blinden Hexe geſchlachtet und aufgefreſſen zu werden, hatte das Kind kein Wort über das Geſchehene gegen irgend eine Seele in Kamionken geäußert. Erſt als der Nordenthaler Bote ſich, in ihrem Beiſein, beim Hirten erkundigte, ob er nichts von Hans wüßte, erzählte es mit ſichtlichem Sträuben das Entſetzliche. —

Unendlich war der Jammer, den dieſe Trauerkunde in Nordenthal verbreitete. Wie einem lieben Familienliede floſſen dem unglücklichen Hans reichliche Thränen. Es bedurfte des ganzen Anſehns der tiefbetrübten Gutsherrſchaft, ihr durch dieſe Unthat auf's Aeußerſte empörtes Haus- und Hofgeſinde von dem Vorhaben abzubringen, in Maſſe nach Kamionken zu ziehen und den an dem unſchuldigen Hans

verübten grauſamen Mord blutig an deſſen Mördern zu rächen. Auch überall im Maſurenlande, wo ſich die Nachricht von dem tragiſchen Ende des Storches von Nordenthal verbreitete, ſprach man mit gerührter Theilnahme über deſſen trauriges Geſchick.

Wer aber ſchildert Linda's tiefen Seelenſchmerz? Das Mährchen kann ihn nur ehren und — ſchweigen! —

19.

Nachtſtück nach der Natur.

Am Abend nach dem Martinstage — es war gar ſtürmiſch und dunkel — hielt der Nordenthaler Herrſchaftswagen vor der verfallenen Hütte von Kamienken, während ſich draußen an den niedrigen Fenſtern mit ihren zerbrochnen und mangelhaft verklebten Scheiben, leiſe flüſternd, neugierige Gruppen der Dorfbewohner drängten.

Das Mährchen kann nur wünſchen, daß ein Rembrandt unter ihnen geweſen wäre, der mit Pinſel und Palette das Nachtſtück, welches das Innere der Hütte darbot, weit beſſer dar-

zuſtellen vermöchte, als es dieſer farbenarmen Federzeichnung möglich iſt. —

Durch einen wüſten, niedrigen Raum wogen die unheimlichen Lichtreflexe eines auf dem Heerde im Hintergrunde flackernden Feuers, über dem, an eiſerner Kette, ein Keſſel von der Decke herabhängt. Ein kobboldartiges, grell beleuchtetes Kind fächt mit einem großen ſchwarzweißen Flügel die ſinkenden Gluthen an. Gegen den Heerd gelehnt ſitzt, auf niedrigem Schemel zuſammen gekauert, ein altes blindes Weib, den geſenkten Kopf von ſtruppig grauen Haaren umwallt, in der Hand ein blinkendes Meſſer, mit dem ſie eben, trotz ihrer Blindheit, beim Zubereiten des Abendeſſens behülflich geweſen zu ſein ſcheint. — Mitten in der Hütte aber gewahrt man eine ſchlanke junge Dame, in violetter, pelzverbrämter Sammetcapawaika über dem dunkeln Seidengewande, um das Haupt, nach

masurischer Art, ein weißes Tuch geknotet. Sie hat die rechte Hand mahnend ausgestreckt, während über ihr glühendes Gesicht beredte Flammen zucken. Es ist als sähe man die Flammenworte, die sie spricht. — Janowa — wer erkennt sie nicht, und Linda und die andern bekannten Personen in diesem Nachtstück? — beugt sich, anscheinend zerknirscht, auf den linken Arm der Dame herab, den Saum der weiten Cacawaikärmel an ihren Mund pressend. Hinter ihr steht mit entblößtem Haupte, von dem eine wilde Fülle rabenschwarzen Haares auf die Schultern herabfällt, bekleidet mit leinener Hose und einem groben, an Hals und Brust weit offenem Hemde, Tomasz. Ein Bild des bösen Gewissens, hält er mit der einen Hand den spitzen masurischen Filzhut krampfhaft gegen die Brust gedrückt, während er, mit tiefer Verbeugung, sich die Fingerspitzen der andern küßt, auf

dieſe ſprechende Weiſe ſeine Unſchuld oder Reue betheuernd. — Fremdartig jedoch, und aus unſerm Mährchen nicht zu erklären erſcheint jener bärtige Mann, der, wahrſcheinlich als Linda's ſchützender Geleiter, dicht neben dieſer ſteht, den blauen faltenreichen Mantel aber die linke Schulter geworfen und ſich auf einen knorrigen Eichenſtock ſtützend. Das Mährchen will in ihm ſeinen Dichter erkennen. —

Aus dem nebelnden Halbdunkel ſeitwärts tauchen die Figuren zweier verdächtig ausſehender Geſellen auf, die ſich, den Kopf auf beide Arme geſtemmt, auf die Ofenbänke gelagert haben, und mit weit aufgeriſſenen Augen ungeduldig das Ende dieſer Scene abzuwarten ſcheinen. Vermuthlich ſind ſie zur abendlichen Nachfeier des Martinsſchmauſes eingeladen, und daher wenig erbaut von der eben ſo unerwarteten als peinlichen Störung. — Auf dem vom

Schlagſchatten der Heerdmauer verdunkelten Lehmboden krabbelt und kriecht noch Mancherlei, von dem es ſchwer zu entſcheiden iſt ob es Thiere ſind oder Kinder, oder beides zugleich. —

Frage Niemand was Linda, in ſo ſpäter Abendſtunde, in die verrufene Hütte von Kamionken geführt? — Fordre Keiner vom Mährchen, daß es den eiſernen Deckel von dem ſchauerlichen Geheimniſſe lüfte, welches über dem Feuer brodelt. —

Erwähnt ſei nur, daß Linda den Wedel, mit dem das kobboltartige Kind die Gluth unter dem eiſernen Keſſel anfachte, mit ſich nahm.

Es war ein mit friſchen Blutſpuren bedeckter Sterkflügel! —

20.

Schluß.

Viermal seitdem ist der Frühling in Nordenthal eingekehrt, Knospen, Blüthen und Sonnengold über Wald und Flur hinstreuend. Mit ihm zogen, fröhlich klappernd, die Störche von den fernen Rilgestaden wieder in ihre verlassenen masurischen Nester ein, von allen Seiten als gern gesehene Gäste freundlich „willkommen!“ geheißen. Für manchen jungen Hausstand mußten neue Nester angebaut werden; besonders war das Ehepaar von der Brennerei mit zahlreicher Familie gesegnet. — Nur der Storch und die Störchin vom Rußhalle kehrten nicht

zurück; ihr immer mehr verfallendes Neſt blieb öde und verlaſſen bis auf den heutigen Tag. —

Die ruchloſe Zigeunerfamilie war bald nach jener blutigen That aus der Gegend von Kamionken verſchwunden. Ob ſie unſtät und flüchtig über den Erdboden hinzieht? oder welches Ende ſie genommen? das weiß nur der liebe Gott und eine hohe Polizei. Das Mährchen hat keine Veranlaſſung ihrer Spur zu folgen.

Der Storch von Nordenthal aber lebt im Munde des Matrosenvolkes und wird noch lange in demſelben leben. Gleich einem im Flammentode ſich verklärenden Phönix, iſt ſein Bild aus dem eiſernen Keſſel über den unheimlichen Flammen in der Zigeunerhütte emporgeſtiegen. Wacker einbalſamirte und an den Steinpyramiden Egyptens ausgehauene Ibis hat je ein ſo freundliches Andenken hinterlaſſen? —

Linda siegelt seit jener Zeit ihre Briefe mit einem von einem Pfeil durchbohrten Flügel.

Der Dichter aber gelobte das selbst erlebte Mährchen vom Storch von Nordenthal zu Papier zu bringen, was er hiemit gethan.

Und die Moral dieses Mährchens? — Wer sie sucht wird sie finden. —

Wie der Autor das Mährchen geſucht und gefunden.

Ein Warnungsmährchen

als

Epilog.

Kennſt du die Definition, die ein witziger Kopf einmal von einer Angelruthe gegeben? — Sie lautet: „Die Angelruthe iſt ein elaſtiſches Rohr, an deſſen einem Ende ein Wurm und an deſſen anderm ein — Narr befeſtigt iſt.“ —

Unter uns geſagt! Bis auf den Wurm paßt dieſe Definition frappant auf die Feder eines Schriftſtellers, der ſo Jahr aus Jahr ein am Rande ſeines Tintenfaſſes ſitzt und unverdroſſen nach tiefſinnigen Gedanken angelt, mit denen er ſein Vaterland und die Menſchheit frei und glücklich ſchreiben möchte.

Ach, die Gedankenfiſchlein, die da unten leben auf dem ſchwarzen kühlen Grunde, ſind

gar vorsichtig gewerden. Sie wissen was ihrer wartet, wenn sie „durch Menschenwitz und Menschenkunst sich hinauf locken lassen in Todesgluth.“ —

Heute wollte dem Autor auch gar nichts anbeissen, obwohl er — eingedenk einer bekannten, ebenso moralischen als kalligraphischen Vorschrift — sich von der goldnen Frühsonne hatte wecken lassen, die mit morgenfrischem Angesicht freundlich in sein Mansardenfenster hinein schaute.

Oder war's eben die liebe Morgensonne, die's ihm angethan? Strahlte sie doch heute so gar absonderlich, ganz wie damals als sie, schulfrei und spielfreudig, dem armen, mit mensa und anno genauälten Knaben die frühlingsmilden Ostersonntage ankündigte.

„Bah!“ rief der Autor, „warum soll das festlich gestimmte Herz nicht auch einmal dem

armen, geplagten Kopfe Ferien geben?“ — Und von unnennbarem Heimweh nach ſeiner lang vergeſſenen Jugendzeit erfaßt, fiel ihm ſein liebes Mährchen ein, mit dem er einſt, im trauten Verkehr, auf du! und du! gelebt; das ihm ſo oft die kindiſche Sorge aus dem Herzen und die Thränen aus dem Auge weggeplaudert. Denn jeder Menſch hat ſein eignes inneres Mährchen, das, wie ſein guter Genius, ihn durch den Frühtraum des Lebens geleitet, bis es ſchüchtern vor den klugen Rückſichten und Planen des heranreifenden Staats- und Weltbürgers entflieht. Aber die Sehnſucht nach ſeinem Mährchen erſtirbt in keines Menſchen Bruſt. Früher oder ſpäter klopft ſie an — oft ſo ſpät, daß der Menſch erſt mit brechendem Auge den lieben Mährchengebilden ſeiner Kinderzeit entgegen lächelt und, mit dieſem Lächeln auf dem Angeſichte, hinüber ſchlummert in den ewigen

Schlaf. Die Welt ſagt dann wohl, daß ein kindiſcher Greis geſtorben. —

„Ich will mir von meinem Mährchen ein paar heitere Blätter dictiren laſſen,“ ſagte der Autor. „Wer mir dabei auf die Schreibfinger ſieht und neugierig mitlieſt, mag's auf ſeine Gefahr hin thun!“

Wo aber weilte das vergeſſne, verſchollene Mährchen? — Unter den promovirten, weltweiſen Gedanken im Dintenfaſſe ſteckte es nicht; auch nicht in den Compendien auf dem Schreibtiſche, die dem Autor mürriſch ihre breiten ſchweinsledernen Rücken zukehrten; es trat nicht mit dem Schneiderburſchen in's Zimmer, der eben eine ſchöne Empfehlung vom Meiſter ſammt einer unquittirten Rechnung überbrachte; es zeigte ſich nicht am Fenſter des Nachbarhauſes vis-à-vis, aus dem der Stadtgerichts-Kanzliſt die verkohlten Reſte aus ſeinem Pfeifenkopf als

übliches Morgenopfer, der Erde und ihren Bewohnern ſpendete; es klang ebenſo wenig von drüben her aus dem Girren und Klagen der Nachtigall, die der Gewürzkrämer im Wachstuch verhängten Käfig hielt, als unter ihm aus dem Liede „von der letzten Roſe," das nun ſchon wochenlang eine ſentimentale Dilettantin, mit fanatiſcher Beharrlichkeit, von früh Morgens bis ſpät Abends am Clavier ſpielte und ſang. —

Auch konnte der Autor nicht hoffen, ſeinem Mädchen auf dem harten Straßenpflaſter zu begegnen, unter den geſchäftseilig an einander vorüber rennenden Concurrenzmenſchen, oder auf den Promenaden, wo die Laternenpfähle neben den Bäumen wachſen, und wo die Sonne nur ſcheint, um Knappe Lieutenantsuniformen und die neueſten pariſer Damenmoden in's günſtigſte Licht zu ſetzen. —

„So will ich denn auf Reisen gehn," entschloß sich der Autor, „und überall suchen, in grüner Waldesdämmerung, an geheimnißvoll rauschenden Alpenbächen, an stillen, blauen Seen, in einsamen Burgruinen, kurz an jedem traumseligen Fleckchen der deutschen Erde, bis ich endlich mein Mährchen wiedergefunden!" —

Da nahm er denn, versehen mit einem gehörigen Reisepaß, in dem er vom Kopf bis zu den Füßen so genau beschrieben war, daß er denselben als Taschenspiegel benutzen konnte, den Wanderstab zur Hand und zog hinaus in die „Fremde," wie der Deutsche sein Vaterland jenseits des ersten Meilensteins hinter seiner Geburtsstätte zu nennen pflegt. —

Es war ein schöner Tag, an dem er in den sagenreichen Thüringer Wald gelangte. Die Sonne spielte hoch oben in den Kronen uralter

Eichen und warf grüngoldne Halbſchatten auf die anmuthig ſich verſchlingenden Waldwege. Tauſende von bunten Vögeln ſangen und zwitſcherten fröhlich durcheinander; zierliche Eidechſen mit gar klugen Aeugelein ſchlüpften, geheimnißvoll ämſig, hin und zurück unter einem mächtigen, bemoosten Granitblock, den wahrſcheinlich, vor ſo und ſo viel tauſend Jahren, ein Rieſenkind aus der Volksſage im Spiel dahin geworfen. Dazu duftete es gar waldkräftig balſamiſch, daß unſer Autor ſich gar nicht ſatt athmen konnte. Es kam ihm vor, als hätte das Mährchen ſchon oft von dieſem Walde erzählt, ſo bekannt und lieb ſchien ihm Alles. — „Ob das liebe, neckiſche Kind nicht am Ende hinter einem Baum verſteckt iſt, und plötzlich hervor ſpringt und mir in die Arme ſtürzt? Ich muß es doch einmal rufen.“ Und da rief er denn in den Wald hinein, daß es gar weit

und hell wieder heraus ballte: „Mädchen, mein liebes, treues Mädchen, wo bist du?“ —

Plötzlich vernahm er ein gewaltiges Klirren und Rasseln, toller als wenn der wilde Jäger mit seinem Höllengefolge durch die Luft dahin jagt. Und nicht weit von ihm sauste durch den Wald ein leuchtendes, Feuer und Dampf schnaubendes Ungethum, und recht in seiner Nähe fing's an zu pfeifen, so gellend schrill und gewaltig, daß man's wohl Meilen weit hätte hören müssen. — Die Vögel aber flogen ängstlich davon, und die Eidechsen verkrochen sich, und über das blinkende Sonnengold in den grünen Baumkronen wälzten sich dicke, schwarze Dampfwolken, und statt des balsamischen Waldduftes stanks weit hin nach Schwefel. —

Der Autor gewahrte jetzt erst, daß das Schienengeleise einer Eisenbahn so recht mitten über das grüne Waldberg gezogen war und

daß ein eben vorüber ſauſender Zug den Höllenlärm gemacht habe.

Nur kam es ihm vor als hätte die Lokomotive mit ihrem gellenden, höhnenden Pfiff eben niemand anders als ihn auspfeifen wollen, wegen ſeiner Träumereien in dieſer Welt voll ſcharfſinnig praktiſcher Wirklichkeit.

Da beſchloß er denn nach dem ſchönen, deutſchen Rheine zu wandern, aus deſſen Fluthen der lieblichen Sagenwunder ſo viele aufgetaucht und deſſen Preis der Dichter geiſtiger Mund geſungen bis auf unſre Zeit. — Richtig denn ſtieg er eines Tages, durch traubenſchwere Rebengelände und prachtige Waldſtrecken, hinunter an den Saum des herrlichen Stromes, der ihm ſchon in die Ferne ſeinen Gruß entgegen rauſchte. Der Alte rieb ſich zu wiederholten Malen die Augen, um ſich zu überzeugen ob er

nicht ſchlafe, ſo traumhaft herrlich war Alles, was er hier erblickte. — Weit hin, bis in die duftig nebelnde Ferne, folgte ein mächtig gethürmter Berggrath den Windungen des dem Meere zueilenden Gewäſſers. Auf kühnen Felsturmen lehnten ſich maleriſche Burgen und Warten an den blauen Himmelsgrund, während tief unten aus der vorüber rauſchenden Kriſtallfluth die ſchönen Spiegelbilder, wie von einem treuen Echo, zurückgeſtrahlt wurden. Aus der Mitte des Stromes aber erhob ſich die Loreley, umtanzt von grünen, im lieblichen Spiele ſich jagenden Wogen, die, brandend, ſchimmernde Perlentronen ihr zu Füßen legten. — Da war's dem Ritter als höre er geiſtne Saiten erklingen und eine gar wunderſame Liedesweiſe zog ſehnſuchtig und verlangend in ſein Herz ein. „Hier oder nirgends," ſagte er ſich jubelnd, „muß mein Mährchen weilen!" Und da rief er laut,

daß es weit hin tönte über das Rauſchen der Brandung: „Mährchen, mein liebes Mährchen, wo biſt du?“ —

„Damn' your eyes! Uerſor machen Sie ſo ein geſchredliches Spektakel?“ — ſagte etwas neben ihm, das ihm die Hand auf die Schulter legte. Erſchrocken kehrte ſich der Autor um und ſah vor ſich einen langen blonden Engländer, in grün karrirten Hoſen oder inexpressibles, wie man anſtändig ſagt, grün karrirter, bis an den Hals zugeknöpfter Weſte, grün karrirtem Rock, das Kinn in grün karrirter Cravatte ruhend und den weißen Hut hinten auf den Nacken gedrückt. In der Hand hielt er ein roth gebundenes Buch, aus dem er eben die ſchöne Rheingegend heraus las, als ihn der verzückte Ruf des wandernden Autors in ſeiner Lectüre ſtörte, und das konnte er ſich als Engländer nicht gefallen laſſen.

Da wurde der Alte sehr betrübt, denn nun wußte er, daß er auch hier sein Mädchen nicht finden wurde. —

„Ob es aber nicht auf jener malerischen Burgruine wohnen sollte, bei seiner Großtante Ballade, von der es mir so oft erzählt?“ fragte er sich und klomm den steilen Felspfad hinan, der zum verfallenen Schlosse führte. Es war eine wirkliche Ruine, wie sie Matthisen einst elegisch schwermüthig besungen, keine gemachte. Es fehlte Nichts: morsch zerfallnes Gemäuer, Epheu, Moos, dunkle Pfeilerstrümmer, feuchte Gewölbe, zerbröckelte Ritterwappen, und zum Ueberfluß der Romantik, hing in einer hohlen Fensternische eine Aeolsharfe, durch deren Saiten gar geisterhaft schauerliche Akkorde zitterten. „O, jetzt glaub' ich seine Spur glücklich gefunden zu haben!“ Und wieder rief er mit gewaltiger Stimme, daß es, mit vielfach gebrochenem Echo

durch die öden Räume wiederhallte: „Mährchen, mein liebes Mährchen, wo bist du?“ —

Da rauschte es hinter ihm. Der Kastellan führte eben eine Geheime Commerzienraths-Familie in der Ruine umher. „Magnifique!“ sagte die eine Tochter, „superbe!“ die zweite, „hochtragisch!“ die dritte, und dabei hielten sie alle drei goldne Lorgnetten vor den Augen. Der Vater aber trug eine große diamantne Brustnadel, und eine schwere goldne Uhrkette und beide Hände in den Hosentaschen, und an einem Arm führte er eine aufgeputzte Frau, die war so dick, daß sie gar Nichts zu sagen wußte, und das war die Frau Geheime Commerzienräthin.

„Wie heißt magnifique? wie heißt superbe? wie heißt hochtragisch? Ich sag' Euch: die Eliasharfe allein ist das Geld werth!“ sprach der Geheime Commerzien-

rath" — Der Autor aber floh entsetzt den steilen Felsweg wieder hinunter, daß er sich über seinen eignen Hals wunderte, der ungebrochen unten ankam.

Es ist unmöglich dem Autor überall hin zu folgen, wohin ihn die Herzenssehnsucht nach dem lieben Mährchen trieb. Bald finden wir ihn an dem Smaragd-Spiegel eines stillen Alpensees, bald an einem von Gletscherhöhe sich donnernd herabstürzenden Wildbache; bald hoch oben über den grünen Matten der Sennhütten, wo der Bergadler von seinem Fluge ausruht, und wo das Himmelsgewölk die geängstigte Gemse dem spähenden Auge des Alpenjägers entzieht. Aber überall traf er auf einen grün karrirten Engländer, oder auf einen Geheimen Commerzienrath mit Familie, oder auf gebildete Töchter gebildeter Eltern und sonstige wohlconditionirte Reisende, die durch Lorgnetten und

doppelte Opernglucker die Natur bewunderten, und gar ästhetisch darüber sprachen, weil sie's dazu hatten.

Wie er nun so eines Tages, tief bekümmert über sein langes, vergebliches Suchen, umher zog, da begegnete ihm ein bildschöner Knabe mit rosig glühenden Wangen, großen, hellen blauen Augen und prächtig goldnen Locken, die er sich gar wild und anmuthig um den Kopf warf. „O, sicher wird der mir sagen wo mein Mährchen weilt, sieht er doch selbst aus, als wäre er einem Mährchen davon gelaufen!“ meinte der Alte. Und er faßte den Knaben bei der Hand und streichelte ihm die wilden Locken aus dem Gesichte. „Kind, liebes Kind, kannst du mir nicht sagen, wo das Mährchen wohnt?“ — Da sah ihn der Knabe ganz verwundert mit seinen großen blauen Augen an und antwortete: „Was bist du für ein dummer

Mann. Weiß du denn nicht, daß alle Mährchen gelogen sind, und daß die nur so zum Spaß gedruckt stehn in den Bilderbuchern zum Weihnachten?"

Da hätte der Autor fast geweint vor Jammer, daß die deutschen Kinder so gar klug geworden, und nicht mehr an die holden Mährchenwunder glauben, wenn es sich nur gedichtet hätte.

Wo war aber nun das Mährchen? War's vielleicht ausgewandert in die weite, weite Welt, wie viele Andere, denen es im Vaterlande zu eng und zu kalt geworden? War es gar von einem Gendarmen auf den Schub über die Grenze gebracht worden, weil es gewohnt war Alles zu sagen, was es auf dem Herzen hatte und von Prinzen und Prinzessinnen nicht immer in den ehrerbietigsten Ausdrücken zu reden? —

„Mag es sein wo es will, finden muß ich's," sagte der Autor, „und sollte ich auch bis

an's Ende der Welt wandern, wo man mit dem einen Fuße ſchon in's Nichts hinein tritt."

So pilgerte er durch gar viele ausländiſche Länder und Völker, überall fragend, wo das Mädchen wohne? — Doch nirgends erhielt er die gewünſchte Antwort, wohl aber wurde er oftmalen mitleidig angeſehn, wenn nicht gar ausgelacht. —

Eines Tages wanderte er nun ganz kleinmuthig durch das Land Maſovien, das weit abliegt von dem Lärme der Eiſenbahnen und dem ſonſtigen Treiben des Weltverkehrs. Nur ſelten begegnete ihm auf vereinſamten, unchauſſirten Landſtraßen ein menſchliches Weſen, das ihn in fremden, nie gehörten Lauten den Tagesgruß bot. Aber, wenn er nach dem Mädchen fragte, zuckte Jeder die Achſeln und ſagte: „nie rozumnie," was heißen ſollte: „Ich verſtehe nicht!" —

Da dachte der Autor in seinem Aerger: „Wenn die Menschen hier so pfahldumm sind, daß sie nicht einmal deutsch verstehn, so frag' ich lieber den ersten besten hölzernen Wegweiser. Eine schlechtere Auskunft wird der mir auch nicht geben." Und während er dieses dachte, war er eben auf die Spitze eines Hügels gelangt. Da stand richtig am Scheidewege ein schwarz und weiß uniformirter Pfahl, denn er war von Amts wegen hieher gestellt, und mußte daher die Uniform aller Amtspfähle tragen.

„Sie verzeihen, Herr Wegweiser," redete der Autor höflich, indem er die Mütze zog, den Pfahl an, „könnten Sie mir wohl sagen, wo das Mädchen wohnt?" — Da streckte der Pfahl, ohne eine Amtsmiene zu verziehen, einen langen hölzernen Arm aus und deutete mit hölzernem Zeigefinger gerade vor sich hin.

Auf dem Arm aber war in deutlicher Schrift zu lesen: „Nordenthal ¼ Meile“ — „Nordenthal!“ — Wie anheimelnd fiel dieses schöne deutsche Wort in das Herz des Wanderers, der seit lange nichts als fremdartige, barbarische Laute vernommen! — Und als er mit seinen Blicken der Richtung des hölzernen Armes folgte, da sah er, wie aus dem Grunde, über roth flimmernde Dächer, eine Gruppe schlanker Pappeln mit ihren grünen Häuptern nickten und winkten, als riefen sie ihm ungeduldig aus der Ferne zu: „Ei, so komm' doch!“ — Einige hundert Schritte weiter kam ihm aus grünem Erlengebusch in lieblicher Windung ein Flüßchen entgegen, das schaute ihn gar klar und freundlich an und rief ihm zu: „Ui, hab' ich dich endlich eingeholt; renn' dir schon eine ganze Weile nach. Ich heiße Lega, und komm' eben von der Mühle her. Aber ich habe nicht

Zeit zum Plaudern; muß rasch nach Nordenthal, um dich anzumelden, komm' mir bald nach!" und damit lief's weiter.

Doch die am Wege aufgestellten Bäume, die ordentlich Spalier für den einziehenden Gott machten, hatten schon mehr Zeit und waren sehr zutraulich geschwätzig, denn, wie wir aus all den Geschichten wissen, „die sich der Wald erzählt," nehmen die Bäume heut zu Tage kein Blatt vor den Mund.

Ein Faulbaum, der eben sein Mittagsschläfchen gehalten zu haben schien, schilderte gähnend die herrliche Zeit, die den Autor in Nordenthal erwartete, wo er den ganzen lieben langen Tag nichts weiter zu thun haben werde, als sich zu amüsiren und pflegen zu lassen. Eine junge Birke wußte nicht genug von den Herrlichkeiten der Nordenthaler Küche zu erzäh-

len, und dabei lief ihr ordentlich das Birkenwasser im Munde zusammen. Eine alte Weide, deren spärliche, silbergreise Blätter um das gebeugte Haupt zitterten, hielt mit einem dürren Zweigfinger den Wandrer am Knopfloch fest, daß jenem zuletzt nichts übrig blieb als sich unhöflich loszureißen und sich auf ein ander Mal die Fortsetzung des Gespräches auszubitten.

Endlich lag das Nordenthaler Gehöft offen vor ihm da. Aus dem Schornsteine des Herrnhauses stiegen leicht gekräuselte Rauchwölkchen in die Höhe und verriethen vertraulich wie geschäftig in der Küche gekocht und gebraten wurde, um dem erwarteten Gaste gleich das Schinken und Beste vorsetzen. Das geschwätzige Fräulein hatte ihn richtig angemeldet.

Am Hoftore hinkte ihm ein ſchwarzer, zottiger Hund entgegen, der dich, gleich vielen andern ſeines Geſchlechts, Caro. Doch bellte er nicht den Fremden grimmig an oder zeigte ihm knurrend die Zähne, ſondern ſprang an ihn hinauf, ihn mit gar gutmütig klugen Augen betrachtend und reichte ihm freudig die lahme Vorderpfote. Dann aber hinkte er luſtig wedelnd vor ihm her, als wollte er ihm den Weg zeigen.

Und als nun der Autor über die Schwelle des Hauſes trat, an welcher ihm ein freudiges „Willkommen!“ mit Händedruck und Gruß empfing, da ging ihm das Herz lebenswarm und lebensfreudig auf. Unter lieben Menſchen hatte er, neben dem verſtorbenen Mädchen erſter Gattlichkeit, auch ſein liebes, ſo lange mit ſchmerzlicher Sehnſucht vergebens geſuchtes Herzensmädchen wiedergefunden!

In dankbarer Verehrung hat daher der Autor das vorstehende „Storchmährchen“ der

Familie Hillmann auf Nordenthal bei Marggrabowa

gewidmet.

Möge es eine nachsichtige Aufnahme finden und er ein freundliches Andenken!

Demokratische Studien.

Unter Mitwirkung von

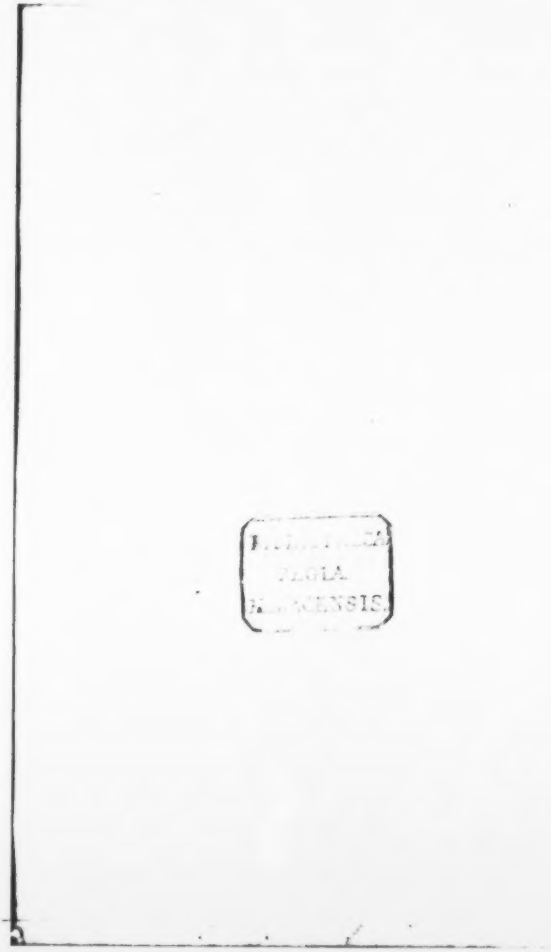
L. Bamberger, Karl Grün, Moritz Hartmann, Friedrich Kapp, F. Laſſalle, Michelet, H. B. Oppenheim, Ludwig Simon aus Trier, Adolf Stahr, Carl Vogt u. A.

herausgegeben von

Ludwig Walesrode.

57/1

Hamburg.
Otto Meißner.
1860.


FLORA
SENSIS

Inhalt.

Seite.

Vor-Vorwort des Herausgebers V

Vorwort von L. B. 1

Unſere Ideale und Enttäuſchungen in England und Frankreich. Von H. B. Oppenheim 7

Fichte's politiſches Vermächtniß und die neueſte Gegenwart. Von F. Laſſalle 59

Ein Blick auf das jetzige Genf. Von Carl Vogt . . 97

Des Michael Pro Schriftenwechſel mit Thomas Contra, aus dem Jahre 1859. Von L. Bamberger. . . . 145

Deutſchland und ſeine beiden Großmächte. Von Ludwig Simon aus Trier 203

Ein Brief aus Italien an den Verfaſſer des »Juchhe nach Italien.« Von Moritz Hartmann 231

Die erſte politiſche Hinrichtung in den Vereinigten Staaten. (John Brown.) Von Friedrich Kapp 289

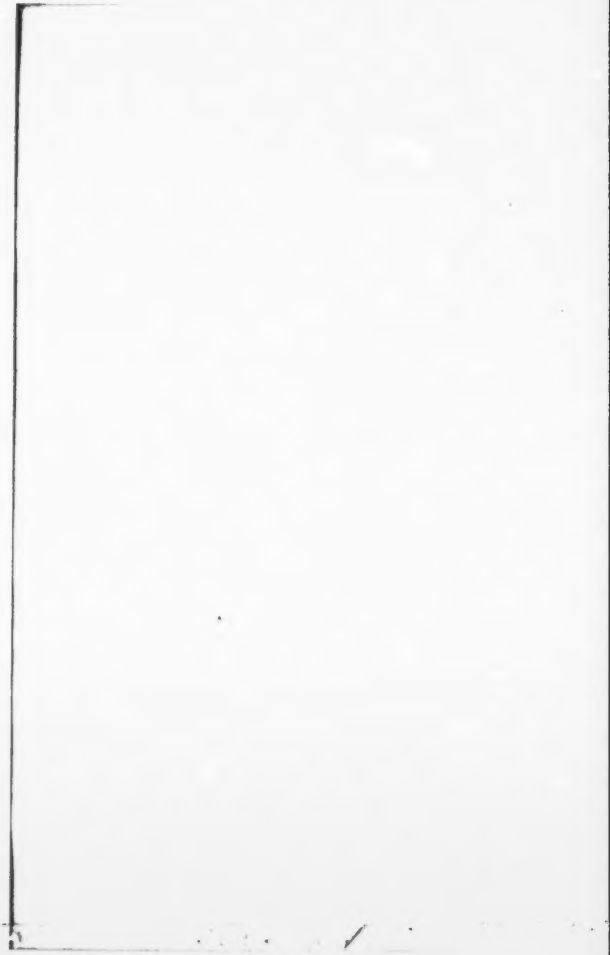
Die beiden Napoleone. Von Michelet 313

F. von Schiller. Ein kulturgeſchichtlicher Proteſt. Von Adolf Stahr 327

Die jüngſte Literatur-Bewegung in Frankreich. Von Karl Grün 339

Kurheſſen unter dem Vater, dem Sohne und dem Enkel. Von ***** 377

Ueber vaterländiſche Geſinnungsleiden. Von Ludwig Walesrode 443



Vor-Vorwort.

Der Herausgeber findet sich veranlaßt, das von Einem seiner Mitarbeiter geschriebene Vorwort mit diesem Vor-Vorworte einzuleiten. Nicht etwa um sein Recht zu behaupten als Titular-Präsident, oder richtiger als Titelblatts-Präsident, die Klingel zu rühren mit den Worten: „Meine Herren, die Sitzung ist eröffnet!“ Das wäre eine eitele Ostentation. Denn der Herausgeber ist sich nur zu sehr bewußt, daß er besagte Präsidentenwürde keiner ihm innewohnenden hervorragenden Eigenschaft zu verdanken habe, sondern lediglich und allein den Anregungen eines Zufalls und der freundlichen Connivenz seiner Mitarbeiter. Aber er hat in seiner Eigenschaft als Herausgeber damit eine Pflicht erfüllen wollen zunächst gegen den erwähnten Vorredner, gegen mehrere Mitarbeiter und gegen die Leser.

Er hält es nämlich für nothwendig zu bemerken, daß von der ersten Entstehung dieses Buches bis zur Herausgabe des-

ſelben faſt eben ſo viel Monate gebraucht worden als die Phyſiologie für die Herausgabe eines fertigen Menſchenkindes beanſprucht. Die Geneſis dieſes Buches liegt ſo ziemlich zwiſchen dem kürzeſten und dem längſten Tage, man könnte faſt auch ſagen zwiſchen zwei politiſchen Solſtitien.

So dürfte denn zunächſt der Verfaſſer des vom Neujahrstage 1860 datirten Vorwortes zu der Klage berechtigt ſein, daß ſein darin ausgeſprochener warmer Enthuſiasmus für das gemeinſame politiſch-literariſche Unternehmen, gegenwärtig, nachdem volle fünf ereignißreiche Monate über demſelben verſtrichen, die Nachempfindung aus dem vollen Herzen der Leſer nicht mehr zu beanſpruchen vermöge. Eben ſo findet ſich in dem eigentlichen Beitrage des erwähnten Vorredners, *) ſo wie in den Mitarbeiten Anderer, beſonders in denen von Ludwig Simon, Carl Vogt und Moritz Hartmann manches Gefühlte und Verkündete, was durch das raſche Leben des Tages bereits eingeholt oder überholt worden, noch bevor es dem Leſer zu Geſichte gekommen.

Die Gabe des prophetiſchen Blickes in die Zukunft iſt, wie die Alten ſchon geſagt, eine ſchmerzliche — nun gar erſt ein Blick in die chaotiſche Zukunft vaterländiſcher Geſtaltungen! Nur die menſchliche Genugthuung, daß Angeſichts der Welt das Vorverkündete ſich erfüllt, vermag dem Seher Erſatz für dieſe Gabe der Götter zu bieten. Auch um dieſe Freude hat das verſpätete Erſcheinen dieſes Buches manche der Mitarbeiter gebracht.

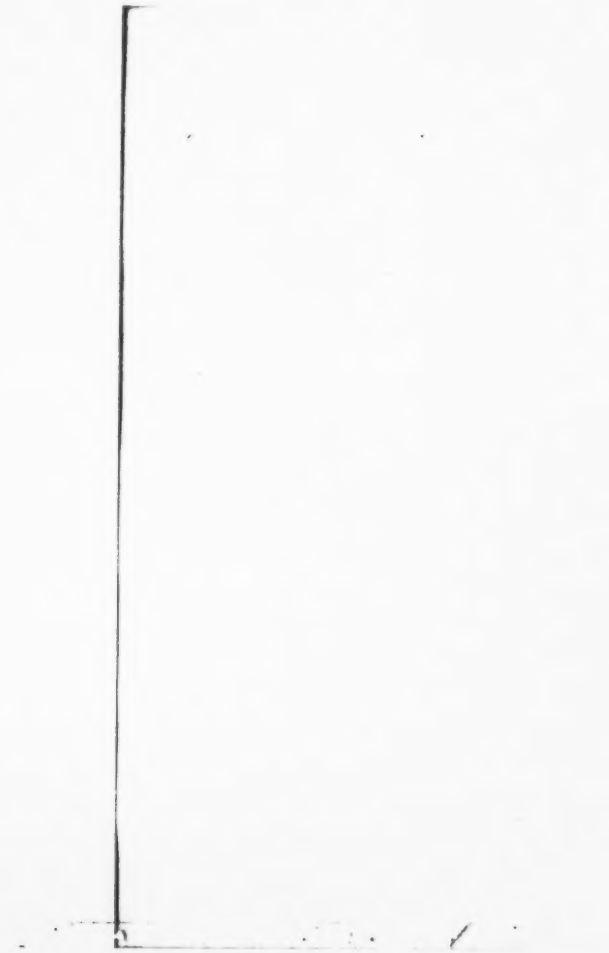
---

*) Des Michael Pro Schriftenwechſel mit Thomas Contra, aus dem Jahre 1859, von Ludwig Bamberger.

Der Herausgeber fühlt ſich — er geſteht es offen — an dieſem Mißgeſchick nicht ganz unſchuldig, da er bei dem ohnehin, aus hier nicht zu erörternden Gründen, langſam vorſchreitenden Drucke, darauf hätte verzichten ſollen, durch Aufnahme ſpäter eingelaufener Beiträge mit der Mannichfaltigkeit des Inhalts auch das Volumen des Buches zu ſteigern. Mögen ſeine freundlichen Mitarbeiter ihn nicht für dieſes Mißgeſchick durch Vorenthaltung einer Indemnitätsbill büßen laſſen. Aber auch die Leſer auf dieſen Umſtand aufmerkſam zu machen, hielt der Herausgeber für ſeine Pflicht, obwohl er der Ueberzeugung iſt, daß dieſe, unbeirrt durch unweſentliche Anachronismen der politiſchen Stimmung, die beſagten Beiträge in dem Geiſte auffaſſen und beurtheilen werden, in welchem die Verfaſſer ſie der Oeffentlichkeit hingegeben.

Hamburg, Anfang Juni 1860.

Ludwig Walesrode.



Vorwort.

Gewiß hat jeder mit regem Sinn für das politiſche Leben begabte Deutſche beim Ausbruch des letzten Krieges dieſelben Prüfungen durchgemacht, aus denen der erſte Anſtoß zu dem nachfolgenden Werke hervorgegangen iſt. Mit dem Ende des Jahres neunundvierzig war eine völlige Ohnmacht eingetreten und das öffentliche Bewußtſein der Nation bald ganz und gar geſchwunden. Der Kreislauf der Ideen ſtockte, der Zuſammenhang der Organe war unterbrochen, die gemeinſame Empfindung aufgehoben. Diejenigen, welche im Stillen wach geblieben, waren vereinſamt. Da ſchlug es mächtig in die Nacht herein. Siehe da! es leuchtet und wettert, es flammt von fernher auf, es zuckt durch alle Fibern. So gäbe es noch Bewegung? noch Geſchichte? und wäre nicht Alles todt? Und Jeder auf und hinaus, und zum erſten Male nach ſo langer Zeit wogt in der ſtürmiſch erregten Bruſt wieder einmal das alte, das gute Bedürfniß: Menſch zu ſein mit Menſchen, Bürger mit Bürgern; zu denken mit Denkenden, zu fühlen mit Fühlenden, Wort um Wort zu tauſchen. — Aber wehe! welche Verwirrung! die ſtumme Vereinſamung hat alle Geiſter einander entfremdet, hat alles Verſtändniß aufge-

hoben, alle Vorstellungen verkehrt. Freunde bauen auf einander los in der Verwirrung des Augenblicks, Feinde rennen Arm in Arm nach vermeintlich gleichen Zielen; und wie Mancher erst rettet, thöricht triumphirend, in der Verrücktheit der Eile den bestäubten Perückenstock, dieweil er die werthvollste Habe den zerstörenden Elementen Preis giebt. Wie immer in solchen Katastrophen fehlt es dann nicht an Gesindel, welches sich die allgemeine Bestürzung zu Nutze macht, um ungestört zu plündern; und so geschah es wörtlich, daß im Tumulte dem deutschen Volke so recht das Bewußtsein dessen, was es wollte und mußte, im eignen Lager abhanden kam. Die Diebe — je nun, wer brauchte sie zu nennen?

Allmälig begann es zu tagen in den Köpfen und ringsumher. Nun erkennt man sich, nun tritt man zusammen, reicht sich die Hände und sagt sich: bleiben wir zusammen, lassen wir uns nicht mehr in der stummen Finsterniß zerstreuen, das ist die Hauptsache. Um so mehr, als das Wichtigste erst noch geschehen muß, als die Zeiten, die da kommen sollen, die Vereinigung der Gleichen und die Einsicht des Nothwendigen strenger gebieten werden, denn je zuvor.

Und so ist — um Vieles zu überspringen — auch hier versucht worden, eine Stätte zu gründen, für gemeinsame Ueberzeugung und gemeinsames Wirken. Freilich nur ein bescheidnes Taschenbuch. So groß der Zweck, so klein das Mittel. Aber das ist ja eben das Kennzeichen der Noth. Besäßen wir die großen Hülfsquellen, so wäre unsere Lage nicht die schlimme, die sie ist. Wer beobachten konnte, in welche Schranken die Reaktion das deutsche Preß- und Vereinswesen zurück geführt hat, der wird sich

nicht wundern, daß ein gutgemeinter Verſuch in ſolch ein Büchlein auslaufe.

Doch zu Etwas iſt auch das Unglück immer gut. Das anſpruchsloſe Gerüſte, das wir da aufrichten, iſt zu ſchwach, um ein großes Schild zu tragen, und ſo fühlen wir uns glücklicher Weiſe der Pflicht entbunden, ein Partei-Programm aufzuſtecken. Partei iſt eine unentbehrliche Sache, aber die Programme ſind vom Uebel, namentlich im Vaterlande der Philologie und der Definitionen. So möge ein Symbol, eine Fahne genügen. Nennt ſie immerhin die demokratiſche und denkt Euch dabei von Allem, was Ihr je mit dieſem Begriff verbunden habt, das Einfachſte. Das Uebrige mögen die Leiſtungen ſelber erklären und beiläufig die Namen der Perſonen, von denen ja manche hoffen dürfen, nicht vergeſſen zu ſein.

Man kann eben ſo gut auf die allmälich erwachſene Umgeſtaltung ſeiner Anſichten ſtolz ſein, als auf deren ungebeugte Treue gegen ſich ſelbſt. Am beſten thut man, auf keines von beiden ſtolz zu ſein. Hier iſt nun Raum für Jeglichen von uns zu zeigen, was ein Jahrzehnt von auf alle Fälle bitteren Erfahrungen aus ihm gemacht hat. Schwerlich haben die Grundanſchauungen ſich bedeutend verändert, denn ſie ruhen auf Ueberzeugungen, welche nicht vom äußern Erfolg einzelner Experimente abhängen. Wann und wo wir Etwas lernen konnten, war es keines Falls von unſern Gegnern irgend welcher Schattirung; die klägliche Arbeit, welche ſie verrichtet haben, ſeitdem ſie allein am Ruder ſind, war nur geeignet uns durchaus im Widerſpruch zu befeſtigen. Oder ſollten wir bei einem Blick auf deutſche Jammerzuſtände bedauern, nichts mit dem Vertrauen gemein zu haben, welches die Einen ſo unfehlbar

anmaßend vindicirten und die Andern ſo unterthänig beſchränkt zu Dienſten ſtellten?

Nicht minder ausgemacht iſt, daß ganze Geſchlechter von Anklagen, mit denen man ſeiner Zeit uns in den Ohren gelegen, heute von ſelbſt in ihr Nichts zerfallen müſſen. Will man noch immer das alte Lied von der Ueberſtürzung ſingen? Ich denke wir haben Zeit gehabt, einen Fuß vor den andern zu ſetzen. Oder gilt es die beliebte Denunziation des Eigennutzes und Ehrgeizes aufzuwärmen? Den Lohn an Würden und Vortheilen ſoll mir Einer zeigen, welche dem ungebeugten freien Sinn bisher gewinkt hätten, welche ihm von jetzt an winkten. Entſagung, Entbehrung, Verzicht, nicht blos auf weltliche Vortheile, ſondern auf das größte Gut, auf die Uebung der eignen Kraft, das war unſer Antheil, das wird er — wer weiß wie lange noch — bleiben. Dem Vorwurf des Irrthums bleibt jede Meinung allzeit ausgeſetzt, aber den Vorwurf der Leidenſchaft können wir hinfüro mit ſtillſchweigender Verachtung vorübergehen laſſen. Blinder Haß war niemals unſere Sache, denn Haß iſt Vorurtheil, und Demokratie iſt Vorurtheilsloſigkeit. Unſer Eines iſt eher im Stande zu begreifen, wie ſo irgend ein König Bomba in aller Unſchuld dazu kommen mag ein Scheuſal zu ſein, als daß die kleinſte Durchlaucht es je zu dem Verſtändniß brächte, warum der Menſch nicht erſt beim Baron anfange.

Es geht durch deutſche Lande jetzt im Stillen eine traurige Sage, und mancher Ehrenmann wiederholt ſie mit beklagenswerthem Beifall. Ein Angriff von außen, ſo heißt es, ſei das Einzige, was den inneren Verfall aufhalten, was das Bewußtſein der Nation auf die Höhe ihres Berufs erheben könnte. Klägliches Armuthszeugniß, verzweifeltes Rettungsmittel; Ueberreſte jener von oben

her eingeſchwärzten Irrlehren, welche nur dann an unſer Selbſtgefühl zu appelliren erlauben, wenn die Landeshoheit durch fremde Waffen in Gefahr geräth. Und das ſollte das geiſtgenährteſte Volk der Erde ſein, welches nicht zur Erkenntniß ſeines eigenen Ichs gelangen könnte, ohne vom äußeren Feind aufs Blut geſtachelt zu werden? Nicht ſo viel lebendige Seele beſäßen wir, um uns mit eigenen Denkkräften aus dem Dämmerungszuſtand zu entwinden und uns auf unſer beſſeres Selbſt zu beſinnen, man wecke uns denn mit Kolbenſtößen und zünde uns das Dach über den Köpfen an? Wohlan denn, wir, denen die Blutſchuld des Bürgerkriegs ſo oft ſalbungsreich vorgehalten worden, wir ſchaudern zurück vor der Erlöſung durch den Völkerkrieg, der zwar nach Fürſtenrecht geadelt, aber an Inhalt und Wirkung hundertmal ſcheußlicher iſt als der innere Zwiſt.

So gönne man uns denn Theil zu nehmen an dem Verſuch, ob nicht auf dem Wege des Denkens die Nation zum Gefühl ihres inneren Zuſammenhangs, zu der Erkenntniß, daß ſie ein mächtiges Ganze ſei, gelangen könne. Der Despotismus hat den Satz erfunden: Theile, damit du herrſcheſt; die Freiheit ſpricht: ich herrſche, indem ich binde. Ein geiſtiges Band wieder anzuknüpfen, das iſt auch unſer Ziel und unſere Hoffnung.

Denen vor Allen aber ſei es erlaubt, mit wehmüthiger Freude dieſer Hoffnung entgegenzueilen, welche das Geſetz des Ueberwinders ſeit länger als einem Jahrzehnt von der Schwelle des Vaterlandes abwehrt. Schiene fügt ſich an Schiene; aufblühend vermählt im Dampf ſich Nord und Süd, jubelnd reichen die Städte am Rheine ſich die Hände, nicht für ſie, nicht für ſie, die Verbannten. Auch das iſt Fluch von Deutſchlands Fluch. Im Lande der

Grenzpfähle und der Schlagbäume ſind Meiſter Engherz und Kleingeiſt Hof-Rechenkünſtler. Deutſchland iſt kein politiſches Vaterland, in deſſen Organen die Stimme des Blutes ſelbſt für die verſtoßenen Söhne ſpräche. Es iſt nur ein Inbegriff polizeilicher Domänen. Es kennt keine Landsleute, ſondern nur Unterthanen, getreue und ungetreue. Nie hat der Kopf eines deutſchen Miniſters, nie hat das Herz eines deutſchen Fürſten ſich bis zu dem Gedanken einer wahren Amneſtie erheben können; niemals werden ſie es. Aber es bleibt eine Amneſtie, welche nur von Volkes Gnaden und vom eignen Willen ertheilt wird. Das iſt die lebensfrohe Rückkehr zum gemeinſamen Denken und Fühlen, das iſt die neubeſeelte Wiedervereinigung im Geiſte Derer die zurückgeblieben mit Denen, welche in die Fremde hinaus zerſtreut worden bis in den äußerſten Weſten.

Theurer noch als die heimiſche Erde iſt das heimiſche Wort, wenn es ein Band einträchtigen Strebens für das Vaterland webt zwiſchen ſeinen getreuen Söhnen diesſeits und jenſeits des Rheins, diesſeits und jenſeits des Oceans.

Paris, am Neujahrstage 1860.

L. B.

Unſere Ideale und Enttäuſchungen in Frankreich und England.

Von

H. B. Oppenheim.

I. Nationale Intoleranz.

Wir Deutſche ſind beſſer, als unſer Ruf, wozu, beiläufig geſagt, nicht allzu viel gehört. Die Franzoſen ſind im Oſten wie im Weſten beliebt, die Briten ſind überall geachtet, Italiener, Ungarn und andere ſchwächere Völker erregen die Theilnahme der beglückteren Nationen. Wir werden als Nation im günſtigſten Falle bemitleidet, als ob wir nur ein Völklein wären, im ungünſtigeren geringgeſchätzt und angefeindet zugleich. In Holland, wie in Italien, iſt „Deutſch“ ein Schimpfwort, in Rußland fehlt nicht viel daran. Man kennt uns in politiſcher und internationaler Beziehung nur von der ſchlechteſten Seite und beurtheilt uns nach vorgefaßten Meinungen, nach tief eingewurzelten hiſtoriſchen Gemeinplätzen, für welche allerdings in unſerer Vergangenheit und Gegenwart die oberflächlichen Beſtätigungen nicht fehlen. Das iſt freilich unſere eigene Schuld. Wenn das Ausland über unſere widerſinnige Verfaſſung ſpottet; ſo können wir unmöglich von ihm die Gerechtigkeit verlangen, einzuſehen, daß jedes andere Volk mit einer ſolchen Verfaſſung ſchon längſt untergegangen wäre, daß wir dagegen mit einer vernünftigen, einheitlichen Verfaſſung das erſte Volk der Erde ſein würden.

Die europäische Diplomatie benimmt sich fast gegen uns, als ob sie diese Ueberzeugung wirklich hegte und unserem ungemessenen Wachsthum vorbeugen müsse; Historiker und Politiker dagegen wenden zuversichtlich ein, daß eine wahrhaft große Nation, allen gegebenen und selbst den verzehnfachten Hindernissen zum Trotz, ihre Geschicke erfüllen würde. Können wir dagegen für die Zukunft, an die wir glauben, Kredit verlangen?

Das Einzige, was uns vom Auslande billig zugestanden wird, unsere philosophische Produktion, ist wahrlich nicht zum Export geeignet. Das Ausland nimmt eigentlich nur auf Treu und Glauben an, daß wir darin excelliren, eben weil es uns nicht versteht und vielleicht auch, weil wir für die Philosophie auf so viel reellere Güter zu verzichten scheinen. Unsere anderen Industrie-Produkte werden an der Grenze mit fremden Fabrikzeichen versehen, unsere Kaufleute, Banquiers und Handwerker, welche überall fremde Industrien fördern, segeln auch unter fremder Flagge. Ja, bei den Fürstenhäusern, mit denen wir die Welt versehen haben, erinnert man sich nur während ihrer Niederlagen, wie jetzt in Florenz und Modena, daß sie deutschen Ursprungs sind.

Nostra culpa, maxima nostra culpa!

Warum sollten wir allein hoffen dürfen, nach unseren thatenleeren Intentionen beurtheilt zu werden? — Gott nur sieht das Herz! Wir sind leider so innig und tief von unseren edlen Absichten, von unserem Sinn für alles Hohe, Große, Wahre, Edle und Schöne überzeugt, daß wir, wie gar manche ehrliche Leute, den Schein vernachlässigen und damit oft sogar die Realitäten opfern, welche mit dem Scheine zusammenhängen, welche die Früchte des guten Namens sind. Die anderen Völker können uns

doch nur nach beſtimmten, hiſtoriſchen Thatſachen beurtheilen; ſie ſehen uns ebenſo oft übermüthig in der Herrſchaft, als willensſchwach und ſchwankend im Widerſtande gegen unberechtigte Willkühr. Der Krieg in Schleswig-Holſtein einerſeits, der Krieg in Italien andererſeits, — das Aufgeben der eigenen Grenzprovinzen, die unklare Haltung den inneren Lebensfragen gegenüber, — dazwiſchen Oeſterreichs ſchlaffe und faſt zweideutige Betheiligung beim orientaliſchen Kriege neben Preußens allgemeiner und ſpezieller Thatloſigkeit u. ſ. w. u. ſ. w. Das iſt es, was die Welt von uns zu Geſichte bekommt! — Das Schickſal hat ferner gewollt, daß ſeit Jahrhunderten Deutſchland ſtets auf der Seite der ungroßmüthigen Unterdrücker zu ſtehen ſchien. Wir mögen immerhin proteſtiren, daß man Volk und Regierungen, den lebendigen Nationalwillen und die ererbten dynaſtiſchen Intereſſen nicht mit einander vermengen dürfe; unſere eigene Geſchichtsphiloſophie widerſpricht der Rechtsgültigkeit dieſer feinen Diſtinktion. Und doch liegt der ganze Knoten hierin. Die ſtolze Behauptung, Volk, wie Individuum, ſeien jedes ausſchließlich ſeines Schickſals Schmied, iſt nur ſo bedingt zu verſtehen, daß ſie als allgemeine Wahrheit gar Nichts entſcheidet.

Andere große Nationen haben auch ſchlechte Zeiten erlebt; die Bourbons und die Stuarts haben wahrlich den Franzoſen und Engländern nicht lauter Ehre und Rechtsbeſtand verliehen. In keiner Volksgeſchichte drängen ſich die verzweifelten Kriſen ſo dicht hinter einander, wie in der des dreigetheilten Inſelreiches; und Vieles von dem, was in Frankreich an politiſchen Inſtinkten und Inſtitutionen noch aufrecht ſteht, verdankt dieſes vielgeprüfte Land einem ausſaugenden Abſolutismus, der auch außerhalb der franzöſiſchen Grenzen noch heute vielfach nachwirkt. Aber

diese Nationen bestanden doch immer unbestritten als Persönlichkeiten, als Völker-Individuen, sie waren als solche zu erkennen und durften ohne Beschämung dreist die Hoffnung auf baldige Entschädigung für das erduldete Unrecht und die momentane Demüthigung aussprechen.

Unser Verfall dagegen besteht in unserer Nicht-Existenz; das traurige, an sich selbst zweifelnde und verzweifelnde Scheinleben spiegelt sich in unserer Literatur und in vielen, dem praktischen Leben näher verwandten Anschauungen, denen des Gedankens Blässe angekränkelt ist. Unsere volksthümliche Bühne ging an der Apolitia unter, unsere Talente verkommen an der Vereinzelung, Vereinsamung, Zerfahrenheit und Zwecklosigkeit ihres Daseins. Selbst unsere Fortschritte in den exakten Wissenschaften und den technischen Künsten werden immer zuerst, oft auf lange Zeit, wenn nicht ausschließlich, von dem mächtigeren Auslande ausgebeutet. Unsere Erfinder wenden sich natürlich vorzugsweise nach Paris und London.

Sogar in der reinen Theorie büßt der deutsche Geist für seine politische Formlosigkeit. Unsere besten theoretischen Leistungen sind nicht übersetzbar, während alle französischen und englischen es sind. Es fehlt ihnen das Gepräge des Allgemein-Gültigen und damit die Wirkung in die Ferne, folglich auch die Wechselwirkung und erhöhte Rückwirkung, welche die beste Probe für ihre Aechtheit wäre. Das fatale „Sic vos non vobis“ ist überall mit Flammenschrift an unsere Thür geschrieben!

Es ist dagegen eine entschiedene Superiorität unsrerseits, daß wir kein anderes Volk hassen, und zum Verständniß aller fremden Bildungen und Eigenthümlichkeiten ebenso bereit, als geeignet sind. Die Franzosen sind verständlich für Jedermann und verstehen Niemanden;

wir ſind verſtändlich für Niemanden und verſtehen Jedermann. Denn die äußerſte Individualiſirung der Charaktere vereinigt ſich in Deutſchland mit der größten Univerſalität des geiſtigen Lebens. Hierin liegen unſere beſten Eigenſchaften und unſere größte Kraft. Die politiſchen Quackſalber, welche uns zur Ausſchließlichkeit und zum Haß, d. h. zur ſelbſtbeſchränkenden Verläugnung unſerer geiſtigen Kraft treiben möchten, werden zum Glück nicht viel ausrichten. Der bornirte Nationalhaß mag zuweilen die Folge einer ſtreng ausgeprägten oder unberührt gebliebenen nationalen Perſönlichkeit ſein, ihre Quelle aber wird er niemals. Freuen wir uns, daß unſere nationalen Fehler mit hohen Tugenden zuſammenhängen; und ſetzen wir die Tugenden nicht auf's Spiel, wir würden damit die Fehler nicht los!

Anders denken Jene: „Du magſt für Dein Vaterland erröthen, dulden und bluten, ſo Du nicht auf die Franzoſen ſchimpfeſt, ſo biſt Du kein rechter Patriot!" — Sie wollen eine deutſche Nationalität gründen, aber das einzige was dazu gehört, die Freiheit der Entwickelung, fürchten ſie. Es iſt, als ob ſie ein Gericht ohne ſeine Ingredienzien kochen wollten, einen Eierkuchen ohne Eier. Aber zur Nationalität gehört Freiheit, zur Macht gehört Einheit. Wir haben zu beiden ebenſo viel natürliche Anlagen, als die meiſten anderen Völker; ſtudiren wir deren politiſche Entwickelungsgeſchichten, nicht um ſie blindlings nachzuahmen, ſondern vielmehr um den eigenen Weg mit größerer Sicherheit einzuſchlagen!

II. Der Fatalismus des Racen-Hochmuths.

Die Franzosen wundern sich darüber, daß wir Karl den Großen zu den Unsrigen zählen; für sie ist „Charlemagne“ ein französischer König und Held, der Besieger deutscher Stämme in Sachsen, der Begründer des romanischen, d. h. des päpstlich-römischen Einflusses in Deutschland. So lächerlich diese Prätensien auch klingt, so muß man ihnen doch zugeben, daß die Karolingische Monarchie den Staatsgeist und den Einheitstrieb auf französischem Boden eingesogen hat, und dieser kostbaren politischen Eigenschaften alsbald wieder auf deutschem Boden verlustig ward. Deutschland hat von ihr die Idee des kaiserlichen Universalreichs geerbt und die Zersplitterung mit in den Kauf bekommen. Sollten aber diese verderblichen, jene köstlichen Eigenschaften wirklich ein unverbrüchliches Erbtheil des Erdreichs, oder ein unlösbarer Fluch der Race sein? Sind wir zur Zersplitterung, Andere zur Tyrannei verurtheilt, so daß keine menschliche Willenskraft dagegen ankämpfen könnte?!

Der blinde Fatalismus der physiologisch-geographischen Geschichts-Anschauung giebt hierauf ebensowenig die ausreichende Antwort, als der engherzige Pragmatismus, der den kleinen Ursachen großer Wirkungen nachspürt. Allerdings haben Völker, wie Individuen, ihre bestimmte und also auch beschränkte Persönlichkeit, aber, weil sie unsterblich sind, haben die Völker eine Bestimmung, welche sie weit über die Schranken ihrer ursprünglichen Naturanlagen hinausträgt. Die Nationalität ist kein bloßes Naturprodukt. Selbst der thierische Organismus (der Hausthiere z. B.) erleidet durch Klimawechsel und Kultur die we-

sentlichsten Veränderungen. Selbst Länder ändern ihren klimatischen Charakter durch Bebauung und Bevölkerung.

Zu den verschiedensten Zeiten haben Tacitus, Machiavelli, Madame de Staël u. A. die germanische Volkssitte rühmend der romanischen gegenüber gestellt. Allein das waren Tendenzschriften, ungefähr wie einiger deutscher Publizisten Französelei kurz nach der Juli-Revolution! — Von mehr wissenschaftlicher Bedeutung ist die historische Auffassung Guizot's und Augustin Thierry's, welche, gleichsam wie zwei verschiedene Fäden, die ein und dasselbe Gewebe durchlaufen, den celtischen und den fränkischen Volksgeist in der französischen Geschichte unterscheiden und überall als getrennt und gegenwirkend nachweisen wollen. Celtisch wäre die Centralisation, die Staatseinheit und das demokratische Volksthum, fränkisch wäre die adlige Abschließung und das individualistische Rechtsprincip. Eine ähnliche Antithese sollte noch neuerdings, als verbesserte und mit einigen demokratischen Phrasen vermehrte Auflage der Franzosenfresserei, von Gustav Diezel*) und dessen Nachtretern in die deutsche Publicistik eingeführt werden; die letzten Nachzügler aber fanden auf diesem Gebiete Nichts mehr abzugrasen vor, als die Verdammung sämmtlicher celtischen, romanischen und slavischen Racen zu ewiger Sklaverei. — Seit der alten Zeit, in welcher sich jedes Völkchen für das auserwählte Volk seines Gottes hielt, ist solche Narrheit nur in Deutschland wieder vorgekommen.

Unter den französischen Historikern aus Aug. Thierry's Schule betont Amédée Thierry, der überlebende Bruder des Meisters, vorzugsweise die römischen Einwirkungen

*) »Deutschland und die abendländische Civilisation.« 1852.

auf die Gallier und die romanische Vergangenheit seines Vaterlandes. Henri Martin dagegen hat sich mit einigen Jüngern dem Kultus der celtischen Vergangenheit ergeben und träumt von der Selbstständigkeit einer religiös-ethischen Kultur-Epoche, von welcher kaum ein paar höchst zweifelhafter, halb behauener Druidensteine und einige dunkle Runen übrig geblieben sind.

Will man im Ernste die ursprünglichen Elemente der französischen Mischrace durch die spätere Geschichte verfolgen, so würden die eigentlichen Freiheitskämpfe in Frankreich, also die der pariser Commune, welche im vierzehnten Jahrhundert die „Erklärung der Menschenrechte" gleichsam anticipirt hat, die Jacquerie, das merkwürdige Phänomen der Jeanne d'Arc, ja selbst die Opposition der Generalstände und Parlamente bis zum Bastillensturm einschließlich, dem celtischen Volksgeiste in Rechnung zu bringen sein. Aber solche Distinktionen sind überhaupt nicht stichhaltig. —

Die celtische Race hat sich nirgends besonders staatenbildend erwiesen; mehr spröde, als zähe, führt sie überall, wo sie sich nicht in einer größeren Mischung auflösen konnte, (also in der Bretagne, in Wales, in Irland und einigen schottischen Bergthälern,) fern vom Hauch der großen Weltgeschichte, ein stilles Pflanzenleben, das sich nur ungern positiven Staatsformen unterwirft und mehr für die Poesie, als für die Geschichte leistet. Ueberall hat der celtische Geist dem romanischen oder dem germanischen weichen müssen. In dem eigentlichen Frankreich nun gar ist celtische Sprache und Sitte frühe fast spurlos verschwunden. Das Element, welches hier dem germanischen entgegentrat, war das romanische, ein Element höherer Bildung, aber geringerer Freiheit, — wenigstens was die naturwüchsige Freiheit jener Zeit betrifft. Nur, daß am Ende Bildung immer in Frei-

heit umſchlägt, *) Rohheit aber in Unfreiheit. Natürlich hätten die erobernden Römer, zur Zeit der Eroberung ſelber der Unfreiheit verfallen, nicht die freiheitlichen Traditionen ihrer Geſetzgebung in die fremden Länder verpflanzt, wenn nicht zum Glück gewiſſe freiheitliche Beſtandtheile und namentlich das jus omnibus aequum dem Weſen jeder wirklich ſtaatlichen Geſetzgebung nothwendig innewohnten, weil eben die Allgemeinheit der Regel ſchon an ſich emancipirend wirken muß. Der Völker geſtaltende Einfluß des Romanismus enthält die ſchärfſte Widerlegung jener Racentheorie, welche auf die Geſchlechts-Regiſter zurückgeht. Die ebenſo unphiloſophiſche, als unhiſtoriſche Behauptung einiger Teutomanen, daß das Centraliſationsſyſtem der celtiſchen Race eingeboren ſei, wird durch viele unbeſtrittene Thatſachen widerlegt, aber faſt ebenſo irrig wäre es, die Centraliſations-Idee ſchlechtweg als romaniſch zu bezeichnen. Denn während die romaniſche Kultur in Frankreich allmälig die Staatseinheit zu Wege gebracht, hat ſie in Italien ſelbſt eine Menge ſelbſtſtändiger Republiken, und in Spanien die ſtändiſche Monarchie mit einem großen Maaße ſtändiſcher Freiheiten nicht verhindert. Natürlich darf man nicht, wie manchmal in einſeitigen Parteiſchriften geſchieht, Celten und Romanen in einen Sack werfen. Die Celten haben, wo ſie ſich rein erhielten, mehr Unabhängigkeitsſinn als formelle Staatsbildung bewieſen. Alle romaniſchen Völker ſind natürlich Miſchracen, von komplicirten, meiſtens

*) Auch die altrömiſche Freiheit ging nicht an der griechiſchen Bildung unter, ſondern an dem wachſenden und überhand nehmenden Militairſtaat. Die Blüthe der Bildung, der wahren nationalen Bildung, fiel in Rom, wie in Griechenland, mit der Blüthe der Freiheit beinahe zuſammen.

ſchwer zu beſtimmenden Grundſtoffen. Die politiſche Freiheit aber hat ſich ſtets am ſicherſten bei Miſchvölkern entwickelt, (bei den Römern, Engländern, Schweizern, Amerikanern, Belgiern u. ſ. w.), wo verſchiedene Bildungs-Elemente zuſammentreffen, wo Gegenſätze und Feindſchaften der urſprünglichen Racen in einem höheren Geſetze ihre Verſtändigung und Verſöhnung ſuchen müſſen, wo die durchzukämpfenden Konflikte den ganzen Menſchen ergreifen. Wenn die Normanen in England ſo durchgreifend geſiegt und die Beſiegten ſich aſſimilirt hätten, wie die Angelſachſen ihren celtiſchen Vorgängern gegenüber, oder wie die Franken in Gallien, ſo wäre es allerdings für viel längere Zeit um die brittiſche Freiheit gethan geweſen. Der Engländer hat alſo ganz Recht, das alte, niemals ganz verwiſchte angelſächſiſche „common law“ (Gemeines Recht) als die hiſtoriſche Quelle ſeiner Freiheit zu preiſen, wenn daſſelbe auch nicht immer unbeſtritten galt und ſchon ſeit vielen Jahrhunderten mehr potentia, als actu beſteht. Aber das common law allein hätte es nicht gethan, und die Angelſachſen wurden als Beſiegte freier, als ſie vielleicht im unangefochtenen Beſitze des Inſelreiches geworden wären. Englands energiſcher Widerſtand gegen die Einführung des Römiſchen Rechts, verglichen mit der lauen Oppoſition des deutſchen Reiches dagegen, iſt allein ſchon ein ſtarker Beleg für meine Anſicht. —

In ſolchen hiſtoriſchen Anfängen liegt der Keim nationaler Freiheit, ſicherer und deutlicher, als in der angeblich höheren Natur dieſes oder jenes Stammes. Der vielgerühmte Individualismus der alt-germaniſchen Freiheit, der an dem jungen Chriſtenthum einen mächtigen Bundesgenoſſen fand, ſteht wohl, wenn auch nicht immer

ſo begünſtigt, an dem Eingang der meiſten Rechtsgeſchichten. Auch die Slaven hatten ihre Periode ritterlicher Willkür, wie umgekehrt die Germanen die Leibeigenſchaft kannten, und ebenſo hatte das ſlaviſche Mittelalter die aufſäſſigen, der wachſenden Fürſtengewalt kühn widerſtrebenden Gemeinden, wie gegen Anbruch der Neuzeit ſeine Adelsverſchwörungen und die vom Abſolutismus gebrochene Ariſtokratie. Ja, ſelbſt für den koſackiſchen Gemeinde-Communismus, den Herzén u. A. m. als etwas ganz Beſonderes rühmen, finden ſich in der germaniſchen Rechtsgeſchichte ſehr nahe liegende Analogien unter verſchiedenen Formen, überwundene Stufen in der Entwickelung des Eigenthumsbegriffes. — Es wäre ſogar nicht ſchwer, ſelbſt in den Uranfängen des Römiſchen Rechts, gleichſam in dem heroiſchen Zeitalter der älteſten Rechtsgeſchichte, die Spuren von Einrichtungen zu finden, welche dem Lehnrecht verwandt ſind, (ager vectigal und emphyteusis), und in der Symbolik des älteſten Prozeſſes, in den Scheinkämpfen ihrer feierlichen Rechtshandlungen (den legis actiones, beſonders den vindiciae und der manus injectio*) Manches, was an das germaniſche Compoſitionenweſen erinnert, an die Gewalt im Rechtsverfahren und an den Loskauf der berechtigten Gewalt.

Bei ſolchen geſchichtlichen Parallelismen, welche uns veranlaſſen, den Racen-Vorurtheilen und dem ſchrankenloſen Racenhochmuth mit einem bedauernden Achſelzucken zu antworten, kommt der Forſcher immer mehr dazu, die gegebenen politiſchen Zuſtände auf ihre höhere pragmatiſche Entſtehungsweiſe zurückzuführen. Das eigentlich pragma-

*) S. Zimmern, Geſchichte des Römiſchen Civilproceſſes, §§ 39—41 und §§ 45—47 ff.

tische Geschichtsstudium ist seit Hegel in Deutschland allzusehr vernachlässigt worden. Die Nationalität ist in der That weniger ein bloßes Naturprodukt, als ein durch die ganze Kultur-Entwickelung Gewordenes, dessen Vergangenheit für seine Gegenwart und Zukunft bestimmend sind.

Darnach mag die eine Nation der entsprechenden Darstellung volksthümlicher Freiheit näher stehen, als die andere; keine aber ist durch die Geschichte um den Inhalt ihrer Existenz so gänzlich betrogen, daß wir an ihrer Zukunft verzweifeln dürften. Jede Nation hat ihr eigenes Gesetz der Entfaltung, aber keiner ist das Thor der Freiheit verschlossen!

Wenn wir Deutschen mehr werth sind, als die anderen Völker, so mögen wir es durch die That beweisen; das specifische Maaß des Völkerwerthes ist die Freiheit. Auf diesem Boden verständigen sich die Völker am leichtesten, weil Freiheit die höchste Gewähr des Friedens ist. Die germanische Freiheit steht weder der romanischen, noch der slavischen, (wenn es überhaupt solche Kategorien gäbe!) feindselig gegenüber; und bestände heuer in Frankreich die Republik oder ein ehrliches Repräsentativsystem, so wären wahrscheinlich die falschen Theorien, welche wir hier zu widerlegen versuchten, gar nicht aufgetaucht. Was Börne und Arnold Ruge den Deutschen zugerufen haben: sie seien ein Bedientenvolk, das haben kurz vor der Juli-Revolution Armand Carrel und Paul-Louis Courier in ebenso wohlmeinender Absicht zu den Franzosen gesagt. Zum Glück haben sich Diese und Jene geirrt. Es giebt keine Bedientenvölker!

III. Abſtrakte und konkrete Freiheit.

Es iſt in neueſter Zeit den Franzoſen oft von falſchen Freunden vorgeredet worden, ſie beſäßen „mehr Freiheit, als ſie wüßten.“ Dieſem Ausdrucke, ſo perfide er auch gemeint ſein mag, liegt doch etwas Wahres zu Grunde. Die Freiheitsidee hat ſich in Frankreich ſo vieler ſocialer Formen bemächtigt, daß auch die feindſeligſten Inſtitutionen ſie nicht daraus zu vertreiben vermögen. Umgekehrt tritt in England die, auf ariſtokratiſchen Traditionen erbaute, politiſche Freiheit mehr in das Bewußtſein, als in das Gemeingefühl. Dort fühlt man ſich freier, als man weiß; hier weiß man ſich freier, als man fühlt. So kommt die Macht der Sitte und nationalen Anſchauung, bald tröſtend, bald die ſcharfen Uebergänge ausgleichend, bald mahnend, dem Fortſchritt zu Hülfe.

Mir war in England oft zu Muthe, als ginge ich, — wie vielfach in der Umgegend von Genf, — in einer herrlichen Gegend, aber zwiſchen zwei hohen Mauern eingeſchloſſen, mit einem ſchwachen Fernblick auf die Oeffnung, wo die ſchöne Gegend liegt. Dieſe Mauern ſind in England's öffentlichem Leben die Standesunterſchiede. Wie unbeſtreitbar uns auch Stammes- und Sprach-Verwandtſchaft den Engländern näher rücke, wir fühlen uns doch durch unſere ganze moderne Bildung den Franzoſen näher verwandt und mehr zu ihnen hingezogen, in Frankreich heimiſcher, als in England. Wie despotiſch auch gerade die Regierung in Frankreich ſei, immer werden die Fortſchritts-Parteien in Deutſchland auf ein näheres Verſtändniß mit Frankreich hinzuwirken haben.

Wie frei auch das brittische Volk sei, die Reaktion wird sich bei uns immer der Anglomanie zu bedienen suchen, und zwar aus zwei nahe liegenden Gründen. Erstens, weil sie die Englischen Zustände, zu deren Verständniß viel historische und politische Bildung gehört, falsch auszulegen und darzustellen pflegt. Und zweitens, weil sie weiß, daß dieselben unnachahmlich sind.

Sie rühmen und schätzen die englische Verfassung um ihrer Mißbräuche willen, und mit der Abnahme der Mißbräuche nimmt auch ihre Bewunderung ab. Wir dagegen bewundern theils Englands organisches Rechtsleben, das, so kolossale Mißbräuche zu verwinden, stark genug ist, theils die Entwickelungsfähigkeit, welche allmälig dieser Mißbräuche Meister wird.

Der Ausdruck „Entwickelungsfähigkeit" bezeichnet, meines Erachtens, das Preisenswertheste und Glücklichste der englischen Zustände besser, als die unklaren, ja völlig schiefen Ausdrücke „Erbweisheit" und „allmäliger Fortschritt", welche gewöhnlich in den Lobgesängen auf Alt-England bis zum Ueberdrusse wiederholt werden. Aller wirkliche Fortschritt ist allmälig; so will es ein unverbrüchliches Gesetz der menschlichen Natur. Aber nicht überall ist der friedliche Fortschritt möglich; und wo dieser unmöglich ist, da gehen die äußerlich bestehenden Zustände, auf die eine oder andere Weise, ihrer Auflösung und ihrem Untergange entgegen. John Hampden, den die Männer des falsch verstandenen, allmäligen Fortschrittes gewöhnlich als ihr Muster und Vorbild anrufen, und als einen Heiligen der übertriebenen Mässigung in ihren Kalender versetzen, dieser John Hampden war, für jeden Geschichtskenner, ein tüchtiger Revolutionär und ein tapferer Reiteroberst im

Dienſte des Aufruhrs, der frühzeitig auf dem Felde der Ehre fiel und ſonſt vielleicht, nicht minder ehrenhaft, auf dem Schaffote ſein männliches Leben beſchloſſen hätte. Was dieſen Revolutionär allerdings vor anderen Revolutionären auszeichnet, die vortreffliche und überaus ſeltene Eigenſchaft für welche er Muſter und Blutzeuge wurde, das war ſein eigenſinniges Beharren auf jedem, auch dem ſcheinbar geringfügigſten Rechtspunkte; ſeine Einſicht, daß die kleinſte und unſcheinbarſte Rechtsverletzung, wenn ſie ungeahndet bleibt, das ganze Syſtem tief erſchüttert; daß das Feſthalten an jedem Rechtspunkte, wie wenig derſelbe auch *materiell* zu bedeuten ſcheine, ein Ehrenpunkt jedes freien Mannes und ein poſitives Intereſſe jedes Staatsbürgers iſt, und daß zu dem Behufe und in ſolchem heiligen Kriege allerdings mit den beſtehenden Rechtsmitteln zu rechnen und zu agiren ſei, bevor das Schwert gezogen werde.

„Um einen Strohhalm groß ſich regen,
Steht Ehre auf dem Spiel!“ —

Inſofern iſt John Hampden ein Prototyp und ſein *aktiver Widerſtand* iſt eine der Urſachen, wegen welcher ſich ſeine Landsleute ein bis zwei Jahrhunderte nach ſeinem Tode mit dem paſſiven Widerſtande begnügen können.

Bewundern wir, zum Beiſpiel, immerhin, wie die Kornzölle durch die großartige und im Ganzen doch friedliche Agitation der Anti-Korngeſetz-Ligue abgeſchafft wurden, aber verhehlen wir uns nicht, daß eine ſolche Bewegung mit ſolchen Mitteln auf dem Kontinente *unmöglich* geweſen wäre, und daß mit dieſer Thätigkeit, wenn ſie auf dem Kontinente als möglich angenommen werden könnte, die Cobden, Milner-Gibſon, Bright, Oberſt Thompſon u. A. m., denen in England Miniſterpoſten an-

geboten werden, im ganzen übrigen Europa, und selbst in Frankreich unter Louis Philipp, zu den unverbesserlichsten Rebellen gezählt hätten. Gerade darum ist selbst Louis Philipp gefallen, während in England wie in der Schweiz, eine Revolution kaum mehr denkbar ist.

Bekanntlich ist keine Landesgeschichte so reich an Aufständen und Königsmord, als die des vereinigten Inselreiches, und keine Nation hat mehr begeisterten Monarchismus bewiesen, als die französische.

Frankreich ist noch heute monarchisch, wenn auch nicht mehr legitimistisch; und vielleicht wird gerade deshalb der seiner historischen Grundlagen beraubte Monarchismus mit der Zeit innerhalb der republikanischen Formen seine Befriedigung suchen müssen. Die Monarchie der großen Ludwige hat selber die Stützen ihrer Existenz angesägt; die nivellirenden Könige haben, nach Zerstörung aller selbstständigen Kreise und Klassen, Nichts übrig gelassen, als das nackte Menschenrecht und Nichts befördert, als das Gefühl, Streben und Bedürfniß der Centralisation. Aus der zerstörenden Centralgewalt schloß das Volk auf die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer wohlthätigen, ohne dabei an die Beseitigung der centralisirenden Autorität selbst zu denken, die nun einmal zum allverehrten Götzenbilde geworden war. *) Dadurch gerade geschah es, wie Tocqeville unwiderleglich nachweist, daß die Revolution nur schwachen Widerstand fand, und alsbald allgemein siegreich, ja universell werden mußte.

*) Vgl. H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 2. Bd., 1. Kapitel des V. Buches; und im Allgemeinen für die hier folgende Auseinandersetzung Aleris v. Tocqueville's bekanntes und vortreffliches Werk über »das ancien-régime und die Revolution«. —

Die franzöſiſche Nation iſt nicht, ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit nach, centraliſirt. Zum Beiſpiele leben heute noch auf dem Territorium des franzöſiſchen Reiches ſo viele Sprachen verſchiedenen Urſprungs, als in anderen Ländern Dialekte. Die Bretonen, Provenzalen, Basken, Wallonen, Deutſche haben Alle, neben eigenthümlichen Volksſitten und Trachten, ihre eigene Volkspoeſie, ja zum großen Theile noch in der Gegenwart eigenthümliche literariſche Produktionen. Die Mehrzahl der Provinzen proteſtirt noch alle Tage gegen den überwiegenden Einfluß der Hauptſtadt, ohne deshalb zu verkennen, daß die Provinzialgränzen ſchon lange vor der, allerdings künſtlichen und unorganiſchen Departemental-Eintheilung verwiſcht waren und daß jetzt vollends die Eiſenbahnen neue Wechſel-Beziehungen und neue, aber weitere Abgränzungen hervorrufen. Bis zur erſten Revolution zerfiel das Land in zwei Hälften, die des droit écrit und die des droit commun, zwiſchen denen keine Gemeinſchaft der Rechts-Entwickelung möglich war. Heute iſt das flache Land größtentheils ſtreng katholiſch und von der niederen Geiſtlichkeit beeinflußt, Paris dagegen iſt eben immer noch — Paris. Aber der Abſolutismus des franzöſiſchen Königthums hatte nivellirt, ohne zu egaliſiren, *) und darum mußte die Revolution, um zu egaliſiren, auch centraliſiren. — Der Abſolutismus hatte den Adel geſchwächt, ohne den Bürgerſtand zu heben; die Frohnden und Zehnten, welche er den privilegirten Ständen entzogen, hatte er ſich ſelber zugeeignet; er hat

*) Arthur Young ſagte kurz vor der erſten Revolution in ſeinen „Reiſen durch Frankreich“: „dieſes Land wird von dreißig Intendanten regiert!“

jeden Stand herabgesetzt und rechtlos gemacht, aber den Bürger, den Menschen nicht gehoben. Das Alles will sagen: das Königthum hat die Adern der historischen Entwickelung unterbunden und dadurch die abstrakte Revolution nothwendig gemacht.

Die servile Geschichts-Philosophie, welche, Englands Beispiel ignorirend, sich seit beiläufig einem halben Säculum damit beschäftigt, die segensreichen Wirkungen des sogenannten „aufgeklärten Despotismus" zu beweisen und aus der raubsüchtigen Politik einiger pfaffenfeindlichen Minister ein höheres System zu drechseln, hat in der That die angeführten Thatsachen und Folgen meistens ganz übersehen. Gott wurde nicht gerettet durch den Teufel! — Und die politische Krankheit, an welcher Frankreich noch heute leidet, setzte sich in den glänzendsten Zeiten seines ancien-régime an.

Unter solchen Umständen hätte sich auch in England der formelle Rechtssinn und das köstliche Legalitätsgefühl nicht so lebendig und wach erhalten. Aber dieser formelle Rechtssinn schließt England von der übrigen, der leidenden Mitwelt ab, Frankreichs Leiden dagegen bringen es zu der ganzen europäischen Menschheit in sympathetische Wechselwirkung.

„Ihr habt Ludwig XIV. kopirt," — so kann man zu vielen kleinen Fürstenthümern sagen, — „nun wohlan! so macht Euch auf dieselben Eventualitäten gefaßt, welche Ludwig's XIV. Schöpfungen betroffen haben! Nur werdet Ihr jetzt, wie damals, die unausbleibliche Einwirkung der logischen Konsequenzen ganz passiv (von Frankreich aus) empfangen!" —

In Frankreich waren Herrschaft, wie Freiheit, längst centralisirt, in Deutschland sind beide loka-

liſirt. Aber die traurigen Symptome der bureaukratiſchen Centraliſation ſind ebenſo gut in einem Staate von Heſſen-Kaſſel's oder Reuß-Lobenſtein's Dimenſionen zu verſpüren, als in Frankreich oder Rußland.

Nicht der Provinzialismus iſt ſtärker in England, als in Frankreich; im Gegentheil! Aber die Bureaukratie iſt ſchwächer, und ſie darf es ſein. Die Reaktion möchte alle dieſe Unterſchiede mit der brittiſchen Ariſtokratie in Verbindung bringen, welche in der That ein ganz anderes Inſtitut iſt, als was auf dem Kontinente unter „Adel" verſtanden wird; — wobei man aber doch nicht überſehen darf, daß alle Parteien in England, höchſtens die ausſterbende der Ultra-Tories ausgenommen, an der Beſchränkung und allmäligen Beſeitigung aller noch geltenden Adels-Privilegien arbeiten, keineswegs aber in dieſen die Gewähr ihrer Freiheit finden. Selbſt der konſervative Graf Montalembert brachte, nach unmittelbarer Anſchauung, die Ueberzeugung vom nahenden Untergange der Ariſtokratie aus England heim. *) — Mit dieſer Panacee wäre uns alſo wenig geholfen! — Auch vertreten die beiden Häuſer des brittiſchen Parlaments, welche, beiläufig geſagt, nicht ſeit jeher getrennt waren, durchaus nicht, wie oft behauptet wird, die Gegenſätze von Stadt und Land, von freiem Gewerbe und großem Grundbeſitz, ſondern vielmehr die der perſönlichen Berechtigung und der Volks-Vertretung. Nur ſo iſt es zu erklären, daß das Oberhaus immer weiter in den Hintergrund tritt.

Zu bewundern iſt hierbei, wie ſich, trotz dem Eigenſinne des ererbten Rechtes, das fortſchreitende Syſtem der

*) Montalembert, Avenir de l'Angleterre. Paris, 1856.

Freiheit und Oeffentlichkeit die ſchottiſche und ſelbſt die irländiſche Nationalität aſſimilirt. Dieſelbe aſſimilirende Kraft der Freiheit, (welche ſich auch im ſchweizeriſchen Bundesſtaate an den verſchiedenſten Racen ſo glänzend bewährt,) hat ſich in England ſelbſt ſchon an der Sprache erprobt, welche, aus der Miſchung von Heterogenem entſtanden, für die Armuth ihrer Formen durch den Reichthum des überall hergenommenen Materials reichlich entſchädigt, noch mehr an den Geſetzen des Landes und faſt auch an ſeiner Induſtrie. — Könnten die bureaukratiſchen Regierungsweiſen ein ähnliches Phänomen hervorbringen?

Dieſe aſſimilirende Kraft, ein organiſches Produkt der entfeſſelten Volks-Individualität, geht nicht nur erobernd in die Breite, ſondern dringt vielmehr in die Tiefe; ſie iſt es, welche allen gewaltſamen Evolutionen der engliſchen Geſchichte alsbald den Stempel der Geſetzlichkeit, der Unverdenklichkeit und Legitimität aufgeprägt hat. Sie iſt es aber auch, was den brittiſchen Inſtitutionen ihre Eigenthümlichkeit giebt und dieſelbe für das Ausland ungenießbar, unnachahmlich, wenn nicht unverſtändlich macht.

Es kommt alſo nach dem Allen nicht bloß von der geographiſchen Beſchaffenheit, daß England, welches ſo viele direkte Einwirkungen vom Kontinente empfangen hat, (die Invaſionen, die Reformation u. ſ. w.) doch auf geiſtigem Gebiete, abgeſehen von Technik und Induſtrie, nicht ſo unmittelbar auf denſelben zurückwirkt, während jede von Frankreich ausgehende Bewegung ſich, wie durch einen elektriſchen Schlag, dem übrigen Europa mittheilt. Die engliſche Reformbill ſogar wurde durch die Juli-Revolution beſchleunigt; die dritte, wie die erſte franzöſiſche Revolution hatte in London, den nördlichen Fabrikſtädten und in

Irland vulkaniſche Ausbrüche zur Folge, die freilich ſtets vereinzelt blieben. Dagegen haben ſelbſt die ſüdameri-kaniſchen Revolutionen, als ächte Abkömmlinge der franzöſiſchen, ſtärker auf Europa reagirt, *) als alle conſtitutionellen Fortſchritte Englands.

Die Gründe hierfür liegen, zum Theil in den Erſcheinungen ſelbſt, ganz deutlich vor Augen. In England handelt es ſich ſtets um angeblich ererbte Freiheiten, um das Geburtsrecht des Britten; ſie betrachten ſich, wie die Ariſtokratie Europas oder doch wie ein auserwähltes Volk. In den franzöſiſchen Revolutionen dagegen und in deren Nachahmungen handelt es ſich um allgemeine Menſchenrechte; das zündet überall, wo kein eigenes und entwickelungsfähiges Volksrecht feſtſteht. Schlimm genug, daß Europa dieſer Contagion noch faſt überall ausgeſetzt iſt! Der abſtrakte Idealismus der Staatsidee iſt nur ein ſchwacher Erſatz für die mangelnde Realität!

IV. Franzöſiſche Formen und engliſcher Inhalt.

Eine andere Wahlverwandtſchaft zwiſchen Frankreich und Deutſchland beſteht in der gleichmäßigen Miſchung und Scheidung der Stände, ſowie in einem annähernd gleichen Verhalten zur ſocialen Frage.

*) Vgl. Gervinus, Geſchichte des 19. Jahrhunderts, III. Th. 1858, S. 339 ff. — Auch das Wort »Liberalismus« ſtammt bekanntlich aus den ſpaniſchen Parteikämpfen dieſes Jahrhunderts.

Frankreich iſt, mit Belgien, das einzige Land von überwiegend katholiſcher Bevölkerung, in welchem der Bürgerſtand dermaßen prädominirt, daß er der Sitz alles geiſtigen Lebens und die Quelle des nationalen Wachsthums geworden iſt. Die Religionsfreiheit in Frankreich und die alte Selbſtſtändigkeit der gallicaniſchen Kirche ſtehen ſicherlich in einem beſtimmten Verhältniß hiſtoriſcher Cauſalität zu dieſer Thatſache. Was die Statiſtik der geſellſchaftlichen Klaſſen betrifft, ſo herrſcht die größte Aehnlichkeit zwiſchen Frankreich und Norddeutſchland, während England ſich dadurch unterſcheidet, daß es keinen Bauernſtand beſitzt. Derſelbe iſt ihm, ſeit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts, zum Theil durch eine naturgemäße, ökonomiſche Entwickelung, zum Theil durch herzlos-habſüchtige Maaßregeln derſelben Grundbeſitz-Ariſtokratie, welche ſich auf einen bornirten Bauernſtand ſtützen möchte, immer mehr verloren gegangen; — ohne daß, wie namentlich die kontinentalen Hoch-Tories vorausſetzen würden, der eigentlich konſervative Gehalt ſeines öffentlichen Lebens darunter weſentlich gelitten hätte. Ein freies Land bedarf zum Konſerviren der blöden Maſſe nicht.

Auch in Frankreich (und Belgien) blühen Ackerbau und Induſtrie, wie ſonſt nur in proteſtantiſchen Ländern. Daneben aber beſteht in dieſen Ländern und in Deutſchland, wie ein ſelbſtſtändiger Bauernſtand, ſo das kleine Gewerbe noch ziemlich unabhängig, welches in England raſcher von der großen Induſtrie verſchlungen ward, gerade wie der kleine Freibauer von dem ſpekulirenden Latifundien-Beſitzer.

Das Vorherrſchen des Bürgerſtandes neben einem maſſenhaften Bauernſtande, der über drei Viertel der

ganzen Bevölkerung ausmacht, erzeugt, ſelbſt bei obligatoriſcher Volkserziehung, einen ſchroffen Gegenſatz zwiſchen dem Volksglauben und der höheren Bildung, ja, ſehr oft ſogar eine vornehme Abſchließung der gebildeten Welt, durch welche die demokratiſche Theorie in nicht geringe Verlegenheit geräth.

Dieſer Gegenſatz beſteht nicht ſo ſchroff in England, oder wird dort wenigſtens durch kluge Hypokriſie überkleiſtert. In England geht der vornehme Mann allerdings ſeinen Untergebenen zu Liebe in die Kirche; die reale Bildung aber und die praktiſchen Anſchauungen, welche dort die Hauptſache, ſind keineswegs das Monopol der höheren Geſellſchaft; und der Fabrikant legt wohlweislich etwas Geld dazu an, um ſeinen Arbeitern, ſei es durch Pfennigmagazine oder durch Volksſchulen, einige nationalökonomiſche Kenntniſſe beizubringen.

Auch was das Verhältniß des Adels zu den übrigen Klaſſen betrifft, ſo ſtehen ſich darin Frankreich und Deutſchland wenigſtens theoretiſch näher, als beide darin zu England ſtehen. Der engliſche Adel hat, bei den hochtönendſten Namen, am wenigſten nachweisbare Genealogie und am meiſten wirklichen Inhalt. Dieſer Adel iſt ein Stand, unſerer iſt eine Kaſte. Darum iſt der Adel in Frankreich machtlos geworden und bei uns mindeſtens ſchon aller moraliſchen Autorität beraubt.

In einer Reihe von Fragen, die bei uns brennende ſind, — Gleichheit vor dem Geſetz, der Stände ſowohl, als der Konfeſſionen, Kodifikation u. ſ. w. — ſind die Franzoſen uns und ſelbſt den Britten weit vorangeeilt. Sie zeigen uns das Ziel, dem wir nachzuſtreben haben. Die zu erreichenden Einrichtungen ſind die eigentlichen Errungenſchaften des Bürgerſtandes, für welchen

und durch welchen Frankreich zwei Revolutionen gemacht hat. — England dagegen, dieſes Muſterland originaler und unnachahmlicher Rechtsſitten, zeigt uns eine Miſchung der Stände und ein ererbtes Rechtsbewußtſein, die wir weder durch revolutionäre, noch ſonſt durch legislatoriſche Beſchlüſſe ſchaffen, noch überhaupt auf dem Wege bewußter Willensthätigkeit erlangen können.

Vor allen Dingen fehlt uns die inſulariſche Abgeſchloſſenheit, welche die ſtehenden Heere entbehrlich gemacht und ſomit die weſentlichſte Störung jeder gährenden, volksthümlichen Entwickelung weggeräumt hat. Und nun gar der Volkscharakter, der zu dieſen Zuſtänden „paßt! Der mit ſeiner Geduld und Zähigkeit, mit ſeiner Ausdauer und Beharrlichkeit, bald die Maſchine ſchiebt, bald ſich von ihr ſchieben läßt, dem Mechanismus organiſches Leben einhaucht, kurz, das ganze anonyme „It works well", welches jeder von Oben kommenden Schöpfung tauſendmal vorzuziehen iſt! Das Alles aber iſt erſt nach und durch, mehrere Jahrhunderte lang dauernde, Verirrungen und Verwirrungen geworden, nach vielen Kämpfen, Leiden und Verbrechen, ärger, als die, wegen deren man heutzutage Frankreich das Recht oder doch die Befähigung zur Freiheit abſprechen will. Das conſtitutionelle England hat ſeine Epochen der Corruption gehabt (unter den Walpole, Pelham u. ſ. w., von Karl's II. und Jakob's II. Regierungszeit gar nicht zu reden!) ſchlimmer, als Frankreich jemals; und ſo lange es, wie heute noch Frankreich, von fürſtlichen Prätendenten heimgeſucht war, iſt es auch nicht zu der entwickelungsträchtigen Rechtsſicherheit gelangt, welche ſeitdem ſeine innere Kraft ausmacht. Die großen Revolutionen ſcheinen allerdings überall, wie Ueberſchwemmungen, einen Schlamm zurückzulaſſen, der nicht

zum beſten riecht. Aber dieſe moraliſche Fäulniß wuchert nur auf der Oberfläche, wo die herrſchenden und herrſchſüchtigen Klaſſen davon angeſteckt werden, — während die Maſſen von dem jugendlichen Bewußtſein ihrer Spontaneität und Selbſtſtändigkeit unfehlbar ergriffen und erhoben zu werden pflegen.

Wer weiß, ob eine ſeit Jahrhunderten oder auch nur während Jahrzehnten in Frankreich befeſtigte Freiheit nicht auch jene lokale, national-hiſteriſche Färbung der Volksſitte annehmen würde, welche uns an England entzückt, obgleich ſie der engliſchen Freiheit theilweiſe ihren propagatoriſchen Einfluß entzieht.

Bekanntlich giebt es auch in England Leute (wie Toulmin Smith, David Urquhart u. A. m.), welche über den Verfall des alten Rechtes, des „common law“, jammern und den Untergang prophezeihen, (keinem Lande wurde er öfter prophezeiht!) weil die modernen Staatsmänner ſich dem franzöſiſchen Geiſte der Verwaltung und Rechtspflege zuneigen.

Es ſind kaum vierzig Jahre her, da konnte ein des Mordes überführter Verbrecher in London einen der höchſten Gerichtshöfe durch ſein hartnäckiges Erbieten zum gerichtlichen Zweikampfe in Verlegenheit ſetzen, weil die Gottesurtheile oder doch dieſe Form derſelben noch nicht formell abgeſchafft war. *) Seitdem ſind ſummariſche Polizeigerichte und der Central-Strafgerichtshof von London eingeführt, das Eherecht reformirt, die Munizipal-Verfaſſungen und die Univerſitätsordnungen vereinfacht, die Steuer- und Zollgeſetzgebung auf neuen Grundſätzen erbaut, die Grund-

*) Das geſchah erſt im letzten Regierungsjahre Georg's III. durch das Statut 59. Geo. III. c. 46.

beſitzübertragung entfeſſelt und erleichtert, die Armen-Verwaltung und ſelbſt das Auswanderungsweſen centraliſirt, die öffentliche Geſundheitspflege zur Staatspflicht erhoben, der Volksunterricht zur allgemeinen Angelegenheit gemacht, die Entwäſſerung (drainage) regulirt, das Bankweſen, die Pfandleihanſtalten, die Aktiengeſellſchaften, die Sparkaſſen und die wechſelſeitigen Unterſtützungsgeſellſchaften ꝛc. centrelisirt, die Oſtindiſche Compagnie iſt expropriirt, Kriminalgeſetzgebung und Strafanſtalten ſind nach humanen Prinzipien gemildert und dadurch auch wirkſamer gemacht worden, die neuen Eiſenbahnen entgehen ebenſowenig der öffentlichen Controlle, als die alten Kanäle und Heerſtraßen, die Gemeindetriften ebenſowenig, als die Miethhäuſer für die ärmeren Klaſſen. Die Fabrikarbeit der Weiber und Kinder wurde einem Maximum unterworfen. Kein Paſſagierſchiff ſticht mehr in See, keine Fabrik entſendet mehr den Rauch ihrer Maſchinen über die benachbarten Schornſteine, ohne daß eine Behörde (board) oder doch eine Kommiſſion die Sicherſtellung der dabei Intereſſirten, Kontrahenten oder Nachbaren, einer, von Geſetzen geregelten Fürſorge und Controlle unterwürfen. *)

Alle dieſe, durch die moderne Entwickelung des Verkehrs und der Geſellſchaft unentbehrlich gewordenen Reformen greifen natürlich mehr oder weniger ſtörend in die abſolute Freiheit des Individuums ein; ja, an der ſummariſchen Gerichtsbarkeit der neu eingeſetzten niederen Höfe, neben welchen die alten Tribunale in engliſcher Weiſe fortbeſtehen, aber viel weniger beſchäftigt ſind, wäre

*) Vgl. unter anderen Vivien, Etudes administratives, T. I., pag. 19. — L. Bucher. Parlamentarismus u. ſ. w.

manchmal ihr willführliches, nicht immer durch Appellation gutzumachendes Verfahren zu tadeln. Die reifere Erfahrung wird vielleicht dieſe oder jene Maaßregel rückgängig machen, oder doch ſtark modificiren; wo es ſich nicht um verjährte Traditionen handelt, geſchieht das leicht in England. Im Ganzen ſollte hier die ſtatutariſche Geſetzgebung Anſprüchen genügen, Bedürfniſſe befriedigen, welche in den meiſten anderen Ländern durch Revolution oder ſogenannten „aufgeklärten Despotismus“ befriedigt wurden. Der engliſche Staat auf dem Grundgeſetz des individuellen Rechtes erbaut, ſoll, um den Anforderungen der Neuzeit in Kultur und Induſtrie zu entſprechen, zum Staate des Gemeinwohls werden, ohne dafür ſeine politiſche Freiheit einzubüßen. Zu einem ſolchen Uebergange gehört immerhin, ſoll er friedlich verlaufen, eine ſtarke Doſis politiſcher Reife.

Vor allen Dingen aber ſind die Engländer bei ihren politiſchen Evolutionen und Revolutionen ſtets durch zwei glückliche Umſtände bewahrt oder gerettet worden: 1) dadurch, daß ſich die miniſterielle Willkür auf kein ſtehendes Heer ſtützen kann; — und 2) dadurch, daß von Außen keine Störungen zu befürchten ſind und der auswärtigen Politik kein bedeutender Einfluß auf die innere Entwickelung geſtattet iſt.

Die Partei, welche den reformirenden Whig-Miniſterien den Vorwurf der Franzöſelei, Centraliſation, Vielregiererei u. ſ. w. macht, iſt äußerſt ſchwach und klein, weil eben keinem Miniſterium und keinem Parlamente in England einfällt, radikal reformiren zu wollen. Die meiſten Reformen kündigen ſich ſehr ſchüchtern an, bald als proviſoriſche Maaßregeln, bald werden ſie dem freien Ermeſſen der Gemeinden anheimgeſtellt; man macht dem

Alten ſeine Reverenz, läßt es zum Schein neben dem Neuen beſtehen und ſucht dieſem, wo möglich, einen alten Namen zu geben, wenn man es nicht in eine alte Inſtitution einſchachteln kann. Dabei wird Zeit und Uniformität verloren, aber Rechtsſicherheit und Freiheit gewonnen. Das iſt die ſogenannte Erbweisheit, nämlich die Weisheit, mit dem Ererbten nicht offen zu brechen.

An den Fehlern der Reform-Bill, welche jetzt ſchon einer Ergänzung bedarf, läßt ſich dieſes Syſtem am deutlichſten erkennen; man hat ſich wohl gehütet, das Princip der numeriſchen Repräſentation, dem man darin zuſteuerte, ausdrücklich zu bekennen; und die Urheber der Reformakte mußten ſich, um Etwas durchzuſetzen, mit Stückwerk und Halbheiten begnügen; aber ſie liefen dafür auch niemals Gefahr, einen Schritt zurückzuthun, und ſind nach einem Vierteljahrhundert ſogar in der Lage, einen zweiten Schritt vorwärts zu thun, den die ganze Nation freiwillig und freudig mit ihnen gehen wird. Ein anderes Beiſpiel: die Emanzipation der Juden und Proteſtanten in Frankreich geſchah als ein befreiender Akt, als eine ſtolze Huldigung an das allgemeine Menſchenrecht und die Menſchenwürde; in England iſt die analoge Thatſache nur eine vorſichtige und eigentlich unlogiſche Veränderung überlebter Eidesformeln, bei denen das moderne Rechtsprinzip nur verſchämt und verſtohlen, wie Contrebande, eingeſchmuggelt wird. Aber der Britte fühlt ſich ſicherer, wenn er ſeine ideale Regung hinter dem Reſpekt vor dem Hiſtoriſchen und Hergebrachten verbergen kann!

Nichtsdeſtoweniger regen ſich, unter den gepuderten Perrücken von Chancery-lane und Inner-Temple eine Menge jugendlicher Köpfe und reißen das Publikum mit ſich, zur Aufräumung in dem, kaum mehr zu bewältigenden Au-

giasſtall der engliſchen Jurisprudenz, zum Feldzuge gegen einen Wuſt von Geſetzen, in welchem ſich ſelbſt die älteſten Richter nicht mehr zurechtfinden. Nach der juriſtiſchen Logik Alt-Englands hätte konſequenterweiſe, in dem reichſten und betriebſamſten Lande der Welt weder der Bodenkredit, noch das Wechſelrecht, noch die Expropriation im öffentlichen Intereſſe Zulaſſung finden können; noch heute muß in der City von London für die Einführung von Handelsgerichten agitirt werden, obgleich das alte Recht auf die Handelsverhältniſſe der Neuzeit gar nicht anwendbar iſt.

Aber wenn der Legalitäts-Eigenſinn das große Thor der Oeffentlichkeit verſchließt, ſo weiß das praktiſche Bedürfniß gelegentlich eine kleine Hinterthür zu benützen, die nach und nach erweitert wird. So geht die praktiſche Befreiung, erobernd und den Weg bahnend, der theoretiſchen Befreiung voran, der Erlöſung von der Herrſchaft des Buchſtabens, von der Tyrannei des ödeſten Formalismus.

In Frankreich dagegen iſt die Theorie zeitweilig der Praxis ſoweit vorangeeilt, daß dieſe, verwahrloſt und verachtet, zurückblieb, wie unter der Orleans-Dynaſtie die Provinzen hinter Paris.

Das England von Heute iſt freilich nicht mehr dasſelbe, welches den alten Vincke begeiſtert hat, das Ideal des ehrwürdigen Stein. Der neueſte Vorredner der Vincke'ſchen Schrift, *) der epigoniſch auf dem ererbten Standpunkte ſtehen geblieben iſt, bejammert denn auch

*) „Darſtellung der inneren Verwaltung Großbrittaniens.“ Von L. Freiherrn v. Vincke. Herausgegeben von B. G. Niebuhr. Berlin, 1815 (Verlag von G. Reimer). — Zweite Auflage, 1848, mit einer Vorrede von Marcus Niebuhr (dem Sohn des Hiſtorikers).

wirklich den Verfall der engliſchen Verwaltung. Die Widerlegung ſolcher Jeremiaden liegt in dem Anlaß und der Tendenz der berühmten Schrift ſelbſt. Sie war indirekt gegen das franzöſiſch-weſtphäliſche Verwaltungsſyſtem gerichtet und konnte, obgleich ſchon im Jahre 1808 geſchrieben, erſt nach deſſen Sturz erſcheinen; ſie ſteht ſomit im innigſten Zuſammenhang mit der Richtung, aus welcher die liberale preußiſche Städteordnung hervorging. Die Männer, welchen die hohe Aufgabe zugefallen war, in Deutſchland den öffentlichen Geiſt zu wecken und zu erziehen, als derſelbe noch im tiefſten Schlummer lag, durften und mußten die Anſicht befolgen, daß es auf eine autonomiſche Verwaltung mehr ankomme, als auf eine formell freie Verfaſſung. Der Gegenſatz gegen das Franzoſenthum wirkte hierbei mächtig mit. Der erſte Herausgeber, der berühmte Niebuhr, macht auch die Bemerkung, daß dieſelben Verfaſſungsformen in England die Freiheit, in Irland die Tyrannei als Reſultat hervorbrächten, daß die engliſche Verfaſſung ſeit 1689 der Form nach nicht geändert worden, wohl aber die Verwaltung, und daß daher die Ariſtokratie ſo ſehr abgenommen habe. (Schon 1815!) Das iſt es ja eben! Die Verwaltung konnte ſich ſeit 1689 unter einer freien und unverbrüchlich eingehaltenen Verfaſſung im liberalen Sinne entwickeln und ſie hat ſich ſeit 1815 in dieſem Sinne (zur „Abnahme der Ariſtokratie“) weiter entwickelt. Dieſelben Verwaltungsnormen, ohne die Garantie einer freien Verfaſſung, würden wahrhaft türkiſche Zuſtände hervorbringen. Das adminiſtrative Self-Government blühte ja das ganze Mittelalter hindurch und hat doch weder den Despotismus der Plantagenets, noch den der Tudors verhindert. Die Alten, welche ihrer Zeit den ächten

Sinn für Freiheit hatten, würden, eben weil sie die rechten Männer ihrer Zeit waren, heute lebend, das Verständniß für die Gegenwart mitbringen, während ihre Epigonen vor funfzig Jahren zur Reaktion von damals gestanden hätten, wie sie jetzt zu der von Heute stehen.

England aber, dessen Zustände das beschämende Lob der mißverstehenden Reaktionaire nicht verdienten, folgt jetzt, wo es gelegentlich deren unverständigen Tadel erfährt, immer noch dem Gesetze derselben einen und ununterbrochenen Entwickelung. Was damals noch das brittische Self-Government so reizend darstellen ließ und was heute als Verfall desselben erscheint, das ist im Grunde nur der nothwendige, der unvermeidliche Uebergang vom Aristokratismus zum Demokratismus. Die heutigen Regierungs-Commissionen bestehen aus bezahlten Beamten, deren Kontraktsverhältniß ihre persönliche Freiheit weit, weit besser wahrt, als die steife und bevormundende Staatsdiener-Pragmatik der Kontinentalstaaten. Die ehemaligen Sheriffs, Friedensrichter und Constables, in welchen die ganze lokale Regierung konzentrirt war, wurden aus den reichsten Grundbesitzern ihres Kreises ernannt. Das waren vermögliche und vornehme Leute, die ohne Gehalt, d. h. für Ehre und Einfluß, arbeiteten. Die gleiche Berechtigung war dabei nur eine scheinbare, gerade wie beim englischen Privatrecht, wo zum Beispiel ein Ehescheidungsprozeß bis vor Kurzem so enorme Summen kostete, daß er nur als ein seltener Luxusartikel der reichsten Leute zu betrachten war. Die Aristokratie des Besitzes, welche die Provinzial- und Lokal-Aemter inne hatte, war freilich unabhängig von den Ministerien; vielmehr verstand sie es, der Regierung ihre Bedingungen zu stellen und die Wahlen zu leiten. Der anscheinend unentgeltliche Patrio-

tismus dieſer Aemter warf an Patronat, an Kolonial- oder Kirchen-Beſtallungen, an Lieferungs-Kontrakten und dgl. m., für die Söhne und ärmeren Verwandten ſehr hübſche Zinſen ab.

Man preiſe immerhin die antiken Gemeinweſen, wo jeder freie Bürger dem Staate umſonſt diente und ſeine Aecker — von Sklaven beſtellen ließ; die moderne Demokratie verfolgt ein höheres Ziel! — In der bureaukratiſchen Verwaltung ſteht allerdings der Geldariſtokratie nicht gerade die des Verdienſtes gegenüber, ſie enthält nur die erſte, ſchlechteſte, die negative Seite der ſtaatsbürgerlichen Gleichheit und darf deshalb nur als Uebergang zu der höheren, erfüllten Gleichheit für annehmbar gelten. Wir wiſſen recht gut, daß die Herren von Downingſtreet und Weſtminſter ebenſowenig, als die in den Tuilerien und auf dem Concorde-Platze, gerade die Würdigſten zu den höchſten Stellen heranziehen; wir wiſſen auch, daß die Bureaukratie leicht zum ſtehenden Heere des Abſolutismus wird. Wo aber die bürgerliche und die politiſche Freiheit in ihren Fundamenten feſt begründet ſind, da iſt das nicht zu befürchten. In England iſt der Beamte eben ein Arbeiter, ſeines Lohnes werth, und iſt dem Ariſtokraten, der politiſches Kapital machen will, bei Weitem vorzuziehen. In England iſt, trotz der neuen ſummariſchen Procéduren (deren Vollzieher größtentheils unter dem Miniſterium des Innern ſtehen) keine Kabinets- und keine Adminiſtrativ-Juſtiz zu befürchten.

Wenn ſich ſomit England ohne Gefahr die franzöſiſchen Schablonen aneignen darf, ſo iſt darum nicht minder wahr, daß ſich in Frankreich unter dieſen allgemein gültigen Formen der Deſpotismus einſchleichen konnte. Es ſind eben Formen, der Inhalt muß vorgefunden

oder nachträglich erzeugt werden. Einſtweilen haben die Formeln der Gleichheit und Gerechtigkeit in Frankreich erſt das Bedürfniß und die Sehnſucht nach dem Inhalte geweckt.

Bekanntlich hat Hegel, wenn ich nicht irre, in der „Preußiſchen Staatszeitung", kurz nach der Promulgation der Reform-Akte, deren Unhaltbarkeit und „abſtrakte Atomiſtik" nachgewieſen und, mit der Energie eines Hochtory, die Unentbehrlichkeit der verrotteten Burgflecken für den dialektiſchen Conſtitutionalismus darzuthun verſucht. Ungleichheit und Ungerechtigkeit galten damals noch den tiefen Denkern in Deutſchland als die Stützen und unumgänglichen Bedingungen des ſtaatlichen „Organismus". Die engliſche Nation aber plagte ſich mit ſolchen Hirngeſpinnſten nicht, ſie wußte ganz wohl, daß ſie durch die Reform an Macht und Freiheit Nichts einbüßen und auch der Anarchie keine Handhabe bieten würde. Sie wird auch bei der nächſten Reform-Akte Nichts risquiren, als höchſtens — für die erſte Zeit — eine allzu konſervatives Parlament. In England nämlich würde ſelbſt das allgemeine Stimmrecht auf geſchichtlicher Baſis ruhen, wogegen das conſtitutionelle Syſtem in Frankreich gerade daran geſcheitert iſt, daß es die Moderamina, die ſogenannten Sicherheitsſchrauben (die Pairie, z. B.) künſtlich herſtellen wollte und dazu dem engliſchen Staatsweſen Formen entlehnte, deren Inhalt auf franzöſiſchem Boden nicht gewachſen war und nicht blühen konnte.

Wohlgemerkt: die „hiſtoriſche Baſis" in England iſt keine ſolche, die außer allem menſchlichen Willen und Berechnung liegt. 1688 und 1714 haben die Engländer neue Legitimitäten geſchaffen und wenn ein König von

England einen Staatsſtreich verſuchen wollte, ſo würden ſie vielleicht noch einmal eine neueſte und letzte Legitimität produciren. Im Ganzen ſind die republikaniſchen Elemente der engliſchen Staatsanſchauungen mehr gegen die Ariſtokratie gerichtet, die ſie allmälig auflöſen; auch die Abſchaffung der Kornzölle trug weſentlich dazu bei. Die Engländer ſind viel zu klug, das Königthum entbehren zu wollen, ſo lange noch ein Reſt von Ariſtokratismus zu beſeitigen iſt. Dabei befinden ſie ſich in der Lage eines Mannes, der ſein Haus von Grund auf neu erbaut, ohne es zu verlaſſen und deshalb ſtückweiſe zu Werke geht. Das iſt auch eine der praktiſchen Urſachen ihrer Furcht vor ſtarrer Prinzipien-Anwendung.

Was können aber die Franzoſen dazu, daß man ihnen das Haus über dem Kopfe abgebrannt hat! — Sie mußten anders verfahren. Das Königthum hatte ja längſt vor der Revolution tabula rasa gemacht und ſelbſt die politiſche Centraliſation (nicht die adminiſtrative) war unvermeidlich geworden. Oder wollte man etwa behaupten, daß der Provinzialgeiſt in Frankreich, der wahrlich die Freiheit nicht beherbergte, minder gefährlich gewirkt hätte, als die Centraliſation? Die Centraliſation iſt allerdings an ſich kein freiheitliches Prinzip, ſondern ein revolutionäres, und eher mit der Diktatur, als mit der Demokratie verwandt. Aber ſie war in Frankreich nicht nur als Waffe gegen die inneren und äußeren Feinde, ſondern auch als Mittel der Gleichheit unentbehrlich geworden. Dies gilt namentlich von der politiſchen Centraliſation; die adminiſtrative iſt, ſelbſt in Frankreich, nur den mit Bewußtſein reaktionären Regierungen zuzuſchreiben, und namentlich dem Imperialismus, der ſich, wie alle abſolutiſtiſchen Syſteme, zwiſchen

den zwei Polen des „Divide et impera“ und der militäriſchen Disciplin bewegt. Inſofern er ſich gegen das liberale Paris, auf das verblendete flache Land ſtützt, wirkt er eigentlich der Centraliſation entgegen.

Im Ganzen aber gehört die Centraliſation nun einmal zu den wenigen, unvermeidlichen geſchichtlichen Grundlagen der franzöſiſchen Staats-Entwickelung. Und in Frankreich, wie in allen Ländern, welche, durch Unterbindung der alten Freiheitsadern, zu einer, der franzöſiſchen analogen Entwickelung gedrängt werden, wird ſie unentbehrlich ſein. Das einzige Heilmittel dagegen beſtände in der Gemeinde- und Aſſociations-Freiheit, aber weder im Provinzialgeiſte, noch in der ſtändiſchen Gliederung, welche Gegengifte giftiger wären, als das Uebel ſelbſt.

Wir haben oben auszuführen geſucht, daß die Centraliſation keineswegs im franzöſiſchen Volkscharakter urſprünglich begründet war. Sie hatte vielmehr die größte Mannigfaltigkeit der Lokalrechte und Landesſitten zu bekämpfen; ja es giebt noch heute Erdwinkel in Frankreich, deren Bewohner ſich der gleichen Erbtheilung entziehen. *) Aber der mächtige moderne Staatsgeiſt bewältigt das Alles. Dieſer Staatsgeiſt hat ſich Probleme vorgeſetzt, zu deren Löſung er der concentrirten Betheiligung aller individuellen Kräfte bedarf, und das franzöſiſche Volk, das nicht allzu ſtreng nach einem Momente der Ermattung beurtheilt werden ſollte, hat zu der Formulirung dieſer

*) Vgl. Le Play's Studie über den Lavedan-Gau in den „Ouvriers de deux mondes“, I. Theil, erſte Lieferung, Nr. 3; ebendaſelbſt Nr. 4 u. ſ. w.

Aufgaben vor allen europäiſchen Nationen am eifrigſten beigetragen.

Uebrigens geht es mit der Theorie der Centraliſation, wie mit vielen politiſchen Stichwörtern. Während wir ſie gegen die Angriffe der Reaktion vertheidigen, bekämpfen wir das Intereſſe, welches der verblendete Liberalismus an ihrer Beförderung und Ausdehnung nimmt. Wenn in Frankreich Legitimiſten und Pfaffenfreunde (Naudet, z. B.) die Centraliſation angreifen, wenn ſich ſelbſt der Bonapartismus heuchleriſcherweiſe einen Moment lang gegen dieſelbe erklärt hat, ſo war und iſt es nur die allgemeine Rechtsgleichheit, die Beeinträchtigung der klerikalen und ariſtokratiſchen Lokal-Einflüſſe und das geiſtige Uebergewicht der Hauptſtadt, welche ihnen zuwider ſind. Uebrigens iſt es unwahr, was in deutſchen Zeitungen fortwährend wiederholt wird, daß die ganze franzöſiſche Demokratie blind für das Syſtem der adminiſtrativen und bureaukratiſchen Centraliſation eingenommen ſei, daß dasſelbe zu ihren politiſchen Glaubensartikeln gehöre. Gerade Armand Carrel, der doch weniger, als z. B. Godefroy Cavaignac und viele andere ſeiner Zeit hervorragende Demokraten, mit den trügeriſch glänzenden Traditionen des erſten Kaiſerthums gebrochen hatte, hat trotz dieſer Schwäche im „National“ des Jahres 1833 eine glorreiche Polemik gegen die Centraliſation geführt. Von den Jüngeren wäre Proudhon anzuführen. Freilich ſind nicht Alle frei, die ihrer Feſſeln ſpotten. Aber ſelbſt Odilon-Barrot ſagte unter Louis Philipp in der Kammer:

„Nur die Völker widerſtehen den fremden Invaſionen, welche das Glück haben, die Centraliſation nicht zu kennen, die ich den Despotismus nenne.“ — — „Viele Leute haſſen den Despotismus, wenn er auf ihnen laſtet,

und lieben ihn, wenn sie ihn selber ausüben können." — „Spanien widerstand ohne Centralisation sieben Jahre lang unseren Angriffen, und Frankreich ward mit seiner kaiserlichen Centralisation binnen fünfzehn Monaten zweimal von feindlichen Armeen überschwemmt!" —

Treffender können die politischen Nachtheile der Centralisation in kurzen Worten nicht geschildert werden. War Spanien wie Frankreich centralisirt, so war mit der Eroberung Madrids auch ganz Spanien unterworfen. Wobei freilich einzuschalten wäre, daß ein politisch centralisirter Staat mit modernen Institutionen wohl schon seine natürlichen Gränzen besser vertheidigt hätte, als das damalige Spanien. Was Odilon-Barrot von äußeren Kriegen sagt, hätte er noch schlagender an den inneren Fehden nachweisen können. Jeder Aufstand ward sonst in Spanien zum langwierigen und weit verbreiteten Bürgerkriege mit langsam erlöschendem Zündstoff; in Frankreich dagegen wurden die Revolutionen durch und in Paris rasch entschieden. Was Frankreichs Widerstandsfähigkeit im Allgemeinen betrifft, so generalisirt die obige Aeußerung Barrot's, der glänzenden Antithese zu Liebe, einen speziellen Fall, der bei alledem doch bewiesen hat, daß selbst eine siegreiche Coalition Frankreich für untheilbar erklären mußte. Die Staaten, welche ihre äußere Unabhängigkeit oder ihre alten Gränzen verloren, haben das niemals der Centralisation zuzuschreiben gehabt; vielmehr waren sie alle innerlich zerrissen, als sie den äußeren Feind anzogen und mächtig werden ließen. So wie Frankreich nun als Nation constituirt ist, wird es unter Umständen allerdings mehr Offensivmacht als Defensivmacht entwickeln. Dies liegt aber noch mehr in dem propagandistischen Ge-

präge ſeiner Staatsidee und Geſetzgebung, *) deren Produkt ja unter anderen auch ſeine Armee iſt, als in der Centraliſation ſchlechthin.

Dies Alles gilt hauptſächlich von der politiſchen Centraliſation. Die adminiſtrative Centraliſation, d. h. die Bevormundung der Individuen durch eine Bureaukratie, welche ſich unterſcheidungslos und ohne Widerſtand jeder ſiegenden Centralgewalt unterwirft, hat viel bedenklichere Seiten, auf die wir unten zurückkommen werden.

Die Centraliſation iſt nun einmal ein Januskopf mit zwei Geſichtern. Soweit ſie als Bedingung der Rechtsgleichheit (und codificirten Geſetzgebung) unentbehrlich iſt, wurzelt ſie in allen franzöſiſchen Rechtsanſchauungen und ſelbſt in den Landesſitten ſo tief, daß ihre Vorzüge für ihre Nachtheile entſchädigen müſſen. Die, welche unnütz dagegen deklamiren, verſtoßen gerade gegen ihre beliebte Theorie der hiſtoriſchen Grundlagen. Wünſcht Ihr ernſthaft die wünſchenswerthe Autonomie aller Kreiſe, Klaſſen und Verbindungen, ſo gewährt auch allen dieſen Geſellſchaftsformen die gleiche Berechtigung. Wollt Ihr das Uebel der Bevormundung ernſtlich bekämpfen, ſo greift es an der Wurzel an, bei der mangelnden Volks-Erziehung, dem Pfaffenthum und den ſtehenden Heeren; wagt es, die Exekutivgewalt überhaupt zu beſchränken, die politiſchen Funktionen zu vereinfachen, und an die Stelle

*) Zu der Zeit der franzöſiſchen Eroberungen konnte man die traurige Beobachtung machen, wie überaus raſch die neu incorporirten Gränz-Departements ſich dem Hauptlande aſſimilirten. Dagegen iſt Frankreich zu außer-europäiſcher Coloniſation weniger geeignet, weil hierzu eine Individualiſirung der Zuſtände und Regierungstypen gehört, die den centraliſtiſchen Franzoſen ein für alle Mal abgeht.

der zu beseitigenden bureaukratischen Vielschreiberei die wahre Oeffentlichkeit zu setzen, welche jeden Beamten für seine Handlungen verantwortlich macht. Die persönliche Verantwortlichkeit ist die Grundbedingung aller Freiheit.

Die wahrhaft organische Centralisation, die des enthusiastischen Gemeingefühls und der bewußten Solidarität der Interessen, ward schon in dem geistigen Leben Frankreichs vorbereitet, als die Krebsschäden der mechanischen Centralisation noch ausschließlich in den Regierungskreisen überwucherten. Montesquieu, Diderot, Voltaire und ihre mitwirkenden Zeitgenossen dachten und schrieben in gemeinverständlicher, für ganz Europa förderlicher Weise, während unsere größten publicistischen Talente des vorigen Jahrhunderts, die Justus Möser, Schlözer, (wie leider noch die meisten deutschen Publicisten der letzten Vergangenheit) dem leidigen Provinzialgeiste ihre beste Kraft und den größten Theil ihrer Wirksamkeit zum Opfer brachten. Als dann die große Epoche unserer klassischen Literatur anbrach, gingen deren Genies alsbald weit über die Gränzen des engen und zwar geistig beengenden Vaterlandes hinaus. Von dem Provinzialismus bis zum Weltbürgerthum war nur ein Schritt. Die Franzosen aber blieben vor diesen beiden Extremen bewahrt. Nur spät, durch schwere Leiden und nicht minder durch allerhand lächerliche Verirrungen und Alfanzereien hindurch, konnte sich erst der deutsche Patriotismus zu einer selbstbewußten Existenz herausbilden! — Das Unmittelbare in dem englischen oder französischen Staatsbewußtsein ist es aber vor allen Dingen, was uns mit neidischen Blicken über den Rhein und die Nordsee schielen läßt. Wie gerne würden wir noch manche Beschränkung

für dieſes koſtbare Gut in den Kauf nehmen! England iſt in dieſer Beziehung noch glücklicher, als Frankreich. Wie England ſeine Küſten, Frankreich aber ſeine Hauptſtadt zu befeſtigen hat, ſo erwarb Frankreich erſt durch verſchiedene Formen der literariſchen, adminiſtrativen und ſelbſt militäriſchen Centraliſation, was England durch ſeine inſulare Lage und ſeine, von Außen nicht bedrohte Entwickelung gar leicht geworden iſt und beinahe von ſelbſt zufiel. —

Die Centraliſation iſt allerdings oft nur eine Kriegsmaſchine, aber ſehr oft eine unentbehrliche. So ſehen wir jetzt Italien zur Erlangung derſelben die größten Opfer an individuellem Leben und an geheiligten Traditionen bringen. Auch Deutſchland würde — bei ſeinem religiöſen Dualismus — von einer bedeutenden Annäherung an die politiſche Centraliſation nicht dieſelben Gefahren zu befürchten haben, welche das, von ſeinen nivellirenden Königen zur Revolution erzogene franzöſiſche Volk ſeitdem betreffen mußten. Denn auch der gewaltſame Einheitstrieb, der im neueren Frankreich zeitweiſe das politiſche Legalitätsbewußtſein verdrängt, iſt eine Frucht jenes Abſolutismus, der, mit der kirchlichen Autorität zu dem Behuf verbündet, ſelbſt in der Tiefe des gläubigen Gemüthes der individuellen Unabhängigkeit keinen Raum laſſen wollte!

V. Socialismus und Kaiserthum.

Neben der Centralisation wird gewöhnlich der Socialismus dem modernen Frankreich zum Vorwurf gemacht und beide hängen in der That enger zusammen, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Die Centralisation nämlich hat die individuelle Selbstständigkeit untergraben und die Vorstellung verbreitet, daß der Staat und nur der Staat jeder Noth abhelfen könne und müsse. Außer dieser irrigen Vorstellung liegt in den französischen Institutionen Nichts, was die Theorie einer socialistischen „Gesammtbürgschaft" ermuthigen könnte. Im Gegentheil dürfte das englische Armengesetz der Königin Elisabeth mit seinen späteren Zusätzen viel eher für eine *socialistische* Einrichtung gelten, *) als Alles, was die französische Gesetzgebung in dieser Hinsicht produzirt. Dieselbe Institution würde allerdings in Frankreich, Spanien oder Italien anders gewirkt haben, als in dem betriebsamen und auf persönliche Unabhängigkeit gestellten England; es gehört demnach die ganze Gesetzgebung, und die ganze Entwickelung des Volksgeistes und der Industrie dazu, um den Sinn

*) Dies führt John Stuart Mill, einer der bedeutendsten und vorurtheilsfreiesten Denker Englands, im Aprilheft 1849 der „Westminster Review" aus, („zur Widerlegung irriger Ansichten über die revolutionären Behörden Frankreichs.") — Uebrigens sollten sich die Anglomanen erinnern, daß ihre größte Autorität, Montesquieu nämlich, dem Proletarier das Recht auf Arbeit, ja sogar das auf hinreichende Nahrung und Bekleidung ausdrücklich vindicirt. — S. „Esprit des lois", Livre 23, chap. 29.

und die Folgen einer ſolchen Einrichtung zu beurtheilen. Seinem (proteſtantiſchen) Urſprung und ſeiner Anwendung nach, iſt das engliſche Armengeſetz weſentlich moderner Natur, allein auch das Mittelalter hatte eine Reihe ſocialiſtiſcher, ja kommuniſtiſcher Gemeinde-Anſtalten, freilich ohne den Begriff des Allgemeinen Menſchenrechtes, der in dem revolutionären Frankreich hinzutrat und der zu Grunde liegenden Idee einen gefährlichen Zündſtoff beimiſchte.

Hundert Namen aus allen Ländern und Zeiten, ſeit Plato bis zu Thomas Münzer und den Millenariern, und von da wieder bis zu Robert Owen und den Chartiſten oder Schneider Weitling, beweiſen, daß der Socialismus keine neue und keine franzöſiſche Erfindung iſt. Natürlich ſpricht er in Revolutionen lauter, als unter der Knute; und freilich liegt er einem Volke näher, das von allen Freiheiten die Handelsfreiheit am wenigſten begreift, obgleich ſeine Geſetzgebung die Gewerbefreiheit am weiteſten und liberalſten (auch auf die Fremden) ausdehnt. So waren die Zwangspreiſe und das Maximum, welche der erſten Revolution zum Vorwurf gemacht werden, ſchon vierzig Jahre vorher angewandt worden. *) Prinzipiell hatten dieſe Verſuche damals nicht mehr zu bedeuten, als etwa die Luxusgeſetze der guten, alten Zeit (die jetzt in der Türkei an die Reihe kommen). Wohl aber haben ſie die Geſellſchaft auf ſolche Ausſchweifungen von der Bahn der Geſetzlichkeit und der perſönlichen Freiheit vorbereitet.

Der Socialismus, der in ſein Nichts verſchwindet, ſobald man ihn analytiſch in's Auge faßt, konnte ſelbſt

*) S. Tocqueville, «l'ancien régime» etc. S. 435.

1848, auch in Frankreich, keine feste Gestalt gewinnen. Bei Lichte besehen, haben ihn seine leidenschaftlichsten Anhänger in der politischen Praxis schnell verläugnet. Aber all' diesen unheimlichen Verirrungen liegen doch zwei wichtige historisch-politische Thatsachen zu Grunde, nämlich:

1) das Bewußtsein der Solidarität aller Interessen, welches in einem centralisirten Staatswesen stärker, als in den decentralisirten, und in Frankreich noch lebendiger wirkt, seitdem die Gesetze der ersten Revolution den Grundbesitz unter die große Masse der Nation vertheilt haben. *)

2) der eigenthümliche Beruf der französischen Revolution.

Wir betrachten nämlich die französische Revolution als eine, in ihrem unhemmbaren Kreislauf noch be-

*) Es stellt sich immer mehr heraus, daß die freie Parzellirung den allgemeinen Wohlstand in Frankreich über alle Maaßen befördert und gehoben hat, und auch, daß daraus mit der Zeit ein Element der Stabilität hervorgeht, stärker, als alle Majorate und Fideikommisse Englands und Preußens. Eine siebenzigjährige Erfahrung liefert sogar den Beweis, daß auch auf diesem Gebiete die Natur sich am besten selber hilft, so daß z. B. in den letzten 45 Jahren die Anzahl der Eigenthumsquoten in Frankreich eher ab- als zugenommen hat, ohne daß die dabei verfolgte Arrondirung der Bildung aristokratischer Latifundien (wie in England) den geringsten Vorschub geleistet hätte. — Vgl. Hippolyte Passy's Abhandlung in den »Memoires de l'Institut de France, Tome II., 2. Série, pag. 283—312; ferner Rossi's »Cours d'économie politique«, Tome II., pag. 74. — Dupont-White, L'individu et l'état, 1857, pages 302 ff. Passy's »Diverses Systèmes de culture.« — Wolowski, über Bodenabtheilung und steigenden Bodenwerth, in der »Revue des deux mondes« vom 1. August 1857. — Léonce de Lavergne's ausgezeichnete Arbeiten über Agrikultur (1855 und 1857) und meinen Artikel über Agrikultur-Statistik, in Nr. 497 der »Berliner Nationalzeitung« von 1857.

griffene, hiſtoriſche Kriſis, die nicht eher abgeſchloſſen ſein wird, als bis das Räthſel, das ſie am erſten Tage aufgegeben, gelöſt iſt. Mit ſolchen hiſtoriſch-politiſchen Räthſeln geht es ungefähr, wie mit den Fragen, welche die Exekutivgewalt an das allgemeine Stimmrecht ſtellt. Iſt die Frage erſt richtig formulirt, ſo wird auch die Antwort richtig ausfallen. Es war mehr ein ſcharfer Inſtinkt, als eine klare Erkenntniß, was der berühmten Frage des Abbé Sieyes eine ſo ungeheuere Bedeutung beimaß. Nicht „was iſt der dritte Stand“ iſt die eigentliche Frage, ſondern: „Wie ſind die Standesunterſchiede überhaupt, formell und innerlich, zu löſen?“ —

Das An die Spitze Treten des mächtig gewordenen Bürgerſtandes konnte nur erſt einige Punkte der formalen Rechtsgleichheit ſichern; es war berechtigt im Prinzip, inkonſequent und unlogiſch in der Ausführung. Eben weil der Bürgerſtand, ſeiner Natur nach, keine abgeſchloſſene Kaſte iſt, mußte er, mehr als bisher geſchehen iſt, alle Stände in Bürgerſtand zu verwandeln ſuchen. Die Verſöhnung, welche in England zwiſchen dem Bürgerſtande und der Ariſtokratie waltet und die im Grunde nur auf einem ſehr gebrechlichen Compromiſſe beruht, wäre für die Generation, welche aus den titaniſchen Kämpfen der erſten franzöſiſchen Revolution hervorgegangen, lange nicht gründlich genug. Eben weil hier ein höheres Ziel vorgezeichnet iſt, darum liegen die Verirrungen näher, darum müſſen gefährliche Experimente durchgemacht, ſchwere Prüfungen beſtanden werden. Nicht der Klaſſenkampf, mit dem die Kommuniſten zu drohen pflegten, ſondern die Verſöhnung aller Stände iſt die große Evolution, welche ſich in Frankreich begiebt, die Miſſion, welche Frankreich zum Heile der ganzen Menſchheit auf ſich genommen,

und deren Erfüllung es ſchon näher gerückt iſt, als irgend ein anderes Land. Die furchtbare Juni-Schlacht war vielleicht der letzte Ausbruch der unſeligen Theorie des Klaſſenkampfes. Das zweite Kaiſerthum iſt die Buße und geſchichtliche Sühne dafür, gerade wie das erſte Kaiſerthum die ſtrafende Antwort auf die Diktatur der revolutionären Gewalten geweſen iſt. Wie flüchtig und oberflächlich urtheilen doch Die, welche hier das Ende ſehen! Eine Epoche voll gigantiſchen Heldenthums, eine ideale Erhebung, welche inmitten der allgemeinen Erſchlaffung des 18. Jahrhunderts die Menſchheit auf das Gewaltigſte aufgerüttelt hat, dabei unter allen Helden das Volk als ſolches am heldenmüthigſten, nicht niedergeſchlagen in den Niederlagen, nicht ermüdet von ſoviel Anſtrengungen und Enttäuſchungen, das erſte Mal, daß die Maſſen mit Bewußtſein und Ausdauer für die Idee ihres eigenen Rechtes kämpfen, — ſollte das Alles, ſollten die großen Thaten und Thatſachen eines halben Jahrhunderts in der Wagſchaale der Weltgeſchichte nicht wiegen, weil ein glücklicher Abenteurer die Mißverſtändniſſe und Mißhelligkeiten des Moments momentan auszubeuten verſtand?! —

Hat doch das neue Kaiſerthum weder ein Prinzip, noch eine Klaſſe für ſich zu gewinnen vermocht! Vergebens hat es mit der Geiſtlichkeit transigirt, vergebens den Bürgerſtand geſchreckt und das intelligente Paris unter die gewandt erſchlichenen Effekte eines falſch angewandten, allgemeinen Stimmrechts gebeugt. Es hat die Reſte des unabhängigen Richterſtandes, die Gelehrten und Schriftſteller ebenſo gegen ſich, wie den großen Beſitz und die Induſtrie. Es bedient ſich eines gewiſſen, fein berechneten, betäubenden, eines gleichſam eleganten Terrorismus, um in Frankreich zu herrſchen, wie ſonſt nur von Uſur-

pateren in fremden Ländern geherrſcht wird. Selbſt die Armee muß täglich neu gewonnen werden; und obgleich dieſe demokratiſche Armee, das nachgeborene Produkt der revolutionären Errungenſchaften vor dem erſten Kaiſerthum, an ihre Ueberwindlichkeit zu glauben, faſt berechtigt wäre, ſo kann doch die Lockſpeiſe des Ruhms und der Eroberung Niemanden mehr in Frankreich verführen. Dieſen Zuſtänden iſt, mehr als einer abſichtsvollen Berechnung, das Wechſelnde und Unzuverläſſige in der kaiſerlichen Diplomatie zuzuſchreiben. Jeder Franzoſe (der Kaiſer wahrſcheinlich nicht ausgenommen) betrachtet die gegenwärtigen Zuſtände als proviſoriſche, als eine Diktatur des Ueberganges und der Zweckmäßigkeit, — weil die Monarchie auf legaler Baſis nicht mehr zu begründen iſt und die Republik an der allzu koncentrirten Centralgewalt ſcheitern mußte. —

Während in England, und wohl nur in England, der dem konſtitutionellen Syſtem zu Grunde liegende Kompromiß eine Wahrheit und Realität iſt, war dieſer Kompromiß in Frankreich auch unter den Orleans nur eine hohle Illuſion, wie die Kontroverſen der Doktrinaires nach Rechts und Links, wie ihr unfruchtbarer Verſuch, Autorität und Freiheit gegen einander abzuwägen und auszugleichen, ſattſam erwieſen haben. Die Durchgangs-Epoche, in welcher die Waage bald nach dieſer, bald nach jener Seite neigt, dauert im Grunde noch fort. Die Zukunft iſt in Dunkel gehüllt und die Gegenwart unſicher von einem Tage zum anderen. Der Imperialismus hat mit aller Energie und den äußerſten Mitteln Nichts ſchaffen, Nichts fixiren können; die kaiſerliche Regierung iſt dazu verurtheilt, jeden Augenblick Frankreich neu zu erobern.

Das ist der Grund des sogenannten kaiserlichen Socialismus. Mit diesen massenhaft unternommenen öffentlichen Bauten, welche eine Art fortgesetzter „Nationalwerkstätten“ sind, sowie mit vielen anderen, theilweise wirklich nützlichen Veranstaltungen, soll der Inhalt des Staatsstreiches täglich neu bestätigt und der oppositionelle Bürgerstand im Zaume gehalten werden. Aber wenn jede Regierung in der Regel an den Einseitigkeiten untergeht, denen sie ihre Entstehung verdankt, weil jede eben mehr, als sie will und weiß, für ihr Grundprinzip verantwortlich ist, so sind Regierungssysteme, die auf Gewalt gebaut worden, am wenigsten im Stande, sich durch friedliche Reformen zu erhalten. Alle die Maaßregeln, welche die verschiedenen Gesellschaftsklassen feindlich auseinander zu halten bezwecken, bereiten nur eine dauernde Versöhnung auf höherer Basis vor; sie lösen, durch die Demonstration der finanziellen Unmöglichkeit, den Glauben an den phantastisch construirenden Socialismus vollends auf; sie beweisen, daß derselbe recht eigentlich nur von einer freiheitsfeindlichen Diktatur zu realisiren ist, und werden den Bürger der einzig haltbaren Lösung der socialen Frage zuwenden, der, welche mit der allgemeinen und individuellen Freiheit vereinbar ist, der, welche England angebahnt hat, der Lösung durch unbedingte Handels- und Gewerbe-Freiheit, durch praktische Volkserziehung und Befreiung vom Pfaffenthume. —

VI. Rückblick.

Das Empire — hundert Indizien beweisen es täglich, — stellt keine dauerhaften Zustände her. Sein, aus vielfältigen, alten Einrichtungen kombinirter Mosaikboden ist zu der Vergänglichkeit verurtheilt, welche alles Stückwerk trifft, das organische Verhältnisse ersetzen oder ergänzen soll. Wenn es also ungerecht wäre, darnach Frankreichs Zukunft zu beurtheilen, so wäre es nicht minder irrig, darnach den französischen Volkscharakter zu verdammen. Das Schicksal bestraft überall die Fehler und Inkonsequenzen höherer Naturen um so strenger, je stärker sie dabei in Widerspruch mit sich selbst und ihrem Berufe gerathen. In der Tragödie geht der Held unter, während der Bettler sich des Lebens freut. Aber der Held, welcher ein Volk ist, lebt in seinen Werken wieder auf. Die Krisis, welche den Krankheitsstoff ausstößt, beweist die Lebensfähigkeit eines Organismus. Frankreich hat auf anderen, minder bequemen Grundlagen zu bauen, als England; ja, es hat diese Grundlagen zum Theil erst herzustellen, zum größeren Theile noch einzudämmen. Während England die Zinsen seiner Geschichte genießt, leidet Frankreich daran, daß sich sein „ancien régime“ mit dem berühmten „Après moi le déluge“ auf Leibrente gesetzt und den Staat auf Raubbau ausgebeutet hat. Aber der enterbte Sohn hat dafür die Trägheit reicher Erben abgelegt und mit wenig mehr als seinem guten Namen und seiner rüstigen Kraft die Arbeit begonnen. Sein Inventar war leicht zu verfertigen: Von der alten Welt blieb ihm eigentlich nur die literarische Errungenschaft als freies Kapital;

daneben eine Menge bedenklich belasteter Besitzthümer, als da sind: der Einheitstrieb, das Autoritätsbedürfniß, (welches nicht wenig zu den schrecklichen Verirrungen der neunziger Jahre beigetragen hat) die Verachtung der formellen Legalität.

Was diesen letzten Punkt anlangt, so haben wahrlich die Ereignisse des laufenden Jahrhunderts nicht dazu beitragen können, den formellen Rechtssinn, der in England eine produktive Kraft besitzt, in Frankreich zu stärken. Desto mächtiger ist, gerade durch die Revolutionen, das subjektive Rechtsgefühl in dem französischen Volke erwacht, in welchem eine humane und fast chevalereske Gesinnung verbreiteter ist, als irgendwo sonst und wo der Rohheiten, wie sie England und Irland tagtäglich hoquiren, gar wenige vorkommen, ja, wo selbst die Tagespresse, trotz aller blutigen Konflikte, nicht zu den unwürdigen Verläumdungen und Gemeinheiten herabsinkt, die leider in Deutschlands reaktionären Blätter noch an der Tagesordnung sind. So ungefähr wäre die Bilanz zu ziehen:

England beweist uns die Möglichkeit eines freien Staatslebens auf historischer Grundlage;

Frankreich beweist uns die Möglichkeit eines mächtigen Volkslebens durch die Initiative der modernen Staatsidee;

England ist nicht so sicher vor Stürmen bewahrt und Frankreich ist dem Untergange nicht so nahe, als unsere Staatsweisen vorgeben. —

Deutschland aber, das von beiden viel zu lernen und wenig nachzuahmen hat, mag sich mehr an dem Ensemble ihrer Geschichte erbauen, als an ihrer unmittelbaren Gegenwart. Unsere bürgerliche Gesetzgebung und Verwaltung bedürfte vielfach der französischen Radikalkur. Was dagegen die eigentliche Organisation der materiellen In-

teressen betrifft, so wird, Grundbesitz und Erbrecht ausgenommen, England besser uns als Muster dienen. Ebenso was die Garantien der persönlichen Freiheit betrifft. Was wir aber an beiden gleichmäßig zu bewundern haben, und wofür es noch lange bei der bloßen Bewunderung bleiben wird, das ist ihre Selbstgewißheit, die Totalität ihrer nationalen und volksthümlichen Entwickelung. —

England kann, nach reiflicher Erwägung, seiner Eroberungs- und Ausdehnungs-Politik entsagen, ohne deshalb an seiner Kraft zu zweifeln, oder solche Zweifel bei anderen zu erregen. Frankreich dagegen, das sich selbst in der Entwickelung weiß und seine Existenz, wie seine Ehre, für die Durchführung der modernen Staatsidee eingesetzt hat, ist mit einem feineren Sensorium für alle Regungen und Bewegungen der europäischen Menschheit begabt. Mit Unrecht wurde bald Frankreichs, bald Englands auswärtige Politik des schnöden und perfiden Egoismus geziehen. Der Egoismus ist kein Makel, wenn es sich um ganze Völker handelt. In den großen nationalen und internationalen Angelegenheiten ist der ärgste Vorwurf, sein eigenes Interesse nicht zu verstehen, und dieser Tadel traf und trifft Deutschland! Bei allem National-Egoismus aber fühlen die Engländer, wie die Franzosen, daß sie ein unmittelbares Interesse an der Verbreitung ihrer Prinzipien haben und die Britten thun in ihrer Weise für die friedliche Verbreitung des gemäßigten Constitutionalismus ebenso viel, als die Franzosen ehedem für die kriegerische Exportation ihres Code-Napoleon und jetzt für die Konstituirung der romanischen Völker unter französischer Suprematie!

Fichte's politiſches Vermächtniß und die neueſte Gegenwart.

Ein Brief von F. Laſſalle.

Herrn Ludwig Walesrode!

Sie ersuchen mich dringend, Ihnen einen Artikel über irgend eine „brennende Frage“ des Tages zu liefern.

Aber abgesehen davon, daß ich gerade durch eine die Koncentration aller meiner Kräfte erfordernde Arbeit in Anspruch genommen bin, — was nützt es denn eigentlich, für eine Nation zu schreiben, die das nicht einmal liest, was sie schon hat, oder doch sicherlich nichts von dem, was sie gerade vor Allem lesen sollte?

Finden Sie den Tadel zu hart? Es käme auf die Probe an, und diese bin ich bereit Ihnen zu liefern. Statt Ihnen selbst einen Aufsatz zu schreiben, will ich Besseres thun und einige fragmentarische Citate hierhersetzen, die von einem Größeren stammen. Vielleicht findet man dann, daß die „brennenden“ Fragen — und auch die brennende Behandlung derselben — bei uns schon alt, sehr alt sind, und daß es eben an nichts fehlt, als an den Herzen, die für sie entbrennen! —

Man könnte die siegreichste Mystification mit diesen Fragmenten vornehmen. Denn fast kein Mensch kennt sie; keiner mindestens so weit meine persönliche Erfahrung reicht. Und wenn man sie hierher setzte, diese vor fast funfzig

Jahren geschriebenen gewaltigen Ergüsse heißester Vaterlandsliebe und durchdringender Gedankenkraft, ohne Anführung, ohne Angabe der Quelle und des Fundorts, so würden Ihre Leser schwören, das sei heute geschrieben, das schildere die Zustände und Leiden, die Gefahren und Probleme, die Ekel und Verbrechen der allerneuesten Gegenwart!

Ja selbst so noch wird sich vielleicht mancher Ihrer officiellen Leser staunend genöthigt sehen, den Fundort zu befragen, um sich zu vergewissern, ob dies wirklich ohne Abänderung und Zusatz citirt sei.

Doch Niemand kann weniger zum Mystificiren aufgelegt sein, als ich. Und nie gab es eine Zeit, wo ein Deutscher weniger zu solchem Scherz gestimmt sein durfte, als eben jetzt. Denn es ist gar nichts Scherzhaftes um den Gedanken, daß wir noch unter ganz demselben Jammer hinsiechen, wie vor funfzig Jahren. Und zwar zum Scherz, aber nur zu bitter-verächtlichem Scherz anregend ist es, wenn unsere Kammer- und Zeitungspolitiker sich in Bezug auf dieses schon vor 50 Jahren doch wenigstens scharf durchschaute Leiden, auf diese schon damals mit ihren Gründen, wie mit ihren Heilmitteln klar erkannte Krankheit, sei es in redlicher Gedankenlosigkeit, sei es in durchdachter Unredlichkeit, noch immer, und jetzt gerade mehr denn je, so anstellen als könnten abgeschmackte Quacksalbereien und illusionäre Palliative die große nationale Krankheit heilen; als würde nicht gerade dadurch das Uebel immer verschleppter und chronischer, als würde nicht gerade dadurch seine Ansteckung aus dem körperlichen Leben der Nation auch noch auf den Geist und das Bewußtsein derselben übertragen, als würde nicht gerade dadurch dem Volke die unerläßliche Vorbedingung jeder Heilung: die klare Erkenntniß der Krankheit und Krankheits-

urſache im Bewußtſein des Volkes, geraubt — und ſo durch dieſen auch noch das nationale Bewußtſein anfreſſenden Krebs die Rettung immer mehr in die Ferne gerückt, immer problematiſcher und ſchwieriger, und der Untergang, wenn unſere Nation eine ſterbliche wäre, endlich zur unvermeidlichen Nothwendigkeit! —

Die Fragmente, aus denen ich Fragmente citiren will, tragen den großen Namen Fichte's, das heißt alſo den glorreichen Namen des größeſten deutſchen Patrioten und eines der gewaltigſten Denker aller Zeiten.

Sie wurden von ihm niedergeſchrieben im Frühlinge 1813 unmittelbar unter dem Eindruck des Aufrufs Friedrich Wilhelm III. „an mein Volk“ und mit Beziehung auf denſelben. Sie wurden damals nicht gedruckt und waren auch nicht für den Druck geſchrieben. Es ſind nämlich nur Notizen, Gedankengrundpfeiler für eine beabſichtigte politiſche Schrift, an deren wirklicher Ausarbeitung der bald darauf (1814) erfolgte Tod ihn hinderte. Sie bilden ſo das politiſche Vermächtniß Fichte's an ſein Volk. Daß es nur unausgearbeitete Notizen ſind, erhöht ihr Intereſſe. Es iſt hierdurch nicht ein fertiges Gedankenprodukt, das vorliegt, ſondern wir ſchauen hinein in die pulſirende Herzkammer ſeines Denkens ſelbſt. Durch die Fragen, die er ſich ſtellt, die Entwürfe, mit denen er ſich unterbricht, die Parentheſen, in denen er ſich ſelbſt aufklärt und berichtigt, bildet das Ganze eine fortlaufende Selbſtverſtändigung des großen Denkers.

Wir ſind in den Stand geſetzt, die Entſtehung und das Werden ſeines Gedankens, das Ringen deſſelben mit ſich ſelber, und die im Verlauf ſich immer klarer werdende und immer tiefer greifende Konſequenz deſſelben zu beobachten.

Gedruckt wurden diese Fragmente erst 1846 unter preußischer Censur, im siebenten Bande der von seinem Sohn besorgten Gesammtausgabe der Fichteschen Werke (Berlin 1846, Veit & Co.), und da natürlich weder unser Publikum, noch diejenigen, welche ihm die tägliche Zufuhr von Bildungsnahrungsmitteln besorgen, den siebenten Band eines philosophischen Werkes einzusehen pflegen, so blieben die Fragmente ein strenges Gelehrtengeheimniß.

Sehen wir also, ob diese Fragmente außer ihrem im Allgemeinen so anziehenden Inhalt nicht im Verlauf Einiges enthalten, was wie durch ein Wunder als die brennendste Schilderung der brennenden Fragen der Gegenwart erscheinen kann.

Wir bemerken noch zur Unterscheidung, daß die in krumme Klammern ( ) eingeschlossenen Parenthesen sämmtlich von Fichte selbst herrühren; die uns angehörenden sind in gerade Klammern [ ] gesetzt. —

Fichte wirft sich in Bezug auf jenen Aufruf „an mein Volk" zunächst die Frage auf (S. 547): „Welches ist „ein Landesherrenkrieg, was ein Volkskrieg, und was verlangt „das Volk im letzteren?"

„Ich muß da gründlich gehen. Das Reich ist der Bund „der Freien, dieses auch allein ist bewaffnet; der Landesherr „darf sich nicht waffnen. (Da wird mir freilich ganz klar, daß „es zu einem deutschen Volke gar nicht kommen kann, „außer durch Abtreten der einzelnen Fürsten. Ueberhaupt „ist Erblichkeit der Repräsentation ein völlig vernunftwidriges „Prinzip; denn die Bildung, zumal die höchste, hier erforderliche, „hängt durchaus von individueller Anlage und Bildung ab, und „führt gar nichts Erbliches bei sich. In dem patriarchalischen „Staate ist die Erblichkeit richtig, wo der Souverän Herr des „Landes ist und diesen Besitz wie ein Privateigenthum hinterläßt.)"

„Die Menge ſieht nun dies Alles nicht ein; die es ein„ſehen ſind die Schwächeren. Die eigentliche Macht, welche die „Menſchen unterjocht, iſt ein falſcher Wahn. — Aber das „Correctiv hat ſich von ſelbſt eingeſtellt: der Fürſt wird, all„mälig, Vernunftſtaat; nur die Privilegien des Adels muß er „abſchaffen."

„Aber dadurch werden wir nicht Deutſche, und unſere „Freiheit bleibt auch außerdem, wegen der kleinlichen eigen„nützigen Intereſſen, ungeſichert. Alle Kriege der Deutſchen „gegen Deutſche ſind dafür ſchlechthin vergeblich geweſen, auch „faſt immer für die Intereſſen des Auslandes gefochten wor„den, deſſen einzelne Provinzen wir wurden."

„In Deutſchland wird eigentlich nach der Univerſalmonarchie „geſtrebt, weil es auch da am leichteſten geht wegen „der Urverwandtſchaft aller Stämme: daher das „Gegenſtreben der einzelnen, beſonders kleineren „Fürſten. — Setze, ein Staat, z. B. Preußen, erbaute ſich „nach dieſem Muſter: ſo wird es doch immer Kriege geben. „Föderative Verfaſſung? Wo ſoll [avis für unſere Föderas„liſten] wo ſoll der ſtärkere Richter herkommen? Wer „will Oeſterreich oder Preußen zwingen? Auch, „welche vergebliche Kraftanſtrengung! — Es bleibt gar „nichts übrig, als daß die Fürſten ſelbſt reſigniren und „zuſammentreten als ein conſtituirender Rath. Aber das „werden ſie nicht wollen und ſo iſt's denn aus! Es „bleibt drum ganz beim Alten. Die Deutſchen ſchei„nen beſtimmt ſich aufzulöſen in Franken, Ruſſen, „Oeſterreicher, Preußen, si diis placet!" —

„Man könnte ſagen, es wird nach und nach zu einem „deutſchen Volke kommen. Hierüber: wie kann es überhaupt „zu einem Volke in ſeinem Begriffe kommen? (Griechenland „wurde ebenſowenig Eins. Was hinderte dies: Antwort: „der ſchon zu feſte Einzelſtaat)."

„Es muß ein Geſetz geben“ — wühlt er ſich tiefer und tiefer in ſein Nachſinnen ein — „bis zu welcher Stufe „der Bildung ſich Menſchen nicht mehr zu einem neuen „Volke geſtalten? Könnte ich dies finden?“ Und als Antwort ruft er aus: „Wenn das Volkſein ſchon in ihr na„türliches Sein und Bewußtſein eingegangen!“ — Er explicirt dieſen Satz ſofort näher: „Hier iſt jedoch ein dop„peltes zu unterſcheiden: die Menſchen ſollen mit einem an„deren Volke verſchmelzen (wie etwa den Polen angemuthet „wird), oder ſie ſollen aus ſich ſelbſt ein neues nie dage„weſenes Band bilden: — das iſt die Aufgabe der Deut„ſchen. — Es iſt da viel dunkles. Der Staat ſelbſt ruht auf „allgemeinen Vernunftbegriffen. Was iſt nun das eigentliche „Nationale? Ich denke: gegenſeitiges Verſtehen zwiſchen „Repräſentirten und Repräſentanten. — Nun giebts etwas, „worüber ganz gewiß Einverſtändniß herauszubringen iſt: die „bürgerliche Freiheit. Dieſe wollen alle; kein Volk von „Sklaven iſt möglich. Nicht mehr umzubilden daher wäre „ein Volk, noch zum Anhange eines anderen zu machen, wenn „es in einen regelmäßigen Fortſchritt der freien „Verfaſſung hineingekommen. Dazu alſo iſt es fort„zubilden, um ſeine nationale Exiſtenz zu ſichern. „Dies iſt ein Hauptgedanke!“ —

Ja wohl iſt dies ein Hauptgedanke! Doch bedarf er zu ſeinem konkreteren Verſtändniß noch einer kurzen Explikation. Iſt ein noch ſo großer überall her verſammelter Haufe von Leuten ein Volk? Gewiß nicht. Zu einem Volke iſt vielmehr noch erforderlich, daß dieſer Haufe in urſprünglicher Weiſe von demſelben identiſchen beſtimmten Geiſte beſeelt ſei, der einem Volke durch Racenabſtammung, Tradition und Geſchichte vermittelt wird. Dies iſt ein Volk, aber nur erſt an ſich. Das Volk iſt dann zu vollendeter Wirklichkeit gelangt, oder das Volkſein iſt dann,

wie Fichte ſagt, in ſein Bewußtſein und ſein wahrhaftes Sein übergegangen, wenn es dieſen gemeinſchaftlichen eignen urſprünglichen Geiſt nun auch ſelbſt herausſetzt und entwickelt. Alle Geſchichte und aller Drang eines Volkes beſteht in nichts als in der Verwirklichung dieſes Geiſtes. Ein Volk iſt frei, wenn es dieſe Selbſtverwirklichung ſeiner bewußt ausführen kann. Ein ſolches Volk läßt ſich daher nie erobern oder zu dem Anhängſel eines andern machen, weil es dann ſtatt wie bisher ſich ſelbſt zu verwirklichen, einem andern und fremden Geiſte und Willen hingegeben iſt, und ſomit jetzt wahrhaft beherrſcht, aus Freien in Sklaven verwandelt wäre. Dieſer Gegenſatz iſt der principielle und daher ein ſo blutiger und unverſöhnlicher, daß ſo lange die Geſchichte ſteht, noch nie ein wahrhaft freies Volk von Außen unterjocht worden iſt, vielmehr durch die Energie, nicht von ſich ablaſſen zu wollen und dies gar nicht zu können, ſelbſt unter den ungünſtigſten Verhältniſſen und mit der größeſten Uebermacht ringend geſiegt hat. Aber dieſe Energie iſt eben darum nur bei einem ſolchen Geiſte nothwendig vorhanden, der ein ſich ſelbſt beſtimmender und deshalb ein in allen ſeinen Punkten und Theilen von ſich ſelbſt durchdrungener iſt! — Wo aber ein Volk in ſeinen heimiſchen Zuſtänden noch nicht dazu gekommen iſt, den eigenen geiſtigen Inhalt frei ausführen, ſich ſelbſtverwirklichen zu können, ſondern noch beherrſcht wird durch privilegirte Stände, Klaſſen ꝛc., da iſt auch dieſer letzte Grad von in ſich geſchloſſener Individualität und Feſtigkeit noch nicht eingetreten. Denn zwiſchen dem einen Beherrſchtwerden und dem andern, iſt kein derartiger prinzipieller Gegenſatz wie zwiſchen Sichſelbſtbeſtimmen und von anderen beſtimmt werden. Die

Hauptbestimmung ist hier vielmehr in beiden Fällen die gemeinsame, daß die Selbstverwirklichung des eigenen Geistes nicht vorhanden ist. Darum kann eine Herrschaft mit der andern vertauscht werden, oft ohne jeden Widerstand, wie z. B. als Oesterreich Lothringen an Frankreich gegen Toskana hingab. — Hier ergiebt sich der tiefe Sinn des Wortes, das neulich ein anderer scharfer und umfassender Denker (August Boeckh in seiner Rede zur Schillerfeier der Berliner Universität, S. 8) aussprach, daß „die Vaterlandsliebe nur den Freien zukommt." Fichte hat also Recht zu sagen, es gebe einen Bildungsgrad, bei welchem ein Volk nicht mehr wie ein Haufen Leute zu behandeln und einem andern Volk zu assimiliren ist. Und dieser Bildungsgrad löst sich auf in den Freiheitsgrad, wenn ein Volk dahin gekommen ist, mit Bewußtsein den eigenen nationalen Geist zur freien Selbstverwirklichung zu bringen, oder wenn es, wie Fichte sich ausdrückt „in einen freien Fortschritt der Verfassung hineingekommen." Hierbei wird man natürlich nicht in das komische Mißverständniß verfallen, das Wort „frei" bei Fichte im gothaischen Sinne zu nehmen. Denn daß nach ihm nicht von „Freiheit" die Rede sein kann, wo z. B. Pairie und Erblichkeit der öffentlichen Herrschaft existirt, wird sich in der Folge noch sehr bestimmt ergeben. — Aus dem Angegebenen erklären sich übrigens noch zwei Erscheinungen, die hier nur angedeutet werden mögen: Erstens der Grund, warum nur zu höherer Freiheit gelangte Völker solche, die hierin tiefer stehen und Freiheit nicht aus sich selbst zu erzeugen vermögen, sich assimiliren können, und warum hierin, wie ich unlängst anderwärts in Kürze nachgewiesen, ein berech-

tigter Fortſchritt zu ſehen iſt. *) Zweitens — der Grund jenes inſtinktiven und tief charakteriſtiſchen Unſicherheitsgefühles, das jetzt Deutſchland mit gutem Recht durchzittert. Wir ſtehen zwiſchen zwei Ländern, von denen das Eine, Rußland, trotz allem ſcheinbaren Verzicht, beſtimmt iſt, ſich ſo lange gewaltſam ausdehnen zu wollen, bis es hieran in ſeiner jetzigen Geſtalt zu Grunde geht, das andere, Frankreich, zwar durchaus nicht unter einem ſolchen Geſetz ſteht, aber durch ſein gegenwärtiges Regiment genöthigt iſt, auswärtige Beſchäftigung zu ſuchen. Zwiſchen zwei ſo mächtigen, geſchloſſenen und auf das Ausland hingetriebenen Nachbarn geſtellt, durchzittert nun eben dieſer Inſtinkt unſer Volk, daß ſelbſt unſer blos nationales Daſein noch nicht geſichert iſt, ſo lange wir nicht im Innern zur Freiheit gekommen, und daß deshalb ſogar unſere Exiſtenz überhaupt gefährdet iſt, wenn wir ſie nicht zu jener ſich ſelbſt garantirenden Bedingung zu entwickeln verſtehen!

Doch zu Fichte zurück. „Dies führt“ — wendet er ſich wieder zu ſeinem Ausgangspunkt — „auf den Begriff „des wahren Krieges: des Volkskrieges, zum Unterſchiede vom „Kriege der Landesherren. Jener iſt durchaus auf Sieg und „volle Wiederherſtellung gerichtet; das ganze Volk kämpft, und „kein Theil deſſelben darf ihm verloren gehen, kann aufgegeben „werden. Wenn alle ſo denken, ſo iſt nichts zu erobern, als „ein leeres Land. — — Das letztere iſt Krieg für die Lan„desherrſchaft und die daran hängende Herrſchaft über die „Abſcripten. Es iſt ein Krieg des Intereſſes, des Mein und „Dein. (Landesherr und Fürſt iſt zweierlei: Fürſt iſt An-

*) S. meine Broſchüre „der italieniſche Krieg und die Aufgabe Preußens“, Berlin, bei Franz Dunker. 2. Aufl., S. 8 ff.

„führer, Herzog, der Freien. Wo es einen eigentlichen Landes-„herrn giebt, da giebt es kein Volk. Wenn aber die Fürſten „ſelbſt Sklaven werden, lernen ſie die Freiheit ehren). Wenn „nun" — ſchließt er weiter — „der unterjochte Fürſt an „ſein Volk appellirt, heißt das: wehret euch, damit ihr nur „meine Knechte ſeid, und nicht eines Fremden? Sie wären „Thoren. Ich trage meine Säcke, ſagt die Fabel. (Freilich „iſt das Geheimniß des gegenwärtigen Krieges, daß die Bürde „zu ſchwer ward und wir entbrannt ſind, nur um die Er-„leichterung)." —

„Entbrannt nur um die Erleichterung" der Bürde, nicht um die Freiheit! — Dies Geſtändniß hat etwas Erſchütterndes aus dem Munde des Mannes, der damals die Berliner Univerſität ſchloß und die von ihm begeiſterte Jugend aus den Hörſälen in den Kampf trieb, aus dem Munde des Mannes, welcher verlangte, die Armee als Heerredner in den Krieg begleiten zu dürfen!

Dies Geſtändniß, das er ſich im Augenblick ſeines von höchſtem Pathos erfüllten Wirkens im einſamen Zimmer mit kalter Gedankengrauſamkeit ablegt, — wie traurig hat es ſeitdem eine funzigjährige Geſchichte gerechtfertigt! Und wie knabenhaft erſcheinen daneben unſere Afterpatrioten, die noch heute, und heute faſt mehr denn je, die eigene abgeſtammte Unfreiheit mit der Freiheit verwechſeln.

„Alſo im eigentlichen Volkskriege" — reſümirt er ſich — „kämpft für ſein eigenes Ermeſſen des Zweckes das Volk, „nicht für das Intereſſe oder die Einbildung eines ſolchen, „der abgeſondert von ihnen geboren wird und ſtirbt, durch-„aus nicht der ihrige iſt." Und auf einmal ſeinen Thors-Hammer zu einem kurzen und dröhnenden Schlage ſchwingend, ruft er in ſeinem gewaltigen Lapidarſtyl aus: „All-„gemeiner Satz: — Ein deutſcher Kaiſer, der ein Haus-

„intereſſe hat, hat zugleich eines, deutſche Kraft zu brauchen „für ſeine perſönlichen Zwecke. Hat Oeſterreich ein ſolches, „hat es Preußen?“ Und mit zwei gleich kurzen und beſtimmten Schlägen ertheilt er ſich die Antwort: „Oeſter„reich allerdings: Italien, die Niederlande, ſeine Provinzen „nach der Türkei zu, ziehen es in fremde, undeutſche Konflikte.“ [Avis für unſere patriotiſchen Affen des Jahres 1859, die es für eine deutſche Aufgabe anſahen, uns zur Knechtung Italiens unter das öſterreichiſche Joch zu erheben! Freilich, neben einem Beneden, Fröbel und den Politikern der „Augsburg. Allg. Ztg.“ ſinkt ſelbſt der Verfaſſer der „Reden an die deutſche Nation“ zum Landesverräther herab!] „In Italien“ — fährt Fichte fort — „fordert ſein Intereſſe kleine, unbeholfene Staaten; „die Eiferſucht Frankreichs bewacht es da. — Die Nieder„lande; — dieſer Stein des Anſtoßes muß durchaus gehoben werden. [Fichte wollte alſo ſchon damals, wie dieſe Worte zeigen, die Lostrennung dieſer Länder von Oeſterreich.] „Alſo“ — faßt er ſich zuſammen — „Oeſterreich kann nicht Kaiſer ſein.“

„Preußen?“ fragt er ſich weiter. Und er giebt die prophetiſche Antwort: „Es iſt ein eigentlich deutſcher Staat; „hat als Kaiſer durchaus kein Intereſſe zu unterjochen, „ungerecht zu ſein, vorausgeſetzt, daß ihm beim künftigen „Frieden ſeine angeſtammten, zugleich durch Proteſtantismus „ihm verbundenen Provinzen zurück erſtattet werden. Der „Geiſt ſeiner bisherigen Geſchichte zwingt es aber „fortzuſchreiten in der Freiheit, in den Schritten „zum Reiche;“ [Er verſteht hierunter wie das Folgende zeigt, die Herſtellung eines einigen und untheilbaren, nicht föderativen deutſchen Reichs] „nur ſo kann es fort„exiſtiren. **Sonſt geht es zu Grunde!!**“

„Vor allen Dingen wäre jedoch“ — mit dieſen Worten vertieft er ſich in neues Sinnen — „der Unterſchied zwiſchen „Bürgern und Unterthanen, der nicht ſo leicht iſt, wie es an„fangs ſchien, noch ſchärfer zu faſſen. Der erſte lebt nur für „ſelbſtgeſetzte Zwecke — meinte ich oben; dies kann man aber „nicht ſagen. Keiner vermag nur dafür zu leben, und keinem „kann man wieder das Vermögen ganz entziehen, in irgend „einem Bereich ſich eigene Zwecke zu ſetzen. — Iſt die Dienſt„barkeit, das Arbeiten für Andere ohne Aequivalent, ein ſicheres „Kennzeichen des Unterthanen? Dies paßt kaum auf das Ver„hältniß zum Fürſten, ſondern nur auf das zum Adel. — „Ein ſicheres Kennzeichen ſcheint zu ſein die Ungleichheit „der Geburt. Ganz richtig! denn nur die Menſchheit iſt „Quell der Rechte und Pflichten. Wen nun nichts bindet, „als daß überhaupt ein Rechtszuſtand ſei, der iſt eben „Bürger. Wen noch etwas Anderes bindet (dies kann nur „Gewalt ſein), der iſt Unterthan, unterworfen der ſtets „über ihm brütenden, ſelbſt außer dem gleichen Geſetze ſte„henden Gewalt.“

„So der Fürſt; — aufs allermindeſte ſagt er: du muß „mich und meine Erben und Erbnehmer als den höchſten Inter„preten deines rechtlichen Willens annehmen; außerdem darfſt „du dies Land nicht bewohnen! (Sagt dies nicht klar der „Huldigungseid?)“

„Da der Fürſt nur Einer, die Unterthanen alle ſind, „ſo würden ſie nicht gehorchen, wenn es nicht mehr Vortheil „wäre, für den Einen zu ſtehen, als für alle. Deshalb be„darf der Fürſt Mitheilnehmer an ſeiner Gewalt, „welche Vortheil darin finden, ihm die Menge in Gehorſam „zu halten; der Fürſt wird ihnen dafür das Recht auf gewiſſe „Dienſtbarkeit der Anderen bewilligen (denn die abſolute, die „Souveränität, behält er ſich ſelbſt vor); und zwar, zu gegen-

„seitiger Sicherheit und dauerndem Vortheil, am „besten erblich. So muß" — [„muß" sagt Fichte, und stimmt darin mit Recht mit der „Kreuzzeitung" vollkommen überein. Die Ohnmacht der Mittelparteien, diesen noch auf viel tiefere Art zu beweisenden, aber schon in der Form, die ihm Fichte giebt, bis zur Evidenz einfachen und durchsichtigen Satz zu begreifen, ist wahrhaft staunenswerth!] „so muß in solchen Staaten ein Erbadel sein „mit Privilegien, d. i. mit umsonst ihnen geleisteter Ar„beit (Montesquien hat Recht). Man hört wohl von Theo„logen lehren: es sei Gottes Wille, den Fürsten zu gehorchen. — „Dem Rechte wohl; in dieser Behauptung erhebt man sich „nicht einmal zur Idee desselben, sondern verwechselt den „Willen des Fürsten gradezu damit. Aber wo steht denn diese „Interpretation? — Es ist des Teufels positiver Wille; „Gottes nur zulassender, damit wir uns befreien."

Man sieht, Fichte versteht trotz Leo mit den Formen von Gott und Teufel zu raisonniren. Freilich mit einem andern Inhalt.

Und froh über die selbst erzeugte Klarheit, ruft er aus: „Jetzt den entgegengesetzten Begriff geschärft: — der „Bürger ist nur durch das Recht überhaupt gebunden. „So ist auch der Angelobungseid (z. B. des Unterthanen) ein „wohlbedachtes Versprechen. Nun kann aber der Mensch „nichts versprechen, er kann sich in nichts binden, was „gegen seine Bestimmung ist. Versprechen der Sklaverei „ist durchaus widerrechtlich. — Gründlich: es giebt nach „mir gar keine geltenden Verträge, als die durch das „Recht geforderten." — Aber wenn selbst der Vertrag und das juridische Recht fortfiele — wo bleibt die erhabene Tugend der Treue? Sollte Fichte, der deutsche Idealist, der so fern von der „romanischen Frivolität" der Franzosen,

ſollte dies anerkannte Vorbild ſtrengſter Sittlichkeit und Reinheit ſie nicht berückſichtigt haben? O doch! und er bleibt den Kreuzzeitungsrittern von damals und heut die bündige Antwort nicht ſchuldig: „Die gewöhnliche Adels„ehre, Treue gegen einen Herrn, iſt Tugend des Hundes: „nur ein Bild und Symbol der Treue gegen das innere „Geſetz; — politiſcher Kehlerglaube aus Faulheit. Die „Menſchen ſind nicht ſo gewiſſenlos, ſie ſuchen aber allent„halben Ruhekiſſen.“

Er ſammelt ſich jetzt. Er überlieſt das bis dahin Geſchriebene. Vor allem ſtößt ihn der Widerſpruch zwiſchen der philoſophiſchen Unzuläſſigkeit und dem hiſtoriſchen Daſein des Fürſten. Sollte es keine Verſöhnung geben zwiſchen Beiden? Er ſchreibt nieder: „Bei Leſung der po„litiſchen Schrift. — Ich gebe hiſtoriſch zu den Zwingherrn. „Was aber ſollen die Anderen, die dies anerkennen, thun? — „Kein Amt läßt ſich erben, und das Fürſtenamt ließe ſich's? „Pflichten der Fürſten? Sie denken Wunder wie Großes ſie „ſagen!“ [nämlich wenn ſie ſolche Pflichten zugeben] „Die „erſte wäre die, in dieſer Form nicht dazuſein! — Wenn ſie „die Pflicht nicht thun, ſo ſoll man ihnen nicht gehorchen? „Wer ſoll denn richten? Da haben wir den Widerſpruch.“ —

Und nachdem er den Widerſpruch ſo ſchneidend als möglich conſtatirt, verſucht er ſeine theoretiſche Löſung: „Um einen gewiſſen Gegenſatz zwiſchen hiſtoriſch und philoſo„phiſch leichter zu machen:“

„Ein Fürſt ſoll nicht ſein; es ſoll Keiner ſich zutrauen, „daß er der Ausſpruch des Rechtes ſei.“

„Wiederum: die Menſchen müſſen zum Rechte gezwungen „werden; das kann Jeder thun, der es eben leiſtet; „dieſer ſodann iſt der Zwingherr und Fürſt; für ihn iſt „auf dieſem Boden das Factum der Leiſtung und der

„Glaube, den er findet, der Rechtstitel. Aber der wahre „Rechtstitel kann nur das allgemeine Recht sein; die „erste Absicht des Fürsten muß daher sein, sich selbst als „Zwingherr überflüssig zu machen.“ Nur unter der Bedingung dieser Absicht, sich selbst aufzuheben, gesteht er ihm Berechtigung zu. Aber diese Berechtigung erfordert zu ihrem Verständniß im Fichteschen Sinne noch eine kurze Explikation. Diese Bedingung wird nach ihm nur erfüllt durch eine den Zwang ex post rechtfertigende und aufhebende Erziehung Aller zur eigenen Einsicht und Freiheit. Unter der Bedingung solchen Wollens und Thuns darf — und dies ist der tief-ethische und tief-revolutionäre Grundgedanke seines gesammten staatsrechtlichen Systems. — Jeder alle Andern zum Objektiv-Rechten zwingen. Zwang zur Freiheit ist ihm im höchsten Grade sittlich, und das ihn vom unsittlichen Zwange unterscheidende Kriterium besteht eben darin, daß er darauf ausgeht, durch Erziehung der noch Uneinsichtigen und Unfreien zur Freiheit sich selbst abzustreifen. Am kürzesten spricht Fichte diesen Gedanken in seinem im selben Jahre geschriebenen ersten Excurse zur Staatslehre aus (Bd. VII. S. 578): „Alle Errichtung des „Reichs und des Rechtsgesetzes geht aus von einem Gegen„satze und ist dessen reale Lösung. — Dem Rechtsgesetze „unterworfen sein, heißt: unterworfen sein der eigenen Ein„sicht. Aber — für das Recht, das eigene und das „allgemeine, darf jeder zwingen und es auf sein „Gewissen nehmen, ob es die Andern erkennen „oder nicht. — Nun ist jedoch das Recht eines Jeglichen, „nur seiner Einsicht zu folgen: dies wird darum durch „den Zwang in der Form verletzt.“ —

„Nur derjenige iſt der wahre (rechtmäßige) Staat, der „dieſen Widerſpruch thatkräftig löſt. Das vermittelnde Glied „iſt nämlich ſchon gefunden: es iſt die Erziehung Aller „zur Einſicht vom Rechte. Nur wenn der Zwangsſtaat „dieſe Bedingung erfüllt, hat er ſelbſt das Recht zu exiſtiren, „denn in ihr bereitet er die eigene Aufhebung vor."

Es iſt derſelbe tiefe Gedanke, der in den uns beſchäftigenden Notizen überall durchgreift; darum bemerkt er bereits S. 561 daſelbſt, den hiſtoriſchen und den Vernunftſtaat verſöhnend: „Indeß erhält dies Alles hiſteriſch ein „entſchuldigendes Licht. Der Menſch muß zur Rechtsverfaſſung „gezwungen werden. Das thut denn der vermeinte Grund„herr d. h. der Zwangsherr überhaupt. So entſteht eine „mildere Anſicht. Die Menſchheit ſteht unter dem Zwange. „Die Menſchheit entbindet ſich des Zwanges. Das Letztere „durch Einſicht des Rechtes. Das Recht muß ſchlechthin „ſein, und wer es nicht durch ſich ſelbſt einſieht, muß „gezwungen werden." — [Es iſt hohe Zeit heut, wo alles in die Hohlheit und Leerheit des nur auf der perſönlichen Willkür beruhenden Liberalismus wie in einen häßlichen Moraſt zu verſinken droht, wieder an dieſe hohe, objektive Begriffsbeſtimmung zu erinnern. Sie wird eben ſo ſehr bei Fichte's größerem Nachfolger, Hegel, aufrecht gehalten, bei dem ſie als das objektive Recht der Idee erſcheint, ſich zwangsweiſe durchzuſetzen.] „So laſſen ſich" — fährt Fichte fort — „auch alle die Ver„hältniſſe beurtheilen, die vom ſchon ausgebildeten Vernunft„ſtaat aus beurtheilt, hart und unrechtmäßig erſcheinen: ſie „ſind Vorſtufen deſſelben, und Bedingungen, ohne welche es „niemals zu ihm kommen könnte. Nur die Erziehung zu „hindern, hat der Fürſt kein Recht (alle Hinderungen der Auf„klärung waren ſolche Verhinderungen der Erziehung); denn

„da wäre es klar, daß er in jenen Veranstaltungen zum „Zwange nicht das Recht, sondern seine Gewalt im „Auge habe."

Darum ruft nun Fichte, an der zuletzt angeführten Stelle, wo wir uns unterbrochen haben, nachdem er auseinander gesetzt, der Rechtstitel des Fürsten könne nur in der Absicht bestehen, sich selbst als Zwangherrn überflüssig zu machen, aus: „Erblichkeit der Zwingherr„schaft kann gar nicht eingeführt werden. Weder faktisch „das Talent, noch begriffsmäßig das Recht zu herrschen, läßt „sich vererben. — Die Maxime von dem Forterben der „Herrschaft ist darum die wahrhaft unrechtliche, begriffs„widrige. In jenem Systeme [bei der Erblichkeit] wird die „Zwangsherrschaft ein Besitz: dies nun ist die Tyrannei; — „Zwang um sein selbst willen."

Also konkludirt er nunmehr: „Erziehung zur Frei„heit ist die erste Pflicht des Zwingherrn. Vererbung „der Gewalt geht gar nicht. Bei solchen Aussichten nun, „wie kann es von dem jetzigen Punkte aus zur „Freiheit kommen? — Wollte irgend ein Fürst, so will „der Adel sicher nicht. (Zu verschmelzen, unterzu„gehen in die Deutschheit, seine Standesinteressen „aufzugeben, dazu sind sie zu beschränkt!) **Also „her einen Zwingherrn zur Deutschheit!** — Wer es sei; „mache sich unser König dieses Verdienst! — Nach seinem Tode „ein Senat; da kann es sogleich im Gange sein."

„Mache sich unser König dieses Verdienst" — so ruft nun seit 50 Jahren harrend, klagend, anfeuernd und wiederum gläubig hoffend das deutsche Volk durch seine politische Wüste — und nur das frostige Echo hallt ihm seine sich an den kalten Felsen derselben brechende Stimme zurück!

Ach! es geht dem deutschen Volke, wie dem Heine'schen Jüngling, der die Sterne befragt:

Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt
Und ein Narr nur wartet auf Antwort!

Fichte selbst entdeckt noch in denselben Notizen, wie wir später sehen werden, warum das nicht sein *wird*, warum das gar nicht sein *kann*! —

In dem zuletzt angeführten Absatz erwähnt Fichte zum zweitenmal in diesen Notizen, des Adels als eines Haupthindernisses einer nationalen Gestaltung des Volkswesens. Man muß jedoch deshalb nicht glauben, daß er in vorurtheilsvollem Hasse gegen diesen Stand befangen gewesen sei. Er nimmt ihn vielmehr ausdrücklich gegen den Vorwurf, daß er „bösartig oder gewaltthätig" sei, in Schutz, was auch um so weniger wundern kann, als Fichte die Reaction seit 1849 nicht miterlebt hat. Er nimmt ihn hiergegen in Schutz, „denn" — sagt er wörtlich (s. S. 523) — „hierzu gebrach es bei der Mehrheit an „Kraft, sondern sie waren *in der Regel blos dumm und* „*unwissend, feige, faul und niederträchtig.*" Auch sagt dies Fichte nicht nur und beweist auch nicht blos, daß dies so *sei*, sondern er beweist auch, warum dies so *sein müsse*, und der Leser kann diesen mit haarscharfer Logik geführten Beweis von S. 519—523 nachlesen.

Doch zurück zu der Stelle, bei der wir stehen geblieben.

Fichte fühlt, daß er sich noch immer nicht konkret genug Rechenschaft abgelegt habe von der Eigenthümlichkeit unserer Lage, von den Gründen unserer Hoffnungslosigkeit, von der innersten Beschaffenheit unseres Elends, von den alleinigen Mitteln, die zu einer Ueberwindung desselben führen können. Er wendet sich von Neuem, als habe er

noch Nichts geſchrieben, zurück auf die Erforſchung des innerſten Quellpunktes unſerer Krankheit und jetzt ſtrömen denn mit einander wetteifernd unter ſeiner Feder hervor die gedankentiefſten Sätze und die populärſten, beredteſten Schilderungen, und unter anderen auch — die genaue Geſchichte des vergangenen Jahres. So wahr iſt es, daß in der Wirklichkeit nichts erſcheinen kann, was nicht dem Gedanken entſtammt wäre, und daß dieſer ſie lange voraus zu erkennen und ihre Phänomen vorherzuſagen vermag.

Statt, wie unſere Tagespolitiker, an der oberflächlichen Außenſeite der Dinge und der Beſeitigung einer beſtimmten äußerlichen Form des Uebels ſtehen zu bleiben, greift er mit ſicherer Hand an die Wurzel deſſelben. Der Begriff der Föderation iſt es, der dies Uebel darſtellt und ſo lange er, gleichviel unter welchen Formen, unſere politiſche Geſtaltung beherrſcht, das Volkſein und den Charakter eines deutſchen Volkes von uns ausſchließen muß. Nichts iſt kläglicher als die Gedankenarmuth unſerer Fortſchrittspolitiker, welche da glauben, uns durch irgend eine geänderte Form der Föderation einen Fortſchritt und eine Volkseinheit geben zu können. Nichts lächerlicher als die Selbſtverkennung jener Revolutionäre, welche — und wir könnten hier eine Reihe der accreditirteſten demokratiſchen Namen anführen — Deutſchland in eine Anzahl oder Zweiheit von Föderativ-Republiken theilen und unſere Zerriſſenheit und Volksloſigkeit ſo verewigen wollen. Die Föderation iſt eben das, wovon wir herkommen, das was unſere bisherige Geſchichte ausmacht, das was wir in allen Formen erſchöpft haben, das was aufzuheben iſt, wenn wir einer glorreichen nationalen Zukunft fähig ſein ſollen; glücklicherweiſe auch

das, was unter den ehernen Hammerschlägen der Nothwendigkeit vor Allem zusammenbrechen wird und muß. Alle diese Föderativ-Republikaner sind daher nicht nur ganz eben so reaktionär wie die Bundestägler; sie sind sich selber unbewußt insofern noch weit reaktionärer, als sie uns selbst noch unter der lockenden Form der neuen Freiheit den alten abgestandenen reaktionären Inhalt verkaufen wollen. Zu verwundern ist das nicht; denn bei jeder großen Weltwende ereignet es sich, daß kannegießernde Politiker, welche ihren Blick nicht zum Gedanken erheben können, sondern, revolutionär nur in ihrer eigenen Einbildung, die Seele von der empirischen Wirklichkeit beherrscht behalten, das komische quid pro quo begehen, gerade das, womit es zu Ende geht, für den Inhalt der neuen Zeit zu nehmen. Neben diesem großen Gegensatz von Föderation und Volkseinheit sinkt sogar der Gegensatz zwischen Monarchie und Republik zu einem relativ unbedeutenden herab, und wir glauben ganz ernsthaft, daß selbst diejenigen, welche ein erbliches, monarchisches einiges deutsches Kaiserthum mit gänzlicher Kassirung der 35 Unterfouveränitäten wollen, und sei es auch mit allen Schnörkeln, Quasten und Sentimentalitäten der Burschenschafts-Zeit, doch immer noch auf einer viel höheren Stufe der Intelligenz und politischen Wahrheit stehen, als unsere Föderativ-Republikaner.

Doch lassen wir Fichten das Wort. — Wenn so viele unserer Demokratenführer 1848 und noch heute hierüber in der vollständigsten Einsichtslosigkeit befangen sind, so ziemte es natürlich Fichten schon 1813 hierüber mit sich im Klaren zu sein.

Er beginnt von neuem: „Ueber die Einkleidung des „Ganzen: — an die Deutſchen, die ſich zum Begriffe der „Freiheit erhoben haben. — Iſt ein deutſches Reich möglich, „Ein Bürgerthum, im Gegenſatze mit der Conföderation? Beweis, daß es ein deutſches Bürgerthum nie „gegeben habe, noch gebe, noch auch ohne eine gänzliche „Umſchaffung aller öffentlichen Verhältniſſe geben „könne. Wenn die Stärkeren es wollen, oder wenn die, „ſo es wollen, wie ich es denn aufrichtig will, die Stärkeren ſind, dann geht es. Aber" — fügt er ſeufzend hinzu — „dieſe Vereinigung bezweifle ich durchaus."

Doch wieder reißt ſich ſeine ringende Seele empor: „Dennoch" — ruft er aus — „wäre es Gott zu erbarmen, wenn es nicht ein deutſches Volk geben „ſollte! denn es giebt, außer dem Bewußtſein der einzelnen „Völker, für den Beobachter allerdings einen gemeinſamen „Charakter. (Und das iſt eben die Merkwürdigkeit: „der Charakter anderer Völker iſt gemacht durch ihre Geſchichte. Die Deutſchen haben als ſolche in den letzten „Jahrhunderten keine Geſchichte; was ihren Charakter „erhalten hat, iſt darum etwas ſchlechthin Urſprüngliches; ſie ſind gewachſen ohne Geſchichte. Die Literatur als das Vereinigende iſt noch jung.)"

Wie aus der tiefſten Geiſterwelt tönen dieſe Worte zu uns herauf, beiläufig erklärend den Schillerjubel des verfloſſenen Jahres. Denn in der geiſtigen Einheit ſeiner, ſich auch durchaus nicht föderaliſtiſch in einen süd- und norddeutſchen Geiſt zerlegenden, Literatur iſt es, wo unſer Volk die Bürgſchaft ſeiner eigenen Geiſteseinheit und ſomit das fröhliche Unterpfand ſeiner nationalen Auferſtehung ſieht! — Was aber würde Fichte geſagt haben, wenn er gewußt hätte, daß noch funfzig

Jahre nach ſeinen Worten die literariſche Einheit noch immer das einzige Evangelium der kommenden politiſchen ſein würde!

Mit erneueter Schärfe wendet er ſich auf den Urfeind, den Föderalismus und ſeinen tiefen Gegenſatz gegen den Begriff des Volkes zurück und bringt ſich denſelben in langen und überaus reichen Ausführungen zur Klarheit: „Der Unterſchied zwiſchen Konföderation und Reichs„einheit iſt ſcharf zu faſſen. Haben die einzelnen deutſchen „Völker: Sachſen, Baiern, Nationaleinheit in ſich, oder „iſt ihr Intereſſe blos das Hausintereſſe ihrer Fürſten? „Dies iſt bedeutend.“ [Ja wohl, bedeutend!] „Ein „Volk begreift ſich nur als ſolches durch ſeine Geſchichte; „ſo die Sachſen durch gemeinſchaftliche Reformation und Kampfe „dafür: nicht ſo die neu civiliſirten und äußerlich verbundenen „Baiern. Den Neuweſtphalen wird geſagt: ſie hätten früher „ſogar Kriege gegeneinander geführt. Im ſiebenjährigen Kriege „waren Hannover, Braunſchweig, Caſſel bei der preußiſchen „Partei; Münſter, Osnabrück das eigentliche Weſtphalen „größtentheils bei dem Reiche; dies ſpricht ſich im Volksbe„wußtſein nun ſo aus: Gegen die verdammten Kerls, die Weſt„phalen, haben wir Krieg geführt, ſagt der Heſſe, nicht gegen „uns ſelbſt. Nun aber ſollen wir Krieg führen gegen unſere „alten Landsleute, die Preußen. Dieſe ſind nicht mehr wir? „Alſo in dem Umfaſſen und im Ausſchließen in und von „Einem geſchichtlichen Selbſt beſteht die Volkseinheit. „Alſo: die Neuweſtphalen ſollten auf das Gebot ſich als Eins, „als Wir, begreifen und alle die vorher darin Eingeſchloſſenen „aufgeben? Das läßt ſich befehlen?“

„Eine reichere und glänzendere Geſchichte giebt einen „haltſameren Nationalcharakter (dies erhebt den Preußen über „den Sachſen): ebenſo, wenn man dem Volke mehr Antheil an

„der Regierung giebt, es zum freien Miturtheilen läßt; es „nicht als ſtumme Maſchine, ſondern als bewußten und ge„rühmten Mitwirker gebraucht (das erhebt Preußen über „Oeſterreich)."

„Nationalſtolz, Ehre, Eitelkeit haftet ſich daher, „wie bei dem Individuum an Alles, und dient das Band „zu befeſtigen" [das die Sondernation unter ſich umſchlingende; ſomit dient es aber auch in jeder Form der Föderation, die Zerreißung der deutſchen Einheit im Volksgeiſte zu verewigen.] „Der Einzelne will es brauchen, um „ſich als Einzelnen vor ſich ſelber, und unter den Ausländern, „zu erheben. Ich bin ein Sachſe, Preuße; das ſoll ihm „Theil geben an den bekannten Vorzügen des Volkes. Man „wirft den Deutſchen vor, ſie hätten keinen Nationalſtolz. Wie „können ſie ihn doch haben, da ſie Deutſche nicht ſind? „Aber die Preußen, die Sachſen haben ihn. Ein Leip„ziger Student, ein Berliner Gelehrter aus den Zeiten der „Aufklärung, ein preußiſcher Werbeofficier! Oder habt ihr „einen öſterreichiſchen Wachtmeiſter ſein „Unſer Kaiſer" aus„ſprechen hören? Freilich war es verſeſſener Bauern„ſtolz, und dieſer mehr als jeder andere Umſtand „hat die Herzen der Deutſchen unter ſich ent„völkert. Jetzt, da ihr ſie untereinander laßt, werden an„gefeuerte, vom Volksgefühl erhobene Jünglinge bei den ſich „darbietenden Gelegenheiten zur Vergleichung dieſe Unart „laſſen? Ich fürchte" — man höre dieſe 1813 im Augenblick der höchſten Begeiſterung und Erregung des nationalen Einheitsgefühls geſchriebenen und darum wahrhaft wunderbare Vorausſagung und Erklärung unſerer jüngſten Vergangenheit — „ich fürchte, ihr ſäet neuen „Haß! — Ihr Fürſt, ſein glänzender Hof, ſein An„ſehen und äußere Würden — und kurz, was es ſei —

„Alles dient ihnen zur Erregung der Eitelkeit. Die „glänzenden Sklavenketten sogar. Wer hochmüthig sein will, „findet immer Grund; der gemeine Bauernkerl in seinen „ledernen Hosen. Aber ein Volk will es immer und kann „es gar nicht lassen; außerdem bleibt die Einheit des „Begriffs in ihm gar nicht rege."

Bis in seine innerste Tiefe erklärt hier Fichte das Phänomen, das besonders im vergangenen Jahre jeden deutschen Patrioten so ernstlich betrübt hat, die Eitelkeit der deutschen Volksstämme gegeneinander, aus welcher ihre Eifersucht aufeinander, und wieder ihre Verbitterung gegeneinander folgt. Aber, wie Fichte sehr richtig zeigt, diese Eitelkeit ist schlechthin unvermeidlich, so lange diese Volksstämme durch ein Sonderband zu einem besondern Selbst vereint sind. Diese Eitelkeit ist die „Einheit des Begriffs", welche den besondern Staat zusammenhält. Sie ist nichts als das Werthlegen auf das besondere Selbst, und ohne dieses Werthlegen würde die Einheit des besondern Staats daher sofort auseinander- und in die Attraktion der andern Volksstämme hineinfallen. Darum muß leider diese Eitelkeit mit ihren Folgen, der Eifersucht und Verbitterung, — abgesehen von kurzen besonders günstigen Momenten, in welchen wie z. B. 1848 das Volksgefühl durchschlägt — als eine permanente, bald in mehr, bald in weniger starken Schwingungen die Masse der Nichtdenkenden durchzitternde Empfindung vorhanden sein, so lange in irgend einer föderalistischen Form die einzelnen deutschen Volksstämme zu Sondereinheiten zusammengefaßt sind. Geschähe dies gar in der Form von zwei oder mehreren Föderativrepubliken, so würde wegen der hier herrschenden ungebändigten Freiheit und des in Republiken natürlichen

größeren Werthlegens auf die ſtaatlichen Unterſchiede die Eitelkeit und die Eiferſucht und die Verbitterung ſich nur ſteigern und zu dem gräulichſten gegenſeitigen Zerſtörungswerk führen, durch das jemals ein Volk ſich ſelbſt vernichtet hat.

Fichte fährt fort: „Deutſcher Nationalſtolz jedoch — „worauf hätte doch dieſer ſich gründen ſollen? Welches Band „haben wir denn gehabt und welche gemeinſame Geſchichte? „Im Türkenkriege waren die Brandenburger, Sachſen und an„dere Hülfstruppen. In franzöſiſchen Kriegen, in den Suc„ceſſionskriegen, getrennt. Der Revolutionskrieg endlich wurde „durchaus als Krieg für die Fürſten, nicht als Volkskrieg be„trachtet, auch hier theilte ſich das deutſche Reich alsbald. Die „weiteren zerſtörenden Folgen deſſelben für Deutſchland liegen „vor Augen. So löſten ſich die Bande."

„Literatur als Nationalverband? Wer kennt denn die „Literatur, als der Gelehrte ſelbſt. Wir verachten uns „untereinander." [Welche furchtbare Wahrhaftigkeit, mit der Fichte dieſe Selbſtbekenntniſſe ablegt.] „Der Vornehme zieht „unbedingt die franzöſiſche oder engliſche Literatur vor. — Und „dann — welcher Proteſtant erſtreckt ſo leicht ſeine Begriffe „von deutſcher Literatur auch über das Katholiſche? Der Ge„lehrte hat ſeinen Begriff vom Deutſchen aus der Geſchichte, „oder aus neueren Erregungen durch die Klopſtockſche Epoche. „Da exiſtirt er eigentlich nur; was geht dies das Volk an? „wie kann der ſo ganz veränderten Nachwelt ein vereinendes „Band aus der Hermannsſchlacht ſtammen? Jener Geiſt iſt „ausgeſtorben, und wer weiß, wo die Nachkommen jener „Kämpfer ſind."

„Der Krieg für Napoleon iſt nun zwar nicht populär „geweſen; aber die kleinliche Nationaleitelkeit und die alten Ge„fühle der Rache hat er ſehr aufgeregt. Sachſen, die alten,

„vor Feigheit ſich ſchützend, haben endlich ſiegen gelernt. „Baiern, die neuen, und darum erpicht zu werden, „eine rühmliche Geſchichte zu bekommen, [— in dieſen zwei Worten „und darum erpicht zu werden“ liegt der Schlüſſel für alle Intriguen, die das baieriſche Kabinet ſowohl im vergangenen Jahre geſpielt hat als auch ſo lange es exiſtirt, in alle Zukunft ewig ſpielen wird] „haben „eine Art Volkseinheit, weil ſie einen deutſchen Fürſten be„halten hatten und auch von keiner bedeutenden Volkseinheit „losgeriſſen wurden. Mit den Weſtphalen, die als Heſſen, „Preußen, Braunſchweiger von einer beſondern Geſchichte ge„trennt wurden, wollte es nicht ſo gehen.“

„(Mit dem Rheinbunde wollte Bonaparte blos das, „was vorher ſchon da war und ſich gezeigt hatte, „ausſprechen und für immer befeſtigen. — Was liegt darin? „Ein Naturgeſetz verfeſtigen, unter die Kunſt bringen. „Warum nämlich war es ſo, daß die kleineren Rheinfürſten ſich „an Frankreich wenden mußten? Weil ſie daſſelbe für ihre „Erhaltung intereſſiren mußten, indem die Reichsföderation ſie „nicht zu ſchützen vermochte. Alle Föderationen werden „nur durch den Vortheil oder die Uebermacht er„halten, ein nachhaltiger Begriff der Volkseinheit kann nicht aus ihnen hervorgehen. — Wenn „wir daher nicht im Auge behielten, was Deutſchland „zu werden hat, ſo läge an ſich nicht ſo viel daran, ob ein „franzöſiſcher Marſchall wie Bernadotte, an dem „wenigſtens früher begeiſternde Bilder der Frei„heit vorübergegangen ſind, oder ein deutſcher auf„geblaſener Edelmann ohne Sitten und mit Roh„heit und frechem Uebermuth, über einen Theil „von Deutſchland geböte.)“

Dieſe Worte ſind von einer erſchütternden Wirkung in dem Munde des Mannes, der 1808 ſeine „Reden an die deutſche Nation“ gegen Napoleon, wie er ſelbſt darin ſagt, „auf die Gefahr des Todes“ hielt, der allein und offen ſich ihm entgegenzuſtemmen, ihn bis auf den Tod anzugreifen wagte, als Alles im Staube kroch.

Ja wohl! Wenn man nicht im Auge behielte, was „Deutſchland zu werden hat“, wenn man es nicht um deſſentwillen liebte, was es werden ſoll, wird und muß, — woher nähmen wir das Intereſſe dafür, ob wir von außen oder von innen beherrſcht und getheilt werden?

„Was nun“ — fährt Fichte fort — „bildet ein Volk „zum Volke eben im Gegenſatze der Föderation? Die „letztere iſt nie Volksſache geweſen“ [wiederholter avis für unſere Föderaliſten!] „ſondern nur eine der Regierun„gen, wie jedes andere Bündniß; weil das Volk mit „dem Bund nie unmittelbar, nur durch den Willen ſei„nes Fürſten zuſammenhing.“

„Wenn nun,“ hebt Fichte nach dieſer ebenſo durchſchlagenden als einfachen Begriffserplikation von neuem an, „z. B. Oeſterreich oder Preußen Deutſchland eroberte, „warum gäbe dies nur Oeſterreicher, Preußen, keine „Deutſche? — Wie iſt eine öſterreichiſche, preußiſche und „wie eine deutſche Geſchichte verſchieden? Dies iſt gründ„lich zu behandeln; darauf kommt alles an, denn eben hier „ſtehen die Deutſchen“ [und ſtehen „eben hier“ noch nach funfzig Jahren.] „Auch ſtehen ſie wie bekannt in der „Theilung zwiſchen Oeſterreich und Preußen. Hierbei würde „Oeſterreich weit mehr Mühe haben, Baiern z. B. unter ſich

„zu bringen, als Preußen seinen Antheil." [— Gerade weil dies so ist, zeigen die Regierungen der kleinen Staaten eine so furchtlose, uneifersüchtige Hinneigung zu Oester- und einen solchen Widerwillen gegen Preußen. —] „Auch paßt die Theilung der Confessionen nicht recht zu „einer völligen Verschmelzung. Dadurch wäre der Krieg „zwischen beiden auf ewige Dauer gesetzt, und es wäre keine „Ruhe, bis sie Eins wären."

Diese letzten Worte müssen scharf verstanden werden; sie bilden einen der tiefsten Aussprüche Fichte's. Wenn unsere Föderalisten die Zweiheit der Konfessionen für einen Grund halten, weshalb Deutschland nicht zu einer Einheit umgeschaffen werden könne, sondern in einen süddeutschen und norddeutschen Staat, in eine süddeutsche und norddeutsche Föderativ-Republik auseinander geklafft bleiben müsse, so sagt Fichte umgekehrt, gerade wegen dieser konfessionellen Verschiedenheit können diese Staaten nicht als besondere neben einander bestehen, es wäre dadurch der Krieg zwischen ihnen auf ewige Dauer gegeben, sie würden keine Ruhe haben „bis sie Eins wären!"

In der That, jedes Leben, das natürliche wie das politische, ist Einheit von Gegensätzen, verträgt daher solche und kann sogar gar nicht ohne dieselben bestehen. Die größesten Gegensätze lassen sich daher unter Einer vernünftigen Staatseinheit zusammen fassen, wenn sie nur dabei auch wieder irgend einen gemeinschaftlichen Grundcharakter haben, wie er bei uns in Abstammung, Bedürfniß, literarisch und wissenschaftlich-geistiger Einheit ꝛc. vorliegt.

Wenn aber die Gegensätze statt in eine ungetheilte Einheit, in selbstständige Besonderheit neben einander gesetzt werden, so bringt die Gemeinschaftlichkeit ihres Grundcharakters ihre nothwendige Beziehung auf einander, und die Gegensätzlichkeit desselben die Feindseligkeit dieser Beziehung hervor, und sie müssen nun ruh- und rastlos an einander und sich so lange an einander abkämpfen, bis das Eine das Andere verschlungen, oder sie sich in brudermörderischer Umarmung gegenseitig zerstört haben. Die Einigung, welche in der Föderation vorhanden ist, ändert hieran nichts, setzt vielmehr eben nur den gemeinschaftlichen Boden, auf welchem die Reibungen vor sich gehen und sich zur Flamme entzünden. Denn diese Einigung ist eben keine Einheit, sondern nur eine Gegenüberstellung.

Die Geschichte von Athen und Sparta, vom Papst und Kaiser des Mittelalters, von jedem großen in der Geschichte aufgetretenen und doch wieder auf einer gemeinschaftlichen Grundlage fußenden Dualismus, erweist dieses große Geistesgesetz, diesen geistigen Chemismus, von dessen Dasein wir natürlich weder Ahnung noch Verständniß von unseren Staatsrationalisten verlangen können. *)

*) Wir sind natürlich darauf gefaßt, daß unsere Föderalisten triumphirend auf Amerika hinweisen, was stets das einige Alpha und Omega ihrer Gründe und in um so höherem Grade ist, je weniger sie von der Natur der Sache und der Eigenthümlichkeit Amerikas etwas verstehen. Wir wollen hiergegen nur auf zwei Sätze hinweisen, deren nähere Explikation wir freilich hier nicht vornehmen können: 1) daß Amerika sowohl historisch nach seinem

Darum sagt Fichte, daß einerseits die Theilung der Konfessionen, die doch auch innerhalb Oesterreichs und innerhalb Preußens Statt hat — denn so sind diese seine vorhergehenden Worte zu verstehen — es doch nicht zu einer völligen Verschmelzung der Elemente jeder dieser Staaten innerhalb desselben kommen lassen könne, vielmehr auch dadurch seine Beziehung auf den andern Sonderstaat gegeben bleibe und daß nun eben dadurch andererseits der Krieg zwischen den beiden Sonderstaaten auf ewige Dauer gesetzt und keine Ruhe sein würde, „bis sie Eins wären."

Wenn Fichte in diesen wenigen Worten eins der tiefsten geschichtlichen Gesetze, mindestens kurz und in ihm selbst verständlicher Klarheit, angedeutet hat, so hat er dagegen noch gar nicht explicirt, warum die Eroberung Deutschlands durch Oesterreich oder Preußen immer nur Oesterreicher oder Preußen, keine Deutschen, geben würde.

Er fühlt das selbst und vertieft sich daher von neuem: „Ich müßte überhaupt da tiefer. Welches ist der National-„charakter der Deutschen, den ich oben versprach? Welches da-„gegen der einzelnen Staaten, Oesterreich, Preußen u. s. w.?"

„1) Ihre Regentenhäuser haben auswärtige Familien-

Ursprung als auch nach seiner gegenwärtigen Wirklichkeit keine Nation, sondern eine bürgerliche Gesellschaft ist. — 2) daß Amerika, welches einen ganzen Continent für sich allein und keine andere Nation in demselben sich gegenüber hat, eben deswegen auch nicht nöthig hat, wie die in Europa mitten unter anderen mächtigen Nationen gestellten Staaten, sich zur Einheit einer untheilbaren Volksindividualität zusammenzufassen.

„verbindungen, wahres oder vermeintes Intereſſe „zu fremden Bündniſſen, die Völker National-Haß oder Liebe. „Deutſchland hat dies Alles nicht, noch ſoll es dies haben, es „muß für ſich und ſelbſtſtändig daſtehen. Dies fremde In„tereſſe würde nun müſſen den neu Acquirirten auf„gedrängt werden. Kurz, ſie werden aus dem regel„mäßigen Fortgang ihrer Bildung herausgeriſſen, — in den „Bildungsgang eines fremden Volkes (Beiſpiel kann die „preußiſche Verwaltung von Südpreußen ſein).“

„2) Dazu noch die beſonderen Züge im Bilde eines „deutſchen Fürſten, — welche einen anderen Mo„narchen nie ſo treffen können. — Fechten für ein „fremdes Intereſſe, lediglich um der Erhaltung ſeines „Hauſes willen. — Soldaten verkaufen; — An„hängſel ſein eines fremden Staates. Seine Politik hat „gar kein Intereſſe, als den Flor und die Erhaltung „des lieben Hauſes; alles Uebrige läßt man ſich ſelber „machen. Was wäre das nun für ein Unglück, wenn „das liebe Haus nicht erhalten würde, wenn ein „anderes an ſeine Stelle käme? Dies iſt ja ſchon „paſſirt! — Was tragen denn nur die Unterthanen die „Koſten zur Erhaltung ihres Hofes? So werden ſie doch „lieber geradezu Provinzen des herrſchenden Staates. Bona„parte, der es liebt, auszuſprechen, was iſt, hat es ge„than, und würde fortgefahren haben, es zu thun!“

Wenn alſo Fichte noch oben ausrief: „Mache ſich unſer König dieſes Verdienſt,“ — ſo weiß er ſich jetzt zu entwickeln, warum dies gar nicht geſchehen kann. Die einzelnen deutſchen Regenten ſind, da ſie und ihr Staat innerhalb Deutſchlands ihr Beſtehen und die Garantie

deſſelben nur in der Hervorhebung ihrer Beſonderheit, ihres ſpecifiſchen Unterſchieds haben, in ihr ſpecifiſches Hausintereſſe verſenkt, durch Erziehung, Tradition und Geſchichte mit demſelben verwachſen. Sie erblicken daher in dieſer Beſonderheit ihr eigentliches Recht und müſſen deshalb eben auch an der Beſonderheit der anderen feſthalten, weil mit deren Fortfall auch die eigene fortzufallen drohte. In die Sprache der officiellen Aktenſtücke überſetzt heißt das, daß ſie von einem „wohlerworbenen Recht“ aller deutſchen Fürſten auf die Zertheilung des deutſchen Volksgeiſtes zu reden wiſſen! Sogar noch bei einer Eroberung Deutſchlands in dieſem Sinne, würde nicht Deutſchland hergeſtellt, ſondern nur die andern Stämme durch die gewaltſame Aufdrängung des ſpecifiſchen Hausgeiſtes unter die Beſonderheit deſſelben gebracht, preußificirt, verbaiert, veröſterreichert! — Es würde nicht Deutſchland hergeſtellt, ſondern gerade nur die eine Beſonderheit zur herrſchenden gemacht und indem ſo auch noch diejenige Ausgleichung fortfiele, welche jetzt noch in dem Daſein der verſchiedenen Beſonderheiten liegt, würde gerade dadurch das deutſche Volk auch noch in ſeiner geiſtigen Wurzel aufgehoben.

Die Eroberung Deutſchlands, nicht im ſpecifiſchen Hausgeiſte, ſondern mit freiem Aufgeben deſſelben in den nationalen Geiſt und ſeine Zwecke, wäre freilich ein ganz Anderes! Aber die Idealität dieſer Entſchließung iſt es geradezu thöricht von Männern zu verlangen, deren geiſtige Perſönlichkeit doch wie die aller andern ein beſtimmtes Produkt ihrer Factoren in Erziehung, Tradition, Neigung

und Geſchichte iſt, und die dies daher eben ſo wenig leiſten können, als es einer von uns anderen leiſten würde, wenn ſeine Bildung und Erziehung ausſchließlich durch dieſelben Faktoren beſtimmt worden wäre.

„Dies Alles“ — fährt Fichte fort — „hat die Deutſchen bisher gehindert, Deutſche zu werden: ihr Charakter „liegt in der Zukunft: — jetzt beſteht er in der Hoffnung einer neuen und glorreichen Geſchichte. Der Anfang „derſelben — daß ſie ſich ſelbſt mit Bewußtſein machen. „Es wäre die glorreichſte Beſtimmung.

„Grundcharakter der Deutſchen daher: 1) Anfangen einer „neuen Geſchichte; 2) Zuſtandebringen ihrer ſelbſt mit Freiheit. — „Kein beſtehender Landesherr kann Deutſche machen; es werden „Oeſterreicher, Preußen u. ſ. w. Ein neuer müßte erſtehen? „Etwa wie Bonaparte? — Dieſer träte, durch Erblichkeit gewiß, ſogleich in das Fürſtenſyſtem, und es würde wieder nur „ein europäiſches Volk anderen Schlages. Das ſollte es gar „nicht ſein, Familienintereſſen gar nicht kennen, in die innern „Angelegenheiten fremder Länder ſich gar nicht miſchen. (Fremder Bündniſſe und Hülfstruppen bedarf es nicht, weil es ein„mal Eins geworden, für ſich ſelbſt ſtark genug iſt.) Aber „durch ſeine geographiſche Lage kann es die anderen Nationen „zum Frieden zwingen; darum auch die erſte dauernde Stätte „der Freiheit ſein.“

„3) Deshalb ſollen die Deutſchen auch nicht etwa Fortſetzung der alten Geſchichte ſein: dieſe hat eigentlich für ſie „gar kein Reſultat gegeben, und ſie ſelbſt exiſtirt eigentlich nur „für die Gelehrten. Und bisher haben eigentlich nur dieſe, die „Gelehrten, die künftigen Deutſchen vorgebildet: durch ihre „Schriftſtellerei; ſodann durch ihr Wandern. Sie ſind, we-

„nigstens die durchgreifenden, nicht Glieder einer besonderen „Völkerschaft, sondern, sind sie überhaupt etwas, so sind sie „eben Deutsche. (Also gab es wohl Deutsche, nur nicht als „Bürger, sondern über das Bürgerthum hinaus, und dies ist „ein großer Vorzug.) Alle großen Literaten sind gewandert, „keiner ist in seinem Geburtslande zu etwas gekommen. Dies „lag theils in der Anlage: der erste Zug des besseren Deut„schen ist ein Sträuben gegen die Enge des Geburtslandes. „Sodann — konnte auch nur im Auslande das Talent sich „entwickeln, von seiner Volksmittelbarkeit sich losschälen und „zu seiner höheren Allgemeinheit kommen. So Leibniz, Klop„stock, Göthe, Schiller und Schlegel. Nur Kant macht eine „Ausnahme."

„Also der merkwürdige Zug im Nationalcharakter der „Deutschen wäre eben ihre Existenz ohne Staat und über den „Staat hinaus, ihre rein geistige Ausbildung. (Daher haben „die Deutschen auch eine so gewaltige Assimilationskraft für „den Ausländer, der nur Gelehrter, Denker, Dichter wird: „Jouqué, Villers. Der Fremde bedarf gar nicht sich umzu„wandeln, er bedarf nur sich zu erheben.)"

„Da wird nun tiefer zu unterscheiden sein das Natio„nale, was nur durch den Staat gebildet wird (und seine „Bürger darin verschlingt), und dasjenige, welches über den „Staat hinausliegt. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß alles „Gemeinsame der europäischen Völkerrepublik, und alles, was „diesen Bürger allenthalben auszeichnet, Großmuth, Humanität, „Rittersinn, Galanterie, — ursprünglich deutsche Nationalzüge „sind. Erst in späterer Zeit trennten die Deutschen sich in „einzelne Völker und versumpften in sich: die inneren Kriege, „die Eifersucht ihrer kleinen Fürsten gegeneinander, das Ver-

„bot der Auswanderungen u. ſ. w. vollendete ihre Trennung „und Entartung."

„Und ſo wird es auch, vom Bisherigen aus betrachtet, „bleiben: der Einheitsbegriff des deutſchen Volkes iſt noch gar „nicht wirklich, er iſt ein allgemeines Poſtulat der Zukunft. „Aber es wird nicht irgend eine geſonderte Volkseigenthümlich„keit zur Geltung bringen, ſondern den Bürger der Freiheit „verwirklichen." —

„Dieſes Poſtulat" — ſchließt Fichte dieſe Notizen, die Worte ſeiner eigenen gleichzeitig verfaßten Staatslehre citirend, — „von einer Reichseinheit eines innerlich und „organiſch durchaus verſchmolzenen Staates darzuſtellen, „ſind die Deutſchen berufen, und dazu da im ewigen Welt„plane. In ihnen ſoll das Reich ausgehen von der ausge„bildeten perſönlichen Freiheit, nicht umgekehrt: — von der „Perſönlichkeit, gebildet fürs erſte vor allem Staate vorher, „gebildet ſodann in den einzelnen Staaten, in die ſie der„malen zerfallen ſind, und welche, als bloßes Mittel zum „höheren Zwecke, ſodann wegfallen müſſen."

„Und ſo wird von ihnen aus erſt dargeſtellt werden ein „wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt „erſchienen iſt, in aller der Begeiſterung für Freiheit des „Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Auf„opferung der Mehrzahl der Menſchen als Sklaven, ohne „welche die allen Staaten nicht beſtehen konnten: für Freiheit, „gegründet auf Gleichheit alles deſſen, was Menſchengeſicht „trägt. Nur von den Deutſchen, die ſeit Jahrtauſenden für „dieſen großen Zweck da ſind, und ihm langſam entgegen„reifen; — ein anderes Element für dieſe Entwickelung iſt in „der Menſchheit nicht da."

So Fichte — und fern sei es von uns die unerreichbare Gewalt dieser Worte durch irgend welche Hinzufügungen schwächen zu wollen! —

Habe ich nun, geehrter Herr, auch Ihrem Wunsche nicht buchstäblich entsprochen, so ist doch, denke ich, Ihr Zweck erfüllt, — wie der meinige!

Hochachtungsvoll

Der Ihrige

F. Lassalle.

Berlin, im Januar 1860.

Ein Blick auf das jetzige Genf.

Von

Carl Vogt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß ein gewisser Antagonismus nicht nur zwischen der französisch-redenden und deutsch-redenden Schweiz, sondern speciell auch zwischen Genf und der übrigen Eidgenossenschaft besteht. Am nächsten zu Genf steht Neuenburg, am entferntesten unter den Kantonen der französischen Schweiz der unmittelbare einzige schweizerische Grenznachbar, die Waadt. In dieser letzteren hat die Jahrhunderte andauernde Herrschaft der Berner die unverkennbarsten Spuren zurückgelassen. Das Wesen der Einrichtungen, die ganze staatliche Anschauungsweise, das Regierungs- und Verwaltungsverfahren ist durchaus nach bernischem Zuschnitt geregelt, so daß man mit vollem Rechte die Waadtländer französisch redende Berner nennen kann. Vielleicht in keinem Kanton der Schweiz herrscht eine solche Reglementir- und Regier-Wuth, wie in Waadt und wenn Vater Druey seiner Zeit einen Ruf in der liberalen und radikalen Welt bekam, so war derselbe wahrhaftig in so fern mit Unrecht verdient, als Druey wahrlich kein Mann weder der religiösen noch politischen Freiheit für Alle war. Die Druey'sche Verfassung der Waadt gab der Verwaltungsbehörde größere Rechte, als in manchem konstitutionellen Staate und die Art und Weise, wie man zu Druey's Zeiten gegen die

von der Staatskirche abgefallenen Dissidenten, die sogenannten Momiers, verfuhr, war wirklich empörend. Druey wußte aber besser als seine Nachfolger, die von ihm nur die Gewaltthätigkeit, nicht aber den Verstand geerbt zu haben scheinen, die Strömungen der Meinungen bei der Majorität des Volkes zu berücksichtigen und er rühmte sich sogar seines schnellen, der Mehrheit angepaßten Meinungswechsels als eines Vorzugs vor anderen Staatsmännern. Seinen Nachfolgern ist die von ihm ausgestreute Saat über den Kopf gewachsen und das waadtländische Volk beginnt auch jetzt einzusehen, daß es Zeit ist, seine Verfassung zu ändern und die Regierungsgewalt mehr als bisher zu beschränken.

Der Antagonismus zwischen Genfern und Waadtländern, der oft grell und unerwartet hervortritt, liegt also nicht sowohl in einer Art Neid, welchen der Ackerbaukanton gegen den reicheren industriellen Kanton entwickelt, sondern vielmehr in den gänzlich verschiedenen Einrichtungen und Anschauungen, die in beiden Kantonen Platz greifen. Der Gegensatz zwischen Genf und der deutschen Schweiz prägt sich nur deshalb zwischen Genf und Waadt am stärksten aus, weil beide eine und dieselbe Sprache reden und unmittelbare Grenznachbaren sind.

Der innerste Kern dieses Gegensatzes liegt darin, daß Genf das Prinzip der individuellen Freiheit über alle anderen Grundprinzipien des Staatslebens stellt und es nur mit großem Widerstreben dann beschränkt, wenn es zur Erhaltung des Staatsganzen durchaus nöthig ist, während in den deutschen Kantonen die individuelle Freiheit häufig unter noch größeren Beschränkungen leidet, als z. B. in Oesterreich, und es der hartnäckigsten Kämpfe bedarf, um das Individuum zwischen Wiege und Grab

auch nur einigermaßen von Bevormundung und Maßregelung durch Korporationen, Gemeinden und Staatsgewalten zu befreien.

In der That kannte diejenige Art der Freiheit, welche in den älteren und namentlich deutschen Kantonen der Schweiz aus mittelalterlichen Kämpfen sich hervorbildete, nur die Freiheit der Korporation und der Gemeinde, nicht aber diejenige des Individuums, das häufig selbst nicht durch Auswanderung sich der Tyrannei seiner Bevormundung entziehen konnte. Sind ja doch jetzt manche Geschichtsforscher der Ansicht geworden, daß die Bauern-Revolution gegen Oesterreich und die erste Eidgenossenschaft wirklich nur aus conservativer Opposition hervorgingen und Oesterreich damals (es sind freilich viele hundert Jahre her und es hat seitdem den Fehler nicht wieder begangen) in der That den Eidgenossen gegenüber das Element des Fortschrittes repräsentirte! Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß das Prinzip der individuellen Freiheit sich nur mit größter Mühe in der alten Eidgenossenschaft heranbilden konnte und daß es bis in die neueste Zeit, stets wieder von der Tyrannei der Korporationen überwuchert wurde. Die einzelnen Städte und Ortschaften hatten ihre enggeschlossenen Bürgerschaften, die Bürgerschaften waren in Zünfte und Gesellschaften eingetheilt, in denen man geboren wurde und starb; ein Fremder, ein Eidgenosse selbst aus einem anderen Kantone, hatte oft unübersteigliche Schwierigkeiten zu überwinden und Plackereien aller Art zu erdulden, ehe es ihm gestattet wurde, sich an einem anderen als seinem Heimathsorte niederzulassen oder gar sich einzubürgern. Die auf diese Weise erzeugte enge Anschauungsweise ging so sehr in das gewöhnliche Leben über, daß in den meisten Städten

und Städtchen z. B. die Kinder von gleichem Alter und gleicher Herkunft geschlossene Gesellschaften, sogenannte Societäten, bildeten, die durch das ganze Leben hindurch auf denselben Kreis beschränkt blieben und den im höheren Alter Ueberlebenden nothwendig das traurige Schicksal der Isolirung bereiteten. Die Mitglieder einer Bürgergemeinde, einer Zunft waren derselben mit Haut und Haar verfallen; die Zunft regelte ihre Ausgaben; die Zunft bestimmte das Geschäft der Kinder; ja es kam nicht selten vor bei reicheren Zünften, wie z. B. in Bern, daß die Zunft eines ihrer heruntergekommenen Mitglieder, das einer regierenden Familie angehörte, zwang, sich Wagen und Pferde zu halten und ihm das Geld dazu aus deren Unterstützungsfonds reichte. An vielen Orten bestand die gesetzliche Bestimmung, daß ein Individuum, welches als Waisenkind erzogen oder sonst im unmündigen Alter unterstützt worden war, nicht eher stimmfähig werden konnte, als bis es die erhaltenen Summen zurückgegeben hatte. Ueber die Erwachsenen wurde und wird nicht minder noch jetzt an vielen Orten engende Kontrole geführt. Ist es ja doch erst ganz neuerdings vorgekommen, daß im Kanton Zürich ein junger Mann unter Vormundschaft gestellt und von der Gemeinde aus dem Grunde bevogtet wurde, weil er Verschwender sei. Der junge Mann wies nach, daß er seit seiner Selbstständigkeit von der Rente seines allerdings sehr bedeutenden Vermögens alljährlich nur $^3/_4$ verzehrt, $^1/_4$ dagegen kapitalisirt habe; daß er demnach, weit entfernt, sein Kapital anzugreifen, dasselbe noch vermehrt habe. Half nichts; — die Gemeinde fand, daß er zuviel ausgebe, und er ward trotz alles Widerspruches unter Vormundschaft gestellt und der freien Disposition seines Vermögens beraubt. Ich könnte solcher Beispiele zu Hun-

derten aufführen und zeigen, wie, nach der Gesetzgebung der meisten deutschen Kantone, Gemeinde- und Verwaltungsbehörden in Heirathe- und Niederlassungs-Angelegenheiten die schreiendsten Willkürlichkeiten begehen und das Individuum direkt oder indirekt gänzlich seiner freien Selbstbestimmung berauben können, ohne die gesetzlichen Schranken zu überschreiten. Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit, freie Niederlassung, Freizügigkeit, wenn auch von der Bundesverfassung dekretirt, erleiden dennoch theils durch spitzfindige Auslegungen, theils durch Eingriffe der Polizei, eine Menge Beschränkungen, die dem gemeinen Menschenverstande gänzlich unbegreiflich sind, und die Verhandlungen der Bundesversammlung sind stets überfüllt von Fragen dieser Art, bei welchen sich die Vertreter der betreffenden Kantone bis auf's Blut gegen jede freisinnige Auslegung der Bundesverfassung wehren. Noch heute floriren in den alten freien Reichsstädten, wie Schaffhausen und Basel, die gewerblichen Zünfte in schönster mittelalterlicher Weise fort und überall zeigen die Polizeien das Bestreben, den mittelalterlichen Zopf, unter dessen Herrschaft Luxusedikte und Kleiderordnungen herausgegeben wurden, mit neuen Bändern zu umwickeln, welche die betreffenden Beamten meist aus dem benachbarten Deutschland herüberholen.

Ich habe soeben der Polizei erwähnt. Die steht nach den Begriffen vieler Kantone unbedingt über oder außer dem Gesetze, und wenn es darauf ankommt, Polizei zu machen, so geschieht es mit einer wahren Begeisterung. In Bern ließ das Polizeikomité des eidgenössischen Schießens einige Strolche ohne weiteres prügeln, mit temporärer Außerkraftsetzung der bezüglichen Gesetze; in Zürich und an anderen Orten wurden bei derselben Gelegenheit eine gewisse Anzahl Frauenzimmer polizeilich während der Dauer

der Festtage eingesteckt oder auch aus den Grenzen des Kantons hinausgeschafft, par ordre du Mufti, und vielleicht zu innigem Bedauern vieler Eidgenossen. Es ist bekannt, daß die vortreffliche Polizei des Herrn Dr. Bischoff in Basel, die sogar aus bundesräthlichem Munde ein öffentliches Belobungszeugniß erhielt, vielen unbemittelten Schweizern, die in Basel als Arbeiter ihr Brot verdienen, nicht gestattet, daselbst zu schlafen, und diese, in einer Schweizer Stadt arbeitenden Eidgenossen in dem monarchischen Baden, das polizeilich weniger beschränkt ist, eine Zufluchtsstätte für die Nacht suchen müssen. Von den ganz ungeheuerlichen Verationen, welchen der Bürger bei Ausübung seines heiligsten natürlichen Rechtes, des Rechtes in das Wirthshaus zu gehen, in Bern z. B. ausgesetzt ist, hat man gemeiniglich in den monarchischen Staaten keinen Begriff. Ein wohlthätiges Institut, wie die ewige Lampe von Köln, könnte kaum in einer anderen Schweizer Stadt, als in Genf existiren.

Man begreift nun wohl, wie es kommt, daß zuweilen ein fast allgemeiner Sturm in der deutschen Schweiz gegen Genf losbricht und daß nebenbei beständig in Blättern der Art, wie das Allgemeine Augsburger Schandblatt, eine Meute bläfft, die niemals zur Ruhe kommen kann. „Es ist wahr," sagte ein eidgenössischer Commissär einmal, „Ihr Genfer seid uns um zwanzig Jahre wenigstens voraus!" So reitet Galopp und kommt nach, antwortete man ihm. „Das können wir nicht," antwortete der Commissär, „Ihr müßt umkehren und uns auf den halben Weg entgegen kommen!" Genf that ihnen nicht einmal den Gefallen, stehen zu bleiben und zu warten, bis sie im Schneckenschritte nachhumpelten.

Wenn ich in den nachfolgenden Zeilen einige Blicke auf die jetzigen Zustände Genfs werfe, so geschieht dies nicht in der Absicht, eine auch nur annähernd vollständige Schilderung derselben zu liefern. Ich will nur an einem Beispiele zeigen, daß auch in unserem alten, wurmstichigen, von einem historischen Rechtsboden zum anderen durchbrechenden Europa die Freiheit viel vermag, wenn man nur den Muth haben will, sie walten zu lassen. An und für sich schon ist ein solches Beispiel viel werth — es gewinnt aber noch höheren Preis, wenn man bedenkt, daß die Menschen-Gesellschaft, die es aufzeigt, gar nicht eine besonders bevorzugte ist, sondern daß überall, sogar in Deutschland, was viel sagen will, dasselbe erreicht werden könnte, wenn —

Hoffen wir, daß die Zeit selbst den Commentar zu diesem „wenn" liefern möge!

Genf ist einer der kleinsten unter den 22 Kantonen der schweizerischen Eidgenossenschaft — eine rein demokratische Republik mit allgemeinem Stimmrecht, in welchem das souveräne Volk alljährlich seine Angelegenheiten selbst durch Wahl des gesetzgebenden Körpers und der ausübenden Gewalt, besorgt, wo kein Privilegium, kein Adel, kein eximirter Gerichtsstand existirt und doch Person und Eigenthum mindestens ebenso geschützt sind als in irgend einem anderen Staate der Welt. Unglaublich, aber wahr!

Es gibt dort keine Soldaten und kein stehendes Heer, keine Bureaukratie mit Anspruch auf Lebenslänglichkeit und Pensionen, keinen Hof und kein geheimes Militär-Cabinet

— und doch herrscht dort Ruhe und Ordnung! Unmöglich, aber vorhanden! Es gibt dort keine Staatsreligion und keinen beschränkten Unterthanenverstand, keine Bevormundung von Handel und Wandel, kein Handelsministerium, keine Präfekten, Landräthe und Statthalter — und dennoch herrscht Vertrauen in die öffentlichen Zustände, Kredit und Verkehr und Vergehen und Verbrechen zeigen eine geringe Verhältnißzahl. Fürchterlich, aber unläugbar!

Ich kann keine umständliche Schilderung der Staatsverfassung geben. Die Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft ist vor Allem maßgebend — was dieser angehört, hat Genf mit anderen Kantonen gemeinsam. Ich kann nur berühren, was innerhalb dieser gesteckten Gränzen ihm vorzugsweise angehört und theils aus historischer Entwicklung, theils aus der Staatsklugheit und Erfahrung der leitenden Parteihäupter erwachsen ist.

Eine eigenthümliche Einrichtung, welche ihre Analogie, wenn auch nur unvollkommen, in den Landesgemeinden der kleinen Kantone findet, ist diejenige des Generalrathes (Conseil général). Dieser Generalrath besteht aus sämmtlichen stimmfähigen Bürgern des Kantons, sowie aus allen dort ansäßigen Eidgenossen und versammelt sich regelmäßig alle zwei Jahre zur Wahl des Staatsrathes. Die exekutive Gewalt geht also in Genf nicht, wie in den meisten Kantonen, aus den Wahlen der gesetzgebenden Behörden hervor, sie wird vielmehr durch direkte Wahl von dem Volke selbst unmittelbar bestellt, und steht dadurch der gesetzgebenden Gewalt in anderen Beziehungen unabhängiger gegenüber als in der übrigen Schweiz. Die Einrichtung selbst datirt aus der früheren Zeit vor Calvin, wurde aber nach und nach, als die einzelnen berechtigten Familien sich mehr und mehr anmaßten, beschnitten und endlich bei der

Reſtauration gänzlich bei Seite geſetzt, bis die Revolution von 1846 ſie wiederherſtellte. Seit dieſer Zeit hat der Generalrath nur als Wahlbehörde funktionirt, indeſſen können ihm nach der Verfaſſung auch noch andere Geſchäfte zugewieſen werden, wie namentlich Abſtimmung über Verfaſſungsreviſion und ähnliche konſtitutionelle Fragen. Selbſt die Calviniſtiſche Zeit hat zur Zeit nichts Arges darin geſehen, die Verſammlung des Generalrathes in der Hauptkirche Genfs vor ſich gehen zu laſſen; erſt die neuere Pietiſtenepoche fand, daß die Kirche durch ſolche Verſammlungen profanirt werde und brachte es dazu, daß mit dem Beifall aller Parteien ein Wahlgebäude erſtellt wurde, welches durch den Sturz der gemiſchten Regierung und die Wiederwahl Fazy's im Jahre 1854, zum großen Aerger der Partei, welche es erbaut hatte, eingeweiht wurde.

Die jährlich ſich erneuernden Wahlen bringen ſtets eine große Aufregung in dem Kanton hervor und verdienen eine nähere Würdigung. Vollſtändige alphabetiſche Liſten ſämmtlicher Wahlberechtigten ſind angefertigt und werden Wochen lang vor der Wahl an mehreren öffentlichen Plätzen der Stadt und in den verſchiedenen Gemeinden des Kantons ausgehängt. Eine Kommiſſion wird ernannt, welche ſämmtliche Reklamationen gegen die Richtigkeit dieſer Liſten prüft und darüber Entſcheidung fällt. Der Staatsrath ernennt den Präſidenten und Vicepräſidenten des Generalrathes und während der Zeit, wo die Wahlhandlung dauert, hat der Erſtere ſämmtliche exekutive Gewalt in ſeinen Händen und die alleinige Dispoſition über die Polizeigewalt und die bewaffnete Macht. Der Präſident ſtempelt die Wahlzettel und hat diskretionäre Gewalt über ſämmtliche im Wahlgebäude zu treffenden Einrichtungen.

Unterdeſſen rüſten ſich die Parteien zur Schlacht; wenn ſie ernſthaft ſich meſſen wollen, ſo regnet es Artikel, Flugblätter und Broſchüren, die maſſenhaft durch beſondere Kolporteure in Stadt und Land verbreitet werden. Dann ſchreibt jede Partei vorbereitende Wahlen aus, die nur von den Parteigenoſſen beſucht werden und in welchen, mittelſt Stimmenmehrheit, die Liſte der ſieben Opfer feſtgeſtellt wird, welche zwei Jahre lang dem Staatswohle ſich hingeben ſollen. Bei dieſen Vorwahlen wird ganz in ähnlicher Weiſe verfahren, wie bei der definitiven Wahl ſelbſt, nur mit dem Unterſchiede, daß jeder Bürger die Namen der Kandidaten die ihm behagen, auf eine ausgehängte Tafel ſchreibt und derjenige, welchem eine ſolche Kandidatur nicht gefällt, ſeinen Namen wieder auslöſcht. Auf dieſe Weiſe wird denn, oft nicht ohne lebhafte Diskuſſion, die Wahlliſte der Partei definitiv feſtgeſtellt. Große Affichen verkünden natürlich mit ellenlangen Buchſtaben, daß der Staat in Gefahr ſei, wenn nicht die betreffenden Sieben gewählt würden, und jede Partei gibt ſich ſo viel als möglich Mühe, ihre Proklamationen und Liſten einem jeden Wähler zukommen zu laſſen. Gewöhnlich hat ſogar jede Partei für ihre Proklamationen und Liſten eine beſondere Papierfarbe und es verurſachte vor einigen Jahren eine nicht geringe Aufregung, als die Konſervativen ihre Liſten, die früher ſtets in das Weiß der Unſchuld gekleidet waren, nun plötzlich auf radikalem rothem Grunde einherwandeln ließen.

So rückt der Wahltag heran. Der Präſident hat unterdeſſen durch beſondere Schreiben eine Anzahl von Bürgern beider Parteien eingeladen, ſich rechtzeitig am Wahlgebäude einzufinden und an der Bildung des Centralbureaus Theil zu nehmen. Die Thüren des Wahlgebäudes werden zu einer beſtimmten, vorher angezeigten Stunde

geöffnet, die Eintretenden werfen ihre Karte in eine Urne, der Präsident zieht daraus 32 Karten und die so bezeichneten Männer konstituiren das Centralbureau, welches endgültig und mit Stimmenmehrheit über alle Reklamationen und die Gültigkeit der ganzen Wahlverhandlung entscheidet.

Der Saal bietet nun folgenden Anblick dar. An dem einen Ende, gegenüber dem großen Eingange, die erhöhte Bühne für das Centralbureau, vor demselben ein freier Raum mit den beiden Urnen, in welche die Stimmzettel geworfen werden. Zu beiden Seiten des Einganges kleine Bureaus, jedes aus drei Mitgliedern zusammengesetzt, die der Präsident schon vorher bezeichnet hat und die stets aus beiden Parteien gewählt werden. Ueber diesen Bureaus große Tafeln, auf denen einige Buchstaben des Alphabets stehen. Jeder Wähler, der eintritt, geht an dasjenige Bureau, welchem der Anfangsbuchstabe seines Namens zugetheilt ist, gibt diesen mit lauter Stimme an und erhält nach erfolgter Verifikation seiner Personen und seiner Aufzählung in der Liste einen Stimmzettel, während zugleich sein Name von dem Verzeichnisse gelöscht wird. Freiwillige Aufseher umstehen beständig diese kleinen Bureaus, um darauf zu achten, daß kein Unberechtigter sich den Stimmzettel eines etwa abwesenden Wählers zutheilen lasse.

In dem Wahlgebäude sind lange Reihen von Tischen aufgestellt, an welchen von den Parteien bestellte Schreiber sitzen, welche den Wähler der Mühe überheben, seinen Stimmzettel selbst auszufüllen. Vor dem Wahlgebäude, vor allen Thüren stehen Jungen, welche die Listen der Parteien austheilen. Der ankommende Wähler gelangt so durch ein Kreuzfeuer von Listen, von Bekannten geleitet, bis zu seinem Bureau, läßt sich den seinen Stimmzettel aushändigen und wird nun von den Geschäftigen darum

angegangen, für dieſe oder jene Liſte zu ſtimmen. Meiſt tauſcht er bei einem Bekannten ſeiner Partei ſeinen noch leeren Stimmzettel gegen einen ſchon beſchriebenen aus und wirft dieſen in die Urne.

Betheiligen ſich beide Parteien an der Wahl und gilt es eine entſcheidende Schlacht, ſo iſt oft die Animation im Wahlgebäude außerordentlich groß und manchmal kommt es bis zu Thätlichkeiten. Von Stunde zu Stunde zeigt der Präſident an, wie viele Stimmzettel von dem Centralbureau an die einzelnen Bureaus ausgetheilt ſind. Die einzelnen Ortſchaften vom Lande kommen in Zügen mit wehenden Fahnen, ihre Liſten gleich Kokarden auf den Hüten. Der Schluß der Wahlverhandlungen iſt auf eine beſtimmte Stunde feſtgeſetzt. Iſt dieſe glücklich erreicht, ſo ſchließt der Präſident die Urnen; die kleinen Bureaus bringen diejenigen Zettel zurück, welche nicht abgegeben wurden, und die Zahl der ausgetheilten Stimmzettel wird feſtgeſetzt.

Die Urnen werden nun vom Centralbureau geöffnet, die Stimmzettel in Pakete von je Hundert ſortirt, die Zahl der eingegangenen Zettel beſtimmt und unterdeſſen andere Bureaus formirt, welche die gefallenen Stimmen zählen und in Liſten eintragen. Dieſe Operation dauert die ganze Nacht hindurch fort. Während dieſer Zeit bleibt das Wahlgebäude geöffnet und umſtehen beſtändig argwöhniſche Bürger die Stimmzähler, welche die Eintragung in die Liſten kontrolliren. Endlich werden die Reſultate von dem Centralbureau zuſammengezählt und das Reſultat der Wahl von dem Präſidenten verkündet.

Da ſich der ganze Kanton an einer ſolchen Wahlverhandlung betheiligt und die Endpunkte deſſelben bis auf drei Stunden Entfernung von der Stadt nach beiden Seiten hin liegen, ſo iſt es natürlich für die Parteien von

größtem Interesse, auch die Entfernteren zur Wahlverhandlung herbeizuschaffen und diesen, je nach der Beschaffenheit des Wetters, Wagen und Lokomotiven zur Disposition zu stellen. So kann es denn nicht fehlen, daß jede Wahlhandlung ziemlich bedeutende Kosten für die betreffende Partei mit sich führt, die gewöhnlich durch freiwillige Subskriptionen gedeckt werden.

Bei den Wahlen in den schweizerischen Nationalrath, in welchen der Kanton drei Abgeordnete schickt, so wie bei denjenigen in die gesetzgebende Behörde, den Großen Rath, wird ganz in derselben Weise verfahren, nur mit dem Unterschiede, daß für den Großen Rath drei Wahlkollegien vorhanden sind, nämlich die Stadt, welche in dem großen Wahlgebäude, das linke Rhoneufer, welches in Carouge und das rechte Ufer, welches in Sacconese seine gesonderte Wahlverhandlung hat.

Die hier in großen Zügen dargestellte Wahlordnung wurde durch die Verfassung von 1846 festgestellt. Ihr Zweck ist einfach der, den einzelnen Wähler soviel als möglich von den kleinen Lokalinteressen abzulösen, ihn den Einflüssen derselben zu entziehen und mit dem Ganzen zu verschmelzen. Früher, wo man nach Gemeinden stimmte, machten sich diese Einflüsse in bedeutendem Maße geltend und zwar nicht zum Vortheile der radikalen Partei. In den meisten Dörfern und Flecken besitzen die Sprößlinge der reichen Familien Landgüter und in der Stadt selbst sind viele Gewerbtreibende, Handelsleute und Arbeiter von ihnen mehr oder minder abhängig. Es ist begreiflich, daß diese Abhängigkeit, selbst wenn sie nur in ganz legitimer Weise ausgebeutet wird, bei der Abstimmung nach Gemeinden in kleineren Wahlkollegien ganz denselben Einfluß äußern mußte, wie die in England eingeführte öffentliche Stimmgebung,

und daß viele sich auf diese Weise gezwungen sahen, mit einer Partei zu stimmen, der sie im Herzen nicht angehörten, während jetzt, wo der einzelne Wähler in der Menge verschwindet und die Art und Weise, wie er stimmt, nicht kontrollirt werden kann, er seiner wahren politischen Ansicht durchaus zu folgen im Stande ist. Aus diesem Grunde hat denn auch die konservative Partei stets erneute, wenn auch vergebliche Anstrengungen gemacht, um die Abstimmung in kleinen Wahlkollegien wieder einzuführen und auf diese Weise ihren Interessen einen neuen Halt zu geben.

Es ist leicht begreiflich, daß durch die Art der Wahl selbst der ausübenden Gewalt im Kanton Genf eine durchaus andere Stellung angewiesen ist, als in den übrigen Kantonen der Schweiz. Während dort der Regierungsrath gewissermaßen nur ein ausübendes Komité des gesetzgebenden Körpers darstellt und häufig nur ein Produkt gegenseitiger Konzessionen zwischen einzelnen einflußreichen Mitgliedern ist, stellt sich in dem Kanton Genf die ausübende Gewalt als unmittelbarer Ausdruck des allgemeinen Volkswillens dar und kann deshalb auch einerseits eine größere Initiative und andererseits mehr Widerstand gegen die gesetzgebende Gewalt entwickeln. Dies zeigt sich namentlich dann, wenn Wandlungen eintreten, die in dem politischen Leben der Kantone so häufig sind. Vor einigen Jahren siegte, zuerst in den Wahlen zum Großen Rathe und ein Jahr darauf in den Wahlen zum Regierungsrathe eine seltsam gemischte, aus socialistischen Trümmern und Konservativen zusammengewürfelte Partei, die seither wieder in ihre Elemente zerfallen ist. Im ersten Jahre stand der neue Große Rath dem alten Regierungsrathe gegenüber und da ihm in Folge seiner Zusammenwürfelung die nöthige Energie fehlte, so konnte er nach keiner Richtung

irgend eine Thätigkeit entwickeln. Im zweiten Jahre gehörten beide Körper in ihrer Mehrheit derselben Partei an; da man aber schon mit vollkommener Sicherheit den Umschwung der Volksstimmung voraussehen konnte, so trat auch diese Ueberzeugung hemmend in den Weg und verhinderte irgend welches bedeutendes Ausschreiten nach der konservativen Richtung hin.

In kleinen, wie in großen Staaten hängt die Befriedigung des Volkes oft weit mehr von der Verwaltung und den untergeordneten Verwaltungsbeamten, als von den großen leitenden Prinzipien ab. In den Kantonen der Schweiz stürzt oft ein ganzes politisches System nur deswegen, weil die herrschende Partei in der Wahl der Verwaltungsbeamten für irgend einen entscheidenden Bezirk einen Fehlgriff gemacht hat. Bei der Kleinheit des Kantons existiren in Genf keine Mittelbehörden zwischen den Chefs der einzelnen Departemente, deren jedem ein Mitglied des Staatsraths vorsteht, und den Gemeindebeamten. Früher bestanden eine Menge einzelner permanenter Kommissionen, welche die Geschäfte besorgen sollten und natürlich um so weniger besorgten, je zahlreicher ihre Mitglieder waren. Ein entsetzlich schleppender Geschäftsgang und totale Unverantwortlichkeit dieser Kommissionen war die natürliche Folge einer solchen Einrichtung. Jetzt hat der Chef des Departementes in vielen Dingen fast unbeschränkte Gewalt, für deren Gebrauch und Mißbrauch er aber dem Staatsrathe, dem Großen Rathe und dem ganzen Volke persönlich verantwortlich ist, und nur die wichtigeren Geschäfte und Ernennungen werden von dem ganzen Regierungsrathe kollegialisch besorgt.

Wie man bei solchen Einrichtungen von der Diktatur eines Einzelnen reden könne, wäre völlig unbegreiflich, wenn

man nicht erwägen müßte, daß eine bedeutende, durch Reichthum und Bildung einflußreiche Minorität in dem Kanton exiſtirt, deren Augen noch immer, nach Verfluß einer halben Generation, die Umwälzung des alten Genf beweinen und deren Herzen nach jenem glückſeligen Zuſtande ſeufzen, wo man in engen Mauern eingeſchloſſen, weder Luft noch Licht genießen konnte und der Skrophelſucht mit Leib und Seele anheimfiel. Leuten dieſer Art, welche erſt 8 Jahre nach der Revolution von 1846 zum erſten Male die Brücke überſchritten, die nach dem radikalen Arbeiterviertel St. Gervais hinüberführt, um dort jubelnd den Sturz Fazy's zu verkündigen und ſich einige derbe Püffe zu holen, Leuten dieſer Art kann wahrlich nicht zugemuthet werden, daß ſie die Lage der Dinge in einem einigermaßen ungefärbten Lichte betrachten. Kellermolch und Eule fühlen ſich aber im Lichte des Tages unbehaglich und alle Anſtrengungen, ihre Natur zu ändern, ſind vergeblich. Sie ſchreien über unerträglichen Despotismus, wenn die Luken geöffnet und die alten Mauern niedergeriſſen werden. Es iſt wahr, Fazy übt einen mächtigen Einfluß in Genf aus und in den meiſten Dingen ſetzt er ſchließlich ſeine Anſicht durch; allein er verdankt dieſen Einfluß einem ſcharfen Verſtande, einer außerordentlich genauen und langjährigen Kenntniß der Zuſtände nicht nur in Genf, ſondern auch in der Schweiz und den Nachbarländern und einer außerordentlichen Energie und Arbeitskraft, die ihn befähigt, Jahre lang, mit Erſchöpfung aller Hülfsmittel, unermüdlich auf ein beſtimmtes Ziel loszuarbeiten und nicht nachzulaſſen, bis er daſſelbe erreicht hat. Es gibt gewiß keinen geſetzgebenden Körper, in welchem ſo lebhaft und einläßlich diskutirt und debattirt wird, wie in dem Großen Rathe zu Genf, und wer die leicht entzündliche, ſchnell bewegliche Be-

völkerung von Genf kennt, die mit ſchneller Auffaſſung eine lange Gewöhnung an Selbſtregierung verbindet, der wird mir zuſtimmen, wenn ich behaupte, daß es leichter iſt, Frankreich ein Menſchenalter hindurch zu regieren, als Genf ein Luſtrum. Von Durchſetzung des Willens eines Einzelnen, blos weil es deſſen Willen iſt, kann demnach hier keine Rede ſein. Erſt wenn die Partei von der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einer Maßregel durchdrungen iſt, erſt dann kann man hoffen, ſie auch angenommen und durchgeführt zu ſehen. Deshalb wird man auch Fazy weit mehr als andere Parteiführer überall auf der Breſche ſehen, wo es ſcheinbar auch nur geringen Intereſſen gilt. Im Großen Rathe ſpricht er faſt beſtändig für die Regierung, in Volksverſammlungen, Wahlverhandlungen, Parteibeſprechungen provocirt er vielmehr die Diskuſſion, als daß er ihr aus dem Wege ginge, und ſelbſt im Theater ſcheut er ſich nicht mit dem empörten Souverain des Parterre herumzuzanken und ſeine abweichende Meinung zu vertheidigen. Gerade dieſe ſtete Berührung mit dem Volke, dieſe beſtändige Debatte, dies furchtloſe Entgegentreten, wenn es augenblicklich verſchiedener Meinung ſein ſollte, iſt es aber auch, was ihm ſowohl ſeinen Einfluß ſichert, als auch ihn befähigt, den Strömungen des Volkswilles Rechenſchaft zu tragen und ſich denſelben anzubequemen.

Was der radikalen Partei in Genf vielleicht mehr und längeren Halt verlieh, als in einem anderen Kantone der Schweiz, das war das ſtete Beſtreben Fazy's, materielle Hülfsquellen aufzufinden, welche dem induſtriellen und gewerblichen Leben der Bevölkerung zu Gute kämen. Freiheit der Bewegung, körperliche, wie geiſtige, war die erſte Bedingung eines friſcheren Lebens, welches ſich über die ganze Bevölkerung verbreiten und nicht nur auf eine bevorzugte

Klasse beschränkt sein sollte. Die Stadt war von Wällen und Mauern auf das engste umschlossen, die wenigen Thore wurden, wie bei einer Grenzfestung, zu früher Stunde geschlossen und das ganze industrielle Leben auf diese Weise in die engsten Schranken eingegrenzt. Der Wohlhabende und Reiche konnte freilich acht Monate des Jahres auf dem Lande zubringen, der Arbeiter dagegen mußte ausharren in dumpfen engen Stadtvierteln mit zum Theile überwölbten Durchlässen und engen Höfen, in die niemals ein Sonnenstrahl dringt und deren einige kaum den Ghettos der mittelalterlichen Städte nachstehen. Hier galt es vor allen Dingen Luft und Licht zu schaffen und zugleich, durch Beseitigung der durch Steuern aus der ganzen protestantischen Welt erbauten Festungswerke, eine Quelle des Reichthums sprudeln zu machen, die den staatlichen Bedürfnissen stets neue Nahrung zuführen sollte. Die Demolirung der Festungswerke wurde beschlossen. Alles was Lungen hatte schrie: die konservativen Häuserbesitzer, daß ihre Gebäude entwerthet würden; die Protestanten, daß das Bollwerk des Glaubens vernichtet werde; die Militärnarren, daß Genf ohne Vertheidigung den Franzosen anheimgegeben werde — ja sogar die Eidgenossenschaft wollte sich darin mischen aus strategischen Gründen, die, wie der Friede Gottes, höher sind denn alle menschliche Vernunft. Aber die Zahl und Stärke der Opposition erhöhte auch die Energie der radikalen Partei. Die Demolirung der Festungswerke erhob sich zu der Höhe eines patriotischen Opfers. Mit Trommelschlag zogen selbst entfernte Gemeinden herbei, um unentgeldlich einen Theil der unnützen Wälle abzutragen und noch heute stehen unter der Bevölkerung die flüchtigen badischen Soldaten (les Badisch) in gutem Andenken, weil sie unverdrossen den

Unterhalt, den man ihnen reichte, durch Arbeit an den verhaßten Schanzen heimzahlten.

Wie Fazy und seine Freunde vorausgesehen hatten, so geschah es auch. Das Schanzenterrain, welchem die Gegner einen Werth von höchstens 6 Franken per Quadratklafter zugeschrieben hatten, stieg von Jahr zu Jahr höher im Preise, so zwar, daß Baupläze so theuer wurden, wie in Paris und anderen großen Städten. Der Werth des Grundeigenthums hob sich in steigender Progression, nicht nur in der Umgebung der Stadt, sondern auch in weiteren Kreisen. Je mehr gebaut wurde, desto schneller wuchs auch die Bevölkerung und je mehr Wohnungen sich öffneten, desto höher stiegen die Miethpreise. Zugleich boten die so gewonnenen Terrains eine willkommene Garantie für die Staatsanleihen, welche hauptsächlich zur Vollendung größerer Arbeiten bestimmt waren. Die früheren Regierungen hatten das Prinzip, so wenig als möglich zu thun und so viel als möglich zu sparen. Die radikale Partei glaubte dem Kanton besonders dadurch einen Aufschwung zu geben, daß sie öffentliche Arbeiten im großen Maßstabe ausführen ließ, Brücken, Straßen und Wege anlegte, Eisenbahnen mit Millionen subventionirte und dadurch der Kommunikation jeden erdenklichen Vorschub leistete.

Man kann dem Systeme der Anleihen abhold sein und darf vielleicht hinsichtlich Genfs behaupten, daß das äußerste Maß derselben erreicht ist, indem Zinsen und Amortisirung derselben etwa $^1/_4$ der gesammten, auf zwei Millionen sich belaufenden Staatseinnahmen verschlingen. Allein man kann nicht läugnen, daß durch diese Anleihen Großes geschaffen und Genf in zehn Jahren vom Scheitel bis zur Sohle umgestaltet wurde. Wenn das Resultat also über die bedeutenden Ausgaben beruhigt, so darf man anderer-

seits nicht aus dem Auge lassen, daß namentlich in den demokratischen Staaten der Schweiz die Steuerfrage die kitzlichste für jede Regierung ist, und daß eine Aenderung der Besteuerung fast überall den baldigen Sturz derjenigen Regierung herbeiführt, welche sie veranlaßte. Die Bedürfnisse des Staates wurden in Genf bedeutend größer, weil die radikale Partei nicht nur die öffentlichen Arbeiten, sondern auch namentlich die öffentliche Erziehung vorzugsweise ins Auge faßte und zu der Ausbildung der letzteren bedeutende Summen verwendete. Diese Mehrausgaben mußten gedeckt werden, und zu dieser Deckung blieben eben nur zwei Wege übrig, Erhöhung der Steuern oder Anleihen. Die direkten Steuern sind nun in der That äußerst gering; am meisten bringen ein die verhältnißmäßig hohen Abänderungsgebühren, Erbschaftssteuern und eine eigenthümliche, nur auf dem beweglichen Vermögen der Wohlhabenden lastende Steuer, welche die taxe des gardes genannt wird. Jeder, der über 5000 Franken zinstragendes Kapital besitzt, besteuert sich selbst nach eigener Schätzung vor einer zum Stillschweigen verpflichteten Kommission, und man darf zur Ehre der Steuerpflichtigen sagen, daß bis jetzt nur wenige Fälle vorgekommen sind, wo diese Kommission eine Aenderung des Ansatzes für nöthig befunden hätte. Diese Taxe, die nur auf den Reicheren lastet und die etwa $^1/_8$ der gesammten Staatseinnahmen einträgt, konnte verdoppelt werden, ohne großes Mißvergnügen im Volke zu erregen. Die übrigen, in Wahrheit äußerst geringen Steuern waren gewissermaßen ein „Rühr' mich nicht an" für die eigene Partei. Wollte man also für Genf eine neue, großartige Zukunft öffnen, ohne zugleich die politische Herrschaft derjenigen Partei zu gefährden, welche allein diese Zukunft herbeiführen konnte, so mußte man zu

dem Syſteme der Anleihen ſeine Zuflucht nehmen. Dieſes iſt zwar jetzt erſchöpft, glücklicher Weiſe aber ſind auch die größten Arbeiten vollendet, ſo daß man hoffen kann, künftighin ohne bedeutende Vermehrung der Steuern das Budget ins Gleichgewicht zu bringen. Man könnte ſich indeſſen wirklich nicht beklagen, wenn in einem Kantone, der jetzt gewiß über 80,000 Einwohner zählt und deſſen Reichthum ſo bedeutend iſt, wenn in einem ſolchen Kantone die direkten Steuern verdoppelt und verdreifacht würden. Trägt doch die Grundſteuer im Ganzen nicht mehr als etwa 200,000 Franken ein und die ſämmtlichen übrigen direkten Steuern, wie ſie auch heißen mögen, nicht mehr als 100,000 Franken, alſo eine im Verhältniß zu den oben angeführten Bedingungen wirklich verſchwindend kleine Summe.

Ein charakteriſtiſches Kennzeichen aller älteren ariſtokratiſchen Parteien der Schweiz war die Sucht nach Abſchließung in kleinen, ſtreng geſchloſſenen Kategorien, die gewiſſe Rechte und Privilegien hatten und auf jede Weiſe Geld zuſammenſcharrten, das kapitaliſirt und häufig in der wenigſt fruchtbringenden Weiſe angelegt wurde. Die ariſtokratiſchen Regierungen huldigten auch im Großen dieſer Maxime und noch heute halten Hunderte von ſchweizeriſchen Staatsmännern es für die höchſte Blüthe der Finanzwiſſenſchaft, ſich gegen die nothwendigſten Ausgaben zu ſperren und dagegen ſo viel baares Geld als möglich zinslos in den Kaſſen aufzuhäufen. Das traurige Beiſpiel der Republik Bern, deren Keller die Franzoſen ſo gründlich leerten, daß noch heute berniſche Louisd'or in Aegypten zirkuliren, hat in dieſer Beziehung nicht ausreichend belehrt. Die alte Republik Genf war in dem gleichen Falle. Nur mit heimlichem Widerſtreben hatte ſie das Geſchenk der katho-

lischen Gemeinden, die früher mit Savoyen vereinigt waren und im Jahre 1815 zur Arrondirung des Gebietes an Genf abgetreten wurden, angenommen und mit ängstlicher Sorgfalt wurde all' jenes Vermögen, was in Form von Unterstützungsanstalten oder in disponiblen Fonds vorhanden war, ausgeschieden und auch fernerhin, nach der Vereinigung dieser Gemeinden, nur für den alten Kantonstheil verwendet. Die Tendenz der radikalen Partei ging begreiflicher Weise dahin, diese Trennung so viel als möglich zu verwischen und neue und alte Bewohner des Kantons in ihren sämmtlichen Interessen zu einem Ganzen zu verschmelzen.

Bedeutende, zu Millionen ansteigende Summen gehörten einer sogenannten ökonomischen Gesellschaft und standen gegen geringe Zinsen nur zu Verfügung einiger Wenigen, die davon im Interesse ihrer Spekulationen Gebrauch machten. Die Staatsgewalt legte die Hand auf diese Fonds, deren Existenz sogar von der Verwaltung verheimlicht wurde, und gründete davon zwei allgemeine Kreditinstitute, eine Hypothekenkasse und die Bank von Genf, welche letztere hauptsächlich als Diskonto- und Leihbank mit großem Erfolge thätig ist. Außerdem wurde dem Kredit jede nur erdenkliche Erleichterung gewährt, so daß in Form anonymer Gesellschaften heute außerdem noch drei Banken (banque du Commerce, banque générale Suisse, banque commerciale) und zwei Diskontokassen (caisse d'escompte und comptoir d'escompte) eine bedeutende Geschäftsthätigkeit entwickeln. Mit vollem Rechte kann man behaupten, daß Fazy der Urheber aller dieser Kreditinstitute ist; denn die einen gründete er selbst und die andern wurden nur gegründet, theils um seine eigenen Schöpfungen zu verhindern, theils um denselben eine verderbliche Konkurrenz zu machen. Die Spaltung, welche die politische

Opposition der Parteien in Genf erzeugt hat, erstreckt sich nämlich nicht nur auf das politische, sondern auch auf das sociale und materielle Feld, so daß sie gänzlich in allen Dingen dominirt und man stets bei der geringsten Sache darnach fragen muß, welche Partei sich daran betheiligt, welche ihr feindlich gegenübersteht. Fast überall sonst in der Welt hört in Geldsachen die Gemüthlichkeit auf und fragen die Finanzmänner wenig darnach, ob derjenige mit welchem sie ein Geschäft machen können, Monarchist oder Republikaner sei; in Genf aber spinnt sich der Kampf auch auf diesen Gebieten fort und vielleicht hier mit noch größerer Erbitterung, als auf dem politischen Felde.

Genf nimmt ohne Zweifel einen bedeutenden Platz in der Finanz- und Gewerbswelt ein, bedeutender vielleicht, als die wirklich vorhandene Industrie und Kapitalien es bedingen. Nächst Basel ist Genf die reichste Stadt in der Eidgenossenschaft und seine Börse jedenfalls die bedeutendste in der Schweiz, da Genf weit mehr in Spekulationen dieser Art sich einläßt, als Basel, das seine Kapitalien in anderer Weise umsetzt. Früher war die Börsenspekulation gänzlich in den Händen einiger Agenten, die eine Gesellschaft unter sich bildeten und somit nach Willkür die Kurse bestimmen konnten. Seit zwei Jahren dagegen ist sie ein öffentliches Institut, das die durch einen vereidigten Kommissär aufgenommenen Kurse publicirt und ganz in ähnlicher Weise eingerichtet ist, wie die Börsen in Frankreich, nur mit dem alleinigen Unterschiede, daß es keine privilegirten Wechselagenten giebt, sondern jeder, der sich dazu befähigt glaubt, dies Gewerbe eben so gut ausüben kann, wie ein anderes. Die unverhältnißmäßig große Menge von Banquiers, Wechsel- und Geschäftsagenten, die Genf aufzuweisen hat, beweist schon hinlänglich, daß

der Umsatz auf dem Platze sehr bedeutend ist, und wenn man ihn mit demjenigen anderer Schweizer Städte, wie namentlich Basels vergleicht, so wird man leicht finden, daß der Lust und der Sucht nach Gewinn auch ein großer Hang zum Abenteuerlichen anklebt, der häufig, zu Gunsten gewagter ausländischer Spekulationen, näher gelegene solide Geschäfte vernachlässigen läßt. Ein Sprichwort sagt zwar: wenn ein Genfer zum Fenster hinausspringt, so springe nur getrost nach, denn es ist ganz gewiß etwas dabei zu gewinnen. Allein nichts desto weniger könnten wir Beispiele genug anführen, wo der Sprung aus dem Fenster nach Spanien, Kalifornien oder Algerien denjenigen, die ihn wagten, nicht unbedeutende Schäden zufügte.

Die eigentliche Genfer Industrie, Uhrmacherei und Bijouterie, haben zwar immer noch ihren alten Ruf bewahrt, befinden sich aber nichts desto weniger im Niedergange, was gerechte Sorge für die Zukunft aufsteigen läßt. Man kann sagen, daß seit dem Jahre 1848 diese Industrie eigentlich beständig in permanenter Krise sich befand und daß ihr seit dieser Zeit noch keine volle Sonne gelächelt hat. Zwölf Jahre sind gewiß eine lange Zeit und zu verwundern ist es nur, daß überhaupt diese Zeit noch so glücklich überstanden werden konnte, wie es im Allgemeinen geschehen ist. Die eigentliche Uhrmacherei, das heißt die Fabrikation der Werke, hat sich mehr und mehr von Genf zurückgezogen, um nach den Bergen des Neuenburgischen Jura auszuwandern. In Genf existiren jetzt nur noch Fabriken, welche mittelst Maschinen die einzelnen rohen Theile des Uhrwerkes anfertigen und verhältnißmäßig wenige Arbeiter, welche feinere Uhren und Chronometer anfertigen, während die Fabrikation derjenigen Werke, die in den gewöhnlichen goldenen und silbernen

Uhren ſich finden, faſt einzig in den Bergen betrieben wird. Dagegen hat Genf noch immer das Privilegium des geſchmackvollen Uhrgehäuſes, der feineren Gravirung, der Verzierung mit Email und Edelſteinen, und dieſes bedingt den ausgedehnteſten Verkehr zwiſchen Genf einerſeits und Lachaurdefonds andererſeits, indem der Fabrikant auf den Bergen das Gehäuſe der feineren Uhren in Genf, derjenige in Genf das Werk in den Bergen herſtellen läßt. Zur Zeit der großen Zahlungsepoche in den Bergen, um Georgen- und Martinstag, herrſcht in Genf regelmäßig eine Geldkriſis, weil Millionen gemünzten Goldes nach den Bergen wandern, um dort zur Ausgleichung und Auszahlung zu dienen.

Weit mehr Hände, als die Uhrmacherei, beſchäftigt die Bijouterie und die mit ihr verbundenen Induſtriezweige; allein hier ſind im Laufe der Zeit gefährliche Konkurrenzen erwachſen, die ſtets mehr und mehr den Markt verringern und den Gewinnſt verkleinern. Deutſchland, Pforzheim beſonders, arbeitet nicht minder geſchmackvoll und bedeutend billiger als Genf, ſo daß es, namentlich für den geringern Schmuck, ihm unbeſtritten den Rang abgelaufen hat. Der 14karätige Schmuck, der in Genf nicht fabricirt wird, hat in vielen Ländern den ſchwereren 18karätigen, bei welchem der Arbeitspreis weniger in das Gewicht fällt, faſt gänzlich verdrängt und Länder, wie Italien und der Orient, wo man ſich maſſiven Goldſchmuck anhängt, deſſen Façonnirung kaum der Rede werth iſt, liegen ſeit langer Zeit brach und bieten nur unbedeutenden Markt. So ſcheint uns denn dieſe Induſtrie, welche früher den Reichthum Genfs begründete, nach und nach um ſo mehr in Verfall zu gerathen, als in Paris der Juwelenhandel ſich faſt gänzlich in den Händen Rothſchilds koncentrirt und der

feine, künſtleriſch gebildete Pariſer Geſchmack in vielen Stücken der Genfer Kunſtthätigkeit den Vorſprung abgewonnen hat.

Mag indeſſen dieſe Induſtrie auch noch mehr zu Grunde gehen, ſo braucht man auf der anderen Seite nicht zu fürchten, daß Genf ſelbſt dadurch einen bedeutenden Stoß erhalten werde. Denn für ihren Erſatz ſorgt die vollſtändigſte Gewerbefreiheit, die in der Welt zu finden iſt. Alle jene geſetzlichen und polizeilichen Beſchränkungen, womit Aufenthalt, Niederlaſſung, Handel und Gewerbe namentlich in unſerem lieben Deutſchland nur deshalb heimgeſucht ſind, um eine größere Anzahl von Werkzeugen der Staatsgewalt zu beſitzen, ſind in Genf durchaus unbekannt und ſelbſt der in der übrigen Schweiz ſo allgemein verbreitete Fremdenhaß oder vielmehr Fremdenneid, der ſich ſogar auf die Angehörigen anderer Kantone erſtreckt, iſt in Genf im geringſten Maße vorhanden. So kommt es denn, daß ein wahrhaft beſtändiger Strom von Gemaßregelten und Flüchtlingen aller Art in die Jedermann weit geöffneten Thore Genfs einfließt, um dort aufs Neue frei athmen und leben zu können. Die Lage Genfs, faſt auf der Grenze zwiſchen franzöſiſchem, italieniſchem und deutſchem Sprachgebiete, begünſtigt begreiflicher Weiſe dieſe Einwanderung von allen Seiten her, welcher Genf die Mehrzahl ſeiner älteren und neueren Bewohner verdankt. Von den wenigſten Familien läßt ſich in der That ein um mehrere Jahrhunderte zurückgehender Stammbaum nachweiſen, der in dem Lande ſelbſt Wurzel geſchlagen hätte. Die meiſten ſtammen aus den Zeiten der Aufhebung des Edikt von Nantes, aus den italieniſchen Bürgerkriegen und Waldenſerverfolgungen und ihre Ahnen ſetzten ſich als Flüchtlinge in Genf feſt. Mit vollem

Rechte konnte daher ein Genfer Staatsrath einſt halb im Scherze ſagen, Genf habe viel Aehnlichkeit mit Rom, das von Romulus mit Räubern und Flüchtlingen aller Art bevölkert worden ſei und brauchbare Bürger daraus erzogen habe.

Die radikale Partei hat ſich bemüht, dies gaſtliche Prinzip, das der kleinen Republik von früher her eigen war, noch weiter auszubilden und zu verallgemeinern. Die Bedingungen und Formalitäten, unter welchen das Bürgerrecht an Fremde ertheilt wird, wurden bedeutend gemildert und erleichtert; diejenigen für Eidgenoſſen anderer Kantone ſo ſehr reducirt, daß faſt nur noch die Dauer eines zweijährigen Aufenthaltes als Bedingung übrigbleibt. Außerdem ſind die Schweizerbürger anderer Kantone ſo vollſtändig gleich berechtigt, in politiſcher Hinſicht namentlich mit den Genfern ſelbſt, daß es in dieſer Beziehung nicht einmal einer förmlichen Aufnahme in das Bürgerrecht bedarf, um zu allen politiſchen Stellen der Republik zu gelangen. Nichts deſto weniger muß dieſe Aufnahme in das Genfer Bürgerrecht vielen Eidgenoſſen um deswillen wünſchbar ſein, weil ſie ſich dadurch der oft verirrenden Aufſicht ihrer Heimath- und Gemeindebehörden, die wir oben ſchilderten, durchaus entziehen können, und es ihnen häufig gelingt, dieſer Feſſeln bar, ihre Verhältniſſe wieder in Fluß zu bringen, was in der Heimath niemals hätte geſchehen können. Geſetzgebung und Sitte geſtatten eben in Genf nicht mehr, den Menſchen in väterlicher Weiſe zu bevormunden und zu maßregeln. So kommt es denn, daß in dem kleinen Kantone jährlich mehr Fremde und Eidgenoſſen in das Bürgerrecht aufgenommen werden, als in der ganzen übrigen Schweiz zuſammengenommen; daß die Bevölkerung in überraſchend ſchnellem

Maße zunimmt und eine Menge neuer Industrieen und Erwerbszweige gegründet werden, an welche der Genfer wohl kaum gedacht haben würde.

Hierin liegt denn auch zum großen Theile die Abneigung und der Widerwille, welche sich gegen Genf namentlich in der berühmten Flüchtlingsdebatte vor 2 Jahren kundgab. Die paar armen Teufel, welche damals vom Bundesrathe hinausgemaßregelt wurden, hatten es wahrlich weder verdient, noch war ihr fernerer Aufenthalt wirklich gefährlich für die Ruhe der Schweiz oder des gesammten Europa; so wenig gefährlich, daß einige von ihnen sogar bei dem großen Mittagessen, welches der Bundesrath zur Feier der Einweihung des Bundespalastes kurze Zeit darauf in Bern gab, im Orchester mitspielten. Die paar Musikanten waren nur die Gegenstände, an welchen die gereizten Nerven einiger schweizerischer Staatsmänner ihr Müthchen kühlten, um damit auch der ganzen „Genferei", wie sie sich ausdrückten, ein Ende zu machen. Denn die bewegliche Art und Weise, womit das rührige Genfer Volk die politischen Fragen erfaßt und herumwirbelt, sodaß die Wellenschwingungen sich auch in die übrigen Kantone fortpflanzen; die Lebhaftigkeit, mit welcher die Genfer Abgeordneten bei jeder Gelegenheit in der Bundesversammlung dem mittelalterlichen Bürgerzopfe zu Leibe gehen, der doch noch manchem radikalen Eidgenossen nicht nur an-, sondern bis in das Herz hinein festgewachsen ist; die Zähigkeit, mit welcher Genf seine freiheitlichen Anschauungen in Betreff der Heimathrechte, der Niederlassung und der Fremdenpolizei aufrecht erhält, — Alles dies kann wohl reizbare Nerven in eine gewisse Aufregung und fast bis zu dem Wunsche bringen, daß man den unangenehmen Störenfried gern loswerden möchte. Dieselbe Verschieden-

heit des Weſens, welche die franzöſiſchen Doktrinäre, mit Guizot an der Spitze, zu einem ſo grimmigen Haſſe gegen die Schweiz trieb, daß der Proteſtant Guizot den ultramontanen Sonderbund offen unterſtützte und mit Metternich ſich in eine, durch den General von Radowitz vermittelte Verſchwörung gegen die Exiſtenz der Schweiz ſelbſt einließ; dieſelbe Verſchiedenheit des Weſens befeſtigt auch eine Kluft zwiſchen den ſchweizeriſchen, in Dahlmann-Savigny'ſcher Schule gebildeten Doktrinären und dem an friſchem Leben überquellenden Genf, deſſen einziger Fehler am Ende darin beſteht, eine Menge von Einrichtungen jetzt ſchon realiſirt zu haben, zu welchen die Entwickelung der übrigen Schweiz nothwendiger Weiſe in der Zukunft dennoch kommen muß. Aber es giebt auch Leute, die ſich darüber ärgern, daß ein Finger vorhanden iſt, welcher beſtändig auf das Ziel hindeutet.

Von Leuten dieſer Art iſt häufig, ſelbſt in der Bundesverſammlung und der Preſſe, der Vorwurf gemacht worden, Genf ſei nicht echt ſchweizeriſch geſinnt. Wenn die echte ſchweizeriſche Geſinnung freilich in dieſem Feſthalten des Bürgerzopfes und einer Menge anderer mittelalterlicher Einrichtungen, die in der deutſchen Schweiz noch fortblühen, beſtehen ſoll, ſo iſt der Vorwurf allerdings vollſtändig begründet. Genf hat der neuen Bundesverfaſſung vielleicht mehr Opfer gebracht, als irgend ein anderer Kanton. Seine Grenzen waren vollkommen frei, es kannte weder Eingangs- noch Ausgangs- und Tranſit-Zölle; jetzt zahlt ſein Handel Millionen in die Bundeskaſſe und muß ſich eidgenöſſiſchen Mauthnern an der Grenze und bureaukratiſchem Formelweſen in den Zollſtätten unterziehen. Einzig die Briefpoſt war Regal, die Perſonenbeförderung war ein durchaus freies Gewerbe; jetzt dehnt ſich das eidgenöſſiſche Poſtregal

ſogar auf die Lohnkutſcher und Omnibuſſe aus, die aus der Stadt an den Bahnhof fahren. Für eine Bevölkerung, die an durchaus freie Bewegung gewöhnt iſt, ſind das Opfer, deren Wichtigkeit freilich von denen nicht ermeſſen werden kann, deren Grenzen mit Schlagbäumen und Regalen aller Art beſetzt waren.

Wenn man aber den ſchweizeriſchen Sinn in der Liebe zur Eidgenoſſenſchaft und zum Bunde, in der Bethätigung patriotiſcher Beſtrebungen, im Sinne für Freiheit und Unabhängigkeit und in der freundlichen Aufnahme der Eidgenoſſen aus anderen Kantonen ſucht, dann ſteht Genf gewiß keinem anderen Gliede der Eidgenoſſenſchaft nach, wenn es auch das jüngſte derſelben iſt. Wo es gilt zu helfen, zu unterſtützen, ſich an patriotiſchen Unternehmungen zu betheiligen oder die Unabhängigkeit der Schweiz zu wahren, hat man noch nie vergebens an Genf ſich gewandt. Dies Zeugniß können ihm ſelbſt ſeine erbittertſten Feinde nicht verſagen.

Ich finde überhaupt bei genaurem Studium der Genfer Verhältniſſe, daß unter Allen der Sinn für Unabhängigkeit am ſtärkſten und zwar bei ſämmtlichen politiſchen Parteien der kleinen Republik ohne Unterſchied ausgebildet iſt. Sobald eine Gelegenheit ſich bietet, wo die Unabhängigkeit nur im Geringſten gefährdet erſcheint, ſchweigen die inneren Parteiungen augenblicklich, um gemeinſchaftlicher Frontſtellung gegen die Gefahr Platz zu machen. Das zeigte ſich zu Zeiten des Miniſterium Thiers, als ein Krieg mit Frankreich, zur Zeit des Neuenburger Handels, als ein Krieg mit Preußen zu drohen ſchien. Das zeigt ſich auch jetzt wieder, wo eine Veränderung der Landkarte Europas vielleicht größere Gefahren für Genf, Wallis und Waadt in ſich birgt, als irgend ein früheres Ereigniß.

In der That deuten alle Fingerzeige darauf hin, daß auch dasjenige Genf, welches ich hier zu schildern versuche, in der nächsten Zukunft verschwinden wird, um eine gänzliche Umgestaltung zu erleiden. Kaum ist es erlaubt, daran zu zweifeln, daß die Lostrennung Savoyens von Piemont eine vollendete Thatsache sei und und daß der südliche Theil desselben an Frankreich fallen werde, während der nördliche, gegen den Genfersee hin geöffnete Theil, das Chablais, das Faucigny und ein Theil des Genevois mit der Eidgenossenschaft vereinigt werde. Alle Parteien sind darin einig, daß die Vereinigung ganz Savoyens mit ganz Frankreich der Todesstoß für Genf, ja selbst für Waadt und Wallis in ihrer Eigenschaft als Glieder der schweizerischen Eidgenossenschaft sein werde; alle Parteien sind einmüthig, dies Resultat der kaiserlichen Politik um jeden Preis abzuwenden — zugleich aber ist die Hoffnung fast gesichert, daß die schweizerischen Bemühungen mit Erfolg gekrönt und die oben bezeichneten, jetzt schon in die schweizerische Neutralität aufgenommen Gebiete auch wirklich der Schweiz einverleibt werden.

Geschieht dies aber, so sind die Verhältnisse Genfs mit einem Schlage auf den Kopf gestellt. Werden diese Gebiete mit dem Kanton Genf vereinigt, was in jeder Beziehung für Alle das Vortheilhafteste sein würde, so wird Genf der zweitgrößte Kanton der Eidgenossenschaft und muß sich als Staat einer totalen Umänderung unterziehen. Werden diese Gebiete ein oder zwei unabhängige, selbstständige Kantone, so bleibt Genf zwar, wie es ist, in territorialer Beschränkung, aber seine inneren Verhältnisse werden nichts desto weniger von Grund aus umgestaltet. Denn die zehntausend katholischen Savoyarden, die jetzt in dem Kanton Genf als Fremde wohnen, werden dann über

Nacht Schweizer, ſtimmfähige Eidgenoſſen, welche durchaus dieſelben politiſchen Berechtigungen haben, wie alle übrigen Schweizer und an dem politiſchen Leben des Kantons Theil zu nehmen berufen ſind. Was aber eine ſolche Umkehrung der konfeſſionell-politiſchen Verhältniſſe in Genf ſagen will, kann man nur dann beurtheilen, wenn man weiß, daß dies Element feſt in erſter Linie ſtehen muß, wenn es ſich um Beurtheilung Genferiſcher Zuſtände handelt.

Das religiöſe und konfeſſionelle Leben ſpielt in der That eine zu bedeutende Rolle in dem kleinen Freiſtaate, als daß wir ihm nicht einige Aufmerkſamkeit zuwenden ſollten. Calvin hatte mit einer despotiſchen Gewaltthätigkeit, die vielleicht ihres Gleichen in der Geſchichte ſucht, das vor ihm beſtandene fröhliche und heitere Genf gänzlich umgeſtaltet und zum Bollwerk eines finſteren Proteſtantismus geſchaffen. Heimtückiſchen und rachſüchtigen Charakters, hat Calvin während ſeiner unumſchränkten Herrſchaft vielleicht mehr Genfer gehängt, geſäckt, verbrannt und aus ihrem Vaterlande verjagt, als irgend ein anderer Barbar, der jemals in dieſem kleinen Winkel der Erde Macht hatte. Durch maſſenweiſe Herbeiſchaffung von flüchtigen Proteſtanten, namentlich aus Südfrankreich, hat er ſogar den Charakter der Bevölkerung gänzlich umgeſtaltet. Durch ihn war das calviniſtiſche Element zum ausſchließlich herrſchenden geworden und nur ſchwer wich es der Toleranz, die nach und nach in die Sitten der Menſchen überging. Als Sardinien in Folge der Verträge von 1815 verſchiedene katholiſche Gemeinden an Genf abtrat, fand es angemeſſen, einen noch heute gültigen Vertrag abzuſchließen, wodurch die Bewohner dieſer Gemeinden in der Ausübung ihres Kultus in ausgedehntem Maße geſchützt wurden. Nichts deſto weniger dauerte bis zu dem Jahre 1846 die Herrſchaft

des Proteſtantismus fort, die ſich durch eine Menge kleiner Umſtände, ſo wie namentlich durch Erſchwerung der Niederlaſſung, zu einer permanenten Bedrückung Andersgläubiger geſtaltete. Das Unbehagen der katholiſchen Bevölkeruag, die doch mehr als $^1/_3$ des Kantons ausmacht, war ein weſentlicher Hebel zum Gelingen der Revolution, deren Ausgangspunkt merkwürdiger Weiſe gerade die mit dem ultramontanen Sonderbund ſympathiſirende Tendenz der damaligen ultraproteſtantiſchen Genfer Regierung bildete.

Man darf dieſen Punkt bei Beurtheilung der politiſchen Zuſtände der Schweiz niemals vergeſſen. Radikale wie Liberale gehen von dem Prinzip der Toleranz aus und werden deshalb in denjenigen Kantonen, in welchen irgend eine konfeſſionelle Partei dominirt, von dieſer der Hinneigung znr entgegengeſetzten konfeſſionellen Richtung beſchuldigt. Orthodoxe, Ultramontane und Pietiſten, welche ſich auf konfeſſionellem Gebiet auf das heftigſte bekämpfen, ſtehen aber nichts deſto weniger auf dem gemeinſamen Boden des Prinzips der Autorität und halten deswegen in politiſchen Fragen ſtets innig zuſammen. Mit den ſieben katholiſchen Sonderbundskantonen waren politiſch verbündet gerade die ultraproteſtantiſchen Kantone: Genf, Neuenburg und Baſelſtadt. In dem erſteren mußte eine blutige Revolution ſtattfinden, um die Majorität in der Tagſatzung gegen den Sonderbund herbeizuführen, Neuenburg mußte Exekution und Strafe zahlen und Baſelſtadt konnte erſt durch Androhung der Exekution zur Theilnahme an der Ausführung des Mehrheitsbeſchluſſes gebracht werden. So zeigt ſich denn auch in den Genfer Zuſtänden die eigenthümliche Anomalie, daß Fazy und ſeine Partei durch eine Revolution gegen den katholiſchen Sonderbund an das Ruder kamen, während ſie doch auf der anderen Seite häufig von Freund

und Feind der Begünstigung des Katholicismus beschuldigt werden und in der That auch die Mehrheit der katholischen Stimmen für sich haben. Ja noch bis die letzte Zeit spann sich dieser scheinbare Widerspruch fort, indem die so ausgesprochenen protestantischen Tendenzen huldigenden Konservativen die Bestrebungen der Freiburger Ultramontanen auf dem politischen Felde auf das kräftigste unterstützten, während die radikale Partei dieselbe bekämpfte und trotzdem der Mehrheit der Katholiken im Kantone sicher blieb. Hinsichtlich ihrer konfessionellen Färbung zersetzen sich die politischen Parteien in folgender Weise: Radikale — die große Mehrheit der Katholiken und die Hälfte der Protestanten; Konservative — die kirchlichere Hälfte der Protestanten und eine kleine Minderheit sehr ultramontaner Katholiken.

Das Räthsel löst sich, wie gesagt, wenn man bedenkt, daß die Katholiken bis zum Jahre 1846 in vieler Beziehung ecclesia pressa waren und dann erst zur vollständigen Gleichberechtigung mit allen übrigen Glaubenssekten herangezogen wurden. Für den bisher bevorzugten Protestantismus galt diese Gleichstellung begreiflicher Weise als Herabsetzung; Demjenigen aber, der die Dinge mit vorurtheilsfreiem Auge ansieht, erscheint sie nur als natürlicher Ausfluß des im ausgedehntesten Maße angewendeten Prinzipes der Toleranz. Es mag sein, daß die protestantisch-kirchliche Partei hierbei einigermaßen zu kurz kommt, da die feste Gliederung der katholischen Partei und ihr Reichthum an materiellen Mitteln ihr ein gewisses Uebergewicht verschaffen. Allein auch die protestantische Partei entbehrt dieser Mittel nicht, die reichsten Millionäre gehören ihr an und an Thätigkeit und Rührigkeit in Verfolgung ihrer proselytischen Zwecke dürften beide Parteien sich vollkommen die Wage halten.

Die Tendenz der radikalen Partei geht offenbar auf allmählige Herbeiführung gänzlicher Trennung der Kirche vom Staat und auf Anbahnung ähnlicher Zustände wie sie in Nordamerika existiren. Da die vollständige Realisirung dieser Absichten bis jetzt noch nicht möglich war, so hat man wenigstens gethan, was gethan werden konnte. Der Bürger, der von Konfession und Kirche keinen Gebrauch machen will, wird in keiner Beziehung vom Staate dazu gezwungen. Taufe, Konfirmation und Einsegnung sind nirgends obligatorisch, die Schule gänzlich vom der Kirche getrennt, der Religionsunterricht nur fakultativ und jede Sekte vollkommen frei zu thun und zu treiben, was sie will, sobald sie nur sich innerhalb der allgemeinen Polizeigesetze hält. Der Staat fragt nach keinem Glaubensbekenntnisse und nach keiner Bestätigung irgend einer kirchlichen Handlung. Civilstandsregister, Civilehe, allgemein und obligatorisch, sind also selbstverständlich. Der Staat ist noch weiter gegangen und hat einer jeden Religionssekte, welche darum einkam, auf dem ihm gehörigen Schanzenterrain unentgeltlich Plätze zur Erbauung ihrer Tempel angewiesen. Katholiken, Anglikaner, Juden, ja sogar Freimaurer und Musikanten sind durchaus mit derselben Elle gemessen worden und wenn morgen Mormonen oder Irvingianer kämen, so sind wir überzeugt, daß man sie eben so als gleichberechtigt behandeln würde. Keiner kann sich also in dieser Beziehung einer besonderen Begünstigung, keiner eines besonderen Vorschubes sich rühmen.

Nicht zu leugnen ist es, daß unter diesen Verhältnissen gegenüber einer großen Zahl Indifferenten, deren Religion weder kalt, noch warm macht, eine außerordentlich rührige Propaganda der verschiedensten Sekten sich bewegt, die bald einander unterstützen, bald auf das heftigste sich anfeinden

und mit allen Mitteln der Publicität durch Wort und Schrift, so wie durch bedeutende materielle Anstrengungen ihre Zwecke zu fördern suchen. Die ausgedehnteste Associations-, Rede- und Preßfreiheit kommt diesen Bestrebungen natürlich zu Hülfe und artet häufig in die seltsamsten Verirrungen und sonderbarsten Geschichten aus, die weit mehr zur Erheiterung des gesammten Publikums, als zu seiner Bekehrung dienen.

Tischdrehen und Geisterklopfen, Somnambulisiren und Magnetisiren treiben, mit ihrem bunten Trosse von Betrügenden und Betrogenen, in buntem Wechsel auf diesem Strudel einher, tauchen auf und unter und lassen selten eine andere Spur hinter sich als den Zorn der zelotischen Pfaffen und das Gelächter der heiteren Menge. So hatten wir eine Tischdreher-Gesellschaft, die auf Kosten eines gläubigen Schafes den Gipfel der Vollendung erreicht hatte, als der Bankerott sie auflöste. Sie gab Schriften und Romane, Kunstwerke und Opern heraus, Alles voll des heitersten Blödsinnes und hatte durch den Tisch Besuche von allen hohen Herrschaften des Himmels. Der Erzengel Gabriel war der gewöhnliche Vermittler — nicht selten erschienen aber auch die Mitglieder der Dreifaltigkeit. Wenn Gott Vater durch den Tisch redete, zitterte das Haus und klirrten die Fenster als Beweis, daß er noch immer einen starken Arm habe; Erzengel Michael, der Befehlshaber der himmlischen Heerscharen, brachte ähnliche, wenn auch schwächere Effekte hervor. Der heilige Geist kam nur, wenn Alles ganz stille war; er verlangte öfter Musik. Eines Tages präsentirt sich der Chef der Gesellschaft beim Polizeidirektor. „Ich möchte die Erlaubniß haben, eine Glocke in dem Landhause aufzuhängen, das ich bewohne.“ „Hängen Sie sich meinetwegen ein ganzes Glockenspiel

auf," antwortet der Polizeimeiſter. „Was geht's mich an, wie Sie Ihre Leute zuſammenbimbeln?" Der Patron geht auf dieſe gnädige Erlaubniß hin fort, läßt eine Art von Thurm bauen und eine große Kirchenglocke, mehrere Centner ſchwer, hinein hängen. Sie ſollte der ganzen Umgegend den Augenblick verkünden, wo ein Mitglied der heiligen Dreifaltigkeit zu ſeinen frommen Schafen durch den Tiſch redete. Kaum hängt die Glocke, ſo klirren die Scheiben, knarrt das Haus, krachen die Thüren. Gott Vater ſelbſt iſt da! Der Patron hängt ſich ſchwebend an die Glocke, welche die beſeligende Nachricht heulend in die Umgegend hinaus ſtürmt.

Bum! bum! donnert's an der Hofthüre. Aufgemacht! Geſchwind! Wir ſind da! Wo iſt das Feuer?

Die Thüre wird geſprengt und die Spritze des nächſten Dorfes raſſelt in den Hof. Der Patron läutet wie toll fort, während die beſtürzten Gläubigen den Spritzenmännern die Bedeutung des Läutens zu erklären ſuchen. Endlich entſchließt ſich die Mannſchaft zum Umkehren. Aber in dieſem Augenblicke ſprengt athemlos eine zweite, wenige Sekunden darauf eine dritte Spritze heran. Der Hof füllt ſich mit Helfern. Wir wollen wenigſtens nicht ohne einen Erfriſchungstrunk abziehen und uns nicht trocken narren laſſen, ruft Einer aus der Menge. Das leuchtet Allen ein. Wein her! ſchreit's aus hundert durſtigen Kehlen. Der Patron, der unmöglich das Volk in ſeinem heiligen Hauſe haben kann, giebt eine Anweiſung auf die Schenke des Dorfes. Dort ſaß die Spritzenmannſchaft einen Tag und eine Nacht und trank auf das Wohlſein des Patrons und ſeines Gott Vaters vom Beſten.

Der Polizeidirektor aber, als er den Skandal hörte, ließ dem Patron ſagen, er habe ihm wohl die Erlaubniß

gegeben, eine Glocke aufzuhängen, nicht aber zum Sturmläuten. Sie mußten auf Befehl der hohen Obrigkeit den Schwengel mit Lumpen umwickeln und wenn Gott Vater wiederkam, läutete die Glocke nur schweigsam über den See hinaus die frohe Kunde an das ferne Gestade.

Die Genfer Aristokratie hatte sich von jeher durch Beschäftigung mit Wissenschaften und Künsten vortheilhaft vor den übrigen Aristokratien der Schweiz ausgezeichnet. Während das alte Bern hauptsächlich die brutale Seite des Staatslebens kultivirte, in fremden Diensten herumlungerte und dort weiter nichts lernte, als nachher Bürger und Bauern zu schinden und zu drangsaliren; während Basel sich hauptsächlich der geschäftlichen Seite des Lebens zuwandte und kein noch so Hochgeboren sich Dünkender es verschmähte Handel zu treiben; während Neufchâtel und Waadt hauptsächlich auf Prinzen-Hofmeisterschaft und gehörige Fortpflanzung regierender Geschlechter sich verlegten; hatte Genf reiche adelige Mitbürger, welche sich namentlich den exakten Wissenschaften mit Erfolg widmeten. Bonnet, de Saussure, de Candelle waren Millionäre, welche ihre ganze Kraft der Wissenschaft widmeten; und weit entfernt, dieselben so zu behandeln, wie das patrizische Bern den großen Haller, den es einem räudigen Schafe gleich ausstieß, bemühte man sich im Gegentheile, solchen Vorbildern nachzueifern und ihnen zugleich einen bedeutenden Einfluß in den Angelegenheiten des kleinen Freistaates zu sichern. Calvin hatte hauptsächlich nur für Theologie die noch jetzt bestehende Akademie gegründet, die nach und nach mit einer philosophischen und Rechts-Fakultät vermehrt wurde, an welcher denn freilich die Lehrstellen mehr Ehrenposten waren, die nur von reichen Gelehrten versehen werden konnten. Die Akademie hatte einen großen Einfluß im

Staate, der soweit ging, daß man vielfach behauptete, in Wirklichkeit regiere die Akademie, deren ausübende Macht nur der Regierungsrath sei. In der That stand die Wissenschaft durchaus im Dienste der Politik und alle Einrichtungen waren darnach getroffen, daß nur solche junge Leute, welche der Partei und der Koterie angehörten, dort ihren Weg machen konnten.

Während man so den höheren und auch den klassischen Studien bedeutende Aufmerksamkeit schenkte, ließ man freilich die industrielle und reale Richtung, die doch für Genf so außerordentlich bedeutend war, sowie den Primarschulunterricht mehr aus den Augen. Die Revolution sorgte für Ausfüllung dieser Lücke und man darf sagen, mit großem Erfolge. Von einem Budget, welches wenig über 2 Millionen beträgt, absorbirt das Unterrichtsministerium, ohne den Kultus, mehr als 325,000 Franken, also etwa 5 Franken auf den Kopf der Bevölkerung, und mehr als ⅓ dieses Budgets nehmen die Primarschulen weg, deren Lehrer in Stadt und Land (man darf es kühn sagen) nirgends in der ganzen Welt finanziell besser gestellt sind, als in dem Kanton. Obgleich der Primarschulunterricht nicht obligatorisch ist, so sind doch die Vortheile der Schulbildung so allgemein anerkannt von der Bevölkerung, daß nicht leicht ein Kind vorkommen dürfte, welches denselben nicht genossen hätte. Für weitere Fortbildung giebt es in Genf zwei besondere collèges, eines für klassische, das andere für Real-Wissenschaften und ein mehr gemischtes in Carouge, ein höheres Gymnasium, und endlich die Akademie, der nur eine medizinische Fakultät fehlt, um sich als Universität hinzustellen, sowie eine industrielle Fortbildungsschule, welche bis zum eidgenössischen Polytechnikum heranbildet.

Als gleichzeitig mit der ganzen Umgestaltung des Unterrichtswesens die Akademie reorganisirt und erweitert wurde, nahmen viele Professoren aus politischen Gründen ihre Entlassung und nach und nach entwickelte sich ein noch jetzt andauernder Kampf zwischen den Unterrichtsassociationen, welchen die Richtung der Staatsanstalten ein Dorn im Auge war. Auf dem Felde der Primarschulbildung war es hauptsächlich die konfessionelle Richtung, die zur Bildung vielfacher, streng konfessioneller Schulen anspornte, während die Staatsschulen unveränderlich das Prinzip festhielten, daß der Staat keine Religion habe. Von der fromm konservativen Partei wurde nicht minder die Bildung eines sogenannten freien Gymnasiums und einer freien Akademie angestrebt und wirklich, während kurzer Zeit, in das Leben gerufen, ohne daß die Regierung das Mindeste gegen diese Bestrebungen gethan hätte. Obgleich aber berühmte Namen an der Spitze standen oder Vorlesungen hielten, so wollte die Sache doch nicht in rechten Zug kommen, weniger aus Mangel an äußeren Mitteln, als vielmehr deshalb, weil die Begeisterung der einzelnen Lehrer bald erkaltete und die jungen Leute auch kein weiteres Fortkommen, namentlich auf den französischen Bildungsanstalten, fanden. Bekanntlich sind auf diesen letzteren zwei Grade, bachelier-ès-lettres und ès-sciences, der Ausdruck für glücklich gemachte Prüfungen der Reife und der propädeutischen Fächer. Die Diplome der Akademie des Staates von Genf werden nun in Frankreich als ebenbürtig angenommen, nicht aber diejenigen der erwähnten Privatanstalten, und da fast alle jungen Leute, welche sich in den exakten Wissenschaften, in Medizin und Jurisprudenz weiter ausbilden wollen, nach Paris gehen und da außerdem viele der zur Partei gehörenden Professoren trotz aller

Lockungen doch nicht die Staatsanstalten verließen, so lösten sich diese Versuche bald in Wohlgefallen auf.

Ungemein groß ist in Genf die Anzahl der Privatanstalten, welche sich mit Unterricht und Erziehung im weitesten Sinne des Worts beschäftigen. Man kann fast sagen, daß jeder Genfer und jede Genferin, wenn sie auch noch so verschiedenen Beruf haben, dennoch im Hintergrunde, bei Schicksalsschlägen oder sonstigen Gelegenheiten, wenigstens eine Stelle als Hofmeister oder Gouvernante, als letzte Zufluchtsstätte besitzen. Es existiren hierzu eine Menge förmlicher Dressir- oder besser Trainiranstalten, wo gewisse Hefte, die den Ruf des Institutes begründet haben, schon wenigstens von der Großmutter auf die Enkelin vererbt sind. Pensionen in und außerhalb der Stadt öffnen der männlichen und weiblichen Jugend aus allen Theilen der Welt ihre gastlichen Thore und besitzen jede einen bestimmten Charakter, eine besondere Färbung, die dem Eingeweihten gewöhnlich schon in der Hausflur mit Entschiedenheit entgegentritt. Gewöhnlich verstehen die Vorsteher das Rupfen der Vögelchen, die ihnen anvertraut werden, um so besser, je frömmer sie sind, nach dem alten Grundsatze, daß kein Gebet umsonst gethan wird.

Kurz, aus der Vogelperspective betrachtet, möchte Genf eigentlich einer Baumschule verglichen werden können, zu welcher von allen Seiten her Wildlinge und Propfreiser geschickt werden und wo man sich am Ende nur billig verwundern muß, wie bei gleicher Zucht doch so verschiedenartige Stämme hervorwachsen. Glücklicher Weise aber ist die Menschennatur so beschaffen, daß jedes Reis denn doch seine besonderen Knorren hat, die ihm keine Erziehungsmethode ausschneiden kann, und wenn sie auch auf phrenologische Prinzipien gegründet wäre.

Vereine jeder Art sind vollkommen frei und von dem Rechte dieselben zu bilden, wird der ausgiebigste Gebrauch gemacht. Ich glaube, es ist ganz unmöglich, die Zahl dieser Vereine, so wie diejenigen ihrer Theilnehmer, mit nur einiger Bestimmtheit zu verzeichnen. Sie kommen und gehen, entstehen und verschwinden, je nach Bedürfniß und Gelegenheit und dehnen sich auf alle nur erdenklichen Richtungen des menschlichen Lebens aus. Vor einem Jahre war es, glaube ich, daß das schweizerische Departement des Innern eine Reihe von Fragen in die Kantone verschickte, welche sich auf eine statistische Erhebung des Vereinswesens bezogen. Wenn je, so zeigte es sich hier, daß Statistik in Zahlen gebrachter Unsinn ist. Man mußte in Genf geradezu die Unmöglichkeit einsehen, auch nur annähernd diese Fragen einer mißverstehenden Bureaukratie zu beantworten, und wie wir vernehmen, quält sich nun eine Privatgesellschaft schon Monden lang mit dem Gegenstande ab, der beständig unter ihren Händen verschwindet, weil sein Ansehen mit jeder Stunde des Tages wechselt. So viel ist gewiß, die Regierung mischt sich in das Vereinswesen in keiner Weise, wenn sie auch, wie begreiflich, diejenigen Vereine direkt oder indirekt unterstützt, welche entweder zum öffentlichen Nutzen beitragen oder aber ihrer politischen Richtung speciell zugewandt sind. Und gewiß ist, daß das Vereinsleben um so schönere Früchte trägt, je weniger die Staatsgewalt sich mit demselben befaßt. Wie bei der Preßfreiheit, so trägt auch hier die vollkommene freie Entwickelung die Mittel zur Heilung erzeugter Uebel in sich, und die Wunden, welche das Vereinsleben schlagen könnte, werden stets auch wieder durch dasselbe reichlich geheilt.

Das iſt alſo das Reſultat einer vierzehnjährigen Herrſchaft der radikalen Partei in Genf: materieller Wohlſtand; reiche Entwicklung aller geiſtigen und körperlichen Kräfte; freie Bewegung in Handel und Wandel; mächtige Ausbreitung und Entfaltung des bewegten Lebens; Zunahme der Bevölkerung durch Anſtrömung von Nah und Fern; dauernde Aſſimilation des fremden Elementes, das ſich glücklich fühlt und dem Freiſtaate, der ihm ſeine Thore weit öffnet, auch dafür mit Leib und Seele ergeben iſt.

Darf man da nicht ſagen: Gehet hin und thuet desgleichen?

Vielleicht wird man finden, daß ich in den vorſtehenden Zeilen des Guten zu viel geſagt und nur Licht aufgetragen habe, indem ich die Schattenſeiten überſprang. Allein ich darf zu meiner Rechtfertigung bemerken, daß dieſe Schatten mehr als genug von den Gegnern der jetzigen Zuſtände angeſchwärzt werden, und daß dieſe am Ende doch für den Unbefangenen nur wenig zu ſagen wiſſen. Als Beweis dafür darf ich mich wohl auf das Februarheft der Revue des deux mondes von 1859 berufen, wo einer der erbittertſten Gegner der radikalen Partei, der Buchhändler J. Cherbuliez in Genf, in einem langen Aufſatze: „Genève sous le gouvernement radical," den radikalen Teufel in Genf an die Wand zu malen ſucht. Der Tadel verwandelt ſich in unſeren Augen wirklich in Lob. „Die erſten Gebäude, welche man bei der Ankunft in Genf auf der Lyoner Eiſenbahn bemerkt," ſo beginnt Herr Cherbuliez ſeine Jeremiade, „ſind eine jüdiſche Synagoge, ein Freimaurertempel, eine katholiſche Kirche und einige Schritte weiter eine niedliche engliſche Kapelle. Dieſe verſchiedenen Tempel, die erſt neuerdings

auf vom Staate geſchenktem Grund und Boden errichtet wurden, bezeugen in auffälliger Weiſe, daß die Toleranz heute in der Stadt Calvin's herrſcht." Herrn Cherbuliez ärgert das natürlich ſehr; er begreift, daß es in der That einer Revolution bedurfte, um einen ſolchen Skandal erlauben zu können und er ſucht nach den Gründen dieſer Revolution. Da findet er denn, daß im Jahre 1815, nach der Reſtauration, die Ariſtokratie eine Verfaſſung gab, welche ſehr kalt aufgenommen wurde, weil ſie Alles in die Hände einer privilegirten Kaſte legte und dem Volke jegliche Mitwirkung abſchnitt; — aber da er zu dem Schwanze dieſer Privilegirten gehörte, ſo findet er auch, daß dieſe Verfaſſung mit ihren permanenten Kommiſſionen, in denen ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach „ein Geiſt enger Coterie herrſchte, der die edelmüthige und befruchtende That des Patriotismus in trauriger Weiſe lähmte," er findet, ſage ich, daß dieſe Verfaſſung dennoch der Keime des Guten Viel enthalten habe und daß es höchſt unrecht von dem Volke geweſen ſei, durch wiederholte Revolutionen die guten Herren, die ſo väterlich regierten, in ihrer Autorität zu erſchüttern und endlich gänzlich bei Seite zu ſchieben.

Nachdem endlich die ſo unbegreifliche Revolution doch gelungen war, unterſucht nun Herr Cherbuliez die Thaten der neuen Regierung. Sie habe die Feſtungswerke niedergeriſſen und in Folge deſſen ſei Entſetzliches geſchehen! Ich zitire wörtlich: „Bald erhoben ſich wie durch Zauberei neue, beſſer als die alten gebauten Quartiere, ſchöne Quais und öffentliche Gebäude. Der Bau der Eiſenbahn vermehrte noch das Wunder dieſer raſchen Metamorphoſe. Die Stadt breitete ſich ſo ſehr nach allen Seiten aus, daß ſie ihren Raum verdoppelte. Man muß anerkennen, daß die Abſichten des Radikalismus mit den Anſprüchen der Zeit

übereinstimmten; aber indem der Radikalismus dieſe allgemeine Richtung des Geiſtes benutzte, machte er daraus zugleich ein Werkzeug ſeiner Politik und auf dem Wege des materiellen Fortſchrittes ſuchte er ſich Anſpruch auf Dankbarkeit zu erwerben." Das Alles iſt namentlich deshalb ſo ſchauderhaft, weil Fazy den Anſtoß dazu gegeben hat. „Der iſt viel mehr ein Revolutionär, als ein Staatsmann," ruft Herr Cherbuliez aus, „um ſich im Beſitze der Macht zu erhalten, braucht er ſogar dieſelben Mittel, durch welche er ſich der Gewalt bemächtigte. Sein Element iſt die Agitation, ſeine Lieblingshülfe das Unvorhergeſehene. Niemand kennt beſſer als er, den Inſtinkt des Volkes und er führt dieſe gefährliche Waffe mit einer wunderbaren Geſchicklichkeit. Auch hat eine zwölfjährige Regierung ſeine Popularität nur vergrößert und ſeine Anhänger ſind ihm noch blinder ergeben als früher." Das iſt nun in der That höchſt ärgerlich, daß Fazy nicht vorher einer Kommiſſion, worin Herr Cherbuliez ſitzt, ſeine Entwürfe vorlegt und daß eine zwölfjährige Regierung und eine bedeutende Vermehrung der Schuldenmaſſe ſeinen Einfluß nicht mindern konnte. „Die Finanzfrage," ſagt Herr Cherbuliez, „iſt die Klippe des Radikalismus. Am 8. October 1846 fand James Fazy 300,000 Franken in der Kaſſe des Staates, der Niemandem etwas ſchuldig war; heute hat der Kanton Genf eine Staatsſchuld von zehn Millionen." Doch findet Herr Cherbuliez dann ſelbſt, daß dafür auch Vieles gethan iſt, daß eine glänzende materielle Zukunft durch Aufwand dieſes Geldes geſchaffen wurde, daß man künftig die Schulden wird bezahlen können und ſo wendet er ſich denn zur Unterſuchung der moraliſchen Zuſtände der kleinen Republik.

Da ſieht's denn in der That noch ſchauderhafter aus; „Die Revolutionäre, welche Genf umwandeln wollen, gehören

der französischen Schule an; religiöser Indifferentismus und materialistische Neigungen sind ihre hervorstehenden Züge." In der That ist in Folge dieser schändlichen Charaktere die Akademie, d. h. die Korporation der Gelehrten und die Korporation der Pfaffen in ihrem Einflusse bedeutend geschädigt worden, indem die Akademie dem Staatsrathe unterstellt und der protestantischen Kirche eine rein demokratische Verfassung gegeben wurde!

Die Regierung hat noch Schrecklicheres gethan. „Sie hat viele Kreditinstitute gegründet, die sogar dem gemeinen Manne ihre Pforten öffnen sollen. Sie läßt in den Winterabenden öffentliche Vorlesungen in dem Großrathssaale halten, wozu Jedermann freien Zutritt hat. Sie hat den Stand der Aerzte, den Stand der Advokaten, die Gesellschaft der Künste in ihrer Abgeschlossenheit nicht beschützt und die Pforten der Stadt weit geöffnet so daß eine Menge von Katholiken sich darin niedergelassen haben."

Das sind die Gerippe des Todtentanzes von Genf, den Herr Cherbuliez in der Revue des deux mondes gemalt hat. Der finstere Geist des Mittelalters malte eben Gerippe, wo das menschlich gebildete Alterthum einen Genius mit der Fackel sah. Es leben die Gerippe!

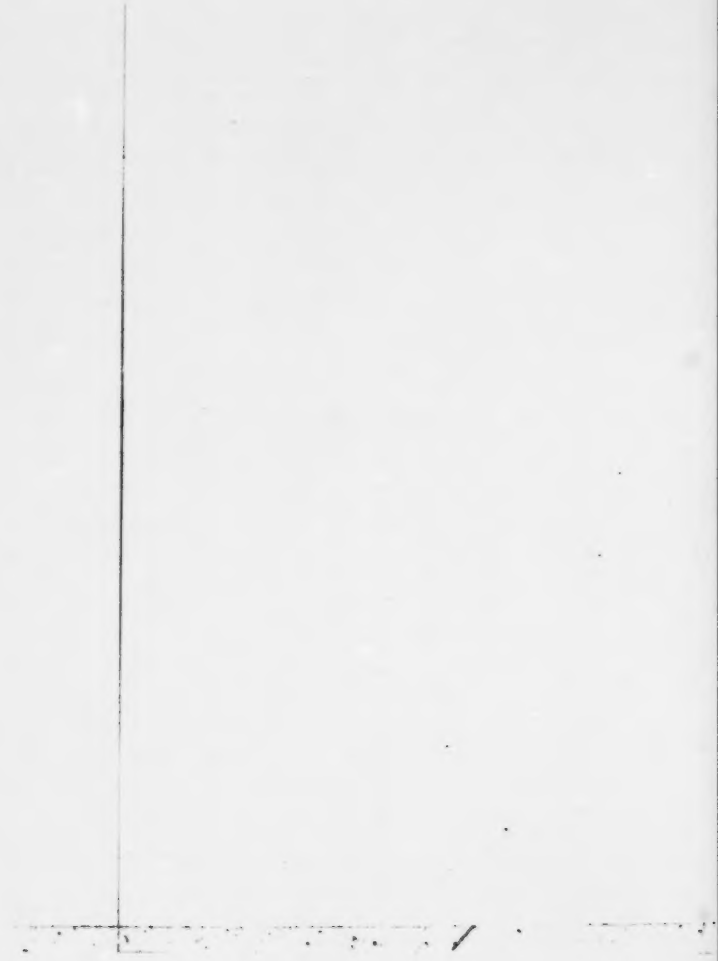
Genf, den 17. Februar 1860.

C. Vogt.

Des Michael Pro Schriftenwechsel mit Thomas Contra, aus dem Jahr 1859.

Von

Ludwig Bamberger.



I. Thomas an Michael.

Mein geliebter Narr in Arminio!

Hab ich's doch immer geſagt: nicht der Menſch ändert ſich, es ändern ſich nur die Umſtände. Ein Jahrzehent hindurch hab ich dem ſüßen Wahn gelebt, Du ſeieſt an Haupt und Gliedern reformirt; doch kaum ſtellt die Weltbühne wieder von ungefähr die Scenerie wie ehedem vor, ſo ſpringt auch wieder mein alter Adam in ſeiner alten Rolle darauf herum. Und da ſprechen die Herren Kriminaliſten von Beſſerungstheorien! Da wollen ſie einen armen Schelmen von Dieb zur Urſchöne ſeines guten Prinzips zurückführen, indem ſie ihn ſtumm, taub und blind auf Jahre hinaus in eine kahle Mauerzelle einſchließen: wenn doch mein von der Weltgeſchichte in eigner Perſon aus der Politik hinausgeworfener und in den praktiſchſten Lebensverhältniſſen umhergeführter, auch inſonſten nicht gerade auf den Kopf gefallener Freund ein ſolches Pracht-Exempel von Unverbeſſerlichkeit ſtatuirt. Du merkſt es, ich erliege ſchon wieder der Verſuchung, in meinen herkömmlichen Proteſt gegen das pennſylvaniſche Gefängnißweſen einzubiegen. Aber wenn ich auch überzeugt bin, es werde eine vernünftige Nachwelt kommen, welcher es

ebenſo ungeheuerlich und unbegreiflich dünken muß, daß man den Verbrecher durch proteſtantiſche Einmauerung bekehre, wie die Mitwelt nicht mehr glauben kann, man habe dereinſt durch die katholiſche Folter ihn ausforſchen wollen, ſo verzichte ich immerhin diesmal auf mein Lieblingsthema, ſchon um der Stunde ſchönes Gut nicht zu verſchwenden, in der ich mich, von ernſter Trübſal fern, an Deiner ewig grünen Thorheit zu ergehen denke.

Ja, das iſt derſelbige Menſch, der mir ſo oft lächelnd gebeichtet, wie man im alltäglichen Leben mit jeglicher Verbeſſerungsluſt in Haus oder Stadt, an Freunden, Sippen oder Geſinde nur den Kopf anrenne, derſelbige Menſch, welcher jede Erziehung (außer der eigenen) zur Fügung und Toleranz als Illuſion preisgab, und welcher jetzt — wie find' ich ihn wieder? Kaum hat das erſte thörichte Hähnchen aus dem Traume gekräht, ſo iſt mein Jüngling mit einem Sprung aus dem Bette und hinaus, um die friſche Bruſt im Morgenroth des ungeborenen Tags zu baden. Nacht, mein Freund, ſtockfinſtre Nacht! und was Du als das Gold der anbrechenden Sonne begrüßeſt, das iſt der blaſſe Mondſchein Deiner Phantaſie, in welchem ſich die Geſpenſter einer längſt entſchlafenen Welt erluſtigen.

Alſo Deutſchland willſt Du wieder einmal befreien oder vereinen:

Quis quid ubi, quibus auxiliis, cur quomodo quando?

Hätte Einer vor Jahresfriſt, da noch alle patriotiſchen Gefühle im Winterſchlaf des Decenniums begraben lagen, mir verkündet, daß er von Neuem das unglaubliche Werk der Wiedererweckung oder vielleicht richtiger geſagt, der Erweckung unſeres Vaterlandes zu ſtaatlicher Exiſtenz in's Auge faſſen wolle, ſo hätte ich mit Spannung, wenn auch gewaltig zweifelnd, aufgehorcht; denn ich hätte mir denken

müſſen, es handle ſich um die Anwendung nie geahnter, nie erprobter Kräfte und Mittel. Heute aber weiß ich, woher der Wind bläſt, der Euren Glauben angefacht hat, und ich verzweifle von vorneherein an dieſem windigen Weſen.

Ströme ſchwarzer Tinte und jenſeits derſelben am fernen Geſichtskreiſe einige leichte Nebelwölkchen von Preußiſch-Blau, das iſt Alles, was ich ſehe; das iſt das gelobte Land, das Ihr wieder einmal vom Horeb Eures Exils aus erblickt und ſegnet. Und aus dieſem Boden ſoll die Saat der Freiheit, ſeien wir beſcheiden und ſagen nur: die Saat der Einheit zum Himmel emporſchießen?

Geſetzt nun auch, es geſchähe das ganz Außerordentliche, geſetzt ſämmtliche 12,000 Quadratmeilen des deutſchen Vaterlandes bedeckten ſich mit Adreſſen an des Prinz-Regenten Königliche Hoheit und mit Manifeſten an den Eiſenacher Ausſchuß; geſetzt es kämen hundert feierliche Deputationen nach Berlin und kaſſirten hundert ſchwerbedeutſam nichtsſagende Antworten ein; geſetzt auch alle Hoflieferanten von Hannover verlören die königliche Kundſchaft ob ihrer Geſinnungstüchtigkeit: ſoll ich glauben, daß damit auch nur *eine* arme Unterthanenſeele aus dem deutſchen Sündenpfuhl erlöſt werden möchte? „Mit Hülfe von Brod und Eiſen, hat der Commiſſär des Convents geſagt, kommt man bis an's Ende der Welt, von Schuhen hat er nicht geſprochen:" — von Tinte und Feder aber noch viel weniger. Bei uns daheim ſieht es jedoch gerade aus, als wäre dem ſo. Thatloſigkeit und Erſtarrung ſind vom Uebel. Allein es giebt noch etwas Gefährlicheres: das iſt die Scheinthätigkeit; das iſt die ſelbſtbewußte Selbſttäuſchung, die im raſtlos drehenden Eichhornkäfig herumwirbelt, ohne vom Fleck zu kommen, und ſich Wunder was

von ihrer fortſchreitenden Regſamkeit einbildet. Meiner Treu, ich ſehe Euch noch lieber, wenn Ihr euch verdrießlich an den Nägeln kaut, als wenn Ihr euch die Finger krumm ſchreibt und vermeint, nun habet Ihr's am rechten Ende angepackt.

Ich begreife, ja ich begreife es recht gut, und die Schrift hat Recht: am Anfang war das Wort. Aber es heißt doch auch: Bedenke das Ende! Mit unſeren großen politiſchen Unternehmungen geht es wie mit ſo manchen literariſchen. Man läßt das Publikum auf koloſſale Encyklopädien unterſchreiben, macht ſich mit ungeheurem Eifer und Studium an den Buchſtaben A, aber ehe die Lieferungen zum C oder D gediehen, ſind Autoren, Verleger und Subſcribenten in eine beſſere Welt hinüber entſchlafen, und auf dem Bücherbrett bleiben die erſten Folianten mit einer gelehrten Vorrede und den Abhandlungen „Aar" bis „Beelzebub" verwaiſt ſtehen. Schon dreimal hat das Jahrhundert auf ein freies einiges Deutſchland ſubſcribirt, und jedesmal hat es bei dem Proſpektus und den erſten koſtſpieligen Nummern ſein Bewenden gehabt; eben hängt man zum viertenmal die Bogen aus. Danke ſchönſtens! Habe genug ſubſcribirt; will mir gern das Grimm'ſche Wörterbuch kaufen, wenn es erſt fertig ſein wird und in Eure politiſche Bewegung einſteigen, wenn ich erſt ſehe, welcher Orten der Tintenſtrom uns an's Land führen ſoll. Stellt Euch doch nicht, um's Himmelswillen, als ſei für die Erkenntniß deutſcher Uebelſtände noch ein ſo großes Gebiet geiſtig zu erobern. Die Vögel zwitſchern's von den Bäumen und die Buben jodeln's auf den Gaſſen. Was Deutſchland fehlt? Nun, ſo verblümt beiläufig zu ſagen: es iſt eigentlich ja keine Krankheit, es iſt eine Mißbildung, es iſt gar kein Caſus

für die Medizin, es iſt eitel Arbeit für die Chirurgie, und wo dieſe von Nöthen iſt, da helfen keine Tränklein noch Salben, ſo ſehr es auch ſchwache Seelen gelüſten möge, darin Troſt zu ſuchen.

Unſere Epoche macht ſich ſelbſt den Vorwurf des ſogenannten Materialismus. Daß man ſich eine Unvollkommenheit zur Laſt lege, bekundet nothwendig das Vorhandenſein der Vorſtellung von einem vollkommeren Zuſtand, und damit zuſammenhängend das Streben nach Erreichung deſſelben. Das Bewußtſein eines Mangels iſt mindeſtens der erſte Anſatz zur Ueberwindung deſſelben, nicht ſelten vielmehr das Symptom einer bereits weiter gediehenen Reife. Umgekehrt verräth die Zufriedenheit oder ſogar der Stolz über gewiſſe Leiſtungen die Beſchränktheit der Einſicht in und der Forderungen an ſich ſelbſt. So glaubte das Mittelalter Wunder was von ſeiner Menſchenliebe und Wohlthätigkeit, weil das Pfaffen- und Kloſterweſen die mit ihm innig verwandten und verwebten Bettlerhorden ernährte. Heute klagt ſich die Geſellſchaft des Elends ihrer unteren Schichten mit ſchreienden Worten an und erklärt ſich ſchuldvoll, ſo lange der brennende Vorwurf des Proletariats nicht von ihrem Gewiſſen getilgt ſei. Gleißneriſche Obſcuranten machen ſich dieſen ſcheinbaren Gegenſatz zu Nutze, um die Segnungen ihrer guten alten Zeit dem Jammer des heutigen Geſchlechts entgegenzuſetzen. Aber wie Wenige ſollten ſo einfältig ſein ihnen zu glauben, und welch' ein beſcheidenes Maß von Kenntniß der Staats- und Sittengeſchichte gehört dazu, um nicht zu überſehen, daß die Lebenslage der Maſſen — ſo beklagenswerth ſie immer noch ſein mag — in dieſem Jahrhundert um ein Unendliches beſſer beſtellt iſt, als in allen früheren? Gleicher Weiſe verhält es ſich

mit der Beſchuldigung des Materialismus. Thatſächlich waren unſere Voreltern ſo viel mehr als wir in Rohheit der Anſchauung und des Lebens befangen, daß es ihnen gar nicht beikommen mochte, ſich der allzugroßen Hingebung an die ſtoffliche Welt zu bezüchtigen. Allerdings ſprachen ſie vielleicht vom unſichtbaren Geiſt mit mehr zerknirſchter Ehrfurcht als wir. Aber das lag eben daran, daß ſie mit allem Geiſtigen weniger vertraut, daſſelbe als ein fremdes, ihnen aus der Ferne vorſchwebendes und unheimliches Weſen zitternd anbeteten. In Wirklichkeit iſt die Summe des geiſtigen Lebens in unſeren Tagen gegen frühere Zeiten millionenfach vervielfältigt, ſowohl in die Breite der Maſſen hinaus als in die Tiefe der Individuen hinein. In demſelben Maße haben ſich körperliche Brutalität, Grauſamkeit und Unempfindlichkeit aus dem öffentlichen Verkehr, dem Familienleben, dem Polizei-, Juſtiz- und Soldatenweſen verloren. Schauſpiele der Rohheit und Scheußlichkeit, welchen vor hundert Jahren eine zarte Hofdame mit Gemüthsruhe angeſehen hätte, würden heute das menſchliche und äſthetiſche Gefühl eines Hökerweibes empören. Unter Georg II. war es noch Sitte, daß die Leute aus der feinſten engliſchen Geſellſchaft an Sommernachmittagen nach Tyburn, dem Richtplatz, hinausfuhren, um ſich an dem Anblick der allwöchentlichen Auspeitſchungen liederlicher Weiber zu beluſtigen; und wer von dem Privatleben Friedrich Wilhelms I. von Preußen einige Kenntniß genommen hat, der weiß daß — auch abgeſehen von den Stockſchlägen, mit denen er ſeine Cavaliere traktirte — heute kein Holzhauer ſich ſo unfläthig benehmen würde wie jener fromme König. Aber weil zu gleichen Zeiten die religiöſe Phantaſie ſich geräuſchvoller als heutzutage mit übernatürlichen Anſchauungen herumtrieb, läßt

ſich unſere Mitwelt von den Nutznießern vermoderter Zuſtände ob ihrer materialiſtiſchen Verſunkenheit abkanzeln und ſchlägt in komiſcher Einfalt zuletzt ſelbſt an die unſchuldige Bruſt. Nicht anders verhält es ſich mit der moraliſchen Weltbeſchaffenheit. Kehre doch, ich bitte dich, in das erſte beſte Kapitel der Geſchichte ein, und du wirſt gerade in jenen Zeiten, wo das unſterbliche Seelenheil und die Poſaunen des jüngſten Gerichts unabläſſig wiederhallen, auf Schritt und Tritt Beiſpielen von Verrath, Treuloſigkeit, Wortbruch, Gewalt und Eigennutz begegnen, welche heute ſchier unmöglich wären und damals mit der größten Naivetät begangen wurden. Es iſt umgekehrt freilich auch ein unendlich weiter Abſtand zwiſchen meiner Ueberzeugung und der Ueberzeugung Derjenigen, welche ſich mit ſatter Zufriedenheit in der Sanftmuth und Aufklärung des Jahrhunderts ſpiegeln und uns undankbar finden, daß wir uns nicht dabei beruhigen wollen. Es fehlt wahrlich nicht an Dummheit, Schlechtigkeit und Elend, welche zu beſeitigen man für möglich halten darf, ohne ein unpraktiſcher Schwärmer zu ſein, und gerade die Erfolge der Vergangenheit können uns darin ermuthigen. Aber ſo viel ſcheint mir feſtzuſtehen, und das iſt es, worauf ich nach einem vielleicht zu langen Umwege hinauskommen wollte: die nichts weniger als materialiſtiſche, vielmehr vorwiegend geiſtige Eingenommenheit unſeres Geſchlechts iſt den gefährlichſten Verlockungen ausgeſetzt und ganz vorzüglich in dem beſonderen Fall der Grundübel, welche an dem deutſchen Staatsleben nagen. Unſere ganze politiſche Aktion und Agitation kommt nicht aus der Form des allerabſtrakteſten Denk- und Rede-Prozeſſes heraus, und, was das Schlimmſte dabei iſt, wir treiben uns mit dem bekannten hochkomiſchen, philiſterhaften Urbehagen darin herum, in ſüßeſtem, brei-

teſtem, entzückteſtem Selbſtgenügen. Das iſt der Jammer, das die unheilbare Krankheit. Freilich weiß ich es, was man mir erwidern kann: die ſchlechte Methode iſt nicht Gegenſtand der freien Wahl, und die Fehler ſind nicht einſeitig unſerem Naturell aufzubürden. Wer hangt der verlangt, ſagt man im Volke; und nur weil es allerdings ſo ganz verteufelt ſchwer iſt, eine praktiſche Handhabe zur Beſeitigung des auf Deutſchland laſtenden Feudalweſens aufzufinden, ergiebt ſich die Nation jenen erbärmlich unfruchtbaren, theoretiſchen Bemühungen, welche eben Deutſchland wieder mit dem hohlſten Wortgeklingel und der albernſten Scheinbewegung ausfüllen. Zu allen Flüchen rufen wir ſtets von Neuem auch noch den der Lächerlichkeit herbei.

Lächerlichkeit! Es iſt eigentlich ſündhaft ſo zu reden, aber die Vorſtellung von Glück und Verdienſt ſind in unſerem von Grund aus durch den Dämonismus aller Religionen verſchrobenen Gehirn ſo mit einander verknetet, daß man ſie nicht ablegen kann, und daß wir Unglück und Schande nie ganz auseinander zu halten vermögen. Der Durſt nach Freiheit und Würde, den wir im Innern nähren, verführt uns unabläſſig, im Gang der Geſchichte und des Lebens die Fußſpuren einer waltenden Gerechtigkeit zu ſuchen: während eine unbefangene Einſicht uns belehren könnte, daß wir rückwärts aus dem Erfolgbringenden erſt die Begriffe des Guten und Gerechten abgeleitet haben; daß wir ſolchergeſtalt von den allgemeinſten Grundanſchauungen bis herab zu den einzelnen Lebensangelegenheiten dasjenige, was da glückt, gut nennen, und daß, wenn auch in der Entwicklungskette der Geſammt- und Einzel-Exiſtenzen richtige oder gerechte Wahl häufig mit Erfolg verbunden iſt, doch die Uranfänge aller Schickſale ſich in handgreiflich unverantwortliches Werden hinein-

verlieren. Wer den Satz zum Besten gibt, daß es den Nationen nur dann schlecht gehe, wenn sie es nicht besser verdienen, der ist gewiß dabei interessirt, über die Ursachen seiner eigenen Wohlfahrt und über die Ursachen des öffentlichen Unglücks keine andere Rechenschaft abzulegen, als mit dieser geheimnißvollen Offenbarung aus den Rezepten der Vorsehungsküche; und von den Staatsphilosophen zum mindesten, welche uns neuerlich wieder mit dieser einsichtsvollen Versicherung abfinden, können wir ruhig sagen: sie hätten nur, was sie verdienten, wenn man ihnen den Guelfenorden um den Hals hängte. Ich sage vielmehr: jede Nation verdient so glücklich zu sein als es nur möglich ist, und die Grenzen dieser Möglichkeit, wenn sie überhaupt je gefunden werden können, sind da unsichtbar, wo die freie Erörterung aller Angelegenheiten und die freie Uebung aller Kräfte für unstatthaft erklärt sind. Man hat mit vielem Rechte behauptet: die Freiheit der Rede und der Schrift sei das Alles in Allem einer guten Staatsverfassung, aber man hat dabei meistens übersehen, daß jene Versammlungs- und Preßfreiheit nur da möglich ist, wo auch gleichzeitig nach allen anderen Richtungen hin die von den herkömmlichen Gewalthabereien aufrecht erhaltenen Schranken gefallen sind, und wenn man jenen Satz anführt, um alle sonstigen Neuerungen auszuschließen, dreht man sich daher in einem falschen Zirkel.

Es ist neuerdings ganz besonders Mode geworden, alles Bestehende aus dem Gesichtspunkte seines Entstandenseins zu betrachten. Die Hegel'sche Geschichtsphilosophie hat zu diesem Verfahren eine fertige Methode geliefert, und, wie alle Dialektik, ist sie zweischneidig. Diejenigen, welche sich mit Ernst und Innigkeit in ihren bedeutenden geistigen Gehalt vertieften,

haben die Kraft der Entwicklung und Befreiung aus ihr geſogen und den fruchtbarſten Samen zur Erweiterung des Denkens und des Lebens ausgeſtreut. Diejenigen hingegen, welche ſich der äußeren Formenkunſt ergaben, haben darin ein bequemes Mittel gefunden, mit erhabenem Seelenanſtand die Rechtfertigung aller überlieferten Fäulniß vorzutragen und ſolche Intereſſen und Gewalten, welche ihrer ganzen Natur nach dem Denken und der Kritik geradezu entgegengeſetzt ſind, nebenher auch noch mit einer wolligen Gelehrtenperrücke aufzuſtutzen. Auf dieſe Weiſe haben die ſogenannten Kulturphiloſophien eines Riehl und Fröbel uns abgeſtandene Verhältniſſe mit einer Geiſtreichigkeits-Brühe ſchmackhaft aufzukochen verſucht; aber es gehört wenig Scharfſinn dazu, hinter der liebreichen Vertiefung in das Bauernthum, welche jener zur Schau trägt, wie hinter der Begeiſterung für die auswärtsſtrebende Machtentfaltung, welche dieſer predigt, die praktiſche Nutzanwendung herauszuleſen. Die inneren Staatsverhältniſſe ſollen in ſeliger Ruhe weiter ſchlummern und wer den Nutzen davon hätte, das braucht nicht lange geſucht zu werden. Hat doch der eine dieſer erhaltungsbefliſſenen Staatsphiloſophen uns noch jüngſthin belehren wollen, daß es eben ſo thöricht ſei, für die Sünden der Regierungen die menſchliche Urheberſchaft der Machthaber verantwortlich zu machen, wie wenn man wegen ſchädlicher Naturereigniſſe von denſelben Rechenſchaft fordern wollte. Es wäre allerdings eine zweifach bequeme Lage für diejenigen, welche die Fülle der Gewalt und ihre reichen Früchte koſten, wenn die ausgebeuteten Maſſen zu allem Schaden auch noch den Spott für ihre Unvollkommenheit allein zu tragen verdienten; und von dieſer unterthänigen Ehrfurcht bis zu der Predigt, welche in der Kartoffelkrankheit die gerechte Heimſuchung für die abnehmende

Muttergottesverehrung erblickt, iſt's wirklich nur ein kleiner Schritt. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß unſere Staatsphiloſophen auch noch den kurzen Weg bis in den Schooß der Alleinſeligmachenden zurücklegen werden. Das „Alles verſtehen und darum Alles verzeihen" läßt ſich nach doppelter Richtung zur Anwendung bringen, und wenn man ſchon einmal Alles verzeiht, kann man gleich auch Alles loben, beſonders da, wo das Lob ſeine Ermunterung und Belohnung ſo gewiß erwarten darf.

Iſt es nun auch unſchwer, die Schleichwiſſenſchaft zu entlarven, welche mit der gelehrten Miene aufgeklärter Forſchung überlebten Abſolutismus uns mittelalterliche Beſchränktheiten zu verjüngen ſtrebt, ſo giebt es für unſer — wie oben geſchildert — Geiſteslüſternes Zeitalter aber auch gefährlichere, weil ehrlicher gemeinte und ſpontaner erzeugte Beruhigungstheorien unter dem Schein der Freude am Fortſchritt. Dahin gehört vor allen Dingen der Glaube an die ſich ſelbſt Bahnbrechende Macht der Wahrheit, oder wie man es auch nennen hört: der Idee. Das iſt abermals ſo eine billige Zauberformel, mit welcher der gebildete Menſch einen Vorwand findet, die Hände in den Schooß zu legen und, wie man ſich ausdrückt, ſeiner Ketten zu ſpotten. Macht der Wahrheit! ein ſchönes Wort, aber leider erſt noch von der Erfahrung zu beſtätigen. Wir kennen ſo ein paar tauſend Jahre menſchlicher Geſchichte, nicht mehr glücklicher Weiſe für unſer armes Gehirn und beſonders für unſeren menſchlichen Stolz; denn es giebt nichts Traurigeres als die ununterbrochene Kette von Elend und Verbrechen, von Grauſamkeit und Hülfloſigkeit, welche man Geſchichte nennt. Jede Seite iſt mit unſchuldigem Blut geröthet, jede erzählt den Triumph eines Miſſethäters.

Nichts deſto weniger ſind die einfachen Wahrheiten, auf die wir heute noch die Hoffnung künftiger beſſerer Zeiten bauen von jeher bekannt geweſen.

Was Gerechtigkeit und Freiheit ſei, hat in der Hauptſache das Alterthum ſo gut gewußt und erörtert wie wir, und konnte für die unverdorbene Auffaſſung der einfachſten Religionswahrheiten aller Kulturvölker nie zweifelhaft ſein. Wenn auch Jehova in Kanaan einiges ſtandrechtliche Ausſchreiten und Jupitern viel unkirchlicher Lebenswandel zur Laſt fällt, ſo wäre es doch höchſt unkonſtitutionell, dieſe perſönlichen Angelegenheiten der göttlichen Majeſtäten bei der öffentlichen Debatte ihrer Religionsverfaſſung zur Sprache zu bringen; und die Tugend, Sitte, Menſchlichkeit und Gerechtigkeit, welche ſie als ihnen wohlgefällig verkündeten, ſind noch dieſelben, welche nach unſeren heutigen Begriffen den guten und edlen Bürger ſchmücken ſollten. Aber gerade die Gefäße, in welchen die Wahrheitsſchätze geborgen werden ſollten, wandelten ja ihren Gehalt in giftige Lügen um und fügten ſich allenthalben zu herrſchenden oder dienenden Werkzeugen der Gewalt und des Eigennutzes. Aus der von Natur aus ſittlichen Religions-Empfindung iſt überall das Pfaffenthum als ihr konträres Gegentheil hervorgegangen, aus der liebenswürdigen Milde der Bergpredigt der Scheiterhaufe der Inquiſition. Mächtig iſt die Wahrheit allerdings, aber nur in dem, welcher aus ihr die Ueberzeugung ſeines guten Rechtes zu wirkſamen Thaten abzuleiten vermag, und nicht in dem idealiſtiſchen Fuhrmann, welcher ſich beſeligt lächelnd neben den im Dreck ſteckenden Karren niederläßt in dem Vertrauen, daß die inwendige Kraft des guten Prinzips ihn aus dem Kothe ziehen werde. Wir glauben erſtaunlich

weit über das mythologiſche Heidenthum hinaus gediehen zu ſein und laboriren doch noch an den Vorſtellungen einer kindlichen Göttererfüllten Welt, in der jede kathegoriſche Abſtraktion unſeres Denkvermögens als buntgekleidete Perſönlichkeit herumſpringt. Der Eine ſieht die Geſchichte, der Andere die Idee, der Dritte die Wahrheit als hochgeſchürzte Geſtalt leibhaftig über die Weltbühne ſchreiten; die liberalen Franzoſen haben denſelben Götzendienſt für die Revolution in Schwung gebracht. Wo wir ein Buch aufſchlagen, wo wir einer Rede horchen, zeigt man uns die eine oder die andere dieſer Geſtalten als verkörperte Perſon mit geſchäftigen Händen agirend, man explizirt uns ihre ganze Naturgeſchichte, die Geſetze ihres Organismus, und baut die weiteſtgehenden Pläne auf die künftige Mitwirkung derſelben fabelhaften Weſen. Daß alle dieſe Viſionen im Grunde nichts ſind als eine philoſophiſch ausſehende Traveſtirung für die gute alte Mutter Vorſehung iſt eben ſo gewiß, als daß die ihnen ſammt und ſonders zu Grund liegende pantheiſtiſche Anſchauung nichts anderes dokumentirt als den vergeblichen Verſuch der Loßreißung von der angewohnten Vorſtellung göttlicher Perſönlichkeit und die Rückkehr zu ihr auf dem Umweg einer paraboliſchen Nebelbahn.

Derjenige aber, deſſen menſchliche Beſcheidenheit es nicht bis zum Stolz der chriſtlichen Demuth zu bringen vermag, und der auf jeden wenn auch noch ſo ehrfurchtsvollen Verkehr mit allen überirdiſchen Mächten verzichten muß, der läßt bei Anfaſſung ſeiner menſchlichen Angelegenheiten nicht blos die bibliſche Vorſehung ſondern auch alle ihre pantheiſtiſchen Surrogate ungeſchoren und rechnet bei ſeinen Zukunftskombinationen nur mit den handgreiflich

gegebenen Verhältnissen an Kraft und Willen, höchstens daneben mit den Sätzen einer vorsichtig anzuwendenden Erfahrung.

Also weg mit allen diesen vornehm angethanen Vertrauensvoten an den guten Geist im Menschenthum, an die sich aus dem Schooß der Welt durchbohrende Wahrheit, an die Nächtens herumpatrouillirende Idee, an die über Berg und Thal einherwallende Geschichte. Trostbedürftige Herzen mögen sich in den Umgang mit diesen erhabenen Gespenstern aus der Dürftigkeit des Lebens flüchten. Was mich betrifft, so habe ich immer gesehen, daß die mechanischen Gewaltinstrumente, wenn auch alle geistige Autorität ihnen fehlt, noch sehr gut ihren Zweck erfüllen, die Menschen niederzuhalten, und daß im Grunde noch nie eine mechanische Herrschaft schließlich anders denn mit mechanischen Mitteln gebrochen worden ist.

Nirgends sollte es überflüssiger sein, an diese Thatsache zu erinnern, als im lieben Vaterlande, und nirgends doch ist sie schwerer verkannt. Giebt es irgendwo in der Welt einen krasseren Gegensatz von Sachverhalt und Bewußtsein als in Deutschlands Verfassung? So ausgemacht ist es seit Jahrzehnten, wie unzureichend, unwürdig und unvernünftig unsere staatlichen und nationalen Zustände seien, daß kaum einer unserer absoluten Fürsten oder ihrer servilsten Hofzeitungsschreiber die Abgeschmacktheit und Zweckwidrigkeit unserer buntscheckigen Verhältnisse öffentlich zu läugnen wagt; und dennoch währt derselbige Jammer, über welchen seit einem halben Jahrhundert das gesammte Volk Zeter und Hohngelächter ergießt, auch schon ein halbes Jahrhundert lang unabänderlich fort. Zwei bis drei Mal wenn die Weltstürme sie durcheinander gerüttelt, haben

Fürſten und Ritter laut unter Gottes Himmel verkündet, wie das Alles unerträglich ſei und von nun an beſſer werden müſſe; und immer wieder nach verbrauſten Winden iſt zu jener alten Ordnung der Dinge zurückgekehrt worden, welcher auf offenem Markt Henkershand den Stab gebrochen hatte.

Wo in aller Welt ſoll ich da die Macht des Geiſtes, den Fortſchritt durch Erkenntniß gewahr werden? Wenn Einſicht und Bewußtſein etwas über Schloß und Riegel vermöchten, ſo wäre die deutſche Einheit längſt aus dem Reiche der Arndt'ſchen Liederphantaſie in das Reich der Wirklichkeit hinausgeſchritten; und ſie iſt es zum großen Theil nur deshalb nicht, weil Hülfloſigkeit, Zaghaftigkeit und andere mit dieſen verwandte Charakterſchwächen uns den Glauben und die Zuflucht in die theoretiſche Propaganda als einzigen politiſchen Inſtinkt untergeſchoben haben. Schläft Europa ſo ſchlafen auch wir. Das iſt dann freilich das Schlimmſte. Fängt ſichs aber irgendwo zu regen an, ſo geht bei uns alſobald der Wortſchwall los, und das iſt nicht viel beſſer. Wenn die Fürſten des deutſchen Bundes alles uns Mißfällige im Reich blos mit ſchönen Reden, mit Adreſſen an ihre getreuen Unterthanen vertheidigten, ſo begriffe ich, daß wir von Gegenreden und Gegenadreſſen in Fülle unſere Erlöſung erwarteten; wenn z. B. ein König von Baiern ſich der Herſtellung eines einigen Deutſchlands nie mit Gensdarmen und nur mit Gedichten widerſetzt hätte, ſo würde ich begreifen, daß man ihm mit Gegengedichten zu Leibe ginge. Aber mit Nichten! Mit ſeinen Gedichten iſt er auf unſerer Seite und für die Einheit,

nur mit seinen prosaischen Gensdarmen ist er einigermaßen dagegen und läßt die Dichter ins Loch sperren. Freilich haben aller Orten und Zeiten nationale Bewegungen mit Rede und Schrift begonnen; aber Rede und Schrift mahnten zu Handlungen. Bei uns fordert eine Schrift die andere und eine Rede die andere heraus. Der Ausschuß erläßt ein Manifest an die Nation, die Nation antwortet mit einem Manifest an den Ausschuß; und wenn Alle unendliche Male feierlich sich einander erklärt haben, daß sie vollständig mit einander einverstanden seien, so werden die nämlichen Redensarten sieben Mal sieben Tage um die Feste von Jericho herumtrompetet; da aber die Zeiten der Wunder vorüber sind, so bleiben die Mauern stehen vor wie nach. Ist nun gar irgend ein kleiner Souverän so unschuldig, an diesen Gedankenrevolutionen Aergerniß zu nehmen und etwelchen Unterschreiber mit einer Verfolgung zu beglücken, so ist die Befriedigung vollständig und das Bewußtsein einer großen That ist gesichert.

Dieses ganze politische Scheinleben hat seine höchste Blüthe in jenem Typus erreicht, welchem mit Recht der Name Getha anklebt, als die schimpfliche Erinnerung an die aufgeblasenste Selbstbelügung in dem Augenblick der tiefsten Erniedrigung. Jene sogenannten Männer, welche noch den Himmel zum Zeugen anriefen, daß sie für ihr großes Verfassungswerk leben und sterben würden, als sie schon unter Henkersaufsicht die Fetzen desselben am Spottpfahl ihrer letzten öffentlichen Auftritte freiwillig hinunterwürgten, diese sind die ächte Versinnlichung der eitlen, mit sich selbst buhlenden Phrase, die in ihrem verstockten Dünkel

auch gegen die körperlichste Wirklichkeit schamlos unempfindlich geworden ist. Und wenn mich nicht Alles täuscht, so erkenne ich gar viele der altbekannten Geckenstimmen in dem Chorus unserer neuesten Jubelouvertüre, ja was noch schlimmer ist: der ganze Spektakel ist von Natur darnach geartet, die Herren wieder oben auf zu bringen, und somit läßt sich auch das Ende ihres glorreichen Beginnens haargenau vorausbestimmen.

Sage mir doch nicht, ich solle vermeiden, gleich bei dem ersten Versuch der Rückkehr zu einer besseren Zeit den bösen Geist der verderblichen Zwietracht wieder herauf zu beschwören. Das ist eben ein Kennzeichen jener ganz körperlosen Scheingebilde, daß alle wirklichen Unterscheidungen in ihrer Nebelform unsichbar sind; und nur weil sie auf alle Leiblichkeit und Fruchtbarkeit verzichten, können sich dergleichen politische Kombinationen das Ideal einer universalen geschlechtslosen Partheivermischung vorsetzen. Freilich so lange man nur Adressen schmiert und neue Glückwünsche zum eben ausgesprochenen Glückwunsch wechselt, kann man sich aller noch so wesentlichen Abstände des Verfahrens und der Absichten bemeistern, aber von der ersten Viertelstunde des Uebergangs ins Lebens an würden die Gegensätze nicht minder grell an einanderprallen. Immer und überall das Bedürfniß der Selbsttäuschung und die ängstliche Vermeidung alles Dessen, was an die bittere Wirklichkeit erinnern könnte! Und aus demselben Grunde findet dieser durchweg abstrakte, nur in theoretischen Formen lebende Geist für seine Bedürfnisse keinen höheren und keinen näheren Gegenstand als die Gewährung parlamentarischer

Formen. Eine Nationalvertretung, eine Volksrepräsentation beim Bundestag, oder wie sonst die Sache benamst werden mag, das bleibt immer der Brunnen, aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillen soll. Abermals ein Ausfluß des supranaturalistischen Vertrauens in die Macht geistiger Anstalten. Das Dogma des Parlamentarismus entspringt aus einem zweifachen Trugschluß, der seinerseits immer wieder in der spiritualistischen Befangenheit unseres Zeitalters wurzelt. Zum ersten verläßt dies Dogma sich darauf, daß die feierliche Erörterung und Verkündigung der Wahrheiten durch die fiktiven Organe der Gesammtheit an und für sich eine zwingende Machtentfaltung in die Welt stelle. Zum zweiten lebt es in der irrigen Verwechslung zwischen Rednergabe einer- und praktischer Tüchtigkeit und redlichem Willen andererseits. Alles Huldigungen an den theoretischen Schein. Daß die rohe Sinnenwelt sehr zuverlässige Mittel biete, um die geistige Autorität parlamentarischer Versammlungen zu bewältigen, hat keine Zeit so handgreiflich bewiesen als die unsrige. Kein Land des Kontinents beinahe, oder es hätte in den letzten zehn Jahren einmal einem mehr oder weniger mittelbaren Staatsstreich gegen seine parlamentarische Verfassung beigewohnt. Freilich stellen wir uns heute an, als hätte der arme Kurfürst von Hessen ganz allein seine magna Charta zu Fidibussen verbraucht. Wahrhaftig mich jammert diese verfolgte Unschuld, denn wenn mir nicht mein Gedächtniß einen ganz infamen Streich spielt, so hat auch sein heutiger Verfolger einige rettende Thaten auf dem Bewußtsein. Ist doch meines Erinnerns die jetzige Berliner Volks- und Herrenkammer nicht so ganz freiwillig und urgesetzwüchsig aus einer Nationalversammlung hervorgegangen, die nicht minder

eidkräftig beſiegelt geweſen als die Kaſſeler Ständekammer. Auch hat ſich in allen deutſchen Reſidenzſtädten dieſelbe Prozedur wiederholt, und wo die Bayonette nicht exerziermäßig nach Stuttgarter Manier eingeſchritten ſind, war es blos weil ihr Blinken aus der Ferne genügte, um die wortprangende Majeſtät der Volksvertretung zur Rückkehr in den vormärzlichen Staub zu beſtimmen.

So wenig zuverläſſig als Waffe nach außen, ſo wenig untrüglich iſt die parlamentariſche Inſtitution als Heilsanſtalt nach ihrem inneren Weſen. Zu einer berathſchlagenden, d. h. redeführenden Verſammlung werden natürlicher Maßen vorzugsweiſe Diejenigen berufen, welche die meiſte Zungenfertigkeit beſitzen. Redekunſt iſt nichts als eine beſondere Art von literariſcher Befähigung. Dieſe aber iſt ganz und gar zweierlei mit welt- und geſchäftskundiger Einſicht, und auch von der letzteren bis zu der bürgerlichen und politiſchen Tugend liegt noch eine weite Strecke. Eine Volksvertretung ſollte ihrem Begriffe nach eine Vereinigung ſolcher Männer ſein, welche mit dem tiefſten Verſtändniß des Staatslebens den redlichſten Willen für das allgemeine Beſte verbänden, allein das blendende Bedürfniß nach oratoriſchen Leiſtungen, welches in den Debatten die erſte Rolle ſpielt, hat für die Zuſammenſetzung ſolcher Verſammlungen einen ganz anderen Maßſtab, den der literariſchen Qualifikation, untergeſchoben. Es giebt ſehr viele Menſchen, welche das Vermögen einer glänzenden Diktion beſitzen und dabei nur ein beſchränktes Maß von geſundem Verſtand. Stände der allgemein herrſchende Geſchmack auf der Höhe der Vollkommenheit, — wovon er weit entfernt iſt — ſo wäre allerdings ein Theil der Gefahr beſeitigt,

denn die wahre Beredtsamkeit fällt zusammen mit der Leistung des gediegensten Inhalts an Gedanken. Jedoch sogar von diesem — meistens verkannten — höheren Standpunkt aus verbürgt der talentvolle Redner noch lange nicht den tüchtigen, den redlichen Sachwalter des Volks. Einer der geist- aber bei weitem nicht der charaktervollsten Menschen des Jahrhunderts hat die witzige Redensart in Gang gebracht: „Kein Talent doch ein Charakter," oder auch, wie er sich ein andermal ausdrückt: „schlechte Musikanten aber gute Bürger." Der Witz ist gut und berechtigt, entsprang aber doch aus dem instinktiven Bedürfniß, die eigene Geistespräge durch Verspottung ihrer Kehrseite zu rächen. Denken wir uns, es gäbe, wie für Staatsgeschäfte auch für die Angelegenheiten des Gemüths und der Empfindung parlamentarische Einrichtungen, wäre nicht Heinrich Heine unfehlbar eines der glänzendsten Lichter in solch einem Gefühls-Unterhaus geworden? Hätte nicht Alles andächtig geschwiegen, wenn er mit irgend einem Herzens-Antrag die Rednerbühne betreten und Alles in Rührung und Wehmuth fortgerissen hätte? und wie wenig möchte der Privatmensch ein solches Vertrauen gerechtfertigt haben? Nur unschuldige Jünglinge und überspannte Frauenzimmer stellen sich unter ihrem jeweiligen Lieblingsschriftsteller den Mann vor, welcher fühlt und handelt wie seine edelsten Romanhelden; und wie unendlich selten ist ein Professor der Philosophie auch ein Philosoph! Diese selbe falsche Voraussetzung der Identität von rednerischer und politischer Begabtheit erklärt zu einem großen Theil die bitteren Enttäuschungen, welche die Neuzeit an ihren Volksvertretungen erlebt hat und rechtfertigt in einem gewissen Grade die Verdrießlichkeit, mit welcher zuweilen gegen das Ueber-

wuchern des Advokatenſtandes in den Parlamenten losgezogen wird. Schließlich aber iſt dieſe Konzentrirung der politiſchen Kraft und der politiſchen Aufmerkſamkeit auf den oratoriſchen Theil um ſo weniger ſachlich begründet, als in Wahrheit auch die beſten Reden in ſolchen Verſammlungen Niemanden von der einen Seite des Hauſes auf die andere hinüberreden. Ein Jeder kommt ja doch mit ſeiner fertigen Parteianſicht, weil mit ſeinem fertigen Intereſſe, in die Verſammlung, und alle Kraftentfaltung an Geiſt und Wort läuft zuletzt auf nichts hinaus als auf die theoretiſche Rechtfertigung der im Voraus des Sieges und auf die theoretiſche Satisfaktion der im Voraus der Niederlage gewiſſen Seite eines Hauſes.

Wirf nun, wenn ich bitten darf, einen Ueberblick rückwärts auf die eben zuſammengeſtellten Erſcheinungen und ſage mir ehrlich, ob dir nicht überall das kalte Waſſer theoretiſcher Abſtraktionen, erdichteter Vorausſetzungen und ſchattenhafter Lichtgebilde über den Kopf zuſammenſchlägt.

Willſt Du hierzu aber noch beherzigen, daß dieſen dunſtförmigen Gedankenanſtalten gegenüber in jedem Staate des Feſtlandes eine Inſtitution vorhanden iſt, welche genau den Gegenſatz zu ihnen bildet, nämlich eine mit höchſt körperlichen Flinten und Kanonen ausgerüſtete, mit Fleiſch und Brot genährte, in beſonderen Fällen mit Branntwein traktirte, ſtehende Armee, ſo kannſt Du Dir unmöglich verbergen, wie eitel das Vertrauen in die Tauglichkeit jener rein geiſtigen Turniere ſei. Ich bin aus Gründen, die ich ein ander Mal entwickeln werde, dem Elihu Burrit und der ganzen quäkernden Olivengeſellſchaft von Herzen abhold, aber Eines ſcheint mir doch klar: ſo lange es

maſſenhafte ſtehende Armeen giebt und ſo lange vollends dieſe Armeen einem abgeſonderten Inhaber der ſogenannten exekutiven Gewalt, im Gegenſatz zur legislativen, in die Hände geliefert ſind: mit anderen Worten, ſo lange der eigentlich gebietende, d. h. geſetzgebende Körper nur eine Zunge, der gehorchende aber, d. h. der ausführende, Zähne und Hörner hat, ſo lange bleibt das Anſehen und die Macht der Parlamente eine reine Erdichtung, und der Kopf wird unter der Botmäßigkeit des Armes ſtehen. In Amerika und England ſind Parlamente denkbar, in dem heutigen feſtländiſchen Europa werden ſie immer von der Duldung der Armee abhängen. Ich weiß wohl, daß auch Vieles zur Vertheidigung des Repräſentativ-Syſtems anzuführen iſt, allein das ganz unbändige Vertrauen, welches der aufklärungsfreundliche Theil der deutſchen Nation in die Veranſtaltungen von parlamentariſcher Natur ſetzt, fordert in mir die widerſtrebenden Betrachtungen mit Macht heraus. Wer denkt nicht — der ihn zu ſehen Gelegenheit gehabt — mit Beſchämung an den Götzendienſt, welcher anno 1848 mit den Frankfurter Abgeordneten getrieben worden! War es doch als tauchte ein wahrer Prophet und Gottgeſandter Mann auf, da wo einer von ihnen in größeren oder kleineren Verſammlungen erſchien; und das heute erneuerte Pochen auf eine Vertretung beim Bunde als Univerſalmittel gegen alle Schmerzen verräth, daß noch immer ein guter Reſt jenes alten Glaubens in den Herzen zurückgeblieben ſei. Es iſt aber dieſes vertrauensvolle Sichhingeben an berathſchlagende Körperſchaften überhaupt nichts Anderes als ein Kennzeichen einer aus Rath- und Kopfloſigkeit zuſammengeſetzten Lage. Menſchen, die nach Abhülfe von unerträglichen Zuſtänden ſuchen und in

ſich die Charakter- oder Geiſteskraft zu einer geſunden That vermiſſen, lieben es außerordentlich, die Auffindung eines rettenden Ausweges von dem Witze irgend einer Kongregation zu erwarten, der ſie mit unendlichem Vertrauen zugleich auch unendliche Kräfte zu ertheilen wähnen. Ein Jeglicher vermeint: was er nicht errathe noch ahne, das werde ſein Abgeſandter ſchon ausklügeln, und ſo ſchicken in Einem fort die größeren Maſſen den kleineren die unlöslichen Aufgaben zu, um ſich über ihre inwendige Mittelloſigkeit zu täuſchen. Die Nation ernennt ein Parlament, das Parlament ernennt einen Ausſchuß, der Ausſchuß ernennt einen Berichterſtatter, jeder wirft den Ball dem andern zu, jeder befiehlt den Geiſt, den er nicht hat, in die Hände ſeines Abgeordneten, bis dann von Stufe zu Stufe, von einem Aufſchub zum anderen das Problem abgekühlt, abgemergelt und abgeblaßt in irgend einem langweiligen Druckbogen zu Tage kommt, der nur deshalb nicht mit dem Unwillen und dem Schmerze bitterer Enttäuſchung empfangen wird, weil langes Ermatten und ſpätes Erkalten die Unerquicklichkeit und Unfruchtbarkeit des ganzen Bemühens längſt zu Tage gefördert hatten. In dieſen Zuſtänden ſpiegelt ſich am deutlichſten die ganz verkehrte, weil übertriebene Rolle, welche die parlamentariſchen Anſtalten in der modernen und beſonders in der deutſchen Phantaſie ſpielen. Was da nicht in der großen Geſammtheit vorhanden iſt, das kann die kleinere ihr nicht zurückgeben; der Entſchluß und die Erfindung, zu welchen nicht die Nation herangereift iſt, werden ihr nie aus dem Schooße ihrer Erwählten entſprießen. Parlamente — mit einem Worte — ſind da, um Erobertes zu bewahren und zu entwickeln, aber nicht um zu geſtalten, was nie da ge-

wesen. Sie sind ein Bollwerk, aber keine Mauerbrecher. Wer sie einsetzt, ehe er das Reich der Freiheit im Fundament gegründet, der bahnt nicht dem Fortschritte, sondern dem Verrathe einen Weg. Wer sie aber vollends vorschiebt, damit sie erfinden und erkämpfen, was nicht vorher der Gedanke der Nation erfunden und der Arm der Nation erkämpft hat, der treibt nur Schabernack mit seinen eigenen Sinnen. Man hat das Frankfurter Parlament seiner Zeit- und Kraftvergeudung angeklagt. Diese Anklage war nur der zweite Theil und die Vervollständigung der ärmlichen Selbsttäuschung, in welcher sich die ganze Nation herumtrieb. Als sie, im Zustande ihrer thatsächlichen Unfreiheit verharrend, mit allen vormärzlichen Unterdrückungsanstalten auf dem Nacken, eine berathschlagende Versammlung als theoretisches Sinnbild der Befreiung installirte, da war diese von vornherein der Ohnmacht, dem eitlen Spiel und schließlich dem Untergang gewidmet. Regierungen und Regierte fanden eine Weile hin ihre Rechnung am Weben dieses Scheingebildes, weil diese sich selbst und jene ihre Unterthanen zu beschwichtigen verlangten, aber das wahre Ende der deutschen Erhebung wurde nicht in Stuttgart am letzten, sondern in Frankfurt am ersten Tag der deutschen Nationalversammlung abgespielt. Ich habe nie auf dem Altare der Paulskirche geopfert und ich habe daher ein Recht, den wohlfeilen Spott abzuwehren, welchen spät erleuchtete oder ermuthigte Kritiker jetzt über die Männer ergießen, denen das wenig beneidenswerthe Schicksal zugefallen war, den Fehlgriffen und dem Selbstbetrug der Nation als Spiegelbild zu dienen, und unter den Augen Aller ein Jahr lang jenen Tod des Elends zu sterben, welchen die deutsche Revolution in

der ersten Hälfte des achtundvierziger Märzes bereits schnell, aber von den Wenigsten bemerkt, gestorben war.

Und sollten erschütternde Weltbegebenheiten je die deutschen Fürsten wieder dazu vermögen, das scheinbar große Zugeständniß einer gesammt-deutschen Volksvertretung zu machen, so würden im Wesentlichen die nämlichen Thorheiten und die nämlichen Ergebnisse zu Tage kommen. Und darum trägt die heute wieder aufdämmernde Bewegung bereits den Keim des Verderbens im Herzen, weil sie abermals unter dem Gestirn der parlamentarischen Hoffnungen und der parlamentarischen Traditionen empfangen ist.

Was aber denn? frägst du. Das eben ist der Jammer! Große Thaten, wie die, welche England und Frankreich, Holland und Nord-Amerika zur politischen Emanzipation gebracht haben, lassen sich nicht vordociren. Diejenigen Vorgänge aber, welche zunächst uns wieder aufgerüttelt haben, sind keiner fruchtbaren Anwendung auf unsere Verhältnisse fähig, ich meine die italienischen. Wir dürfen an keinen Succurs von Außen denken. Wir sind in der trübseligen Lage eines herabgekommenen Reichen, dessen Mittel nicht auslangen, daß er sich mit eignen Kräften wieder heraufarbeite, dessen Standes- und Ansehns-Traditionen ihm aber auch nicht erlauben, fremde Unterstützung zu empfangen. Wir sind zu vornehm, um geschenkt zu nehmen, zu dürftig, um unsere Ehre aufrecht zu erhalten. So fristen wir als verschämte Arme dem Ausland gegenüber eine politische Scheinexistenz, und in der Verlegenheit heften wir das rettungsuchende Auge auf wen? auf Preußen! Theorie und abermals Theorie bis zum Ende! Gedankenformen ohne Fleisch und Bein, ma-

thematische Anschauungen mit körperlosen Grund- und Aufrissen. Ihr konstruirt Euch im Geiste einen preußischen Staat, wie er sein könnte oder sollte, aber die Menschen, welche diesen preußischen Staat zu jetziger Stunde abspielen, die thun Euch nichts zur Sache. Vom großen Churfürsten und vom großen König aus führt in eurem schulgerechten Hirn eine schnurgerade Linie mit historischer Nothwendigkeit bis herunter auf euren deutschen Kaiser, aber andere sind die Wege der Logik, andere die Wege des menschlichen Samens, und wäre es auch ein königlicher. Nicht der Beruf schafft sich den Mann, sondern der Mann schafft sich den Beruf. Das Sprichwort sagt zwar: Gelegenheit macht Diebe, aber es hütet sich zu sagen: Gelegenheit macht ehrliche Leute. Kraft verschwenden kann Jeder, sich Kraft geben kann Niemand, und daher sind alle Eure hochgeborenen Anschauungen von der Sendung Preußens luftige Spekulationen ohne Rücksicht auf das einzig entscheidende Maß der Dinge, d. h. die handelnden Personen. Das Alles rührt her vom Mißbrauch der Abstraktion. Wäre es unser vernünftiger Sprachgebrauch, in neunzig Fällen von hunderten, statt falscher Weise Preußen, richtig Hohenzollern zu sagen, so würden an dem Worte selbst eine Menge irriger Voraussetzungen scheitern, ehe sie auf die Oberfläche kämen, und gleicher Weise vermieten wir durch Uebung solcher Redevorsicht, wie die Gefahr thörichter Hoffnungen, so auch die Gefahr thörichter Mißverständnisse. Warum muß ich allezeit gegen Oesterreich losziehen hören. Ist Habsburg Oesterreich? Kann sich denn kein ehrlicher Mensch aus seiner Livree herausdenken, und prügelt Ihr Euch zuletzt, als treuergebene Lakaien, für die Knöpfe an Euren Röcken? Wenn der Erzherzog Johann — Gott habe ihn selig —

gesprochen hat: Kein Oesterreich, kein Preußen, sondern ein einiges einziges Deutschland, so war er halt ein Herzog, und mein bürgerlicher Verstand erlaubt sich den Wunsch, die beiden ganz unschuldigen geographischen Begriffe durch die beiden dynastischen ersetzt zu sehen. Kommen wir wieder einmal auf dem Gürzenich bei Austern und Rheinwein zusammen, (was schon passiren könnte) so wollen wir vorschlagen, statt der Ost- und Nord-Mark deutscher Erde die beiden Namen Habsburg und Hohenzollern im bruderliebenden Pokale aufzulösen. Bis dahin aber gebt mir Acht, daß die guten Leute an der Donau — und sie sind dessen wohl kapabel — es nicht für sich nehmen und mit Zinsen wiedergeben, wenn Ihr Oesterreich im Munde und Habsburg im Gedanken habt. Schneidet mir ja den sympathischen Nerven nicht durch, welcher von Wien aus auf Deutschlands Herz zuläuft, er ist mir, — verzeih mir die Sünde — beinahe lieber als sein Zwillingsnerv vom Norden, und ich täusche mich sehr, oder der elektrische Schlag, der Leben bringen soll, möchte noch viel eher von dort unten heraufkommen. So manchmal, wenn ich den Konstabler unter den Linden seine Fortschrittslaterne putzen sehe, dieweil schwarze, donnergeladene Wolken sich um den Thurm der Stephanskirche zusammenballen, summt es mir wie ein altes, ahnungsvolles Liedel im Kopfe: Schädliches Oesterreich ich ziehe dich vor dem nützlichen Preußen!

Vor allen Dingen aber nähre mir keinen Vertrauenslurus in fürstliche Größen. Wir haben an jenem schönen Gut hinreichenden Vorrath und noch für Generationen ausgesorgt. Wenn man auf die souveränen Geschlechter die allergewöhnlichste Statistik anwenden will, so wird man sehen, wie viel günstiger Zufall dazu gehört, daß Einer unter Hunderten über die niedrigste Mittelmäßigkeit der

Geistes- und Körperkraft hinausrage, und man wird von ihnen nicht verlangen, daß sie durch geniale Unternehmungen ihr behagliches Auskommen oder auch nur ihre bürgerliche Ruhe kompromittiren sollten. König von Preußen zu sein z. B. ist schon eine leidliche Versorgung. Manchen, der es durch Gottes verehrungswürdige Fügung geworden, möchte es saure Mühe gekostet haben, durch sein Genie auch nur das Fürstenthum Hechingen zu erschwingen. Warum soll er also seinen Besitz in Gefahr bringen? Aus Liebe zur Freiheit und Größe des deutschen Volks? Ihr habt gut reden, meine Herren armen Teufel, Ihr seid in der Bewunderung des Leonidas und seiner dreihundert Proletarier aufgewachsen, und von keinem irdischen Schatze besitzt Ihr so viel als vom hohen Ideale der Menschenwürde. Wäret Ihr aber von Kindesbeinen an von Generalen aller Waffengattungen erzogen, in der Lehre vom Befehlen und Gehorchen groß gesäugt, mit der Milch des göttlichen Rechts getränkt und mit weltlichem und geistlichem Weihrauch umnebelt worden, so möchtet Ihr den heiligen Statusquo mit ganz anderen Augen ansehen. Es erfordert eine ganz außerordentliche Persönlichkeit für den in Purpur gebornen Prinzen, daß er nicht durch und durch von feudalistischen, aristokratischen und soldatischen Vorurtheilen gesättigt sei, und wäre auch das alles nicht, so genügte der Instinkt der persönlichen Erhaltung um ihn zum konservativsten Menschen seines Landes zu machen. Mit welchem Rechte verlangt Ihr von einem zu solchen Empfindungen gezwungenen Regenten, daß er Euren idealistischen Erwartungen und Anforderungen entspreche? Schwärmer der Gerechtigkeit Ihr, lernt erst gegen einen armen König gerecht sein und verlangt von ihm nicht das Unmögliche. Wenn Ihr es nicht verlangt, so werdet Ihr auch nicht getäuscht werden

noch Euch nach jeder verlornen Illusion über Euren Fürsten statt über Euch selbst beklagen. Ihr werdet auch zugleich Eurem Ziele um die Vermeidung eines unausbleiblichen Irrthums näher rücken. Was mich betrifft, so erkläre ich jedem Fürsten von Geblüt und jedem Hohenzollern ins Besondere, daß ich ihn nicht um eines Haares Breite für Deutschlands Fortschritt verantwortlich mache und daß ich mich aller Ansprüche an seine Mitwirkung los und ledig erkläre. Dagegen erlaube ich mir, den Codex meiner Pflichten und die Regeln meines Verfahrens in Einklang mit dieser meiner Rechts- und Anspruchslosigkeit zu formuliren. Im Uebrigen aber appellire ich an die Erfahrung. Als die preußischen Heere unter der Ruthe des gewaltigen Napoleon in Rußland standen, und für Deutschland die Stunde der Erhebung schlug, da war es nicht Friedrich Wilhelm III., welcher es wagte mit dem gefürchteten Zwingherrn zu brechen und vielleicht für des Vaterlands Befreiung seine Krone einzusetzen, da zögerte und scheute das königliche Haupt, und York, der Patriot aus bürgerlicher Herkunft, mußte seinen Kopf spielen, um durch eine kühne Wendung, so zu sagen durch einen Akt der Empörung, seinen zaudernden Souverän zu kompromittiren. Als Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone zu Füßen gelegt wurde, da stieß er sie mit dem Fuße von sich, und nun, nun baut in Gottes Namen auf einen neuen Friedrich oder Wilhelm!

„Wer zum ersten Male liebt und sei's auch glücklos, ist ein Gott,
Doch wer zum zweiten Mal unglücklich liebt, der ist ein Narr."

Dein

Thomas Contra.

II. Michael Pro an Thomas Contra.

Mein kluger Freund!

Ich will nicht darüber ſtreiten, ob es richtig ſei, daß der einzelne Menſch ſich nicht ändern könne. Aber ganze Menſchen-Arten ſind doch der Beſſerung zugänglich. Wenn ich bedenke, daß zu Göthe's Zeiten, nach des alten Meiſters Verſicherung, die Lumpe ſich durch Beſcheidenheit ausgezeichnet haben, und wie es ihnen ſeitdem gelungen iſt, den Vorwurf zu Gemüthe nehmend, ſich von dieſer Charakterſeite ganz und gar unkenntlich zu machen. Wundern möchte ſich der ſelige Wolfgang, wenn er heute die Menſchlein ſähe, welche das Jahrhundert mit Orakelſtimmen ablanzeln und im Donner ihrer Unfehlbarkeit einherpoltern. Die gute alte Zeit, in der mit Gründen und Schlüſſen auf dem Papier gefochten wurde, iſt vollſtändig überwunden. Die „Autoritäten", welche die Volksvertretungen mit Kanonen widerlegen, reden, wenn ſie ſich zum Reden erniedrigen, nur mit Vernichtungsworten. Wo das Dreinſchlagen die oberſte Regierungskunſt iſt, muß natürlich das Anſchnauzen die oberſte Dialektik ſein, und wie man jeden Lümmel zum Schießen gebrauchen kann, ſo läßt ſich aus jedem Gelbſchnabel ein patziger Hof- und Staatszeitungsſchreiber machen. So diesſeits wie jenſeits des Rheins. Haben wir's doch jüngſt-

hin erlebt, daß ein solcher Mann Gottes im Vollbewußtsein höchst seines erhabenen Standpunktes vor Gericht erklärte: was er in der Stadt Augsburg zu Papier gebe, das gehe rein über den Horizont unserer bürgerlichen Schädel und sei nur zur Erleuchtung von Fürsten und Staatsmännern bestimmt. So weit hatte es Gott der Herr nicht gebracht, da er zu Mosen sprach: „Geh' hin und verkünde allem Volke," — und ist doch auch seiner Zeit eine Autorität gewesen! Das Schönste bei der Sache kam aber hernach zu Tage, nämlich, daß sothanes Augsburger Fürstenbrevier von Kommunisten auf Halbsold bedient wird, die in ihren Mußestunden, wenn gerade auf der äußersten Linken nichts zu verdienen ist, bei der äußersten Rechten Arbeit finden und Herrn Baron von Cotta mit den schönen Resten ihres Zerstörungstriebes vergünstigen. Variatio delectat. Es muß recht vergnüglich sein, in den Pausen des proletarischen Klassenkampfes auf vertrautem Fuß mit Deutschlands Baronen, Staatsmännern und Fürsten zu verkehren. Auch fehlt es, wollte man tiefer eindringen, wie bei allen historischen Erscheinungen, nicht an der Erklärung des inneren Zusammenhanges.

Vor Allem muß heutzutage ein armer Sterblicher darauf gefaßt sein, unter dem Hohngeschrei der modernen Weisen vernichtet zu werden, wenn er sich beigehen läßt, von Prinzipien zu reden. So verächtlich konnte nicht Reinecke, der ehrliche Fuchs, sich über Schwänze äußern, nach dem er den seinen in der Falle gelassen, wie heutzutage eine gewisse Sorte von Politikern sich über Prinzipien lustig macht. Es hat damit aber auch so seine Schwanzbewandtniß. Genau besehen tragen die Herren alle einen armen, schlecht vernarbten Stümmel am Leibe und haben die Blume ihrer Integrität in irgend einem speckverzierten Fangeisen

eingebüßt. Inde irae! Ehemalige Freischärler, welche für das göttliche Recht predigen, demokratische Abgeordnete, welche der Hofkanzlei ihre Feder leihen, müssen natürlich auf Prinzipien nicht gut zu sprechen sein. Da haben wir denn die praktischen Anschauungen in Schwung gebracht, welche je nach Zeit und Umständen zu allen Standpunkten benützt werden können. Alle Bäche der Gemeinheit münden in den großen Strom der praktischen Anschauungen, und die vollendete Thatsache ist der einzige Maßstab von Recht und Vernunft. Vollendete Thatsache! Nur diejenige That ist als vollendet zu betrachten, welche als gut, wahr und gerecht sich in dem Bewußtsein der mitlebenden Menschheit eingebürgert hat. Wenn das Geschehensein allein heilig spräche, so würde jedes Privatverbrechen mit demselben Grunde seine Unwiderleglichkeit und folgerichtig seine Unstrafbarkeit beanspruchen können, wie der kolossalste Staatsstreich — denn nicht der äußere Umfang, sondern der sittliche Inhalt entscheidet über den Werth einer Handlung. Aber so wenig ein Verbrechen zur Tugend wird, weil der Urheber sich durch die Flucht der Justiz entzieht, so wenig wird eine öffentliche Gewaltthätigkeit zur Quelle und zum Maße des Rechts, weil der Gewaltthäter stark genug bewaffnet ist, um den siegreichen Fuß auf den Nacken der Wahrheit zu setzen. Das Recht ist keine Erscheinung der Sinnenwelt und kann daher durch physische Gewalt nicht geschaffen werden. Es ist eine Wesenheit, welche nur in der Vorstellung, im Geiste der Menschen existirt und aus der Gesammtheit des geistigen Lebens gewonnen wird. So lange daher eine Thatsache nicht den Beifall der Ueberzeugungen gewonnen hat, so lange ist sie nicht zum Recht geworden, so lange ist sie nicht vollendet; denn das volle Ende, das Vollmaß des

Lebens iſt erſt erreicht, wenn ſinnliche Erſcheinung und geiſtige Thätigkeit in Eins zuſammenfallen. Und dieſen Theil unſerer Exiſtenz, ich meine den geiſtigen Inhalt, und ich möchte beinahe hinzuſetzen, dieſen beſſeren Theil (denn ich fühle mich den Geiſtverächtern an Vorurtheilsloſigkeit hinlänglich gewachſen, um ihre Ironie herausfordern zu dürfen) ja dieſen beſſern Theil, die Uebung der Intelligenz und der Gerechtigkeit, den ſollen und wollen wir uns nicht auch noch von den die rohe Gewalt und den plumpen Eigennutz vertretenden Mächten rauben laſſen. Die vollendete Thatſache iſt ein Paraſit, der auf Koſten unſeres Gehirns lebt. Er wächſt in dem Maße als wir uns von ihm die Organe der Erinnerung ausfreſſen laſſen, und es liegt in unſerer Macht, ihm zu widerſtehen, indem wir das Gedächtniß ſeines Urſprungs und unſerer Eindrücke treu bewahren.

Nehmen wir uns doch ein Beiſpiel an unſeren Widerſachern und lernen wir von ihnen, übernommene Vermächtniſſe und anvertraute Güter ungeſchmälert folgenden Geſchlechtern überantworten. Wenn ariſtokratiſche Stammhalter ſich vor ihren Blutsverwandten gebunden halten, das Erbe an Land und Leuten als ein unantaſtbares Ganze zu hinterlaſſen, ſo haben denkende Menſchen ein größeres Reich, größere Schätze und größere Vorfahren aufzuweiſen, als alle Monarchen von Gottes Gnaden, ſie von Geiſtes Gnaden: denn ihr Fideikommiß iſt das unendliche Reich des Gedankens, ihre Kronjuwelen ſind die unzähligen Schöpfungen der Intelligenz, ihre Ahnen ſind alle die Lehrer und Denker, welche die Jahrtauſende hindurch an dem Bau des geiſtigen Lebens mitgearbeitet haben. Ich ſollte meinen vor dieſem ihrem Berufe dürften ſie etwas Reſpekt haben; und gerade, weil es in der Welt ſo ſchlecht beſtellt

iſt, gerade weil — wie Du mit Recht hervorhebſt — Gewalt und Lüge ſo vielfach triumphiren, gerade darum ergeht zwiefach an Jeden, welcher dies einſieht, das Verbot der Anerkennung der rohen Thatſache. Sei immer Peſſimiſt ſo viel Du willſt; es ſind nicht die Verächter und Gleichgültigen, welche der Menſchheit Böſes nachſagen; ſondern die, welche am meiſten von ihr erwarten, die, welche am lebendigſten für ſie empfinden, erſcheinen natürlicher Weiſe auch in der vorderſten Reihe ihrer Angreifer. Von Cato bis Voltaire waren die eifrigſten Verfechter von Recht und Wahrheit bitterſprechende Peſſimiſten und haben Beſſeres gewirkt, als ſüßlich Verzückte, die im Intereſſe des eigenen Wohlbehagens dem Bedürfniß huldigen, überall Vortreffliches und Anerkennenswerthes zu gewahren. Peſſimire nur immer zu! Aber ein Anderes iſt: die Macht der ſchlimmen Thatſachen einzugeſtehen, ein Anderes, vor ihr verzichtend zu verſtummen. Iſt jene Folter nicht doch gefallen, wie Du ſelber anerkennſt? und vor wem? und wird nicht — wie Du gleichfalls die Hoffnung ausſprichſt — auch jene Marterkammer des puritaniſchen Seelendünkels fallen, die blödſinnbrütende Zelle? Und wenn Du Dich alſo ſelbſt nicht hindern kannſt, im Vorbeigehen der um ſich greifenden Macht des Gedankens ein Vertrauensvotum in den Schooß zu werfen, warum verlangſt Du von Andern den Verzicht auf den Gebrauch ihrer geiſtigen Kräfte, da wo die körperlichen im Augenblick den Dienſt verſagen, Du Menſchheit anbetender Peſſimiſt, Du ſanftes Lamm der Bildung im rauhen Wolfskleide der Verzweiflung! Aber ſo ſind einmal heut zu Tage die furchtloſen Denker. Aus lauter Angſt, ſie möchten vor den letzten Conſequenzen ihrer unerbittlichen Logik zurückſchrecken, gehen ſie lieber über ihr eignes Extrem hinaus, und unverſehens in's

Lager ihrer Feinde. Beklagst Du Dich nicht selbst in Deinem Briefe über Diejenigen, so die Waffen des philosophischen Geistes zu verrätherischen Fechterkunststücken für die Erbfeinde des Wissens und Fortschritts führen? Was Jene mehr oder minder bewußt thun, das treibst Du ahnungslos zum eigenen Schaden. Gerade so verfahren auch jene modernsten Vergötterer der Naturwissenschaft, welche von ihrer — im Grunde uralten — Entdeckung trunken, daß alles Leben, selbst das erhabenste, untrennbar an den Stoff gebunden sei, sich für verpflichtet halten, die Fülle ihrer Verachtung über alle dem reinen Denken zugewandten Zweige des Wissens auszugießen. Während der Gewaltstaat und die Hochkirche die radikalen Physiologen cum infamia von ihren Lehrstühlen relegiren, erziehen diese ihnen die Jugend zu einer Verachtung der Philosophie und zu einer ausschließlichen Verehrung der praktischen Fächer, welche für Scepter und Krummstab so recht gleichgültige und fügsame Unterthanen nach dero Herzen formen. Und wären sie noch selber wirklich so schlimm, als sie uns möchten glauben machen! Aber mit nichten. Auf gleiche Weise, wie Du, schmollender Fortschrittsgeist, zu eigenem Seelentort, die Herrlichkeit der rohen Thatsachen predigst, auf gleiche Weise sind alle jene Kraftstoffel und Kreisläufer im Grunde ihres Herzens verkappte Philosophen, nur nicht immer sehr scharfe; ja derselbe Trieb des abstrakten Denkens, dem sie Hohn rufen, hat ihren Wahrheitseifer angezündet, und die Logik, deren sie spotten, liefert ihnen die Waffen zu ihren Experimenten,

Bohren sich Esel, wissen selbst nicht wie.

Doch davon ein ander Mal. Einstweilen lerne von Jenen, welche die Federn bezahlen, um zu beweisen, daß die Ka-

nonen recht haben; lerne von der Kanone ſelbſt den Reſpekt vor der Feder, d. h. vor dem Reich des Gedankens.

Wie ſich immer der Menſch drehe, ſein Leben iſt ganz und gar im Geiſte, ſagt irgendwo mit großer Wahrheit ein moderner Materialiſt, der im Uebrigen nicht immer ſo einfach und richtig ſieht (Proudhon). Und alſo bleibt es. So lange es ein menſchliches Ich giebt, d. h. eine die räumlichen und zeitlichen Vorgänge in Vorſtellung und Urtheil zuſammenfaſſende Empfindung, und ſo lange dieſe Thätigkeit der kennzeichnende Akt menſchlichen Lebens iſt, ſo lange komme ich ebenſowenig, wie irgend eine Sprache, über den Begriff des Geiſtes, d. h. des Denkens hinaus, und wäre es auch noch tauſendmal ſchärfer als geſchehen und als nöthig iſt, bewieſen, daß im Reiche der Intelligenz kein Sperling vom Dache fällt ohne den Machtſpruch des alldurchdringenden Stoffes. Räumſt Du aber dem Gedanken das Recht des Daſeins ein, ſo mußt Du ihm unvermeidlich das Recht der Ausbreitung, der Fortpflanzung, das Recht zur Hoffnung auf endlichen Sieg einräumen. Wohl oftmals hört man von Solchen, die ſich allen Beweiſen zum Trotz nicht von dem ſüßen Troſte einer unſterblichen Seele trennen können, den verzweifelten Ausruf hinſchleudern, daß es in der Oekonomie ihrer Lebensanſchauung für ſie ſchier unmöglich ſei, ohne die Anlehne einer Fortdauer nach dem Tode auszukommen. Ihnen kann man mit Recht antworten: Ihr müſſet auskommen, Ihr müſſet Euch, wenn Eure Logik beſiegt iſt, auch im Gemüthe mit dieſem endlichen Leben zurecht finden. Nicht ſo aber mit dem Glauben an Recht und Freiheit, d. h. an Wahrheit: dieſes, ich möchte ſagen dieſes Jenſeits auf Erden gehört unentbehrlich zur Oekonomie unſeres geſammten, d. h. unſeres geiſtigen Lebens; es bliebe, könnten

wir darauf verzichten, kein Nothbehelf, mit dem wir uns begnügen möchten, es bliebe keine vernünftige Exiſtenz, und alles Kulturleben würde zum Unſinn. Ich weiß es wohl, daß Künſtler und Kunſtaffen ſich einen äſthetiſchen Indifferenzpunkt herausgezirkelt haben, von dem aus ſie wähnen, den Weltuntergang ohne Störung ihres eigenen Gleichgewichts mit anſehen zu können, ja ohne nur in den Aetherregionen ihres Schönheitslebens berührt zu werden. Aber es gehörte, denke ich, nicht allzu große Verſtandesſchärfe dazu, ihnen nachzuweiſen, daß man in ſolche Vorausſetzungen ſich wohl hineinträumen könne, aber ſich hineindenken nimmermehr. Alle Begriffe, durch welche wir irgend eine Bejahung in Rückſicht auf den Geſammtinhalt der Lebensaufgabe ausdrücken, heißen ſie nun Schönheit, Tugend, Recht, Freiheit, Glück, oder wie ſie ſonſt wollen, faſſen ſich ſchließlich doch in Eins zuſammen. Dies Eine iſt: Wahrheit. Alles Leben der Intelligenz dreht ſich um die Theilnahme des Individuums an allgemeinen Wahrheiten; und wenn letztere auch als Gegenſtände der beſonderen Aufmerkſamkeit theilbar erſcheinen, ſo iſt doch der Nachweis überflüſſig, daß ſie an der Wurzel ein untheilbares Ganze, ja durchaus nur Eins und daſſelbe ausmachen. Große Künſtler waren daher auch immer große Menſchen und lebten das ganze Daſein ihrer Zeit nach allen Richtungen hin mit. Wenn heut zu Tage die Farben- und Ton-Virtuoſen es zur Conſervirung ihres äſthetiſchen Teints für nothwendig erklären, ſich gegen alle rauhen Winde der politiſchen Welt zu vermummen, ſo kommt es ebendaher, daß wir viel mehr Kunſtändelei als Kunſt vor Augen ſehen, und daß dem *Spiele* allerdings jeder Ernſt eine Störung iſt. Noch läppiſcher iſt die literäriſche Schönſeligkeit, weil ihr der falſche Denkproceß

viel weniger natürlich ſteht, als dem in die unmittelbare Form verſenkten Gehirn des Künſtlers. In der Betrachtung des Lebens vorſätzlich dem auf der Oberfläche Wohlgefälligen nachjagen und die Innenſeite meiden, da wo die poſitiven Thatſachen unſere Anſprüche an die Harmonie des Daſeins verletzen, — darauf reducirt ſich ja die äſthetiſche Vornehmheit — das iſt doch am Ende nur eine andere Art, ſich aus ſtiller Verzweiflung irgend einer Form des Rauſches zu übergeben. Das iſt in ſeiner abgeſchmackteſten Weiſe ſchon da geweſen, als Könige und Hofleute, welche von dem Schweiß des Landes praßten, in ihren Mußeſtunden die arkadiſchen Schäfer agirten.

Nein, mein Freund, ich ehre den ſogenannten Peſſimismus, der in ſeinem Wahrheitsdurſte alle Erſcheinungen des Lebens umkehrt, damit er ſie genau und auch von ihrer Schattenſeite beſchaue, nicht weil er ſich am Anblick des Uebels weidet, ſondern weil die Ehrlichkeit ſeines Strebens ihn nicht ruhen läßt, bis er allen verborgenen Riſſen und Schäden der Dinge nachgeſehen habe. Er entſpringt, dieſer Peſſimismus, aus dem raſtloſen Eifer für das Gute; aber ich verlange auch Selbſterkenntniß genug von ſolchem Wahrheitsfreunde, daß er ſich nicht ſelbſt ſo beſchränkt und oberflächlich auffaſſe, wie die thörichte Welt, welche ihm vorwirft, dem Uebel zu huldigen und das Gute als einen weſenloſen Schein zu verſpotten.

Du willſt praktiſch ſein, mein Freund, und Du ſiehſt nicht einmal, was in Deinem eignen Innern vorgeht; Eines iſt aber noch ſchlimmer und unpraktiſcher: Du ahnſt nicht, daß Du Dir Deine eignen Waffen ſtiehlſt, um ſie dem unwürdigſten Deiner Gegner zu borgen. Es iſt unter Kennern des menſchlichen Herzens eine ausgemachte Sache, daß nichts vorſichtiger zu gebrauchen ſei, als Selbſtanklagen.

Oeffne dem ersten besten Tropf Dein Herz mit der Bekennung Deiner Mängel, er wird sie salbungsvoll einstreichen und Dir bei Heller und Pfennig anschreiben. Seine eigenen Schwächen kennt er nicht einmal von Ferne, und an Deine Tugenden würde er nicht glauben, selbst wenn Du es überwinden könntest, davon zu reden. So hast Du schließlich nichts geleistet, als irgend einen Gimpel in der Anbetung seiner eignen Vortrefflichkeit und in der Mißachtung der Besseren zu bestärken, die Distanz zwischen ihm und seiner Bekehrung zu erweitern. Wenn einem unserer Widersacher Deine Ausfälle gegen die Selbst-Herrlichkeit des Gedankens, gegen parlamentarische Verfassung, gegen die Hinneigung zu Preußen unter die Augen kämen, was würde er daraus folgern? Daß Du der rohen Gewalt mit Verachtung allen Fortschritts die Ehre gäbest, daß Du die despotische Regierungsform als die allein vernünftige anerkenntest, und daß Du die Herren von Rechberg, Beust und von der Pfordten auf Händen trügest. Und da wäre Dir wohl geholfen?

So muß ich Dich denn daran erinnern, daß man es in endlichen Dingen immer nur mit relativen Größen zu thun hat, und daß es ein schlechtes Handwerk ist, im Kampf zwischen den Bösen und den Guten, die schwachen Seiten der letzteren in die Pfanne zu hauen. Regierung ist ein nothwendiges Uebel und so muß der Volksvertretung, die auch eine Weise des Regierens ist, selbstverständlich ein gutes Theil von der Natur des Grundübels anhaften. Es ist beinahe Modesache geworden, gegen berathende Körperschaften zu Felde zu ziehen, aber aus dem ganzen Halali hab' ich noch keinen sinnigen Vorschlag zur Ersetzung des so rundweg verdammten Systems heraus hören können, dahingegen an nichtsnutzigen Absichten und

an traurigen Surrogaten kein Mangel iſt. Vergiß nicht wer den verächtlichen Ausdruck „Parlamentarismus“ in Gang gebracht hat! Es geſchah nach dem 2. Dezember des Jahres 1852. Waren das wohl lautere Triebfedern, welche uns den Ekel an dem Kammerweſen einzuflößen gedachten, oder war es vielmehr die anmuthige Berechnung jenes Vielfraßes, der in die Schüſſel ſpuckte, damit er ſie allein aufzehren könnte? Keine Regierung hat ſo derb auf die Eitelkeit ſtaatsmänniſcher Eloquenz geſchimpft und ſchimpfen laſſen als die franzöſiſche, und drolliger Weiſe iſt keine ſo redſelig und deklamatoriſch wie ſie. Sie möchte alle Zeitungen, Flugſchriften, Bücher allein machen, „depopulate the city and be every man himself,“ heißt es dort im Coriolan. Und ſchließlich, gleich als gälte es jedem Irrthum den Weg zu verlegen, hat ſie ſich nicht enthalten können, durch die Einſetzung von Kammern, wenn auch nur und eben weil nur zum Schein, grundſätzlich dem Syſteme zu huldigen, welches ſie thatſächlich zerſtört hatte. Wie in Frankreich ſo aller Orten. Wenden wir uns aber den Angriffen zu, welche von dem äußerſten Flügel der liberalen Seite auf den Parlamentarismus eindringen, ſo bin ich wahrlich in noch größerer Verlegenheit, Einrichtungen zu bekämpfen, welche uns an deſſen Stelle geboten würden, denn ich vermiſſe jede poſitive Andeutung von dieſer Seite. Ich habe ſelbſt in einem umfangreichen Werke, das ein gewiſſenhafter, geiſtvoller und ſachkundiger Demokrat gegen den Parlamentarismus mit beſonderer Hinweiſung auf England geſchrieben hat, (Bucher, der Parlamentarismus) vergeblich nach Etwas geſucht, das wie ein Erſatzmittel ausſähe. In der That liefert mir meine Phantaſie keine Erfindung, welche auf etwas Drittes neben dem Abſolutismus und der Volksvertretung hinaus-

liefe, und ich brauche mich wohl nicht zu verachten, wenn ich nicht erfinderischer bin als die ganze Weltgeschichte vor und nach Christi Geburt, diesseits und jenseits der Meere. Wäre es — vom Wünschenswerthen nicht zu reden — möglich, die Welt aus lauter Kantönli's zusammengesetzt zu denken, so möchten allerdings Urversammlungen statthaft erklärt werden, obgleich vorauszusehen ist, daß auch in diesen ein beträchtlicher Theil der Mißbräuche wieder auftauchen würde, welche man den repräsentativen Versammlungen zur Last legt. Aber in der Welt des massenhaften Zusammenwirkens und des allseitigen Ineinandergreifens ist Staat und Großstaat ein und dasselbe, sind die kleinen Souveränetäten nur zwerghafte Bildungen ohne die Grundbedingungen innerer Entwicklung und äußeren Bestandes. Die unabweisbaren Erfordernisse des Großstaates und der Selbstverwaltung begegnen sich ganz ausschließlich in der Volksvertretung.

Auf die Schelme, welche uns das parlamentarische Leben verleiden möchten, will ich nicht weiter zurückkommen. Forsche ich aber dem Gedankengang nach, welcher mehr als einen ehrlichen Mann dahingebracht hat, unser Heil von irgend einer andern Methode auf unklare Weise zu erwarten, so begegne ich einer Erscheinung, welche zu den eigenthümlichsten unseres Zeitalters gehört und meines Erachtens eines aufmerksamen Studiums werth ist, weil sie ganzen Reihen von trügerischen Anwendungen zu Grunde liegt. Ich möchte sie von ohngefähr als den Zauber der falschen Genialität bezeichnen und in politischen Dingen damit charakterisiren, daß sie die Erlösung in Form irgend einer — bis dato freilich noch verhielten — gutinspirirten Diktatur herankommen fühlt. Dieser Dämmerungsglaube an die „kühnen Griffe“ erklärt sich allerdings bei einer

Generation, welche deren manche erlebt hat; aber wenn sie einen Augenblick den Ueberschlag aller in diese Gattung gehörenden Unternehmungen machen wollte, so würde sie zu dem höchst beachtenswerthen Resultate kommen, daß alle sammt und sonders einem einzigen Geschlechte angehören, nämlich dem der gemeinschädlichen Handlungen. Das klärt die ganze Sache auf. Schlechte Streiche giebt es genug, aber gute Streiche sind ein unbekanntes Ding. Es giebt Geheimmittel, welcher Manier man über Nacht eine Volksvertretung in Beschlag nehmen und eine Verfassung in die Tasche stecken kann, wie es Geheimnisse giebt über Nacht mit einem Börsenmanöver eine Million zu erschwindeln; aber es giebt nicht ein ähnliches Patentverfahren, um über Nacht die Gesetze der Freiheit zu gründen oder ein ehrliches Vermögen zu erarbeiten. Man kann heimlich Brand stiften aber man kann nicht heimlich bauen. Ja, nicht blos die rettenden Thaten und das politische Gaunerwesen, auch das finanzielle haben wesentlich dazu mitgewirkt, die Phantasieen mit einer ungesunden Hefe zu versetzen. Man hat so viele Bubenstreiche aller Art im Handumdrehen gerathen sehen, daß man auf den Glauben verfallen ist, auch das Reich der Freiheit könne einmal auf diese Weise aufgebaut und erhalten werden Das ist aber einer großer Irrthum. Etwas Böses kann vom Einzelnen mit Ueberraschung vollbracht werden, etwas Gutes ersprießt nur aus dem Zusammenwirken Vieler nach allbekannten Grundsätzen. Warum? Die Antwort ist sehr einfach. Das Böse ist eben der partikularistische Vortheil des Einzelnen, das Gute ist das harmonische Wohl Aller. Aus der Natur des Grundwesens entspringt die Methode seiner Anwendung. Daher bleibt alle sogenannte Gesellschaftsrettung nach plötzlich erfundenen Rezepten, so weit sie nicht geradezu

Betrug iſt, wilde Phantaſterei. Daher auch vermöchte derjenige Sozialismus, der mehr als eine humaniſtiſche Tendenz ſein und ſich zu einem ganz und gar die Geſellſchaft umformenden Syſtem erheben will, erſt dann ernſtlich mitzuſprechen, wenn er ſich einmal in praktiſche Forderungen eingelebt hätte, die ihrerſeits zu ganz elementaren Anſchauungen des allgemeinen Bewußtſeins ſich durchgearbeitet haben müßten. So lange er ſich aber auf Pläne reduzirt, welche bald ſo, bald anders von einzelnen Köpfen ausgeheckt werden und in den ſchwankendſten und abenteuerlichſten Vorſchlägen aufs Tapet kommen, ſo lange mag er als ſoziale Alchymie das Privatſtudium in Anſpruch nehmen nicht aber die Ehren einer Tagesfrage und noch weniger die Ehren eines Zankapfels in dem Kampf um politiſche Befreiung. Machen wir doch auf dem viel weniger ſchlüpfrigen Gebiete der Finanzverwaltung ſtets von Neuem dieſelbe Erfahrung, daß es keine Hexenkünſte giebt, um eine arme Staatskaſſe in eine reiche umzuwandeln. Weil der einzelne Spekulant Genieſtreiche machen kann, mittelſt deren er das Geld aus fremden Taſchen urplötzlich in die ſeinen herüberſpielt, hat die Gimpelhaftigkeit von jeher ſich auch mit der Erwartung äffen laſſen, ein „genialer" Finanzminiſter könne mittelſt irgend einer ungeahnten Kunſt aus dem Minus ein Plus machen. Aber ſie hat dabei nur überſehen, daß, wenn Peter dem Paul ſein Geld ausſchwindeln kann, es darum noch nicht geſagt iſt, man könne Alle beſtehlen, um Alle reich zu machen. Nein, mein genialer Herr von Bruck, mit all Ihrem Genie ſind Sie nicht im Stande, eine pure Zahlenkombination zu erfinden, welche die Löcher des kaiſerlichen Budgets ausfüllen möchte; mit all Ihrem Genie ſind Sie dazu verdammt, nicht anders als der allernüchternſte Haushälter zu dem abgedroſchenen,

altbackenen Mittel zu greifen, das da heißt: Sparen. Ein Staat, der nicht auskommt, muß weniger ausgeben. Das ist das ganze Geheimniß. Zerbrecht Euch nicht die Köpfe; ich geb's Euch schriftlich, Ihr werdet nichts Besseres finden und wenn Ihr noch so viele geniale Minister mit noch so getreuen Vertrauenskommissionen zusammensperrt.

Und gerade so müssen alle die Erwartungen messianischer Freiheitsdiktaturen zu Schanden werden. Wie viele gemeinnützige Diktaturen hat die christliche Zeitrechnung aufzuweisen? Halb und halb den Oliver Cromwell und den Washington darum nicht, weil er nur als Oberbefehlshaber gegenüber einem fremden Feind, nicht als omnipotenter Staatslenker gegenüber dem eigenen Volke, weil er endlich in der That immer unter der Macht des Kongresses gestanden. Und wenn auch, wollt Ihr auf solche Ausnahmen Eure Hoffnung bauen? Bleibt mir daheim mit allen Wunderkuren! Arbeiten heißt die Loosung, und noch einmal Arbeiten, gemeinsam Thaten und gemeinsam Rathen.

Freilich wenn Etwas am hellen Tage vor Aller Augen geschieht da ist Jedermann Kritikus und legt den klugen Finger in die Wunden. Derjenige aber, welcher den Menschen Augen und Ohren verbindet und hinter Wolken agirt, der giebt ihnen nur Stoff zum Bewundern. Führt ein Despot Paläste auf und baut Brücken und Straßen so möchten die Gaffer gleich sich zu Tode erstaunen über die Wohlthäter der Menschheit. Was an guten Keimen erstickt, was an Existenzen zertrümmert, was an Thränen vergossen, was an Leben verseufzt werden muß, damit ein Einzelner all die Macht unbehelligt in seinen Händen sammle um solche Steinwunder aufzuthürmen, das sehen sie nicht, und darum wägen sie's nicht ab gegen die vermeintlichen

Großthaten. Zeigt hingegen ein freies Staatswesen, eben weil es frei ist, auch seine schwachen Seiten, so haben sie gleich das Wort der Verdammniß bereit.

Es giebt ein ungeheures Kapitel in der Politik, welches ich, wie ein bekanntes komisches Bild, überschreiben möchte: „Was man sieht und was man nicht sieht," und erlauben es Deine Geduld, Zeit und Umstände, diese Unterhaltungen fortzusetzen, so verspreche ich mir, besagtem Kapitel einen besonderen Tag zu widmen. Auch die Schäden, welche Dir bei den parlamentarischen Verfassungen in die Augen springen, gehören, der Hauptsache nach, ganz in diesen Belang. Es wird wohl nie einem Menschen vergönnt sein, selbst mit Hülfe der gewissenhaftesten Forschung, zu zeigen, wie viel tausend geheime Quellen des Lebens, des Glücks und des Gedeihens mit jedem Rucke zu fließen beginnen, welcher eine der zahlreichen Fesseln sprengt, so ererbte oder neue Vorurtheile um die Bewegung und Thätigkeit der Einzelnen geschmiedet haben. Noch weniger wird es möglich sein, die tausendfache Fortpflanzung von Tod und Erstickung zu verfolgen, welche sich unvermeidlich an jeden Akt der Knechtung und Hemmung anreihen. Die Natur des Vorgangs selber widersetzt sich der Untersuchung, gerade durch die unendliche Ausbreitung und Vertiefung in die feinsten, untersten und zahllosesten Wurzeln und Keime des universellen Werdens. Aber ein klares Anschauen des Prinzips an sich muß schon zu einer lebendigen Ahnung der thatsächlichen Wahrheit führen, und hier ist abermals einer der vielen Fälle, in denen das wohlfeil geschmähte Prinzip zum höchsten unentbehrlichsten Werthe sich erhebt. Wirf nur einen Blick auf die Geschichte von Handel und Gewerbe und den Weg ihrer Entwicklung. Es ist nichts anderes als der Kampf des richtig geahnten Prinzips der

freien Bewegung gegen die augenfälligen Vorzüge der Beſchränkung, in welche ſich auch Andere als die zunächſt Intereſſirten vergafft hatten. Noch immer haben wir nicht das Recht zu lachen über jene Parfümeure, die den Apothekern das Recht beſtritten, ſolche Klyſtiere zu geben, welche vornehme Damen nicht um der Geſundheit willen, ſondern zur Erhaltung der guten Hautfarbe in Anſpruch nahmen. Noch heute iſt der Kampf der Poſtillone und der Fuhrmannsſchenken gegen die Eiſenbahnen nicht ausgekämpft. Und wenn es glücklicher Weiſe möglich geworden iſt, nachzurechnen, daß die Zahl der Menſchenopfer, welche der Dampf und die Schienen im Jahresdurchſchnitt verſchlingen, bei richtiger Abwägung der Proportionen unendlich klein iſt gegen die Hals- und Beinbrüche, welche die Fuhrwerke der guten Zeit aufs Gewiſſen nahmen, ſo wirſt Du dagegen freilich niemals nachrechnen können, wie geringe Opfer eine die Freiheit Aller unter Aller Augen berathende Staatsverfaſſung erheiſcht verglichen zu den Legionen von Seelen, welche ein von Stille und Finſterniß ſich nährender Abſolutismus zu ewigem Tode verdammt. Nachrechnen kannſt Du es nicht, aber ahnen; abmeſſen aus einzelnen Beiſpielen und aus analogen Erfahrungen. Allein ein zweiter eigenthümlicher Zug unſerer Zeit, welche doch ſo viel vom induſtriellen Fortſchritt durch die freie Bewegung gelernt haben könnte, hat gerade für den nahe liegenden Schluß aufs politiſche Leben ihre Sinne abgeſtumpft. Es iſt dies das ſo gewaltig verwiegende Bedürfniß nach Ruhe und Ordnung. Ruhe und Ordnung ſind die Stichwörter, welche das Ideal der Freiheit aus den Herzen verdrängt haben. Es ſcheint beinahe, als hätte der Mechanismus, indem er ſich zur erſten Macht der Gütererzeugung ausbildete, auch

ganz und gar ſich der Seelen bemächtigt. Ein rein mechaniſches Vorbild der Ungeſtörtheit und Regelmäßigkeit, in welche das Leben der Geſellſchaft eingeſchraubt ſein ſoll, iſt als das ausſchließliche Bedürfniß des Lebens anerkannt worden. Und wie ein gutes Prinzip ſegensreich wirkt, ſo ein böſes verderblich. Von der blos formalen Sicherheit, welche eine geängſtete und kurzlebige Bürgerſchaft für ſich verlangt, bis zu der allerengherzigſten Selbſtliebe, welche jeden Einzelnen wieder nur mit ſeinem iſolirten Behagen ohne Rückſicht auf ſeine Mitbürger beſchäftigt, iſt nur ein Schritt und ein ganz konſequenter. Sodann wiederum von der Engherzigkeit dieſer auf das alleinige Selbſt eingeſchränkten Aufmerkſamkeit bis zu der Kurzſichtigkeit, welche nur für die nächſten Stunden dieſes nämlichen Ichs beſorgt iſt, führt ein zweiter nicht minder konſequenter Schritt zum auflöſenden, durch und durch zerſtörenden Atomismus. Auf ſolchen Zerſetzungsphänomenen richtet dann triumphirend der Abſolutismus ſeine Blendwerke auf, und giebt jedem nur um ſeine nächſte Minute beſchäftigten Philiſter irgend einen monumentalen Augentroſt. Es genügt, die Straßen mit Gas zu beleuchten, damit in allen Köpfen ſofort die Nacht heraufziehe, die Nacht der Blindheit, der einſamen Abſperrung und der Angſt. Unſere Geſellſchaft war nach den Prüfungen der achtundvierziger Jahre in die verzweifelte Stimmung des Wanderers gekommen, welchen auf winterlichem Marſche der Schlaf überfällt. So ſehr er auch die Warnung kenne, ſich nicht dem verrätheriſchen Ruhebedürfniß hinzugeben, er fühlt nur die Pein und das Verlangen des Augenblicks und ſinkt in die Arme des Schlafes, in deſſen Schatten der Tod lauert. Recht kurzathmig und verzärtelt hat ſich dabei auch das Zeitalter

bewiesen, von der Kurzsichtigkeit nicht zu reden. Was frühere Geschlechter um einer guten Sache willen ausgehalten, wie lange sie ihre Freiheit oder ihre Religion unter Entbehrungen und Erschütterungen vertheidigt, daran dachte Niemand, und kaum fällt es hinterher Jemanden ein, zu prüfen, ob denn mit dem Verzicht auf alle politischen Güter die heilige Lade der polizeilichen Ordnung und des ungestörten Verkehrs in der That auch so lange geborgen gewesen sei? Im Jahre 1852 wurde, um den beliebten Salbungs-Ausdruck zu gebrauchen, die Aera der Revolution geschlossen; auf dem ehernen Deckel, welcher über dem Krater aller Schrecken festgeschmiedet sein sollte, schlug Groß und Klein mit überschwänglicher Ernährungsseligkeit die Buden des Gewerbes auf, und vom Dank der Beglückten gerührt sprach der rettende Säbel zu ihnen: wie schön sind deine Zelte Jakob und deine Hütten Israel! Aber kaum war ein Jahr ins Land gegangen, da ward es dem Säbel zu eng in der Scheide und er dachte: der Retter ist nicht des Menschen wegen gemacht, sondern der Mensch des Retters wegen. Zuerst ging der orientalische Krieg los; seitdem haben wir beinahe ununterbrochene Kriegsjahre gehabt, und von Ruhe und stillem Glück ist weniger die Rede als jemals. Die beiden Großvögte der Ruhe und Ordnung, Rußland und Oesterreich, haben jeder an seinem Ort den Frieden ein Ende gemacht. Wenn Veranstaltungen der öffentlichen Freiheit, wenn parlamentarische Zerrereien, Wahlumtriebe und gesundes Parteienwesen zum hundertsten Theile solche Friedensstörungen und Gewinnstentziehungen nach sich geführt hätten, das wäre nie und nimmer zu verschmerzen gewesen, und der moralischen Nutzanwendungen auf die Unmöglichkeit unter dem Joch der Revolution zu leben,

gäbe es kein Ende. Jahrtausende lang hat der Monarchismus die Welt zu einem Kriegslager gemacht. Wer denkt daran, es ihm vorzuwerfen? Aber wenn ein Straßenkrawall ausbricht und ein Stein in den Kramladen fliegt, da soll gleich der Teufel die Freiheit holen.

Obwohl Du im Herzen mit diesen feigen und beschränkten Anwandlungen nichts gemein hast, so mußte ich sie Dir vor die Augen halten, damit Du inne werdest nicht blos, daß Du immerzu Wasser auf die Mühlen unserer Gegner leitest, sondern auch, daß zwischen Dir und ihnen eine Gemeinsamkeit des Grundgedankens besteht, welche Dir nicht zur Ehre gereicht. Du rückst dem Parlamentarismus zu Leibe, weil er ein Geschöpf des geistigen Lebens sei. Ja wohl, das ist er. Dieser Vorwurf ist sein Stolz. Das Reich der Freiheit ist das Reich des Geistes. Zwischen dem Gedanken und der brutalen Gewalt giebt es nichts Drittes. Du hast es wiederum erlebt: sobald Du dem nüchternen Realismus die Macht in die Hände giebst, hat er nichts Eiligeres zu thun, als sie dem Schwerte zu überliefern. Das Freiheits-Ideal des modernen Ordnungsfanatikers ist nicht mehr das des antiken Republikaners oder des mittelalterlichen Städters, welcher seine Würde darein setzte: mitzurathen und mitzuthaten. Sein Ideal ist die Freiheit der Ruhe, das heißt: der Ungeschorenheit; er bildet sich ein: es sei möglich Herr im Hause zu sein ohne sich selbst um die Wirthschaft zu kümmern. Und doch könnten auch hier ihm Steine predigen. Wovon erzählen sie, jene Städte des Mittelalters von Flandern bis nach Italien, in deren verödeten Straßen das Gras wächst, deren Mauern einer herabgeschmolzenen Einwohnerschaft zu weit geworden sind, deren Paläste wie Königsmäntel um

ihre Bettlergestalten schlottern? Sie erzählen von einer ruhmreichen Bürgerschaft, welche Zeit genug hatte, ihre Staats-Angelegenheiten zu führen, selbst mit Königen zu unterhandeln, gelegentlich auch in Parteienzwist zu zerfallen, für ihre Freiheiten zu kämpfen, dabei aber nichts desto weniger die Schätze des Ostens und Westens in ihre Waarenlager zu sammeln und Denkmäler des Reichthums, der Macht und des Genie's zu hinterlassen, welche den Stolz ihrer unter fürstlicher Oberhoheit herabgekommenen Enkel ausmachen. Heute aber erbebt Alles vor dem Luftzug einer Debatte, und selbst ein vernünftiger Mensch, wie Du, klagt darüber, daß die Nationen nicht denken können ohne zu reden. Oder ist dein ganzer Ausfall gegen die Gefahren der politischen Eloquenz etwas Anderes als die Umschreibung dieses Vorwurfs? Das Wort ist die Empfängniß des Gedankens, und gleicher Weise giebt es kein politisches Leben, d. h. kein gemeinsames Denken, ohne öffentliches Sprechen. Ist es nun so wunderbar, so verdammlich, so bedauernswerth, wenn bei dem Reden die schöne Rede zur Geltung gelangt, und kannst Du Dir es anders denken? Ihr jammert über den Einfluß der Advokaten, der Leute von der Feder? So ist es Euch lieber von Generalen und Pfaffen regiert zu werden, nach der Vorschrift des Herrn de Maistre? Vor Allem aber ist das politische Leben als Selbstzweck denn für nichts anzuschlagen? Steht hier plötzlich das große Gesetz der Natur still, die überall Mittel und Endzweck in ewige Wechselwirkung verflicht? Rechnest Du für nichts den Lebensgenuß, welchen ein frisches Theilnehmen am gemeinsamen Dasein durch die Massen treibt; den Verbrauch an Intelligenz, welchen es erheischt; die Saat von guten,

weil aus der Enge in die Weite hinausſprießenden Empfindungen, von Bürgertugenden, welche es großzieht? Die Freiheit iſt redſelig und die Knechtſchaft iſt ſtumm. Ehre der Sprache, ſie iſt der Inbegriff alles Menſchenlebens. Und nun, mein Freund, nun verlangſt Du ſchließlich ich ſolle mich rein waſchen von der Anklage ſträflichen Umgangs. Deine Späher berichten, ſie hätten mich Nächtens bald mit Gothaern, bald ſogar mit preußiſchen Prinzen fortſchrittsbenebelt Arm in Arm aus der Kneipe kommen ſehen. Herr, was ſoll ich da ſagen? Zum erſten, daß Deine Späher und mehr noch Deine Fragen etwas indiskret ſind, und daß es mir vielleicht dienen könnte, gar nicht zu antworten. Zum zweiten, daß der Menſch, der ſich in den Strom des politiſchen Leben hineinwirft, nicht immer mit jüngferlicher Vorſicht ſeinen Partei-Umgang abgrenzen kann. Haben wir doch Könige vom älteſten Geblüt mit ihren Lazzaronis Brüderſchaft machen ſehen, um ſich die Freiheit vom Halſe zu ſchaffen, warum ſollte nicht einmal ein Demokrat zu der Fürſten- und Geheimrathsbank ſich herablaſſen dürfen, um der guten Sache willen?

Unter allen Hoch- und Noth-Peinlichkeiten, in welche mich Dein unerbittliches Inquiſitoriat radikaler Strenggläubigkeit verſtrickt, beunruhigt mich keine Anklage ſo wenig als die, ſo auf Verkehr mit dem Schwarzen, ſoll heißen: dem Schwarz-Weißen lautet. Ich bin der That geſtändig und verlange dennoch Freiſprechung. Meine Vertheidigung beſchränkt ſich auf den einfachen Satz, daß von etlichen und dreißig Uebeln das größte das kleinſte iſt. Das iſt die ganze Hexerei. Keine Spur von erotiſchen Trieben in dieſem ganzen Umgang, keine Anwandlung von Minne-

noch Wolluſt. Wenn ich den Namen Preußen höre, ſo fühle ich weder Glauben noch Liebe noch Hoffnung in meinem Buſen heraufziehen. Ich ſage mir nur, daß ein großer Staat nie ſo erbärmlich ſein kann als ein kleiner, und aus dem einfachen Naturgeſetz der Schwere weiß ich, daß die kleineren Maſſen von größeren angezogen werden, nicht aber umgekehrt. Iſt es irgend einer Zukunft vorbehalten, Deutſchland auf monarchiſchem Wege zu einigen, ſo kann nur Preußen ihr Werkzeug ſein, und in dieſer Vorausſetzung ſtelle ich ihm meine Stimme zur Verfügung. Beſitzt aber die Monarchie weder Lebens- noch Heils-Kraft genug, um dieſe Sendung zu erfüllen, ſo ſoll es mich ebenſo wenig wundern als betrüben. Wie geſagt: ich kenne keinen Staat, als den Großſtaat, ich kenne keinen deutſchen Staat, als den preußiſchen, ihn allein können wir ohne das Gefühl ſchlechthiniger Beſchämung nennen. Was für Grütze in all den anderen Regierungshandmühlen gemahlen wird, davon werden wir weder fett noch mager. Daß die proteſtantiſchen Beherrſcher von Baden und Würtemberg nach den Seligkeiten päpſtlicher Pantoffelherrſchaft ſchmachten, wird das große Deutſchland nicht zum Verderben führen, und daß der Herzog von Coburg den National-Ausſchuß beherbergt, wird es nicht retten. Aber laſſe Preußen von allen Laſtern der tief eingewurzelten Feudalherrſchaft zu einem freien Bürgerweſen geſunden, und wir wollen ſehen, wie lange die Nebenländer zurückbleiben können. Nicht blos jeder vernünftige Regierungsakt, auch jeder Widerſtand von unten kann in Preußen allein einen Umfang gewinnen, der ihm Bedeutung gebe. Setze z. B. den Fall eines Konflikts zwiſchen der Verwaltung und dem Richterſtand über die Anwendung eines Geſetzes. Es hat ja

ſchon einmal Richter in Berlin gegeben. Das wäre ſofort eine ernſte Erſcheinung. Aber verlege den Fall nach Homburg, Naſſau oder Lippe, da iſt die ſämmtliche Magiſtratur in den fürſtlichen Hühnerſtall einzuſperren und die Sache geht ſchon an der Komik zu Grunde.

Du hältſt mir die Perſonenfrage entgegen. Sind denn ſiebenzehn Millionen Einwohner nicht auch Perſonen und ſo wahrhaftig von Fleiſch und Bein als einige Dutzend vom ächten Geblüt? Liegt es nicht blos an der Einſicht und an dem Willen der ſiebenzehn Millionen, wenn ihre undurchdringlichen Körperlichkeiten leichter wiegen, als die geringe Zahl der allerhöchſten Exiſtenzen, welche die andere Wagſchale herabziehen? Auf Seiten der Perſonen, welche zu einer gegebenen Zeit am Ruder ſitzen, ſiehſt Du das natürliche Uebergewicht. Da iſt nichts Natürliches, da iſt eben rechte Abſtraktion, wenn auch tauſendjährige, und mit der Rückkehr zu den einfachſten Geſetzen der Phyſik, mit der Rückkehr von der Fiktion und dem Aberglauben zu geſunden Verhältniſſen gewinnen die Millionen den ihnen gebührenden unendlich überwiegenden Einfluß über die kleine Zahl der Privilegirten. Diesmal, mein Freund, bin ich der Realiſt.

Du ſelbſt giebſt mir Beiſpiele an die Hand, aus denen hervorgeht, daß meine Behauptung kein leeres Verſtandesſpiel ſei. Wenn Friedrich Wilhelm III. wider ſeinen Willen zur mannhaften Umkehr gegen Napoleon fortgeriſſen wurde, ſo war es eben der Geiſt der Maſſen, welcher der ſchwachen Perſönlichkeit heilſame Gewalt anthat. Preußen, nicht Hohenzollern, hat 1813 gemacht. Und wenn im Jahre 1848 Preußen für Deutſchlands Einheitsruf ſich taub

ſtellte, ſo ſehen wir bei jedem neuen Wogengange dieſelbe Welle immer höher und mächtiger an ſeine Ohren ſchlagen. Möglich doch auch, daß einmal in ſolchem Andrang ein York das Steuer an ſich reiße.

Welcher Staat hat außer Preußen etwas Bleibendes in Deutſchland gewirkt? Es hat nicht blos das Zeichen der Erhebung gegen die Herrſchaft Napoleons I. gegeben, es hat auch den Zollverein gegründet. Auch der Geiſt ächter wiſſenſchaftlicher Aufklärung und philoſophiſcher Befreiung verdankt ihm allein die Stätte, von der aus unſere ganze moderne, ſpezifiſch deutſche Bildung ihre Strahlen ausbreitete. Berlin war in den dreißiger Jahren der Mittelpunkt jenes unerſchrockenen Denkens, welches uns den Namen der philoſophiſchſten Nation der Welt eingetragen und ganze Schichten der Geſellſchaft aus den Händen des Pfaffeneinfluſſes geriſſen hat, der in den freieſten Staaten der Erde unendlich mehr Seelenherrſchaft ausübt, als bei uns. Endlich iſt es nicht minder Preußen, dem wir, ob auch nur mit genauer Noth, es verdanken, wenn dem deutſchen Volk die Schmach erſpart blieb, für weltliche und geiſtliche Sultanei in Italien Henkerdienſte zu verrichten.

Da wo Preußen mit ſolch baarer Münze bezahlt, da gebe ich ihm auch meine Kundſchaft; nicht geheime Sympathien, ſondern trockne Rechenexempel widme ich ihm:

Fordert keine and're Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.

Und nun, dieweil man uns Demokraten doch immer ein ſtörriſches, durch Unmäßigkeit Alles kompromittirendes Weſen zum Vorwurf macht, und dieweil man ferner behauptet, alles Kontroverſiren führe nicht vom Fleck, möchte

ich ſchließlich Dich und die Welt durch eine Konzeſſion in Erſtaunen ſetzen, indem ich, wie Du es verlangſt, die Gothaer Deinem Gericht Gottes übergäbe. Aber eben da ich ſehe, wie Du ſchon triumphirend die Pechpfanne von Sodom und Gomorrha über ihre Häupter aufſchwingſt, befällt mich, gleich dem Erzvater Abraham, ein menſchlich Rühren, und ich fordere Amneſtie für die Gerechten, ſo unter ihnen wohnen möchten. Ja, ich kann mir eine Redlichkeit des Herzens und des Verſtandes denken, welche dahin gelangt, ſich an das Halbe zu gewöhnen, und das reſolute Leben in dem Ganzen, Guten, Schönen beruhigt fahren zu laſſen. Ich kann mir dies um ſo mehr denken, wenn ich vorausſetze, es habe Einer ſeine beſten Jahre und Hoffnungen in deutſchem Elend verſeufzt. Schwerer allerdings iſt es, ſich in den Geiſt jener bekannten Tugendmonopoliſten zu verſetzen, die ſich in einem Athem mit der Zunge zwiſchen die Bayonnette werfen, während ihre Lippen ſchon den Ladſtock küſſen, und deren Lippen den Geſetzesſchänder zermalmen, während ihre Zunge den Staub von ſeinen Stiefeln leckt. Gelüſtet Dir darnach, ſolches Wildpret mit Haut und Haaren zu verſpeiſen, ſo ſegne der Himmel Deinen Appetit, und damit ich Dir ein Prachtexemplar verrathe, laß Dir vor allen „beſten Männern“ jenen empfehlen, welcher kürzlich an Schiller's hundertjährigem Geburtstag ſich berufen fühlte, nach ächter Schuſterjungenart im Vorübergehen ein herabwürdigendes Bild auf ein beſcheidenes Heldengrab zu kohlen. *) Dort, wo die Ufer des Rheins anfangen

*) Siehe »Köln. Zeitung« von Anfang November. die ſinnreiche Parallele zwiſchen dem »Talglichtſtümpfchen« (!) Robert Blum und der Sonne Schiller.

flach zu werden und wo die ersten Windmühlen an lanzenkundiger Ritter Thaten gemahnen, wirst Du auch jenes weisheitstriefende Haupt ausfindig machen, dessen Selbstanbetung es nicht verwinden kann, daß künftige Geschlechter den Namen Robert Blum unter den besten nennen werden, so sich durch den Tod für die Freiheit verherrlicht haben.

Dein

Michael Pro.

Deutſchland und ſeine beiden Großmächte.

Von

Ludwig Simon aus Trier.

Hoffentlich hat man noch nicht ganz und gar vergessen, daß die deutsche Haupt- und Residenzstadt Wien mit sämmtlichen deutsch-österreichischen Provinzen sich im Jahre 1848 in begeisterter Erhebung den Freiheits- und Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes anschloß. Deutsch-Oesterreich wurde, wie der verlorne Sohn im Vaterhause, mit doppeltem Jubel begrüßt, weil es durch die Metternich'sche Politik uns so ferne gerückt worden war und weil erst durch seine Theilnahme die Mannichfaltigkeit und Größe des deutschen Vaterlandes ihren vollen schönen Ausdruck erhielt. „Manchmal, wenn österreichische Abgeordnete in diesem Hause redeten, — sagte der ehrwürdige Uhland — war mir, als ob mich die Luft der Tyroler Berge anwehte, oder als wenn ich das adriatische Meer rauschen hörte." *) Die österreichische Regierung, durch den Volksgeist im Schach gehalten, machte gute Miene zum bösen Spiele und schien sich dem Willen der deutschen Nation zu fügen. Erst als es ihr in den Wiener Oktobertagen gelungen war, mit Hülfe von Croaten und Panduren den Volksgeist wieder zu Boden zu treten, warf sie die Maske ab und zeigte sich in ihrer wahren Gestalt, in-

*) Ich citire nach dem Gedächtnisse, da mir die Materialien fehlen.

dem sie Robert Blum, den Lieblingsabgeordneten des deutschen Volkes, kurzweg erschießen ließ, unbekümmert um Parlament, Reich und Reichsgesetze. Robert Blum durfte nach einem damals unbestrittenen Reichsgesetze ohne vorherige Genehmigung des deutschen Parlamentes nicht abgeurtheilt werden. Es wäre der österreichischen Regierung ein Leichtes gewesen, diese Genehmigung zu erwirken. Denn die Mehrheit des Parlamentes bestand nicht aus Freunden Robert Blum's. Aber man wollte offen mit Frankfurt brechen und warf eines schönen Morgens das bereits vollstreckte Todesurtheil Blum's mitten in's versammelte Parlament hinein. Bald darauf erfolgte auch die Abberufung der deutsch-österreichischen Abgeordneten von Frankfurt. „Mag aus der deutschen Einheit werden, was da wolle, — sprach die österreichische Reaktion — vor Allem handelt es sich darum, die Einheit des österreichschen Gesammtstaates zu begründen, dessen auseinanderstrebende Glieder, Deutsche, Italiener, Ungarn, Polen und Slaven zu strenger Staatseinheit zu verbinden. Mag dann Deutschland sich nach uns richten. Jedenfalls muß dessen Verbindung so lose und locker bleiben, daß wir, trotz unserer strenggeschlossenen Einheit, unseren einflußreichen Zusammenhang mit demselben nicht verlieren." — Es war offenbar, wenn Oesterreich und Deutschland beide ihre Einheitsbande gleich stark anzogen, so mußte der Zusammenhang reißen; nur wenn ein Theil seine Bande lockerte, konnte der Zusammenhang fortbestehen, konnten die deutsch-österreichischen Lande beiden Verbänden zugleich angehören. Was war nun der Vernunft und Natur der Dinge entsprechender, als daß das aus vier verschiedenen Nationalitäten mit verschiedenen Sprachen und Kulturstufen bestehende Oesterreich sich mit einer bloßen Föde-

ration begnügte, während das, trotz aller provinziellen Verschiedenheit, nach Sprache, Bildung und Sitte in sich gleichartige Deutschland zu größerer Einheit fortschritt? — Wahrlich! der Unbefangene, welchem Lande und welcher Partei er auch angehörte, konnte hier nicht zweifeln. Aber die österreichische Reaktion wollte es anders und sie hat ihr Ziel vollständig erreicht. Nicht nur hat sie die widerstrebenden Nationalitäten des österreichischen Staates mit Unterdrückung aller Freiheit zu einer unnatürlichen Einheit despotisch verbunden, sondern auch die deutschen Einheitsbestrebungen hartnäckig so lange hintertrieben, bis der alte Bundestag und damit die frühere Zersplitterung und Ohnmacht vollständig wiederhergestellt waren. Und damit der freiheitberaubte österreichische Einheitsstaat von Deutschland aus keine schlechten Beispiele erhalte, mußte auch die Freiheit in Deutschland überall weichen, soweit österreichscher Einfluß reichte. Ohne die Hülfe Oesterreichs wäre der kurhessische Verfassungsbruch an der bewunderungswürdigen Haltung des kurhessischen Volkes unfehlbar gescheitert. — Die österreichischen Völker knirschten unter dem neuen Joche. Aber aus Wien ließ sich die ministerielle Staatsweisheit in der „Augsb. Allg. Zeitg." *) also vernehmen: „Nur gegen das Gewicht scharfen Eisens in der einen Schale füllen Besiegte die andere mit Gold bis zum Gleichgewichte," — und empfahl: „Gerüstete Haltung, bis Erfüllung Gewohnheit wird." — Also die reine nackte Gewalt, welche ihrem empörenden Dasein die Schamlosigkeit der Selbstentblößung hinzufügte! Es sind nun 8 Jahre her, daß ich diese Zeilen

*) »Augsb. Allg. Zeitung« von 1851, Beilage zu Nr. 160.

las; aber ich habe mir sie wohl bemerkt, um sie zur rechten Stunde wieder an's Licht zu ziehen.

Und nun, da dieses System seine Erstlingsfrüchte trägt, da das schon lange gährende Italien, dem Erfüllung nicht Gewohnheit geworden, durch äußere Umstände begünstigt, sich aus den erstickenden Banden des habsburgischen Regimentes loszureißen trachtet; da gegen das Gewicht scharfen Eisens nicht Gold, sondern wie billig das Gewicht scharfen Eisens in die andere Wagschale fällt; — da ruft man nach Dir, o deutsches Volk, damit Du auf den Schlachtfeldern der Lombardei mit den Waffen in der Hand gegen das gerechte Walten der Nemesis protestirest! — Nicht mit Unrecht rechnete man auf das deutsche Bruderherz, das wahrlich nicht gleichgültig bleiben konnte, während deutsche Brüder, wenn auch für ein falsches System, zu Tausenden ihr Herzblut verspritzten. Aber durfte Deutschland für die Vergangenheit und Zukunft des österreichischen Einheitsstaates eintreten, dieser durch Natur, Vernunft und Erfahrung verurtheilten Afterschöpfung? Mochte das Herz auch schmerzlich zucken, der Verstand sprach: Nein! — Durch unsere Hülfe konnten wir Nichts besser machen. Wir konnten nur dazu beitragen, die auf Italien, die auf unseren deutschen Brüdern in Oesterreich, die auf uns selbst lastenden Uebel zu verewigen. Ist nicht die habsburgische Politik trotz des Verlustes der Lombardei noch stark genug aus dem Kampfe hervorgegangen, um sich jeder vernünftigen Reorganisation der deutschen Bundesverhältnisse hartnäckig zu widersetzen? Die Lection war leider noch nicht stark genug, um die österreichische Regierung auf den rechten Weg zu leiten, und die Hauptschuld daran trägt Deutschland. Deutschland mußte zu Oesterreich sagen: „Verlaß die falsche Bahn, die Du be-

treten; lockere freiwillig die Bande, womit Du so grundverschiedene Völkerschaften zu unnatürlicher Einheit verbunden hältst; Dein Heil ist in einer vernünftigen Föderation, welche Deinen Völkern eine gesunde Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeit gestattet. Dagegen schreiten wir, nach Abstammung, Sprache, Bildung und Sitten ein Volk, nunmehr von Gott und Rechts wegen zu größerer Einheit fort; und wenn Du die empfangene Lehre nutzest und unseren billigen Forderungen gerecht wirst, so kann Dir an dem verjüngten Deutschland eine Stütze erstehen, welche Dir längere Dauer verheißt als Deine chimärische Einheit!" — Und damit es nicht bei Worten bleibe, mußte sofort zur That geschritten werden. Preußen als der größte vorherrschend deutsche Staat mußte sich unverzüglich der militärischen Oberleitung Deutschlands thatsächlich bemächtigen, indem es durch Berufung eines deutschen Volkshauses dem drohenden Bürgerkriege mit den Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten die Spitze abbrach. Diesem Volkshause mußte ein bündiges Programm vorgelegt werden, etwa in folgenden Zügen: „die deutsche Nation nimmt Akt von der uneigennützigen Betheuerung der französischen Regierung, keinen Zoll breit italienischen Bodens erobern und die deutschen Grenzen achten zu wollen. Bewaffnete Neutralität, so lange der Krieg sich in diesen Grenzen bewegt." — Damit wurden die Sympathien der Italiener gewonnen, Frankreich nicht verletzt und die deutsche Nation aus dem Zustande ängstlicher Zerfahrenheit zu Haltung und Zuversicht gebracht. Wer wollte, wer konnte da Etwas drein reden? Oesterreich und Frankreich paralysirten sich gegenseitig auf den Schlachtfeldern der Lombardei. Ja in Paris legte man Preußen die Befolgung einer solchen Politik, wodurch Frank-

reich ja den Rücken am Rheine frei bekommen hätte, sogar offiziös nahe. Entsetzt Euch nur nicht vor dieser „unedlen Complicität mit dem Erbfeinde!“ Mit Eurer Gefühlspolitik kommen wir nie aus dem alten Sumpfe heraus. Dem alten Fritz stand in Oesterreich ein 24jähriges hülfloses Weib entgegen; aber er ließ sich durch keinen Edelmuth von Demjenigen, was er als ersprießlich erkannt hatte, abhalten, und wußte die Kämpfe der Habsburger und Bourbonen zur Befestigung und Erweiterung des preußischen Staates trefflich auszunützen. Wenn er dafür später im siebenjährigen Kriege auch die ganze Macht Frankreichs auf den Hals bekam, so war dies nur dadurch möglich, daß der französische Hof den traditionellen Faden der großen Politik eines Richelieu und Mazarin gänzlich verloren hatte, um den thörichten Einflüssen einer gereizten Maitresse zu verfallen. — Rußland begünstigte den Schlag, welchen Frankreich in Italien führte; es gönnte Oesterreich die drohende Schlappe, um sich für dessen feindliche Haltung im Krimkriege zu rächen. Am Allerwenigsten aber konnte es England, welchem Preußen durch Familienbande sowie durch die Sympathien der beiderseitigen Völker zu einem schätzbaren Continentalverbündeten heranreift, einfallen, sich in unsere inneren Angelegenheiten störend zu mischen! —

Statt diesen durch den logischen und historischen Zusammenhang der Thatsachen sowie durch die eigene Politik klar vorgezeichneten Weg zu verfolgen, ließ Preußen den günstigen Augenblick zur Einigung Deutschlands noch einmal vorübergehen, und ward durch seine unsichere, schwankende, zweideutige Politik der Haupturheber des Friedens von Villafranka, der schon in seiner Geburt einen neuen Krieg im Schooße trägt. Wem galt die preußische Mobi-

liſirung? — Oeſterreich witterte darin deutſche Hegemoniegelüſte, Frankreich ſah ſeinen Rücken am Rhein bedroht. So ſchloßen die beiden ſich gleichbedroht glaubenden Gegner alſo lieber Frieden und ließen den preußiſchen Schlag als nutzloſe Kraftvergeudung ins Waſſer fallen. Hierdurch iſt das Anſehen der preußiſchen Regierung im In- und Auslande ſicher nicht vermehrt worden. Ferner hat man ſich dadurch Frankreich entfremdet, ohne Oeſterreich zu gewinnen. Oeſterreich behauptet, trotz der empfangenen Lehre, in der Frage der deutſchen Einheit noch weſentlich denſelben Standpunkt wie früher. Mit welchem Uebermuthe würde es nicht erſt jeder nationalen deutſchen Bewegung entgegentreten, wenn es ungeſchwächt als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen wäre? Wie die Wiener miniſteriellen Federn nach der ruſſiſchen Intervention in Ungarn auseinanderſetzten, daß die öſterreichiſche Armee dieſer Hülfe eigentlich gar nicht bedurft hätte, ſondern mit den Magyaren auch allein fertig geworden wäre, — eben ſo würde man auch jetzt unwiderleglich beweiſen, daß die Hülfe Deutſchlands ganz überflüſſig geweſen ſei. Unter allen Umſtänden würde es die habsburgiſche Politik nicht mehr koſten, die Welt durch ihre Undankbarkeit gegen Deutſchland in Staunen zu ſetzen, als es ſie nach dem ungariſchen Kampfe gekoſtet hat, daſſelbe durch ihre Undankbarkeit gegen Rußland zu thun. — Das Schlimmſte aber iſt, daß Preußen durch ſeine halbe, unſichere und zweideutige Politik die ganze Welt mit Halbheit, Unſicherheit und Zweideutigkeit geſchlagen hat. Ganz abgeſehen von den ſchwankenden Zuſtänden Centralitaliens iſt es offenbar, daß die italieniſche Nationalpartei die erſte günſtige Gelegenheit ergreifen wird, das Venetianiſche hinzuzugewinnen, während Oeſterreich ſich ſicher kein Gewiſſen daraus machen würde, die ihm

durch Gewalt entrissene Lombardei durch Gewalt zurückzugewinnen. Man hat gesagt, die Mincio-Linie sei Deutschland zum Schutze seiner Südgrenze unentbehrlich. Dies ist, beiläufig bemerkt, nicht wahr. Erst seit 1814 ist Oesterreich in den vollen Besitz der Mincio-Linie gelangt. Konnten wir in der Vergangenheit ohne diesen Besitz ruhig schlafen, so können wir es wohl auch in Zukunft. Der natürliche Schutzwall unserer Südgrenze sind die Alpen vom Isonzo an bis zum Stilfser Joch, deren sämmtliche Pässe sich in unseren Händen befinden, und von Oben nach Westen gerechnet stets tiefer in das Herz des Po-Bassins hineinführen. Aus dem Innthale gelangen wir über den Brenner- und Finstermünz-Paß ins Etsch-Thal und aus diesem einerseits direkt nach Verona, andererseits über das Stilfser Joch und durch das Veltlin nach Mailand. Das ist Alles, was wir zu unserer Sicherheit nach dieser Seite hin brauchen und billig verlangen können. Durch den Besitz der Mincio-Linie schneiden wir den Leib Oberitaliens in zwei zuckende Hälften und vereiteln dessen Recht auf nationale Existenz. Mit demselben, ja mit größerem Rechte könnte Frankreich den Rhein verlangen zum Schutze seiner schwachen Nordgrenze, durch deren ohnmächtigen Festungsgürtel der Feind wiederholt nach Paris vorgedrungen ist. Dasselbe Recht hätten die Dänen auf die Eider und Friedrichsstadt. Wenn auf Prinzipien, Nationalität und den Willen der Bevölkerungen denn gar Nichts mehr ankommt, so ist es auch ganz gleichgültig, ob am Rheine und an der Eider Deutsche wohnen oder nicht. Fühlte nicht Jedermann aus der Annäherung zwischen Oesterreich und Frankreich nach dem Frieden von Villafranca eine wenn auch noch so leise Tendenz Frankreichs nach dem Rheine heraus, welcher im Osten die Tendenz Oesterreichs nach

den Donaufürſtenthümern entſpricht? Es wäre nicht das erſte Mal, daß Oeſterreich in die Ablöſung deutſcher Provinzen willigte, um dagegen fremde Länder für ſich zu erwerben. In dem auf den polniſchen Erbfolgekrieg gefolgten Wiener Frieden trat Oeſterreich das deutſche Reichsland Lothringen, das Stammland ſeiner eignen Dynaſtie, gegen den precären Beſitz von Toscana, Parma und Piacenza ab; und in den geheimen Artikeln des Friedens von Campoformio geſtand es Napoleon I. die Erwerbung des linken Rheinufers zu, um ſeinerſeits Venedig, Iſtrien und Dalmatien zu gewinnen. Zwar hat die jüngſte Annäherung zwiſchen Frankreich und Oeſterreich in der Breslauer Zuſammenkunft des Prinz-Regenten von Preußen mit dem Kaiſer Alexander von Rußland alsbald eine ſtille Entgegnung gefunden, indem Preußen natürlich die Rheinprovinzen lieber zu behalten und Rußland die orientaliſche Frage nicht gerade zu Gunſten Oeſterreichs wiederaufgegriffen zu ſehen wünſcht. Aber daß ſolche Tendenzen und Gegentendenzen die Welt auch nur eine Zeit lang beſchäftigen konnten, beweiſt bereits eine ungeſunde Verſchiebung der Verhältniſſe. Hoffentlich hat dies den preußiſchen Mincio-Rittern die Augen geöffnet und für die Zukunft die Luſt benommen, ſiegreiche Armeen auf dem Wege nach der Adria noch einmal aufzuhalten und zu ſich an den Rhein einzuladen, eine Einladung, welche Oeſterreich natürlich ſtets auf das Wärmſte bevorworten wird.

Indem ich dieſes niederſchreibe, bin ich mir vollſtändig bewußt, daß ich nicht auf dem Boden des Jahres 1848 ſtehe! Der Einzelne iſt wohl Herr ſeiner Ueberzeugungen und Geſinnungen, nicht aber des thatſächlichen Bodens, auf dem er ſich bewegt. Dieſer letztere wird ihm durch die Entwicklung der Ereigniſſe, welche ſtärker ſind als er,

fort und fort unterbreitet. Meine Ueberzeugungen und Gesinnungen über das würdigste Ziel menschlichen Strebens, Freiheit und Selbstherrschaft durch innere Bildung, für die Völker so gut wie für den Einzelnen, haben sich nicht im Mindesten geändert. Heute wie damals erscheint mir die Republik als ein höherer und schönerer Ausdruck menschlichen Zusammenlebens als die Monarchie. Aber ich müßte mir die Augen verschließen, wollte ich nicht sehen, daß die Bedingungen politischer Wirksamkeit heute ganz andere sind als im Jahre 1848. Damals wehte der Hauch der Volksherrlichkeit durch ganz Europa und so verlangten auch wir an die Stelle des überwältigten Bundestages eine republikanische Spitze. Waren doch die deutschen Einheitsbestrebungen aus einer siegreichen **Volksbewegung** hervorgegangen. Diese hatte zwar die fürstlichen Zweige verschont. Aber die Krone des Baumes schießt nicht aus den Zweigen, sondern aus der Wurzel empor. — Die thatsächlichen Voraussetzungen von Heute sind dagegen ganz andere, für Europa, für Deutschland insbesondere und speziell für Preußen. Die inoffensive französische Republik ist einem thatkräftigen Imperialismus erlegen, welcher nun schon die zweite Bresche in das morsche System des alten europäischen Gleichgewichts hineingeschossen hat. Die Revolution hat sich in der Tiefe consolidirt und zu einem Ringen zwischen den constituirten Gewalten nach neuen Territorialgestaltungen erhoben. Da ist es wohl erlaubt, vor Allem daran zu denken, wie in dem erschütterten Staatensysteme Europas der Rang und Einfluß deutscher Nation am Besten zu wahren sei, und es mag selbst deutschen Republikanern nicht übel anstehen, wenn sie ihren Radikalismus nach Innen etwas beschränken, um die Kraft nach Außen nicht zu sehr zu beeinträchtigen. —

In Deutſchland ſelbſt iſt auf den kurzen Traum theoretiſcher Volksſouveränetät eine zehnjährige Wirklichkeit praktiſcher Fürſtenſouveränetät getreten, welche überall ohne Unterbrechung ihren reactionären Lauf vollbracht hat. Nur Preußen hat auf dieſem abſchüſſigen Wege aus freiem Antriebe Halt gemacht, ja eine leiſe Umkehr begonnen. Es wäre thöricht, hieraus auf eine romantiſche Liebe zur Freiheit ſchließen zu wollen. Aber auch bei einem wohlverſtandenen dynaſtiſchen Intereſſe geht die Volksfreiheit nicht leer aus, und immerhin bleibt ein ſolches Einſichtnehmen weit würdiger und erfreulicher, als die hartnäckige Verblendung, welche nur demüthigender Gewalt weicht, ohne ſich innerlich umzugeſtalten. Dieſe beiden Thatſachen, der bedrohliche Imperialismus Frankreichs und die freie Umkehr Preußens zum Beſſern üben auf die gegenwärtige Stimmung Deutſchlands den weſentlichſten Einfluß aus und thun der Revolution entſchiedenen Abbruch.

Ich hoffe, daß Niemand dieſes offene Bekenntniß als aus unlauterer Quelle fließend betrachten werde. Die preußiſche Regierung hat Nichts, was mich verlocken könnte. Eine Amneſtie kann man nach 10 Jahren, nachdem man ſich einen neuen Lebensweg gebrochen, füglich entbehren. Ja ich würde mich durch eine ſolche in meiner Empfindung nicht einmal zu irgend einer Art von Dank verpflichtet erachten. Ich weiß recht gut, daß die Revolution kein Rechtsverlauf war. Aber die Reaktion, welche feierliche Rechtszugeſtändniſſe gewaltſam wieder über den Haufen warf, war auch kein Rechtsverlauf, und wenn wir nach dem letzten Grunde von Alledem, von Revolution und Reaktion fragen, ſo kommen wir immer wieder auf fürſtliches Unrecht zurück, auf die Nichterfüllung feierlicher Verſprechungen, welche man vor einem halben Jahrhundert

einem hochherzigen Volke gemacht hatte, das auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Belle-Alliance für seine angestammten Fürstenhäuser sein Herzblut vergoß.

Auch bin ich weit entfernt, die jüngsten preußischen Wandlungen zu überschätzen. Wer einmal mitten im Völkerfrühlinge gestanden, wem einmal der Pulsschlag der Volksherrlichkeit durch die Adern geflogen ist, der kann selbstredend an den gegenwärtigen preußischen Zuständen keine reine Befriedigung empfinden. Abgesehen davon, daß in fast allen maßgebenden Aemtern sich noch die Anhänger des Manteuffel-Westphalen'schen Regimentes befinden, ist auch das Ganze am Ende doch bloß eine constitutionelle Regierung mit absolutistischem Vorbehalt. Ein Staat, in welchem die vorhandene Freiheit mehr auf einer milden Praxis als auf festeingelebten Rechtszuständen beruht, ohne Ministerverantwortlichkeit, mit einer Armee, welche auf die Verfassung nicht vereidigt ist, vielmehr dem Könige und nicht dem Lande gehört, in welchem die Landesvertretung des Rechtes der Steuerverweigerung entbehrt, ein solcher Staat kann durch den geringsten Ansichten- oder Personen-Wechsel in entscheidender Sphäre über Nacht wieder in die Bahnen des absoluten Polizeiregimentes zurückgeschleudert werden. Und wären die vorhandenen Freiheiten auch gesicherter als sie wirklich sind, so erscheint doch auch deren Maß als ein gar zu bescheidenes. Zu hohen Kautionen gesellt sich ein drückender Zeitungsstempel. Während die ganze gebildete Welt sich auf dem Wege der Wahlreform mehr und mehr dem allgemeinen Stimmrechte nähert, besteht in Preußen ein Wahlgesetz, mittelst dessen, selbst abgesehen von dem Hemmschuh des Herrenhauses, die berechtigten Ansprüche der großen Mehrheit durch eine privilegirte Minderheit im Keime systematisch erstickt werden. Was ist

aus dem freien Vereins- und Verſammlungsrechte, was aus den Geſchwornen für politiſche Vergehen, was aus ſo vielen anderen Freiheiten geworden, welche das deutſche Volk ſchon vor zwölf Jahren erobert zu haben glaubte? Da liegen gerade die „Grundrechte des deutſchen Volkes“ vor mir, wie ſie aus den Berathungen des ſeligen Parlamentes hervorgegangen ſind. Wie Einem das hell und volksmündig aus jedem Paragraphen entgegenklingt! — Freiheit der Preſſe ohne Konceſſion, Kaution, Stempel- und Poſtbeſchränkung, freies Vereins- und Verſammlungsrecht, unbedingte Glaubens- und Bekenntnißfreiheit, allgemeines direktes Wahlrecht mit geheimer Abſtimmung, allgemeine Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, Unverletzlichkeit der Perſon und Wohnung, es ſei denn kraft richterlichen Befehls, Gewährleiſtung des Briefgeheimniſſes, Abſchaffung der Todesſtrafe und körperlichen Züchtigung, Schwurgerichte für alle politiſchen Vergehen, gerechte Beſteuerung, Selbſtverwaltung der Gemeinden, — und das Alles bei Verantwortlichkeit der Miniſter, Verpflichtung auf die Reichsverfaſſung im Fahneneid, Steuerverweigerungsrecht der Volksvertretung und bloßem Suspenſiv-Veto des Reichsoberhauptes! — Und doch beſtand die Mehrheit dieſer Verſammlung nicht etwa aus jugendlichen Hitzköpfen, ſondern aus gereiften konſervativen Männern, den hervorragendſten aus allen Zweigen des Wiſſens, welche gerade durch ihre übertriebene Schonung des Beſtehenden das Schiff der Revolution zum Scheitern brachten. Wahrlich! es thut Noth, das deutſche Volk von Zeit zu Zeit an dieſes Vermächtniß ſeines erſten Parlamentes zu erinnern, damit es das ganze Maß der Reaktion erkenne, welche in dem verfloſſenen Decennium über es gekommen iſt.

Dies soll uns jedoch nicht zur Ungerechtigkeit gegen diejenigen verleiten, welche die gegenwärtigen Bedingungen politischer Wirksamkeit zum Ausgangspunkte redlichen Strebens nehmen, und um mit den Füßen auf dem Boden zu bleiben, das Haupt nicht zu hoch erheben dürfen. Ich denke dabei hauptsächlich an den zu Eisenach gegründeten, aus der freien Reichsstadt Frankfurt vertriebenen und nunmehr in Koburg ansässigen nationalen Verein. Welche formelle Aenderung auch dessen ursprüngliches Programm erlitten haben mag, so bleibt doch unverkennbar, daß die eigentliche Tendenz desselben dahin geht, das Ziel der deutschen Einheit durch den Einfluß und die Kraft des preußischen Staates zu erreichen. In der That empfiehlt sich Preußen hierzu als der größte vorherrschend deutsche Staat, als der protestantische Hort der religiösen Aufklärung, in welchem die Katholiken gleichwohl oder ebendeshalb gleicher Rechte genießen, als Gründer des Zollvereines und Vorfechter der Zollermäßigungen, als die Heimath eines jungen, aber doch nicht hoffnungslosen Verfassungslebens; kurz nach seiner ganzen historischen Anlage, kraft deren es immer mehr in Deutschland hineingewachsen ist, während Oesterreich immer mehr aus Deutschland hinauswuchs. Angenehmer wäre es allerdings, wenn das Ziel der deutschen Einheit durch die bloße Kraft des deutschen Volkes, ohne allen Beigeschmack spezifischen Preußenthums und dynastischer Interessen erreicht werden könnte. Aber einerseits hat dieser Beigeschmack durch die jüngsten Wandlungen Preußens an unangenehmer Schärfe verloren, und andererseits ist es offenbar, daß eine aus der Tiefe des Volksschooßes ungeordnet hervorgehende Initiative weit größere Anstrengungen und Opfer erfordern würde als der Anschluß an den immerhin respektabeln Kern der geordneten

preußischen Macht. So lange der Wille und die Kraft zu einer solchen Initiative sich nirgends offenbaren, ist und bleibt der Anschluß an Preußen der empfehlenswertheste Weg. Oesterreichs Einfluß in Deutschland verstärken, hieße uns immer weiter von dem Ziele unserer Einheit und Freiheit abführen. Erfahrung und Natur der Dinge sprechen in dieser Hinsicht so laut, daß jede Beweisführung überflüssig. Eine Uebertragung der Bundesgewalt auf Preußen und Oesterreich mit bloßer Niederschlagung des Partikularismus der Mittel- und Kleinstaaten brächte uns nicht vom Flecke. Denn die lähmende Einsprache dieser Letzteren machte sich doch immer nur unter österreichischer oder preußischer Aegide fühlbar. Der wahre Quell der deutschen Ohnmacht war stets der Dualismus der beiden Großstaaten. Dieser muß versöhnt oder aufgehoben werden, und da die Versöhnung in das Gebiet der frommen Wünsche gehört, so bleibt Nichts übrig als die Aufhebung. Noch heilloser als der Dualismus ist das wieder aufgetauchte Projekt, den in seiner Isolirung minder gefährlichen Partikularismus der Mittel- und Kleinstaaten in sich zu centralisiren und als besondere dritte deutsche Macht den beiden Großstaaten ebenbürtig zur Seite zu stellen. Das hieße die deutsche Einheit, statt nach zwei, nach drei Seiten kräftig auseinanderzerren, dem Auslande den Rheinbund im Voraus organisiren und die deutsche Ohnmacht auf eine zwar minder mannichfaltige, aber dafür um so kräftigere Basis stellen. Zum Glücke fehlen diesem Projekte alle inneren Bedingungen des Gelingens. Wer auf seine militairische Selbstständigkeit und sein diplomatisches Vertretungsrecht nicht zu Gunsten Preußens verzichten will, wird es noch viel weniger zu Gunsten Baierns oder irgend einer alternirenden Afterschöpfung thun; und

der kleinſte deutſche Fürſt hat unſere vollſte Sympathie, wenn er die verlangten Opfer nur zu Gunſten einer wirklichen Machtvergrößerung des deutſchen Vaterlandes bringen will.

Iſt aber zu erwarten, daß die preußiſche Regierung jemals den auf ſie geſetzten Hoffnungen entſprechen werde? — Dazu würde weſentlich Zweierlei gehören. Billiger und ſchöner Weiſe müßte Preußen erſt das Herz der ihm zugedachten Braut gewinnen, was nur dadurch geſchehen kann, daß es den Weg des Fortſchrittes in allen Richtungen entſchieden nnd muthig verfolgt. „Es wird kein Haupt über Deutſchland leuchten, was nicht mit einem vollen Tropfen demokratiſchen Oeles geſalbt iſt!“ So ſprach prophetiſcher Weiſe der ſchwäbiſche Dichtergreis und dieſe Prophezeihung wird ſich erwahren. Aber damit iſt's nicht genug. Es muß auch männlichen Muthes der Kampf mit dem Drachen beſtanden werden, mit dem vielköpfigen, der die edle Germania bewacht und verhindert, ihre Herzenswünſche zu offenbaren. Dieſer Kampf kann wohl im Schooße des Bundestages eröffnet werden, aber ausgefochten werden kann er darin nicht. Wer auch nur eine oberflächliche Kenntniß des Stimmverhältniſſes und der übrigen Beſtimmungen der deutſchen Bundesakte hat, der weiß, daß dieſelbe eine uneinnehmbare Burg des Partikularismus bleibt, ſo lange die Angreifer den Rechtsboden nicht verlaſſen. — Bisher hat Preußen noch nicht einmal im Bundestage irgend einen Antrag von entſchiedenem Belange geſtellt, und ich geſtehe offen, daß ich nicht abſehe, woher der Wille und das Selbſtvertrauen zu noch höheren Leiſtungen kommen ſoll. Aber es läßt ſich nicht Alles vorausſehen und die Dinge ſind oft ſtärker als die Perſonen. — Es iſt nun etwa fünf Jahre

her, daß ich in Nizza und Genua mit italienischen Demokraten zu verkehren Gelegenheit hatte. Wir sprachen oft über die Aehnlichkeit der Stellung Preußens und Piemonts zur Frage der deutschen und italienischen Einheit. Keiner setzte damals irgend eine positive Hoffnung in den Turiner Hof. Daß derselbe bereit sei, sich die gebratenen Tauben gelegentlich in den Mund fliegen zu lassen, darüber herrschte wohl kein Zweifel; aber daß derselbe sich je zu kräftiger That ermannen werde, daran glaubte auch nicht Einer. Seitdem sind kaum fünf Jahre verflossen und schon ist ein großer Schritt auf dem Wege zur Erringung der italienischen Einheit muthig und siegreich zurückgelegt. So werden auch in Deutschland die Umstände das Meiste thun müssen, um uns der ersehnten Einheit des Vaterlandes entgegenzuführen. Preußen hat in dem kurzen Laufe eines Decenniums bereits zwei große Gelegenheiten versäumt. Einmal im Jahre 1849, als das deutsche Parlament im Namen der deutschen Nation dem preußischen Staatsoberhaupte die deutsche Kaiserkrone antrug und 29, sage neunundzwanzig deutsche Souveraine, dem einmüthigen Drängen ihrer Unterthanen weichend, ihre Zustimmung dazu erklärten; — und dann jetzt kürzlich vor dem Frieden von Villafranka, wie Jedermann noch frisch im Gedächtnisse trägt. Nach diesen Versäumnissen zu urtheilen, müssen, scheint es, die Umstände nicht bloß einladend, sondern gebieterisch werden. Aber auch das könnte ja wohl eines Tages geschehen.

Wie wenn nach ein paar Jahren des Friedens und der materiellen Prosperität, wann an der Seine ein Aderlaß wieder zulässig, ja rathsam erschiene und die diplomatischen Konstellationen sich wieder als günstig erzeigten; wie wenn alsdann der Rückschlag vom Mincio an den Rhein wirklich erfolgte? — Während des italienischen Krieges

hatte Oeſterreich vollauf zu thun, Preußen die Hände frei. Bei einem Kriege am Rhein hätte Preußen vollauf zu thun, Oeſterreich die Hände frei. Wie wenn man alsdann in Wien ſagte: „Du haſt mich zur Zeit im Stiche gelaſſen und die zu meinen Gunſten lautgewordenen Sympathien Deutſchlands neutraliſirt. Du kannſt Dich nicht beklagen, wenn ich Dir mit gleicher Münze heimzahle.“ Es fällt mir nicht ein, die Pflichten Deutſchlands gegen ein Stück von ſeinem eigenen Leibe auf eine Linie zu ſtellen mit den Anforderungen Oeſterreichs zur Aufrechthaltung ſeiner drückenden Herrſchaft über eine fremde Nation. Aber vom öſterreichiſchen Standpunkte aus ſtehen die Intereſſen des öſterreichiſchen Geſammtſtaates denen Deutſchlands voran. Wie wenn nun das öſterreichiſche Streben nach Iſolirung Preußens an manchen deutſchen Höfen eine günſtige Aufnahme fände, wäre dann nicht Preußen in der Lage, ſeinen Reſpekt vor der Legitimität bei Seite zu ſetzen und ſich direkt an die Sympathie des deutſchen Volkes zu wenden? Ja noch Mehr, wäre es dann nicht zweckmäßig, daß Italien zu Gunſten Preußens eine Diverſion gegen Oeſterreich machte und das mit fremder Hülfe begonnene Werk diesmal ſelbſtſtändig fortſetzte, indem es den Mincio überſchritte und nach der Adria vordränge? Das ſind bloß Hypotheſen; aber gewiß iſt, daß Preußen nicht das geringſte Intereſſe hat, ſich für die Legitimität der italieniſchen Fürſten zu erhitzen, welche ihre Throne durch das Mißkennen der Intereſſen ihrer Völker verſcherzt haben. Vielmehr hat Preußen wie Deutſchland das entſchiedenſte Intereſſe, daß ſich auf den Trümmern dieſer Legitimität ein ſtarkes Italien erhebe, welches eine ſelbſtſtändige, von Oeſterreich und Frankreich gleich unabhängige Politik zu verfolgen im Stande ſei. Ueberhaupt geht's mit derjenigen

Legitimität, welche ſich vorzugsweiſe auf fürſtliche Geſchlechtsregiſter ſtützt, unfehlbar zur Neige. Die wahre Legitimität zieht ihre Kraft nicht aus todten Geſchlechtsregiſtern, ſondern aus der lebendigen Erkenntniß und Befriedigung der Intereſſen der Völker. Dieſe Intereſſen haben durch den Dampf, die Elektricität, den Induſtrialismus, die vermehrte Berührung der Nationen, den erleichterten Austauſch ihrer Ideen eine ausnehmende Wucht bekommen. Die ſtolzeſten Pergamente ſind vor dieſer Wucht nicht Mehr, als das dürre Laub, welches noch eben den Schmuck des Waldes bildete, und über welches jetzt ſchon die Lokomotive mit nachraſſelndem Güterzug ſauſend dahinfährt.

Preußen kann ſich nur dann als Großmacht erhalten und fortentwickeln, wenn es durch inneres Leben erſetzt, was ihm an äußerer Ausdehnung fehlt, wenn es den Volksgeiſt verjüngend und kräftigend in Verfaſſung, Verwaltung und Armee einſtrömen läßt. Der alten Deviſe: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten" muß es gänzlich entſagen. Gegen die revolutionaire Romantik des Jahres 1848 mochte dieſelbe ausreichen. Aber gegen den demokratiſchen Geiſt der franzöſiſchen Armee würde man blutwenig damit ausrichten. Dieſe Armee kennt keine Parademärſche und keinen Gamaſchendienſt, der Einzelne bewegt ſich in ihr frei und ungezwungen, nicht wie Einer, der einen Ladſtock verſchluckt hat; der Soldat iſt ein Menſch nicht eine Maſchine; Vorgeſetzte und Untergebene ſind ſich ſchon in Friedenszeiten menſchlich nahe, der Untergebene redet ſeinen General einfach mit den Worten an: „Mon général!" nicht aber mit „Excellenz" und entfremdendem Titelwuſt; die Geltung des Offiziers im bürgerlichen Leben beſtimmt ſich nur durch ſeinen Werth als Menſch, nicht aber durch die Uniform, die er in Geſell-

ſchaften gar nicht trägt, es ſei denn bei offiziellem Anlaß; nicht bloß der feineren Erziehung und wiſſenſchaftlichen Bildung, ſondern auch dem robuſten Volkselemente und natürlichen Genie iſt der Weg zu den Offizierſtellen geöffnet, jeder Soldat trägt den Marſchallsſtab in ſeinem Tornißter; kurz, die franzöſiſche Armee hat, trotz der beſchränkten Wehrpflicht und des geſtatteten Loskaufs, den demokratiſchen Geiſt der franzöſiſchen Geſellſchaft und dieſer Geiſt iſt es, welcher ihr über die herrlichſten Kriegsheere alten Styles eine entſchiedene Ueberlegenheit giebt. Iſt doch der mit Recht gefürchtete Zouave — der Batterienſtürmer — nach Herkunft und Sinnesart, ja bis auf ſeine militairiſche Tracht, nichts Anderes als ein disciplinirter Sanskulotte! — Laßt den Geiſt der Nation auch in die deutſchen Armeen einſtrömen, auf daß er Leben, Selbſtbewußtſein, Kraft und Wärme in ihnen erzeuge; verbannt den Standeshochmuth, der die Herzen erkältet und entfremdet; rottet den quäleriſchen Gamaſchendienſt mit der Wurzel aus; übet ſtatt Parademarſch Scheibenſchießen und Felddienſt; verbannt das natürliche Talent, dem die Mittel zu feinerer Ausbildung fehlten, nicht zu ewiger Inferiorität, — und Ihr werdet eine der franzöſiſchen ebenbürtige Armee gewinnen. Der germaniſche Muskel und Nerv iſt, Gott ſei Dank! nicht ſchlechter als der romaniſche, und was dem deutſchen Blute an Ungeſtüm fehlt, das erſetzt es durch ſolide Ausdauer und herzhaften Nachdruck. — Habt Ihr aber lieber königliche Armeen gegenüber dem eigenen Volke als nationale gegenüber dem Feinde; vermögt Ihr die feſtige Kluft zwiſchen Vorgeſetzten und Untergebenen nicht auszufüllen, welche im Felde doch ſo verderblich iſt; wollt Ihr mit dem alten Zopfe dem Fortſchritte die Stirne bieten, welche das Jahrhundert an der

Hand der Freiheit gemacht hat; dann wird wohl das deutsche Volk erst durch eine tiefe Schule des Unglücks und Elends hindurchgehen müssen, um sich dann aus ureigener Kraft selbst wiederzugebären. Dann aber wird die deutsche Einheit nicht in Eurem Sinne ausfallen. **Denn ein Volk, welches sich selbst retten muß, kann sich auch selbst huldigen.**

Zum Schluß noch ein paar Worte über unser Verhältniß zu Oesterreich. Wir wollen heute ebensowenig ein Kleindeutschland als im Jahre 1848. Aber auch in dieser Hinsicht kann man sich dem veränderten thatsächlichen Boden nicht entziehen, wenn man sich praktisch und nicht bloß theoretisch bethätigen will. Nur kraft der Wiener Märzrevolution saßen die Vertreter unserer deutsch-österreichischen Brüder im deutschen Parlamente. Als diese Revolution in den Oktobertagen ins Gedränge kam, da fühlte die demokratische Partei in ganz Deutschland, daß mit dem siegreichen Einzuge der Reaktion in Wien die deutsch-österreichischen Lande dem zu gründenden deutschen Bundesstaate verloren gehen würden. Vergeblich drängte die Frankfurter Linke zu einem Aufgebote von Reichstruppen zum Schutze Wiens gegen die anziehenden Kroaten und Panduren. Von der Majorität immer wieder zurückgeschleudert, entsendete sie eine Deputation von Dreien ihrer Mitglieder, darunter Robert Blum, nach Wien, um dem dortigen Volke wenigstens ihre moralische Unterstützung angedeihen zu lassen. Vergebens beschloß die Berliner Versammlung mit entschiedener Majorität, den damaligen Kriegsminister v. Pfuel an der Spitze, daß die gesammte preußische Wehrmacht der deutschen Reichsgewalt zum Schutze Wiens zur Verfügung gestellt werden solle. Die Frankfurter Majorität blieb verstockt, Wien fiel, Robert Blum

ward erschossen, und als man zum Abschlusse der Verfassung kam, waren die österreichischen Provinzen im deutschen Reiche gar nicht mehr gegenwärtig. Trotzdem wurde daran fest gehalten, daß es „das ganze Deutschland sein solle.“ Der § 1 der Reichsverfassung begriff die deutsch-österreichischen Lande in das Reichsgebiet mit ein; die deutsche Reichsgewalt überkam also von Hause aus grundgesetzlich die Verpflichtung, dieselben dem deutschen Reichsgebiete gelegentlich wiedereinzuverleiben. Anders die Gothaer Reichsverfassung. Nach dieser sollte das deutsche Reich aus denjenigen Staaten bestehen, welche die neue Reichsverfassung anerkannt hätten. Die Festsetzung des Verhältnisses Oesterreichs zum Reiche blieb gegenseitiger Verständigung vorbehalten. Nach der Frankfurter Reichsverfassung war Kleindeutschland nur ein Provisorium, welches die Verpflichtung hatte, sich zu Großdeutschland auszudehnen, wogegen die Gothaer Reichsverfassung diese Ausdehnung von dem freien Willen Oesterreichs abhängig machte. Die Eisenacher halten sich über diesen Punkt im Allgemeinen; es ist daher wohl anzunehmen, daß ihnen ein Verzicht auf die deutsch-österreichischen Lande nicht in den Sinn gekommen sei.

Jede Neugestaltung Deutschlands ohne thatsächlichen Inbegriff der deutsch-österreichischen Lande muß in der Geburt die entschiedene Tendenz in sich aufnehmen, sich baldmöglichst zum ganzen Deutschland zu erweitern. Um zu diesem Ziele zu gelangen, muß es von Hause aus grundsätzlich deutsche Politik sein, so lange auf die Lockerung des österreichischen Einheitsstaates hinzuwirken, bis die deutsch-österreichischen Provinzen ungehindert am deutschen Bundesstaate Theil zu nehmen vermögen. Oesterreich muß sich vom Einheitsstaate zur bloßen Föderation

rückbilden, oder es wird durch den Gegendruck der zusammengepreßten Nationen nach und nach auseinandergesprengt werden. Wir wissen recht gut, was die österreichische Ländermasse zu bedeuten hat, welche sich als Keil zwischen Rußland und die europäische Türkei nach dem schwarzen Meere hineintreibt. Zieht diesen Keil heraus, und die ganze Masse des Russenthums dringt, die Donau überschreitend, abwärts bis zum Archipel und adriatischen Meere. Aber erfüllt das habsburgische Regiment seinen natürlichen Beruf als Hüter der Donau und Grenzvogt Deutschlands im Osten? Wer der Wahrheit die Ehre geben will, muß hierauf mit einem entschiedenen Nein antworten. Einmal hintertreibt Oesterreich fortwährend die deutsche Einheit, welche das erste und wichtigste Erforderniß gegen ein gefährliches Vordringen Rußlands ist, und dem österreichischen Staate erst den rechten Nachdruck geben würde. Sodann zieht uns Oesterreich durch sein freiheitfeindliches System alle unter seinem Scepter begriffenen Nationen zu erbitterten Feinden groß, welche in entscheidender Stunde den Spieß umkehren und in die Brust des deutschen Unterdrückers stoßen werden. Endlich ruft es gelegentlich, wenn die unterdrückten Völker sich empören, die Russen selbst herbei. Und wenn dann die natürlichen Folgen solcher Hülfeleistung eintreten, wenn der Czar die Donaufürstenthümer vorwegnimmt und die Hand nach Constantinopel ausstreckt, dann müssen erst die Westmächte mit unendlichem Geld-, Zeit- und Menschen-Aufwande aus weiter Ferne herbeikommen, um dem gefährlichen Uebergriffe mit gutem Schwerte zu wehren, während der natürliche Grenzvogt nur eben mit der Scheide rasselt.

Freilich genügt es nicht, zu beweisen, daß der gegen-

wärtige österreichische Staat seine Aufgabe nicht erfüllt. Es fragt sich auch, wie diese Aufgabe erfüllt werden könne, wie ein dauerhaftes Gegengewicht gegen die Wucht des Russenthums hergestellt, wie die Pulsader des süddeutschen Verkehrs bis zum schwarzen Meere frei erhalten werden könne? Dies kann eben nur durch das Gegentheil der heutigen Zustände erreicht werden, indem der unnatürliche Einheitsstaat sich in eine natürliche Föderation auflöst, welche die deutsch-österreichischen Provinzen nicht verhindert, am deutschen Bundesstaate Theil zu nehmen, und welche sich an der Donau hauptsächlich auf Ungarn stützt, dem eine Anlehnung an die Civilisation des Westens und zunächst an ein kräftig geeinigtes Deutschland natürliches Bedürfniß ist. Die Ereignisse haben schon einmal in dieser Richtung eingeschnitten und den Weg der Zukunft deutlich bezeichnet. Wenn dieselben auch nicht zum Ziele führten, so ist doch ein solcher Fingerzeig nicht zu mißachten. Im Jahre 1848 entsendete der ungarische Reichstag, gleich nach Eröffnung des deutschen Parlamentes, zwei Abgeordnete an dasselbe, um sich mit ihm in direkte Beziehung zu setzen. Das deutsche Parlament nahm dieselben mit freudigem Zurufe auf und bewilligte ihnen Ehrensitze in seiner Versammlung. In den Augen der habsburgischen Politik freilich war diese direkte Annäherung ein großes Verbrechen. Ein freies Ungarn ohne Vermittlung der Wiener Hofkanzlei in freundschaftlicher Beziehung zu einem verjüngten Deutschland! Das sind drei Verbrechen in einem Athemzuge. Oesterreich will weder ein freies Ungarn, noch ein verjüngtes Deutschland, am Allerwenigsten aber eine Annäherung zwischen Beiden. Und doch wird sich auch hier erweisen, daß die Natur der Dinge stärker ist, als ein bloß dy-

naſtiſches Intereſſe. Ungarn, welches durch ſeinen kriegeriſchen Geiſt, ſeinen Reichstag und ſeine Communalfreiheiten ſeit Jahrhunderten die erſte Rolle an der Donau geſpielt hat, iſt der natürliche Kern der danubiſchen Konföderation, welche die ſlaviſchen Elemente dadurch an ſich feſſeln muß, daß ſie denſelben mehr Freiheit und Wohlſtand gewährt, als Rußland ihnen zu gewähren vermöchte. Warum wollen ſich die deutſchen Schweizer nicht mit Deutſchland, die franzöſiſchen nicht mit Frankreich, die italieniſchen nicht mit Italien vereinigen? — Weil ſie in der ſchweizeriſchen Konföderation einer Freiheit und eines Wohlſtandes genießen, deren ſie unter dem politiſchen Syſtem der Mutterländer verluſtig gehen würden. Die danubiſche Conföderation ſetze die ihr angehörenden Slaven in dieſelbe Lage, und dieſelben werden nicht verlangen, ruſſiſch zu werden. Auch die Moldo-Walachen, welche ſchon heute eine an die Civiliſation des Weſtens ſich anſchließende Entwicklung begonnen haben, gehören hinzu, und der bedenkliche Zuſtand des „kranken Mannes" eröffnet fernere Ausſichten. Eine ſolche an ein kräftig geeinigtes Deutſchland und den ganzen gebildeten Weſten ſich anlehnende Konföderation, in welcher der Entwicklung der verſchiedenen Nationalitäten ein vernünftiger Spielraum gelaſſen wäre, würde gegen die Uebergriffe Rußlands, für die Freiheit der Donau, die Fortpflanzung der Civiliſation, die Entwicklung des Wohlſtandes und den Frieden Europas größere Garantien gewähren, als der öſterreichiſche Einheitsſtaat, dieſe Großmacht erſten Ranges, welche jeden Augenblick auseinanderzuplatzen droht. Die unhaltbare faule Gegenwart muß aufgegeben, eine neue Bahn muß rüſtig beſchritten werden. Die Unterdrückung und Ausbeutung der Civiliſation muß aufhören, es muß

wirklich Kultur nach Osten und nicht Reaktion nach Westen getragen werden.

Die einzige solide Zukunft des österreichischen Staates liegt in der Bekehrung zu einem solchen Zustande der Dinge, welcher wenn nicht aus der bessern Einsicht der österreichischen Regierung, dann früher oder später aus den Trümmern der österreichischen Monarchie hervorgehen wird.

Paris, im Januar 1860.

Nachschrift.

Die Frage der Einverleibung Nizzas und Savoyens in das französische Kaiserreich habe ich aus dem einfachen Grunde nicht berührt, weil dieselbe erst aufgetaucht ist, nachdem obige Blätter längst geschrieben und zum Drucke abgeliefert waren.

Auch hier enthalte ich mich jeder Konjektural-Politik. Nur die Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß ich es als die heilloseste Folge der Annexionsfrage, ja als viel heilloser denn die Annexion selbst betrachten würde, wenn Preußen und Deutschland dadurch aus ihrer verheißenden Zukunftsstellung doch hinaus und in die Solidarität mit dem faulen österreichischen Staatsprinzip hinein getrieben würden.

Wenn Deutschland den „freien deutschen Rhein" nicht mit freien deutschen Kräften zu vertheidigen vermöchte, wenn dazu diejenigen Soldatenprocente unentbehrlich wären, welche Oesterreich aus so und so viel unterdrückten Nationen aushebt, dann wäre Deutschland den „freien deutschen Rhein" in Wahrheit nicht werth.

Paris, den 20. Februar 1860.

Der Verfasser.

Ein Brief aus Italien.

An den Verfasser des „Ruchhe nach Italia!“

Von

Moritz Hartmann.

Mein Freund!

Urſprünglich war es meine Abſicht mit dem erſten Schritte vom Simplon in die lombardiſche Ebene für Euch ein Tagebuch zu beginnen und es Tag für Tag während meiner ganzen Reiſe über den alt- und neuhiſtoriſchen Boden Ober- und Mittelitaliens fortzuſetzen; es ſo zu ſchreiben, wie man für Freunde ſchreibt, einfach, unparteiiſch, sine ira et studio, nicht öſterreichiſch, nicht italieniſch, nicht franzöſiſch, — wie ein geſchworener Zeuge, der nichts ſagt als die Wahrheit und die ganze Wahrheit. So hoffte ich zugleich ein Dokument zu Stande zu bringen, das vielleicht dereinſt, wie viele ſo entſtandene Schriften, dem Hiſtoriker als Zeugenſchaft dienen könnte und ich freute mich mit dieſem hohen Berufe eines Zeugen der Geſchichte, deſſen man ſich mit ſo kleiner Mühe, mit einigem guten Willen wahr zu ſein, bemächtigen kann. Der kleine Pepys, der Macaulay ſo große Dienſte geleiſtet, hat immer meinen Neid erregt. Aber es ſchreibt nicht jeder ein Tagebuch, der will. Dazu muß man ein Engländer ſein, der ſich auf ſeinem Iſolirſchemel von Inſel und in ſeiner beruhigten Freiheit gewöhnt hat, die ganze Welt als das objektivſte Objekt zu betrachten, oder ein ſechszehnjähriges Mädchen, das in Welt und Tagebuch nur ſich ſelbſt beſpiegelt, oder

ein Mann, dem es um Abschluß, Abrundung, Uebersicht, Gestaltung nicht zu thun ist, der sich mit einigen Anfängen begnügt, denn jeder Tag ist ein Anfang.

Auf dem Boden, der noch vom Kriege rauchte; in der neuen Geschichtsphase, die so viele neue Menschen auf die Bühne brachte; in den Uebergangszuständen, die so viele neue Verhältnisse, neue Gedanken und Gefühle, neue Anschauungsweisen und Fernsichten, neue Hoffnungen und Befürchtungen, Behagen und Mißbehagen hervorbrachten, sah sich der Neuangekommene bald von so mannichfachen Eindrücken bestürmt, daß er sich weder für den Augenblick fassen, noch an seine gestrige Anschauungsweise jenseits des Simplon erinnern konnte. Er gab sich hin, er ließ auf sich wirken, nolens volens, und mit dem Tagebuche hatte es am ersten Tage ein Ende und es ist ihm nur eine Rückerinnerung gestattet, nachdem er sich durch drei Monate umgethan und endlich im ruhevollen Florenz, zum Theil vielleicht mit Hülfe der ruhevollen Ewigkeit in den hiesigen Kunstwerken, zur Ruhe und Uebersicht gelangt ist.

Am Lago Maggiore trug Alles den Charakter der Ereignisse, die dieser reizende Boden gesehen. Die Eindrücke und Erinnerungen der Einwohner waren heiter, romantisch, als ob sie einem schönen Schauspiele beigewohnt hätten, denn sie sahen Garibaldi mit seiner ausgewählten Schaar; begeisterte Jünglinge, gebildete Männer, die sich unter einem schönen Helden in schönen Einzelkämpfen, im kleinen Kriege schlugen, in einem Kriege voll kühner Handstreiche, abenteuerlicher Unternehmungen, Ueberraschungen, Kriegslisten, mit fortwährendem Einsetzen der Persönlichkeit. Das ganze Volk war thätig dabei und jeder hatte was zu erzählen. So oft nun eine Mittagsglocke über den See herüberzitterte, erinnerte man sich an die Sturm-

glocke und fühlte man das Gefühl von vor drei Monaten noch angenehm nachzittern. Die Zöllner gingen müßig am Ufer des Sees auf und ab; die Zollinie war zwar noch nicht aufgehoben, aber im Bewußtsein der Leute gab es keine trennende Grenze mehr und man gab sich freier und hatte ein festliches Gefühl. In Novara aber wurde man durch den Anblick der unzähligen Kutten, die lächelnd und unberührt von der Geschichte des Tages in Massen die Stadt erfüllen, daran erinnert, daß noch nicht der letzte Sieg errungen, daß Italien noch mächtige Feinde niederzuwerfen habe.

In Mailand nahm die Physiognomie der Dinge einen hohen Ernst an. Diese energische Stadt, die in den letzten vierzig Jahren eine so wunderbare Ausdauer bewiesen wie in ihrer Heldenzeit, in der Epoche des lombardischen Städtebundes, sah sich endlich nach unsagbaren Leiden, nach heroischer Selbstverleugnung am Ziele ihrer Wünsche; die bedeutendsten Schlachten des Krieges hatten vor ihren Thoren gedonnert; alles Elend und aller Jubel waren durch ihre Straßen gezogen; die gewaltigsten Eindrücke waren ihr Theil und sie war frei. Auf allen Gesichtern lag der Glanz eines hohen Festtages, der aber zu feierlich ist, als daß man den Wunsch zu Tanz und zum Pokuliren hätte. Man sammelte sich, man suchte sich in der neuen Lage zu erkennen. Aber auch die Prüfungen und Proben, die mit jedem neuen Verhältnisse verbunden sind, hatten schon angefangen. Aufrichtige Eheleute haben immer eingestanden, daß das Glück der Flitterwochen ein Vorurtheil sei, daß man viel zu thun und zu leiden habe, bis man sich in einander findet, bis die gegenseitigen, nothwendigen Zugeständnisse gemacht sind, welche das ruhige Glück erst für die Zukunft sichern. Mailand und

Piemont waren in den Flitterwochen und Mailand war es vorzugsweise, das Opfer zu bringen hatte, nachdem es durch zwei Menschenalter fortlaufende Opfer gebracht. Die Vereinigung mit Piemont erheischte manche Entsagung; die uralte, gewaltige und in jeder Beziehung höher stehende Stadt sollte sich unter das unbedeutende Turin stellen und gewissermaßen zum untergeordneten Range einer Provinzstadt herabsteigen; es handelte sich darum, viele hohe Beamte und Stellen abzugeben, welche Mailand große Wichtigkeit verliehen und aus Turin Befehle und Entscheidungen zu empfangen, die man sich, selbst unter österreichischer Herrschaft, selber gegeben. Es war natürlich, daß Diskussionen entstanden, daß man nicht mit freudigem Herzen an die theilweise Abdankung dachte und die Feinde der italienischen Freiheit sahen diesen Zustand mit Schadenfreude, da er ihnen ein Zwiespalt schien, und sie spotteten. Aber diese gewisse Trauer der Mailänder war in der Nähe gesehen um so ehrwürdiger, da das Opfer ein großes war und man sich am Ende doch mit jener Freude darein gab, die jedes Opfer verursacht. Von einem Zwiespalt konnte um so weniger die Rede sein, da nichts so sehr verbindet als das Opfer und dies in der That in Mailand der Fall war. Ich wußte damals noch nicht, daß ich damit ein Phänomen vor mir hatte, das überhaupt für das ganze heutige Italien der Bewegung bezeichnend ist: die Opferfähigkeit. Sie erstreckte sich bis auf den engherzigsten Krämer, der den stockenden Gang der Geschäfte lächelnd ertrug, nachdem er starke Kriegssteuern bezahlt hatte und bis auf den Cicerone, der an der Straßenecke lungerte, ohne zu murren, daß die neue Wendung der Dinge den Fremden fern halte. Sie ging noch weiter; sie ging bis zur Unterdrückung der theuersten

Wünſche, Hoffnungen und Träume, die in der Zeit des Kampfes mit Charakteren und Gemüthern eins geworden waren, zur vollkommenſten Selbſtverleugnung. Die Nothwendigkeit der Eintracht wurde erkannt und die Parteien hatten aufgehört; das Beiſpiel, das Manin gegeben, wurde von Tauſenden von Republikanern mit derſelben Seelenſtärke nachgeahmt. Das Leben des eigenſten Selbſt wurde ſuspendirt. Es läßt ſich über die Zuläſſigkeit ſolcher Suspenſion ſeines Selbſt, ſolcher Vertagung ſeiner Ueberzeugungen vom abſoluten Standpunkte aus ſtreiten; ſo viel iſt gewiß, daß ſie nicht ohne Seelengröße Statt finden kann. Daß ſie nicht ohne inneren Kampf und Schmerz vor ſich gegangen, erkannte man an der ganzen Haltung der Republikaner, die durch Thätigkeit für die nationale Idee zu erſetzen ſuchten, was ſie der politiſchen entzogen, und mit Eifer vor Allem die nationale Individualität zu retten ſuchten, um dereinſt den Boden für die politiſche, bürgerliche zu gewinnen. Sie verleugneten ihre Meinung nicht, aber ſie ſchloſſen ſich auch nicht peſſimiſtiſch ab. Sie nahmen Theil an der Neugeſtaltung, ſuchten überall freiheitliche Prinzipien zu Grunde zu legen und zogen ſich nur da zurück, wo ſie dem monarchiſchen Weſen nicht ausweichen konnten. Die Demokratie war nicht der Bauherr, aber ſie half mit, da die Grundſteine behauen und gelegt wurden und die neue Monarchie durfte ſie, der ſie ſo viel verdankte, nicht zurückweiſen, wenigſtens in dem Momente nicht. So ſah man damals in Mailand eine jener merkwürdigen hiſtoriſchen Operationen, wie ſich Prinzip mit Prinzip vermählt, um ein Drittes hervorzubringen, deſſen Produkt meiſt die Geſichtszüge nur des Einen tragen. Dieſe Vermählung fand in dem Geiſte des ganzen Italien Statt. Ob die Monarchie in die Familie der Re-

publik, ob umgekehrt die Republik in die Familie der Monarchie geheirathet, wird die Zukunft lehren. Bezeichnend für Mailand war es, daß man sich daselbst über die Zustände nicht bei einzelnen hervorragenden oder leitenden Persönlichkeiten Raths erholen konnte, daß man sich an das ganze Volk, an die ganze Stimmung um Bescheid wenden mußte. Sollte dies ein ausgesprochenes demokratisches Symptom sein?

Vielleicht! denn im monarchischen Turin war es ganz anders.

Piemont ist der praktische Bruder in der Familie, der den anderen in Unglück und Genialität mehr oder weniger verkommenen Brüdern wieder aufhilft und die Familienrechte herstellt. Er hat nicht die Energie des Einen, nicht die großen Leidenschaften des Andern, nicht die liebenswürdigen Talente und Künstlergaben des Dritten, nicht die weitgehenden Gedanken des Vierten, aber er hat einen gewissen nüchternen Verstand und ein Gleichgewicht durchschnittlich mittelmäßiger Vorzüge, die in der Welt besser forthelfen, als einzelne große, überwiegende Eigenschaften. Damit ist nicht gesagt, daß er immer die Familienangelegenheiten leiten werde; sind erst diese geordnet, ist es leicht möglich, daß Talent, Geist, Leidenschaft des einen oder des anderen Bruders im Hauswesen über den nüchternen Verstand den Sieg davon trägt und erst eine höhere Familienehre herstellt. Zur Zeit aber ist Piemont an der Spitze und Turin ist dessen sprechender Ausdruck.

Man war mit sich selbst sehr zufrieden in Turin, obwohl der Mann, der alle in den letzten Monaten errungenen Erfolge vorbereitet hatte, obwohl Cavour auf dem Lande lebte, wie in der Verbannung, obwohl nicht die Hälfte des aufgestellten Kriegsprogrammes erfüllt war

obwohl der Feind vier ſtarke Feſtungen vor der offenen Grenze inne hatte, obwohl über die Zukunft Italiens dichtverhüllende Nebel lagen. Aber man hatte Siege erkämpft, eine neue Provinz gewonnen mit der Anwartſchaft auf andere: man hatte erworben, man war reicher geworden; auf der Laufbahn, die man ſo lange geträumt und vorbereitet, hatte man einen und zwei große Schritte weiter gethan. An Italien wurde im Innerſten des Herzens bei all dem weniger gedacht als an Piemont; man war mehr piemonteſiſch als italieniſch, wie in einem ähnlichen Falle viele Preußen preußiſcher wären als deutſch. Viel wurde von den Thaten der piemonteſiſchen Armee erzählt, die ſich auch wirklich mit höchſter Tapferkeit geſchlagen, viel ſelbſt von dem vereinſamten Cavour, vom ritterlichen König Vittorio Emanuele, von ſeinem Benehmen in den Schlachten, von ſeinen populären Neigungen und guten Eigenſchaften, viel von der Arbeitskraft und dem organiſatoriſchen Talente des gegenwärtigen Miniſters Ratazzi, der den neuen Beſitz in Ordnung bringen und mit Piemont definitiv auch innerlich verbinden werde. Ein neues, verhältnißmäßig ſehr ſtarkes Anlehen wurde trotz der jüngſtvergangenen großen Ausgaben mit Leichtigkeit unterſchrieben; die Feindſeligkeiten des Klerus mit Sicherheit belächelt. Staatsmänner, Deputirte, Offiziere, Bürger und Volk ſpazierten ſorgenlos und heiter unter den berühmten Arkaden umher wie eine Schaar von Glücklichen; man verließ ſich mit vollſtem Vertrauen und mit Recht auf die Miniſter, die mit diktatorialer Gewalt bekleidet, dem Lande Freiheiten gaben und denen es in der glücklichen Stimmung in der That nicht einfiel, ihre Vollgewalt nur im Geringſten zum Nachtheile der Volksfreiheiten zu benützen. Man war ſo glücklich und im Glücke

so offenen Herzens, daß ein Hintergehen oder Hintergangenwerden unmöglich schien. In den Kaffeehäusern, wie in griechischen Gymnasien, versammelte sich Jung und Alt, Hoch und Niedrig, die berühmtesten Staatsmänner, Volksvertreter, Gelehrte und obskure Leute und auf gleichem Fuße und gleichberechtigt gab Jeder über den Stand der Dinge und über den Weg, der in Zukunft zu verfolgen, seine Meinung ab. Das glückliche Gefühl, der praktische Sinn, die politisch-konstitutionelle Bildung, die man sich in der kurzen Zeit von zehn Jahren zu einem erstaunlich hohen Grade angeeignet, viel Wissen und die mannigfaltigen, nützlichen Talente der Piemontesen kamen da, zu eigener Befriedigung und zur Verwunderung des Fremden, in bedeutendem Maße an den Tag. Erschien der König mit seinem gewaltigen Schnurrbart, seinem Jägerhut, seinem schlechten Mantel auf der Einen Schulter unter den Arkaden, dann war die Freude vollkommen und kontrastirte sehr mit der ernsten Stimmung und den weiter gehenden oder unterdrückten Gedanken der Mailänder, wenn man diese noch in frischer Erinnerung hatte. — Ich weiß nicht, ob die Turinesen immer liebenswürdig sind; so viel ist gewiß, sie waren es im Glücke.

Aber es ist auch wahr, daß der glückliche Zustand der Piemontesen nicht als ein vergänglicher Festtag erscheint. In Turin gewinnt man eine große Zuversicht, ein festes Vertrauen in die Dauerbarkeit der guten Zustände; ihr Glück macht nicht den Eindruck eines Lottegewinnstes, der, ohne moralische Basen, ebenso schnell zerronnen als gewonnen ist, da man überall die Ueberlegung, den Plan, die Arbeit, die Vorbereitung erkennt. Selbst die äußere Erscheinung der Stadt erleichtert diese Erkenntniß. Wenige althistorische Städte sind so sehr die Chronik ihrer

Entſtehung, Erlebniſſe und geheimſten Gedanken, wie dieſes junge, ſcheinbar noch unhiſtoriſche Turin.

Savoyen zieht ſich hierher an den Fuß der Alpen, als es die Unmöglichkeit erkennt, ſeinen urſprünglichen Plan auszuführen und ſich dem Norden zu, über das gewaltige Burgund, das dann in Frankreich aufgeht und über die ſtarrſinnigen Republikaner Genfs und der Schweiz auszudehnen. In der Ebene alliirt und ſchlägt man ſich nach rechts und links, bis man in den Zeiten der ſtehenden Heere und der langen Regimenterlinien, gerade wie Preußen, einen Königstitel erlangt und eine gradlinige Hauptſtadt, wie Berlin, neu anlegt, in der Hoffnung und Zuverſicht, daß ſich die lange und breite einſt mit Einwohnern fülle. Dies geſchah. Die Geſchichte Piemonts wird durch Napoleon unterbrochen. Kaum wieder aufgenommen, wird auch die alte Ausdehnungspolitik aber mit den neuen Mitteln wieder aufgenommen. Die franzöſiſchen Eroberungen haben überall die Nationalitäten geweckt und Nationalität iſt das Loſungswort des Jahrhunderts geworden. In Italien ſprach man es zuerſt in Neapel zu Gunſten der verjagten Bourbonen aus, einen Moment lang ſogar zu Gunſten Murats, nach dem Wiener Kongreſſe zu Gunſten des Volkes und des Landes. Wort und Gefühl gehören jetzt der ganzen Halbinſel; am Grauſamſten da verfolgt, wo man ſich ihrer zuerſt bedient hatte, flüchten ſie ſich in die nordweſtlichſte Ecke und aus jener Zeit ſehen wir im königlichen Archive zu Turin einen von königlicher Hand entworfenen Plan zu italieniſcher Propaganda und zu italieniſcher Einigung, der, in neunzehn ausführlichen Artikeln, nichts unberückſichtigt läßt. Es iſt ein wahres und authentiſches Seitenſtück zu dem Teſtamente Peters des Großen. Prinzen und Könige miſchen ſich offen oder

heimlich in die Bewegung, verrathen, werden verrathen, ſchlagen, werden geſchlagen, ſtellen ſich in den Vordergrund, ziehen ſich zurück — aber man vergißt ſie nicht. Sie thun Böſes und haben nicht den Muth zum Guten, aber ſie haben doch etwas gethan und ihre geheimſten Gedanken kund gegeben. Andere italieniſche Fürſten hatten dieſelbe Idee, aber ſchwach und klein, wie der Herzog von Modena, verrathen ſie mit größerer Energie und Grauſamkeit, hängen ſie ihre intimſten Freunde an den Galgen, um Metternich Unterpfänder ihrer Treue zu geben; werfen ſich verzweifelt in die Arme Oeſterreichs, des Papſtes und der Sanfediſten und ſind in den Augen der Nation für immer gerichtet und verloren. —

Im Jahre 1848 ſtellt ſich Piemont entſchloſſen an die Spitze Italiens. Von dieſem Entſchluſſe, von den Vorbereitungen dazu und von Allem was darauf folgt, ſprechen nun die Straßen Turins mit unverhüllter Stimme. Die Maske iſt abgeworfen; der italieniſche Gedanke geht leibhaftig durch die Stadt; man begegnet ihm an jeder Ecke. Turin wird in eine Art von Pantheon Italiens verwandelt. Man ſehe nur die Monumente. Da ſteht, unmittelbar vor dem Palaſte der Nationalverſammlung die Statue Vincenzio Gioberti's, die an ein Primat Italiens erinnert, zugleich daran, daß das urſprünglich von ihm beabſichtigte Primat des Papſtes eine Unmöglichkeit ſei und ſich als ſolche erwieſen und daß nunmehr nur das piemonteſiſche übrig bliebe. Unweit davon und zwar vor den Fenſtern des Königs, das Monument, welches das öſterreichiſche Mailand der Oeſterreich bekämpfenden Armee von 48 und 49 auf noch fremdem aber verwandtem Boden errichtete; es iſt wie eine Verkörperung des Wunſches der Mailänder, die ſich hieher flüchtet. Auf einem anderen

Platze ſitzt in Marmor der alte Prediger italieniſcher Einheit Balbo und gleich neben ihm mit gezogenem Schwerte ſteht der neapolitaniſche General Pepe, dargeſtellt in dem Momente, da er den Befehl ſeines Königs zerreißt und trotz dieſem Befehl zur Rückkehr dem bedrängten Venedig zu Hülfe eilt. Hat wohl je ein Militärſtaat einem Generale, der den Befehl ſeines Königs zerreißt, ein Monument geſtellt! Aber der einmal erfaßten großen Idee hat Piemont, größer als ſein gewöhnlicher beſonnener Charakter, alle anderen kleineren Rückſichten geopfert. Aus Florenz läßt es die vom Großherzog entfernten Marmortafeln mit den Namen der bei Curtatone gefallenen Patrioten ſtehlen und giebt ihnen einen Ehrenplatz in der Vorhalle des Stadthauſes, neben den Bildſäulen der gefeierteſten oder geliebteſten Savoyer, u. A. neben Carl Albert, den man den Märtyrer von Oporto nennt. Dieſem Märtyrer wird ein Denkmal errichtet, wie es Turin noch nicht beſitzt, denn er war der Erſte, der die piemonteſiſch-italieniſche Idee in Fleiſch und Blut zu verwandeln ſucht. — Dies die Todten der kämpfenden Generation; in der Deputirtenkammer aber, als wäre ſie ſchon der Rath der ganzen Nation von den Alpen bis nach Selinunt, ſitzen ſehr lebendig die Söhne aller italieniſchen Stämme; ſie haben ſich hierher geflüchtet, ſie haben für Italien gekämpft oder gelitten, ſie ſind in Piemont heimathberechtigt und der ärgſte Philiſter ſieht ſie ohne Neid, ohne Eiferſucht, ohne Kirchthurmpatriotismus mitrathen und thaten, wie er bereitwillig die Steuern bezahlt, welche ihm dieſer panitalieniſche Rath zu italieniſchen, nicht piemonteſiſchen Zwecken auferlegt. So hat dieſer kleine Staat klug, weiſe, praktiſch ſchon vor 1859 gethan, was ſo viel werth iſt als Alles, was ſein Alliirter mit ihm auf dem Schlachtfelde

ausführte, und wer die Dinge in der Nähe, in ihrer Vorbereitung und Entwickelung betrachtet, wird nicht mehr sagen, daß er Fortschritt und Ausdehnung fremder Hülfe verdanke. Was die Fremde für ihn gethan, verhält sich wie ein Theil der materiellen Ausführung zum schöpferischen Gedanken. Was mit fremder Hülfe im Jahre 1859 in kurzer Zeit geschehen, wäre ohne diese Hülfe etwas später, in etwas längerer Zeit, mit tiefer Zerrüttung Italiens und Europas geschehen.

In Piemont hat man dieses stolze Bewußtsein; man fühlt sich Sieger, man ist nicht gedemüthigt, wie ein Beschenkter. Die momentane Politik der Dabormida, Lamarmora, die Rücksichten für Frankreich, die Halbheit des Auftretens, daran ebensowohl das mysteriöse Wesen eines übermächtigen Alliirten als der Charakter des Konstitutionalismus schuld ist, lassen dieses Bewußtsein zwar nicht vor dem Auslande glänzen, aber es besteht im Volke, im Gemüthe der ganzen Nation. Daher jene Sicherheit und jene Freudigkeit.

Der Charakter des Königs ist bei all dem nicht zu übersehen. Je weniger er sich im eigentlichsten ideellen Wesen des Staates geltend macht, desto bedeutender wird er in diesem. Es ist ein König, wie ihn die Zeit, wie ihn der Moment in der historischen Entwickelung braucht. Er ist ein Arm, darum kann das Gehirn freier, das ist republikanischer walten, als wenn er irgend ein Organ dieses Gehirnes wäre. Das Volk will und er ist immer bereit auszuführen. Wäre er mehr Regent, er wäre der Zeit in Italien nicht so angemessen; er würde ein Theil des freien Bewußtseins absorbiren, ein Theil des Nationalwillens würde dem seinigen weichen müssen und wäre gelähmt und verstümmelt. Vielleicht daß die Erinnerung

einmal — man ſagt bei Novara — gegen die Nation gehandelt zu haben, zur Selbſtbeſchränkung das Ihrige beiträgt und daß Victor Emanuel, dem es an eigenem Willen nicht fehlt, durch Unterordnung unter den italieniſchen Gedanken etwas ſühnen will. Wie dem nun ſei: Victor Emanuel iſt jedenfalls ein König, der ſo wenig als möglich hindert und der ſich in der Weltgeſchichte dadurch auszeichnen wird, daß er die Nation anders für die Freiheit vorbereitet, als die engliſchen Carles, die franzöſiſchen Louis' und die deutſchen Vielnamigen. Sein größtes, wenn auch weniger glänzendes Verdienſt, das nicht genug gerühmt wurde, liegt wohl in der Ruhe, in dem holden Leichtſinn, mit dem er den Haß und die Flüche Roms auf ſich geladen und durch acht Jahre getragen. Er hat damit mehr für die Freiheit Italiens gethan, als mit allen Thaten auf dem Schlachtfelde. Wie jene Apoſtel zeigte er dem furchtſamen Volk, daß der Blitz in der Hand des Donnergottes nicht zünde und daß das Innere des geſtürzten Götzen nur Staub und Spinnwebe enthalte. Wenn der Kaiſer Napoleon die Brochüre: „Der Papſt und der Kongreß" geſchrieben hat, ſo hat der einfachere Victor Emanuel den Enthuſiasmus, mit dem man ſie in Italien aufgenommen, vorbereitet.

Mit Turin verlaſſen wir die Hauptſtadt eines Landes, das mit ſich zufrieden iſt, voll Hoffnung und heiterer Ausſicht in die Zukunft. Sie hat vom Kriege eigentlich nur das Erhebende geſehen: Truppendurchzüge, die ſich ſiegesgewiß und kampfluſtig den Schlachtfeldern entgegenbewegten; Boten, die Siegesnachrichten brachten, heimkehrende Sieger. Die Bewegungen im übrigen Italien konnten auf Turin nur heitere Reflexe werfen, denn ſie geſchahen ihm zu Gunſten. Nun hatte man eine große

Provinz mehr und Ausſicht auf Weiteres. Das ganze Land war von dieſer heitern Atmoſphäre angefüllt; aber mit den erſten Schritten aus dem Lande ändert ſich dieſe Atmoſphäre. Mittelitalien war revolutionäres Land.

Wir eilen dem Centrum zu und wollen uns in Piacenza nicht aufhalten. Es iſt eine arme, verkommene Stadt; ſie ſteckt in ihren bangen Straßen und Feſtungsmauern wie ein abgemagerter Mann im ſchlotternden Rocke, der ihm viel zu weit geworden. In anderen Ländern wird der Feſtungsrock den Städten zu eng. Die Häuſer ſind verfallen, aus den Fenſtern ohne Scheiben glotzt die Armuth; in unendlich langen Straßen begegnet man keiner Seele; Kloſtermauern und Kirchenfaçaden nehmen oft eine ganze Seite der Gaſſe ein. Wäre nicht der herrliche Platz, mit dem Stadthauſe, der florentiniſchen Kirche, den Reiterſtatuen, der gewaltigen Halle, man würde durch nichts erinnert, daß man ſich im ſchönen Italien befinde. Die Einwohner konnten die Verbiſſenheit des Elendes, das ihnen eine der despotiſchſten Regierungen durch Menſchenalter auferlegte, im Laufe der letzten drei Monate nicht aus den Geſichtern verbannen. Wir gehen weiter nach Parma. Dieſe Stadt, welche dieſelbe Erziehung genoſſen wie Piacenza, ja eine ſchlimmere, da ſie den Hof und die Willkürherrſcher in ihrem Schooße hatte, war noch vom Blute Anviti's beſpritzt und Europa ſchrie gegen Parma und gegen die Freiheit, die es gewonnen. Und Niemand hat doch Anviti ermordet, als jene Mißregierung, die durch die Freiheit geſtürzt, deren Wirkungen aber nicht in wenigen Wochen vernichtet werden konnten. Parma war bis dahin eine muſterhaft ordentliche Stadt; man bewunderte ſie deshalb in ganz Mittelitalien, da man ihre Wildheit, ihre Verbiſſenheit, ihre glühende Rachſucht unter den früheren

Regierungen kannte; ſie war durch den nationalen Gedanken gehoben und erſchien würdig des vielen Schönen, das ihre Mauern bergen. Unzählige ihrer alten Feinde, die der flüchtigen Herzogin nicht gefolgt waren, ließ man unbehelligt die Straßen durchwandern und man belächelte die viel zu eitle Schwäche der Regierung, welche fortfuhr die Werkzeuge der verjagten Tyrannei zu beſolden, weil ſie auf der Liſte der Beamten ſtanden; welche dem Grafen Palavicini ſein Gehalt fortbezahlte, als dieſer für die Herzogin nach Paris reiſte, um gegen Parma zu unterhandeln. Aber die Erſcheinung des verkleideten Anviti, des grauſamſten Werkzeuges des todten Herzogs, war eine zu freche Herausforderung, eine zu blutige Erinnerung an vielfache ſchuldloſe Opfer; das Blut kochte auf und ſein Mord wurde eine Vendetta. Die Regierung ließ die Säule umſtürzen, die ſeinen Kopf getragen hatte und man war damit zufrieden, weil ſie ein Denkmal war, das an einen Bourbonen und einen Habsburger erinnerte, und Alles war wieder ruhig, aber nicht ruhig wie Turin.

Wäre es Mittelitalien und mit ihm Parma gegönnt geweſen, am Kriege Theil zu nehmen, die Ermordung Anviti's hätte wohl nie Statt gefunden; ſo aber hatte man nichts gethan, als eine kleine Herzogin weggejagt. Es glühte in allen Gemüthern, man hatte das dunkle Gefühl, daß die Freiheit nicht leichten Kaufes erworben, daß ſie mit Thaten beſiegelt und gefeſtigt werden müſſe. Die Truppen der Ligue, die ſich zum Theil in Parma ſammelten, der Waffenlärm, die Erzählungen junger Offiziere, die den Krieg mitgemacht, manche unter Garibaldi, die ganze Ungewißheit der damaligen Lage, die Vorbereitungen, die der populärſte Held Italiens in Bologna und Rimini traf, Alles regte auf und neben der Nationalgarde, die

gelassen die Stadt durchzog und auf ihren Posten stand, nahmen sich die glühenden Augen, die leidenschaftlichen Geberden des Volks und der Jugend, die sich unter die Soldaten mischten, beinahe unheimlich aus. Erinnerte man sich der Leidensgeschichte dieses Volkes, seiner Erziehung durch Polizei, Mönche und abhängige, heimliche Richter, ferner des ungewissen Zustandes, der seine theuersten Wünsche hinhielt, des Mißbehagens, das man betreffs der neuen Regierungen selbst, z. B. Cipriani's wegen, der allgemein für einen napoleonischen Agenten galt, empfinden mußte und endlich des Charakters dieses Volkes, das aufbrausend ist und nicht ausdauernd, erwartend, ruhig energisch wie das mailändische, konnte man allerdings für die nächste Zukunft besorgt werden und einen Ausbruch erwarten, der terroristisch werden und die adoptirte Politik des Abwartens und stillen Organisirens kompromittiren könnte. Dazu kam, daß die kleinen Herzogthümer sich eigentlich von ihrer Ueberraschung noch nicht erholt hatten, daß sie noch über ihren eigenen Zustand und die neuesten Vorgänge erstaunt waren. Mailand hatte sich lange Zeit vorbereitet; es hatte nie an seiner Befreiung gezweifelt; was es jetzt faktisch war, war es seit Jahren theoretisch; die Herzogthümer unter dem unerhörten Drucke waren nie im Stande einen Plan, eine Politik durchzuführen. Man hatte sie stumpfsinnig machen wollen und das war bis zur Betäubung gelungen. Parma war noch immer im Zustande eines Menschen, der soeben aus einer Betäubung erwacht und sich noch nicht gefaßt hat; von dem nicht vorauszusagen ist, was er im nächsten Momente beginnen würde.

Aber es waren in den Herzogthümern einzelne Männer an der Spitze, deren Charakter wie deren Politik jeder

ſyſtematiſche Terrorismus, wie jede Förderung elementariſcher Ausbrüche gleich ſehr fern war. In dem unglücklichen Piacenza z. B. milderte der gebildete Anſelmo Guerrieri, der Ueberſetzer des „Fauſt“, die Stimmung und Parma ſtand unter dem Einfluſſe Modenas, das von Farini und ſeiner Umgebung zugleich mit den anderen Herzogthümern ſo klug und praktiſch regiert wurde.

Modena, oder vielmehr der Palaſt von Modena, war damals — Anfangs November — der eigentlichſte Mittelpunkt der mittelitalieniſchen Bewegung.

Die Stadt ſelbſt macht den trübſeligſten Eindruck von der Welt; jeder Stein, die ganze Luft, jedes Geſicht erzählt von der unvergleichlichen Mißregierung des verjagten Herzogs und ſeines Vaters, der ſeine Freunde und Vertrauten hängen ließ. Jedes, ſage jedes Haus trägt das Jeſuitenzeichen I. H. S. als ſprechenden Beweis, daß der Herr und Beſitzer dieſer Stadt ſie den heiligen Brüdern gewiſſermaßen als Eigenthum zu baldigem Schalten und Walten übermacht hat. Die Einwohner ſchleichen durch die Straßen, als ob jeder Einzelne ſich von einem Späher verfolgt fühlte. Die Geſichter geben ſich vergebliche Mühe, ſich in dem neuen Zuſtande aufzuhellern; die alte Gewohnheit und Furchtſamkeit iſt ſtärker, als das noch neue Gefühl der Freiheit. Die Augen bleiben niedergeſchlagen und haften am Boden. So wollten es die Herzöge, die Sanfediſten par excellence. In Deutſchland iſt dieſe politiſche Sekte wenig bekannt, obwohl es an ſeinen Höfen nicht an Bekennern derſelben mangelt. Es iſt hier nicht der Ort, ihre Geſchichte und ihre Prinzipien auseinanderzuſetzen; es ſei genug wenn wir die Sanfediſten als die furchtbarſten Terroriſten des Abſolutismus bezeichnen. Ihr Streben geht dahin, alle Ideen der Civiliſation und Freiheit mit Stumpf

und Stiel auszurotten und zu diesem Zwecke sind alle Mittel erlaubt. Kein Prinzip der Menschlichkeit oder Gerechtigkeit darf auf diesem Wege aufhalten; jede Ungerechtigkeit und Grausamkeit, jede Lüge und Heuchelei ist erlaubt, ja geboten, wenn sie auf diesem Wege fördert. Der Unterthan soll ein Sklave, ein Ding ohne alle Selbstbestimmung werden; der Fürst ein in jeder Beziehung unumschränkter, unverantwortlicher Herr und Eigenthümer, der nach Belieben schaltet und waltet. Da Bildung der Unterthanen der Erreichung dieses Zieles am hinderlichsten ist, wird vor Allem alles Wissen, jeder selbstständige Gedanke unterdrückt, wird die Religion zu Hülfe gerufen, damit der Unterthan nur glauben lerne, was ihm von der Unbeschränktheit des göttlichen Rechtes gesagt wird. Das Ideal eines Sanfedistenstaates ist ein Haufe thierischer Individuen, der nur beten und arbeiten kann.

Wenn es die beiden letzten Herrscher Modenas auch nicht dahin brachten, ein Ideal sanfedistischen Staates zu bilden, so waren sie doch die Ideale sanfedistischer Regenten und waren ihre Helfershelfer Ideale sanfedistischer Höflinge und Beamten. Der verjagte Herzog Franz V. übertraf noch seinen Vater, der die gewaltigsten Tyrannen aller Zeiten übertraf. Er war großartig und schauderhaft konsequent in seinen Theorien und wählte zur Verwirklichung derselben was ihm Späherthum und Pfaffenthum des Verworfensten bot. Modena war schlimmer als ein Kerker; es war wie jene Irrenhäuser, in denen die Menschen planmäßig um ihre Vernunft gebracht werden. Die Geschichte Modenas in den letzten dreißig Jahren wird nie geschrieben werden, denn der Historiker, der sich hinsetzt um die Thaten der beiden Herzöge aufzuzeichnen, wird entmuthigt die Feder fallen lassen: er will nicht als Lügner erscheinen und es

wird ihm Niemand glauben. Es iſt auch beſſer, daß ſolche Thaten in ewiger Vergeſſenheit verſchwinden — zur Ehrenrettung der Menſchheit; es iſt zweckmäßiger, daß dergleichen für Unmöglichkeiten gehalten werden, wie der Elternmord in der Lykurgiſchen Geſetzgebung. Doch klagen wir Herzog Franz nicht an. Der Areopag europäiſcher Menſchheit, der Wiener Kongreß, hat die Legitimität im Angeſichte einer civiliſirten Welt als ein heiliges Prinzip neugeweiht und Europa hat es anerkannt. Herzog Franz iſt nur eine Blüthe der Legitimität, eine nothwendige und logiſche Folge. Unlogiſch wäre, wer ſich über ſeine Exiſtenz wundern würde. Alle anderen Legitimiſten, wenn ſie einen kleinen Winkel der Welt regieren würden, über den das Auge der Mitwelt flüchtig hinwegſtreift, würden eben ſo regieren, wie Herzog Franz.

Wenn Modena Hekatomben weltlicher und geiſtiger Anviti's geſchlachtet hätte, Niemand wäre anzuklagen als Herzog Franz, der mit achtzig politiſchen Gefangenen, die er wie einen theuren Schatz auf die Flucht mitgenommen, in der Welt umherzieht, oder vielmehr die Legitimität. Wenn ein Volk in ſeiner gerechten, durch Jahrzehnte unterdrückten Wuth einen Henker niederſchlägt, da erhebt die Welt ein Geſchrei der Entrüſtung über die Formloſigkeit dieſes Gerichtes. Wer hat gefragt, mit welcher Form die unzähligen Opfer der heimlichen Gerichte der Herzoge um Leben und Freiheit gebracht wurden? Wie wurden jene achtzig verurtheilt? und welches Recht hat Oeſterreich, ſie in ſeinen Kerkern mit grauenvoller Gaſtlichkeit verſchmachten zu laſſen? Warum ſchreit Europa über Anviti's Tod? warum ſchreit es nicht über jene Entführung und dieſe Gaſtlichkeit?

Stille! Wie ein Geſpenſt zog Herzog Franz mit

ſeinen Soldaten und ſeinen Opfern an der Gränze einher, nur wenige Meilen entfernt von Modena. Dieſe Nähe hat vielleicht nicht wenig zu der fieberiſchen Aufregung beigetragen, welche bei aller gewohnten Niedergeſchlagenheit das Blut erhitzte. Nirgends wie in Modena verlangte man Kampf; die Truppenmärſche, die gegen die Romagna zu begannen, belebten nach und nach die Gemüther, die Unheimlichkeit nahm ab.

Gänzlich verſchwand ſie im Palaſte, wo ſämmtliche Miniſterien um Farini verſammelt waren, denn hier herrſchte eine Thätigkeit, die den Beobachter mit größter Sicherheit, mit den beſten Hoffnungen für ganz Italien erfüllte. Der Palaſt in Modena war damals, unmittelbar vor der Wahl Farini's zum Diktator der Romagna, vielleicht der intereſſanteſte Punkt Italiens, jedenfalls derjenige, wo man über Charakter der Menſchen und der Bewegung die reichſte Belehrung ſchöpfen konnte und die überraſchendſten Erfahrungen machte. Es war daſelbſt wie in einem Bienenkorbe; aber wie in einem ſolchen konnte man auch hier mitten in der gewaltigen Rührigkeit Plan und Zweckmäßigkeit beobachten. Jeder war auf ſeinem Poſten, jeder wußte was er zu thun hatte und that es mit bureaukratiſcher Regelmäßigkeit und unbureaukratiſcher Liebe: man ſah die ordentlichſte, beſtorganiſirte Revolution. Ein ſolches Phänomen iſt nur möglich bei vollſtem Bewußtſein des Zieles, bei einer klaren Politik und bei hoher Bildung derjenigen, die mit der Ausführung betraut ſind.

Die Seele dieſer thätigen Welt war Farini und er mußte es ſeinem ganzen Weſen und den Umſtänden nach ſein, auch wenn ihm ſeine Stellung als Diktator nicht dazu gemacht hätte. Wir können uns bei einem überſichtlichen Bericht unmöglich auf die Schilderung einzelner

Perſönlichkeiten einlaſſen, um ſo weniger als die italieniſche Bewegung ſo ſehr viele hervorgebracht; wir müſſen uns damit begnügen, das Bild derjenigen leicht zu ſkizziren, welche für die Zeit im Ganzen, oder einzelne Gruppen und Richtungen bezeichnend ſind und gewiſſermaßen einen Inbegriff, eine Perſonifizirung darſtellen. Da darf denn Farini freilich nicht vergeſſen werden.

Farini ſteht in einem Alter, das ihm erlaubt hat, die italieniſche Bewegung, ſeit ſie immer größere Verhältniſſe angenommen, d. i. ſeitdem Jahre 1830, ihre Niederlagen und ihr mit jeder Niederlage wachſendes Anſchwellen als bewußter Verſtand zu betrachten; aus einem enthuſiaſtiſchen Jüngling iſt er ein praktiſcher, beſonnener Mann geworden; keine der vielen Erfahrungen war für ihn verloren. Das italieniſche Temperament, die revolutionäre Ungeduld wußte er ſeiner angeborenen Klugheit unterzuordnen, ohne aus dieſer Unterordnung ein allgemein gültiges Dogma zu machen, ohne Enthuſiasmus und menſchliche Leidenſchaften an anderen zu verachten oder gar zu verpönen, ohne, mit Einem Worte, ein Doktrinär zu werden. Seine Klugheit und praktiſche Lebenserfahrung haben die Wärme des Patriotismus nicht erkalten laſſen und ſo iſt er ein Politiker, wie ſeiner der Moment bedurfte und wie Italien in neuer Zeit viele hervorgebracht und noch viele hervorbringen wird. Im Auslande vergißt man gar zu gerne, daß Italien von jeher das Land der Politiker geweſen, daß es in ſeinen ſchlechteſten und verfallenſten Zeiten den meiſten Großſtaaten Europas unumſchränkte Herrſcher in Geſtalt von Miniſtern gegeben, daß das geknechtete Land immer durch irgend einen ſeiner Söhne, einen Mazarini oder Alberoni, in Europa geherrſcht hat. Hätte Farini etwas Abenteuerliches in ſeinem Charakter, hätte er eine

eigene Carriere mehr geliebt als ſein Vaterland und wäre er in die Welt gelaufen, um ſein Glück zu machen, er wäre ganz der Mann darnach geweſen, ſich irgendwo, wo man klugen Rathes und umſichtigen Auges bedurfte, in die Reihe jener Italiener zu ſtellen. Aber Zeiten und Charaktere haben ſich geändert; nur der erbärmlichſte Adel des Hoflakaienthums und die Abenteurer ſchlechteſter Sorte ſuchen noch heute, wie im 17. und 18. Jahrhundert, im Auslande ihr Glück zu machen. Den Patrioten ſagt es ihr Herz, den Klugen ihre Klugheit, daß ſie in der Gegenwart ihres Vaterlandes eine Zukunft pflegen. Bei Farini haben von jeher beide geſprochen und ſeit er denkt, hat er ſich für die Rolle vorbereitet, die er jetzt ſpielt. Seinen Jugendſtudien nach ein Arzt, hat er die Beobachtung der Symptome und die Rückſicht auf die Folgen der Heilmittel auf das politiſche Feld übertragen und ſeit dreißig Jahren in allen Kriſen am Krankenbette Italiens geſtanden. Im Jahre 1849 aus der römiſchen Revolution trotz ſeinem Antirepublikanismus ins Exil und nach Piemont geworfen, lernte er daſelbſt ſämmtliche Kräfte, die zur Befreiung Italiens beitragen konnten, anerkennen und ſchätzen. Das lag in der propagandiſtiſchen Luft Piemonts; wie Manin piemonteſiſch-konſtitutionell, ſo wurde er in Piemont republikaniſcher, wenigſtens mit Rückſicht auf Andere. Er wurde weniger ausſchließlich und mehr objektiv. So gehört er heute zu denjenigen, deren Farbe als Politiker ſchwer zu beſtimmen iſt; wir glauben, daß ihm an der Form des Staates weniger gelegen ſei, daß er diejenige adoptire, die für den Moment zum nationalen Ziele führt. Hätte er die Republik als ſolche erkannt, er hätte ſich nicht beſonnen, republikaniſche Mittel zu ergreifen. Seine perſönlichen Wünſche und Geſinnungen

gehen weiter als der Moment, aber er legt ihnen einen Zügel an, daß ſie über dieſen nicht hinausgehen und weiß auch andere zurückzuhalten oder zu freiwilliger Beſchränkung zu bewegen. Man braucht Farini nur zu ſehen, nur eine halbe Stunde zu ſprechen, um ſich dieſes Bild ſeines Charakters zu entwerfen. Aus ſeinem ganzen Weſen ſpricht feurige Thätigkeit bei großer äußerer Ruhe, Klugheit, ſelbſt einiger Liſt, über die aber männliche Energie, Muth und Entſchloſſenheit beruhigen, weltmänniſche und geiſtige Bildung und eine Klarheit des Ueberblickes, die in den verwickeltſten Lagen Sicherheit giebt und endliche Ordnung verſpricht. Auch iſt das Vertrauen in Farini ein allſeitiges. Selbſt diejenigen, die er fallen läßt, weil er nicht mit ihnen oder ſie nicht mit ihm gehen können, oder denen er ſich widerſetzt, weil er ihr Beginnen für unzweckmäßig hält, klagen ihn nicht an, ſondern die Verhältniſſe, die ihm nicht geſtatten auf ihre Abſichten einzugehen. Garibaldi, der ſich über viele der leitenden Perſönlichkeiten zu beklagen hatte, ſtand immer auf Farini's Seite, obwohl dieſer mit jenen Perſönlichkeiten handelte.

Farini iſt vielleicht der bedeutendſte Menſch ſeiner Art, aber er iſt nicht der Einzige; er iſt nur der charakteriſtiſche Charakter einer ganzen Richtung, wie ſie Nationalanlagen und die Geſchichte der letzten dreißig Jahre ausbildeten. Dies erklärt zum Theil die kluge, politiſche Haltung des revolutionären Italiens, die große Organiſationsfähigkeit, die es entfaltete, die Umſicht, mit der es in ſo ſchwieriger Lage handelte, Klippen umſchiffte, Verlockungen widerſtand und den feindlichen Schlingen auswich — kurz alle die Eigenſchaften, welche Europa in Verwunderung ſetzten, weil es ſich gewöhnt hatte in Italien nur Talente zu At-

tentaten, Putſchen und augenblicklichem Auflodern ohne Halt und Folge zu ſuchen.

Daß Farini nur ein Theil einer Gattung ſei, konnte man in Modena am beſten erfahren.

Die Regierung, der vorzugsweiſe die Organiſation Mittelitaliens aus der Anarchie heraus, ja noch ſchlimmer, aus verrotteten Zuſtänden heraus oblag, die eine Armee, unzählige Aemter, ja Gedanken, Volk und Menſchen zu ſchaffen hatte, bedurfte vieler Helfer; berufen oder freiwillig ſtrömten ſie aus allen Theilen Italiens herbei und im Palaſte Modenas konnte man eine ſchöne Auswahl italieniſcher Bildung und italieniſcher Vaterlandsliebe kennen lernen. Die Beamten, die allen Ständen angehörten, obſkure bürgerliche und berühmte altadlige Namen trugen, und ohne Unterſchied des Namens hohe oder niedrige Aemter bekleideten, verſammelten ſich des Abends auf eine oder zwei freie Stunden zu einer gemeinſchaftlichen Mahlzeit und zu kurzer Ruhe nach tage- und nächtelanger Arbeit, in einem abgelegenen Saale des weitläufigen Palaſtes. Daſelbſt befand man ſich in einer der gebildetſten Geſellſchaften Europas, unter Männern, die die verſchiedenſten Sprachen kannten, von allen Früchten des Wiſſens gekoſtet, in allen civiliſirten Ländern gelernt hatten und die nun, mit Heiterkeit und im gehobenen Gefühl des Momentes, alle ihre Kräfte dem Vaterlande widmeten und aus der ermüdenden Arbeit in ihren Erfolgen neue Kräfte ſchöpften. Da waren viele im Bureaurocke, die noch vor Kurzem die Uniform auf dem Schlachtfelde getragen und bereit waren, ſie jeden Augenblick wieder anzuthun. Unter dieſen war wieder der vielerfahrene und gelehrte Oberſt Frapolli der charakteriſirende Typus. Auch betreffs der Bildung dieſes beſtverleumdeten Landes herrſchen in Eu-

ropa große Vortheile. Die Jugend Italiens hat die sanfedistische Absicht der Regierungen bald erkannt, welche dahin ging, die Halbinsel von den Strömungen moderner Bildung abzuschließen, das Land in Unwissenheit versinken, die Schulen aussterben oder in jesuitischen Lehranstalten nur ein falsches Wissen pflegen zu lassen und strebende Geister um die schönsten und fruchtbarsten Jahre zu betrügen, zu bestehlen. In der Angst des wiedererwachten Italiens hinter dem übrigen Europa zurückzubleiben, und im Eifer sich für das Vaterland der Zukunft zu bilden, warf man sich mit desto größerem Feuer auf die verpönten Studien, suchte man sich das Wissen jedes Faches anzueignen. Wir vormärzlichen Oesterreicher wissen etwas von dieser Angst und von der Sehnsucht mit der man über die Grenzen auf das Streben und Forschen freierer Völker sieht. Welche Früchte dieser Seelenzustand in Italien getragen, sieht man heute: eine sehr verbreitete Bildung, die eine naive Freude an sich selbst und ein jugendliches Streben vor der Bildung anderer Länder voraus hat, die ferner, da sie zum Theil mit Hinblick auf einen gewissen Zweck erworben worden, einen praktischen Charakter hat. Auch dies vergißt man gern, daß in Italien, selbst in den schlechtesten Zeiten, Wissen und Gelehrsamkeit nicht ausgestorben und daß dieses Land immer Männer geliefert, an welche alle Wissenschaft, oft wie am Ausgangspunkte, anknüpfen muß. Selbst das 17. Jahrhundert sah Galilei; selbst das 18. Vico und das 19. seinen Volta. Drei so gewaltige Größen sind nie vereinzelte Erscheinungen. In Toskana kann man in Beziehung auf italienische Bildung noch größere Erfahrungen machen als in Modena.

In Modena befand ich mich eben im Momente einer großen Krise, durch welche die Stadt an Bedeutung ver-

lieren ſollte. Farini wurde zum Diktator auch der Legationen ernannt und begab ſich nach Bologna; mit ihm manche ſeiner erprobteſten Stützen und Arbeiter. Ferner wollten, nachdem Italien den Völkern Europas der Garantien genug gegeben, die Turiner Politiker, welche Cavour erſetzten, auch der Diplomatie Garantien geben, um ſich ſo beſcheiden als möglich dem Kongreſſe zu unterwerfen. Die Bürgertugenden, die Mittelitalien bewieſen, ſchienen nicht hinreichend; um würdig vor dem Kongreſſe zu erſcheinen, mußte es gut altpedantiſch einregimentirt, bureaukratiſirt auftreten; trotz der unläugbaren Revolution, die vor ſich gegangen, ſollte Revolution ſo viel als möglich geläugnet und mußten alle revolutionären Kräfte, wie ſehr ſie ſich auch unterordneten und verläugneten, entfernt werden. General Fanti, Oberbefehlshaber der Truppen Mittelitaliens, der mit Turin in engſter Verbindung ſtand, begann die Operation, um dem Regenten, Carignan, der Mittelitalien repräſentiren ſollte, ein monarchiſch wohlgeordnetes, geſcheuertes Land zu übergeben. Er fing es im Kleinen an, indem er diejenigen Männer, die ſich für Italien geſchlagen und daher noch Grade in der Armee hatten, auch die entſchiedenſten von Geſinnung waren, von ihren Poſten weg in ihre Garniſonen kommandirte. So wurde Fravolli, der ſich im zeitweiligen Kriegsminiſterium die größten Verdienſte um die Organiſation der Armee erwarb und in dieſer Armee ſeiner Vorſorge wegen und als tapferer Soldat beliebt war, ſo wurden viele andere entfernt, um ſpäter einen größeren entfernen zu können. Modena wurde ſtiller, auch etwas verſtimmt; das Centrum war nach Bologna verlegt, wo nun Farini und Garibaldi waren. Ich ging nach Bologna: in neue Ereigniſſe, in eine neue Welt.

Ich glaubte in Parma und Modena im Lande der Revolution zu ſein; ich hatte mich geirrt. Ein Blick auf Bologna und auf das Land, das ich bis dahin durchzog, ſagte mir, daß die Legationen die eigentliche Revolution beherbergten. Garibaldi ſagte mir in Turin: ein ſchlimmeres 1793 ſteht hinter uns; wir halten es auf; ohne uns würden alle Prieſter niedergemacht; die Wuth des Volkes gegen die Prieſterherrſchaft iſt ungeheuer. Nach eintägigem Aufenthalte in Bologna glaubte ich ihm ganz, denn ich fühlte es, ich las es aus allen Augen, ich ſah es an der ganzen Haltung der Bevölkerung, daß man hier zum Aeußerſten entſchloſſen, daß hier ein ſeit Jahrzehnten koncentrirter Haß zum Ausbruch kommen könnte. Die Freiwilligen, die ſich in dieſer Atmoſphäre ſammelten und Bologna und Rimini in Kriegslager verwandelten, waren bald von der Stimmung des Volkes angeſteckt; waffenlos, wie ſie zum Theil noch waren, hätten ſie ſich in einem Knäul mit dem Volke über Ancona, über die Marken, über den ganzen Kirchenſtaat und Rom hingewälzt und Alles auf ihrem Wege erdrückt, immer anwachſend wie eine Lawine, wenn Garibaldi nur ein Wort geſprochen hätte. Er ſprach dieſes Wort nicht, weil er ſich der ſardiniſchen Politik verſprochen hatte, er gab im Gegentheil das Beiſpiel der Unterordnung unter Fanti, während dieſer an ſeiner Entfernung arbeitete und das ganze Volk ahmte ſein Beiſpiel nach. Bei jener furchtbarſten Stimmung, die nach einer That lechzte, blieb es in den Legationen ſo ruhig, wie in Mailand und Modena und konnte Farini ſeine bürgerliche Organiſation beginnen und fortſetzen, wie in friedlichſten Zeiten. Ja, dieſe Stimmung ſelbſt unterſtützte ihn, denn da man ſich die That verſagen mußte, nahm man mit Freude die Dekrete auf

und half zu ihrer Ausführung, weil sie das verrottete Staatsgebäude des verhaßten Feindes untergruben. Alltäglich erschienen neue Dekrete und das Volk las sie und weidete sich an der Enthüllung uralter Infamien, welche ihre „Erwägungen“ enthielten. In der That waren diese Dekrete ein fortgesetzter und lehrreicher Kursus über kirchliche Regierungskunst. Diesen Dekreten folgte die Veröffentlichung der offiziellen Korrespondenzen der Cardinalminister und Cardinallegaten, aus denen hervorging, daß die Herrscher des Kirchenstaates sich bei der ungeheuren Majorität des Volkes verhaßt wußten und die den Eindruck, daß man hier ein von Empörung erfülltes Volk vor sich habe, offiziell bestätigten. Auf das Volk wirkten diese Dokumente in so ferne beruhigend, als es sich sagte, Europa könne unmöglich die Legationen zur Rückkehr unter die Herrschaft des Papstes zwingen wollen, da das Papstthum in diesen Dokumenten sich selbst als verhaßt und als alle Reformen von sich weisend darstelle. Naives Volk!

Uebrigens bedurfte das Volk im Ganzen dieser Beruhigung nicht; in seiner Ueberzeugung war es ausgemacht daß jede Restauration wie jede Reform eine Unmöglichkeit sei, wie es in jedem unbefangenen Beobachter ausgemacht war, daß, wenn trotz dieser Ueberzeugung in Folge überlegener Kräfte eine Restauration versucht und durchgeführt werde, die Revolution in Italien und mit ihm in ganz Europa ein unbestimmbar langes Leben erhalte. Unter diesen Umständen und beim Anblicke der Spuren, welche die päpstliche Herrschaft zurückgelassen, konnte man zu den Nachrichten von den beginnenden katholischen Agitationen zu Gunsten der weltlichen Regierung des Papstes nur lächeln. Sie haben gut reden und Adressen unterschreiben, diese Gläubigen, sehr Gläubigen, an Rhein und Donau,

an Loire und Boyne; ihnen iſt es leicht, ihre Frömmigkeit mit dem Blute, mit der Freiheit, mit allem Schönſten und Beſten Anderer auszulöſen, Anderer Geiſt und Leben als Opfer auf den Altar ihres Hohenprieſters niederzulegen. Man verpflanze ſie nur für zehn Jahre in die Legationen und wir wollen ſehen, ob dann nicht wieder fern wohnende Gläubige gegen ſie ſolche Adreſſen unterſchreiben werden, wie ſie ſie jetzt gegen die Romagnolen unterzeichnen.

Um aber zu den Bologneſen zurückzukehren, muß man geſtehen, daß der Anblick dieſes revolutionär-ruhigen Volkes nichts Erquickliches hatte, wenig Schönes, wenig Erhebendes. Der Geiſt, gegen den es gewaffnet ſtand, warf ſeinen Reflex auf ſeine Feinde; die düſtere Atmoſphäre herzloſer Prieſterlichkeit ſchien noch auf Alles zu drücken. Wie ſchön in ihre Mäntel drapirt dieſe Männer auf dem Marktplatze ſtanden, durch die langen Arkaden wandelten, ihr Blick voll Haß, voll Bitterkeit, ihr Schweigen, ihr Lauern machte ſie unheimlich. Aufſchwung, Begeiſterung machte ſich in dieſem Auflehnen gegen kirchliche Gewalt nicht geltend; der ſchleichende Feind, der dieſes Land ſeit Jahrhunderten unterdrückte, hatte ſich einen ſchleichenden Widerſacher erzogen. Dieſe Revolution ſah nicht wie ein ſchönes, ſiegendes, mit Fahne und gezogenem Schwert vorwärtsſchreitendes Weib aus, ſondern wie ein Mann, der mit einem Dolche unter dem Mantel durch die Gaſſe ſchleicht. Spaniſche Städte, die ſich für die Inquiſition ſchlugen, mögen ſo ausgeſehen haben, wie dieſe Stadt, die ſich gegen die Inquiſition waffnete. Es war düſter in Bologna; die Schatten einer jahrhundertlangen Nacht lagen noch auf allen dieſen erwachenden Seelen, die ſchweren Träume wirkten nach. Wollte man Begeiſterung, Aufſchwung,

ſchöne Regungen, Heiterkeit vor der Schlacht, mußte man zu den Freiwilligen gehen, die aus allen Theilen Italiens, beſonders aus Venetien, herbeiſtrömten und die auch die jungen Romagnolen, die ſich ihnen anſchloſſen, aufweckten und ermunterten. Dieſe ſtachen ſonderbar ab von den revolutionären Bolognesen und von unzähligen Mönchen, die unter dem Schutze bürgerlicher Ordnung eccleſiaſtiſch lächelnd oder mit dem weißen Bettelſacke auf dunkler Kutte nach wie vor die Gaſſen durchſchritten.

Die Verkörperung der ſchönen Revolution, der Begeiſterung, ſah man in ihrem Hauptquartier, im Palaſte Aldobrandi, den Garibaldi mit ſeinem Stabe und ſeinen Freunden bewohnte. Dieſer Punkt iſt eben ſo charakteriſtiſch als es uns der Palaſt von Modena geweſen. Garibaldi iſt eben ſo ein Typus, wie Farini, denn Charaktere wie er ſind Pflanzen, die nur in Familien wachſen, wenn ſie auch ein höheres Wachsthum erreichen als ihre Familienbrüder. Sie ragen nur hervor und aus weiter Ferne mag man an ihnen erkennen, welche ihre Umgebung iſt und kann man aus ihrem Daſein ſchließen, auf welchem Boden ſie wachſen und welche Eigenſchaften Tauſende mit ihnen gemein haben. Es giebt nur Bevorzugungen in einem Volke, nicht Ausnahmen. Garibaldi iſt keine Ausnahme in ſeinem Volke und in der jetzigen Bewegung; ſein Muth, ſeine Hingebung, ſeine Entſchloſſenheit, Freiheitsliebe, ſeine unauslöſchbare Begeiſterung, ſeine Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit finden ſich in einem großen und im ſchönſten Theile der Nation. Seine unerhörte Popularität iſt nur eine Folge des allgemeinen Verſtändniſſes ſolchen Charakters und der Wahlverwandtſchaft; ſeine Gewalt beſteht in dem Familiengefühle, das Tauſende mit ihm verbindet. Es iſt Kurzſichtigkeit oder Bös-

willigkeit, die, gezwungen Garibaldi's edle Erſcheinung anzuerkennen, bei Beurtheilung des italieniſchen Volkes ſagt: Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Es giebt aber nie nur Eine Schwalbe; die Schwalben kommen immer in Schaaren. An Garibaldi kann man die vorzugsweiſen ſchönen, ich möchte ſagen, die äſthetiſch-ſchönen Eigenſchaften der jetzigen Bewegung nur am beſten beobachten, weil ſie alle in ihm vereinigt und in einem großen Maaßſtab gezeichnet ſind, wie man an Farini u. A. die ſogenannten praktiſchen, politiſchen Eigenſchaften ſtudiren kann, die durch ihren Nutzen ihren Werth erhalten.

Ich habe Garibaldi ſchon in Turin geſprochen und ich glaube ihn nach dem erſten Geſpräche ſo gut gekannt zu haben, wie nach dem längerem Umgange in Bologna. Schon ſeine äußere Erſcheinung reicht hin, ihn zu kennzeichnen und für immer ein Charakterbild in die Seele zu prägen; und man glaubt dem erſten Eindrucke, weil aus Blick, Ton der Stimme, Haltung und Geberde nur Wahrheit ſpricht; da iſt nichts Gemachtes, nichts Arrangirtes; an dem Manne, der ſeit zehn Jahren auf der Weltbühne ſteht, nichts was an eine Rolle erinnert. Er giebt ſich mit vollkommenſter Unbefangenheit und, überzeugt von ſeinem Rechte, möchte er es vor der ganzen Welt proklamiren und die Mittel, die er zu deſſen Verwirklichung nothwendig hält, jedem bekannt machen. Er würde mit dem Kaiſer von Oeſterreich und dem Papſt mit derſelben Offenherzigkeit von den Zwecken ſeines Lebens ſprechen, wie mit dem Republikaner. Er kann es, denn er denkt nicht an ſich, wie er ſein vergißt, wenn er, immer der Erſte, dem Feinde entgegenreitet; er denkt nur an Italien, nicht an ſeinen Ruhm, nicht an Reichthümer und Stellen. Seine ganze Perſönlichkeit iſt in der Liebe zu Italien auf-

gegangen; ſeines Landes Ruhm, Freiheit, Wohlfahrt ſind ihm Alles. Er, der Jedermann wie eine fertige, in ſich abgeſchloſſene Geſtalt erſcheinen muß, von der man nicht ein Atom entfernen kann, ohne die allgemeine Harmonie der Erſcheinung zu ſtören, mag ſich ſelbſt am wenigſten als eine Perſönlichkeit vorkommen, da er aller perſönlichen Zwecke ſo ſehr entäußert iſt. Italien ſei heute frei und er wird auf ſeiner Inſel verſchwinden, wie eine Fahne, die ihre Dienſte gethan. Seit langer Zeit hat die Welt keinen Helden hervorgebracht, der mit ſeiner Idee ſo eins geweſen, wie Garibaldi. Das weiß man, darum iſt er ſo geliebt, wie die Idee ſelbſt, die der Nation wieder Seele und Leben geben ſoll, darum iſt er mehr geliebt, als alle Anderen, die dem Lande Erfolge und Fortſchritte erringen. Ihnen iſt man dankbar für den momentanen Sieg, der dem Feinde einen Vortheil, ein Stück der Heimath entreißt; in Garibaldi ſieht man den ganzen Sieg, das ganze Glück, das die Zukunft bringen ſoll dem ganzen Lande. Seine Popularität iſt beiſpiellos; die Liebe ſeiner Umgebung zu ihm leidenſchaftlich, eiferſüchtig. Man weiß aus Geſchichte und Mythe, daß die erhabenſten Helden, Lehrer und Erlöſer ihre Judaſſe gefunden; doch ſcheint es unmöglich, daß in der Nähe Garibaldi's ein Verräther aufwachſen könne. Was in ſeine Atmoſphäre kommt — und dieſe erſtreckt ſich über das Heer und tief in's Volk hinein — wird Garibaldiſch oder iſt es ſchon, denn, wie geſagt, die ſchönen menſchlichen und patriotiſchen Tugenden ſind über das Land ausgeſtreut und haben ſich ſeit 1848 zu einer reichen Blüthe entfaltet. Ich könnte Viele nennen, die ihm in nichts nachſtehen, wo es ſich um Vaterlandsliebe, um Muth, Hingebung, Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit des ganzen Weſens handelt; aber ſie ge-

hören nicht ſo der Oeffentlichkeit wie Garibaldi. Solche Menſchen, ſolche Charaktere ſind Symptome der Auferſtehung, aus ihrem Daſein laſſen ſich mit größerem Rechte Schlußfolgerungen ziehen als aus der Süßigkeit Belliniſcher Muſik, wie es Herr Riehl in München thut. Dieſer, nachdem er willkürlich Bellini zum Compoſiteur der Auferſtehung Italiens macht, ſchließt daraus, daß dieſe Auferſtehung keine Auferſtehung ſein könne. O Herr Riehl! Wenn einſt ein künftiger Kulturhiſtoriker Riehl, den Compoſiteur Riehl, zum Tambour-Major unſerer deutſchen Auferſtehung macht, welche Schlüſſe wird er daraus ziehen? Daß der Auferſtandene ſich nun wieder begraben laſſe! So wird Beſchränktheit unwillkürliche Perfidie. Warum ſoll ein Muſiker, und gerade ein etwas ſüßlicher Muſiker, der Vertreter einer Volksauferſtehung ſein? ſeit wann hat man vorzugsweiſe Muſikern dieſe Vertretung zugedacht und nicht z. B. konkreteren Dichtern? Und warum denkt Herr Riehl nicht an den gewaltigen Dichter Giuſti, der aus dem innerſten Herzen der Nation heraus geſungen und zwar mit gewaltiger Kraft wie wenige nationale Dichter! Herr Riehl iſt zu entſchuldigen; er weiß wohl nichts von Giuſti und verſteht einen Garibaldi nicht, der gegen ein Mittelalter zu Felde zieht, das Herr Riehl, der Kulturhiſtoriker, ſo ſehr liebt und ſo gerne wieder herſtellen möchte.

Iſt es nicht erſtaunlich, wie Menſchen, die vielleicht nicht fähig ſind einem Individuum ungerechterweiſe das geringſte Böſe nachzuſagen, mit größtem Leichtſinn eine ganze Nation verleumden, oder herabſetzen, oder auf unberechtigte und willkürliche Symptome hin zur Befeſtigung alter Vorurtheile beitragen? Und iſt es nicht erſtaunlich, daß das bei uns univerſellen Deutſchen ſo oft vorkommt?

Doch wir haben es nicht mit Kulturhiſtorikern zu thun, ſondern mit der lebendigen Geſchichte ſelbſt, die wahres ſpricht und Anderes lehrt, als jenes freche Abſprechen, das germaniſch ſein ſoll und ſo ungermaniſch iſt, eben weil es frech iſt und weil es den weltbegreifenden germaniſchen Geiſt verleugnet und höhniſch-dumm vor dem Schönſten der Fremde ſtehen bleibt. Es iſt begreiflich, daß man ſich in gewiſſen Gegenden Deutſchlands erinnerte, Oeſterreich ſei deutſch, deutſche Ehre ſei in Italien verpfändet und was dergl. mehr ſei, iſt es aber darum unausweichlich nothwendig, den Feind zu verleumden, ſeine augenſcheinlichſten Tugenden, ſeine beſten Thaten, ſeine beſten Menſchen anzuſchwärzen? Selbſt die Klugheit verwirft ſolches Verhalten. Die beſte Politik iſt die des Dichters, der den Feind ſeines Helden hebt und ſeine Tugenden anerkennt, um ſeinen Helden deſto größer erſcheinen zu laſſen. Homer ſtellt ſeinem Achilles einen Hektor entgegen und Milton macht ſelbſt den Satan zu einem ſchönen und gewaltigen Helden.

Zu den größten Freunden Garibaldi's gehört Victor Emanuel; der tapfere König bewundert den tapferen Patrioten und da dieſer ſich der national-politiſchen Idee Manin's angeſchloſſen, hat der König das größte Vertrauen in dem Republikaner, wohl wiſſend, daß es ihm dieſer ankündigen würde, ſobald er für die Republik in Italien auftreten wollte. Aber der König Victor Emanuel iſt nicht die Monarchie und nicht die monarchiſche Diplomatie Europa's Die Monarchie ſaß im Turiner Miniſterium in Geſtalt der beiden Generale Lamarmora und Dabormida und war in Mittelitalien durch den Oberkommandanten General Fanti vertreten. Der Monarchie graute es vor der Bundesgenoſſin, der Demokratie, nach-

dem ſie ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte; der büreaukratiſchen Monarchie vor dem Geiſte freiwilliger Soldaten, die für eine bewußte Sache bewußt kämpfen wollten. Die regelrechten, aus Militärſchulen hervorgegangenen und auf dem Exerzierplatz erzogenen Generäle fühlen ſich nicht wohl neben einem General wie Garibaldi, der den Volksgeiſt anerkannte, auch den freiwilligen Muth ſeiner Soldaten und die begeiſternde Idee gelten ließ und vielleicht höher ſtellte als irgend eine taktiſche Bewegung. Piemonteſiſcherſeits hatte man bereits das Schwert bis über den Griff in die Scheide geſtoßen und die Ordnung der italieniſchen Angelegenheiten ganz der Feder und der Diplomatie überlaſſen; man zitterte vor dem Gedanken, daß in Mittelitalien ein Inzidenzfall geſchaffen würde, der neue Verwicklungen herbeiführen und die Verhandlungen, die ſo ſchön im Gange waren, ſtören könnte. Und man hatte Recht zu zittern. Der ganze Kirchenſtaat war in fieberiſcher Aufregung; Ancona bereitete ſich auf ſeinen Fall wie auf ein Feſt vor: von allen Seiten rief und erwartete man die Befreier. Hätte man ſich an den Grenzen von Rimini zu ſchlagen angefangen, die italieniſchen Freiheitstruppen hätten nicht müſſig zuſehen dürfen. Der ganze Kirchenſtaat wäre in drei Tagen befreit geweſen. Dies konnte die Turiner Politik kompromittiren und die Diplomatie verſtimmen. Man mußte Garantie haben und geben und da man Letzteres mit den eigenen politiſchen und perſönlichen Wünſchen vereinigen konnte, war der Fall Garibaldi's beſchloſſen. In dem Augenblicke, da er wie ein Feuer erobernd über die Halbinſel ziehen konnte — konnte, nicht wollte, da er ſich dem König verpflichtet hatte — wurde er nach Turin berufen und gab oder vielmehr bekam ſeine Entlaſſung. Er wich den Bitten und Vorſtellungen,

die allerdings mit der Politik übereinſtimmten, auf die er einmal eingegangen war und kümmerte ſich wenig um die perſönlichen Kleinlichkeiten, welche die Herbeiführung dieſer Kataſtrophe erleichterten und förderten. Es that ihm auch weh, ſeine Armee zu verlaſſen; den Poſten auf dem er unthätig hätte ſtehen müſſen, gab er gerne auf.

Die Entlaſſung oder der Rücktritt Garibaldi's — denn es war Beides — bildet einen der ſchwierigſten Momente in der Epoche Italiens. Das Land wollte ſich rüſten und trotz allem Vertrauen in das organiſatoriſche Talent des gebildeten und erfahrenen Fanti, der nun Mittelitalien allein bewaffnen ſollte, kam man ſich ohne Garibaldi entwaffnet vor. Dazu kam, daß eben die Regentſchaft des Prinzen Carignan, die proviſoriſche Einigung, durch Frankreichs Widerſpruch gegen dieſelbe vereitelt wurde. Man ſah ſich fremden Einflüſſen preisgegeben, der Diplomatie, von der man nichts hoffte, überantwortet und der Mann, der das ganze Volk als einen Damm ſelbſt gegen vollendete ungünſtige Thatſachen wie gegen laufende Gefahren betrachtete, war beſeitigt. Es war die große Probe zu beſtehen, ob Italien wirklich ſo politiſchen Sinn habe, wie es nun ſeit Monaten gezeigt, ob es ſich ſelbſt bei ſo tief gehender Erſchütterung des Vertrauens in Menſchen und Verhältniſſe, nicht auch im Vertrauen zu ſich ſelbſt, zu ſeiner Zukunft werde erſchüttern laſſen; ob es den einmal eingeſchlagenen Weg weitergehen oder unkonſequent auf einen andern überſpringen werde? Es hat die Probe auf großartige Weiſe beſtanden; aber daß es ſie beſtanden, iſt mehr den Garibaldiſten als allen andern Partheien zu danken.

Anfangs war die Nachricht nur der Regierung und einigen Eingeweihten bekannt; Niemand wagte ſie dem Publikum ruchbar zu machen und es war in der That

Gefahr dabei, die Thatsache anzukündigen. Es hätte sie Niemand geglaubt, der Bote wäre für einen Lügner gehalten worden, für einen Aufwiegler, der nur Zwietracht säen will. Selbst der Monitore ließ mehre Tage verstreichen, ohne das wichtige Ereigniß mit einem Worte zu erwähnen. Die intimsten Freunde Garibaldi's, die bereit gewesen wären die Welt dieses Ereignisses wegen aufzuwühlen, schwiegen und verhielten sich in aller Stille, aus Furcht vor dem Unberechenbaren, das auf diese Nachricht bei diesem Volke folgen konnte. Endlich ging ein Gerücht durch die Stadt; es wirkte nicht, weil man es belächelte, es verbreitete aber doch einige Besorgniß und die Stimmung wurde unheimlich. Die ganze Nacht hindurch schlichen stumme Gruppen um den dunklen Palast Garibaldi's und sahen fragend die stummen Mauern, das geschlossene Thor, die schwarzen Fenster an. Die Schildwache selbst hatte sich in den inneren Thorweg hinter das geschlossene Thor zurückgezogen. Ein Wort in diese Gruppen geworfen und der Aufstand loderte lichterloh und die ganze Geschichte Italiens nahm eine andere Wendung — vielleicht eine glücklichere, jedenfalls eine selbständigere und großartigere. Aber die Freunde Garibaldi's hatten indessen Zeit gewonnen zur Berathung und zur Verhinderung von Feindseligkeiten gegen die Regierung; man hatte sich erholt, man hatte sich damit getröstet, daß der Rücktritt des Generals nur eine diplomatische, momentane Konzession sei, daß er immer wieder auftreten müsse, wenn die Bewegung vorwärts gehe, man unterdrückte alle persönlichen Gefühle, die wohlwollenden für Garibaldi, die feindlichen gegen Fanti, die verstimmten gegen Farini: man beschloß Ruhe und die ganze ungeheure Gährung, die endlich, da kein Zweifel mehr war, im Volke entstand, konnte auf eine kleine

Demonſtration vor dem Palazzo del Governatore beſchränkt werden. Dies dankt Italien den Garibaldiſten.

Wir wollen nicht unterſuchen, ob es für Italien beſſer geweſen wäre, wenn es in dieſem kochenden Momente die Waffen ergriffen und gegen innere und äußere Feinde, wie gegen ſeinen Alliirten einen gewaltigen Unabhängigkeitskrieg begonnen hätte; wir wollen nur feſtſtellen, daß auch in ſolchen Momenten, ſelbſt ein Volk wie das von Bologna, ſich zu faſſen und zur Ausdauer zu entſchließen verſtanden und daß ſich Italien in den Tagen, die dem 17. November folgten, ein Zeugniß der Furchtbarkeit ausgeſtellt, den Feinden ſeiner Zukunft eine Warnung gegeben.

Die Geſchichte war nun in Bologna auf den alten, von Papſt- und Kaiſerbildern angefüllten Palaſt del Governatore beſchränkt; ſie ſaß diskutirend im Kabinette Farini's, oder finanzielle Zahlen ſchreibend in der Kanzelei des Marcheſe Pepoli, des Vetters Louis Napoleons; ſie ſtieg nicht groß und würdig die breiten Treppen Bramante's hinauf und es war Zeit Bologna zu verlaſſen und die Reiſe nach Rimini, der letzten Gränze der Revolution, die nicht mehr ausgedehnt werden ſollte, aufzugeben.

Ich ging über die Apenninen, ich fuhr eine Nacht durch; am nächſten Tage erwachte ich in einer anderen Welt. Iſt zwiſchen Bologna und Florenz noch immer ein Unterſchied wie zwiſchen Gallien und Etrurien?

Vom rauhen Apennin hinab ins Thal des Arno fährt man durch eine unendliche Zahl der herrlichſten Landhäuſer, in die ſich die Glücklichen der Erde zurückziehen; Alles ringsum lacht und blüht. Das Arnothal mit Florenz im Schooße iſt unbeſchreiblich und dem trunkenen Auge unerſchöpflich. Man fährt durch das Thor San Gallo, das mit Fresken von Ghirlandajo geſchmückt iſt, dann an Pa-

läſten vorbei, vorbei am Battiſterio mit den Thoren Ghiberti's und Bolognas, am Dome Arnolphos und Brunelleschis, am Campanile Giottos, an Or San Michele mit Orgagna und Donatello und hält auf der Piazza del Granduca, jetzt Piazza del popolo, vor dem mährchenhaften Palazzo Vecchio, vor dem Ideal der Baukunſt der Loggia Orgagna's, vor den Antiken, vor den Werken Michel Angelo's, Cellini's, Donatello's, Bologna's, wohin man blickt, vor den Uffizien Vaſari's mit ihren unſagbaren Reichthümern: auf dieſem wunderbarſten aller Plätze ein Volk voll Milde und Güte, das herbeieilt, um gefällig zu ſein, um ſich hülfreich zu zeigen, das den Fremden in einer melodiſchen, edlen Sprache anredet, die ihn an die edelſten Dichter alter Zeiten erinnert. Wo iſt die Revolution? wo iſt die Aufregung? wo ſind all die Symptome einer politiſch unſicheren Zeit, einer Uebergangsepoche, die faſt überall beunruhigt, erhitzt, Beſorgniß erregt? Man ſieht ſich näher um, man bleibt nicht in den Straßen, man dringt in Häuſer und Familien, man ſpricht mit Volk und Politikern — von all dem keine Spur; der erſte Eindruck war der wahre, man befindet ſich bei einem milden Volke von Künſtlern, in einem ruhevollen, friedfertigen Lande.

Ihr Revolutionstag im ſonnigen April iſt wie ein Feſt abgelaufen und die feſtliche Stimmung iſt in den Gemüthern geblieben. Jedermann erzählt mit Genugthuung von dem Tage, wie da Alles ſo ſchön geweſen und wie die Sache ſo heiter abgemacht worden. Das Volk verſammelte ſich und wollte eine nationale Politik vom Großherzog; der Großherzog ging auf den Willen des Volkes nicht ein und wollte Florenz bombardiren laſſen. Aber findet ſich ein Toskaner, der auf Florenz eine Kugel abfeuern könnte? Er fand ſich nicht und die lothringiſche

Familie, die das nur durch die Thatsache begreifen konnte, reiste ab. Sie fuhr durch ein ungeheures Volksgedränge, das vor dem entthronten Fürsten, dessen Gattin weinte, den Hut abnahm; als die fliehenden so weit waren, daß sie nicht mehr hören konnten, flogen die abgenommenen Hüte und Mützen in die Luft und erhob sich der Ruf: Es lebe Italien! So rücksichtsvoll war das Volk dem fliehenden Feinde gegenüber. Einige hiesige Offiziere begleiteten den Flüchtling bis an die Grenze. Dort verlangte er seinen Begleitern die Hände zu drücken und sagte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre Begleitung, aber ich muß mein Bedauern aussprechen, daß es in Toskana nie eine treue Armee geben werde." Ein Oberst antwortete: „Kaiserliche Hoheit, Toskana wird eine treue Armee haben, sobald es einen italienischen Fürsten haben wird." — Der Großherzog zuckte die Achsel und fuhr weiter, die Offiziere ritten nach Florenz zurück, das sich indessen mit dreifarbigen Fahnen geschmückt hatte. Das war die ganze Revolution und von jenem Tage an war die Ordnung nicht einen Augenblick gestört, die Stimmung nicht einen Moment getrübt. Anfangs saß eine provisorische, dann eine definitive Regierung; darauf kam es nicht an; das Volk braucht kaum eine Regierung, höchstens eine Administration, die die Steuer erhebe und sie verwende.

Der Fremde, besonders wenn er von den kochenden Legationen kommt, kann sich Anfangs von seinem Erstaunen nicht erholen; ja er ist empört über diese Ruhe, über diese festliche Glückseligkeit mitten in einer so bewegten Zeit, in der sich's um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes handelt, in der alle Leidenschaften, selbst Haß, Mißtrauen, Argwohn nicht nur berechtigt, sondern selbst als Pflicht erscheinen.

Er ſucht das alte Florenz, das er aus der Geſchichte kennt, mit ſeinen gewaltigen Kämpfen, mit ſeinen Parteien, mit ſeinen Dolchen und Schwertern und Proſkriptionen, mit ſeinen Machiavellis und Guicciardinis, das Florenz, das an den Straßenecken, an die Pazzi, Albizzi, an Dante erinnert — er findet es nicht: er findet im Gegentheil — nach längerer Bekanntſchaft und dann nicht mehr empört — eine Stadt, von der er glaubt, daß ſie ohne alle Politik, ohne jede Regierung und ohne alle Revolutionen beſtehen könnte, denn ſie iſt vom ſanfteſten, wohlwollendſten, gebildetſten Volke bewohnt. Sieht er ſich näher um, überzeugt er ſich, daß er in der That in demſelben alten Toskana lebt, das er anfangs vergebens ſuchte, in demſelben Toskana, nur anders geworden; in einem Toskana, das nur die Folge des Alten iſt.

In Parma, der erſten italieniſchen Stadt, die dem Fremden mit auf ihrem Boden gewachſenen herrlichen Kunſtwerken, mit großartigen Architekturen und ſchönſten Bildern — den ſchönſten Correggios — entgegentritt, fällt es dem Beſchauer nicht ein, Jetzt und Einſt in irgend welche geiſtige Verbindung zu bringen, eben ſo wenig in Bologna, das mit einer unerhörten Anzahl von Kunſtwerken geſchmückt iſt, obwohl die meiſten Produkte der Bologneſer Schule eine Düſterheit zur Schau tragen, die ſehr wohl an Geiſt und Stimmung der heutigen Bewohner erinnern. In Parma und Bologna ſieht man immer den Abgrund, der zwiſchen jenen Kulturzeiten und dem heutigen Tage klafft; in Florenz im Gegentheil überall die Kontinuirlichkeit des civiliſatoriſchen Weſens. Darf man über Bildung und Milde eines Volkes erſtaunen, bei dem die Civiliſation nie ausgeſtorben, bei dem ſie vor hiſtoriſchen Zeiten beginnt und in den traurigſten Epochen der modernen

Geſchichte ſo zu ſagen unterirdiſch, ungeſehen, unmerklich fortwirkt? Civiliſationsadel iſt kein leerer Wahn. Auf dieſem Boden blühte eine myſteriöſe Bildung in Zeiten, die uns noch heute ein Geheimniß ſind; ſie breitete ſich über Rom aus, das ſie eroberte und lehrte durch griechiſche Anmuth und römiſche Kraft bereichert von da zurück. Unerräthſelte Monumente ſagen noch ſo viel, daß ſie hier fortlebte, während Barbarei des Verfalls, des neuen Germanenthums und des neuen Chriſtenthums den Reſt der Welt bedeckte; und während die aſcetiſche Kirche noch über den Erdkreis ihre dunklen Schatten warf, im tiefſten Mittelalter, zeugen auf toskaniſchem Boden die Werke Cimabue's, Giotto's, der Piſani, Gaddi, Orgagna, Dante von einer lichtvollen Bildung, die mitten in der Nacht den einzigen Flecken der Erde, Toskana mit beinahe helleniſch-klarem Lichte beleuchtet. Und nun durch drei überall ſonſt barbariſche Jahrhunderte hindurch, über Brunelleschi hinweg, über Fra Angelico, von Fieſole, dem ſeraphiſchen Verklärer düſteren Chriſtenthums, bis in die allgemeine Entfaltung aller ſchönſten menſchlichen Schöpferkraft, die in der Weltgeſchichte ohne Gleichen iſt. Aber es frommt nicht, die Geſchichte Toskanas zu erklären. Die Kenntniß ſeiner vielfachen Thaten und Kämpfe kann das Bild nur verwirren und trüben; man muß die Werke ſehen, die aus dieſer Geſchichte hervorgewachſen, die Monumente von Florenz, Piſa u. A., um ſich zu überzeugen, daß hier Licht war, helles Licht wie in dieſen Tempeln, während der Reſt der Welt in Byzantinismus und Gothik, das iſt in Aſcetik und Dämmerung ſtak. Die fremde Eroberung, das Papſtthum, die Monarchie haben die männliche Schöpferkraft gebrochen; aber die Geſchichte und ihre Produkte waren nicht verloren. Mit weiblichem Sinne ließ der

Toskaner die Werke ſeiner männlichen Zeit auf ſich wirken; in Mitte der herrlichſten Kunſtwerke lebend, die aus ſeinem eigenen Genius hervorgegangen, verſtand er ſie und ließ er ſich von ihnen erziehen, wie von den anderen Traditionen ſeiner Kultur. Unbewußt, ſtille ſtand er mit allen Wurzeln in einer uralten Bildung und jetzt, da er wieder am Tageslicht erſcheint, ſtaunen wir, ein mildes, höchſt civiliſirtes Volk vor uns zu haben, dem Fürſten und Prieſter die Bücher genommen, das aber in ſeinen Straßen und in den Erinnerungen alter Zeiten las.

Wie viele Länder und Städte ein vielerfahrener Ulyſſes geſehen, wie vielfache Sitte er erforſcht haben möge, er hat nichts geſehen und erforſcht, was ſich mit dieſem Lande, mit Sitte und Charakter dieſes Volkes vergleichen ließe. Ein Statiſtiker wird berechnen, wie viele Toskaner nicht ſchreiben und leſen können und daraus den Schluß ziehen, daß Toskana ein ungebildetes Land ſei; aber dieſe hergebrachten Kriterien der Bildung hören hier auf und der Statiſtiker wird ungerecht ſein. Das Volk kann nicht leſen, aber es hat edlere Formen, es iſt beſſer, milder, künſtleriſcher, anmuthiger als irgend eine aus Schulen hervorgegangene Nation. Der Touriſt, der die Geſellſchaft von Florenz kennen lernt, wird ſagen, daß die Florentiner Müſſiggänger ſind und er hat Recht, da er eben von dieſer eleganten Geſellſchaft ſpricht, die zu den verächtlichſten aller Städte gehört. Jene verderbte Welt, die wir aus Parini's Satyren kennen und die die Monarchie erzogen, iſt nicht ganz aus der neuen Zeit verſchwunden. Florenz iſt in vieler Beziehung ein großartiges Baden-Baden; das elegante Geſindel aller civili-

ſirten und uncivilisirten Länder, die Müſſiggänger und Abenteurer Englands, Frankreichs, Deutſchlands, Rußlands, Polens, der Wallachei ꝛc. verſammeln ſich hier und vermiſchen ſich in Florenz mit den Sprößlingen des alten Cicisbeats. Es giebt nirgends leerere Stutzer und frivolere Weltdamen als am Arno. Aber dieſe ſind nur ein Reſt der Welt, welche die Zuſtände unter den letzten Mediceis und den Lothringern geſchaffen; Produkte hiſtoriſchen und ſyſtematiſchen Verderbniſſes, Folgen einer monarchiſchen Politik, die nichts ſo ſehr fürchtete, als das Heranwachſen bürgerlicher Tugenden und nichts ſo ſehr begünſtigte, wie Verflachung, perſönliche Eitelkeit, äußerlichſte Genüſſe, Frivolität, lakaienhafte Gemeinheit. Daß trotz dieſer Zuſtände das Land ſich ſo erheben konnte, wie es gethan, daß ſelbſt aus dieſer Geſellſchaft heraus mit einem Male ſich große Beiſpiele ſchönſter Bügertugend geltend machten, das iſt es gerade, was Toskana als ein zukunftfähiges Land erſcheinen läßt. Wie viele dieſer leeren Stutzer verwandelten ſich, als die Zeit kam, ſchon im Jahre 1848, plötzlich in begeiſterte Jünglinge, die ſich mit Heldenmuth ihrem Capua entriſſen und den Beſchwerden des Krieges und den Gefahren des Todes entgegeneilten. Bei Curtatone und in letzter Zeit bei Magenta und Solferino ſtanden junge Männer, die Hunderttauſend Lire jährlich zu verzehren haben, als gemeine Soldaten in Reihe und Glied; daß viele andere in der neuen toskaniſchen Armee nicht dazu kamen, für das Vaterland Blut und Leben zu laſſen, war die Schuld von Villafranca, nicht ihre. Andere, die vordem ihre Tage in den Boudoirs ruſſiſcher Damen verzärtelten, ſitzen ſeitdem in den Bureaus der neuen Regierung. Jene eitlen, leeren Weltdamen wurden

zum Theil uud ſchon ſeit 1848 zu römiſchen Matronen, die ihren erſten Sohn, dann den zweiten, dann den dritten in's Feld ſchickten, nachdem ſie ſich durch zehn Jahre aller Vergnügungen beraubten, um durch ihre Zurückgezogenheit mit in den Widerſpruch gegen die beſtehenden Verhältniſſe einzuſtimmen. Die Patrizier, deren ſich viele, wie die Ariſtokraten aller andern Länder, im Laufe zweier Jahrhunderte in Höflinge und Kammerherren verwandeln ließen, erinnerten ſich, im Gegenſatze zu der anderen Ariſtokratie Europas, bei der Erhebung ihres Vaterlandes zu einem menſchenwürdigeren Daſein, ihrer Namen, die auf jedem Blatte der toskaniſchen Geſchichte genannt ſind, und wurden gute Bürger. Ob Ariſtokraten jemals wirkliche Freunde der Freiheit werden können, iſt freilich auch hier die Frage, trotz dem Muthe, der Opferwilligkeit und Selbſtverläugnung, welche die toskaniſchen gezeigt haben. Aber zur Zeit iſt die ariſtokratiſche Idee in Italien eben ſo wie die kir[illegible]che, ja ſelbſt die politiſche vor der nationalen in den H[illegible]grund getreten. Uebrigens iſt der florentiniſche Ari[illegible]f ſo weit ihn die Monarchie nicht verdorben, in Tosbeſonders in Florenz ein anderer; er iſt mit der [illegible]hte des Volkes viel inniger und demokratiſcher ver[illegible]als ſonſt wo, und jedenfalls iſt ihm eine vorbereitende Freiheitsbeſtimmung zugedacht, wie die Beſtimmung der Männer dritten Standes vor und nach der Julirevolution geweſen.

Aber es giebt nicht bloß edle aus dem Charakter und der Geſchichte ſtammende Inſtinkte; Toskana beſitzt auch eine ſolide, tiefgehende, bewußte moderne Bildung. Was wir in Modena erfahren, wird uns hier durch bei weitem

zahlreichere Beiſpiele beſtätigt. Gelehrſamkeit, Bildung, edler Geſchmack treten nicht, wie im vorigen und ſiebenzehnten Jahrhundert als vereinzelte Erſcheinungen auf; ſie gehören bereits ganzen Klaſſen und Ständen. Die Zahl derjenigen, die ſich durch hiſtoriſche, naturwiſſenſchaftliche, literariſche und künſtleriſche Bildung auszeichnen, iſt erſtaunlich groß und verwiſcht mehr als in anderen civiliſirten Ländern Grenzen und Unterſchied der Stände. Nirgends wie hier iſt Wiſſen ein Adelstitel, der alle Thore öffnet und alle Wege ebnet. Die Beſetzung der Stellen ſeit der Aprilrevolution hat das genugſam bewieſen. Der Salon des alten Vieuſſeux, des Freundes aller bedeutenden Menſchen, die Italien ſeit vierzig Jahren hervorgebracht, iſt einer der merkwürdigſten Vereinigungspunkte für Wiſſen und Talent, wie ihn nicht Berlin, nicht Rom aufzuweiſen hat. Dorthin muß der Fremde gehen, um ſich zu überzeugen, daß noch mehr als drei Hochſchulen und daß mehr Akademien in Toskana mit würdigen Mitgliedern beſetzt werden können. Die alte Stube, in der Colletta, die Pepe's, Giordano, Giuſti, Caponi und ſo viele andere der ausgezeichnetſten Menſchen dieſes Jahrhunderts heimiſch waren, ſieht noch heute an jedem Sonnabend eine Geſellſchaft, die nur die erweiterte und entfaltete Fortſetzung jener Zeit repräſentirt. Neben Michele Amari, Vanucci, Giudicci, Lambruſchini und anderen Berühmtheiten erholen ſich hier in dieſer durchgeiſtigten Atmoſphäre der Miniſter Ridolfi, der in ſeiner viermonatlichen Thätigkeit für den Unterricht mehr gethan, als die Lothringer in vier Menſchenaltern, Ricaſoli, Buoncampagni und andere öffentliche Charaktere, denen man es anſieht, daß ſie ſich für ihre Laufbahn nicht allein in Bureaus

ausgebildet haben, und verſammelt ſich eine ſtrebſame Jugend, die ſich ſolcher Vergangenheit und Gegenwart als vielverſprechende Zukunft anſchließt. Von der in Toskana herrſchenden Bildung und Gelehrſamkeit würde ſchon eine Aufzählung aller der wiſſenſchaftlichen Organe, die ſelbſt unter dem Drucke, gegen den Willen der Regierung, gegründet wurden, einen großen Begriff geben, geſchweige die plötzliche Entfaltung, die ſich in der Freiheit überall ausbreitet. Aber ſolche Aufzählungen liegen außer dem Bereiche eines ſummariſchen Berichtes; es muß die Verſicherung genügen, daß man auf wenigen Punkten der Welt, auf ſo kleinem Raum, ſo viel Talent, Streben, Wiſſen und Patriotismus vereinigt findet, wie in Florenz, überhaupt in Toskana. Die alten Zuſtände, die Abtrennung von Europa, dann die Beſcheidenheit und der Patriotismus dieſer Männer, der ſie bewog, ſich im Innern zu koncentriren, daheim zu wirken und ihren Ruf nach Außen zu vernachläſſigen, ſind allein Schuld daran, daß ſich Toskana in dieſer Beziehung nicht eines größeren Ruhmes erfreut und daß der Fremde bei dem Schauſpiele, das ſich ihm hier bietet, faſt beleidigend ſtaunen muß.

Um aber vom Einzelnen wieder auf das Volk im Ganzen und zum Theil auf die geſtürzte Regierung zurückzukommen, ſo iſt die Antwort bezeichnend, die der Fremde auf die Frage erhält, warum man denn die Lothringer, die doch ziemlich milde regierten, weggejagt habe? Die Antwort verwandelt ſich in die Frage: Und das Mittel, ein ſolches Volk hart zu regieren? In der That giebt es auf dieſe Gegenfrage keine Erwiderung. Die Weichheit und Nachgiebigkeit dieſes Volkes macht jede

energiſche Unterdrückung unmöglich und würde jede härteſte Tyrannei unſcheinbar machen. Es giebt nach, es erträgt und es ſchreit nicht. Nur eine grauſame, blutige Regierung, die an Grauſamkeit und Blut eine zweckloſe Freude hätte, könnte ſich in Toskana bemerklich machen; jeder andere Druck geht geräuſchlos vorüber, wie ein Druck auf ein weiches Kiſſen. Miniſter Landucci wußte das ſehr wohl und in der Verzweiflung, die Aufmerkſamkeit der europäiſchen Reaktion nicht erwecken zu können und in der Abſicht, die heimiſche Reaktion nach 1849 auf lärmende Weiſe einzuleiten, einen Terrorismus als nothwendig erſcheinen zu laſſen, ließ er in Sta. Croce auf unſchuldiges, betendes Volk von Weibern und Kindern ſchießen. Die Unterdrückung des Statutes über das Konkordat mit Rom, welches das alte freie, toskaniſche Kirchenrecht vernichtete, nur um den Papſt für Oeſterreich zu gewinnen und andere ſolche Willkürlichkeiten ließ ſich das Volk ruhig gefallen, ohne ſie jedoch zu vergeſſen. Es hätte ſich noch mehr gefallen laſſen, wenn nicht die Nationalität im Spiele geweſen wäre. Durch ihre öſterreichiſche Politik und durch hundert Einzelnheiten haben die Lothringer fortwährend daran erinnert, daß ſie Fremde waren und daß Italien nichts von ihnen zu hoffen habe. Unglücklicherweiſe für ſie thaten ſie das noch im letzten entſcheidenden Momente, indem ſie Florenz wollten bombardiren laſſen, eine Abſicht, deren Barbarei ſelbſt der Fremde nicht begreift und die den Florentinern ungeheuer erſcheinen mußte. Ein Menſch, in deſſen Blute nur ein italieniſcher Tropfen fließt, deſſen Geiſt nur eines kleinſtes civiliſatoriſchen Momentes fähig iſt, konnte dieſer reizendſten und von Werken der Schönheit bevölkerten Stadt gegenüber unmöglich

einen Augenblick lang einen ſolchen Gedanken haben, und er war bei den Lothringern ſeit lange vorbereitet. Sie waren alſo dieſem Volke als Feinde des Vaterlandes und als Barbaren doppelt fremd. *)

Aber wenn die Lothringer dem Volke fremd waren, ſo folgt daraus noch nicht, daß die neue Regierung dem Geiſte Toskanas ganz und gar homogen und ſeiner würdig ſei. Sie iſt es nicht. Das Volk iſt mehr werth als die jetzige Regierung und wenn aus dieſer Ungleichheit des Werthes bisher kein Antagonismus hervorgegangen, ſo iſt

*) Das Faktum, daß Großherzog und Sohn Florenz wollten bombardiren laſſen, das ſo vielfach beſtritten wurde, ſteht heute außer allem Zweifel. Die Schülerinnen im Mädcheninſtitut der Großherzogin wurden auf das Bombardement vorbereitet. Man ſagte ihnen, ſie ſollten nicht erſchrecken, wenn ſie vom Fort des Belvedere her Kanonendonner hören. Sie ſeien ſicher, auf ihr Haus werde nicht geſchoſſen werden. Uebrigens ſchieße man nur, um einen Sieg der Oeſterreicher über die Franzoſen zu feiern. — Aber offenbar erfunden iſt folgende Anekdote. Ein toskaniſcher Hofmann des Großherzogs, der davon gehört hatte, daß Florenz beſchoſſen werden ſollte, kam zu dieſem, um von der That abzurathen. „K. Hoheit,“ ſagte er, „es wird ſich kein Toskaner finden, der auf die Stadt Dante's feuere.“ — „Al Diavolo Dante!“ rief der Großherzog. — „Al Diavolo Dante?“ brummte der Toskaner, — „al Diavolo il Granduca,“ fügte er hinzu, indem er aus der Thüre ging, um nie wieder zu ſeinem Herrn zurückzukehren. — Dieſe Anekdote iſt, wie geſagt, offenbar erfunden, aber ſie beweiſt, für wie fremd man den Großherzog gehalten, denn kein Toskaner wäre fähig, ſelbſt auf der Tortur nicht, „al Diavolo Dante“ zu ſagen. Man kann auf Gott, die Madonna und alle Heiligen ſchimpfen; ein grobes Wort gegen Dante iſt eine pure Unmöglichkeit. — Es giebt noch viele andere Anekdoten ſolchen Charakters.

das das Verdienſt des Volkes, welches durch Widerſpruch die Schwierigkeiten einer umgeſtaltenden Uebergangszeit nicht erhöhen will. Das Volk von Toskana hat durch neun Monate und zwar in den ſchwierigſten, aufgeregteſten Zeiten gezeigt, daß es eigentlich gar keiner Regierung bedarf, daß es ohne Regierung beſtehen könnte, wie es ohne Fürſten beſteht, mit einem Worte, daß es eigentlich ein vortreffliches, republikaniſches Volk ſei, das keinen andern Zügel braucht, als den es ſich ſelbſt anlegt. Und die Regierung, wie ſie heute zuſammengeſetzt iſt, beſteht zum großen Theil aus doktrinären Männern. Doktrinär aber ſind ſolche Menſchen, die an Freiheit und Selbſtbeſtimmung viel weniger glauben, als viele der ärgſten Abſolutiſten, die an Dergleichen oft nur nicht glauben *wollen*. Doktrinäre haben Dogmen, gefrorene Dogmen, die ihnen höher ſtehen, als alle Erfahrungen und als alle ſchönſten Eigenſchaften, die je ein Volk manifeſtiren kann; nach dieſen Dogmen handeln und denken ſie in allen Verhältniſſen, unter allen Klimaten. Es iſt ſonderbar: das Philiſterthum, das ſich ſeit Cicero's Zeiten niemals in der italieniſchen Geſchichte geltend gemacht, es tritt heute in der Geſtalt des Doktrinarismus auf, in der Geſtalt jener Fledermaus, die nicht Maus, nicht Vogel iſt, nicht geht und nicht fliegt und am liebſten in der Dämmerung erſcheint. Italien dankt das dem Kontakt mit dem übrigen Europa, aus deſſen Schule viele ſeiner Staatsmänner hervorgegangen; eine eingeborne Frucht iſt der Doktrinarismus nicht. Der von Toskana zeichnet ſich wie überall aus durch einen eingewurzelten Haß gegen jede freie, ſpontane, menſchliche Regung, die nicht in ſeine engen Formen paßt, und gegen den Republikanismus, und, wie überall, durch Selbſtüber-

ſchätzung, durch Glauben an ſeine Unfehlbarkeit und, in Folge deſſen, durch einen kalten Fanatismus jedem Widerſpruch jeder anderen Meinung gegenüber, die ihm unerträglich ſcheint. Wo er tranſigiren und Zugeſtändniſſe machen muß, iſt er, ebenfalls wie überall, mehr geeignet ſich dem geſchriebenen todten Rechte als dem lebendigen, natürlichen zu fügen. Die Doktrinäre der toskaniſchen Regierung und ihre Anhänger laſſen keine Gelegenheit vorüber gehen, in ihrem Monitore und in anderen offiziellen und offiziöſen Blättern dem Republikanismus und dem Jahre 1848, wie man ſich auszudrücken pflegt, einen Fußtritt zu geben; auf die Ruhe, die unter ihrem Regime herrſcht und auf die Unruhe des genannten Jahres hinzuweiſen, die beſten Männer der republikaniſchen Partei herabzuſetzen oder mit einer großmüthigen Anerkennung zu beleidigen, nicht bedenkend, daß im Jahre 1848 eine Revolution mit Parteien im Innern gemacht worden und daß man jetzt einen Krieg mit einem äußeren Feinde führe, zu deſſen Bekämpfung ſich alle Parteien ſelbſtſtändig und aufopfernd auf nationalem Boden vereinigten, nicht bedenkend ferner, daß die Kämpfe und Erfolge des Jahres 1859 durch die Kämpfe, Leiden und ununterbrochenen Arbeiten der anderen Parteien, auf die ſie heute herabſehen, vorbereitet worden und daß jene ohne dieſe unmöglich geweſen oder ganz und gar der fremden Hülfe verdankt worden wären. Nein, ſie geberden ſich, als ob ſie die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens erfunden hätten, als dankte man den ganzen Stand der Dinge nur ihnen, als hätten ſie es auch ohne alle Antecedentien dahin gebracht, wo Italien heute iſt. Sobald ſie zur Regierung kamen, verlangten ſie von Volk und Parteien jene Abdankung, mit

der ihre Unfehlbarkeit allein am Ruder bleiben kann, und Volk und Parteien verleugneten ſich mit jenem Heldenmuthe, den wir ſchon erwähnt und der für die ganze italieniſche Bewegung bezeichnend iſt. Anfangs freilich erſchrickt man über den Schlaf, in den man das Volk gewiegt, über die Friedfertigkeit, zu der man es mit allen Mitteln gezwungen; man fragt ſich, ob, wenn ein neuer Kampf bevorſteht, noch die rechte Thatkräftigkeit da ſei, ob der Feind nicht ein verſchlafenes Lager finden werde? — aber bei näherer Bekanntſchaft beruhigt man ſich. Das nationale Gefühl iſt nicht eingeſchlafen; man bedurfte der Aufregungen und der Regſamkeit nicht, um wach zu bleiben. Man haßt nicht, man iſt nicht erhitzt, man iſt nicht fanatiſch, aber man iſt entſchloſſen.

So iſt mir Italien in den Hauptorten jener Theile, denen es vergönnt war an der Bewegung Theil zu nehmen, ſo ſind mir Stimmung und Charaktere in Mailand, Turin, Parma, Modena, Bologna, Florenz und in manchen weniger bedeutenden Städten und hie und da im offenen Lande entgegengetreten. Ich glaube, daß die Schlüſſe, zu denen dieſe Erſcheinungen nicht nur berechtigen, ſondern vielmehr zwingen, im Ganzen höchſt tröſtlich und für die Zukunft vielverſprechend ausfallen müſſen. Keines der Völker, die ſich in modernſter Zeit zu einer nationalen Exiſtenz glücklich oder unglücklich aufrafften, Griechenland, Polen, Ungarn, iſt ſo ausgerüſtet und ſo ſchön in ſeiner Erſcheinung auf dem Kampfplatze erſchienen wie Italien. Mögen ſeine Feinde, aufrichtig überzeugt oder politiſch lügenhaft, ſeine Zukunft anzweifeln, wer es in der Nähe betrachtet, giebt zu, daß es alle Elemente beſitze, um eine

große Nation zu bilden, um einſt, vielleicht bald als mächtiger Bundesgenoſſe der Freiheit und Civiliſation Europas aufzutreten. Oeſterreichiſch geſinnte Deutſche, die voll Vorurtheil hierher gekommen, wie praktiſche Engländer, die das Land als kühle Beobachter bereiſten, haben mir das nach kurzem Anfenthalte zugegeben. Damit iſt freilich nicht geſagt, daß Italien nicht noch unterliegen könne; hiſtoriſche und moderne, außerhalb des Volkscharakters liegende Verhältniſſe, wie plumpe materielle Uebermacht können das Volk aufs Neue überwältigen und ſich erdrückend über daſſelbe herwälzen: aber ſie können die Zukunft nicht mehr vernichten und die großen Eigenſchaften, die ſich entfaltet und die die Geſchichte wird anerkennen müſſen, nicht mehr entwurzeln.

Was uns Deutſche betrifft, ſo haben wir alle Urſache Italien die beſten Erfolge zu wünſchen. Ein freies und unabhängiges Italien iſt an ſich eine Schwächung jener Macht, die ſich von jeher der Einigung der nationalen Exiſtenz, der Freiheit Deutſchlands widerſetzte. Ein kräftiges Italien iſt der beſte Bundesgenoſſe Deutſchlands, denn die beiden Länder haben einen gemeinſchaftlichen Feind, ſo lange Eroberung oder Einfluß in der Fremde zu den traditionellen Forderungen europäiſcher Politik gehören. Die Allianz mit Frankreich kann durch Jahre dauern, ſo lange die Folgen eines gemeinſchaftlich unternommenen Krieges, die daraus entſtandenen Verpflichtungen und die Dankbarkeit nachwirken; endlich aber tritt das natürliche auf der geographiſchen Lage und den Intereſſen beruhende Verhältniß wieder ein; dann hat Italien dort, wo Frankreich ebenfalls drohend an der Grenze ſteht, den

natürlichen Bundesgenossen zu suchen und vice versa auch Deutschland. So sind wir bei einem starken Italien noch mehr interessirt als England, das sein Interesse längst erkannt hat, obwohl es bei Erstarkung der Halbinsel die Einbuße eines Theiles seines Einflusses im mittelländischen Meere zu fürchten hat. — Mit der Befreiung Italiens wird ein Prinzip festgestellt, das vor Allem dem zerrissenen Deutschland zu Gute kommen muß, dessen Zustände mit den italienischen so große Analogie haben; und ein Prinzip, das von der Civilisation, wie sie der deutsche Geist versteht, heilig gesprochen werden muß. Denn mit der Heiligsprechung dieses Prinzips, das allen Völkern seine Individualität sichert, beginnt mit der Sicherung der einzig natürlichen Gränzen, die Anbahnung jenes Friedenszustandes, welcher der Bildung höchstes und schönstes Ziel ist. Es ist Zeit, daß wir jenen seit lange steril gewordenen romantischen, den Geruch der Barbarei tragenden Wahn einer Herrschaft über Italien aufgeben; er ist keines Volkes so wenig würdig, wie des universellen, weltbürgerlichen Deutschen; er hat uns durch Jahrhunderte unser Blut, unsere beste Kraft und endlich unsere Einheit gekostet, indem er das Fürstenthum erstarken machte, während sich das Reich in Italien verblutete. Wir haben mit jenen Traditionen nichts zu thun; sie tragen nur dazu bei, Prinzipe aufrecht zu halten, unter denen Deutschland am meisten leidet, Deutschland mit Oesterreich zu identifiziren und es in der Fremde für Anderer, ihm selbst nachtheilige Interessen verhaßt zu machen.

Man hat uns ein neues Schreckbild aufgestellt, den Pan-Romanismus oder Pan-Latinismus, der mit einer

Einigung der Völker romaniſcher Zungen unter franzöſiſcher Hegemonie drohen ſoll. Das Wort drückt einen bei weitem größeren Unſinn aus als Panſlavismus und Pangermanismus. Frankreich, die pyrenäiſche, die apenniniſche Halbinſel haben nichts mit einander gemein als höchſtens die Rivalität im mittelländiſchen Meere. Die Charaktere der drei Völker gehen noch weiter auseinander als ihre Intereſſen und ihre hiſtoriſche Entwicklung. Es giebt keine drei Völker in Europa, die drei ſo verſchiedene Geſchichtsentwicklungen durchgemacht hätten. Man beruft ſich auf die Verwandtſchaft der Sprachen. Sie ſind allerdings Töchter der Lateiniſchen, aber dieſe iſt von den Eroberern den verſchiedenſten Stämmen auferlegt und ſpäter von anderen eingewanderten, erobernden Stämmen angenommen worden; in den romaniſchen Ländern ſind Verwandtſchaft der Sprache und Verwandtſchaft der Völker zwei Dinge, die nichts mit einander gemein haben, die einander nicht bedingen, wie in ſlaviſchen und germaniſchen Ländern. Der Panromanismus iſt die grundloſeſte aller Chimären, die in dieſem Jahrhunderte ausgeheckt worden, da er weder auf Intereſſen und Charakteren, noch auf Geſchichte und Stammverwandtſchaft beruht.

Wir haben von Italien nichts zu fürchten; wir haben vom Siege der italieniſchen Sache Alles zu hoffen, was in der immer enger werdenden europäiſchen Familie, was bei der Gemeinſchaftlichkeit civiliſatoriſcher Intereſſen vom Siege eines civiliſatoriſchen, d. i. freiheitlichen Prinzips zu hoffen iſt. Uns Deutſchen, dem univerſellſten Volke germaniſchen Stammes, geſellt ſich mit einem freien ſtarken Italien, in der Arbeit für Freiheit und Kultur, das uni-

verfeilſte Volk romaniſcher Zunge als geiſtvoller und von der Natur reich begabter, edler Helfer bei. Und wir ſollten es zurückweiſen? Wir ſollten ihm nicht vielmehr mit Liebe und Anerkennung entgegenkommen? . . . .

Florenz, den 1. Februar 1860.

Moritz Hartmann

Die erſte politiſche Hinrichtung in den Vereinigten Staaten.

John Brown.

Von

Friedrich Kapp.

Der zweite December, bisher nur ein dies nefastus in der neueren europäiſchen Geſchichte, iſt es jetzt auch in den Annalen der Vereinigten Staaten geworden. An dieſem Tage wurde nämlich John Brown im Jahre 1859 gehängt. Er hatte mit den Waffen in der Hand verſucht, die Sklaven zur Empörung zu reizen und die Sklaverei in Virginien aufzuheben. Allein er unterlag. Darum machte ihm dieſer Staat den Prozeß und richtete ihn hin. Das iſt einmal der Lauf der Welt. Dagegen läßt ſich „von Rechtswegen" nichts einwenden. Alſo auch John Brown wurde „von Rechtswegen" gehängt: das war ganz in der Ordnung. Wer in die Höhle des Löwen geht, der muß wiſſen, daß alle Fußſpuren hinein, aber ſo gut wie keine herausführen. Wenn jemals ein Mann, das wußte und dem entſprechend handelte, ſo war es Brown.

Aber wie kam er zu der That? Warum wandte er ſich gegen Virginien, warum gerade gegen den älteſten ſüdlichen Staat? War das Zufall oder Abſicht, war es Marotte oder ein wohlüberlegter Plan? Warum verfiel Orſini nicht auf einen Anſchlag gegen den König Kamehameha oder irgend ein antiquirtes Duodezfürſtchen ſtatt gegen Louis Napoleon? Louis Napoleon war ihm ein representative man, der eigentliche, höchſte und vollendetſte

Ausdruck einer ganzen Spezies, und Virginien iſt ein Staat, der ebenfalls eine ganze Klaſſe repräſentirt. Mit Louis Napoleon wollte jener ein ganzes Syſtem ſtürzen, und mit dem Ruin von Virginien, wie ihn Brown beabſichtigte, wird die Baſtille der amerikaniſchen Sklaverei und Knechtſchaft gewonnen.

Wir wiſſen wenig über die Vergangenheit Browns; ſie läßt ſich in einigen Sätzen erſchöpfen. Seine Vorfahren waren ſechs Generationen hindurch Farmer und zuerſt in Neu-England anſäſſig. Sie werden als ehrenwerthe, offene und ſchroffe Charaktere geſchildert, als würdige Nachkommen jener Pilgerväter, welche die zähe Energie und den hingebenden Enthuſiasmus des revolutionären Englands auf amerikaniſchen Boden verpflanzten. John Brown ward zu Anfang des Jahrhunderts im nordöſtlichen, gebirgigen Theile von New-York geboren und wuchs als Farmer auf. Die erſten Eindrücke des Knaben, eine rauhe, wilde Gebirgsgegend, der Umgang mit einfachen, aber kräftigen und frommen Wald- und Landleuten übten ſelbſtredend auf den Charakter des ſich bildenden Mannes einen bedeutenden Einfluß aus.

Er iſt eine offene und ehrliche Natur, in welcher der altteſtamentariſche Geiſt ſeiner Väter jene unerbittliche Conſequenz, jenen kühnen ſich bethätigenden Idealismus und jene faſt dämoniſche Kraft erzeugt, die wir in Cromwell und ſeinen Puritanern bewundern. In dem Manne iſt nichts Halbes, er geht, ohne Rückſicht auf die Wahrſcheinlichkeit eines Erfolges, mit wahrhaft bibliſchem Fatalismus und Fanatismus auf ſein Ziel los. Vor der Kriſe von 1837 war Brown einer der unternehmendſten Geſchäftsleute im nördlichen Ohio. Im Jahre 1838 finden wir ihn als Wollmakler in Springfield in Maſſachuſetts,

von Allen, die ihn kennen, geliebt und geehrt. Er hatte inzwiſchen und ſpäter in verſchiedenen Theilen der Union als Farmer gelebt. Er war bereits fünfzig Jahre alt, als er mit dem Beſtehenden in Conflikt gerieth, erſt 1854 trat er als ein öffentlicher Charakter vor das ganze Land, in dieſem Jahre zog er nach Kanſas.

Dieſem in letzter Zeit ſo vielfach genannten, weſtlich von Miſſouri gelegenen Territorium ſollte von der Bundesregierung unter dem Vorwande, daß die Bewohner eines jeden Gebietes deſſen ſouveräne Herren ſeien, alſo auch namentlich deſſen Geſetze ohne Genehmigung des Kongreſſes machen könnten, die Sklaven aufgezwängt werden. Nach der neuen Erfindung der Herren Douglas und Pierce, der ſogenannten Squatterſouveränitätslehre, entſchied alſo die Majorität über den politiſchen Charakter des angehenden Staats. Die Bürger der freien Staaten erkannten die ihnen drohende Gefahr; ſie wanderten zu Tauſenden nach Kanſas aus, um das Territorium den aus Miſſouri eindringenden Sklavenhaltern abzugewinnen. Es entbrannte zwiſchen Norden und Süden in den Prairien des Weſtens ein Kampf auf Leben und Tod; er entſchied ſich nach dreijährigem Schwanken zu Gunſten des Nordens.

Brown, der mit ſeinen ſieben Söhnen nach Kanſas gekommen war, ſteht natürlich von vornherein auf Seiten der Freiſtaatleuten. Indeſſen hält er ſich, ein geſchworener Feind aller Politik und Schönrednerei, anfangs als friedlicher Farmer fern vom Getriebe der kämpfenden Parteien, bis die Miſſourier Grenzſtrolche die Ruhe ſeines Hauſes gewaltſam zerſtören und den Mann der Pflugſchaar zu dem kühnſten und verwegenſten Parteigänger machen. Einer ſeiner Söhne, Friedrich, wird auf offener Straße wehrlos von einer Bande Miſſourier überfallen und brutal

ermordet; ein anderer, John, nach der Einnahme der freistaatlichen Anſiedlung Oſſawatomie, mitten im Sommer ohne Kopfbedeckung und mit Ketten beladen, einige fünfzehn Meilen weit von den Grenzen durch die offene Prairie getrieben, ſo daß er in Folge dieſer grauſamen Behandlung wahnſinnig wurde. Brown's und ſeiner Söhne Häuſer werden bald darauf niedergebrannt; ſeine Nachbarn und Freunde ermordet. Die höchſte Bundesgewalt ſchützt und begünſtigt die Mörder und Räuber, handelten dieſe doch im Intereſſe der Sklavenhalter gegen den Norden; ſie ſelbſt hilft die Saat ausſtreuen, die bald genug als Frucht in Virginien aufgehen ſollte! Alſo auch Brown kann keine Gerechtigkeit finden; er nimmt das Recht in ſeine eigene Hand, er rächt ſich ſo gut er kann: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Bald wird er einer der gefürchtetſten Freiſtaatleute. Die Grenzſtrolche ſetzen einen Preis auf ſeinen Kopf aus; aber Brown ſchießt ſie nieder wie die Spatzen, hintergeht und überwältigt ſie und triumphirt überall über ſeine Feinde. Er entwickelt in dieſem Guerillakriege alle glänzenden Eigenſchaften ſeines Geiſtes, Muth, Umſicht, Kaltblütigkeit und unermüdliche Energie und erweckt die Bewunderung von Freund und Feind.

Als ihm einſt der Gouverneur von Kanſas bemerkte, daß die Miſſourier über Kurz oder Lang ſeinen Skalp (abgezogene Kopfhaut) haben würden, da ſie ſich Alle zu ſeinem Untergange verſchworen hätten, entgegnete Brown ruhig lächelnd: „Der Engel des Herrn wird mich bewahren.“ Er erntete die größten Lorbeeren nach der Einnahme von Oſſawatomie, wo er mit dreißig Mann die mehrere Hunderte zählenden Miſſourier angriff und zerſtreute, nachdem er ſechszig von ihnen getödtet hatte. Er hieß ſeit dieſer

Heldenthat im Munde des Volkes immer der Oſſawatomie-Brown. Doch nicht genug damit, die Angriffe der Miſſourier abzuwehren, ſo trug er den Krieg in ihr eigenes Lager. Er befreite zu verſchiedenen Zeiten die Sklaven in den an Kanſas gränzenden Grafſchaften von Miſſouri und führte mehrere Züge Schwarzer mit den Waffen in der Hand durch Kanſas, Nebraska, Jowa, Illinois und Michigan nach Kanada. „Gebt mir Männer mit geſunden Grundſätzen," pflegte Brown zu ſagen, „Männer, die ſich ſelbſt achten und mit einem Dutzend von ihnen will ich Hunderten dieſer durch Schnaps und Beute zuſammengehaltenen Gränzbanden die Spitze bieten." In dieſen wenigen Worten ſpricht ſich der Charakter des Mannes aus; das iſt der von den Todten wiedererweckte Cromwell'ſche Puritaner, der auf Gott vertraut und ſein Pulver trocken hält.

Brown verſchwand auf einige Jahre. Von Haus und Hof vertrieben, ohne ſtetigen Heerd kannte er jetzt kein anderes Ziel als Rache für Kanſas, Krieg gegen die Sklaverei. Er ſuchte einen allgemeinen Sklaven-Aufſtand zu organiſiren; doch ſcheint er über die erſten Verſuche nicht hinausgekommen zu ſein. Plötzlich tauchte er am 16. Oktober 1859 Abends bei Harpers Ferry wieder auf. Dieſer kleine, etwa 3000 Einwohner zählende Ort liegt am ſüdlichen Ufer des Potomac, im Staate Virginien, gegenüber Maryland und nicht weit von Penſylvanien. Es befindet ſich dort ein bedeutendes Vereinigten Staaten-Zeughaus. Brown hatte ſchon ein Jahr vorher in der Nachbarſchaft eine Farm gemiethet, um die Gegend genauer kennen zu lernen und von hier aus auf die Befreiung der Sklaven in Virginien und Maryland zu wirken. Er rechnete auf deren Erhebung in Maſſe und beabſichtigte einen Marſch in das Innere von Virginien. Seine Vorberei-

tungen waren, ſo weit es auf Munition und Waffen ankam, ſehr gut getroffen. Man fand in ſeinem Hauſe über 1500 Gewehre, Aexte, Piken und Säbel. Allein in der Hoffnung auf maſſenhafte Betheiligung am Zuge täuſchte er ſich; die Freunde und Vertrauten blieben aus. Trotzdem machte er ſich mit ſiebenzehn Weißen und vier Schwarzen auf den Weg. Brown bemächtigte ſich am 16. Oktober Abends des Zeughauſes in Harpers Ferry ohne jeden Widerſtand, führte verſchiedene in der Nachbarſchaft gemachte Gefangene dahin ab und beſetzte die über den Potomac führende Eiſenbahnbrücke. Die Einwohner des Ortes unterwarfen ſich im feigen Schrecken, ſie erblickten in den 22 Angreifern eine ganze feindliche Armee und ergaben ſich, ohne nur den Verſuch eines Widerſtandes zu wagen, auf Gnade und Ungnade. So war Brown während des ganzen 17. Oktobers der unbeſchränkte Herr eines wichtigen Waffenplatzes; er verſäumte jedoch, ſeine Lage gehörig auszubeuten. Statt die Eiſenbahnbrücke abzubrechen, die Züge aufzuhalten, den Ort niederzubrennen und dann ins offene Land zu ziehen, ſchonte er aus falſcher Humanität ſeine Gegner mehr als er im eigenen wohlverſtandenen Intereſſe gefollt hätte. Am 18. Oktober früh Morgens kamen die Vereinigten Staaten Marine-Truppen an. Sie ſtürmten das Zeughaus, Brown mußte ſich nach einer kurzen, aber tapfern Gegenwehr ſchwer verwundet ergeben; ſeine beiden mitkämpfenden Söhne waren an der Seite des Vaters gefallen. In ſeinem Beſitze fand ſich die vollſtändig ausgearbeitete, ziemlich konfuſe Conſtitution einer neuen proviſoriſchen Regierung, an deren Spitze er als Obergeneral ſtand. Im Gegenſatz zu dieſen unklaren Beſtrebungen ſpricht ſich Brown in ſeinen Proklamationen und in der mündlichen Anordnung ſehr bewußt und klar

über ſein Ziel aus. „Wir ſind Abolitioniſten des Nordens,“ ſagt er ungefähr; „wir kommen, Euch Eure Sklaven abzunehmen und ſie zu befreien; unſere Organiſation iſt weit verzweigt und muß durchdringen. Ich habe viel in Kanſas gelitten und erwarte, daß ich auch hier leiden werde für die Sache der Freiheit. Sklavenhalter betrachte ich als Räuber und Mörder und ich habe geſchworen, die Sklaverei zu vernichten und meine Mitmenſchen zu befreien. — — Ihr Leute im Süden ſolltet Euch vorbereiten auf die Löſung der Sklaven-Frage. Sie muß kommen und wird kommen, ehe Ihr ſie erwartet. — Mit mir werdet Ihr bald fertig ſein — ich bin ſchon nahezu abgethan — aber mit dieſer Sklavenfrage ſeid Ihr noch lange nicht fertig!“

Die Gefangenen wurden von dem feigen Pöbel aufs Brutalſte mißhandelt, ihre Leichen ſogar noch verſtümmelt und im Triumph durch die Gaſſen geſchleppt. Brown dagegen erfreute ſich einer ſehr ſorgſamen Pflege, weniger aus Humanität, als aus dem Wunſche, Aufſchlüſſe von ihm zu erlangen und dem Staate Virginien, ſo wie dem ganzen Süden den Genuß eines hochnothpeinlichen Halsgerichts zu gönnen. So wurde denn ſchleunigſt am 25. Oktober, obwohl er noch ſchwer an ſeinen Wunden darniederlag, die Unterſuchung gegen Brown in Charleſtown, dem benachbarten Gerichtsſitze, eröffnet und am 2. November geſchloſſen. Dieſe Unterſuchung iſt ein Hohn auf die Juſtiz und eine der widerlichſten Farcen, die je im Namen des Rechtes aufgeführt ſind. Die Gefangenen ſahen ſich da von einem Haufen aufgeregter und tobender Zuſchauer umgeben, welche ſie thätlich bedrohten; ſie ſtehen vor einer Jury, welche ſich als ihr erbitterſter Feind bekennt und dennoch in aller Form Rechtens eingeſchworen wird. Um das Ganze würdig zu krönen, wird der Vertheidiger Brown's vom Auditorium

mit perſönlicher Gewalt bedroht, falls er es verſuchen ſollte, das Verbrechen ſeines Klienten zu beſchönigen.

Dieſem Kriegszuſtande innerhalb der vier Wände des Gerichtshofes entſprach das Leben und Treiben außerhalb deſſelben. Charleſtown ward in Belagerungszuſtand erklärt, alle Formen europäiſcher Vorbilder wurden ängſtlich nachgeahmt oder vielmehr karrikirt. Eine betrunkene Soldateska von welcher Einer vor dem Andern Furcht hatte, tobte durch die Straßen und übte die Polizei aus. Es herrſchte der bewaffnete Pöbel, die ruchloſeſte Anarchie. Zugleich aber erklärte der kommandirende Offizier dem nördlichen Anwalt Brown's, daß er ihm für ſein Leben nicht ſtehen könne, falls er es wagen ſollte, ſeinen Klienten weiter zu vertheidigen. Dieſelben Milizen, welche der die Vereinigten Staaten Truppen befehligende Kapitain dadurch ehren zu können glaubte, daß er ihnen den erſten Angriff auf die im Zeughauſe übrig gebliebenen vier Inſurgenten anbot, da der Kampf doch zunächſt ſie betreffe und der Feind ſich auf ihrem Boden befände, dieſelben 2000 Helden, welche aus Falſtaff'ſchen Gründen dies generöſe Anerbieten mit Entſchiedenheit zurückwieſen, dieſelben Milizen fühlten jetzt ihr Müthchen an unſchuldigen Reiſenden, ſchnüffelten in jedem Fremden einen Hochverräther und ließen ſich als die Retter des Vaterlandes feiern.

Dieſer Zuſtand der Dinge war nur ein Abbild der in ganz Virginien herrſchenden Angſt. Der Staat befürchtete überall Sklavenaufſtände und bewaffnete Einfälle. An 5000 Milizen waren auf den Beinen; aller Orten bildeten ſich ſogenannte Sicherheits-Ausſchüſſe, deren einer vor dem andern erſchrak. Charleſtown war auf fünfzehn Meilen in der Runde beſetzt, und doch witterte man hinter jedem Buſch einen Abolitioniſten. In der Nähe des Ortes

brannte ein Heuschober ab. Der „Oberst" Davis, welcher gerade das Kommando hatte, hielt ihn für das Feuersignal der abolitionistischen Armee. Das Vaterland stand also in höchster Gefahr und schleunige Hülfe that Noth. Allein der tapfere Oberst, statt auf den vermeintlichen Feind loszurücken und ihn mit einem Schlage zu zermalmen, schonte das Leben der ihm anvertrauten Truppen und sein eigenes. Dagegen telegraphirte er nach Richmond und Washington die dem Staat und dem ganzen Süden drohende Gefahr. Gouverneur Wise beorderte sofort Artillerie und Cavallerie, Scharfschützen und Infanterie von Richmond und Alexandria. Vor ihrem Abmarsch hielt er von den Stufen des Richmonder Capitols herab an einen Theil der „besten Söhne Virginiens" eine hochtrabende Rede im Soulouque'schen Bulletinstil, belobte sie, daß sie vor Angst nicht blaß aussahen und bereit waren, dem Rufe der Ehre zu folgen (wörtlich!). Als nun die tapfern Virginier und vom Präsidenten Buchanan gesandten Vereinigten Staaten-Truppen auf dem Kampfplatze ankamen, war der Heuschober schon abgebrannt und somit der Feind verschwunden. (Ich bemerke hier in Parenthese für die europäischen Leser, welche mit den hiesigen Zuständen nicht bekannt sind, daß diese Geschichte keine Erfindung ist, sondern sich im November 1859 in Charlestown wirklich zugetragen hat.)

Dem kranken Brown war seine Bitte um einen sechstägigen Aufschub der Untersuchung nicht bewilligt worden; er wurde daher auf seinem Feldbette ins Gerichtszimmer getragen. Er war nicht im Stande, sich von seinem Schmerzenslager zu erheben und mußte liegend, mit verbundenem Kopfe den Verhandlungen folgen. Der Staat Virginien konnte seinen gefürchteten Feind nicht schnell genug los werden. Da er seine Absicht nicht leugnete

und mit edler Entrüstung gegen einen von seinen ängstlichen Freunden gewählten Vertheidigungsgrund, wonach er wahnsinnig sein sollte, protestirte, so bot die Untersuchung selbst wenig interessante Seiten. Brown wurde am 2. November dahin verurtheilt, daß er am 2. December 1859 wegen Hochverraths, Mordes im ersten Grade, Verschwörung und versuchten Sklavenaufstandes in Charlestown gehängt werden sollte.

Es verdient hier als bezeichnend für die Stimmung des Südens hervorgehoben zu werden, daß sich aus verschiedenen Sklavenstaaten Individuen die Ehre ausbaten, Brown hängen zu dürfen. Aus Mississippi meldete sich sogar eine Frau. Andere südliche Staaten sandten Proben von Hanf für den bei der Exekution zu brauchenden Strick ein. Süd-Carolina — der radikalste südliche Staat — trug mit seinem baumwollenen Strick den Sieg davon.

In dem Charakter dieses Mannes ist Alles wie aus einem Guß. Eisern und kernig trägt er sein Schicksal mit einer wahrhaft antiken Ruhe und beschließt sein Leben mit der Fassung eines Weisen. Selbst die kleinsten Züge, die aus seinen letzten Lebenstagen bekannt geworden sind, tragen das Gepräge großer geistiger Kraft und Ueberlegenheit.

Am Vorabend vor seiner Hinrichtung besuchte ihn seine hochherzige Frau im Gefängniß. Sie fällt ihm weinend um den Hals; Brown bleibt fest und tröstet sie liebevoll. Während der vier Stunden, welche der Staat Virginien für diese Zusammenkunft bewilligt hatte, ordnete er mit ihr seine Angelegenheiten. Beim Schluß der Unterredung äußerte er den Wunsch, daß man seine und seiner beiden bei Harpers Ferry gefallenen Söhne Leichen verbrennen

und die Asche in einem Kruge sammeln möge. Wie Patroklos wollte der alte Held begraben sein; allein seine Frau redete ihm diesen Wunsch aus. Sie wäre nach Ablauf der festgesetzten Frist gerne noch länger bei ihrem Manne geblieben; allein dieser erklärte, daß es unter seiner Würde sei, vom Staate Virginien eine Gunst zu erbitten, und so schieden Beide für immer.

Die letzten Zeilen, welche er unmittelbar vor seiner Abführung zum Galgen schrieb, lauten: „Ich bin nun überzeugt, daß die große Ungerechtigkeit, welche auf diesem Lande lastet, nur durch Ströme von Blut beseitigt werden kann. Als ich zuerst in diesen Staat (Virginien) kam, dachte ich anders; aber nun bin ich überzeugt, daß das ein Irrthum war." Als er aus dem Gefängniß kam, sah er eine Sklavin mit ihrem Säugling am Wege stehen. Er ging auf die Frau zu und gab dem Kinde seinen Abschiedskuß. Der Sitz des Wagens, der ihn aufnahm, war sein eigener Sarg. Ein Geistlicher befand sich nicht an seiner Seite. In der ganzen Umgegend von Charlestown gab es keinen Diener der christlichen Liebe, der nicht ein wüthender Sklavereifanatiker war; Brown wollte sich seine letzten Stunden nicht durch den heuchlerischen Trost seiner Feinde verderben lassen. Er würde ihm tausend Mal lieber sein, erklärte er, von einem Dutzend ihn segnender Sklavenkinder und einer für ihn betenden Sklavenmutter begleitet, in den Tod zu gehen, als unter der Obhut sämmtlicher Pfaffen Virginiens.

Die feierliche Prozession zum Galgen setzte sich gegen 11 Uhr am 2. December in Bewegung. An der Spitze des Zuges ritt „General" Taliaferro — der Mann, sollte man dem Namen nach schließen, müßte schon an König

Arthurs Tafelrunde gesessen haben — mit einem Stabe von fünf und zwanzig Offizieren. Sechs Kompagnien Infanterie und eine Schwadron Reiter umgaben den Wagen Brown's. Seine Haltung blieb ruhig und würdig von Anfang bis zu Ende. Ringsum blinkten 1500 Bayonette. Das Volk ward gar nicht zugelassen und von den Truppenmassen ¼ Meile weit vom Galgen weggedrängt. Warum, fragte er, darf nur das Militär in den Kreis? Die Henker gaben ihm keine Antwort. War es doch die Furcht, die sie litt, die Furcht vor eingebildeten Schaaren, die noch im letzten Augenblicke zur Befreiung ihres Opfers herbeistürmen könnten, die Furcht vor den Worten, die er noch als Lebewohl über die Massen schleudern könnte. Brown sprang rüstig vom Wagen und stieg zuerst von seinen Begleitern festen Schrittes die Treppe zum Galgen hinauf. Er sah einen Augenblick auf die denselben umzingelnden Militärmassen und das hinter ihnen stehende Volk, senkte dann seinen Kopf, um ihn mit den vorn zusammen gebundenen Händen erreichen zu können und warf seinen Hut auf den Boden. Hierauf zog man ihm die Mütze über das Gesicht und legte ihm den Strick um den Hals. Der Gefängnißwärter bat ihn dann, auf die Fallthür vorzutreten. Mit fester Stimme erwiderte Brown: „Ich kann ja nicht sehen, Sie müssen mich führen." Mit Hülfe des Aufsehers trat er vor. Seine Füße standen sechs Zoll auseinander, als der Sheriff sich niederließ sie zu binden. Brown zog die Füße aneinander und ließ sie ruhig fesseln. Jener fragte ihn: „Wollen Sie ein Schnupftuch und wollen Sie es als Signal fallen lassen, wenn Sie bereit sind?" Brown entgegnete: „Nein, mein Herr, ich bin stets bereit!" In dieser schrecklichen Stellung mußte er zehn Minuten verbleiben. Zehn lange Minuten weideten

sich die Henkersknechte an dem Anblick ihres Opfers, das unbeweglich, unerschüttert dastand. So lange dauerte es nämlich, bis die stümpernden Truppen auf die verschiedenen Plätze vertheilt werden konnten. Brown stand schon mehrere Minuten in dieser fürchterlichen Position, als ein Oberst heranritt und rief: „Herr Sheriff, wir sind noch nicht fertig!“ Also neues Warten! Brown hatte, auf der Fallthür stehend, die Mütze über das Gesicht gezogen, den Strick um den Hals; aber nicht das geringste Zeichen von Furcht und Aufregung war an ihm zu bemerken. Mitleidig fragte ihn der Aufseher, ob er nicht müde sei? Brown erwiderte fest: „Ich bin nicht müde, aber laßt mich nicht länger warten als nöthig ist.“ Das sind seine letzten Worte. Endlich waren die Militär-Evolutionen beendigt. Ein anderer „Fancy-Oberst“ rief: „Alles fertig, Herr Sheriff!“ Die Fallthür sank. Ein leichtes Zucken der Hände und Alles war vorbei. Brown's Herz hörte erst nach 35 Minuten auf zu schlagen.

Der Staat Virginien übergab die Leiche der treuen Gattin, die bei Harpers Ferry gewartet hatte, um sie mitzunehmen und in freier Erde zu bestatten. Sie war die würdige Frau Brown's. Als bei ihrer Rückkehr von der letzten Zusammenkunft mit diesem der Anführer der sie eskortirenden Reiter sie trösten wollte, erwiderte sie ihm mit Hoheit, daß sie seines Trostes nicht bedürfe, daß sie stolz darauf sei, das Weib John Brown's, des Märtyrers der Freiheit, zu sein, und daß der Galgen sie so wenig schrecke als ihren Mann. Sie hatte nicht die traurige Genugthuung, die Leichen ihrer beiden bei Harpers Ferry gefallenen Söhne mitnehmen zu können. Der eine, Olivier, war bereits verwest und unerkennbar, als sie das Grab öffnen ließ, in welchem man ihn mit den übrigen Rebellen

verscharrt hatte und den anderen, Watson, hatten die Barbiere von Winchester, einem benachbarten Städtchen, secirt. Brown's Leiche wurde nach North Elba im Staate New-York, seinem letzten Wohnsitze, gebracht und dort im Beisein zahlreicher politischer und Privat-Freunde feierlich beerdigt.

Wenn noch irgend ein Zweifel an den tief eingreifenden Folgen der Brown'schen That obgewaltet hätte, so würde ihn die vom Süden und den Conservativen des ganzen Landes eingenommene Haltung gründlich widerlegt haben. Diese erinnert unwillkürlich an die 1848ger Anklage gegen die Juden und Literaten, die an der ganzen Revolution Schuld waren und von den Reaktionären ebenso geschimpft wie gefürchtet wurden. Ueberhaupt beweist dies Attentat eine auffallende Aehnlichkeit und Uebereinstimmung zwischen den amerikanischen und europäischen Zuständen. Dieselben Ursachen erzeugen natürlich dieselben Wirkungen. Das Prinzip des Despotismus — die unverantwortliche Gewalt, welche über die Leiber, Geister und Einnahmen anderer Menschen ohne ihre Zustimmung verfügt — ist höchstens durch Zufall oder Oertlichkeit in seinem Charakter modificirt und sagt überall dasselbe. Jeder Despotismus kann nur durch den Schrecken bestehen; der Terrorismus der Terroristen aber entspringt aus ihrem eigenen Schrecken. Die Inquisitionstortur in Rom, oder die trockene Guillotine in Cayenne und das Auspeitschen von Männern und Frauen im Süden der Vereinigten Staaten, oder die Schandthaten der Grenzstrolche in Kansas — alle diese Greuel hüben und drüben sind die nothwendigen Auswüchse eines Systemes, welches die Gewalt zu seinem Ursprunge und seiner Grundlage hat. John Brown erinnert an Orsini, dessen Attentat offenbar auch

welthiſtoriſche Nachwirkung hervorgebracht hat. Hier wie in Frankreich iſt die improviſirte That eines Einzelnen mächtig genug, die herrſchende Macht in ihren Grundfeſten zu erſchüttern. Ja, während drüben nur ein Despot von dem Schrecken einen heilſamen und vielleicht tief eingreifenden Impuls empfängt und das Volk gleichgültiger Zuſchauer bleibt, zittert im Süden der Union — wie dies ſogar Buchanan in ſeiner jüngſten Präſidentenbotſchaft anerkennt — ſeit Brown's Putſch jeder Bürger vor der ſchwarzen Zukunft, und preſſen beſorgte Mütter, ſobald ſie einen Schuß hören, aus Angſt vor einem Sklavenaufſtand, den Säugling zitternd an die Bruſt. Man denke ſich, zweiundzwanzig bewaffnete Männer, darunter fünf verachtete Neger, ſtürzen den ganzen Süden, ein Gebiet ſechs Mal ſo groß als Deutſchland, in den Paroxismus des Schreckens! Unſer Eigenthum iſt in Gefahr! erſchallt der Angſtſchrei vom Potomac bis an den Rio grande. Dieſer Terrorismus von 350,000 kleinen Herren, die alle wenigſtens einen und mehr Sklaven haben, iſt ſchlimmer als derjenige des abſoluteſten Herrſchers. Iſt doch ſeine Tyrannei nur die eines einzelnen ſterblichen Mannes, während im Süden jeder Weiße den Büttel und Henker in einer Perſon vereinigt. Wie man in Virginien das ängſtlichſte Paß- und Polizeiweſen eingeführt hatte, um jeden ſcheinbar Verdächtigen von ſich fern zu halten, ſo ſchlagen jetzt die ſüdlichen Blätter ganz ernſtlich die permanente Einführung des europäiſchen Paß- und Polizei-Syſtemes vor, um übelwollenden Correſpondenten auf die Spur zu kommen und verkleidete Abolitioniſten zu entdecken. Zugleich aber verlangen ſie ihrem wirkſameren Schutze ein ſtehendes Heer, das aus den Contingenten ſämmtlicher ſüdlicher Staaten zuſammengeſetzt ſein und

unter einem gemeinsamen Commando stehen soll. In diesem Verlangen liegt, wie mir scheint, das offene, wenn auch indirekte Zugeständniß, daß der wiederholte Versuch eines Einfalls auf gar keinen so bedeutenden Widerstand stoßen und möglicher Weise gelingen würde. Der Süden bekennt seine Schwäche und Hülfloſigkeit vor aller Welt.

Uebrigens bleibt es nicht bei den bloßen Drohungen. Jeder Tag bringt neue Nachrichten über die Gewaltthaten, mit denen man in den Sklavenstaaten jede freie Meinungsäußerung unterdrückt. In Norfolk in Virginien muß ein Deutscher bei Nacht und Nebel fliehen, weil er, ob verdächtiger Aeußerungen im Privatgespräche, gelyncht werden sollte. In Pulaski County in Virginien wird ein des Abolitionismus verdächtiger Bürger von einem aus den angesehensten Bewohnern des Orts bestehenden Vigilanz-Comité zum Tode verurtheilt, an den Beinen aufgeknüpft, fünf Mal wieder abgeschnitten und schließlich, als er von dieser schrecklichen Prozedur sich erholte, des Landes verwiesen. Ein irländischer Arbeiter wird wegen frecher Aeußerungen „ausgepeitscht, halb nackt ausgezogen, getheert und gefedert" und dann aus dem Staate verbannt. Ein Reisender, der in Nord-Carolina im Eisenbahnwagen mit Helper's in letzter Zeit vielfach genannter Schrift gegen die Sklaverei betroffen ward, wird ohne daß man den Zug anhielt, auf die Bahn geworfen und bricht natürlich den Hals. Aus einem einzigen County in Kentucky werden 36 Bürger ausgewiesen und mit harten Strafen bedroht, weil sie, obwohl der Mehrzahl nach selbst Sklavenhalter, in ihren Ansichten nicht entschieden genug sind. Einer meiner Bekannten, der bei einem Besuche in Savannah in Georgien im Privatgespräche bemerkte, daß ihm Brown verrückt gewesen zu sein scheine, wird bedeutet, daß er sich besser in Acht nehmen solle, da man

derartige das Verbrechen des Mannes beschönigende Redensarten nicht dulden könne.

In allen südlichen Staaten werden jetzt die Gesetze gegen die freien Farbigen verschärft. Louisiana und Arkansas, Mississippi und Missouri lassen ihnen nur die Wahl zwischen Verbannung aus dem Staate oder Verkauf in die Sklaverei.

Die Vereinigten Staaten galten bisher in Europa als das letzte Asyl der Freiheit, als die letzte Zufluchtsstätte aller von den Fesseln des politischen und religiösen Zwanges Gedrückten. Kommen dürft Ihr, ihr Europamüden; aber gegen die Sklaverei dürft Ihr keine Silbe sagen, wenn Euch Euer Leben lieb ist! Es ist soweit gekommen, daß kein hervorragender Gegner der Sklaverei, selbst im Norden, seiner Freiheit mehr sicher ist. Im Süden wird eine Subskription eröffnet, um sich des wackeren alten D. Giddings in Ohio, einem freien Staate, zu bemächtigen und ihn zu hängen. Gerrit Smith wird wahnsinnig, weil man ihn während des Prozesses gegen seinen Freund und Gesinnungsgenossen Brown täglich mit Auslieferung an die Virginischen Standgerichte bedrohte. Dr. G. S. Howe, der bekannte Philanthrop und einer der edelsten Männer des Nordens, muß aus Boston nach Canada fliehen; Friedrich Douglas, der berühmte schwarze Agitator, hat sich, um mit Howe einer Auslieferung an Virginien zu entgehen, nach England geflüchtet. Die Republikaner suchen Schutz unter dem Scepter der Königin Victoria!

Die Presse steht seit dem Einfall Brown's im ganzen Süden unter der strengsten Censur, gegen welche gehalten die französischen Zeitungen sich einer goldenen Freiheit erfreuen. Der große Espinasse ist zu früh gestorben; der Edle hätte ein halbes Jahr länger leben müssen, um seine

Apotheose in der amerikaniſchen Republik zu feiern. Dieſe Cenſur geht nicht allein von den angeſehenſten Bürgern und Einzelſtaaten aus; die Bundesregierung ſelbſt führt ſie ein und ſchlägt damit der Verfaſſung offen in's Geſicht. Ein Poſtmeiſter in Fall Church in Virginien hatte beim General-Poſtmeiſter in Waſhington angefragt, ob er bei Beförderung von Brandſchriften (d. h. Antiſklaverei-Schriften) den Geſetzen ſeines Staates gehorchen dürfe, welche die Verabfolgung derſelben an die Abonnenten verbieten und deren Verbrennung durch den Richter verordnen. Der General-Poſtmeiſter Holt antwortete unterm 5. December 1859, daß der Poſtmeiſter in ſeiner Verantwortlichkeit als Bürger und Beamter prüfen und entſcheiden müſſe, ob die bei ihm ankommenden Bücher und Zeitungen in jene Kategorie gehören, und daß er in dieſem Falle gehalten ſei, ſie nicht allein nicht an die Abonnenten abzuliefen, ſondern ſie auch zu vernichten. Virginien, erläutert Herr Holt, ſei ebenſowohl berechtigt, die dort ankommenden Brandſchriften zu verbrennen, als ein Mann das Recht habe, den Zünder aus einer vor ſeine Füße geworfenen Bombe zu reißen. Dieſe Worte ſtehen in den demokratiſchen Zeitungen des „freieſten Landes der Welt!" Natürlich beeilten ſich die demokratiſchen Poſtmeiſter, die Worte ihres Miniſters auf's Pünktlichſte zu erfüllen. Dieſe Menſchen, die kaum leſen können und als bloße Werkzeuge in den Händen Aemter gieriger Demagogen zu ihren Stellen gekommen waren, wirthſchafteten mit wahrer Berſerkerwuth gegen den unſchuldigſten nördlichen Zeitungswiſch. Nichts iſt vor ihnen ſicher; die ruſſiſchen Koſacken handeln mit mehr Takt und Einſicht. Mit dieſem Kreuzzuge gegen die nördliche Preſſe geht die Verfolgung der ſüdlichen Zeitungen Hand in Hand. Tagtäglich hört man von Zerſtörungen von Druckereien, von Vertreibung von

Redakteuren aus den Sklavenstaaten. Zahme Oppositionsmänner stellen ihre Ausgabe ganz ein, andere kriechen zu Kreuz und thun bei Zeiten Abbitte; kurz die südlichen Redakteure selbst schreiben mit dem Strick um den Hals.

Ich kann in dieser Verbindung auf das in der Presse des Südens und im Capitol zu Washington widerhallende Geschrei nach Auflösung der Union und Constituirung einer selbstständigen südlichen Republik nur hindeuten. Wenn die meisten dieser Tiraden auch nur auf Einschüchterung des Nordens berechnet sind, und deshalb nicht so wörtlich genommen werden dürfen, so fängt der Süden doch an zu fühlen, daß es um seine ausschließliche Herrschaft geschehen ist, sobald Ansichten und Bestrebungen wie die Brown'schen die Oberhand gewinnen. Er sieht sich also bei Zeiten nach Bundesgenossen um und obgleich finanziell, kommerziell und industriell vom Norden abhängig, gefällt er sich doch im kindlichen Traume eines südlichen Reiches, welches natürlich nur mit Hülfe eines europäischen Despoten gegründet werden kann. Hier ein Beispiel statt Vieler! Der „Richmond Enquirer", das Organ des Gouverneurs Wise von Virginien, behauptet, daß der Süden sofort die Offensive gegen den Norden ergreifen könne und daß er sich zur bessern Erreichung dieses Zweckes gegen die kleine, dem Süden nichts kostende Vergütung eines Freihandelsvertrages ein so starkes Land- und Marine-Kontingent von Frankreich leihen müsse, als es zu seinen Angriffs- oder Vertheidigungszwecken nöthig habe.

„Unter solchen Umständen," sagt der „Enquirer", „müßten wir uns offenbar an Frankreich halten, dessen Kaiser, fähig und weitsehend und so frei von heuchlerischer Scheinheiligkeit und Fanatismus, als Victoria voll davon, eine England überlegene Kriegsflotte und eine Handelsmarine von ungeheurer Größe geschaffen hat, welche unter-

nehmungsluſtig iſt und nur der Eröffnung eines Handels bedarf. Frankreich iſt bereit, ſich an kommerziellen Unternehmungen von irgend welcher Bedeutung zu betheiligen, iſt jedoch faſt unter jedem Breitegrade und auf allen Meeren durch das ſchon beſtehende Monopol Englands ausgeſchloſſen. Ein Bündniß mit den ſüdlichen Staaten würde Frankreich ſofort die Beſchäftigung für ſeine Schiffe und den Markt für ſeine Manufakturen verſchaffen, wonach ſein Kaiſer ſo lang und eifrig geſucht. Für das Privilegium dieſes Verkehrs würde er uns mit Freuden geſtatten, einen Theil der großen Armee und Marine zu benutzen, welche er aufrecht zu erhalten, für die er aber keine Beſchäftigung hat. Es wäre ihm möglich, uns die Militärmacht zu leihen und ſie auf ſeine eigenen Koſten auf dieſem Kontinente zu Gunſten unſerer Handelsfreiheit zu unterhalten."

So weit die Thatſachen! Zum Schluſſe noch ein Wort über Brown's Attentat. Selbſtredend wurde er faſt einſtimmig verdammt. Vom engherzigen Advokatenſtandpunkt aus, alſo dem jämmerlichſten, den es in der Welt nur geben kann, fanden ſich natürlich gegen Brown die Argumente in Hülle und Fülle. Wären die Abolitioniſten und Deutſchen nicht geweſen, ſo würde man kein unbefangenes, männliches Wort über die ganze Angelegenheit gehört haben. In einem Lande, wo das Parteileben ſo ausgebildet iſt wie hier, iſt die Wahrheit den Parteizwecken unterthan. Innerhalb der Parteien wird hie und da eine Wahrheit geſagt, darüber hinaus ſelten oder nie. Es giebt daher auch im hieſigen öffentlichen Leben keine rückſichtsloſe Wahrheit. Wird es uns nützen, wird es unſern Gegner ſchaden? das ſind die einzigen Geſichtspunkte, die in Betracht kommen. Die Demokraten nun ſuchten ſelbſtredend politiſches Kapital aus Brown's Unternehmen zu machen und dem Lande zu beweiſen, daß es unter den Republi-

kanern ſeinem Untergange zuſteuern würde und daß dieſe an allem Unglück Schuld ſeien. Sie thaten aber im Verläumden, Denunziren und Anklagen des Guten zu viel und erreichten deßhalb ihren Zweck nicht. Die Republikaner aber verleugneten theilweiſe ihre eigenen Grundſätze, ließen ſich wie die dummen Jungen katechiſiren, ſpielten die gekränkte Unſchuld und benahmen ſich überhaupt feig und erbärmlich, um nur den alten Brown deſto ungeſtörter desavouiren zu können. Gleichwohl werden ſie den politiſchen Vortheil aus Brown's Hinrichtung haben, weil das Volk immer auf Seiten des Leidenden, Beſiegten ſteht.

Wenn ſein Charakter ſelbſt ſeinen erbittertſten Feinden Hochachtung und Bewunderung abgezwungen hat, ſo war der Eindruck, den er auf Geſinnungsgenoſſen und jedes unbefangene, freie Herz machte, ein unwiderſtehlicher. Er erfriſcht, er erhebt und erfüllt uns mit Siegesgewißheit; ja die bloße Thatſache, daß ein ſolcher Mann gelebt, gewirkt und gelitten hat, wiegt viele verzagte Momente, manchen politiſchen Schacher, ja ſelbſt die Hoffnungsloſigkeit der öffentlichen Zuſtände auf. Seinen Leib haben ſie getödtet; allein ſein unſterbliches Beiſpiel wirkt anregend und begeiſternd und appellirt nicht vergebens an die edleren Leidenſchaften, an die Opferfreudigkeit des menſchlichen Herzens. Es ſchlummern noch herrliche Kräfte in dieſem Volke; es kommt nur darauf an, ſie zu entwickeln und zu bilden. Die Sache der Freiheit iſt noch nicht verloren, wo ſolche Männer, wie Brown, möglich ſind. Wie auch das Urtheil über die politiſche Berechtigung ſeiner That lauten möge, ſie muß, weil ſie aus innerſter Ueberzeugung hervorging, alſo eine bewußte und freie war, vom ſittlichen Standpunkt aus unbedingt als berechtigt anerkannt werden. Brown empörte ſich gegen Geſetze, welche den Menſchen zum Thiere erniedrigen, gegen einen naturwidrigen Zuſtand,

welcher faktisch unter dem Schutze der Vereinigten Staaten Regierung steht und nicht mehr durch den Stimmkasten oder die Wahlurne, sondern nur noch durch eine Revolution geändert werden kann. Alle konstitutionellen Garantien, auf denen diese Republik ruhte, sind längst vom Süden vernichtet; er hat Bundes- und gemeines Recht mit Füßen getreten und mit gewaltsamer Hand den Norden zum Kriege gezwungen. Brown war der Erste, der die Frage, um die es sich handelt, richtig verstand. Der Norden muß den Süden zurückschlagen, oder er ist verloren; es ist ein Kampf um seine Existenz.

Es kann sich also im vorliegenden Falle nur noch fragen, ob die von Brown zur Erreichung seines Zweckes gewählten Mittel die richtigen waren? Das sind sie nicht. Die Ausführung seines Planes war mangelhaft und schlecht; allein trotzdem liefert sie der Welt den Beweis, daß die Sklaverei die hiesige Gesellschaft im beständigen Kriegszustand hält, daß diese nur durch eine tyrannische Gewalt zusammengehalten werden kann und daß die Ver. Staaten mit Riesenschritten einer Revolution entgegeneilen. Entweder Sklaverei oder Freiheit; der unvermeidliche Konflikt zwischen beiden muß wohl oder übel ausgekämpft werden!

Brown ist der erste blutige Vorläufer des ihnen bevorstehenden Kampfes. Seine Hinrichtung ist die erste politische in der Union; sie bezeichnet schon deßhalb einen Markstein in deren Entwicklung; sie wird nicht die letzte sein. Denn dieselben Zustände werden dieselben Ideen erzeugen und dieselben Handlungen werden sich wiederholen und dieselben Folgen nach sich ziehen. Brown's Unternehmen mißlang. Allein was ist Mißlingen? Nichts als Erziehung, als der erste Schritt zum Bessermachen, sagt Wendel Philipps. Vivat sequens!

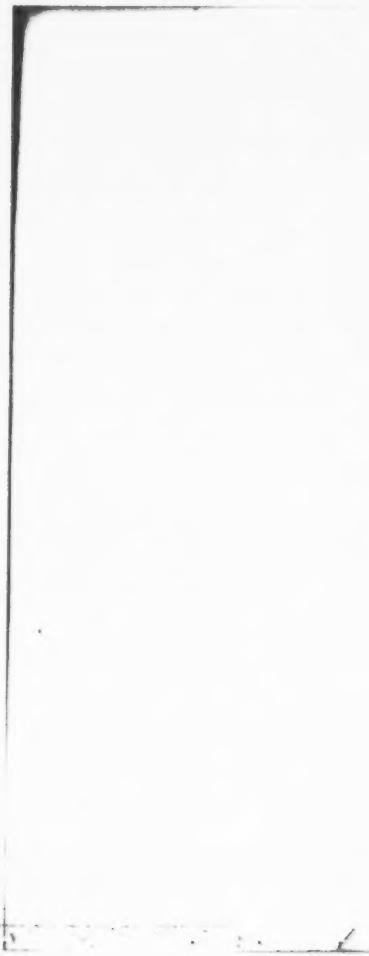
New York, Januar 1860.

Friedrich Kapp.

Die beiden Napoleone.

Von

Michelet.



Indem ich die beiden aus den französischen Staatsumwälzungen hervorgegangenen Kaiser der Franzosen mit einander zu vergleichen unternehme, möchte ich an die ausführliche Schilderung ihrer Standpunkte, die ich in meinem so eben im Verlage von Ferdinand Schneider erschienenen Werke in zwei Theilen: „Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwicklungsgange seit dem Jahre 1775 bis auf die neuesten Zeiten," entworfen habe, anknüpfen: und erlaube mir, den Leser auf diese Schrift hinzuweisen, damit derselbe an diesem Beispiele den Geist ersehe, der mich bei ihrer Abfassung geleitet hat, so wie die Gesichtspunkte entnehme, unter welchen ich dieselbe von denen betrachtet zu wissen wünschte, welche sich um die brennenden Fragen der jetzigen Menschheit bemühen.

Wenn ich in der Vorrede sagte, die Menschheit fange an zu verlangen, daß der Gedanke der Sache, die allgemeine Vernunft, die ewigen Grundsätze des Rechts, nicht mehr die Sprünge der in wilder Begier sich tummelnden Personen oder einer maßlos herrschenden Willkür, ihre Geschicke leite, und daß ich der gebildeten Mitwelt diesen vernünftigen Gedanken, diese unabänderlichen Gesetze, so weit ich sie erkenne, Angesichts der Thatsachen, darzulegen gesonnen sei: so fallen gewiß einem Jeden die Ideen ein, welche die beiden Napoleone für sich in Anspruch nehmen

und die sie, ungeachtet ihrer maßlosen Willkürherrschaft, in der Weltgeschichte zur Geltung zu bringen suchen.

Dieser Widerspruch zwischen dem ewigen Gedanken und der ewigen Willkür ist gerade das, woran beide Kaiser kranken: oder vielmehr das, was wir an diesem Wendepunkte der Geschichte selbst als etwas Nothwendiges zu betrachten haben. Der richtige Gesichtspunkt, aus welchem dieser Widerspruch zu lösen ist, ist freilich schon sowohl von freisinniger, als von rückschreitender Seite geahnt worden. Wenn Mignet vom Oheim sagt, er sei revolutionär für Europa, für Frankreich kontrarevolutionär, und Stahl vom Neffen, er sei der Vollstrecker des letzten Willens der Staatsumwälzung: so bleibt eben das Räthsel zu lösen, warum die Idee der französischen Staatsumwälzung, um ihrer Verwirklichung entgegen zu gehen, sich auf den Thron der Willkürherrschaft niederlassen mußte. Amerika hat keinen Hof, keinen Erbadel, keine Staatskirche und keine stehenden Heere. So hat sich eine auf vollständige Selbstregierung gegründete Volksherrschaft daselbst ausbilden können, die keines leitenden Helden bedarf, um die neuen Ideen durch die Thatkraft eines Einzelnen, in dessen Geiste sie entstanden, ins Leben zu führen. Sie keimten sogleich in den Gemüthern der Vielen und wurden von Allen zum Dasein getrieben, ohne der Hülfe einer bevormundenden Regierung benöthigt zu sein. Amerika stellt uns aber darum doch nicht die Zersplitterung des Einzellebens dar, wenn auch das Band der Geister weniger das sichtbare, in einer Person verkörperte, als vielmehr ein unsichtbares ist, das einem Jeden mit Bewußtsein lebt und sie um so enger an einander schließt.

In Europa sind bisher alle Versuche, einen auf durchgängige Gleichberechtigung gegründeten Volksstaat einzu-

richten, gescheitert; sowohl 1789, als 1830 und 1848. Die erste Staatsumwälzung fiel Napoleon I., die dritte Napoleon III. in die Hände, während die zweite von allen Napoleon I. nachahmenden, durch Metternich geleiteten Regierungen des europäischen Festlandes erstickt wurde. Woher kommt dieser ungeheure Unterschied der alten und der neuen Welt? Mit Ausnahme der wenigen Weltweisen und einer vorgerückten Minderheit ist in Europa die Masse des Volks noch nicht im Stande, sich das unsichtbare Band der Geister im Volksleben ohne Verpersönlichung zu denken. War nun bis zur ersten französischen Staatsumwälzung der rechtmäßige Fürst in seiner Person dieses Sinnbild der Ordnung und der Einheit, so wurde der Glaube daran durch diese weltgeschichtliche Begebenheit allerdings erschüttert. Und den aus dem Volke selbst hervorgegangenen Napoleonen gelang es, sich an des rechtmäßigen Fürsten Stelle zu diesem Sinnbilde der Volkseinheit zu machen. Ihre Kraft liegt eben darin, aus dem Volke entsprungen zu sein; ihre ganze Macht schöpfen sie aus den Gedanken, welche die Staatsumwälzung ihnen überlieferte. Ihr Ansehen dauert nur so lange, als sie diesen Ideen treu bleiben und die Völker dieselben noch nicht aus eigenem Entschlusse zu verwirklichen vermögen. Aber weil weder die Fürsten, die nur ihren Thron gegen die Ueberfluthungen der Staatsumwälzung zu retten suchen und sich darum zur starren Erhaltung alles Bestehenden hinneigen, noch das Volk, das nach plötzlichem Aufbrausen und ungestümem Anlauf zur Selbstregierung wieder in die tausendjährige Gewohnheit des Bevormundens und Gängelns zurückfällt, den neuen Ideen Gestaltung geben können, so haben wir bisher immer noch die beiden Napoleone den Anstoß zu solchen Neubildungen geben sehen.

Napoleon I., den ich deßwegen als den letzten Helden der Geschichte bezeichnen zu können glaubte, weil er in seiner Person den ganzen Inhalt des weltgeschichtlichen Zwecks zusammenfassen wollte, sah alle Parteien in Frankreich, alle Fürsten Europa's nur als soviel Widersacher seiner Ideen, als soviel Hindernisse für die Durchführung der ihm gewordenen weltgeschichtlichen Bestimmung an; so daß er jedes Mittel, wie Krieg, Todesurtheile, Treubruch, Verfassungsverletzung und dergleichen für erlaubt hielt, um seinen Willen, den er für den der Vorsehung ausgab, zu verwirklichen. Der Standpunkt der christlichen europäischen Menschheit, daß die Person die Unendlichkeit in sich selber trage, kam in der moralischen Weltanschauung des vorigen Jahrhunderts, z. B. als die Ueberzeugungstreue des Gewissens, das die Stimme Gottes sei, zum Bewußtsein. An den Anfang unserer Geschichte als eine unbegriffene Vorstellung der Religion in der Lehre von der Göttlichkeit Christi hingestellt, hat Napoleon I. an dem Ende dieser Entwicklung gewagt, diesen Gedanken für sich in Anspruch zu nehmen und Ernst damit zu machen. Zwar beklagt er den Unglauben, selbst der Fischweiber, dem er begegnen würde, wenn er sich für den Sohn des ewigen Vaters ausgeben wollte.*) Aber gehandelt hat er so, als wäre er die persönlich gewordene Vorsehung selber.

Indem er nun aber, Kraft dieser Sendung, die er sich zutraute, die Welt im Ungestüm seiner persönlichen Leidenschaft umgestalten wollte, um die Volksthümlichkeit herzustellen, die weltliche Macht des Papstes zu brechen, die Knechtschaft der Meere aufzuheben, den gesellschaftlichen Wohlstand des Menschengeschlechts zu erzeugen und die

*) A. a. O. Th. I, S. 234.

Menſchheit zum Bewußtſein ihrer Einheit zu bringen, erkannte er zu ſpät, daß alle dieſe Ideen ſich eben deßhalb nicht verwirklichten, weil ſie noch mit der Farbe ſeines perſönlichen Ehrgeizes übertüncht waren. Statt die Völker zu befreien, ſetzte er nur ſeine Verwandte auf ihre Throne. Mit dem Papſte konnte er gar nicht zu Stande kommen, obgleich er ihn in Fontainebleau gefangen hielt. Der engliſchen Seeherrſchaft ſetzte er nun die Landplage der Feſtlandsſperre entgegen. Und ungeachtet aller ſeiner Beſtrebungen für die Wohlfahrt und die Brüderlichkeit der Menſchheit erſchöpften ſeine ſteten Kriege Frankreich nicht minder als Europa und ließen die Völker in unverſöhnlichem Haß gegen einander entbrennen.

Napoleon der Große trat vom Schauplatz der Weltgeſchichte mit dem Verſprechen ab, die großen Dinge, die er vollbrachte, zu beſchreiben. Und hier nahmen ſeine Ideen noch eine ganz andere Geſtalt an, als während ſeiner europäiſchen Thätigkeit. Er theilt den Standpunkt Europa's, die Vollendung nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit zu haben. Mit dieſen Ideen von Jugend auf genährt, ſehen wir nun den Napoleon, den Victor Hugo in ſeinem Ingrimm den Kleinen nennt, die äußere Geſchichte des Familienhauptes nur wiederholen, hauptſächlich aber deſſen Gedanken zur Ausführung bringen wollen. Er ſtürzt einen Freiſtaat um, erhebt ſich zum Kaiſer, macht Rußland, macht Oeſterreich den Krieg. Aber er weiß, daß er kein Held iſt, daß die Ideen nicht bloß in ihm leben, daß er ſie nicht bloß mit der Größe ſeiner Perſönlichkeit durchzuſetzen habe; ſondern die Nachwelt, ſagt er, führt den Gedanken eines großen Mannes von ſelber aus.*) Er

*) A. a. O. Th. II, S. 273.

vermißt ſich alſo nicht, mit der ungeſtümen Thatkraft ſeines Stammherrn die Pläne der Vorſehung in Europa zu verwirklichen, ſondern er hält ſich für das Werkzeug, das der Welt nur den Anſtoß zur Thätigkeit giebt. Er wartet die Gelegenheiten ab, da wo ſein Oheim Alles vom Zaun brach. Er läßt die Umſtände heranreifen, bis er plötzlich hervortritt und dem Welttheil eine Lage ſchafft, in die derſelbe ſich finden muß. Europa hat noch nicht die Fähigkeit Amerikas, aus dem Geiſte aller Einzelnen die öffentlichen Verhältniſſe der Vernunft gemäß zu geſtalten. Aber Europa fängt an, ein Bewußtſein Aller über das, was geſchehen ſoll, zu gewinnen. Nur wiſſen wir noch nicht recht, wie es anzufangen ſei. Die Ränke, die Verſchloſſenheit, die Hinterliſt Napoleon's III., die nothwendig ſind, um Europa zur Thatkraft anzuſpornen, ſollen aber Europa endlich zur Einſicht bringen, daß es ſolcher leitenden Perſönlichkeit nicht mehr bedarf, daß die Sache ſich endlich durch den Willen Aller vollziehen müſſe. Die Häßlichkeit der Leitung ſoll Europa die Leitung überhaupt verleiden.

Der Leiter ſelbſt zeigt aber dieſe Selbſtſucht, dieſen Eigenwillen, dies Denken an ſeinen Vortheil, an ſeine Vergrößerung, an die Befeſtigung ſeiner Herrſcherfamilie, weil er noch die Erinnerung eines Helden iſt. Er befreit Italien, eben um ſeine Herrſchaft an die Stelle der Oeſterreichiſchen zu ſetzen, ein Königreich Etrurien für ſeine Vetter zu gründen. Napoleon I. hätte längſt einen Verwandten gegen den Willen der Florentiner eingeſetzt. Napoleon III. weicht aber der Macht der Thatſachen. Er giebt nach. Er wird ſogar dem Papſt, zu deſſen Schutz er gekommen zu ſein behauptet, ſein Ländergebiet nehmen. Er hat nur noch ſo lange Macht in Europa, als die Völker nicht ſelbſt das Werk ihrer Umgeſtaltung, Neubildung, Freiheit in die

Hand nehmen. Er hat Rußland zu inneren Umgestaltungen gebracht; er hat Oesterreich den Anstoß gegeben, wie zögernd es auch den angewiesenen Weg einschlägt. Wollen wir Deutsche warten, bis er seine Rheingelüste in andere Vorwände hüllt und durch einen Krieg uns zur Einigung mahnt? Wenn Preußen sich kräftig an die Spitze des Fortschritts in Deutschland stellte, die ganze volle verfassungsmäßige Freiheit auf sein Banner schriebe, alle Stämme Deutschlands würden mit solcher Macht ihre Fürsten zum deutschen Bundesstaat drängen, daß ein Volksparlament, ein Staatenhaus in Frankfurt und Preußen an der Spitze mit Nothwendigkeit daraus hervorgehen würde.

Zerrissen, wie wir sind, von Oesterreich schadenfroh verlassen, ohne daß England sich einmischte und während das Napoleon III. befreundete Rußland schwankte, würde uns ein kurzer Krieg vielleicht den Rhein kosten, Frankreich vielleicht das Elsaß. Wollen wir es auf diese blinde Würfel des Kriegsglücks ankommen lassen? oder uns nicht lieber aus eigener Kraft, ohne Einbuße oder Vergrößerung, verjüngen? Und wer weiß, ob, wenn das Unglück uns die Freiheit bringt, das Glück sie uns bringen würde. Ein siegreiches Heer pflegt die Alleinherrschaft zu stärken. Nichts aber würde Napoleon III. empfindlicher treffen, als ein aus sich selbst erstarkendes freies Deutschland. Preußen in Deutschland aufgehend, hält das Geschick Europa's in Händen. Und sähe sich der Kaiser der Franzosen rings von freien Völkern umgeben, er würde sicherlich, nachdem seine Napoleonischen Ideen durch den allgemeinen Willen der Völker selbst ins Dasein gerufen worden, auch im Innern Frankreichs sein Gebäude mit der Freiheit krönen, wie er es ja auch versprochen hat, und der Oheim zuletzt geschehen ließ, als es schon zu spät für ihn geworden war.

Was uns Deutsche betrifft, so halte ich es nicht für durchaus unmöglich, daß unsere vierunddreißig Fürsten und vier Freistaaten sich verständigen, obgleich es ihnen weit schwerer fallen möchte, als den dreizehn großen Freistaaten des Nordamerikanischen Bundes 1787 und den vierundzwanzig kleinen Kantonen der Schweiz 1848. Die größere Schwierigkeit liegt darin, daß Fürsten eifersüchtiger auf ihre Souverainetätsrechte sind, als freistaatliche Regierungen. Denn da in Freistaaten das Volk doch Oberherr ist, so bleibt es dieses, sowohl wenn es in kleinen Staaten getheilt ist, als wenn es Ein Ganzes bildet. Das ganze Geheimniß der Lösung der Frage besteht also darin, daß den Fürsten begreiflich gemacht werde, ihre Oberherrlichkeit leide durch einen Bundesstaat so wenig, daß sie durch denselben vielmehr vergrößert würde. Freie Verfassungen in jedem deutschen Staate vorausgesetzt, wie sie denn auch von Rechtswegen bereits darin bestehen, so ist der Schlüssel der Aufgabe der, daß die Oberherrlichkeit jedes verfassungsmäßigen deutschen Staates nach Innen gar nicht geschmälert werde. Im Verein und unter Zustimmung der Landesvertretung bleibt jede Regierung in Deutschland für die inneren Landesangelegenheiten durch die Bundesgewalt so wenig berührt, wie bisher, ja weniger als der Bund sich jetzt widerrechtlich anmaßt. Durch Vertrag aller deutschen Länder werden aber gewisse allgemeine deutsche Angelegenheiten der Bundesgewalt, an welcher auch alle Regierungen Theil nehmen, übertragen. Münzen, Gewicht, Wechselordnung sind bereits Gemeingut aller Deutschen. Preußen leitet jetzt schon die Zollangelegenheiten des deutschen Zollvereins. Die auswärtigen Angelegenheiten, die Leitung des Heeres in Kriegszeiten, das Seewesen, das Bundesgericht, die Feststellung der Ausgaben für Bundes-

zwecke u. ſ. w. müßten allerdings der Bundesgewalt anvertraut werden. Was hat aber Baden, ſelbſt Hannover und Baiern jetzt für einen Einfluß, zum Beiſpiel, auf die auswärtigen Angelegenheiten Deutſchlands, wenn es für ſich handelt? Sie ſollen freilich nicht ihre Selbſtregierung verlieren; ſie ſollen vielmehr dadurch, daß ſie als berechtigtes Glied in die Bundesgewalt eintreten, erſt in dieſem Vereine die Macht erlangen, die ſie vereinzelt nie beſitzen können, — und zwar auf folgende Weiſe.

Das ganze deutſche Volk wählt natürlich für Frankfurt nach Maßgabe der Bevölkerung das Volkhaus für die Geſetzgebung der bezeichneten Gegenſtände. Sollte ſogar durch Verſchmelzung der Sonderrechte ein allgemeines bürgerliches und peinliches Geſetzbuch für ganz Deutſchland durch dieſes Volkshaus ausgearbeitet werden, welchen Eintrag thäte dies den einzelnen Staaten? Jede Geſetzgebung könnte es ja frei annehmen oder nicht, wie Landrecht und kaiſerliches Recht früher neben einander beſtanden. Sind die Grundrechte nicht bereits auf dieſem Wege allgemein angenommen geweſen? Haben wir es nicht beim Wechſelrecht wirklich ſo bleibend geſchehen ſehen? Wird das Handels- und Seerecht nicht jetzt auf ähnliche Weiſe für ganz Deutſchland vorbereitet?

Die Schwierigkeit macht allein die Zuſammenſetzung des Staatenhauſes, in welchem eben die Oberherrlichkeit jedes deutſchen Landes ihre geſetzliche Stelle finden muß. Soll die Geſetzgebung oder die Regierung des einzelnen Staates die ernennen? Ich meine: Beide. Die Geſetzgebung ſchlägt etwa die Kandidaten vor, unter welchen die Regierung die Senatoren wählt. Was die Zahl derſelben betrifft, ſo braucht gar keine Aenderung im bisheri-

gen bundesrechtlichen Stimmenverhältniſſe ſtatt zu finden. Die achtunddreißig Staaten beſitzen ſiebenzehn Stimmen im engeren Ausſchuß, indem die kleineren zuſammengelegt nur je Eine Stimme haben. Das Plenum aber zählt neunundſechzig Stimmen, indem die kleinſten Eine und die größeren eine nach ihrem Umfang ſteigende Stimmenzahl haben. Mögen wir nun die Stimmenzahl gleichmäßig verdoppeln, oder lieber bei der einfachen Stimmenzahl ſtehen bleiben, wie ja auch der Amerikaniſche Senat nur ſechsundſechzig Stimmen zählt, unſer deutſches Staatenhaus müßte, wie jener, gleichſam als ein Reichsrath, in ſtehende Ausſchüſſe, die nach den verſchiedenen Thätigkeiten der Bundesregierung gebildet wären, eingetheilt ſein. Es gäbe alſo einen Ausſchuß für die auswärtigen Angelegenheiten, das Kriegsweſen, das Seeweſen, das Zollweſen, das Gerichtsweſen, die Geldangelegenheiten u. ſ. w. Das Reichsminiſterium leitet dieſe gemeinſamen Angelegenheiten Deutſchlands nur in Uebereinſtimmung mit dieſen Ausſchüſſen des Senats, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dies Staatenhaus wäre der verjüngte, dem Bedürfniß der Vernunft entſprechende Bundestag. Und jedes der achtunddreißig deutſchen Länder hätte darin durch ſeinen Stimmenantheil den ihm gebührenden Einfluß auf die Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten Deutſchlands, während bis jetzt Oeſterreich und Preußen, wenn ſie einig waren, allein entſchieden, und, wenn ſie es nicht waren, meiſtentheils Oeſterreich ſeine Anſicht durchſetzte.

Aber Oeſterreich iſt ja eben der Stein des Anſtoßes. Nun denn! will Holland für Luxemburg und Limburg, Dänemark für Holſtein und Lauenburg, Oeſterreich mit ſeinen deutſchen Provinzen nicht in den Bundesſtaat ein-

treten, so bleibt für sie das bisherige Verhältniß des Staatenbundes bestehen. Werden erst alle Völker Oesterreichs unter sich einen Bundesstaat bilden, wie die Ungarn ihn jetzt vorgeschlagen haben, so wird es Deutschland, wenn diese acht Millionen nicht, von Oesterreich abgezweigt, zum deutschen Bunde geschlagen werden können, weniger schmerzhaft sein, sie zum österreichischen Bunde gehören zu sehen, weil dann zwischen Preußen und Oesterreich kein Grund des Zwiespalts mehr vorhanden wäre. Freie Staatsverfassungen aller Völker, sagt Kant, würden die Kriege unmöglich machen.

Wenn nun Europa, wenn namentlich Deutschland, so gerüstet, sich Napoleon III. entgegenstellte, wenn wir, mit Einem Worte, bei uns die Idee der freien Volksthümlichkeit verwirklicht hätten, er hätte dann für seinen Ehrgeiz nicht mehr den Vorwand, fremde Volksthümlichkeit zu befreien. Er müßte, um sich zu halten, seinem Volke die Freiheit geben; und er würde es thun, um sich zu halten, wenn er es überhaupt im Stande ist. Wenigstens wäre es das einzige Mittel, seinen Sturz zu verhindern. Denn ohne Verleihung der Freiheit würde er sicherlich noch viel eher stürzen. Jedenfalls würde ihm der Scepter Europa's entrissen, damit auch nicht mehr der Schatten eines Helden, mit dem Schilde der Ideen umgürtet, Europa leite, sondern endlich auch diese Erdhalbkugel zur Selbstregierung komme, indem die leitenden Ideen die Massen durchdringen und der allgemeine vernünftige Wille auch als der der Mehrzahl erscheine, der sich auf gesetzmäßige Weise in den freien Einrichtungen des Staates durchführt und ungeschmälert zur Geltung gelangt.

Nach diesem Hafen muß der Lauf der Weltgeschichte steuern! Während nach dem Anstoß der ersten französischen

Staatsumwälzung die erträumte Freiheit Europa's in eine allgemeine Alleinherrschaft endete und nach Napoleon's I. Abdankung Frankreich durch Europa's Aufstand die Freiheit, die dieses sich nicht selber geben konnte, erhielt, so wird jetzt durch das in der erwähnten Weise herbeigeführte Abtreten des dritten Napoleon, ohne weitere kriegerische Anstöße desselben, der ganze Welttheil die Freiheit erringen.

F. von Schiller.

Ein kulturgeschichtlicher Protest.

Von

Adolf Stahr.

Motto:
„Aus dem Diplom kann jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist es, was mich beruhigt."
(Schillers Gattin an Frau von Stein.)

„F. von Schiller."

Ein kulturgeschichtlicher Protest.

Zur Einleitung.

In dem Reskripte Sr. Excellenz des Kgl. Preuß. Ministers des Innern, Grafen von Schwerin, an den Vorstand des Centralkomités für die Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstage, welches die Berliner Zeitungen vom 26. Oktober d. J. 1859 mittheilten, las man unter andern folgende Stelle:

> „Der Abschluß eines Jahrhunderts nach der Geburt eines Mannes von so großem Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Geistes, wie F. von Schiller, ist gewiß ein würdiger Gegenstand festlicher Feier, der die Theilnahme aller Gebildeten im Volke gesichert ist. — — Damit kann aber sehr wohl eine Verschiedenheit der Auffassung über die Grenzen, innerhalb deren sich eine solche Festfeier zu bewegen hat, bestehen und Ew. Wohlgeboren werden gewiß selbst nicht verkennen, daß diejenigen Theile des Programmes, die sich auf die öffentlichen Aufzüge durch die

Straßen der Stadt und die Feier auf dem Gensdarmenmarkt beziehen, weit über das Maaß deſſen hinausgehen, was bei ähnlichen Erinnerungsfeſten das Hergebrachte iſt."

Dieſe Worte und namentlich die von mir unterſtrichenen, riefen den folgenden Aufſatz hervor, den ich als einen kulturhiſtoriſchen Proteſt zu bezeichnen mir erlaubte. Ich ſendete denſelben am 28. Oktober an die „Nationalzeitung," und als dieſelbe, obſchon mit der Tendenz einverſtanden, den Abdruck für den Augenblick ablehnen zu müſſen glaubte, Tags darauf an die „Volkszeitung" zur Veröffentlichung. Aber auch dieſe nahm Anſtand dem Aufſatze ihre Spalten zu öffnen. Man bat vielmehr den Verfaſſer ſolche Veröffentlichung bis nach der vollbrachten Feſtfeier zu verſchieben. Zwar die Bezeichnung des zu feiernden Genius als „F. von Schiller" und die Warnung vor Ueberſchreitung der Grenzen des bei ähnlichen Gelegenheiten „Hergebrachten" durch eine öffentliche Begehung des Feſtes — wie ſie ſpäter in Wien, Dresden, Stuttgart u. ſ. w. dennoch ſtatt gefunden hat — dieſe Dinge wollte Niemand gut heißen. Allein man glaubte durch eine ſolche Aeußerung des Tadels den mühſam gewennenen Boden für die Schillerfeier in Berlin gefährdet; man fürchtete eine ſtörende Einwirkung auf die öffentliche Meinung, die ohnehin ſchon in Berlin nichts weniger als ungetrübt geblieben war. Es koſtete nicht eben allzuviele Mühe den Verfaſſer, wenn auch nicht von der Gefährlichkeit ſeines Proteſtes für die Schillerfeier zu überzeugen, ſo doch zu dem nachgebenden Entſchluſſe zu bewegen, die folgenden Blätter bis nach Beendigung der Feſtfeier ungedruckt liegen zu laſſen.

Inzwiſchen erlebte derſelbe ſehr bald die Genugthuung, daß der ehrwürdige Jakob Grimm ſich in gleichem Sinne

an öffentlicher Stelle aussprach. In seiner Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859, gab er sein über ganz Deutschland hinausschallendes Urtheil ab über den Eindruck, welchen jene offizielle Bezeichnung Schillers als „F. von Schiller" in einem großen Theile des deutschen Volkes hervorgebracht hatte. Dieses Urtheil aber, mit welchem diese Blätter zu schmücken erlaubt sein mag, lautete wie folgt:

„Nicht einmal drei volle Jahre vor seinem Tode wurde Schillern der Adel zu Theil, und seitdem erscheint der einfache, schon dem Wortsinn nach Glanz streuende Name durch ein sprachwidrig vorgeschobenes von verderbt. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im Voraus verneinen; weil der, dem die höchste Gabe des Genius verliehen ist, keiner geringern Würde bedürfen wird, weil Talent sich nicht wie Adel oder Krankheiten fortpflanzen; alle Welt aber glaubt es steif und fest, daß Dichter geboren werden und hier galt es einem als König im Reiche der Gedanken waltenden. Schon 1786 hatte Bürger gesungen:

Mit einem Adelsbrief muß nie der ächte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen,
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen,

was leicht besser und stärker ausgedrückt wäre. Dem unerbittlichen Zeitgeist erscheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn. Denn ist der bürgerliche Stand so beschaffen, daß aus ihm in den Adel gehoben werden mag, müßte auch aus dem Bauernstand in den des Bürgers Erhöhung gelten. Jeder Bauer kann aber Bürger, jeder Bürger Besitzer eines adeligen Gutes

werden, ohne daß ihnen die persönliche Würde gesteigert wäre. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde übergeht, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Göthe oder Schiller entsprangen, aufhören sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehen bleiben, sobald dieser Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird jedesmal sie auszuschlagen. Ein großer Dichter legt auch nothwendig seinen Vornamen ab, dessen er nicht weiter bedarf, und es ist undeutscher Stil oder gar Hohn Friedrich von Schiller, Wolfgang von Göthe zu schreiben. Ueber solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls. In seine künftigen Standbilder mag nur gegraben werden Schiller."

Dieses Wort wird nimmer vergessen werden in der deutschen Kulturgeschichte. Der große Humboldt hat es einmal ausgesprochen, daß er auf keine seiner wissenschaftlichen Arbeiten, wohl aber darauf stolz sei, daß er von früher Jugend an gegen die Sklaverei und für die Freiheit mit Schrift und Rede gewirkt habe. Und so wird auch dieses Wort Jakob Grimm's den von ganz Europa verehrten Mann der Wissenschaft zugleich in alle Zukunft vor seinem Volke und vor allen Kulturvölkern der Erde als den Mann erscheinen lassen, der die Ehre und den Adel des freien Mannes und Bürgers gegen die Anmaßung veralterten Vorurtheils würdig vertreten hat.

Damit aber auf unseren geadelten Dichterheroen selbst nicht etwa der Makel ruhe, daß sie eine solche Adlung als eine „Erhebung“ angesehen und hingenommen hätten, scheint es nothwendig, in kurzer Darstellung zu zeigen, wie es mit dieser Adelserhebung unserer Unsterblichen zugegangen und wie sie selbst darüber gedacht haben. Dies zu thun war der Zweck der folgenden Blätter, die ich jetzt hiermit der Oeffentlichkeit übergebe.

I.

Als der groß- und freigesinnte Herzog Karl August von Weimar von der jämmerlichen Engherzigkeit der Hof- und Adelsverhältnisse seiner Zeit und seines Hofes gezwungen ward, die Komödie aufzuführen, den Dichter des Tell von der Wiener Hofkanzlei adeln zu lassen, da schrieb die Gattin Schiller's, schrieb Charlotte von Lengefeld, selbst eine Adlige, an einen Freund, den jungen Freiherrn von Stein, die Worte, welche allein hinreichen, diese deutsche Frau als die würdige und ebenbürtige Gattin des größten Dichters der Nation im Gedächtnisse unseres Volkes hinzustellen:

„Aus dem Diplom kann Jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist es, was mich beruhigt.“

Ja, er war „ganz unschuldig“ an dieser Lächerlichkeit und sein trostloses Weib konnte sich mit diesem Bewußtsein trösten, als Schiller mit lächelndem Achselzucken die ihm gebotene „kahle Ehre,“ wie er sie nannte, annahm, weil er dieselbe nicht zurückweisen konnte, ohne seinen wohlwollenden Fürsten zu beleidigen, der es gut gemeint hatte,

und der im Grunde seines großen Herzens wahrlich nicht anders als Schiller selbst über diese „fable Ehre" dachte. „Sie werden gelacht haben," schrieb Schiller an einen adligen Freund, „da Sie von unserer Standeserhebung hörten." Er setzte voraus, daß selbst ein Freiherr und Edelmann, eben weil derselbe zugleich ein freier und adeliger Mann war, die Lächerlichkeit empfinden würde, welche darin lag, einen Schiller, durch Zufügung einer Sylbe zu seinem Namen, „erheben" und ihn durch dieselbe absondern zu wollen von seinem Volke. Er setzte es voraus und mußte es voraussetzen; denn der Mann, an den er seine Worte schrieb, war — Wilhelm von Humboldt; dieser Mann war nicht nur derjenige, welcher schon bei Lebzeiten seines großen Freundes die fast über das Maaß des Menschlichen hinausgehende Erhabenheit Schiller's mit unerreichten Worten der Verehrung schilderte; er war seiner Zeit auch Preußischer Staatsminister und, als solcher, einer der ruhmvollsten Förderer der glorreichen Wiedererhebung des Preußischen Staates und des Preußischen Volkes aus tiefstem Falle und tiefster Schmach.

Heute aber, ein halbes Jahrhundert später, beim Jubelfeste der deutschen Nation, dessen Feierglocken über den ganzen Erdball tönen, — heute noch redet ein anderer Preußischer Minister zu Preußens Hauptstadt und zum Preußischen Volke von — „F. von Schiller"!! und warnt im Angesichte eines Erinnerungsfestes, das in der ganzen Geschichte der Kultur und Bildung seines Gleichen nicht hat, seine Mitbürger und Volksgenossen, welche die Erlaubniß zu einer öffentlichen Kundgebung der Huldigung des Genius von ihm erbitten müssen, — warnt er die Bewohner der großen deutschen Kulturhauptstadt Berlin vor der Gefahr: durch eine solche öffentliche Kundgebung

„weit über das Maaß deſſen hinauszugehen, was bei ähnlichen Erinnerungsfeſten das Hergebrachte (!) geweſen ſei!!"

„Das Hergebrachte!" — und „F. von Schiller!" — dieſe Ausdrucksweiſe ſtellt ſich ebenbürtig dem Stile des Adelsdiploms aus der Wiener Hofkanzlei vom Jahre 1802 an die Seite, in deſſen geſpenſterhaften Perrückenſprache es als eine Empfehlung Schiller's für die Erhebung in den Adelsſtand angeführt wird, daß ſein Vater unter den Reichstruppen gegen Preußen und ſeinen großen König gefochten habe! und alle Kurfürſten, Fürſten, geiſtliche und weltliche Herren, Grafen und Freiherrn „bei einer Pön von 50 Mark löthigen Goldes" gewieſen und verpflichtet werden, „genannten Johann Chriſtoph Friedrich von Schiller als Unſern und des heiligen römiſchen Reichs rechtgebornen Lehens- und Turniergenoſſen zu erkennen, zu ehren und zu würdigen."

Indeſſen das heilige römiſche Reich von Anno 1802 iſt längſt ſeitdem zu Staub zu zerfallen. Mögen alſo die, welche es trifft, noch immer die von ihm verhängte „Pön von 50 Mark löthigen Goldes" reſpektiren. Wir andern, wir Bürgerliche des großen deutſchen Volks, wir brauchen das nicht. Wir können nach wie vor es dem deutſchen Fürſten nachthun, der neben den beiden größten deutſchen Dichtern in freier Gruft zu ruhen ſich als Ehre beſtimmte, und der auf den Sarg, welcher die ſterblichen Reſte des Unſterblichen umſchließt, nichts weiter ſetzen ließ als die ächt goldnen Lettern:

SCHILLER.

II.

Aber Schiller und Göthe, wird man ſagen, haben doch ſelbſt dieſe ihnen widerfahrene „Erhebung“ in den Adelſtand ſich ruhig gefallen laſſen, vielleicht gar dieſelbe gewünſcht und nachgeſucht, jedenfalls ihre Unzufriedenheit darüber nicht verlautbaren laſſen!

Was Schiller betrifft, ſo haben wir bereits geſehen, wie Er darüber dachte, und daß Er die Sache als das was ſie war, als eine Lächerlichkeit empfand, die Er, der „Bringer jener Zeiten, die da kommen werden,“ deſſen „Jahrhundert ſeinem Ideal nicht reif war,“ mitleidig lächelnd hinnahm. Aber auch Göthe befand ſich in demſelben Falle und in derſelben Stimmung und es iſt gut und thut dem deutſchen Volke nöthig, daß es erfahre, durch welche Klaſſe von Menſchen und durch welche Vorurtheile ihrer Anmaßung, Göthe und Schiller, nicht nur ohne, ſondern gegen ihren Wunſch und Willen gezwungen wurden, ſich zu „Herren von“ machen zu laſſen.

Herzog Karl Auguſt von Weimar dachte nicht geringer als ſein fürſtlicher Zeitgenoſſe Markgraf Karl Friedrich von Baden, der in ſeinem Briefe an Klopſtock den Dichter mit den Worten zu ſich einlud: „Freiheit iſt das Edelſte was der Menſch haben kann und die ſollen Sie bei mir finden.“ Mit derſelben Zuſicherung hatte der jugendliche Herzog Karl Auguſt den Dichter des Werther und des Götz von Berlichingen zu ſich berufen. Und er war geiſtesſtark genug den Widerſtand und das Murren ſeines Adels und Beamtenthums darüber, daß er den Frankfurter Bürgersſohn und Dr. juris, mit dem er, der Fürſt, das brüderliche Du tauſchte, zu ſeinem Geheimen Rathe mit Sitz und Stimme in ſeinem höchſten Kollegium erhob, in jenem berühmten Reſkripte niederzuſchlagen, das als ein

ewiges Denkmal seiner freien fürstlichen Gesinnung in der Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts dasteht. Aber er war nicht stark genug, so wie er seinen eigenen Hof zwang, so auch die verwandten kleinen Höfe seiner Umgebung zu zwingen, den bürgerlichen Minister und Freund seines Herrn als ebenbürtig für die adlige Gesellschaft des „Hofgeschmeißes" der „heimtückischen Hofleute", wie Göthe sie in gleichsinnigen Briefen an die Stein nannte, aufzunehmen. Jahre lang wehrte sich Göthe gegen die Absicht des Herzogs, diesen Widerstand der Hofleute durch die Adlung des Dichters zu brechen. Er empfand die Lächerkeit, ja die Demüthigung des Genius, welche in solcher sogenannten „Erhebung" lag, und die den Dichter des Tasso und der Iphigenie vielmehr gleichstellt mit dem ersten besten eitlen Thoren, der sich aus einem Schulze oder aus einem Meier zu einem Herrn von Schulze oder Meier machen läßt. Er empfand ganz ebenso wie der bürgerliche Dichter der Leonore empfand, der solchen Adelverleihern zurief:

„Mit einem Adelsbrief muß nie der ächte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen;
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen!"

Herzog Karl August selbst wagte es daher auch nicht, den Dichter zu bereden, sich diese Komödie gefallen zu lassen. Er bat seine fürstliche Mutter, die Herzogin Amalie, dem Freunde vorzustellen, in welche schlimme Lage der Widerstand Göthe's ihn gegenüber seinen fürstlichen Herren Brüdern setze. Die alte Fürstin übernahm dies Geschäft, und nach langem Sträuben entschloß sich Göthe auf ihre Bitten und Vorstellungen, seinem fürstlichen Herrn und Freunde auch dieses Opfer zu bringen. In einem seiner

Briefe an Frau von Stein (vom 17. November 1781) schrieb er der Freundin: „die Herzogin Mutter hat mir gestern eine weitläufige Demonstration gehalten, daß mich der Herzog müsse und wolle adeln lassen. Ich habe ihr sehr einfach meine Meinung gesagt und Einiges dabei nicht verhehlt, was ich Dir auch noch (mündlich) erzählen will." Die Meinung, welche er gesagt, war also von so starker Art, daß der vorsichtige und diskrete Mann sie dem Papiere nicht anvertrauen mocht. Erst im Juni des folgenden Jahres (1782) erfolgte der vom Herzog ausgewirkte kaiserliche Adelsbrief, den Göthe der Freundin mit den Worten schickte: „ich bin so wunderlich gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann." Dies scheint sehr mäßig und mit Göthescher Milde ausgedrückt; aber es scheint auch nur so. Denn wobei man sich „gar nichts denken kann," das ist nach einer anderweit bekannten Definition Göthe's eben nur „der Unsinn."

Aber über die Verhältnisse und Anschauungen, welche seinen Herrn gezwungen hatten, diese „Farce" mit ihm zu spielen, über die Prätensionen und den Hochmuth einer Kaste, welche jeden Bürgerlichen, auch den Edelsten und Besten, den gottbegnadigten Dichter, den tiefsinnigsten Denker, den Stolz seiner Nation für unwürdig ihrer „Gesellschaft," für eine „bürgerliche Kanaille," wie der damalige Ausdruck hieß, ansehen zu dürfen glaubte, so lange ihm das „von" vor seinem Namen fehlte — über diese Menschen und Dinge konnte Göthe sich sehr wohl „etwas denken." Was er sich dabei dachte, das hat der Dichter des „Werther" in eben dieser Dichtung mit zornbrennenden Worten der Empörung ausgesprochen; und sein großer Kritiker Napoleon hat es sehr wohl gefühlt, welches zweite Motiv, neben dem der unglücklichen Liebe, dem Helden

jener Dichtung die Piſtole in die Hand gab. Es war ſeine Exiſtenz, es war die Lage und Empfindung eines ſtolzen Jünglingsherzens in einer Welt und Geſellſchaft, wo der bürgerliche Geſandtſchaftsſekretair Werther von ſeinem eigenen Geſandten, „der ihn liebte und auszeichnete," aus deſſen Salon ausgewieſen werden mußte, weil die ganze adlige Geſellſchaft bei dem bloßen Anblick einer nicht ſalonfähigen, bürgerlichen Kreatur in ihrem ganzen Kreiſe in Aufſtand gerieth! Napoleon ſagte von dem großen Dichter Corneille: „wenn er zu meiner Zeit gelebt hätte, ich würde ihn zum Fürſten gemacht haben!" Göthe, der Bürgersſohn, empfand ſich als geborner Fürſt. Der geadelte Miniſter ſprach es zu ſeinem Eckermann aus: „Ich fühle mich ſtets ſelber ſo vornehm, daß ich's nicht eben ſehr merkwürdig gefunden haben würde, hätte man mich zum Fürſten gemacht." Er konnte ſo empfinden. Denn ein „Fürſt" heißt ein „Vorderſter," und Er war ein Vorderſter ſeiner Nation, wie ſie keinen zweiten gehabt hat außer ihrem Schiller.

Aehnlich wie mit Göthe's iſt es mit Schiller's Adelung zugegangen. Er war „ganz unſchuldig" an derſelben, wie ſeine edle Gattin ſchrieb. Aber die Rückſicht auf dieſe Frau war es, welche ihn bewog, die „kahle Ehre" anzunehmen, die ihm ſelbſt „lächerlich" erſchien, und die obenein, wie er an ſeinen Freund Körner klagte, die Laſt ſeines Lebens noch vermehrte. „weil ſie ihm einen Aufwand verurſachte, auf den er nicht gerechnet war." In dem kleinen Weimar von damals ſpielte die Frage: ob adlig, oder nicht adlig, ob „Herr" ſchlechtweg oder „Herr von" eine Rolle, die eben wegen der Kleinheit des Ortes und wegen der Enge der Verhältniſſe zuweilen ſelbſt für einen Schiller ihr Läſtiges hatte. Die Schweſter ſeiner Frau hatte als

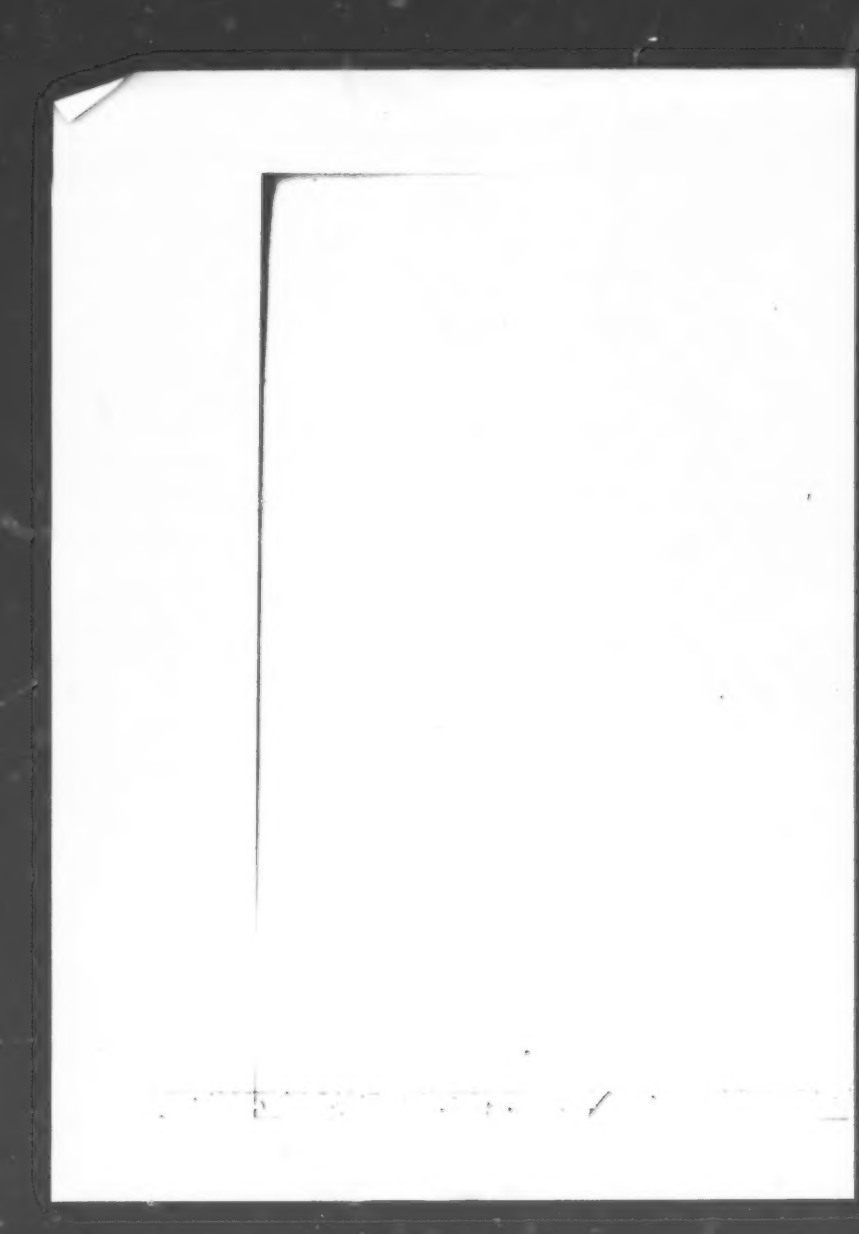
Gattin eines „Herrn von“ nicht nur Zutritt, sondern einen hohen Rang am Hofe, während die Gattin eines Schiller nach den herrschenden Adelsansichten, die als Gesetz der „Gesellschaft“ galten, dadurch, daß sie zu einem Bürgerlichen „herabgestiegen“ war, ihre Standesehre verloren hatte und keinen Zutritt zum Hofe haben durfte! Schiller selbst aber, der schon als der gefeierte Dichter der Nation dastand, mußte es erleben, daß einem Kotzebue, den der Herzog von Weimar verachtete, sich die Thüren der Hofgesellschaft öffneten, weil er — ein von vor seinem Namen führte, während einem Schiller diese Thüren verschlossen waren! Wenn die ägyptische Mumienhaftigkeit solcher Vorurtheile in einer großen Stadt weniger fühlbar gewesen wäre, so war sie doppelt und dreifach „unangenehm fühlbar“ in dem kleinen Weimar, das im Grunde nichts war, als, wie Frau von Stael sich ausdrückte, „ein großes Schloß.“

Es giebt Verhältnisse und Vorurtheile, die selbst ein Starker und Mächtiger nicht allein umgestalten und aufheben kann. Das war die Lage, in der sich Karl August befand; und es gereicht ihm zur Ehre, daß Er, der diese Vorurtheile verachtete ohne sie beseitigen zu können, das einzige Mittel ergriff, welches sich ihm darbot, um der Unwürdigkeit ihrer Folgen für einen Schiller ein Ende zu machen. Eben so wenig kann es für Schiller ein Vorwurf sein, daß er aus Achtung vor seinem wohlwollenden Fürsten und aus Rücksicht für seine Gattin sich den Adelsbrief gefallen ließ, der ihm ohne sein Willen und Wollen dargebracht ward, wie er sich einige Jahre zuvor den Bürgerbrief gefallen ließ, mit dem die Republik Frankreich, welche allem Adel in Frankreich ein Ende

gemacht hatte, den berühmten deutschen Schriftsteller zu ihrem Bürger erklärte!

Aber wenn Göthe und Schiller auch als Mitglieder der Weimarischen „Gesellschaft" die Adlung über sich ergehen ließen — an der Spitze ihrer Werke, ihrer unsterblichen Geistesthaten, durch die sie sind, was sie sind, haben sie nimmer das von vor ihre Namen gesetzt, vor diese Namen, die in der Weimarischen Fürstengruft ohne Adelszeichen die schlichten Eichensärge unserer Unsterblichen schmücken; vor diese Namen, nach denen ihre Zeit und ihr Jahrhundert die Zeit und das Jahrhundert Göthe's und Schiller's heißt und heißen wird bis ans Ende der Zeit.

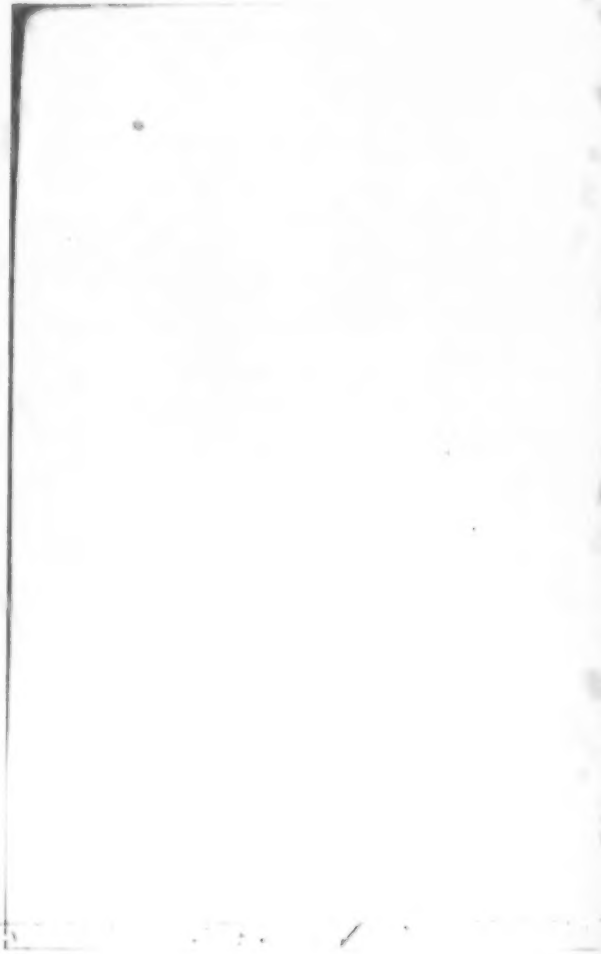
Wer aber heute in den Tagen, wo das deutsche Volk den hundertjährigen Geburtstag seines Schiller feiert und begeht, von „F. von Schiller" sprechen kann, der bezeugt dadurch: daß er Theil hat an dem Geiste eines hochmüthigen Vorurtheils vergangener Zeit und daß er sich scheidet von dem Volke, dessen Apotheose seiner Lieblinge, seiner großen Männer und Helden darin besteht, daß es, indem es sie allen äußern Glanzes und Ranges entkleidet, sie eben dadurch auf die Höhen und über die Höhen der Menschheit erhebt; er bezeugt endlich: daß er sich abtrennt von dem Geiste der Bildung unserer Zeit, der nur noch einen „Göthe" und einen „Schiller" kennt.



Die jüngste Literatur-Bewegung in Frankreich.

Von

Karl Grün.



Es ist jetzt schon eine halbe Generation her, daß wir von Paris aus unsern Freund Proudhon brieflich von der Herkulesarbeit der deutschen Kritik unterhielten, die sich in den Augiasstall der Theologie gewagt und dort ein gewaltiges Ausfegen unternommen hat. Der berühmte Kritiker des Eigenthums antwortete uns von Lyon: „Kriegerischer Germane, sehen Sie zu, daß Sie Ihr Pulver nicht an die Spatzen verschießen."

Heute sitzt derselbe Proudhon in Brüssel im Exil, weil er allzu stark, nicht etwa gegen Spatzen, wohl aber gegen Dompfaff, Kreuzschnabel, Mönch, Cardinal und sonstiges Kirchengevögel gefeuert, mit andern Worten, weil er die „Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche" verfaßt hat, eine dreibändige Analyse theologischer Begriffe und Begriffslosigkeiten.

Die Franzosen, welche in der Zeit der schweren Noth den Kopf oben behielten, haben jetzt auch eingesehen, daß nicht jedes Volk in jedem geistigen Zustande zur Freiheit taugt, selbst wenn die Revolution fertig vor ihm niederfallen sollte; sie haben erlebt, daß in dem stolzen Frankreich von 1789, 1792, 1830 und 1848 noch immer ein katholischer Bauernkaiser möglich war und sie haben ihre langwierige Muße dazu benutzt, nach deutscher Art in den Augiasstall der Theologie hineinzuwaten. Bekanntlich nennen sich die Theologen oft Philosophen.

Da ist z. B. der berühmte Eklektizismus, die landläufige Philosophie der Julidynastie, jener offizielle Langohr, der den Kopf zwischen scholastischen Wesenheiten und analytischen Begriffen wehmüthig hin und her wendete und endlich im Juste-Milieu verhungerte.

Herr Victor Cousin hat das System aus Descartes und deutscher Philosophie zusammengeflickt, in diesem Bettlermantel lange Jahre paradirt und als der Wind endlich zu scharf wehte, warf er das nothdürftige Habit ab, um im Budoir etlicher vornehmer Phrynen aus den Zeiten der Freude und des vierzehnten Ludwig unterzukriechen. Diogenes auf der Jagd nach einem Rudel Aspasien!

Einer der Schleppträger des Herrn V. Cousin, Magister eloquentiae einer tugendsamen Opposition, ist Herr Jules Simon, Verfasser der Religion naturelle und des Devoir, Commis-Voyageur für erschütternde Phrasen, das Ideal aller gemäßigt-liberalen Crinolinen. Auch Herr Simon thut bisweilen als ob er etwas analysire und einen Vorstellungsknäul auflösen wolle; aber er trägt Sorge, das zu lösende Wirrniß zuvörderst an ein Haupt- und Urknäul festzubinden, welches er zu entwirren verbietet, ja von dem er behauptet, sein ganzes Verdienst bestehe gerade in seiner Unentwirrbarkeit: „Es ist offenbar, daß das Unendliche ist (gerade wie die Seele, gerade wie die Pflicht); es ist abgeschmackt, daß es nicht sei; nichts widersetzt sich der Existenz des Unendlichen; wenn das Unendliche nicht ist, so ist nichts möglich, und im Gegentheil alles möglich, unter der Bedingung, daß das Unendliche ist." „Gott läßt sich aus nichts schließen, aber er läßt sich überall wahrnehmen, man muß nur sehen können." Ins Indische übersetzt heißt das: Siwa ist, man kann ihn zwar nicht beweisen, aber ohne Siwa wäre nicht einmal der Lingam

vorhanden. Siwa läßt ſich aus nichts ſchließen, aber in jedem Phallus oder Stier läßt er ſich wahrnehmen, man muß nur ſehen können. Und ſo kommt denn der ſpirituale Herr Simon dahin, die Abſtraktion aller Abſtraktionen unter die Loupe des Chemikers und das Teleskop des Aſtronomen zu verweiſen. Man weiß aber, was ſie dort ſeit den Tagen des großen Laplace geworden iſt!

Hat ſich Herr Couſin wenigſtens dem Sturme der Zeiten entzogen, um mit „weiblichen Charakteren“ einen harmloſen Umgang zu pflegen: ſo bildet ſich dagegen Herr Simon ein, er ſei auf der Breſche geblieben, indem er dem Mormonen-Meſſias Joe Smith Konkurrenz im Religionserfinden macht oder im abſoluteſten Tone über Dinge abſpricht, von denen er nicht das erſte Worte verſteht, z. B. über Kapital und Arbeit. Der Meiſter iſt behaglich konſervativ geworden, der Schüler aber boshaft reaktionär.

Gegen dieſen Eklektizismus zieht ein ſtahlgewappneter Kämpe zu Felde, Herr H. Taine, Verfaſſer einer gekrönten Preisſchrift über Livius und eines gar pikanten Buches: „Die franzöſiſchen Philoſophen im 19. Jahrhundert.“ Nie iſt ein theologiſcher Schwindel herrlicher aufgelöſt und als blauer Dunſt erwieſen worden, als wenn Herr Taine die Plattheiten der Eklektiker ins Gemeinverſtändliche überſetzt.

Maine de Biran ſagt einmal mit wichtiger Offenbarungsmiene: „Jeder kann an ſich ſelbſt beobachten, daß die direkten Vorſtellungen der äußern Sinne, wie die Bilder oder Anſchauungen des inneren Sinnes und die Ideen ſelbſt die Produkte der Verſtandesfähigkeit, wenn ſie ſucceſſive von dem Ich unter verſchiedenen ſenſitiven Modifikationen, oder mit einem veränderlichen Gefühl der Exiſtenz, einem traurigen oder kummervollen, angenehmen oder leich-

ten, reflektirt oder betrachtet werden, ſich bis auf einen gewiſſen Punkt dieſen Variationen proportioniren, was die Grade der Klarheit oder Dunkelheit, Beweglichkeit oder Beſtändigkeit, des Vertrauens des Zweifels betrifft, welche dieſen Ideen einen beſonderen Charakter und gleichſam eine eigenthümliche Phyſiognomie aufdrücken." Herr Taine überſetzt das ſo: „Wenn ihr Kolik oder Migräne habt, ſo hat euer Raiſonnement weniger Klarheit, eure Aufmerkſamkeit eine geringere Dauer, eure Schlüſſe ſind weniger ſicher, als wenn ihr bei guter Geſundheit ſeid." Es fällt ihm bei jenem Schwulſt des Eklektikers der Scholar ein, der ein guter Helleniſt, aber ein ſchlechter Reiter war und der vom Maulеſel herab einen Bauer alſo apoſtrophirte: „Landmann, thu' einen Schritt der Annäherung gegen die Perſon meines Individuums, um die Aequipollenz zwiſchen den beiden Hebelarmen meiner Hippoſtaſe herzuſtellen."

Herr Couſin wird ſchlagend charakteriſirt, als der Mann der „mittleren Wahrheiten," der auch nicht eine Ader von einem Philoſophen gehabt. Der Mann im Bettlermantel orakelt z. B. alſo: „Mehr als jemals der pſychologiſchen Methode getreu, vertiefte ich mich immer mehr in die Beobachtung, anſtatt ſie zu verlaſſen, und durch die Beobachtung erreichte und entwirrte ich in der der Intimität des Bewußtſeins, bis wohin Kant gar nicht gedrungen war, unter der ſcheinbaren Relativität und Subjektivität der nothwendigen Prinzipien, das momentane aber reale Factum der ſpontanen Wahrnehmung der Wahrheit, einer Wahrheit, einer Wahrnehmung, die als nicht ſelbſt reflektirend, unbeachtet in den Tiefen des Bewußtſeins vor ſich geht, aber dort die wahrhafte Grundlage deſſen iſt, was ſpäter unter logiſcher Form in den Händen der Reflexion ein

nothwendiger Begriff wird. Alle Subjectivität und alle Reflexivität erstirbt in der Spontaneität der Vorstellung."

Herr Toine: „Zwei und zwei sind vier. Als ich zum ersten Male zwei Objekte mit zwei andern zusammen sah, und begriff, daß sie vier ausmachten, bemerkte ich nicht, daß immer, überall und nothwendig zwei und zwei vier machen. Diese Bemerkung ist später gekommen, als ich durch Reflexion meine Gedanken beobachtete. Man denkt zuerst; nachdem man gedacht hat, reflektirt man über seine Gedanken. Sie sehen, mein lieber Kant, daß Ihr System in Trümmer zerfällt, denn ich habe mich in die Intimität des Bewußtseins bis zu einem Grade vertieft, wohin Sie nie gedrungen sind."

Der edle Jouffroy, der zwischen der Restauration und der neuen Revolution in der Schwebe hing, verwickelte sich in seiner „Bestimmungslehre" in die lächerlichsten Widersprüche: „Die Natur eines Wesens zeigt seine Bestimmung an. Die Natur eines Menschen aber ist zusammengesetzt aus unendlichen Aspirationen (nämlich die Natur des zufälligen Menschen Jouffroy!), die unsere gegenwärtige Lage nicht befriedigen kann; folglich giebt es für uns eine zukünftige Bestimmung und eine Reihe von Existenzen, in denen wir sie befriedigen können." Ganz vorzüglich, sagt Herr Toine, laßt uns sehen. „Die Natur eines Wesens zeigt seine Bestimmung an; dieser Satz gilt sowohl für den Ochsen als für den Menschen. Die Natur des Ochsen ist 15 Jahre zu leben und sich dann zu reproduziren; also ist die Bestimmung des Ochsen 15 Jahre zu leben und sich reproduziren. Aber seine gegenwärtige Lage hindert ihn daran, der Mensch verschneidet ihn mit sechs Monaten und speist ihn mit drei Jahren. Folglich wird der Ochse, von dem ich gestern gegessen habe, in einer an-

dern Welt wieder geboren werden, dort noch zwölf Jahre leben und Kälber erzeugen." So weit bringt es die „Bestimmungslehre" der Elektiker!

Herr Taine beweist aber nicht nur die Absurdität der elektischen Philosophie; er führt auch aus, daß diese Absurditäten nothwendig gewesen, daß der Sensualismus des 18. Jahrhunderts diesen Rückschlag herbeiführen mußte. Die bloße Analyse Condillac's ließ kalt, gewährte unter dem Druck des Empire und der Restauration keinen positiven Anhalt. Die Staël, Chateaubriand, Lamartine kündigten den Mystizismus an, die Elektiker brachten dieses Herzensbedürfniß zu Buche. Indem sie den „Brei des Herzens" aufwärmten, haben sie leider Logik, Psychologie und Philosophie zu Grunde gerichtet. Die ganze Doctrin ist jetzt nichts als „eine Badewanne, sehr sauber, sehr ruhig und sehr lau; die Väter setzen aus Gesundheitsrücksichten ihre Kinder hinein."

Herr Jules Simon übersetzt diese Taine'sche Kritik wieder sehr rührend dahin: „Glücklich wer an Gott glaubt, ohne so viel Raisonnement, gleichsam durch eine natürliche Gnade und wer in der Wissenschaft nur die Bestätigung seines Glaubens sucht!"

Herr Taine ist kein Hegelianer, aber es ist wohlthuend zu lesen, was dieser spirituelle Franzose von sich selbst sagen darf: „Ich habe Hegel alle Tage, ein ganzes Jahr lang in der Provinz gelesen (ich spreche von Hegel selbst, nicht von der plumpen Sekte, die ihn fortgesetzt und entstellt hat.) Wahrscheinlich werde ich nie wieder Eindrücke empfinden gleich denen, die er mir geschaffen hat. Von allen Philosophen ist keiner zu solcher Höhe emporgestiegen, kein Genie hat diese wunderbare Unermeßlichkeit erreicht. Er ist Spinoza multiplicirt mit Aristoteles." Den Fehler der

nachkantiſchen Philoſophie giebt Herr Taine im Ganzen richtig dahin an, daß man als Metaphyſiker die Natur zu definiren geſucht habe, ohne durch die Erfahrung hindurchgegangen zu ſein. „Sie haben es in Deutſchland verſucht mit einer heroiſchen Verwegenheit, einem erhabenen Genie und einer Unvorſichtigkeit, größer noch als ihr Genie und ihre Verwegenheit. Sie haben ſich mit Einem Rucke bis zum oberſten Geſetz hinaufgeſchwungen, ſie ſchloſſen die Augen über die Natur und unternahmen es, durch geometriſche Deduktion die Welt wiederzufinden, die ſie nicht betrachtet hatten. Ohne exacte Begriffsbeſtimmung, der franzöſiſchen Analyſe bar, von vornherein hinaufgeſchwellt auf den Gipfel der ſtaunenswerthen Pyramide, deren Stufen zu erklettern ſie verſchmäht hatten, haben ſie einen tiefen Sturz gethan. Aber in dieſem Ruin, tief unten in dieſem Abgrunde, übertrifft das Trümmergeröll ihres Werkes noch alle menſchlichen Inſtructionen an Pracht und Maſſenhaftigkeit, und der gebrochene Plan, den man darin wiedererkennt, deutet dem künftigen Philoſophen durch ſeine Unvollkommenheit wie durch ſein Verdienſt das Ziel an, das man erreichen muß und die Bahn, welche vorerſt nicht betreten werden darf."

Herr Etienne Vacherot, ehemaliger Studiendirektor an der höheren Normalſchule — was jetzt in Frankreich noch etwas taugt, iſt faſt durchgängig „ehemalig," a. D. — ein grundgelehrter Mann von viel mehr germaniſchem Ingenium als der kauſtiſche Herr Taine, ſpricht von ſeinen Lehrern in der Philoſophie und „meine Lehrer ſind Creuzer, Schelling, Hegel, Herr Couſin," der letztere wahrſcheinlich als bloßer Vermittler mit den erſteren. In ſeiner zweibändigen „Poſitiven Methaphyſik" zerſchlägt auch dieſer Kritiker die Illuſionen des Eklektizismus: er habe nur eins

geleiſtet, nämlich die Beanſtandung der „falſchen, engen, plumpen Ideen“ des 18. Jahrhundert; aber ſein dogmatiſches Werk reduzire ſich neben „ſehr ſeltenen und unvollſtändigen Verſuchen“ auf die Wiedereinſetzung der alten Metaphyſik der Platon, Descartes, Malebranche, Boſſuet, Fenelon, Leibniz, Clarke. Dieſe Elemente, gereinigt und ſinnreich verbunden — alſo eine geſchmackvolle Olla Podrida — könnten nur diejenigen täuſchen, welche nicht wüßten, daß „die Kritik Kant's und ſeiner Schule alles das bis in die Wurzel zerſtört habe.“ Wer aber wiſſe, was von Kant bis Hegel vorgegangen ſei, der laſſe ſich „nicht anführen.“ Man könne den Eklektizismus „genießen“ — wir haben das eben bei Gelegenheit des jungen Ochſen geſehen — und „als Geſchichte bewundern“ — als Fabel anſtaunen —; aber „als Wiſſenſchaft könne man ihn unmöglich im Ernſte nehmen.“

Der Franzoſe tauge eigentlich gar nicht zur Philoſophie, erklärt der Franzoſe Bacherot; er ſei viel zu viel ein Mann der „Disciplin und der Parole.“ Man nenne ſich in Frankreich „Materialiſt,“ um nicht für einen Platoniker oder Carteſianer gehalten zu werden; „Atheiſt,“ um ſich nicht vor der vulgären Theologie in den Staub zu werfen; „Pantheiſt,“ um Gott und die Welt 'anders zu unterſcheiden, als die Maſſe. „Der franzöſiſche Geiſt denkt nur Angeſichts der Maſſe, er iſt niemals allein und frei vor dem Objekt ſeines Nachdenkens. Das Publikum iſt beſtändig anweſend, räth ihm, inſpirirt ihn, modifizirt die Entwicklung oder den Ausdruck ſeines Gedankens. Er ſieht ſtets die Wahrheit nur durch das Prisma der öffentlichen Meinung. Wir Franzoſen ſind Leute der Disciplin, im Denken wie in der Schlacht. Unſere Denker wie unſere Soldaten begeiſtern ſich unter dem Applaus der Menge.

Der helle Tag der öffentlichen Meinung iſt die wahre Studirſtube unſerer Philoſophen, ſelbſt wenn ſie thun, als ſchlöſſen ſie ſich in ihre vier Mauern ein, um nachzudenken. Der franzöſiſche Geiſt hat das Mot d'ordre im Munde, in den Tagen revolutionärer Trunkenheit, wie in denen der konſervativen Erſtarrung. Er giebt die Parole nicht, er empfängt ſie. Die Carteſius ſind ſelten, die Spinoza unmöglich. Viele Schriftſteller und wenig Denker, bewundernswerthe Klarheit, mäßige Originalität der Bücher."

In dieſer meiſterhaften Photographie hat Herr Vacherot die ganze Schwäche, aber auch die volle Stärke der Franzoſen dargelegt. Sie ſind kein Volk der ſtarken und eigenſinnigen Individualität, ſie ſind die Race der Soziabilität, berufen, Großes durch Einheit, durch Harmonie der Maſſen zu erzielen. In ihren erſten Revolutionsakten wie in ihren Angriffskriegen ſind ſie bewundernswürdig. Das Mot d'ordre wird ausgeführt, coûte que coûte. Alles kommt daher bei ihnen auf die Parole an, auf den gedanklichen Inhalt der Führer und Leiter. So lange ihnen blos die Analyſe, die Verneinung gepredigt wird, werden ſie meiſterhaft einreißen, aber ſtümperhaft aufbauen. Finden ſie erſt den Inhalt der geſellſchaftlichen Zukunft, ſo wird ſich in kürzeſter Friſt etwas Unerhörtes ereignen. Der Einzelne wird ihnen ſtets weniger bedeuten als uns; aber ſie werden ein impoſantes Ganze darſtellen.

Unterdeſſen blickt Herr Vacherot ſehnſüchtig auf den Aufbau der deutſchen Philoſophie hinüber: „Deutſchland hat ſein metaphyſiſches Werk vollbracht mit ſeinen Vorzügen und Mängeln. Trotz der Exzeſſe und der Reaktionen wider dieſe Exzeſſe, iſt der große Gedanke Kant's, Fichte's, Schelling's, Hegel's in die Subſtanz des deutſchen Geiſtes übergegangen; er iſt von den Höhen der Schule

in den Durchschnitt der gelehrten Welt hinabgestiegen. Die Arbeit Frankreichs ist noch zu vollbringen; es muß die metaphysische Frage da wieder aufnehmen, wo Kant sie stehen gelassen hat."

Es liegt ein erhabener Trost darin, daß die Denker aller Länder fast gleichzeitig auf den großen Immanuel als auf ihren unverwerflichen Ausgangspunkt zurückkommen, bei dem alle neuere Philosophie anfange und der das ewige Kriterium aller Fortschritte abgeben müsse. Nicht nur Deutsche und Franzosen begegnen sich in der feiernden Anerkennung dieser klassischen Nüchternheit und enthaltsamen Weisheit, sondern auch die Oberitalienier stimmen selbstbewußt ein und ihr scharfsinniger Pseudonymus Ansonio Franchi reiht sich würdig an Taine und Vacherot.

Daß die Parole in Frankreich bisher noch nicht die rechte gewesen, beweisen die fruchtlosen Versuche der Herren Michelet und Quinet, die doch beide mit dem wünschenswerthesten Talente ausgerüstet und auch hinlänglich gelehrte Männer sind. Von Herrn Michelet könnte man zwar behaupten, er sei überhaupt kein Denker, sondern ein Aesthetiker, ein akademischer Fantaisist, der pikant-schönen Darstellung nachjagend in der Geschichtschreibung wie im politischen Pamphlet. Ja, seine neuesten Versuche in der Sozialphilosophie haben etwas sehr Bedenkliches, man erkennt den Verfasser von „Priester, Frau und Familie" kaum wieder, es sei denn, daß die Beschäftigung mit dem Jesuitismus auf den Schriftsteller abgefärbt habe. Erhob er nämlich früher als Lehrer am Collège de France den Mahn- und Warnruf wider die heilige Hermandad, welche das bürgerliche Leben vergifte und das politische unterhöhle: so sind seine letzten beiden Bücher, „die Ehe" und

„die Liebe" einer feinen jeſuitiſchen Feder würdig. Dieſe Detailmaterie ehelicher Zuſtände, dieſe hundert Vorſichtsmaßregeln und Kunſtgriffe, welche der Mann mit der Frau vorzunehmen hat, um ihrer „ſicher" zu ſein, dieſer Epikureismus und Eudämonismus, der den gefangenen Kanarienvogel umgeben und ihn für die „Freiheit" entſchädigen ſoll, ſind die glänzendſte Abbitte, die Herr Michelet einem Directeur de Conscience nur thun konnte. Herr Michelet iſt am Ende aller Enden ein eingefleiſchter Katholik, ohne eine Ahnung davon zu haben. Von der „Liebe" haben wir einen einzigen Satz geleſen, dann das Buch zu- und den Verfaſſer zu den Todten geworfen. Wir laſen nämlich: „Ich habe Säuglinge geſehen, die ſchon verliebt waren." Das genügte uns vollſtändig; zu dieſer Höhe der Phyſiologie können wir nicht hoffen uns jemals zu verſteigen.

Mit Herrn Quinet iſt es etwas Anderes, ſein Gegenſatz wider Jeſuiten und Ultramontanismus war von jeher ein berechtigter. Herr Quinet iſt im Grund und Weſen ein proteſtantiſcher Ascet, Epigone der Reformation. Er überſetzt ſein hiſtoriſches Bedauern, daß die romaniſchen Nationen vor dreihundert Jahren nicht mit Luther, Calvin und Zwingli gegangen ſind, in den Wunſch und die Predigt: ſie möchten noch jetzt maſſenhaft aus der katholiſchen Kirche treten, um jeden Preis, und ſich der erſten beſten proteſtantiſchen Gemeinſchaft anſchließen. Er gab dieſer Tendenz den allerſtärkſten Ausdruck in ſeiner glänzenden Einleitung zur neuen Ausgabe des Marnix de Ste. Aldegonde, eines der kühnſten Antipapiſten des 16. Jahrhunderts; er ſprach davon, den Katholizismus „im Koth zu erſticken," die Kirchen mit Gewalt zu ſchließen, den Katholizismus zu behandeln, wie dieſer einſt den Paganismus behandelt habe.

Wir frugen ihn: auf Grund welches neuen Glaubens, oder gestützt auf welche allgemein verbreitete Ansicht von Welt und Menschen? Denn ohne ein Neues, das der Opfer werth ist, stürzt man das verrottetste Alte nicht. Wir erhielten natürlich keine Antwort. — Die romanische Race ist auf Grund ihrer Naturbestimmung nicht mit in den Protestantismus eingetreten, und wenn sie sich wieder mit uns vereinigen soll, so wird dies wahrlich nicht auf dem Boden eines papiernen Papstes geschehen, den gerade die germanische Welt mittlerweile herzlich satt bekommen hat. Auch sehe man, worauf der beredte Herr Quinet die neueste Welt insgesammt vereiden möchte: „Nach der Zerstörung des Katholizismus bleibt das Bewußtsein des modernen Menschen, der sucht, prüft und sich kühn durch das Evangelium hindurch seinen Weg zu Gott und zur Freiheit zurückbahnt.“ So wohlfeil wird man wohl mit der modernen Menschheit nicht fertig werden, daß man ihr a priori sagt, was in ihrem Bewußtsein schlummert und diesen Inhalt durch eine Abstraktion — „Gott“ — und durch eine Negation — „Freiheit“ — ausdrückt!

Giebt es aber diesmal kein neues Credo an die Stelle des alten zu setzen, ist es nicht thunlich, noch einmal Altar wider Altar zu errichten: wohlan, so wird der Krieg ein langsamer, methodischer, aber desto sicherer. Man pflanzt die Kultur an zur Beeinträchtigung des Kultus, man ruft zu Hülfe wider die alte Ueberschwänglichkeit, man baut Schulen und Festsäle zur Erbauung des Volkes! Daß dies Alles nicht im tiefsten Frieden und mit Rosenwasser vollbracht werden kann, wissen wir sehr wohl; aber die äußere Handhabe, die uns Herr Quinet darbietet, ist gerade so wurmstichig wie sein Inhalt des modernen Bewußtseins: „Die französische Revolution, gestützt auf alle dem

Katholizismus feindlicher Sekten." Man sieht, das ehemalige Collége de France ist gänzlich veraltet und die neuere Gedankenbewegung in Frankreich war eine absolute Nothwendigkeit. Herr Quinet ist noch mit keinem Fuß aus dem 18. Jahrhundert herausgekommen, Herr Michelet aber gar in die bequeme Kasuisterei des 17. Jahrhunderts zurückgesunken.

Da hat der gelehrte Herr Patrice Larroque, ehemaliger Rektor der Akademie von Lyon — auch ein „Ehemaliger," a. D. — mehr Zeug. Durch ausgedehnte Studien unterstützt, gewahrte Herr Larroque die Grundmängel des 18. Jahrhunderts, die trostlose Negativität, ja die schreiende Unmoralität z. B. Voltaire's, des typischen Helden jener Periode. Er fühlte, daß man nicht reaktionär zu sein braucht, um das Volkspathos in dem „Mädchen von Orleans" nicht mit Latrinenkoth zu bewerfen, daß der Kampf wider das Pfaffenthum noch kein Kampf wider die Hallucinationen der Menschheit ist, daß es eine Aufklärung geben muß, bei welcher das Volk nicht nothwendig als „Kanaille" traktirt wird, daß eine Revolution nicht damit zu beginnen braucht Pompadour auf Amour zu reimen und den Gegenstand der gekrönten Verworfenheit le plus beau nom de France zu nennen! Herr Larroque sah die deutsche Exegese bis zur Höhe der Gefühlsphilosophie hinaufklimmen, und während Herr Quinet noch mit Neander im Bunde eine Lanze für den „historischen Christus" einlegte und die Rechte des Pectus predigte, wurde Herr Larroque zum französischen Strauß, wie Herr Littré von der Akademie zum Uebersetzer David Friedrich's geworden war.

Das Hauptwerk des Herrn Larroque, welches mit Vacherot's „Demokratie" im Banne der französischen Konfiskation schmachtet, heißt: Examen critique des Doctrines

de la Religion chrétienne, „Kritiſche Prüfungen der Lehren der chriſtlichen Religion," von P. Larroque, zwei ſtarke Bände in gr. 8, zu denen ſich ein dritter Band geſellt: „Religiöſe Erneuerung," Rénovation religieuse (Brüſſel, Van Meenen u. Cie.). Was hier aufgebaut oder erneuert wird mag der abermaligen Kritik verfallen, doch bezeugt Herr Larroque unendlich mehr Reſpekt vor dem Verſtande der Menſchheit, als die alten Konfeſſionen ſammt dem Herrn Quinet.

Auch darin ſind die Koryphäen der neueren Literaturbewegung in Frankreich wunderſam einverſtanden, daß ſie ihr Land und Volk ernſt und ſchonungslos kritiſiren. Bei uns in Deutſchland kann man über Mangel an Selbſtkritik nicht klagen: von Leſſing's und Herder's Zeiten an haben wir uns die bitterſten Wahrheiten eingeſchenkt, und in der Reſtaurationsperiode war nur derjenige deutſche Schriftſteller klaſſiſch, der die Selbſtperſiflage unſerer Nationalität am glänzendſten aufführte. Jedermann weiß, daß und wie dieſe Ironie endlich in offenbaren Verrath überging. Aber wo waren für Frankreich die Zeiten des lachſeligen Rabelais hingekommen, der zum größten Gaudium des „Hofes und der Stadt" im erſten Buch ſeines „Gargantua" erzählte: „Das Volk von Paris iſt ſo dumm, ſo maulaffig, ſo albern von Natur, daß ein Marktſchreier, ein Kalenderausrufer, ein Mauleſel mit ſeinen Schellen, ein Violinkratzer auf einem Kreuzwege mehr Leute um ſich verſammeln wird, als ein guter evangeliſcher Prediger." Derſelbe Rabelais citirt eine alte Schartete des Joaninus de Barrauco, worin der Witz gemacht wird, die Pariſer heißen eigentlich „Parthefier," mit einem Gräzismus, d. h. „Prahlhänſe im Reden."

Seit ſich die abſolute Kriegsmacht konſolidirte, kam ſolcher Humor in Verruf und Abgang. Die „großen"

Könige, welche die Nation und den Staat vorſtellten, durften ſich doch nicht ſagen laſſen, ſie repräſentirten ein „dummes, maulaffiges, albernes Volk.“ Als ſpäter die Nation das Werk und die Rolle der Könige ſelbſt übernahm, nannte ſie ſich gleichfalls nur die „große“ Nation, und wehe dem der daran zweifelte!

Wir hörten oben die Offenherzigkeit des Herrn Vacherot über die franzöſiſche Philoſophie. In ſeiner „Demokratie“ wird derſelbe Schriftſteller noch viel deutlicher: „Es iſt ſehr wahr, daß das franzöſiſche Volk die Gleichheit der Freiheit vorzieht und daß ſein Eifer für die Gleichheit nicht ſo weit geht, die Anforderungen ſeiner Eitelkeit zum Schweigen zu bringen .... In Wahrheit iſt die Liebe zur Gleichheit die einzige tiefe und lebendige Empfindung in dieſem Lande. In ſofern iſt die franzöſiſche Geſellſchaft allerdings eine Demokratie. Leider hat dieſe demokratiſche Empfindung, aus Mangel an geiſtiger und moraliſcher Bildung, bei der ungeheuren Mehrheit der Perſonen nicht den Charakter eines politiſchen Begriffes; es iſt ein Inſtinkt, der ſich mehr durch den Neid, denn als Prinzip der Gerechtigkeit offenbart. Die Achtung vor dem Recht und noch mehr das Gefühl der Pflicht ſind abweſend. Volk von Helden und Bedienten! hat Chateaubriand in einem Anfall von nationaler Miſanthropie geſagt. Die Wahrheit iſt, daß die Bedientenhaftigkeit nicht weniger gemein in Frankreich iſt als das Heldenthum, und daß man dort nicht ſelten bei demſelben Manne den Helden und den Bedienten zugleich findet. Was man am Wenigſten findet, das ſind die einfachen Bürgertugenden ... Es giebt eine Wahrheit, die hart iſt für die nationale Eigenliebe, die man aber nothwendig ausſprechen muß: Frankreich nimmt in der

neueren Geſchichte einen großen Platz ein durch ſeine Armeen und Ideen, ſeine Sprache, Literatur, Philoſophie und Revolution; aber im Punkt der Erziehung und des Unterrichts, der Maſſe iſt es hinter England, Deutſchland, den Vereinigten Staaten, im Allgemeinen hinter allen proteſtantiſchen Ländern zurückgeblieben... Die katholiſche Erziehung macht keine freien Menſchen, der militäriſche Geiſt ſchafft keine Bürger. Das Volk, Arbeiter und Bauern kennen das Moralgeſetz nur unter dem Rock des Prieſters und das politiſche Geſetz unter der Uniform der Gensd'armen. Die tiefe Unwiſſenheit der Maſſen in Allem, was die Rechte und Pflichten des Menſchen und Bürgers betrifft, ihre betrübende Unfähigkeit zu jeglicher Selbſtregierung, ihre paſſive Haltung unter der doppelten Vormundſchaft der Kirche und des Staates, ſind gewichtige Hinderniſſe für das Aufkommen der Demokratie in Frankreich." Vergleicht man das Genie der romaniſchen Race mit dem der germaniſchen ſo „findet man ernſtliche Gründe zu zweifeln, ob Frankreich mit ſeiner Leidenſchaft für die Gleichheit wirklich beſſer zu einer wahrhaften Demokratie vorbereitet iſt, als England und Deutſchland."

Der Hiſtoriker Henri Martin drückte ſich 1847 ſchon ziemlich unparteiiſch über die Grundzüge des franzöſiſchen Nationalcharakters aus, während ſein Kollege Herr Michelet in apokalyptiſcher Aufgedunſenheit das franzöſiſche „Volk" kurzweg zum Meſſias ſalbte, der Europa zu erlöſen beſtimmt ſei. Henri Martin ſagte in ſeiner Schrift: „Frankreich, ſein Genie und ſeine Beſteuerung": „Das galliſche Genie erſcheint als eins und ſich ſelbſt gleich in der Geſchichte; ſeine Hauptcharakterzüge ſind eine außerordentliche moraliſche und phyſiſche Thätigkeit; mehr Eifer als Beſtändigkeit in der Anwendung dieſer Thätigkeit; immer

bereit den Gegenſtand zu wechſeln; eine aufbrauſende und verwegene Tapferkeit; eine Soziabilität, ein Intereſſe an Allem, was in der Welt vorgeht, ein ſympathetiſches, außerordentliches Streben in zwei Zeitaltern des Widerſtreits, wo das Menſchengeſchlecht ſich in ausſchließende und feindſelige Gruppen getheilt hatte, eine Soziabilität und Sympathie, welche einzig die Griechen mit den Galliern gemein hatten, welche aber bei dieſen letzteren in ihren glücklichen Reſultaten paralyſirt wurden durch die Entwicklung einer intraktabeln Perſönlichkeit (?), einen Geiſt der Nachahmung im Guten wie im Schlimmen, der gerade aus der Soziabilität herſtammte; eine glänzende Einbildungskraft, eine Lebhaftigkeit des Geiſtes, die mit Scharfſinn und ſpöttiſchem Leichtſinn gemiſcht war; eine ſeltſame Unbeſtändigkeit, was die Perſonen und äußeren Dinge betrifft."

Herr Charles Dollfus, ein ächter Mühlhauſer aus dem Elſaß, der freilich perfekt franzöſiſch verſteht, ſich aber in ſeinen philoſophiſchen Schriften bis zur Kühnheit der Neu-Hegelinger vorwärts wagt (S. deſſen Lettres philosophiques und Révélateurs et Révélations), iſt mit dem Ausdruck: „intraktable Perſönlichkeit" des Herrn Martin gar nicht zufrieden und annotirt den Paſſus ſo: „Wir nennen das die galliſche Eitelkeit, die ſehr verſchieden iſt von der Macht der Perſönlichkeit und welche die Perſönlichkeit viel eher zu vermindern als zu erhöhen ſtrebt." In ſeinem jüngſten ſtreng politiſchen Buche: Liberté et Centralisation formulirt Herr Dollfus ſeine Anſicht über die Franzoſen dahin: „Anſtatt ſtolz zu ſein, ſind wir eitel; anſtatt geduldig und hartnäckig zu ſein; wiſſen wir nur Sprünge auf das Ziel hin zu machen und dann den Muth zu verlieren, wenn wir es auf den erſten Satz nicht erreicht haben. Ein ſtolzer Mann gehört nur ſich

ſelbſt, er nährt ſeinen Stolz mit dem Gefühl ſeiner Unabhängigkeit. Ein eitler Menſch gehört nur ſeiner Eitelkeit, ſeine Eitelkeit verfügt über ihn, ſie liefert ihn um ein Bändchen, um einen Titel, um ein Stück Gewalt, das ihn hervorheben ſoll. Eitel und verkäuflich (vanus und venalis) ſind zwei Eigenſchaftswörter, die ſelbander gehen."

Mit beſonderem Behagen citirt Herr Dollfus den kürzlich verſtorbenen Alexis de Tocqueville und deſſen klaſſiſches Werk: „Das alte Regime und die Revolution," worin der Charakter der Franzoſen alſo gezeichnet iſt: „Zu allem fähig, nur zum Kriege ausgezeichnet. Verehrer des Zufalls, der Gewalt, des Erfolgs, mehr als des wahren Ruhmes; mehr zum Heroismus angethan als zur Tugend, mehr zum Genie als zum geſunden Sinne; fähiger große Pläne zu faſſen, als große Unternehmungen durchzuführen; die glänzendſte und gefährlichſte aller Nationen Europas, und am beſten dazu geeignet, abwechſelnd ein Gegenſtand der Bewunderung, des Haſſes, des Mitleids, des Schreckens, aber niemals der Gleichgültigkeit zu werden."

Der gedankliche Aufſchwung des Herrn Dollfus wird in ſeiner letzten Schrift zu politiſcher Bedeutung; er erblickt nämlich das große Miſtbeet der franzöſiſchen Eitelkeit, den permanenten Aderlaß jeder Charakterfeſtigkeit, in dem abſcheulichen Centraliſationsſyſteme, welches dem ganzen übrigen Lande alle Selbſtſtändigkeit ausſaugt, um dafür aus Paris die Börſe alles Einfluſſes, den offenen Markt für Gewiſſen und Ueberzeugung zu machen. Die Stockfranzoſen werden indeſſen den „Elſäſſer" merken und verſtimmt werden.

Von welcher praktiſchen Wichtigkeit das ſchärfere Denken allſofort wird, und wie ſich deſſen politiſche Conſe-

quenzen ausnehmen, davon liefert die Vacherot'ſche „Democratie" das leuchtendſte Beiſpiel. Viele glaubten den profunden Metaphyſiker ganz gewiß auf gradem Wege nach Wolkenkuckucksheim und mochten ſich recht ſicher vor ihm halten. Herr Vacherot hat dieſe Verächter der „Quinteſſenz" raſch enttäuſcht, indem er in zierlichem Oktavbande Staat und Geſellſchaft neu conſtruirt, und dabei unendlich poſitiver zu Werke geht, als die meiſten Revolutionäre und Sozialiſten von Profeſſion. Er gibt ein wirkliches detaillirtes Programm der Dinge, wie ſie nach der nächſten Kataſtrophe werden ſollen; der Gelehrte verleiht der politiſchen Discuſſion Hand und Fuß.

Herr Vacherot wehrt ſich zunächſt gegen die falſchen Begriffsbeſtimmungen der „Democratie". Democratie ſei noch nicht vorhanden durch Abweſenheit der Adelsherrſchaft und Feudalität. Er bekämpft die blinden Anbeter des allgemeinen Stimmrechts: „ſie erblicken in ihm das letzte Wort der Democratie, welches auch moraliſch, ſozial, ökonomiſch die Lage des abſtimmenden Volkes ſei, und ohne zu bedenken, daß Unwiſſenheit, Aberglaube, Unmoralität, Elend die Ausübung des Volksrechtes vereiteln oder gefährlich machen können. Andere endlich, die ſich wenig um Freiheit und Würde ſcheeren, proſtituiren ſogar den Namen der Demokratie an ein politiſches Regime, das alle Klaſſen der Geſellſchaft unter die Richtwage des Despotismus hinabdrückt, und aus der allgemeinen Abſtimmung ein lächerliches Spielding, ein Werkzeug der Knechtung macht.

Der Verfaſſer unterſcheidet ſich vortheilhaft von der nur allzu großen Klaſſe der Staatsflüchtigen, die in neuerer Zeit aus Haß wider die Centralknechtungsmaſchine der Staatsregierung überhaupt ein Attribut nach dem andern, eine Funktion nach der andern abdisputiren wollten.

Der Staat, dieſes weſentlichſte Organ der Geſellſchaft, ohne welches die Geſellſchaft gar nicht zu ſich ſelbſt kommt, iſt ſowohl dem engliſchen Oekonomismus wie einem gewiſſen Sozialismus ein Dorn im Auge; ließ der erſtere auch ein gutes Haar an ihm, ſo rupfte es ihm der letztere aus. Beide Sekten verwechſelten zudem beſtändig die pariſer Abſorptionsmaſchine mit einem im Centrum konvergirenden Organismus, der von einer lebendigen Mitte aus Anſtoß und Harmonie zu empfangen hätte. Die Oekonomiſten fürchteten von einem tüchtigen Regierungsorgan mit Recht eine Störung ihres ſo ſimplen Ideals: Abplattung alles politiſchen Lebens zu konkurrirendem Kauf und Verkauf, Verödung der civiliſirten Welt zu einem unabſehbarem Markte. Die Individualiſten des Soizalismus — wie dieſe beiden Wörter auf einander knarren! — ſahen mit Schrecken im Staate das Prinzip der Gemeinſamkeit und Solidarität der Bürger hervorkommen, und fürchteten dabei die Einzigkeit ihres abſoluten Ich einzubüßen.

Herr Vacherot fürchtet ſich nicht und erſchrickt nicht. Der Staat iſt ihm die Vollendung der Geſellſchaft, das Organ der ſozialen Gerechtigkeit, das, weit entfernt die perſönliche Freiheit zu beeinträchtigten, ihre feſteſte Schutzwehr bildet. Sein Staat — ein Idealſtaat, hoch über der Zeit und dem Raume aufgebaut — ſchießt aus einer einzigen Nationalverſammlung zuſammen, welche der legislative Ausdruck der Souveränität iſt. Die Exekutive entſpringt aus der Legislative: die Nationalverſammlung wählt einen Präſidenten — des Miniſterraths, der ihr verantwortlich iſt, den ſie abſetzen kann, wie ſie ihn einſetzte. Der Conſeilspräſident ernennt ſeine Miniſter, die nur ihm verantwortlich ſind und daher mit ihm ſtehen und fallen. Die dritte Gewalt iſt die adminiſtrative, von der

die richterliche als Species nur eine Unterabtheilung bildet; an ihrer Spitze ſteht der zu modificirende „Staatsrath."

Der Katholizismus erhält ſo wenig wie irgend eine andere Religionsgeſellſchaft Gehälter und Unterſtützung vom Staate. Der Staat beſorgt den Nationalunterricht auf breiteſter Grundlage; was auch die Gemeinde an finanziellem Succurs leiſte, ſelbſt der Elementarlehrer wird Staatsdiener, auf Grund ſtaatlicher Prüfung und Beſtallung. Die Erziehung iſt Sache der Familie, welche natürlich das religiöſe Bedürfniß nach Belieben befriedigt. „Das Prinzip des Katholizismus iſt nicht nur die Autorität, das hat er mit allen Religionen gemein; ſondern die Autorität in Allem und überall, unter allen Formen, die Intervention in die geringſten Details des Dogmas und der Disciplin; er ruft jeden Augenblick höhere Leitung an und treibt das Mißtrauen in die menſchliche Freiheit bis zur Abdankung jeder perſönlichen Initiative. Eine katholiſche Geſellſchaft iſt ſicherlich vieler ritterlicher, myſtiſcher oder militäriſcher Tugenden fähig: Eine wird ihr immer fehlen, die Tugend der Selbſtregierung!

Herr Bacherot reſervirt dem Staate — unter permanenter Aufſicht der Nationalverſammlung — nicht nur die von liberaler Seite zugegebenen Attribute: Armee, Juſtiz, Polizei, Finanzen; ſondern auch den Unterricht zum Allerwenigſten das Recht, freie Schulen den Privatſchulen gegenüber zu errichten und die letzteren ſtreng zu kontroliren. Die öffentlichen Arbeiten, ganz beſonders die von hiſtoriſch-äſthetiſcher Bedeutung, ferner aber auch die des öffentlichen Nutzens, wie die Kommunikationsmittel, z. B. Eiſenbahnen, die mindeſtens in letzter Inſtanz an die große Domäne der Geſellſchaft zurückfallen müßten. Für Viele geht der muthige Verfaſſer dabei zu weit, ja die Beſorgniß vor dieſem

Anſtoß hält ihn im Punkte des Unterrichts auf halbem Wege zurück: er will nämlich nicht recht daran, dem Staate auch moraliſchen Einfluß, das Recht der Erziehung einzuräumen, während er doch fühlt, daß ein Lehrer der Philoſophie ſich ſchwerlich ſolches Einfluſſes enthalten kann. Wir bemerken ihm darauf: Entweder repräſentirt Ihr Staat auch die ſittliche Seite der Gemeinſchaft, oder er neigt noch zu dem Polizei-Ideale der Oekonomiſten hin. Im letzteren Falle iſt Ihr Staat noch gar nicht vorhanden, und muß erſt werden; im erſteren Falle bethätigt Ihr Staat ſeine innere Natur. Und eine der Hauptanforderungen an den wahrhaften Staat der Zukunft iſt gerade die Herſtellung der Harmonie in den ſo wild auseinander fahrenden Gefühlen und Empfindungen der Bürger. Gerade die heutige Anarchie iſt das Ideal der bloßen Staatspoliziſten geworden; mit der Abſchaffung der offiziellen Religionen bis zur Nationalkirche erwächſt dem Staate die allerwichtigſte Pflicht — die „äſthetiſchen Erziehung;" und der iſt in Wahrheit gar kein Staatsmann, der nicht ohne Bedenken und ohne alle Geſpenſterfurcht den großen Gedanken Schiller's friſchweg in die Hand nimmt! In der deutſchen klaſſiſchen Literatur, in Leſſing, Göthe und Schiller, liegt das tauſendjährige Reich wie in einer Pandorabüchſe eingeſchloſſen.

Die ſozialen Reformen, die Herr Vacherot beantragt, gehen weit, weit über die Wünſche und Anſichten der doktrinären Demokratie hinaus. Man leſe dieſe kühnen und intereſſanten Erörterungen im Buche ſelbſt nach. Wir wollen an dieſer Stelle weder mit Herrn Vacherot über Eigenthums- und Organiſationsfragen rechten, noch Debatten im Schooße derjenigen Phalanx anregen, welche die mehrmals niedergeworfene Fahne der Demokratie wieder auf-

zurichten so eben den Muth bezeigt. Auf jeden Fall handelt es sich hier um Fragen der Zukunft, deren definitive Diskussion sogar größere Freiheit, ausgebildetere Staatlichkeit in Deutschland voraussetzt. Nur das mögen sich die Staatspolizisten einstweilen wohl merken: das jüngste und gründlichste Buch, welches in Frankreich erscheint, hält die ökonomische Reform der Gesellschaft für die wichtigste, für geradezu unumgänglich, für das einzige Mittel wider den albernen Auslauf der Revolutionen und die Eskamotage der Staatsstreiche.

Nur die leitenden Prinzipien des Herrn Bacherot müssen wir als getreuer Berichterstatter kurz andeuten: Nie und nirgends hat der Staat sein Expropriationsrecht aufgegeben und nirgends ist eine Grenze für dieses Recht abgesteckt. Schadloshaltung ist stillschweigend vorausgesetzt. „Das Recht der Gesellschaft über das Eigenthum kann nicht in Zweifel gezogen werden, sie hat niemals darauf verzichtet." Kann aber die Gesellschaft Eigenthum in dieser oder jener Form zurücknehmen, so hat sie nicht das Recht, den „Werth" zu konfisziren, oder wie Herr Bacherot sagt, das „Kapital." In einer „Tauschbank" wäre sie auch im größten Maßstabe errichtet, vermag der Verfasser das Heil nicht zu erblicken; er scheint an dieser Stelle wenigstens zu ahnen, wiewohl er nicht genug Oekonom ist, um konsequent zu bleiben, daß der Kredit nur eine abgeleitete Funktion ist, welche über die Grundthatsachen der Wirthschaft keine Macht hat. Der Kredit kann nicht die Produktion organisiren, sondern höchstens die Cirkulation, den Handel, den Austausch.

Ueber den Industrialismus heißt es wörtlich: „Wenn man den Propheten einer gewissen industriellen Religion Glauben schenkte, so wäre die Industrie, und zwar in naher

Zukunft berufen, den Tempel des Janus definitiv zu schließen; das vollständige Netz der Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen würde die Aera der allgemeinen Brüderschaft einleiten. Das heißt ohne die moralischen Kräfte rechnen, welche die Menschheit bewegen. Die Industrie besitzt solche erhabene Tugend nicht. Darin, wie in allen anderen Dingen, ist sie die Magd, nicht die Königin der Civilisation ... Es wäre unvorsichtig, die Sache der Freiheit und der Demokratie in Europa und in der Welt für gewonnen zu erachten, an dem Tage, wo die Eisenbahnen, die Maschinen und die Wunder der Industrie ihre Oberfläche bedecken werden. Ins Herz des Menschen und der Gesellschaft muß man blicken; da ist das Prinzip, der wahre Focus der Civilisation."

Das politisch-soziale Credo des gelehrten Herrn Verfassers, welches künftig von keiner bewußten Demokratie mehr ohne die reiflichste Erwägung gelassen werden kann, lautet also: „Die soziale Reform, welche die Arbeit zu befreien und die Lage des Arbeiters umzugestalten hat, ist eine Nothwendigkeit der Demokratie. Nicht darauf eingehen und doch fortfahren sich „Demokrat" zu nennen, hieße das Prinzip ohne die Konsequenzen wollen. Die Logik verlangt, daß man beide Dinge zugleich annehme oder verwerfe. Wer an die Zukunft der Demokratie glaubt, muß an die ökonomische Umgestaltung als an ihre Bedingung glauben."

Wenn das ein Fortschritt über die blos bürgerliche Bewegung von 1789 des Herrn Edg. Quinet ist, so ist der Fortschritt über 1793 nicht minder trefflich und anerkennenswerth: „Die große Revolution von 1789 konnte ihren Weg durch Frankreich und die Welt ohne so viele Excesse und Reaktionen machen. Das vergossene Blut, die

Proskriptionen, die Konfiskationen, die gewaltsamsten Maßregeln des „öffentlichen Wohles" erklären sich durch die Entfesselung der Leidenschaften und den Kampf der Interessen.. Wer wagt zu behaupten, daß sie zum Triumph der Prinzipien nothwendig waren, wie das Mittel zum Zwecke? Man muß es sehr laut sagen, die Nothwendigkeiten der Geschichte, welche Gerechtigkeit und Gewissen nicht auf sich nehmen, sind nur traurige Zufälle, die wir dem elenden oder schrecklichen Spiel der menschlichen Leidenschaften verdanken. In der ökonomischen Revolution, die sich vorbereitet, hat ganz gewiß die Wissenschaft den Vortritt vor der Politik, und Kreditinstitutionen sind viel geeigneter sie zu realisiren als Dekrete."

Ob diese „Kreditinstitutionen" so ganz ohne „Dekrete" zur Welt kommen werden, daran darf man namentlich dann mit Recht zweifeln, wenn man die Beschreibung des heutigen Oekonomismus, ein Bild der Erwerbswelt wie sie steht und geht, gelesen hat: Oben die Finanzfeudalität, das Bürgerthum in der Mitte zerquetscht und auf das kleine Volk hinabgedrückt. Elend ist das allgemeine Geschick, nichts ist weniger garantirt als Ordnung und Sicherheit. Die einzige Regierungsform, welche auf solche Zustände paßt, ist ein Despotismus, der die Ordnung durch den drohenden Apparat einer unwiderstehlichen Militärgewalt aufrecht erhält. Die reiche und müssige Geldaristokratie kann die Freiheit nicht wollen, sie bedarf des Despotismus. Alle sind wider diese kleine Aristokratie und den Einen Despotismus."

Die Erfahrungen, welche Herr Vacherot mit seinem Buche vor Gerichte gemacht hat, konnten ihm, dafern er nicht vorher davon überzeugt gewesen wäre, den Beweis liefern, daß er mit solchen Behauptungen in die Lücke des

Harmloses hineingeflossen hatte. Während der Untersuchungsrichter — auf höhere Weisung — die Schriften Girardin's, Montalembert's, Edm. About's frei gab, ward Herr Vacherot vor die sechste Zuchtpolizeikammer verwiesen, und hier schnaubte der Staatsanwalt, Herr Merveilleur (omen ab nomine) Duvignot, den Verfasser an wie einen Antichrist, wie den Menschenmörder von Anfang. Als Herr Em. Ollivier, der junge demokratische Abgeordnete zum Corps legislatif, die Vertheidigung damit eröffnete, daß er eine ruhige Diskussion in Aussicht stellte, während der Vertreter des Staates einen „Aufruf an die Leidenschaften" erlassen habe, ward er sofort vom Präsidenten unterbrochen und zum Widerruf aufgefordert. Da der Advokat wiederholt erklärte, er habe nichts zu widerrufen, so verurtheilte ihn der Gerichtshof zu dreimonatlicher Amtsentsetzung! Das wird Euch lehren, die Vertheidigung von Menschen übernehmen, welche gesagt haben: In Frankreich stänken Alle wider eine kleine Geldaristokratie und den Einen Despoten! — In einer folgenden Gerichtssitzung ward Herr Vacherot zu Einem Jahre Gefängniß und 1000 Fr. Buße verurtheilt. — Wir schließen unsere literarische Uebersicht mit der Erwähnung eines naturwissenschaftlichen Werkes, das den Gesammttitel führt: Genèse selon la Science, „Genesis nach der Wissenschaft," von Paul de Jouvencel, einem soeben heimgekehrten Flüchtlinge. Der erste Theil heißt: „Die Anfänge der Welt," der zweite: „Das Leben;" ein dritter und vierter stehen in Aussicht.

Den Deutschen, die sich bei Gelegenheit des mehrjährigen Streites zwischen „Materialismus" und „Idealismus" auf Seiten der „Materie" zu stellen versuchten, ist dieser Vorsatz nicht so recht gelungen. Die Koryphäen

des deutſchen „Materialismus“ ſind zum Theil viel zu „geiſtreich,“ um ihre Scheidung vom „Geiſte“ ſo ohne Weiteres vollziehen zu können. Auch disputiren, argumentiren, polemiſiren ſie viel zu ſcharf und zu lebhaft, als daß man ihnen ihren Kultus der abſoluten Stofflichkeit aufs Wort glauben dürfte. Der wahrhafte „Materialismus“ iſt wie die beſte Frau, er macht nicht von ſich reden; er ſteckt viel öfter da, wo die „ſpiritualſten“ Anflüge in den Einleitungen und Vorreden zu leſen ſind. N'est pas matérialiste qui veut!

Herr de Jouvencel hatte den ſchweigſamen, ſelbſtredenden franzöſiſchen Materialismus vor ſich, der mit handwerksmäßigem Aplomb ſein Faß weiter wälzt, wie eine richtige Maſchine analyſirt, kombinirt, auch zur Noth erfindet, ſich aber dabei gar ſelten einfallen läßt, daß er wohl etwas zur Erweiterung und Ausbildung des menſchlichen Erkenntnißvermögens beitragen könnte. Die franzöſiſche Naturwiſſenſchaft, die ganz gemüthlich neben dem Ultramontanismus einherwandelte, hatte es nicht zum deutſchen „Materialismus“ gebracht.

Herr de Jouvencel hat die ganze Aufgabe der jüngſten deutſchen Propaganda, zuſammen mit der Vollendung der Selbſtironie unſerer Aufklärer, getroſt auf ſeine Schultern genommen. Im Exil zum eifrigen Nachdenken gebracht, ſagte er ſich ſelbſt: das franzöſiſche Volk ſei viel zu unwiſſend zur Freiheit; aller bisherige Unterricht, des Grundes und der Methode ermangelnd, ſchlage nothwendig zur Verdummung aus. Ganz beſonders ſei das weibliche Geſchlecht vernachläſſigt, und doch hange von der Frau, bei dem ſozialen und chevalereſken Charakter ſeiner Landsleute, die Zukunft des Landes ab.

Die Einleitung zu den „Anfängen der Welt“ erörtert

mit französischem Reiz den Entstehungsgrund des Buches selbst, und giebt dann einen recht methodischen Abriß der Lehre von Gesetzen und Kräften, Zeit und Raum, Materie, Substanz und Körper; sodann die Grundlagen der Physik bis zum Magnetismus und zur Elektrizität; endlich die Elemente der Chemie und eine Anschauung der kosmogonischen Theorie von Laplace und Buffon. Der Verfasser behauptet, sein Buch müsse von 15—16jährigen Mädchen verstanden werden. Allerdings sind die Beispiele so bündig als interessant gewählt, und die Linearzeichnungen im Anhange so deutlich als möglich.

Bei dem zweiten Bande, „das Leben" betitelt, müssen wir allerdings ein Fragezeichen hinter die 15—16 Jahre machen, obgleich auch hier die Eleganz mit der Gründlichkeit wetteifert. Hier giebt der Verfasser die Analyse der Pflanzen- und Thierwelt, keine Flora und Fauna, wohl aber eine reale Entwicklung des organischen Lebens selbst, und zwar vermittels der „Serie" oder des Reihengesetzes. Cuvier hatte dieses Gesetz instinktiv erkannt, der Sozialist Fourier darüber gefabelt, Proudhon war der Lösung nahe gewesen, hatte sie jedoch aus Mangel an Realkenntnissen nicht erreicht. Herr de Jouvencel erklärt die Serie als das mathematische Gesetz, das allen Dingen und Erscheinungen zu Grunde liege, das beständig die Quantität in die Qualität umschlagen lasse und er sieht die Welt an als ein Convolut von unzähligen abgebrochenen, lückenhaften, sich kreuzenden und durchsetzenden Serien. Alles Daseiende ist ihm konkret gewordene Serie, jedoch darf man die Zahlenreihe nicht in den Individuen aufsuchen und verfolgen, sondern nur in den Lebensäußerungen oder Funktionen, wenn man will im Organ. Die Individuen selbst sind Kombinationen von Organen,

und nur vom Organ ſelbſt, nicht vom Individuum iſt zu behaupten, es ſtehe hoch oder niedrig auf der Leiter der Weſen. Man ſieht, daß hier ein neuer genialer Ausweg für den Streit über die „Continuität der Serie“ aufgefunden iſt.

Die voreiligen Syſtematiker aller Schulen mußten ſich ſagen laſſen: „Von unüberwindlichen Erziehungsvorurtheilen beherrſcht, von Beſorgniſſen zurückgehalten, die des wiſſenſchaftlichen Geiſtes wenig würdig ſind, haben die Naturforſcher bis jetzt mit mehr oder weniger Kunſt und Genauigkeit die Weſen unterſucht und beſchrieben; aber mit ſehr wenigen Ausnahmen haben ſie keineswegs „experimentirt;“ ſie ſind weit mehr Künſtler als Gelehrte geweſen, ſo daß noch zur Stunde die Naturbeſchreibung eine „Illuſtrirte Zeitung“ iſt, ein konfuſer Haufen von Sagen, Romanen, richtigen Beobachtungen, wahrhaft wunderbaren Entdeckungen, genialen Aperçus, falſchen Syſtemen, unanwendbaren Regeln, die man hartnäckig anwendet, unzähligen Ausnahmen, von denen man nichts begreift, und endlich von Glaubensartikeln, die man auf ſich nehmen und bekennen muß trotz ihrer Abgeſchmacktheit, wenn man Carriere machen und ſeine Bücher verkaufen will.“ Die ſelbſtgewiſſen „Materialiſten,“ welche ſeit Jahren die „philoſophiſchen Vorurtheile und Irrthümer“ ausreuten, werden ſehr ergötzlich auf das Unkraut im eigenen Garten verwieſen. Freilich macht das die laufende Philoſophie nicht geſcheidter.

Wie nun die organiſche „Zelle,“ ſelbſt ein Produkt einer Serie von chemiſchen Elementen, ſich in neuen Serien durch Pflanzen- und Thierwelt hinauf bis zum Menſchen hin erhebt, das werden wir im dritten Theile der „Geneſis“ erfahren. Der vierte ſoll die Bewegung des Menſchen-

reiches oder die Geschichte, als abermals dem Gesetze der Serie unterworfen, darlegen und somit eine physiologische Philosophie der Geschichte liefern. Der Verfasser giebt uns eine Ahnung von seiner Auffassung des menschlichen Lebens, wenn er sein Gesetz von der „modificirenden Kraft" aufstellt. „Jedes Wesen, selbst das Resultat einer gewissen Anzahl vorhergegangener Modificationen, ist begabt mit einer Modificationskraft in Bezug auf die Phänomene, von denen seine Existenz und Entwicklung abhangen. Diese Modificationskraft steht im Verhältniß zur Abhängigkeit, d. h. zu der Zahl der Modificationen, deren veränderbares Resultat jenes Wesen in jedem Augenblick ist. Das will sagen: daß je höher auf der Stufenleiter der Wesen die Zahl der vorhergegangenen Modificationen und der actualen Lebensbedingungen steigt, von denen ein Wesen abhängt, desto mehr auch sein Vermögen zunimmt, jene Bedingungen in einer ihm konformen Weise, auf eine seiner Entwicklung günstige Art zu modificiren."

Die höchste „Abhängigkeit" ist also die „Freiheit" selbst; oder wie Hegel in der Logik für alle diejenigen erwies, die kein ehernes Stirnband um das verdonnerte Haupt tragen, „die Nothwendigkeit selbst schlägt in die Freiheit um." Der Mensch, der von allen vorhergehenden Daseinsformen abhängig ist, dessen actuale Lebensbedingungen Legionen heißen, wird gerade dadurch autonom, die begreifende Gewalt über die Natur.

Das ist denn zuletzt aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff geworden, aus jenen vier „geistreichen" Elementen. Es geht zwar alles mit „natürlichen" Dingen zu, weil es eben keine „unnatürlichen" Dinge giebt; aber das Ende vom Liede ist doch „verflucht gescheidt," noch

viel geſcheidter als jene vier „geiſtreichen“ Erzväter oder Erzmütter.

Paul de Jouvencel aber verdient eine ehrenvolle Erwähnung, daß er ſo „ſpirituell“ geweſen, den „Spiritus“ in der „Materie“ ſelbſt nachzuweiſen, und uns gewiſſermaßen mit Fäuſten greifen zu laſſen, wie die freie ſtätige Entwicklung eben ſo ſehr Form als Materie iſt, und wie der Riß zwiſchen der Welt und den Gedanken lediglich durch etliche ſubjektive Hirnſchaalen geht, die ſich durch gründlicheres Wiſſen und Denken erſt zu heilen haben.

Paul de Jouvencel ſchließt ſich in der Freiheit der Aperçus, in der Naivität der Gründlichkeit, in der ſaubern Sorglichkeit des Stiles, in der ſelbſtgewiſſen ruhigen Ironie an Herrn Toine an, obgleich der letztere unendlich kunſtvollere Evolutionen in der Satzbildung vollführt, vielleicht ſogar etwas Manége reitet. Wir haben alſo einen großen Kreis beſchrieben, von der Kritik der formalen Philoſophie und der Beſtimmung neuer Grundlagen der Logik an, durch Religion und Staat hindurch, bis zur begrifflichen Naturforſchung und Naturanſchauung. In dieſem Kreiſe iſt Alles begriffen, was „Menſchenbruſt durchbebt und Menſchengeiſt erhebt.“

Noch mehr, wir haben uns nicht vom Boden des zweiten Empire entfernt, und doch auf unſerer Botaniſirungsrunde noch ganz andere Pflanzen entdeckt, als polizeiliches Schlingkraut, Börſen-Cocculus, ultramontane Cannabis-Felder und transatlantiſchen Cayenne-Pfeffer. Es giebt auch noch Vernunft in Frankreich, ernſtes entſagungsvolles Studium, intereſſeloſe Liebe zu Volk und Menſchheit, Opferfreudigkeit der Ueberzeugung ....

Seit Jahren erfährt Deutſchland, Dank der bornirten Majorität unſerer Tagespreſſe, nur Unerbauliches und Be-

drohliches aus dem westlichen Nachbarlande, und die Kurzsichtigen und Kleingläubigen hatten sich mit der Zeit in den Kopf gesetzt, ein Kampf auf Tod und Leben sei das einzig noch mögliche Verhältniß zwischen uns und den Franzosen. Wir eröffnen daher mit besonderer Genugthuung diese neue fröhlichere Perspektive auf Genossenschaft in Gedanken und in der That.

Jene von uns aufgeführten Männer sind der Belebung des Chauvinismus gründlich abhold; sie lauschen den deutschen humanitären Bestrebungen mit sympathetischem Ohr. Sie bilden, das ist wahr, augenblicklich die einflußlose Minorität im Lande; aber niemals galt der scharfe Spruch des „Demetrius" in vollerer Ausdehnung als für das jetzige Frankreich: „Die Mehrheit ist der Unsinn."

Wir haben erlebt, daß unsittliche Minoritäten ohne jegliche Anwartschaft auf die öffentliche Achtung, blos durch rücksichtslose Brutalität auf ein Dezennium hin zur unumschränkten Herrschaft in civilisirten Ländern gelangen können, obgleich sie nur durch Corruption zu gewinnen und aus faulenden Stoffen sich einen Thron zu bereiten wußten. Welch' ganz anderer Erfolg läßt sich von der Wahrheit, der Redlichkeit, dem sittlichen Willen erwarten — wenn erst seine Stunde schlägt, und die Todten ihre Todten hinaustragen! —

Kurhessen

unter

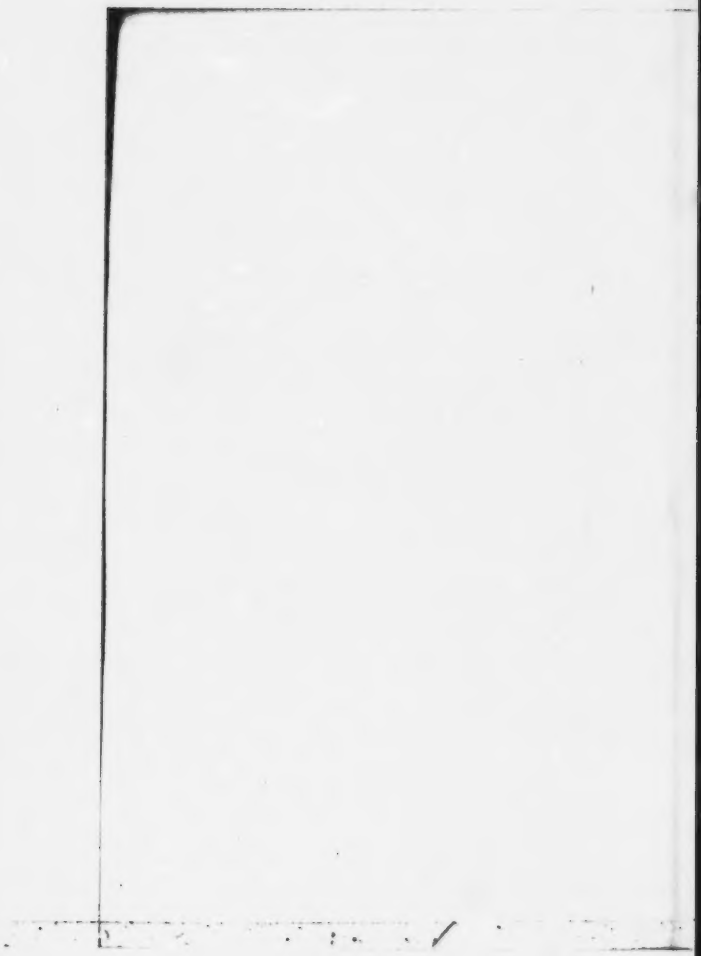
dem Vater, dem Sohne und dem Enkel.

Von

* * * * * *

Man lieſet von einer Wittwe, die ſtund und betete für ihren Tyrannen auf allerandächtigſte, daß ihn Gott wolle ſo lange laſſen leben. Der Tyrann hört's und verwundert ſich, weil er wohl wußte, daß er ihr viel Leides gethan hatte, und ſolch Gebet ſeltſam war. Denn das gemeine Gebet für die Tyrannen pflegt nicht ſo zu lauten. Er fragte, warum ſie ſo für ihn betete? antwortete ſie: Ich hatte zehn Kühe, da dein Großvater lebte, der nahm mir zwei; da betete ich wider ihn, daß er ſtürbe und dein Vater Herr würde. Da das geſchah, nahm mir dein Vater drei Kühe. Abermals betete ich, daß du Herr würdeſt und er ſtürbe. Nun haſt du mir vier Kühe genommen, darum bitte ich nun für dich, denn ich ſorge, wer nach dir kommt, nimmt mir die letzte Kuh auch, mit allem, das ich habe.

Dr. M. Luther's Bedenken ob Kriegsleute auch im ſeligen Stande ſein können.



Nicht die vielbesprochene Frage, ob in Kurhessen die „außer Wirksamkeit gesetzte“ Verfassung vom 5. Januar 1831 wiederherzustellen sei, soll hier nochmals mit Rechtsgründen erörtert werden. Es ist sattsam bewiesen, und hat eigentlich für den unbefangenen Beobachter niemals des Beweises bedurft, daß Herr Hassenpflug Anno 1850 und Anno 1852 die Bundesversammlung nicht mit der Wahrheit berichtet, oder, wie der juristisch noch untadelhaftere Ausdruck lautet, einige kleine Bundesbeschlüsse „erschlichen“ und durch diese Beschleichung nach dem alten Satze: „volenti non fit injuria“ an der eben rehabilitirten Jungfrau in der Eschenheimer Gasse kaum eine große Sünde begangen hat. Wir wollen von einem etwas älteren Datum an die Leidensgeschichte eines Stückchens von Deutschland zu Nutz und Frommen des Restes der Nation erzählen. Es ist das ein gar lehrreicher Mikrokosmos, so eine Art umgekehrter Musterwirthschaft oder eine politische Auflage von „Salzmann's Krebsbüchlein, wie man Kinder nicht erziehen soll.“ Was in Kurhessen geschehen ist und geschieht, ist — das beherziget! — aller Orten möglich und in dieser Möglichkeit liegt eine erschreckende Kritik der deutschen Gesammtverfassungszustände. Die Despotie in großen, eine ganze Nation umfassenden Staaten mag die Rechtfertigung ihrer historischen Nothwendigkeit

ſchon durch die Thatſache ihres Beſtehens erbringen — tu l'as voulu George Dandin! — und findet da in der natürlichen Spannungsfähigkeit des Bogens die Grenze ihrer intenſiven Ausdehnung. In kleinen Ländern aber, die kein ſelbſtändiges politiſches Daſein führen, deren öffentliche Zuſtände auf der Bürgſchaft der Nachbarſtaaten beruhen, wie das in Deutſchland und Italien ſeither der Fall war, iſt die Wirkſamkeit der naturgeſetzlichen Regulatoren ausgeſchloſſen, und darum fällt hier die Mitſchuld an einer beſtehenden Willkürherrſchaft auf eben jene Nachbarn.

Noch in einem Punkte wird unſere Darſtellung kurheſſiſcher Zuſtände ſich von der in zahlreichen Schriften der jüngſten Zeit gegebenen unterſcheiden. Dieſe literariſchen Erzeugniſſe ſind, ſo zu ſagen, außerhalb der Thore gehaltene Parlamentsreden. Dem bezeichneten Charakter getreu, halten ſie auch an dem Brauche parlamentariſcher Verſammlungen feſt, vom Geſetz für unverantwortlich erklärte Perſonen mit keiner Verantwortung zu beſchweren, ſondern dieſe allein auf die offiziellen Prügeljungen, Miniſter genannt, abzuwälzen. Die Geſchichtſchreibung, auch die zeitgenöſſiſche, kann um der ihr obliegenden Pflicht der Wahrheit willen ſolcher künſtlichen Fiction keinen Raum geſtatten.

Reich war in vergangener Zeit die Kaſſeler Linie des Hauſes Heſſen an hervorragenden Regenten. Der Ahnherr Philipp der Großmüthige gehört durch ſein Eingreifen in die ſtaatlich-kirchlichen Händel des Reformationszeitalters der allgemeinen Geſchichte an. Wilhelm der Weiſe ſtand an politiſcher Einſicht und Energie des Charakters dem Vater wenigſtens nicht nach, wenn ſchon die ſtattgefundene Theilung des Landes deſſen Bedeutung herabgedrückt hatte. Moritz der Gelehrte war einer

der wenigen Eingeweihten in Heinrich's IV. weltumgestaltende Plane, deren Ausführung die Jesuiten durch das Messer eines Meuchelmörders zu coupiren wußten; und besiegelte mit seiner, ihm durch äußere Gewalt und den Verrath des Landesadels aufgenöthigten Thronentsagung seine Anhänglichkeit an die evangelische Sache, welche er im Sinne einer seiner Zeit vorauseilenden Humanität aufgefaßt hatte. Sein Sohn Wilhelm verdiente sich den Namen des Beständigen durch muthiges Ausharren bei der ererbten Politik inmitten aller Bedrängnisse des dreißigjährigen Krieges, und dessen Wittwe, die große Vormünderin, wie sie genannt wird, Amalie Elisabeth von Hanau, führte dieselbe mit einer Freund und Feind Achtung einflößenden Kraft und Klugheit bis zum Friedensschlusse durch. Fürsorge für die geistigen und materiellen Interessen des Volkes, wie man dieselben im Geiste der Zeit verstand, charakterisirt alle Vorgenannten. Auch in den folgenden Generationen treten noch einzelne Züge der alten Fürstentugend hervor, aber allmählig zeigen sich, wie bei anderen Geschlechtern, Abnahme und Verunstaltung der Eigenart des Stammes: Von jener Fähigkeit, in die Geschicke Deutschlands mit großen politischen Conceptionen einzugreifen, ist nur eine gewisse Fertigkeit in pedantischer Erledigung praktischer Geschäfte übrig geblieben, die gewaltige Energie der Vorfahren zu kleinlichem Starrsinn zusammengeschrumpft. An die Stelle einer weisen Oekonomie, die den Wohlstand des Landes zu erhöhen strebt, um die Mittel zur Kraftentfaltung nach außen zu gewinnen, ist Geldgeiz und persönliche Habsucht getreten. Der alte militärische Geist äußert sich in Soldatenspielerei. Nichts ist unverändert geblieben als jene übermäßige geschlechtliche Begabung des Ahnherrn, und neu hinzugekommen mit

fremdem Blute eine unglückliche Anlage, die bald sich zum ausgebildeten Irrsinn steigert, bald wenigstens die höheren geistigen Functionen mit einem Nebel verhüllt.

Aus der hessischen Fürstengeschichte des vorigen Jahrhunderts ist den Lebenden fast nur der Bericht einer heillosen Maitressenwirthschaft und der noch heilloseren Seelenverkäuferei überliefert worden. Condottieri sind freilich seit dem Beginne der neueren Geschichte viele deutsche Fürsten gewesen, heute verkauften sie ihre Truppen an die hispanische Krone, morgen an Frankreich, und so lange die Zwecke, deren Verwirklichung es bei diesen Kriegen galt, auf dem europäischen Festlande gelegen waren, konnte solches Treiben allenfalls seine Rechtfertigung in der eigenen politischen Betheiligung der Bandenführer finden. Aber dieser Entschuldigung begaben sich die hessischen Landgrafen, als sie gleichzeitig einen Theil ihrer Regimenter in den Dienst Maria Theresia's und einen andern in den deren Gegners, des Kaisers aus dem Wittelsbacher Hause, stellten. Vollends welches andere Interesse, als das schnöden Geldgewinnes, konnten sie haben, wenn sie ihre Truppen über den Canal sandten, um den Prätendenten bei Culloden zu schlagen, oder gar über den weiten Ocean, um gegen die Freiheit Nordamerika's zu fechten? Und diese Truppen waren nicht mehr, wie früher, freigeworbene Abenteurer, sondern Kraft der Staatsgewalt ausgehobene Landeskinder.

Auch die Maitressenwirthschaft war eine so weit verbreitete Unsitte, daß es unbillig sein würde, einem Zeitgenossen des vierzehnten oder fünfzehnten Ludwig einen besondern Vorwurf daraus zu machen. In Hessen aber dauerte diese Schandwirthschaft noch fort, ja erreichte erst ihren Höhepunkt, als längst bei anderen Höfen, wenn nicht die

gesteigerte Moral, so doch das aufdämmernde Gefühl von den Pflichten der öffentlichen Stellung dem Hineinragen des Privatscandals in das Staatsleben ein Ende gemacht hatte. Dabei standen Menschenhandel und Ausschweifung in einem traurigen Zusammenhang. Der Erwerb der Sünde wurde von der Sünde vergeudet. Ein Fluch haftet an jenen englischen Subsidien, dessen Nachwirkung bis zur Stunde den Frieden der Nachkommen vergiftet. Das Ringen um die Erhaltung dieses Horts ist, wie wir sehen werden, das innerste Motiv zu dem nicht enden wollenden Zwiespalt zwischen Fürst und Volk im Lande Hessen.

Wilhelm, der neunte Landgraf des Namens, der später als Kurfürst die Bezeichnung des Ersten annahm, hatte eine vielversprechende Erziehung genossen. Nach dem Uebertritt seines Vaters zum Katholicismus wuchs er fern von dem geräuschvollen Kasseler Hofe unter der Obhut seiner, von ihrem Gatten getrennten Mutter, einer englischen Prinzessin, in dem stillen Städtchen Hanau auf und übernahm nach erreichter Volljährigkeit die selbstständige Regierung dieses abgetrennten Landestheils. Aber auch hier schon zeigten sich bei ihm die Neigungen seines Stammes. Der Erbprinz verkaufte Soldaten an England. Die willkürliche Absetzung und Einkerkerung seines Kammerpräsidenten von Gall führte zu einem energischen Einschreiten des Reichsgerichtes. Die Intrigue einer Maitresse, welche späterhin, man sagt wegen einer unwillkommenen Liebesgabe, die Nachfolgerin des Präsidenten in dem Staatsgefängnisse zu Schloß Babenhausen wurde, hatte die Veranlassung zu dieser Geschichte gegeben. An seinen Lebensgewohnheiten änderte Wilhelm nichts, als er, damals schon ein Mann von 42 Jahren, 1785 auch

die Regierung der übrigen Provinzen antrat. Ein Fräulein, auf dem das Auge des Herrn mit Wohlgefallen ruhte, wurde über die Grenzen des Landes hinaus verfolgt und mit Gewalt zurückgeführt. Außerdem betrieb der Landgraf mit dem enormen, durch die Subsidien gewonnenen Vermögen, auf dessen Anerkennung als Landesguts die Stände des verarmten Landes jetzt die ersten vergeblichen Versuche richteten, vorzugsweise Bankiergeschäfte. Aber zu engherzig war er, als die Entscheidungsstunde nahte, um sich entweder durch Aufwendung von Summen, welche großartige Schurken Anstands halber hätten annehmen können, die Gunst französischer Minister zu erkaufen, oder offen auf die Seite des im Geheimen begünstigten Preußens überzutreten. Er gedachte sich aus dem Spiele zu ziehen durch Aufrechthaltung einer formellen Neutralität, welche Napoleon nur so lange respectirte, bis er in dem Vernichtungskampfe von Jena den erklärten Feind zu Boden geworfen hatte. Ende Oktober 1806 betrat Marschall Mortier mit französischen Truppen das hessische Gebiet. Ohne Schwertstreich gab der Kurfürst sein Land preis und flüchtete, erst nach Itzehoe, dann nach Prag. Getreue Diener retteten sein kolossales Vermögen über die Grenzen, wo es die Grundlage wurde zur Schöpfung der europäischen Großmacht des Hauses Rothschild. Späne fielen auch für Andere ab.

Nach dem Tilsiter Frieden kam es zur Stiftung des Königreiches Westphalen, welchem die althessischen Provinzen einverleibt wurden und dessen Hauptstadt Kassel ward. Auf die streng pedantische, aber darum nicht sittenreine kurfürstliche Hofhaltung folgte die genial-lüderliche Wirthschaft des ausgelassensten französischen Prinzen. „Morgen wieder lustik," waren die einzigen Worte, die Jerome aus der schwierigen Sprache seiner Unterthanen erlernte.

Wilhelms-, jetzt Napoleonshöhe füllten Oreaden, eine Dryas lebt in jedem Baum, aus den Urnen lieblicher Najaden sprang der Freude Silberschaum. Hannoverscher und hessischer Adel männlichen und weiblichen Geschlechts schloß sich dem neuen Regimente ohne Bedenken an, Officiere folgten willig den Fahnen, die zu Sieg und raschem Avancement führten, junge Advocaten begeisterten sich für die öffentlich-mündliche Rechtspflege, die Handwerker der Residenz strichen mit vergnügten Mienen den Gewinn ein, der von einem verschwenderischen Hofe ihnen zufloß, aber das Volk in Masse verharrte in kalter Zurückgezogenheit. Wohl empfand es zum ersten Male die Wohlthat der Angehörigkeit an einem wirklichen Staatsverband, der den bisher in buntscheckigster Mannichfaltigkeit und strenger Abgeschlossenheit neben einander bestehenden Gliedern, wenn auch nach französischem Muster zugeschnitten, das bildungsfähige Element einer reichsständischen Verfassung und die Errungenschaften der großen Revolution, Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz in Rechten und Pflichten, Abschaffung der Feudallasten, eine geordnete Verwaltung, einheitliches Recht, Freiheit der Berufswahl, Uebereinstimmung in Münz, Maß und Gewicht, und ein, von keinen inneren Schranken durchzogenes, erweitertes Verkehrsgebiet als Morgengabe zubrachte. Aber Kriegscontributionen und regelmäßige Abgaben waren hoch, der Kaiser hatte sich in den eroberten Gebieten einen großen Theil der Domänen reservirt und zog die Revenüen davon außer Landes, die waffenfähige Jugend wurde für seine Zwecke nach fernen Schlachtfeldern geführt, die Conscription war so drückend und nicht populärer wie in der Blüthezeit der althessischen Seelenverkäuferei, die Franzosen be-

währten ihre altbekannte Unfähigkeit in der Behandlung fremder Volksindividualitäten, die eingesetzte Dynastie machte keine Anstrengungen sich zu nationalisiren, die Spionage der geheimen Polizei, der zudringliche Uebermuth des hohen und niedrigen Gesindels, das im Gefolge des Hofes einzog, erbitterten; das Selbstgefühl der unterdrückten Nation gegen die herrschende begann sich hier, wie in anderen Gegenden Deutschlands, zu regen. Zwar ein tollkühner Erhebungsversuch unter der Führung Dörnberg's im Jahre 1809 mißlang kläglich, aber, als Napoleon's Macht bei Leipzig gebrochen war, zerfiel das künstlich aneinander gefügte Gebäude des westphälischen Vasallenreiches ohne jeden selbständigen Widerstandsversuch in seine ursprünglichen Bestandtheile, und das Volk in Hessen jauchzte, schönen Verheißungen vertrauend, dem heimkehrenden Kurfürsten zu, dessen Bild es während der Trennung mit dem Nimbus des Märtyrers umgeben hatte. Dahlmann hat nach vielen Jahren die Geschichte zum Beweise der Anhänglichkeit der Deutschen an ihre Stammesfürsten in der für den 70jährigen Herrn gerade nicht schmeichelhaften Anekdote vom alten Esel erzählt.

Es währte nicht gar lange, da hatten sich alle freudigen Hoffnungen als eitel Täuschungen erwiesen. Eine Restaurationspolitik von so principieller Consequenz als damals in Kurhessen, ist vielleicht nirgends und zu keiner Zeit durchgeführt worden. Die Weltuhr wurde um sieben Jahre zurückgeschoben. Die Menschen erwachten eines schönen Morgens, rieben sich verwundert die Augen und mußten glauben, daß sie einen langen wüsten Traum geträumt hätten, denn es war im Jahre 1813 auf einmal Alles wieder wie es im Jahre 1806 gewesen. Obersten, die bei Borodino und Saragossa Regimenter geführt,

hatten sich über Nacht zu Lieutenants, Mitglieder des höchsten Gerichts zu Assessoren ohne Sitz und Stimme verjüngt. Der alte Siebenschläfer selbst war der leibhaftige todte Kaiser aus dem Kyffhäuser, der Bart war ihm zwar nicht durch den steinernen Tisch gewachsen, im Gegentheil das Kinn war glatt rasirt, aber der Zopf, der hing ihm hinten faustdick und ellenlang. Göttinger Studenten und Immermann in seinem Münchhausen mochten scherzen über den stattlichen Haarschmuck der Gebrüder Piepmeyer, dem hessischen Volke wurde bei der Operation des Frisirens die Haut über den Ohren dermaßen angespannt, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Man hat von den zurückgekehrten Bourbonen oft gesagt, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen, der Kurfürst hatte mehr auch nicht gelernt und Alles vergessen. Auch die unzweifelhaft heilsamsten Institutionen des westphälischen Reichs wurden spurlos ausgetilgt, an die treue Anhänglichkeit des Volkes, die doch einigen Dank verdient hätte, wurde nicht mehr gedacht.

Die staatsrechtliche Theorie, welche die Regierung ihren Handlungen zu Grunde legte, lautete folgendermaßen: Napoleon hat ohne vorgängige Kriegserklärung das Land mit Heeresmacht überzogen, er war ein Räuber, sein Bruder ein Usurpator. Der Kurfürst hat den begründeten Zustand der Dinge niemals in einem Friedensschluß anerkannt, er hatte den Sitz der Regierung zeitweise außer Landes verlegt, aber er blieb stets regierender Herr und trat jure postliminii in alle seine Rechte wieder ein, als das Kriegsglück sich ihm von Neuem zuwendete. Folglich sind alle sogenannten Regierungshandlungen der Zwischenzeit null und nichtig. Ein Königreich Westphalen hat niemals bestanden, also giebt es auch keine anzuerkennende Staatsschuld des-

ſelben. Forderungen an die Weſtphäliſche Krone, z. B. von Handwerkern für in die Königlichen, jetzt wieder Kurfürſtlichen Schlöſſer gelieferte Arbeiten können gegen die Kurfürſtliche Regierung nicht geltend gemacht werden, dieſe noch vorhandenen Arbeiten, Möbel und dergleichen, ſind dagegen nach dem Rechte der Kriegseroberung dem Kurfürſten zugefallen. Die Kurheſſiſche Regierung hat keine Verpflichtung zur Zurückzahlung der von den weſtphäliſchen Beamten geleiſteten Cautionen. An den Uſurpator bewirkte Zahlungen werden, weil ſie erzwungen waren, anerkannt, mit demſelben abgeſchloſſene Nachlaßverträge, Vergleiche u. ſ. w. aber ſind ungültig. Veräußerte Staatsgüter, Mobilien und Immobilien, werden zurückgefordert, die mit dem Erlös davon von der Weſtphäliſchen Krone gemachten neuen Erwerbungen aber verbleiben dem Kurfürſten. Nichtig ſind insbeſondere Verfügungen über der Krone heimgefallene Lehen, nichtig auch die Dispoſitionen von Privatperſonen über, während der Zwiſchenherrſchaft allodificirte Lehen, denn die altheſſiſche Lehnsverfaſſung iſt wieder hergeſtellt. Die Spitze der Abſurdität erreichen die Schlußfolgerungen, welche man aus den aufgeſtellten Vorderſätzen in Beziehung auf die in Heſſen gelegenen Güter des vormaligen deutſchen Ordens zu ziehen nicht zurückſchreckte. Dieſe Güter waren bei der Säculariſation des Ordens durch den Preßburger Frieden Oeſterreich zugeſprochen worden. Als der Krieg zwiſchen dieſer Macht und Frankreich von Neuem entbrannte, ſchenkte ſie Napoleon den Landesherren, in deren Gebiete ſie gelegen waren, was Oeſterreich im Wiener Frieden anerkannte. Landesherr von Heſſen war aber, nach der Kurheſſiſchen Theorie, im Jahre 1809 nicht der König von Weſtphalen, der Bruder des Schenkers, ſondern deſſen Todfeind, der vertriebene

Kurfürst! Die Verfügungen des Ersteren über Deutsch-Ordens-Güter sind also ungültig, jedoch soll ausnahmsweise hier den Käufern, weil sie sich in einem verzeihlichen Rechtsirrthum befunden haben, der Preis zurückvergütet werden.

Daß der, keineswegs durch das Glück seiner Waffen — denn er hatte außer dem Kurprinzen, der sich zeitweise in York's Lager herumtrieb, nicht einen Mann in's Feld gestellt — sondern durch einen Vertrag mit den gegen Napoleon verbündeten Großmächten restaurirte Kurfürst ohne jede höhere Rücksicht auf thatsächliche Verhältnisse so exorbitante Rechtsgrundsätze aufstellte, ist aber noch nicht der ärgste Vorwurf, der das Verfahren trifft. Aehnliches, wenn auch nicht so Außerordentliches, geschah ja auch in andern Ländern, z. B. in Hannover und Braunschweig. Hier aber blieb der Rechtsweg ungehemmt, während man in Hessen, weil begründete Anzeichen vorlagen, daß die Gerichte die Entscheidungen der Verwaltung nicht gutheißen würden, die Prärogative der Legislative entweihte, um Privatrechtsansprüche des Fiscus durchzusetzen. Man übte Cabinetsjustiz in Form der Gesetzgebung. Massenhaft waren die Beschwerden, welche aus allen Theilen des Landes und wegen der verschiedensten Veranlassungen nach Eröffnung der Bundesversammlung in Frankfurt bei dieser gegen die Kurfürstliche Regierung wegen verweigerter Justiz einliefen. Wirklich nahm dieselbe anfänglich sich der Bedrängten kräftig an. Zwar verwunderte sich der Kurfürst darüber, daß der Bundestag Zweifel in seine Gerechtigkeit setze und einem Unterthan nachlasse, Beschwerden gegen ihn einzureichen, und verbat sich fernere Einmischung in innere Landesangelegenheiten, allein die Bundesversammlung verwunderte sich ihrerseits über die

Verwunderung des Kurfürsten und erklärte, sie werde sich durch keine ungleiche Beurtheilung eines Bundesgliedes abhalten lassen, das Recht gekränkter Unterthanen zu schützen und auch ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker von fremdem Joche befreit, und Länder rechtmäßigen Regenten zurückgegeben worden seien, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür trete. In einem anderen Falle betrachtete sie die beschwerende Kurhessische Verordnung gar nicht als Ausfluß der gesetzgebenden Gewalt, sondern lediglich als eine administrative Verfügung, „da gewiß kein deutscher Fürst eine über das Privateigenthum streitige Rechtsfrage zum Vortheil des Fiscus als Gesetzgeber werde entscheiden wollen," sie verwies deshalb die Beschwerdeführer in den Rechtsweg mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß „dessen Betretung denselben weder direct noch indirect durch gesetzliche Verfügungen gehindert oder benommen" werden dürfe. So war der Geist, welcher in der Bundesversammlung vor ihrer ersten Vertagung wohnte. Als sie wieder zusammentrat, waren theilweise die Personen und gänzlich die Gesinnungen verändert. Immer abgeschwächter fielen die Abstimmungen und Beschlüsse aus, und endlich gelangte man auf Oesterreichs Antrag zu der Anschauung, die Kurhessische Verordnung von 1814 sei ein Akt der Souveränetät, welchen die Landesgerichte als Gesetz anzuerkennen schuldig seien und über dessen materiellen Werth der Bundesversammlung kein Urtheil zustehe. Damit war der bequeme Standpunkt der Incompetenzerklärung erreicht, an dessen unnahbaren Klippen fortan alle frommen Wünsche der deutschen Nation auf Erfüllung der in der Bundesakte enthaltenen Verheißungen zerschellen sollten.

Es bleibt noch übrig, einen Blick auf den Verlauf zu werfen, welchen damals die Verhandlungen wegen Errichtung einer Landesverfassung in Kurhessen genommen haben. In dem bereits erwähnten Vertrag vom 2. December 1813, durch welchen der Kurfürst von den Alliirten die Wiedereinsetzung in seine Staaten erlangte, hatte er ausdrücklich versprochen, die Stände in die Constitutionen und Privilegien wieder einzusetzen, deren sie 1806 genossen. Als es ein Jahr später den kleinen Staaten wegen ihres Ausschlusses von den eigentlichen Verhandlungen des Wiener Congresses nicht ganz geheuer schien, trat Kurhessen an die Spitze eines Vereins von deutschen Fürsten und freien Städten, in dessen nach Art aller Sonderbünde pomphaftem Programme auch der Satz paradirte, aller und jeder Willkür solle, wie im Ganzen durch die Bundesverfassung, in den Einzelstaaten durch landständische Verfassungen vorgebeugt, und den Landständen als Recht die Einwilligung bei der Gesetzgebung, die Verwilligung und die Mitaufsicht über die Verwendung der Abgaben, sowie die Beschwerdeführung wegen wahrgenommener Mißbräuche jeder Art eingeräumt werden. In der That erfolgte noch in den letzten Tagen des Decembers 1814 die Einberufung eines Landtages zur Berathung über die „wichtigsten Landesangelegenheiten" auf den nächsten 1. März, und der Kurfürst entbot dazu aus freier Entschließung Abgeordnete aus dem Stande der Bauern, weil bei den veränderten Zeitverhältnissen die Gründe weggefallen seien, welche dieselben in vergangenen Jahrhunderten als Leibeigene von der Landstandschaft ausgeschlossen hätten. Freilich wurden gleichzeitig Frohnden und Dienste wieder hergestellt, daneben aber doch auch als erstes Erforderniß einer vernünftigen Staatsadministration, eines gerechten Abgabensystems der

theoretische Grundsatz ausgesprochen, daß gleiche Lasten mit gleichen Schultern zu tragen seien. Groß war die Freude, groß die Erwartung im Lande, aus der Ferne jauchzte Ernst Moritz Arndt dem Nestor der deutschen Fürsten den Dank des Vaterlandes zu. „Am Abend meines Lebens," sprach dann dieser selbst zu den versammelten Landständen, „wird es mir eine große Beruhigung gewähren, wenn die Resultate dieser Versammlung dahin führen, das Glück und Wohl meiner getreuen Unterthanen nicht blos für jetzt, sondern für immer durch feste und unumstößliche Bestimmungen dauerhaft zu gründen und zu sichern." Was Geringeres konnte auf diese schönen Worte folgen, als die Vorlage eines freisinnigen Verfassungsentwurfes? Sie erfolgte nicht! Und als die Stände daran mahnten, erhielten sie die Antwort, noch sei es nicht an der Zeit, zuvor müsse die Gesammtverfassung Deutschlands festgestellt sein, ehe an den Ausbau der Einzelverfassungen gegangen werden könne. Die Verheißung der Thronrede, auf die sich die Stände bezogen, deutete die Landtagscommissien auf die beabsichtigte Aufhebung der bestehenden Steuerfreiheiten, übrigens werde die demnächstige Verfassung Bestimmungen enthalten, die auf den liberalsten Grundsätzen beruhten. Die einzige Proposition, welche an den Landtag gelangte, war eine Ersatzforderung von vier Millionen Thalern, welche der reichste Fürst an das vielleicht ärmste Land wegen alter Ansprüche und der von ihm angeblich bestrittenen Kosten der Rüstungen für den Feldzug von 1814 richtete. Auf den Ersatz für die dem Kurfürsten durch die westphälische Zwischenherrschaft erwachsenen Vermögensverluste wurde großmüthig verzichtet! Aber die Stände wollten sich auf die angesonnene Bewilligung nicht einlassen, sie verlangten Darlegung des Zustandes der Fi-

nanzen des Landes im Ganzen und ſie erhoben die alten Anſprüche auf Anerkennung der großen, zumeiſt aus den engliſchen Subſidien herrührenden Activcapitalien als Landesvermögens. Das war der wundeſte Fleck, an den ſie rühren konnten! Monate vergingen unter Verhandlungen und Compromißvorſchlägen, bis Anfangs Juli in gegenſeitiger Verſtimmung eine Vertagung des Landtags eintrat. Im Februar 1816 kamen die Stände wieder zuſammen. Diesmal ging wirklich aus vertrauten Conferenzen wohlmeinender Männer ein Verfaſſungsentwurf hervor, der im Allgemeinen auf dem Niveau der Zeit ſtand und den der Kurfürſt zu octroyiren gedachte. Eines Tages ſoll ſogar ſchon Alles zum Erlaß des Geſetzes vorbereitet geweſen ſein, als neue Bedenken auftauchten und der Vorrath der gedruckten Exemplare verbrannt wurde. Die Geldfrage war wiederum zur Störerin des Friedens geworden. Am 10. Mai erfolgte der definitive Schluß des Landtags. Ein Reſultat war in keinem der Hauptpunkte erreicht. Die unerquicklichen Verhandlungen über Nebendinge können hier nicht verfolgt werden. Die Stände hatten die Schulden des Kurprinzen garantirt, einſtweilige Fürſorge für die Bedürfniſſe des Staatshaushalts getroffen. Viele Beſchwerden waren aus dem Lande an ſie gebracht worden, viele hatten ſie aus eigenem Antriebe aufgegriffen. Als ſie ſich einer Bitte der erbärmlich geſtellten Subalternofficiere um Gehaltsverbeſſerung annahmen, wurden zwei der Petenten als Rädelsführer caſſirt, den übrigen aber, als dieſe gleichfalls den Abſchied begehrten, derſelbe verweigert. Commiſſar der Regierung bei dem Landtage war ein Mann geweſen, deſſen dabei erworbener übeler Ruf in der neueren Geſchichte Heſſens nur noch von dem ſeines Sohnes über-

troffen wird. Wir brauchen kaum zu ſagen, daß es der Vater Haſſenpflug's war.

Am 4. März 1817 wurde ein ſogenanntes Haus- und Staatsgeſetz erlaſſen, worin auch des Beſtehens einer landſtändiſchen Verfaſſung gedacht wurde. Damit hatte die Sache ihr Bewenden, zum Zuſammentritt der Stände kam es bis zum Jahre 1830 in Kurheſſen nicht wieder. Bei Gelegenheit von Berathungen über die Ausführung des Art. 13 der B.-A. erklärte Kurheſſen im Schooße der Bundesverſammlung, daß es nach Ordnung der Verhältniſſe in den neuerworbenen Gebietstheilen das Nöthige anordnen werde.

Aus den letzten Regierungsjahren Wilhelms I. iſt ſonderlich Bemerkenswerthes nicht zu berichten. Ganz Deutſchland ſeufzte unter dem materiellen Druck von Mißernten und Verkehrsſperren, und unter dem geiſtigen der Demagogenriecherei. In Kurheſſen war der allgemeine Zuſtand bis zu gänzlicher Verknöcherung des Staatslebens geſteigert. Nur die Juden wußten ſich, nach der praktiſchen Art ihres Stammes, für klingende Münze ein beſcheidenes Maß bürgerlicher Freiheit zu erkaufen. Am 27. Februar 1821 ſtarb der alte Kurfürſt. In einer Art politiſchen Teſtaments nannte er, neben der Religion, die Gerechtigkeit die Hauptſtütze der Staaten und fand einen beſonderen Ruhm eines Fürſten darin, wenn er Selbſtherrſcher genannt zu werden verdiene. Als Nachfolger hinterließ er ſeinen einzigen legitimen Sohn. Die Zahl ſeiner natürlichen Kinder hat er ſelbſt ſchwerlich gekannt. Mehr als zwanzig hatte ihm allein die Gräfin Heſſenſtein geboren, „und alle ohne Liebe," wie die übrigens gutmüthige Dame in ihrem hohen Alter ihrer Erzählung hinzuzufügen pflegte. Zwei Söhne von einer andern Frau er-

langten unter dem Namen von Haynau, der Eine in Heſſen, der Andere in Italien eine nicht beneidenswerthe Berühmtheit. Es gab damals ein ſehr einfaches Mittel die Nebenkinder des regierenden Herrn zu verſorgen, man vertheuerte den Preis des von den Unterthanen aus den Salinen zu beziehenden Salzes um einen Kreuzer auf den Sack und belehnte den Neugebornen mit dieſer Rente.

Die Regierungszeit Wilhelms II. läßt ſich kurz, aber vollkommen erſchöpfend als die der Gräfin Reichenbach bezeichnen. Während die Truppen dem neuen Kurfürſten den Eid der Treue leiſteten, wurde vor deren Augen der Thorus der Favoritin, die damals noch ihren Familiennamen Ortlöpp führte, in das Reſidenzſchloß getragen, und als dieſe nach 10jähriger Herrſchaft endlich geſtürzt wurde, ſtieg ihr Freund freiwillig mit ihr vom Throne. Wilhelm hatte von Haus aus keine hervorragenden, weder gute noch ſchlimme Eigenſchaften. Er liebte die Freuden der Tafel und das Spiel, aber ſeine Mittel erlaubten ihm das. Er hatte die Leidenſchaft zu bauen, die noch verzeihlicher geweſen wäre, wenn er nur etwas mehr Geſchmack gehabt und ſich mit ſeinen vermeintlichen Verbeſſerungen nicht an die wirklich guten Baudenkmale früherer Zeit gewagt hätte. Sein größter Fehler war der Jähzorn, der ſich nicht ſelten bis zum Grade der Unzurechnungsfähigkeit ſteigerte. Er ſchlug dann blindlings mit dem Stock oder auch mit dem Säbel drauf los, kroch aber ſofort zu Kreuz, ſobald er männlichen Widerſtand fand oder die Folgen ſeiner Thaten vor Augen ſah. Für die großen Regierungsangelegenheiten hatte er kein Verſtändniß, aber er war groß in Kleinigkeiten. So erfand er ſelbſt, als ein Knecht durch den Sturz aus einer Scheunenluke den Tod gefunden, eine Conſtruction, um ſolche Unfälle zu verhüten, die

nur leider so theuer war, daß sie selbst auf den herrschaftlichen Domänen nicht zur Ausführung kam. Trotz aller Schwachheiten hätte er, nach gewöhnlichem Maße gemessen, ein leidlicher Regent sein können, wenn er in bessere Hände gefallen wäre, und wirklich führte er nach dem Tode der Dame seines Herzens in stiller Zurückgezogenheit ein tadelfreies Privatleben. In der Zeit aber, von der jetzt die Rede ist, befand er sich unter den denkbar schlechtesten Einflüssen, und diese bestimmten ihn zu einer langen Reihe von Gewaltmaßregeln. Jene Emilie Ortlöpp war ein Berliner Frauenzimmer von niedriger Herkunft und gleich niedriger Gesinnung. Zwar war auch sie ohne eigentlich politischen Ehrgeiz, aber sie war herrschsüchtig im Hause, und der Staat galt ihr als ein Anhängsel des Hauses. Ihre Existenz schon und ihr prätentiöses Hervortreten störten selbstverständlich den Frieden der fürstlichen Familie. Männer und Frauen, die auf Ehre hielten, zogen sich, so weit es irgend möglich war, vom Hofe zurück. Um so üppiger wucherten die Creaturen der Maitresse empor. Kammerdiener waren die gewichtigsten und gefürchtetsten Personen im Staate, Geld zusammenzuscharren das oberste Prinzip der Frau, die die Bagatelle von 14 Millionen Gulden hinterlassen haben soll.

Nach dem Ableben des alten Kurfürsten war es nicht länger aufzuschieben, das äußere Ansehen des Staates etwas zu moderniſiren. Die Zöpfe, die letzten in der Christenheit, fielen, und statt der Uniformen des alten Fritz wurden die knappen Röcke des Zeitalters Friedrich Wilhelms III. angelegt. Bei dieser Gelegenheit wurde die Organisation des Heeres von 20,000 Mann auf einen Bestand von 7000 Mann vermindert, was wenigstens eine thatsächliche Erleichterung in der auf einzelne Klassen der

Bevölkerung unerträglich drückenden Militärpflicht herbeiführte. Preußisches Muster diente im Wesentlichen auch für die neue Gestaltung der Civilverwaltung. Die Justiz wurde von der Administration getrennt und ein durchgebildetes bureaukratisches System eingeführt, welches immerhin als ein Fortschritt im Vergleich zu dem vorausgegangenen Zustande gelten konnte. Für die bisher ganz willkürlich und meist unzureichend besoldeten Beamten wurde, vorläufig wenigstens auf dem Papier, ein klassificirter Normalbesoldungs-Etat aufgestellt. Von der landständischen Verfassung war in dem Organisationsedicte, durch welches diese Neuerungen geschaffen wurden, auch wieder als bestehend die Rede, aber die Einberufung erfolgte darum doch nicht, obwohl dies unvordenklicher Gebrauch bei jedem Regierungswechsel gewesen war. Mehrmals erinnerte die Ritterschaft daran, ebenso vergebens. Zu dem Adel des Landes gestaltete sich Wilhelms II. Verhältniß überhaupt nicht freundlich. Er vergab die Freistellen in der Officier-Erziehungsanstalt auch an Bürgerliche und suchte einen Theil der Revenüen der aus säcularisirtem Klostergut gebildeten Fräuleinstifter den Töchtern höherer nichtadeliger Beamten zuzuwenden. Man muß sich aber hüten, die Abneigung deutscher Fürsten gegen die Aristokratie für einen Ausfluß volksfreundlicher Gesinnung zu halten. So lange das Bürgerthum noch nicht zu dem Bewußtsein seiner politischen Aufgabe erwacht ist, gilt an den Höfen der Adel als die zu fürchtende Opposition. Das war damals der Fall in Hessen. Argwöhnisch belauerte die Polizei die Kreise der höheren Gesellschaft, besonders glaubte sie bei denselben eine Hinneigung zu der von der Maitresse verdunkelten Kurfürstin und deren Sohn, dem jugendlichen Kurprinzen, wahrzunehmen. Eines Tages im Sommer

1823 sprengte der Kurfürst mit verhängtem Zügel von dem Lustschloß Wilhelmshöhe nach der nahen Residenz herab, bei der Thorwache gab er Befehl Generalmarsch zu schlagen, die Truppen rückten auf den Allarmplatz und hier erfolgte in ungewöhnlichster Form die Verweisung mehrerer Officiere, die für Anhänger des Thronfolgers galten, nach entlegenen Garnisonen. Radowitz, der spätere preußische General, welcher nach vielen Jahren, jedoch in veränderter Parteistellung zu den Personen, noch einmal in die hessische Geschichte verwickelt werden sollte, gehörte zu den Verbannten. Der Prinz selbst erhielt Marburg zum Aufenthaltsort angewiesen. Ein ganz räthselhafter Vorfall war in dessen Nähe ein Jahr früher auf einer Redoute geschehen. Zur Ausführung eines Maskenscherzes hatte er mit seinem Kammerdiener die Kleider getauscht. Dieser nimmt während der Verkleidung von einer unbekannten Maske eine dargebotene Erfrischung an und stirbt nach einigen Stunden — vergiftet.

Eine andere mystische Geschichte ereignete sich im folgenden Sommer. Der Kurfürst erhielt plötzlich von den verschiedensten Richtungen her Drohbriefe zugesandt. In einem derselben wurde er der Rache von hundert verschworenen Jünglingen überantwortet, wenn er nicht eine Verfassung gebe, nicht den Einfluß der arg geschmähten Gräfin Reichenbach auf Regierungsgeschäfte beseitige und selbst fortfahre, den Stock gegen seine Untergebenen zu schwingen. Eine Untersuchungscommission mit außerordentlichen Vollmachten wurde ein=, eine Belohnung bis zu 10,000 Thalern dem Entdecker des Verbrechens ausgesetzt, eine große Anzahl Unschuldiger ihrer Freiheit beraubt. Als alle Maßregeln erfolglos blieben, und die Briefe immerzu einliefen, richtete sich der Verdacht gegen die Polizei selbst. Der bis

dahin allmächtige Oberpolizeidirector von Manger wurde eingezogen, sein Bruder entleibte sich. Die Urheberschaft der Drohbriefe leugnete Manger, und sie hörten in der That auch nach seiner Verhaftung nicht gänzlich auf, aber er mußte zugeben, daß er der Entlarvung der Thäter entgegengewirkt habe, angeblich weil die Untersuchung sich sonst in unnahbare Regionen verstiegen haben würde. Der Majestätsbeleidigung, des Mißbrauchs der Amtsgewalt schuldig befunden, wurde er, freilich von einem verfassungswidrigen Gerichtshof, zu fünfjähriger Festungsstrafe verurtheilt, die ein Cabinetsbefehl auf Lebenszeit verschärfte. Die Polizei in ihren eigenen Garnen gefangen! Komisch genug, wenn die Folgen durch die Nährung des Mißtrauens für das Land nicht so betrübend geworden wären. Der Fürst gerieth immer tiefer unter den Einfluß seiner Umgebung. Zahllos sind die Gewaltthaten, groß und klein, in den folgenden Jahren. Nur theilweisen Schutz konnten dagegen die Gerichte gewähren, die in dieser Zeit ärgster Bedrängniß den alten Ruhm standhafter Unerschütterlichkeit glänzend bewahrten, und bis zu deren Depravation die Regierungskunst noch nicht vorgeschritten war.

Nur noch ein Beitrag sei angeführt zur Charakterisirung der Zustände. Die Reichenbach hatte einen Bruder, einen Taugenichts ersten Ranges, der nun auch im hessischen Staatsdienst zu hohen Aemtern befördert ward und den Namen der ausgestorbenen Herren Heyer von Rosenfeld erhielt. Seine rohen Begierden reichten bis in den häuslichen Frieden einer angesehenen Familie. Der beleidigte Ehemann, Officier, verlangte Genugthuung, er ward zur Strafe in rascher Folge von einem Regiment zum andern versetzt, und ein Duellmandat erschien, welches den tödtlichen Zweikampf mit den Strafen des Mordes, den

erfolglosen mit Verlust des Adels, Cassation und Schandpfahl bedrohte.

Finanzwirthschaft und ökonomische Verhältnisse des Landes geriethen in heilloseste Verwirrung. Die von den Ständen 1815 bewilligten Steuern wurden ohne Ermächtigung forterhoben, zu unstatthaften Zwecken verwendet, neue Abgaben ohne ständische Zustimmung aufgelegt, darunter ein Zollsystem, das dem Verkehr des überall vom Ausland durchschnittenen Staates die Pulsadern unterband. So kam das Jahr 1830 heran. Der Kurfürst war auf einer Reise nach Oesterreich begriffen, um für die Gräfin Reichenbach, die große Besitzungen in Böhmen erworben hatte, die Erhebung in den Fürstenstand des Kaiserreichs zu erwirken. Metternich wich ihm aus, die Negociation mißlang. Das führte in Karlsbad zu einer wilden Ehestandsscene, bei welcher der männliche Theil eine gefährliche Verletzung am Kopfe von der zarten Hand seiner Dame davon getragen haben soll. Thatsache ist, daß er längere Zeit hoffnungslos darniederlag. Der herbeigeeilte Leibarzt erhielt keinen Zutritt. Glücklicher war eine darauf von Kassel entsendete Deputation. Ihr zeigte der Kurfürst seine Versöhnung mit dem ebenfalls eingetroffenen Kurprinzen an und sagte baldige Rückkehr in die Residenz zu.

Er kam im Anfang des September. Würdig empfing ihn das Volk, schweigend, ohne feindselige Demonstration, aber auch ohne den beliebten offiziellen Freudenjubel. Einige Krawalle hatten allerdings in jener Zeit an verschiedenen Orten, auch in Kassel, um localer Ursachen willen stattgefunden, sie waren ohne Mühe von freiwillig zusammengetretenen Bürgerwehren unterdrückt worden. Gegen den Kurfürsten wurde kein Zwang geübt. Alles, was nun geschah, steht da als seine freie That, hervorgegangen aus

Einsicht der Nothwendigkeit, und die Geschichte muß ihm die Anerkennung zollen, daß, nachdem der erste schwere Entschluß gefaßt war, er rückhaltslos und vollständig zu gewähren verstand. Er berief die Landstände der althessischen Provinzen und gleichzeitig Deputirte aus den später erworbenen Gebietstheilen, welche bisher gar keine oder besondere Stände gehabt hatten, zu einem allgemeinen Landtage. Die Verschmelzung erfolgte. In kurzer Zeit ging aus den Verhandlungen der Regierung und der Landesvertretung die vielgenannte Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831 hervor. Auf deren Inhalt näher einzugehen, können wir uns mit Rücksicht auf die uns gesteckten räumlichen Grenzen um so leichter versagen, als, leider! auch bei den entfernteren Lesern im Jahre 1860 eine genaue Bekanntschaft damit vorauszusetzen ist. Wer das als einen Vorzug ansieht, wird anerkennen müssen, daß in dem Werke mit vielem Geschicke das alte Recht des Landes mit den Anforderungen neuer Bedürfnisse verschmolzen ist. Die vorwaltende Tendenz, die Verhältnisse auf eine streng rechtliche, keine Lücke darbietende Basis zu stellen, erklärt sich zur Genüge aus der von uns erzählten Geschichte einer über ein Jahrhundert bestanden habenden Willkürherrschaft. Als ein glücklicher Griff muß es, wenn wir uns in die Anschauungsweise des constitutionellen Staatsrechts versetzen, bezeichnet werden, daß man in Kurhessen nicht dem Vorbild der größeren, sondern dem der kleineren deutschen Staaten folgte und nur Eine Kammer schuf, wie dies auch schon 1816 beabsichtigt war. Zu einer ersten Kammer war in einem verarmten, seiner Mehrzahl nach vom Hof- und Staatsdienst lebenden Landadel der Stoff nicht gegeben, und aus dessen eigenen Reihen wurde damals, wo der Dünkel des mit der Reaction von 1850

noch einmal auflackernden Junkerthums die Köpfe noch nicht verwirrt hatte, eine solche Prätension mit keinem Worte laut.

Neben der Verfassung kam gleichzeitig zwischen Landesherrschaft und Ständen eine vertragsmäßige Verständigung über das vorhandene Capitalvermögen zu Stande. Auch hier ließ sich der Kurfürst den Ruhm der Initiative nicht nehmen. Er kam mit einer Proposition entgegen, und man vertrug sich dahin, daß aus der Masse zunächst die Schulden der Krone und des Landes berichtigt, und der Rest, welcher eine reine Revenüe von etwa 700,000 Thlrn. abwirft, in zwei gleiche Hälften zerlegt werden sollte, wovon die eine fortan den Staatsschatz, die andere ein unveräußerliches Fideicommiß des Kurfürstlichen Hauses bildete. Die Domänen, mit Ausnahme der Residenzschlösser und Parks, blieben unter der Verwaltung der seitherigen Staatsbehörden, aus ihrem Aufkommen wurde aber Wilhelm II. eine Rente von 392,000 Thalern und seinen Nachkommen in directer Linie eine solche von 300,000 Thalern unter dem Namen Hofdotation bestimmt.

Am 8. Januar übergab der Kurfürst vom Throne herab die Urkunde den Ständen und nahm deren und der Minister Eid darauf entgegen. Der Versöhnung mit dem Lande schien eine Aussöhnung der fürstlichen Familie folgen zu sollen. Auf offenem Balcone vor versammeltem Volke umarmte am folgenden Abend der Kurfürst seine Gemahlin, die auf seine Einladung nach Kassel zurückgekehrt war. Aber in derselben Nacht erschien auch das dämonische Weib, die Gräfin Reichenbach, wieder, und Wilhelm sah sie in Wilhelmshöhe. Der Regent hatte das Opfer des Verzichtes auf die unbeschränkte Gewalt zu bringen vermocht, das Opfer der Leidenschaft überstieg des Mannes Kraft.

Die Stadt gerieth in Aufregung, als ſich die Nachricht verbreitete. Doctrinäre wehrten zwar der Einmiſchung in Privatverhältniſſe, aber der verletzte ſittliche und politiſche Inſtinct des Volkes ließ ſich nicht beſchwichtigen, die Gräfin entfloh, Schlimmes bei längerem Verweilen befürchtend. Sobald das mit einigem Anſtande geſchehen konnte, folgte ihr der liebende Freund und lebte mit ihr im äußerſten Winkel des Landes, einem kleinen Badeorte bei Hanau. Dadurch geriethen die Staatsgeſchäfte in's Stocken. Mehrfache Deputationen ſuchten ihn zur Rückkehr nach Kaſſel zu bewegen, beharrlich lehnte er es ab und entſchloß ſich endlich, lieber dem Glanze der Macht, als einem pſychologiſch höchſt merkwürdigen Verhältniſſe zu entſagen. Er nahm am 30. September 1831 ſeinen Sohn, den Kurprinzen, zum Mitregenten an und übertrug ihm die alleinige Ausübung der Regierungsgeſchäfte.

Wir treten nun an einen noch lebenden Fürſten heran, deſſen faſt 29jährige Regierung das Bild ununterbrochener innerer Kämpfe darbietet. Wir werden uns bemühen, ſo ſchwierig die Aufgabe ſein mag, gerecht zu bleiben, wie wir uns bewußt ſind, trotz mancher ſcheinbar ſcharfen Ausdrücke in der vorausgegangenen Darſtellung es geweſen zu ſein. Kein glücklich organiſirtes Gemüth iſt das des jetzigen Kurfürſten von Heſſen. Vom Großvater hat er die mit der Richtung der Zeit in Conflict führende Neigung zur Selbſtherrſchaft geerbt, von der Großmutter das ſchwere Blut der däniſchen Königsfamilie, vom Vater den Zornesmuth ohne deſſen leicht ſchmelzende Weichheit, von der Mutter, die darin ihrem Bruder, dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ähnlich war, die ſchon in der Sprechweiſe ſich kennzeichnende ängſtliche Scheu im Verkehr mit Menſchen. Mißtrauen iſt der hervorſtechende Zug dieſes

Charakters. Unentschlossenheit und eifersüchtige Bewachung der eigenen Selbständigkeit fließen aus dieser Quelle. Er ist nicht ohne Schärfe des Verstandes, aber formale Legalität ist auch der höchste sittliche Begriff, zu dem er sich erhebt. Was sich mit juristischer Dialektik vertheidigen läßt, gilt für erlaubt, es fehlt die Anerkennung einer über dem Verstande stehenden Vernunft, einer über dem Rechte stehenden Pflicht. Er hat keinen Glauben an edle Motive bei den Menschen und verschmäht es daher, auf solche zu wirken. Er ist streng aus Anlage und aus Ueberzeugung. Schwer geht von seinen Lippen das Wort der Gnade. Er hat keine Freude an dem Glücke Anderer, er ist gleichgültig gegen Aeußerungen der Liebe und Anhänglichkeit. Ist doch auch, wie wir erklärend bemerken müssen, nur selten ein erwärmender Strahl in die Brust des finsteren Mannes gedrungen, der aufwuchs im Zwiespalte der Eltern, den schon als Jüngling ein Mordversuch bedrohte. Er hat, wenn nicht Jagd und Soldaten hierher gerechnet werden sollen, nie eine erheiternde Liebhaberei, nie einen Freund gekannt, bis jetzt haben Alle, die ihm näher gestanden, das Ende seiner Gunst erlebt. Das einzige Verhältniß von zarterer Natur, das ihn jemals mit dem Leben verknüpfte, ist das zu seiner Gemahlin und zu deren Kindern. Aber die Unebenbürtigkeit dieser Ehe hat ihn noch mehr von Anderen isolirt, der Mangel eines zur Succession berechtigten Erben das natürliche fürstliche Gefühl, dem Nachfolger das Land in Wohlstand zu hinterlassen, in der Entwicklung gehindert. Die Verfassungsurkunde, schon in ihren politischen Bestimmungen für einen autokratischen Sinn ein Stein des Anstoßes, erschien zugleich als die Schranke, für rechtmäßig eheliche Kinder nur einen Theil von dem zu thun, was die Vorgänger in der Regierung

in maßloſer Verſchwendung für ihre Maitreſſen und Baſtarde gethan hatten. In ſolcher Stimmung konnten unſchwer gefällige Hofjuriſten Gehör finden, welche die in ſtrengſter Form Rechtens vollzogene neue Ordnung der Dinge als einen an der Krone geübten Raub hinſtellten und in der Ferne die Möglichkeit einer Wiederbeſeitigung vorgaukelten. Die Stellung zu den politiſchen Parteien ergab ſich von ſelbſt. Ein beſſeres Verhältniß, als während der vorhergehenden Regierung, bildete ſich zu der Ritterſchaft. Dieſelbe hatte bei den Ereigniſſen, welche zu der Abdication Wilhelm II. geführt, die Hand mit im Spiel gehabt, ſie recipirte die Söhne des neuen Regenten in ihre Corporation und nahm den Dank in Beſtätigung ihrer Statuten und der bevorzugten Berückſichtigung ihrer Mitglieder im Hof-, Staats- und Militärdienſt hin. Sie gerieth außerdem in der Mehrzahl ihrer Mitglieder, nachdem ſie aus den in Folge der Verfaſſung erlaſſenen Geſetzen für ihren Grundbeſitz den beſten Vortheil gezogen hatte, als es ſich dann weiter um Aufhebung ihrer Steuerprivilegien handelte, in die reactionäre Strömung der Zeit und ward zum willkommenen Bundesgenoſſen gegen den verfehmten Liberalismus. Gehaßt waren Alle, die bei Errichtung der Verfaſſung mitgewirkt hatten oder daran feſthielten. Jordan's langjährige Kerkerhaft lebt in der Erinnerung Deutſchlands. Das Miniſterium war taktlos genug, die Regierung als Partei in dieſem ſcandalöſen Proceſſe erſcheinen zu laſſen, indem es den Referenten, der im Oberappellationsgericht das endlich freiſprechende Urtheil verfaßte, mit Verletzung des Geiſtes der uralten Landesinſtitutionen; auf eine niedere Verwaltungsſtelle verſetzte. Zurückſetzung und Verfolgung bis ins zweite und dritte Glied erfuhren viele Andere, z. B. Schomburg, der treue Paladin der eigenen

Mutter des Prinz-Regenten, Eberhard, deſſen einfache Biederkeit, man ſollte denken, jeden Haß hätte entwaffnen müſſen, und der allerdings ſtarrere Wippermann, letztere Beide noch nach dem Jahre 1848, in welchem ſie den Schild ihrer Popularität ſchirmend vor die Krone gehalten hatten. Mächtig wurde eine nach weltlicher und geiſtlicher Herrſchaft zugleich ſtrebende Partei, welche die bekannten Schlagworte „hiſtoriſches Recht," „chriſtlich-germaniſch," „altſtändiſch" und „monarchiſches Syſtem" im Munde führte, in jeder neuen Erfindung ein Werk des Satans und in der Noth des Volkes den Weg zum Himmelreich erblickte. Die beliebteſten Perſönlichkeiten zu hohen Staatsposten waren aber, abgeſehen von den überall unentbehrlichen ehrlichen Arbeitsthieren, die ſchamloſen Bedientenſeelen, die Menſchen, deren einziges Prinzip die Prinziploſigkeit iſt. In der Phraſeologie dieſer Leute gab es nur fürſtliche Rechte, keine entſprechende Pflichten. Kaum kannten ſie noch einen Staat, Land und Leute waren fürſtliche Domäne, der Staatsſchatz landesherrliches Vermögen, der Landtag eine unbequeme, aber leider noch nicht zu entbehrende Geldbewilligungsanſtalt. Gefürchtet ſollte der Herr ſein, nach der Liebe des Volkes zu ſtreben, galt für eine ſchwächliche Sentimentalität. Den Glauben an Manneswürde konnte ſolches Gelichter nicht wecken, Argwohn und Menſchenverachtung bemächtigten ſich mehr und mehr der von häuslichem Kummer nicht verſchonten Seele des Fürſten. Faſt alle, ſelbſt die kleinlichſten Angelegenheiten, wurden nach und nach in das der Verfaſſung unbekannte Geheime Cabinet gezogen und harrten da der zwiſchen mißtrauiſchen Bedenken ſchwer zu treffenden Entſcheidung. Auf die Ausübung nur eines einzigen Hoheitsrechtes — und zwar der ſchönſten eines — iſt jemals verzichtet

worden, es dürfen in Kurheſſen Criminalproceſſe wegen Majeſtätsbeleidigung ohne vorgängige Genehmigung des angeblich Beleidigten eingeleitet werden. Die Miniſter waren zu Anfang des Jahres 1848 und ſind jetzt wieder zu der Bedeutungsloſigkeit expedirender Secretäre zuſammengeſchrumpft.

Ende September 1831 hatte, wie erwähnt, Friedrich Wilhelm die Regentſchaft angetreten, Anfangs December waren die Verhältniſſe bereits dahin gediehen, daß bei Gelegenheit einer der Kurfürſtin-Mutter dargebrachten Ovation die Aufruhrakte verleſen und auf einen Haufen friedlicher Bürger eingehauen wurde. Die erſte Regierungshandlung des neuen Fürſten, die Erhebung ſeiner morganatiſchen Gemahlin zur Gräfin von Schaumburg, und die daran ſich ſchließende Etiquettenfrage hatten zu einer Verſtimmung zwiſchen Mutter und Sohn geführt. Die Erſtere vermied in Folge deſſen öffentliches Erſcheinen und, als ſie ſich endlich doch, um des lieben Friedens willen, wieder einmal das Theater zu beſuchen entſchloß, gedachte das Volk ihr bei der Heimfahrt ein „Hoch" auszubringen. Dies war die Veranlaſſung zu der grauſigen Nachtſcene. Der Polizeidirector Giesler wurde zwar wegen Mißbrauchs ſeiner Amtsgewalt gerichtlich verurtheilt, aber begnadigt und mit dem Orden geſchmückt.

Als dieſer Vorfall ſich ereignete, war Wiederhold, der Urheber der Regentſchaftsidee, noch Chef-Miniſter. Er ſtarb bald darauf. Einige noch im Wege ſtehende Perſonen, ſo der gleich ehrgeizige als talentvolle Eggena, waren leicht beſeitigt, und politiſch-leitender Miniſter wurde (Mai 1832) der jüngſt in Gunſt gekommene Haſſenpflug der Sohn.

Der Leſer iſt zu der Erwartung berechtigt, daß wir ihm bei der erſten Begegnung dieſen Kurheſſiſchen Heroſtrat

mit einigen Strichen skizziren. Wer sein Portrait nur aus dem Typus des Kladderadatsch kennt, wird schwerlich dieselbe Person in den geistreich-edelen Zügen entdecken, welche ein bekannter Maler nach ihm in seiner Jugend gezeichnet hat. Und doch soll dieses Bild eben so ähnlich gewesen sein, als das erstere trotz der carrikirten Uebertreibung unbestreitbar ist. Den Wandelungen des äußeren entsprechen die des inneren Menschen. Hans Daniel Ludwig Hassenpflug hatte als blutjunger Bursche den Freiheitskrieg mitgemacht, nach demselben erst seine Studien vollendet. Die Besten unter seinen Altersgenossen waren seine Freunde, seine erste Frau die Schwester der Brüder Grimm. Auf der regelmäßigen Stufenleiter der Diensthierarchie stieg er zum Mitgliede des Oberappellationsgerichtes auf und gehörte zu der damals allgemein im Richterstand herrschenden unabhängig-freisinnigen Richtung. Man verdankt ihm persönlich die Auffindung der Form, in welcher Uebergriffe der Regierungsgewalt in die Rechtssphäre des Staatsbürgers für wirkungslos zu erklären seien. Saturn fraß später das eigene Kind. Zur politischen Führerschaft berufen, schrieb er „Aufrechthaltung der Auctorität in Kirche und Staat" auf seine Fahne, ein Euphemismus für das Conglomerat Haller-, Gentz-, Metternichscher Grundsätze, welches damals von dem Berliner politischen Wochenblatt mit einer frischen Sauce aufgetischt wurde. Der politische Theil dieser Lehre paßt vortrefflich zu dem hochfahrend-herrschsüchtigen Wesen, welches Hassenpflug fortan bekundete, der kirchliche gehörte zur Abrundung des Systems. An eine besondere Tiefe der religiösen Ueberzeugung hat bei der starken Hinneigung zu den Eitelkeiten dieser Welt niemals Jemand recht glauben wollen. Charakteristisch für die Auffassung des Verhältnisses der

Polizei zur Religion ist es zum wenigsten, wenn im Lande Philipp des Großmüthigen ein protestantischer Minister die dreihundertjährige Jubelfeier des Schmalkalder Bundes verbietet, weil derselbe eine Auflehnung gegen die kaiserliche Gewalt gewesen sei, die Hessen keine Ehre bringe. Hassenpflug's staatsmännische Fähigkeiten sind eben so oft überschätzt worden, wie sie von Andern unterschätzt worden sind. Er hatte von Haus aus die eine gute Ministereigenschaft, sich nicht an Kleinigkeiten zu stoßen, leider aber ward im Laufe der Zeit sein Maßstab seines Gewissens so dehnbar, daß er vor keiner moralischen Schranke mehr zurückschreckte. Er hatte ferner die Gabe, seine Werkzeuge mit Geschick auszusuchen, und übte dieselbe in der Periode seines ersten Ministeriums, wo ihm noch die Wahl unter anständigen Personen zustand, mit einer gewissen Discretion. Ueberwiegendes Talent für die Verwaltung und die Gesetzgebung besitzt er dagegen nicht, bei den besseren Gesetzen, die seinen Namen führen, gehören nicht ihm die leitenden Gedanken. Seine Haupteigenschaft ist die politische Klopffechterkunst, die er mit den Finten juristischer Rabulistik zu betreiben liebt. Er selbst geizt wohl am meisten nach der Anerkennung politischen Muthes. Aber zum Muth gehören Gefahren. Einem Strafford kann man eine gewisse romantische Bewunderung nicht versagen, weil er bei dem frevelhaften Spiele gegen die Freiheit seines Landes den eigenen Kopf auf die Karte setzte, ein deutscher Reactionsminister, hinter dem doppelten Schutzwall der Fürstengunst und des Bundestages, hat keinen Muth, sondern nur Frechheit von Nöthen. Ueber die Verachtung rechtschaffener Leute giebt es für den abtrünnigen Plebejer freilich nur den Trost der Aufnahme in die vornehme Gesellschaft, eine Richtung der Eitelkeit, die bei

Hassenpflug bis zum Lächerlichen ausgebildet ist und ihn zur Preisgabe wie der moralischen, so auch der ökonomischen Grundlagen seiner Unabhängigkeit verleitete.

Seine Aufgabe war nun, mit der Verfassung gegen die Verfassung zu regieren, deren Ausbildung im Geiste ihrer Entstehung zu hindern. Der erste Schritt nach diesem Ziele mußte die Säuberung des Landtags von unbequemen Elementen sein. Diejenigen, welche der Verführung zugänglich schienen, zog er, zum Theil vielleicht indem er sie über seine Absichten zu täuschen wußte, an sich und entfernte sie durch Beförderung im Staatsdienst von dem Schauplatz ihrer seitherigen Thätigkeit. Wo dieses Mittel nicht verschlug, mußte das der Urlaubsverweigerung — denn die Intelligenzen des Landtags gehörten ja leider in Hessen wie anderwärts in Deutschland vorzugsweise dem Beamtenstande an — aushelfend eintreten. Selbst Advokaten sollten nun auf einmal Staatsdiener sein und als solche der Genehmigung der Regierung zur Annahme einer Wahl bedürfen. Zur erbitterten Fehde führte die Frage bei der Wahlprüfung des Abgeordneten der Landesuniversität Marburg. Seit undenklichen Zeiten hatte diese Corporation das uneingeschränkteste Wahlrecht aus der Mitte der ihr angehörigen Professoren geübt. Das wagte 1833 auch Hassenpflug nicht zu bestreiten (erst 1851 ließ Herr Uhden sich das Mährchen von der nothwendigen Vertretung durch den Vicekanzler aufbinden), aber die Verfassungsurkunde selbst sollte durch die allgemeine Vorschrift des Urlaubserfordernisses für Staatsdiener das Recht der Universität verändert haben, was dann, da alle Professoren Staatsdiener sind, einem Uebergang des Wahlrechts von der Universität auf das Ministerium gleichbedeutend gewesen sein würde. Jordan, der Gewählte, erschien trotz der Verweigerung des nicht erbetenen

Urlaubs dennoch in Kassel und blieb, trotz des Ministerialbefehls, nach Marburg zurückzukehren. Die Ständeversammlung erklärte ihn keines Urlaubes bedürftig und Hassenpflug löste die Ständeversammlung nach zehntägiger Dauer auf. Der akademische Senat verstand sich dann zu dem Compromiß, die vollzogene Wahl der Regierung anzeigen zu wollen, wogegen diese versprach, die Genehmigung niemals zu versagen. Der praktische Zweck, Jordan vom Landtag auszuschließen, war thatsächlich erreicht. Aber es genügte nicht, die liberalen Beamten aus der Ständeversammlung fern zu halten, denn das Volk wählte andere gleichgesinnte, wenn auch minder tüchtige Vertreter, es mußte auch die eigene Partei im Landtag verstärkt werden. Hassenpflug ersann, außer der Beeinflußung der Wahlkörperschaften, das geschickte Auskunftsmittel, durch förmliche Verträge Prinzen des Kurhauses und Standesherren zu binden, daß sie ihnen von der Regierung bezeichnete Candidaten als Stellvertreter in die Ständeversammlung sendeten. Zwischen den Intriguen zur Verfälschung des Ausdrucks der öffentlichen Meinung zieht sich der Kampf mit der Ständeversammlung um Fragen von materieller Bedeutung hindurch. Es würde zu weit führen, die Gegenstände des Streites einzeln hier darstellen zu wollen. Es waren dieselben, welche in verschieden localer Färbung damals das öffentliche Leben der zu constitutionellen Formen übergegangenen deutschen Kleinstaaten auch anderwärts beschäftigten. Ueberall galt es, wie das auf dem Schloßplatz zu Berlin aufgestellte Symbol gedeutet wurde, den Fortschritt zu hemmen und den Rückschritt zu befördern. Die Befürchtung, daß es auf den Wiener Ministerialconferenzen von 1834 zu positivem Eingreifen in die Verfassungen der Einzelstaaten kommen werde, bestätigte sich

nicht, es wurden aber daselbst geheime Directivbestimmungen gegeben, wie aller Orten regiert werden solle, um allmälig die ständischen Versammlungen zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Hassenpflug ging in den Geist der Vorschriften vollständiger als irgend ein anderer Minister ein und führte seine Sache, wie wir schon oben bemerkten, mit den Kniffen und Pfiffen juristischer Rabulistik. Je nachdem es in seinen Kram paßte, sollte die Verfassung aus ihrer althistorischen Grundlage oder, „um sie erhaben zu halten über den Doctrinen streitender Parteien," nach ihrem strengsten Wortlaute erklärt und ausgelegt werden. Von Zeit zu Zeit mußte das Gespenst der Revolution mit seinen Ketten rasseln oder der Popanz ungezogener Stände, der Bundestag, mit der Ruthe drohen. So recht eine Schaustellung nach des Ministers Geschmack war es, als er mit allem Pomp in Mitte der Ständeversammlung erscheinen konnte, um die Zustimmung zur Verhaftung eines ihrer Mitglieder wegen Hochverraths zu erwirken. Alles bebte, ein Name war noch nicht genannt, da — parturiunt montes — forderte der Siegelbewahrer die Auslieferung des — Wirthes Salzmann aus Rauheim, des Harmlosesten der Harmlosen. Er wurde beschuldigt, daß ein Mitverschworner des gefürchteten Schullehrers Weidig auf seiner Kegelbahn staatsgefährliche Reden gethan habe, aber selbst das scheusliche Vergehen, daß er sie mit angehört, konnte nicht erwiesen werden und es mußte die Freisprechung erfolgen. Die Stände waren längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß der erste Grundsatz des theoretischen Constitutionalismus, wonach ein Ministerium zurücktreten muß, wenn es keine Majorität in der Kammer hat, in Deutschland vorläufig nicht zur Wahrheit werden würde. Die Ministeranklage vor dem Staatsgerichtshof war das einzig

ihnen übrig gelassene Mittel, wenn sie Wort und Geist der Verfassung verletzt glaubten. Viele Male haben sie es gegen Hassenpflug zur Anwendung gebracht, aber kein Mal mit Erfolg. Bald fehlte irgend ein formelles Erforderniß in der Klageschrift, bald fehlte der Nachweis des criminalrechtlichen Dolus bei falscher Auslegung verfassungsmäßiger Bestimmungen. Während der Untersuchungen blieb der Angeklagte im Amte, nach jeder Freisprechung erhöhte sich das Gefühl seiner Sicherheit und der Machtlosigkeit seiner Gegner. Hassenpflug war der erste hessische Minister, welcher nicht nur von den Verwaltungsbeamten unbedingte Anhänglichkeit an das herrschende System, das er stets mit der Person des Regenten identificirte, forderte, sondern auch bei der Besetzung der Richterstellen die politische Gesinnung den Ausschlag geben ließ. Diese Lehre wandte er auch bei dem, jetzt zum Staatsgerichtshof gewordenen Oberappellationsgerichte an und entband sich von dem alten Herkommen, wonach die Ergänzung dieses höchsten Gerichtes stets nach dessen eigenen Vorschlägen erfolgt war. Als Vorwand mußte sogar eine Vorschrift der Verfassung selbst dienen. Da nämlich nach dieser jeder Stellenbesetzung ein Vorschlag der vorgesetzten Behörden vorausgehen solle, so, erklärte er, würde es verfassungswidrig sein, das Gutachten des Oberappellationsgerichts über die Ausfüllung einer in seiner eigenen Mitte eingetretenen Vacanz zu vernehmen.

Einen der hauptsächlichsten Differenzpunkte zwischen Regierung und Ständen, welcher unter Hassenpflug's Ministerium auftauchte, aber über dasselbe hinaus fortdauerte, bildete die Frage nach der staatsrechtlichen Behandlung der mit dem Aussterben der Nebenlinie Rotenburg heimgefallenen Domänen. Bei der Abdankung des Landgrafen Moritz im Jahre 1627 waren dessen Söhne zweiter Ehe

mit dem vierten Theil des Landes (daher der Name „Rotenburger Quart") unter Zustimmung der Landstände abgefunden worden. In diesem abgetrennten Gebietstheile stand der apanagirten Linie, unter Oberhoheit der Kasselschen Hauptlinie, die Ausübung der niederen Regierungsrechte zu, und sie bestritt den Aufwand dafür, uraltem Staatsrechte gemäß, aus dem Aufkommen der Domänen und sonstigen Gefälle. Als nun 1834 der letzte Landgraf von Rotenburg kinderlos starb, gingen diese Regierungsrechte mit ihren Lasten sofort auf die Kurhessischen Staatsbehörden über, die Revenüen aber zog der Kurprinz-Regent, als zum Hausfideicommiß gehörig, für sich ein und verstand sich später nur zur Leistung eines Beitrags zu den Kosten der Verwaltung von 1500 Thalern (!). Die Stände behaupteten ihrerseits, daß dieser abgesonderte Theil der Domänen nach der Wiedervereinigung der Quart mit den Hauptlanden ganz in dasselbe rechtliche Verhältniß zurückfallen müsse, in welchem die Domänen des übrigen Landes sich befänden, mithin da diese letzteren bei der Abtheilung von 1831, gegen Aussetzung eines Aversums an die Landesherrschaft, unter Verwaltung der Staatsbehörden geblieben seien, ebenfalls dahin gehöre. Es wurde bewiesen, daß dieses bei Errichtung der Verträge von 1831 die Ansicht beider Theile gewesen sei, es verlautete auch, daß unter den Ministern namentlich Hassenpflug die Auffassung der Stände theile, allein zu einer positiven Vertretung der Landesrechte waren diese nicht zu bewegen. Nach verschiedenen Versuchen, den Conflict durch energischere Mittel zu lösen, die aber sämmtlich an der Ungunst der allgemeinen politischen Lage scheiterten, beschränkte sich die Ständeversammlung darauf, auf mehreren Landtagen wiederholt um schiedsrichterliche Entscheidung zu bitten, aber auch dieses

bescheidene Verlangen wurde abgeschlagen. Eine Beschwerde bei dem Bundestage wegen versagter Justiz zerschellte selbstverständlich an der Vorfrage der Competenz. Wie schlecht die Krone bei ihrer Entschließung berathen war, zeigte sich erst später. Die Rechtsverweigerung wurde zur Quelle einer dauernden Mißstimmung im Lande, und als das Jahr 1848 kam und die Rotte der gefälligen Hofjuristen hinwegfegte, blieb nichts übrig, als die Quart an den Staat herauszugeben, wobei freilich die Landstände keinen Anstand nahmen, der Landesherrschaft den Rechtsweg vorzubehalten.

Schroff war, wie wir gesehen, bis dahin bei allen Gelegenheiten Hassenpflug's Auftreten gegen die Ständeversammlung gewesen. Es kam ein Tag, wo er plötzlich wie umgewandelt erschien. Die Stände hatten vergeblich seine Stellung zu erschüttern gestrebt, aber dennoch schwankte der Boden unter seinen Füßen, und er wollte sich jetzt durch Anklammern an seine bisherigen Gegner halten. Natürlich versagte die Stütze. Aber was war die Ursache des Falles des so mächtigen, erfolgreichen Ministers? Eben seine Macht, seine Erfolge und sein darauf gegründeter Hochmuth. Dem Prinz-Regenten, der selbst zu herrschen liebte, war ein herrschsüchtiger Minister schon längst unbequem geworden, ein innigeres Verhältniß hatte nie unter denselben bestanden. Nun hatte der Mohr seine Schuldigkeit gethan und der Mohr konnte gehen. In den ersten Tagen des Juli 1837 erhielt er seine Entlassung als Minister des Innern; in anerkennenswerther klarer Erkenntniß der Situation antwortete er mit Niederlegung auch des Justizportefeuilles und schied gänzlich aus dem hessischen Staatsdienste aus. Fünf Landtage hatten während seines Ministeriums stattgefunden. Zwei davon waren aufgelöst, ein dritter in verfassungswidriger Weise ohne Abschied „ent-

lassen" worden, nur einer gelangte zu ordnungsmäßigem Schluß, und der fünfte war vertagt, als er vom Amte abtrat. Daß ihm keine Thräne nachgeweint wurde, versteht sich von selbst. Mit Verwünschungen beladen, kehrte er seinem Vaterlande den Rücken und reiste auf sein Handwerk als reactionärer Minister weiter. Aber weder in Sigmaringen, noch in Luxemburg fand er eine bleibende Stätte. In Greifswald bereitete Friedrich Wilhelm IV. dem Schiffbrüchigen eine Zuflucht. Wie dieser es ihm gedankt hat, haben später der Berliner Fürstencongreß und der Tag von Bronzell bewiesen.

Im Lande Hessen änderte sich nach seinem Rücktritt nichts. Das alte Stück wurde fortgespielt, nur von plumperen Acteuren. Die Regie führte anfangs unter dem Titel „Landtagscommissär," dann als wirklicher Minister Staatsrath Scheffer, vordem ein Hauptschreier auf radicaler Seite, seit seiner Bekehrung zum religiösen und politischen Mysticismus, nach Apostatenart, eben so schamlos extrem für den neuen Glauben. Wir wollen über die nun anhebende zehnjährige Periode tiefster Erniedrigung des öffentlichen Lebens rasch hinwegeilen. In dieselbe fällt der schon erwähnte Jordan'sche Criminalprozeß und die Verfolgung der deutsch-katholischen und anderer Dissidenten. Zuerst als die Schaustellung des heiligen Rocks zu Trier ein ärgerliches Aufsehen durch Deutschland, wie weiland der Tezel'sche Ablaßkram, erregte, schien die Kurhessische Regierung zu den sich daran schließenden Bewegungen innerhalb der katholischen Kirche eine ähnliche Stellung einnehmen zu wollen, wie Philipp der Großmüthige im 16. Jahrhundert gethan hatte. Gildemeister und Sybel wurden, nachdem sie die ungenähte Garderobe der verschiedenen Heiligenschreine einer unbarmherzigen histo-

rischen Revision unterzogen hatten, in unverkennbar tendenziöser Absicht zusammen nach Marburg berufen. Die erste von der Mutterkirche sich lossagende freie Gemeinde in Hanau erfuhr aufmunternde Begünstigung Seitens der Staatsbehörden. Sehr bald jedoch glaubte die orthodoxe protestantische Richtung, in den Angriffen gegen den Katholicismus ihr eigenes Interesse gefährdet zu sehen, und sofort setzte der Wind um. Trotz der durch die Verfassung gewährleisteten Freiheit der Religionsübung wurde allen nicht vom Staate anerkannten Secten die Gemeinsamkeit der Gottesverehrung untersagt. Dann ging es rasch vorwärts auf dem Wege polizeilicher Plackerei und Maßregelung. Endlich langte man dabei an, den neuen Gemeinden den Charakter der Christlichkeit abzusprechen. Protestantische Geistliche sollten die Ehen zu ihrer eigenen Kirche nicht gehöriger Personen nicht mehr einsegnen dürfen, Kinder, insofern sie vor dem Ablauf von zehn Monaten nach dem Ausscheiden ihrer Eltern aus einer anerkannten Kirche geboren seien, auch gegen deren Willen mit Gewalt getauft werden, wenn sie aber aber nach diesem Zeitpunkt geboren würden, als von Heiden erzeugt, kein Recht mehr haben, die Taufe zu empfangen. „Den Gestorbenen ward das ehrliche Begräbniß versagt, und als dennoch in Hanau die Leiche eines Deutschkatholiken in die Reihe der christlichen Gräber beigesetzt wurde, grub sie die Polizei wieder aus und verscharrte sie an der Kirchhofsmauer.

Eine andere partie honteuse jener Zeit bildete die Eisenbahnangelegenheit. Ungeachtet der auf dem Spiele stehenden wichtigen Landesinteressen konnte der Bau der neuen, vom Teufel erfundenen Kunststraßen nicht in den Zug kommen, bis Frankfurter Bankiers den nervus rerum zu treffen wußten.

Die Ständeversammlung behandelte Scheffer mit unverhüllter Geringschätzung und Verhöhnung. In derselben gebährdete er sich nicht wie ein Beamter, der von seinem Fürsten den Auftrag hat, über die wichtigen Angelegenheiten des Landes mit dessen Vertretern zu Rathe zu gehen, sondern etwa wie ein Zuchtmeister, der in dem gemeinsamen Arbeitssaal von Sträflingen Ausschreitungen gegen die Hausordnung zu verhüten und zu rügen hat. Zu dem System gehörte sogar die von natürlicher Ungeschliffenheit und einer widerlich kreischenden Stimme trefflich unterstützte Hintansetzung der unter gebildeten Menschen üblichen Verbindlichkeitsformen. Wenn die Stände einen Antrag der Regierung ablehnten, so erklärte er, die Regierung werde sich dadurch nicht abhalten lassen, zu thun, was sie für recht halte. Wenn die Stände sich für eine Angelegenheit interessirten, so gab er zu verstehen, ihre Verwendung könne für die Regierung nur einen Grund abgeben, nicht darauf einzugehen. Das Recht, Ausgaben zu bewilligen, sprach er dem Landtag geradezu ab, derselbe habe nur eine Steuerbewilligungspflicht. Die staatsrechtlichen Theorien, mit denen er je nach Bedürfniß seine Zwecke zu erreichen strebte, waren das buntscheckigste Gemisch von Widersprüchen. Bald protestirte er gegen die Heranziehung historisch-anteconstitutioneller Argumente zur Auslegung der Verfassung, bald sprach er von den über allen Buchstaben stehenden, unverjährbaren göttlichen Rechten der Obrigkeit. Einer seiner Parteigenossen hielt es für eine höchst auffallende Behauptung, daß in Kurhessen eine Repräsentativverfassung bestehe. „Ständisch," „Standesbewußtsein" waren die Schlagworte des Tages. Das Verhältniß zwischen Staatsoberhaupt und Unterthanen aus einem Gesellschaftsvertrage zu erklären, nannte der Meister eine im deutschen

Staatswesen als antimonarchisch und antilandständisch verworfene atomistische Auffassung. „Wer von Volksrepräsentation rede, der komme mit einem Schritt zur Volkssouveränetät.“ „Die Regierung sei nicht gemeint, den Ständesaal zu einem Tummelplatze religiöser und politischer Demagogie werden zu lassen.“ Wenn die Ständeversammlung, wie z. B. bei der Rotenburger Quart und bei der deutschkatholischen Frage, Miene machte, wichtige Principien zur Entscheidung zu bringen, so erfolgte sofort ihre Auflösung. Von fünf Landtagen traf in Scheffer's Zeit drei dieses Schicksal. Dennoch wollte es noch immer nicht glücken, eine der Regierung unbedingt willfährige Majorität zusammen zu bringen, noch immer focht, wenn auch auf die Defensive beschränkt und vom Tode und Abfall gelichtet, ein Haufe muthiger Patrioten den von allen widrigen Empfindungen begleiteten Kampf für Verfassung und Freiheit. Die Führer aus der Versammlung zu treiben, bot Scheffer alle Kraft auf. Er ersann die spitzfindigsten Interpretationen, die mit einer fünfzehnjährigen Uebung im Widerspruch standen, um die Gültigkeit von Wahlen anzufechten. Er warf auf die nichtigsten Vorwände den Oppositionsmitgliedern Criminalprocesse an den Hals, um sie, sei es auch nur auf kurze Zeit, von den Abstimmungen fern zu halten. Einer seiner Handlanger in der Ständeversammlung mußte dabei den Satz vertheidigen, daß die letztere bei der Frage nach der unbefleckten Ehrenhaftigkeit der Gewählten nicht den Inhalt der Anschuldigung selbst, sondern nur die den Acten gegebene Aufschrift zu prüfen habe. Als Seitens eines Wahlmannes, dem die active Wahlfähigkeit wegen nicht gänzlicher Freisprechung von dem Vergehen der Mitwissenschaft an dem Frankfurter Attentat bestritten wurde, gegen Scheffer die Gegendenunciation, daß

er einst zum Aufruhr aufgefordert habe, erhoben wurde, witterte dieser hierin ein Complott gegen die Staatsregierung und ließ alsbald eine neue Untersuchung einleiten. Endlich machte er sich selbst auf zu einer Rundreise durch das Land, um unter dem Prätext, den in Folge der Mißernten eingetretenen Nothstand zu untersuchen, die stattfindenden Wahlen zu beeinflußen. Die Schwerenothscommission nannte der Volkswitz die Ambassade. Wirklich gelang es durch solche und ähnliche Mittel im Jahr 1847 eine Kammer zu Stande zu bringen, in welcher einige der hervorragendsten Vorkämpfer der Opposition fehlten. Dieser Zustand wurde benutzt, um das s. g. Standesprincip, d. h. den Grundsatz zur Anerkennung zu bringen, daß jeder Stand nur durch Einen aus seinem Mittel, Bauern durch Bauern, Städte durch Städter, vertreten sein könne. Scheffer war befriedigt. In einem Antrage auf theilweise Beschränkung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden sah er den Anbruch einer in seinem Sinne besseren Zeit, er belobte die Ständeversammlung, der Kurzsichtige, denn der Tag, an dem dies geschah, war derselbe 22. Februar 1848, wo der unaufgeklärte Flintenschuß in der Straße der Kapuzinerinnen zu Paris durch ganz Europa das Signal gab zu einer von allen einsichtsvollen Politikern längst vorhergesagten Umwälzung. In Kurhessen wurde durch dieses Ereigniß, für den Augenblick wenigstens, der Fortbestand der Verfassungsurkunde von 1831 gesichert. Einige Monate vorher war nämlich Kurfürst Wilhelm II. gestorben. Die Truppen sollten von Neuem den Fahneneid leisten, ohne daß darin der Verfassung gedacht war. Das beruckte die Gewissen der Officiere und sie forderten Aufklärung, die denn auch nach einer kurzen von dem Commandeur der Garde, dem braven Urff, geführten Verhandlung dahin

erfolgte, daß durch die neue Huldigung der früher geleistete Verfassungseid nicht berührt werde. Bange Besorgnisse ruhten nichts desto weniger auf der Bevölkerung. Der neue Kurfürst hatte selbst zu der an ihn abgesandten Condolenzdeputation der Stände von der Nothwendigkeit, die Verfassung zu modificiren, gesprochen und zu der Ausarbeitung der erforderlichen Abänderungen eine Commission aus hohen Staatsbeamten eingesetzt, deren wohlbekannte Gesinnung das Schlimmste befürchten ließ. Die Thätigkeit dieser Commission hatte nun von selbst ein Ende.

Daß die hereinbrechende Revolution in Kurhessen einen gründlich vorbereiteten Boden fand, wird nach der vorstehenden Erzählung Niemand bezweifeln. Nicht das ist zu verwundern, daß wie in andern Gegenden Deutschlands Excesse vorfielen, sondern daß die Aufregung der Gemüther sobald der äußersten Mäßigung Platz machte. Man beschränkte sich im Wesentlichen auf einen Wechsel des Ministeriums. Die seitherigen Mitglieder desselben wurden mit den gesetzlichen Pensionen verabschiedet, selbst Scheffer konnte, von seinen Gegnern geschützt, unangefochten Stadt und Land verlassen, bald sogar ohne alle Gefährde auf sein Landgut zurückkehren. Die Häupter der seitherigen Opposition capricirten sich wahrhaft darauf, in ihren Forderungen nicht über ihren alten Standpunkt hinaus gedrängt zu erscheinen. Jordan, der nach langjähriger Verfolgung plötzlich auf den Gipfel der Volksgunst Gehobene, floß bei jeder Gelegenheit, in Marburg, in Kassel und Frankfurt, über von Mahnungen zur Loyalität, aber auch dieses Verdienst konnte ihn später nicht schützen vor Verunglimpfungen in dem bekannten Uhden'schen Berichte an die Bundesversammlung.

Die neuen Minister waren Constitutionelle vom reinsten

Waſſer und unbegrenzter Gutgläubigkeit. Ihr Programm war das allbekannte der altliberalen Partei in ganz Deutſchland. Im Innern ſtellten ſie einige locale Beſchwerden ab, führten Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsweſens mit Geſchwornen ein, gaben ein Preß-, ein Vereins- und ein Religionsgeſetz und hoben das Jagdrecht auf fremdem Boden, N.B. unter Entſchädigung der Berechtigten, auf. In der Ständeverſammlung geboten ſie über eine überwiegende Majorität, und dieſes Verhältniß änderte ſich auch nicht nach dem Erlaß eines neuen Wahlgeſetzes mit directem Wahlverfahren, in welchem zwar das Vorrecht der Geburtsſtände beſeitigt, jedoch alsbald wieder eine bevorzugte Klaſſe von Höchſtbeſteuerten eingeführt wurde. Außerhalb des Hauſes ſtützten ſie ſich auf das Bürgerthum, welches damals, fanatiſirt gegen die erträumte Gefahr der rothen Republik, und Pöbelherrſchaft mit Demokratie verwechſelnd, das Seinige dazu beitrug, der kommenden Reaction in die Hände zu arbeiten.

In der allgemein-deutſchen Frage erkannte das Märzminiſterium oder das Miniſterium Eberhard, wie es nach ſeinem populärſten Mitgliede genannt wird, die verfaſſunggebende Gewalt des Frankfurter Parlaments im Princip an. Es publicirte die Reichsverfaſſung und berief auch die heſſiſchen Deputirten nach der Ueberſiedelung nach Stuttgart nicht ab. Gleichzeitig aber ließ es ſich auf die Preußiſche Unionspolitik ein und die Wahlen zum Erfurter Volkshauſe vollziehen. Vor Ernennung der Mitglieder zum Staatenhauſe hatte es ſelbſt aufgehört zu beſtehen.

So tief die Ruhe war, welche im Vergleich zu andern deutſchen Staaten in den Jahren 1848 und 1849 in Kurheſſen herrſchte, ſo muß man ſich doch während der Zeit

die Minister nicht auf Rosen gebettet denken. Ihr ganzes Leben war eine fortdauernde Krisis. Der Kurfürst ertrug sie nur mit Widerstreben, obwohl sie ihm unstreitig große Dienste geleistet hatten, obwohl er selbst, als von Verminderung der Civilliste die Rede war, Wippermann zur Uebernahme des Finanzministeriums bewogen hatte, damit dieser mit seiner Popularität den bedrohten Posten vertheidige. Schon in den ersten Wochen ihrer Amtsführuug traten Schwierigkeiten ein, als eine Abtheilung der Garde du Corps, wohl nicht ohne Vorwissen einzelner Vorgesetzten, aus nächtlichem Hinterhalt über einen durch die Straßen ziehenden Volkshaufen mit blanken Waffen hereinbrach. Die durch die Umstände unvermeidlich gewordene Auflösung der schon seit 1831 (s. S. 407) bei dem Volke verhaßten Lieblingstruppe kostete den Kurfürsten große Ueberwindung, auf ihre Wiederherstellung blieb sein Sinnen gerichtet. Die Schwierigkeiten wiederholten sich bei jeder, nur irgend wichtigen Regierungsmaßregel, Personal- oder Principfrage. Im Kriegsdepartement konnte sich keiner der successiv eintretenden Minister halten, auch die übrigen Minister trugen so zu sagen das Entlassungsgesuch stets in der Rocktasche. Die Reaction erhob allmälig überall in Deutschland ihr Haupt, die Dauer des hessischen Märzministeriums war nur noch eine Zeitfrage, aber Niemand ahnte, daß es kommen würde, wie es kam! Man hatte einige der auswärts beschäftigten Diplomaten zurückgerufen und damit, daß man sie unthätig in Kassel verweilen ließ, einen Heerd politischer Intrigue geschaffen. Die Ritterschaft hatte zwar durch die Aufhebung des Lehnsverbandes ihrer Güter bei dem Umschwung der Dinge in 1848 viel gewonnen, sie war aber durch Ablösung des Jagdrechts in ihrer nobelsten Passion verletzt, und solche Kränkungen schmerzen bekannt-

lich am tiefsten. Dem neuen Wahlgesetz, das unstreitig ein politischer Fehler war, da es keine Partei befriedigte, hatte sie durch ihre Vertreter auf dem Landtag, gleich den Standesherrn, zugestimmt, als sich aber die Verhältnisse ringsumher änderten, gereute der Verzicht auf alte Vorrechte. Einige Mitglieder der adeligen Körperschaft, stets dem strengsten politischen und kirchlichen Conservativismus huldigend, hatten sich 1848 mürrisch auf ihre Burgsitze zurückgezogen, jetzt gewannen sie wieder geheimen Einfluß. Landgraf Moritz hat es ausgesprochen, daß im dreißigjährigen Kriege „die Ritterschaft die Brücke gewesen, über welche Tilly in das Hessenland geschritten sei," die spätere Geschichte wird dasselbe Urtheil in Beziehung auf den zweiten Einmarsch der Baiern bestätigen. Auswärtige Einflüsterungen kamen hinzu, es galt Kurhessen von der preußischen Politik, deren der Kurfürst längst herzlich überdrüssig war, abzuziehen, — und Hassenpflug ward zum zweiten Male Kurhessischer Minister! Es war abermals der 22. Februar, im Jahre des Unheils 1850. Am Tage zuvor waren Sachsen und Hannover von der Union abgefallen.

Eine Partei in der Masse der Bevölkerung hatte Hassenpflug nicht für sich. Zwar waren nicht Wenige, welche, so lange es gefahrlos erschien, auf Demokratie und Liberalismus zu räsoniren, den Teufel der Reaction an die Wand gemalt hatten, aber auch sie bekamen keinen geringen Schreck, als dieser plötzlich leibhaftig in der wohlbekannten Gestalt des Herrn Hassenpflug vor ihnen stand. Die Collegen des neuen Ministers waren unbedeutende Menschen, ein hyperorthodoxer Officier für das Kriegsdepartement, einer der vorher geschilderten disponibelen Diplomaten für die auswärtigen Angelegenheiten und ein alter Bureaukrat beschränktesten Calibers als Lückenbüßer für die Finanzen.

Sein einziger Bundesgenosse von relativem Gewicht war der Gymnasialdirector und Pamphletist Vilmar mit dem ihm anhängenden Theil des evangelischen Klerus, welcher nach dem Mißlingen des Versuches, seine hierarchischen Gelüste in einer auf den deutschen Grundrechten erbauten selbständigen Landeskirche zu befriedigen, jetzt wieder sein Ziel unter dem Schutze der weltlichen Regierung zu erreichen strebte. Vilmar wurde Ministerialreferent für Kultusangelegenheiten. Daran schloß sich dann etwa ein Dutzend politischer Reactionäre von innerer Ueberzeugung und eine nicht viel größere Zahl von Officieren und Civilstaatsdienern, welche unter dem neuen System Carriere zu machen hofften. Später wurde auch — denn in den deutschen Kleinstaaten copirt man stets preußisches Muster, selbst wenn man sich davon emancipiren will — die Stiftung eines „Treubundes mit Gott für Fürst und Vaterland" versucht, anständige Personen der Coterie nahmen jedoch gerechten Anstand, in denselben einzutreten, und die hervorragenden Mitglieder endeten wegen gemeiner Vergehen im Zuchthaus oder mußten wegen grober Unsittlichkeiten von Hassenpflug selbst vom Amte gejagt werden. Noch eine edle Trias von Partisanen las dieser nach und nach im Auslande auf, den späteren Professor Ilse, der 1848 roth, 1849 schwarz-weiß und 1850 schwarz-gelb zu werden verstand, den Literaten Obermüller, 1832 bei dem Frankfurter Attentat und 1849 bei der Frankfurter Zeitung betheiligt, und den Polizeiagenten Schnabel, sein Leben lang Schurke. Diese Elemente bildeten während der ganzen Dauer von Hassenpflug's zweitem Regiment neben der Ritterschaft, die ihn als Mittel zu ihren Zwecken benutzte, dessen einzige Stützen. Dazu kam noch, daß seine gesellschaftliche Stellung durch die Conflicte mit der Greifswalder Criminaljustiz bei seinem

Eintritt in das Amt arg compromittirt war. Mußten doch auf den ersten Ball, den er gab, die jungen Officiere commandirt werden! Mit einem solchen Gegner glaubte die Ständeversammlung, in der er selbstverständlich nicht auf eine Stimme zählen konnte, mittelst Anwendung der gewöhnlichen parlamentarischen Formen leichten Spiels fertig werden zu können, aber sie hatten die Macht der politischen Hypokrisie außer Rechnung gelassen. In Fragen der inneren Politik benahm sich Hassenpflug zu Anfang ganz harmlos, versicherte fortwährend, daß er das Mißtrauen nicht verdiene, mit dem man ihm entgegenkomme, vollzog sogar von seinen Vorgängern ausgegangene Gesetzentwürfe und beschränkte sich darauf, einige Personalveränderungen vorzunehmen. Auch über die von ihm zu befolgende auswärtige Politik gab er der Ständeversammlung die beruhigendsten Erklärungen, namentlich stellte er das Anerkenntniß aus, daß der Bundestag rechtlich aufgehoben sei und ohne Zustimmung der Ständeversammlung nicht wieder hergestellt werden könne. Indessen begannen seine Machinationen außerhalb Hessens, deren nächstes Ziel die Sprengung der Union war. Schon in Erfurt im Verwaltungsrath säete er Unkraut unter den Waizen, der freilich von Haus aus nur aus tauben Körnern bestanden hatte. Auf dem Fürstentag zu Berlin im Mai 1850 agirte er ziemlich unverhüllt als der Sachwalter Oesterreich's, wurde zwar von seinem ehemaligen Gesinnungsgenossen Radowitz en canaille behandelt, ging aber doch als der eigentliche Sieger aus den Verhandlungen insofern hervor, als das Unionsproject von Stund' an als abgethan gelten mußte. Im Juni löste er die Ständeversammlung, welche vom März bis in den Mai vertagt gewesen war, in dem Momente auf, als diese die mit Baiern und Oesterreich gepflogenen

Correspondenzen über die Restauration des Bundestages zur Sprache bringen wollte. Zu einer Steuerbewilligung war es vor der Auflösung nicht mehr gekommen, da der Landtag eine Verwilligung auf sechs Monate nicht vornehmen wollte, sondern die reguläre Ordnung des Budgets verlangte. Das Ministerium mußte sich die Demüthigung gefallen lassen, unter Zustimmung des landständischen Ausschusses eine provisorische Verordnung zu erlassen, wornach nur die indirecten Steuern einstweilen noch forterhoben, aber bis zu verfassungsmäßiger Bestimmung über ihre Verwendung deponirt werden sollten. Im August trat die neugewählte Kammer zusammen. In ihr saßen zum ersten Male in größerer Anzahl Angehörige der demokratischen Partei, sie setzten die Wahl Bayrhoffer's zum Präsidenten durch, aber es war für sie zu spät, einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse zu gewinnen, sie mußten den Constitutionellen die Leitung des bereits begonnenen Kampfes überlassen. Das Ministerium forderte, ohne Vorlage eines Angabebudgets, abermals Bewilligung der Steuern rückwärts für die beiden Monate Juli und August und für den bevorstehenden Monat September. Die Stände wollten sich nur zu einer Verlängerung der von ihrem Ausschuß genehmigten provisorischen Maßregel für einen Monat verstehen. Jetzt aber fühlte Hassenpflug seine Macht, denn am 2. September lebte der Bundestag, von einem Theil der deutschen Regierungen, darunter auch Kurhessen, beschickt, in Frankfurt wieder auf. Am nämlichen Tage löste er die Ständeversammlung abermals auf, nannte deren Beschluß „Steuerverweigerung," die Steuerverweigerung „Aufruhr" und erklärte „um die Verfassung über den Abgrund, den der Bruch derselben in einem Punkte für das Ganze eröffnet habe, hinüberzu-

führen, mithin den Fortbestand derselben zu sichern," den Kriegszustand über das Land. Aus eigener Machtvollkommenheit ordnete er die Erhebung und Verwendung sämmtlicher Steuern an, indem er dem Erforderniß der Zuziehung des landständischen Ausschusses durch dessen erfolglos gebliebene Einladung genügt zu haben vorgab.

Der Kriegszustand war mit den im Lande selbst sich darbietenden Mitteln nicht aufrecht zu erhalten. Die Finanzbeamten verweigerten die Erhebung ungesetzlich ausgeschriebener Steuern, die Gerichte erklärten die Verordnungen für verfassungswidrig, die Militärgerichte selbst fanden in einzelnen Handlungen des ernannten Oberbefehlshabers den Thatbestand strafbarer Handlungen. Das Ministerium entfloh, den Kurfürsten durch die Vorspiegelung ausgebrochener Meuterei mit sich fortreißend, über die hannoversche Grenze und begab sich auf einem weiten Umweg nach Wilhelmsbad bei Hanau, wohin der Sitz der Regierung verlegt wurde. Von da aus erfolgte die Ernennung eines andern Oberbefehlshabers, da der erste, General Baur, um Entbindung von seinen Functionen gebeten hatte. Dieser zweite aber, der aus langjähriger Inactivität hervorgeholte greise General von Haynau, war nicht glücklicher in seinen Versuchen, die Anerkennung der Verordnungen zu erzwingen. Er stellte dem Officiercorps die Alternative, entweder ihm unbedingt zu gehorchen, oder den Abschied zu nehmen. Mit wenigen Ausnahmen wählten die eidestreuen Männer das Letztere. Die Truppen mußten ebenfalls in die Provinz Hanau verlegt werden.

Hassenpflug's Rolle wäre nun ausgespielt gewesen, er hätte die Anklage der nächsten Ständeversammlung, den Spruch des verfassungsmäßigen Staatsgerichtshofes zu erwarten gehabt, wenn Kurhessen ein selbstständiger Staat

gewesen wäre. Aber es gab wieder einen Bundestag. An diesen wendete er sich mit dem Ruf um Hülfe, und es verstand sich von selbst, daß er erhört wurde. Sein Verfahren ward auf seine einseitige Darstellung hin gut geheißen, und die Bundesexecution verfügt gegen ein angeblich in Rebellion begriffenes Land, in dem die tiefste Ruhe herrschte. Der Kurfürst zögerte noch, den Einmarsch fremder Truppen in seine Staaten gutzuheißen, und es wird glaubhaft versichert, daß er selbst der vollendeten Thatsache niemals ausdrücklich seine Zustimmung gegeben habe.

Für die Kurhessische Verfassung war kein Schützer mehr vorhanden. Preußen aber, welches damals den Bundestag noch nicht anerkannte, hatte ein selbständiges Interesse, dessen angemaßten Befugnissen entgegenzutreten. Während Baiern und Oesterreicher vom Süden her in das Land einrückten, besetzten Preußische Truppen die vom Norden einmündenden Heerstraßen. Die große Streitfrage zwischen Oesterreich und Preußen sollte auf hessischen Schlachtfeldern entschieden werden, und Fürst Schwarzenberg war zum Aeußersten entschlossen. Unweit Fulda stießen die Vorposten aufeinander, im November erfolgte das tragikomische Gefecht bei Bronnzell, das man später ganz hat hinweg leugnen wollen. Inzwischen hatte aber auch bereits in Berlin die Wendung der dortigen Politik stattgefunden, der König schrieb den Scheidebrief an Radowitz, Manteuffel reiste nach Olmütz.

Die österreisch-baiersche Executionsarmee überschwemmte das ganze Land. Graf Rechberg leitete als Civilcommissar die Operationen, für die niedrigeren Dienstleistnngen waren ihm der vormärzliche Staatsrath Scheffer und der Marschcommissar Schnabel beigegeben. Wie bereits in der südlichen Provinz Hanau geschehen war, so wurde

nunmehr auch in den übrigen Landestheilen, namentlich in Fulda, Rotenburg und Marburg der ſ. g. paſſive Widerſtand gebrochen. Die Richter und Verwaltungsbeamten, welche den Haſſenpflug'ſchen Verordnungen als ungeſetzlich die Anerkennung verſagten, wurden in von Tag zu Tag ſteigendem Maße mit Einquartierung belegt, bis ſie entweder zur Abſchiedsnahme oder die minder ſtarken Geiſter zur Nachgiebigkeit ſich bequemten. Andere, wegen ihrer politiſchen Geſinnung mißliebige Perſonen erlitten zur Vergeltung Bequartierung durch die klaſſiſch gewordenen Strafbaiern. Es blieben trotz dieſer vorzugsweiſen Verwendung noch Truppen genug übrig, um auch die Maſſe der Bevölkerung ſchwer zu bedrücken. Noch war der Heerd der angeblichen Revolution, die Reſidenzſtadt Kaſſel, verſchont. Preußen bemühte ſich hier, wo ein Theil ſeiner Truppen ſtehen geblieben war, ein Compromiß herbeizuführen, um nicht unter ſeinen eigenen Augen die Unterdrückung eines Zuſtandes geſchehen zu laſſen, den es ſelbſt wenigſtens mit halben Worten gutgeheißen hatte. Auf Veranlaſſung des Generals Peucker ſtellte das Oberappellationsgericht eine mattherzige Erklärung aus, worin es, da nunmehr auch Preußen für ſich und ſeine Verbündeten die Vollziehung der Septemberverordnungen begehre, mithin der vereinigte Wille von Deutſchland vorliege, bis zur endlichen Regelung des Verfaſſungsſtreites Folge zu leiſten verſprach. Die übrigen Behörden gaben dem Beiſpiel nach. Aber Preußen ſollte dennoch auch die letzte Beſchämung nicht erſpart werden! Der an die Stelle Rechberg's getretene Graf von Leiningen rückte als Bundescommiſſar in Kaſſel ein und verlangte als ſolcher einen neuen Unterwerfungsakt, der denn auch, obgleich in

der früheren Form, vollzogen werden mußte. Die Bequartierungen geschahen wie anderwärts.

Die Execution war in optima forma vollstreckt, aber es fehlten die zeitgemäßen Zierraden eines regelrechten Kriegszustandes, die standrechtlichen Behandlungen, die Begnadigungen zu Pulver und Blei. Es fehlte in dem ganzen revolutionirten Lande jede Person, die man bei dem besten Willen mit einigem Anstande als Hochverräther hätte behandeln können, ein paar Zeitungsschreiber, mit denen man allenfalls kurzen Proceß hätte machen mögen, waren ins Ausland entwichen. Man mußte sich damit begnügen, den landständischen Ausschuß, höhere Staats- und Gemeindebeamten, auch Gerichtspersonen vor die mit österreichischen und baierschen Unterofficieren und Soldaten besetzten Kriegsgerichte zu stellen. Aber trotz der hier vereinigten sublimen Kenntniß schwieriger staatsrechtlicher Fragen ließen sich härtere als Festungsstrafen von längerer oder kürzerer Dauer nicht erzielen, und selbst diese wurden von dem mit den treuesten Anhängern der Hassenpflug'schen Partei besetzten Generalauditorat theils ermäßigt, theils ganz aufgehoben. Auch einige höhere hessische Officiere wurden wegen dienstlicher, zum Theil in der Zeit weit zurückliegenden Vergehen jetzt vor Kriegsgerichte gebracht und mit Strafen belegt. Das härteste, auf mehrjährige Zuchthausstrafe lautende Erkenntniß erging gegen einen unglücklichen, jungen Literaten in Fulda.

Hiermit ist das eigentliche Drama der von dem jämmerlichsten der Mitspielenden, dem preußischen Ministerpräsidenten von Manteuffel, so betitelten „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" zu Ende. Es folgt ein Nachspiel, in dem Herr Hassenpflug der ganzen Fülle seines grausamen Humors und seinem Geschicke in Handhabung

seiner Marionetten freiesten Lauf ließ. Er hatte jetzt, außer dem österreichischen Grafen Leiningen, einen zweiten preußischen Bundescommissar auf der Bühne, seinen Busenfreund Uhden, welcher die vergangene Schmach seines Gouvernements durch neue Großthaten auszuwetzen voll frömmsten Eifers war. Die beiden Helden mußten ihm alle unbequemen Einrichtungen todtschlagen, welche er im Lande Hessen noch vorfand und bundeswidrig zu benennen beliebte. Während des Kriegszustandes regierte er vorläufig ohne Landstände. Nach einer wunderbaren, nagelneuen Theorie ersetzte die Zustimmung der Bundescommissare die seither erforderlich gewesene der Landesvertretung. Auf diesem Wege wurde die ganze Gerichts- und Verwaltungsorganisation umgebildet, Herr Hassenpflug ließ sich dazu von den Bundescommissaren „veranlassen" und befolgte diese Veranlassungen, wir können uns denken, mit wie großem Widerstreben. Aber alle diese Verordnungen waren doch nur provisorische, es bestand noch die Verfassung von 1831, noch das Wahlgesetz von 1849, und früher oder später mußte die Zustimmung einer legitimen Ständeversammlung eingeholt werden. Also galt es, die Verfassungsurkunde selbst aus der Welt zu schaffen! Wozu 1834 bei den Wiener Ministerialconferenzen, wozu 1847 bei dem Tode Wilhelm II. die Zustimmung Oesterreichs nicht zu erlangen gewesen war, dazu schien jetzt der Zeitpunkt günstig. Der Minister soufflirte den Herren Commissaren einen Bericht über ihre Wirksamkeit in Kurhessen und die Mittel zur dauernden Beruhigung der dasigen Zustände, und das Resultat der Berichterstattung war, daß die Verfassung, zu deren Rettung Hassenpflug angeblich den ganzen Kreuzzug unternommen hatte, der Grund des Uebels und daher abzuschaffen sei. Zugleich wurde der

Entwurf zu einer neuen Verfassungsurkunde zwischen den Bundescommissaren und der kurhessischen Regierung vereinigt und der Bundesversammlung ebenfalls vorgelegt. Es ist unendlich viel über dieses Machwerk gesprochen und geschrieben worden, aber auch wer mit seinem Urtheile darüber längst zum Abschlusse gelangt ist, wird bei jeder neuen Betrachtung sich von Entrüstung ergriffen fühlen. Wir haben für die Betheiligung der fremden Commissare eine verhältnißmäßig milde Beurtheilung. Der eine war ein österreichischer Militär, in dessen Kopf Verfassung und Rebellion zusammenfallende Begriffe sein mochten, der seine Mission nach Hessen, wie seine spätere Sendung nach Constantinopel, als das Mittel ansah, der Welt im Namen seines Kaisers zu imponiren, der andere ein nüchterner Doctrinär, dem Kurhessen die verführerische Gelegenheit zu reactionären Experimenten am lebenden Körper darbot. Für Hassenpflug dagegen finden wir in der moralischen Weltordnung nur eine Unthat zur Vergleichung, das ist die Nothzucht des Sohnes an der eigenen Mutter. Er zertrümmerte mit klarem Bewußtsein dessen, was er that, nicht nur die landständischen Institutionen aus neuerer Zeit, er zertrümmerte auch den uralten Pfeiler, an dem sich in schwerster Noth die Freiheit seines Vaterlandes festgeklammert hatte, die Unabhängigkeit der Rechtspflege, er säete den Samen der Zwietracht, von dem er wußte, daß er bereits den Frieden von Generationen vergiftet hatte, von Neuem aus zwischen Fürst und Volk. Denn wie jammervoll auch die politischen Schöpfungen der neuen Verfassung sind, — die unwahre Volksrepräsentation durch eine Junker- und eine Bauernkammer, das beschnittene Steuerbewilligungsrecht, die verkrüppelte Theilnahme der Stände an der Gesetzgebung, der echter Gerechtigkeit Hohn sprechende Com-

petenzconflictshof und der den Staatsdienerstand entwürdigende Disciplinarhof — so liegt doch der Schwerpunkt, das Motiv des Ganzen in den Paragraphen, welche die Vereinbarung von 1831 über das Staatsvermögen in Frage stellen. Wie die erste Kammer der Köder ist, welche der Eitelkeit und den Sondergelüsten des Adels vorgeworfen wird, so sind die bezeichneten Bestimmungen das Mittel, um das Privatinteresse der Landesherrschaft mit den Landesinteressen in Conflict zu bringen. Und wie fein sind dieselben redigirt! Der Bundestag konnte sie lesen, ohne nur etwas Verfängliches darin zu finden, verständlich sind sie nur dem in Hassenpflug'scher Interpretationskunst Eingeweihten. Auch an einer ergötzlichen Partie fehlt es übrigens dem Berichte der Commissare nicht. Der Theoretiker Uhden will ein Anklagerecht der Stände gegen die nur ihrem Brodherrn verantwortlichen landesherrlichen Diener ganz wegstreichen. Der Practiker Hassenpflug sträubt sich gegen die Gabe, er will die Ministeranklage beibehalten, er begnügt sich damit, daß sie nur auf gemeinsamen Beschluß beider Kammern, nur wegen absichtlicher Verletzung einer deutlichen Verfassungsbestimmung und nur vor einem Staatsgerichtshofe stattfinden kann, dessen Mitglieder von der Regierung ernannt und versetzbar sind! Bei zweifelhaften Verfassungsbestimmungen soll einstweilen die Ansicht der Regierung gelten, bis die Bundesversammlung gegen sie entschieden haben wird, das heißt doch wohl usque ad Calendas graecas!

Hassenpflug kannte sein Publikum und wußte, was er demselben bieten durfte. Der für die kurhessische Verfassungsangelegenheit niedergesetzte Ausschuß des Bundestags nahm zwar Anstand, dem halsbrechend poetischen Fluge des Berichtes sowohl in dessen geschichtlichem als

dessen theoretischem Theile überall zu folgen, in der Hauptsache that er aber, was man von ihm wollte. Auf seinen Antrag beschloß die Bundesversammlung in der ††† Sitzung vom 27. März 1852, die Verfassungsurkunde von 1831, als mit der Bundesgesetzgebung im Widerspruch stehend, außer Wirksamkeit zu setzen und die Kurhessische Regierung aufzufordern, den neuen Verfassungsentwurf als Gesetz zu verkündigen und eine Erklärung darüber Seitens der nach dem neuen Wahlgesetz zu berufenden Kammern zu erwirken. Worin die Bundesgesetzwidrigkeit der alten Verfassung bestehe, wurde nicht gesagt, wohl aber verwahrte man sich ausdrücklich dagegen, daß aus der allgemeinen Zustimmung zu der neuen Verfassung eine Billigung deren Inhalts im Einzelnen zu folgern sei, behielt sich vielmehr freie Entschließung bis zum Eingang der demnächstigen s. g. ständischen Erklärung vor. Daß die Bundesversammlung, indem sie eine Landesverfassung auf anderem als landesverfassungsmäßigem Wege Abänderungen unterwarf, ihre durch die Bundesgesetze begrenzte Competenz überschritt, daß der Beschluß mithin rechtlich nichtig ist, darf als eine wissenschaftlich feststehende Thatsache betrachtet werden, und eben so klar ist es, daß diese Nichtigkeit nicht durch die Zustimmung einer Gesellschaft, der man willkürlich den Namen „Ständeversammlung" beilegt, geheilt werden kann. Das ganze Verfahren fällt in die Kategorie der Staatsstreiche, und seine Aufrechterhaltung ist eine politische Machtfrage.

Die Kurhessische Regierung publicirte Bundesbeschluß und Verfassung am 13. April 1852 und ordnete die Wahlen zu den neu geschaffenen beiden Kammern des s. g. Landtags an. Die Ritterschaft, höchlich geschmeichelt, nunmehr getrennt von den Gemeinen in einem Oberhause zu

sitzen, beeilte sich, ihre Vertreter zu entsenden. Minder eifrig waren die übrigen Elemente der ersten Kammer, so daß diese während der ganzen Dauer des Landtags Mühe hatte sich in beschlußfähiger Anzahl zu erhalten. Die Wahlkörperschaften zur zweiten Kammer waren so zusammengesetzt, daß an eine Weigerung des Landes, den Landtag zu beschicken, nicht wohl gedacht werden konnte. Die Wahlmänner bestanden, abgesehen von den größeren Gutsbesitzern, die aus dem ganzen Lande an einem Orte unter Gewährung hoher Reisevergütungen vereinigt wurden, fast ausschließlich aus Gemeindebeamten, die Angesichts des noch dauernden Kriegszustandes und des gänzlichen Mangels rechtlichen Schutzes sich dem Willen der Regierung fügen mußten. Scheffer wurde Präsident der im Juli eröffneten zweiten Kammer und terrorisirte dieselbe, etwa wie Lord Jeffreys eine ungefügige Jury. Trotz alle dem und alle dem nahmen die Verhandlungen nicht den von der Regierung gewünschten Gang. Es wurde der Antrag gestellt, bei Berathung der neuen Verfassung die alte von 1831, als die Grundlage der unveräußerlichen Rechte, des Landes zum Ausgangspunkte zu nehmen, und mit großer Majorität in Erwägung gezogen. Das Ministerium griff zu den traditionellen Mitteln, die Versammlung von widerspenstigen Mitgliedern zu säubern. Demselben Professor Ilse, der noch vor kurzem der eifrige Parteigänger der Regierung gewesen war, jetzt aber seinen verlorenen guten Ruf durch Anschluß an die Opposition wieder herstellen wollte, wurde die Erlaubniß zur Theilnahme an der Gemeindeverwaltung in Marburg und damit die Landstandschaft entzogen. Zu gleichem Zweck wurden andere Landstände in politische Untersuchungen verwickelt, und es kam dahin, daß gleichzeitig die ersten Städte des Landes

Kaſſel, Hanau, Marburg und Fulda ohne Vertretung waren. Wiederwahlen bei eintretenden Erledigungen finden nach der neuen Verfaſſung nicht ſtatt! So war man endlich dahin gelangt, daß der Widerſpruch in der zweiten Kammer ſchwieg, weil die zurückgebliebenen ſchlichten Landleute ihren Gedanken keinen Ausdruck zu geben wußten. Inzwiſchen aber war der Geiſt der Oppoſition in die erſte Kammer gefahren. Die Ritterſchaft wollte allerdings Vieles, was die Regierung wollte, ſie wollte aber auch noch vieles Andere, was die Regierung nicht wollte. Sich im Schlepptau von einem bürgerlichen Miniſter führen zu laſſen, iſt keineswegs eine adelige Liebhaberei. Sobald die Demagogenfurcht vorüber, gefällt ſich das Junkerthum in Verachtung der Bureaukratie. Strenge Controle über die Finanzen und Rechtsſchutz gegen die Uebergriffe der Staatsgewalt ſind überall die erſten Forderungen des Adels, wenn er auch gegen die idealen Güter des öffentlichen Lebens ſich gleichgültig verhält. Dem gemäß fielen die Beſchlüſſe der erſten heſſiſchen Kammer in der Verfaſſungsfrage aus, und nach ihrem Bekanntwerden hob ſich auch wieder der geſunkene Muth der zweiten. Beide verlangten in den von ihnen abgegebenen Erklärungen Conferenzen zur Ausgleichung der zwiſchen ihnen noch beſtehenden Meinungsverſchiedenheiten, da entſchloß ſich Haſſenpflug, am 4. Januar 1854, den Landtag zu entlaſſen, auch dieſe chambres introuvables, die laut als die „wahren" geprieſenen neuen Landesvertreter, waren noch immer nicht ſo, wie man ſie gebrauchte.

Der Miniſter hoffte, daß ihm der Freund in Frankfurt abermals aus der Noth helfen und die ganze Verfaſſungsangelegenheit den Ständen über den Kopf hinwegnehmen werde. Dieſe hatten ja eine Erklärung abgegeben und

damit war nach Haſſenpflug'ſcher Auslegung dem formalen Erforderniß des Bundesbeſchluſſes Genüge geſchehen! Diesmal aber täuſchte er ſich, der Bundestag, diplomatiſche Winke von Wien und Berlin riethen zur Mäßigung, und wohl oder übel mußte man ſich dazu entſchließen, mit einer neuen Ständeverſammlung zu verhandeln. Haſſenpflug that ſein Möglichſtes, um derſelben eine ſeinen Wünſchen entſprechende Zuſammenſetzung zu geben. Er hatte auf dem erſten Landtag ein Geſetz durchzubringen gewußt, welches allen Staatsbeamten, Anwälten, Poſtbeamten und Aerzten die Gemeindemitgliedſchaft entzog. Jetzt ſchloß er durch eine Verordnung alle Perſonen von Gemeindeämtern aus, bei welchen auf irgend eine Weiſe eine feindliche Parteinahme gegen die Staatsregierung hervorgetreten ſei. Damit glaubte er die Wahlkörperſchaften, und folgeweiſe auch die Landesvertretung abſolut verdummt und in ſeine Gewalt bekommen zu haben. Im Herbſt 1855 erfolgte endlich die Berufung des zweiten Landtags, aber noch ehe derſelbe ſich mit der Verfaſſungsfrage zu beſchäftigen begann, war Haſſenpflug's Regiment zu Ende.

Der Grund dieſes ſeines zweiten Sturzes war der nämliche, wie der ſeiner erſten Beſeitigung im Jahre 1837. Er war durch ſeinen Anſpruch auf Selbſtändigkeit dem Kurfürſten überläſtig geworden. Der Haß des ganzen Landes ruhte auf ihm, beſondere Gründe dafür lagen bei der Ritterſchaft, bei dem Hofadel und der Staatsdienerſchaft vor, der Fluch der Lächerlichkeit war hinzugekommen, ſeit er auf offener Straße von einem kurfürſtlichen Schwiegerſohne Stockprügel bekommen hatte. Aber alle dieſe Momente würden nicht ſchwer gewogen haben, wenn er nicht für entbehrlich gegolten hätte. Scheffer wurde wiederum ſein Nachfolger. Die erſte Kammer hatte das Gefühl

voller Sicherheit und hielt im Wesentlichen an dem von ihr auf dem ersten Landtag eingenommenen Standpunkt in Beziehung auf die Verfassung fest. Die zweite Kammer hatte in ihrer Mitte kaum einige Männer, welche dem Verständniß der Frage gewachsen waren. Sie fand es am räthlichsten, sich den Ansichten des Herrenhauses anzuschließen, und ohne daß eine förmliche Verständigung stattgefunden hätte, fielen die Erklärungen beider Kammern im Wesentlichen übereinstimmend aus. Dies sind die *Erklärungen, welche* 1858 von der Kurhessischen Regierung dem Bundestage vorgelegt wurden. Wem es um eine scharfe, freilich oft unwillkürliche Kritik der Verfassung von 1852 zu thun ist, der muß die Denkschrift lesen, womit die Uebergabe begleitet wurde. Die erste Kammer wird darin als in dem einseitigsten Standesinteresse befangen, die zweite als politisch unmündig geschildert. Es wird das Recht der Ernennung von Pairs auf Lebenszeit gefordert, um mit der Uhden-Hassenpfug'schen Maschine überhaupt regieren zu können. Die Uebereinstimmung der Erklärungen beider Kammern, auf welche man nachher ein so großes Gewicht hat legen wollen, wird damals noch als das Resultat eines gegen die Regierung gerichteten Complotts behandelt.

Die weitere Entwicklung der Angelegenheit ist in frischem Gedächtniß. Der Bundesausschuß erstattete im Frühsommer 1859 einen Bericht über die ihm gemachte Vorlage, in welchem er, lediglich nach Zweckmäßigkeitsgründen, in einigen Punkten den Desiderien der s. g. Stände, in der Hauptsache aber den Ansichten der Regierung beitrat. Kaum war der Ausschußantrag bekannt geworden, als sich, ermuthigt von dem Wehen eines durch ganz Deutschland gehenden freieren Geistes, von allen

Seiten aus dem Lande Stimmen vernehmen ließen, welche die Rückkehr zu der Verfassung von 1831 forderten. In Preußen war das Ministerium Manteuffel gefallen, und das neue Cabinet, die Mitschuld seines Vorgängers an dem über Hessen gekommenen Unheil erkennend, nahm sich der gerechten Ansprüche des Volkes an. Es wählte dabei, um dem Bundestag eine Rückzugslinie zu eröffnen, den Standpunkt, daß es den seitherigen Weg, die Verfassungsfrage zur Erledigung zu bringen, als einen mißlungenen Versuch bezeichnete und deßhalb die Wiederherstellung der ja nur provisorisch „außer Wirksamkeit gesetzten" Verfassung von 1831, unter Vorbehalt der Beseitigung der speciell namhaft zu machenden bundesgesetzwidrigen Bestandtheile, anempfahl. Dadurch wurde zunächst die nochmalige Zurückverweisung der Sache an den Bundesausschuß erreicht. Inzwischen trat in Kurhessen der neu gewählte (dritte) Landtag zusammen, und dessen zweite Kammer beeilte sich, in einer Eingabe an den Bundestag die von der zweiten Kammer der vorigen Ständeversammlung abgegebene Erklärung zurückzunehmen und das Recht des Landes auf die widerrechtlich beseitigte Verfassung von 1831 zu wahren, während die erste Kammer sich jetzt entschieden auf die Seite der octroyirten Verfassung von 1852, als der Voraussetzung ihrer eigenen Existenz, stellte. Rasch gewann die, in der letzten Zeit auf Kurhessen beschränkte Streitfrage, vielleicht nicht zum Vortheil des Landes, wieder einen allgemeineren Charakter. Sie ward durch ganz Deutschland zum Zankapfel zwischen der reactionären und der nach Freiheit strebenden Partei, sie ward zugleich zum Zankapfel zwischen Preußen und den gegen dessen Suprematie ankämpfenden Mittelstaaten. Tendenzen der hohen Politik wurde in dem Bundesbeschluß vom 24. März

1860 abermals das gute Recht Heſſens geopfert. Derſelbe bezeichnet, rückhaltslos eingeſtanden, zunächſt eine diplomatiſche Niederlage Preußens, denn es geziemt nicht der Würde einer großen Macht, einem Majoritätsbeſchluſſe gegenüber, den ſie ſelbſt als nichtig anſieht, ſich auf einen Proteſt mit Worten zu beſchränken. Aus dem völkerrechtlichen Verbande des deutſchen Bundes auszuſcheiden, bot vielleicht die heſſiſche Frage für Preußen keine genügende Veranlaſſung dar, aber es durfte länger nicht Theil nehmen an den Sitzungen einer Verſammlung, welche ſich über die Grenzen ihrer geſetzlichen Competenz hinweggeſetzt hatte. Eine gleich günſtige Gelegenheit zum Handeln wird ſo bald nicht wiederkehren! Möchten wir uns täuſchen, wenn wir den oben erwähnten Bundesbeſchluß für das zweite Bronnzell, die nachfolgenden hochklingenden Worte in dem Berliner Abgeordnetenhaus für Leichenreden auf den todten Schimmel halten!

Ehe dieſe Blätter die Preſſe verlaſſen, wird wahrſcheinlich bereits die aufgedrungene Verfaſſung als definitives Landesgeſetz verkündigt ſein. Für das heſſiſche Volk beginnt dann ein neues Tagewerk. Ob daſſelbe dabei eine thätige Unterſtützung der übrigen Nation finden wird, muß die Zukunft lehren.

Was ſollen wir zum Schluſſe noch über die gegenwärtigen Verwaltungszuſtände Kurheſſens ſagen? Der Wagen läuft fort, weil der in vergangener Zeit empfangene Anſtoß nachwirkt. Zufall und Laune führen abwechſelnd die Zügel. Auch Scheffer hat nicht länger Miniſter bleiben wollen. Die Gemüthszuſtände des Regenten entwickeln ſich mehr und mehr in der Richtung, welche ihnen durch deſſen phyſiſche Organiſation vorgezeichnet zu ſein ſcheint.

So haben wir denn in großen Zügen die Geſchichte des unglücklichen Landes unter den drei Kurfürſten bis zum heutigen Tage erzählt. Daß es ſich bei dem heſſiſchen Verfaſſungskampfe nicht um ein Stück Papier, nicht um die mehr oder minder freiſinnige Redaction einiger Geſetzesparagraphen handelt, wird dabei Jedem klar geworden ſein. Niemand wird auftreten, der gutzuheißen wagt, was geſchehen iſt. Aber daß es geſchehen könne, das erheiſcht, ſo behauptet man, die Conſequenz des monarchiſchen Princips!

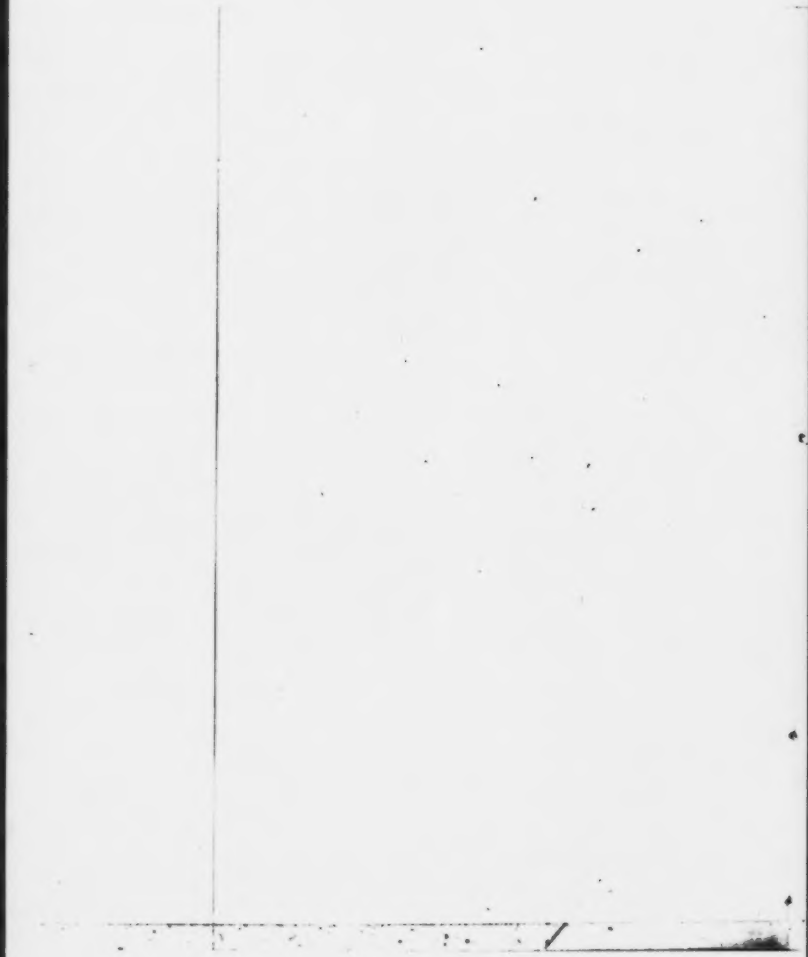
Ueber vaterländiſche Geſinnungs-Leiden.

Von

Ludwig Walesrode.

„Ich eſſe Luft, ich werde mit Verſprechungen gefüttert: man kann Kapaunen nicht beſſer mäſten."

Hamlet.



I.

Gründliche Historiker, die einst in späten Jahrhunderten, die Geschichte unserer Zeit schreiben, werden uns, ihre grauen Vorfahren oder „Altvordern," — trotz der Reichhaltigkeit der Quellen, die wir ihnen hinterlassen — nur schwer, vielleicht gar nicht begreifen.

Denn Alles — mag es vor dem Richterstuhle der absoluten Vernunft auch noch so absurd, selbst wahnwitzig erscheinen — ist in der Geschichte begreiflich, ja in sich berechtigt, sobald es naiv und organisch aus einem geschichtlichen Prozesse hervorgegangen. Wer möchte wohl jene Urteutonen und Tektosagen, die in die Haut der von ihnen getödteten Auerochsen gehüllt, auch deren Hörner an der gehörigen Stelle auf dem Kopfe trugen, nach den Lehr- und Heischesätzen des modernen Bewußtseins katechisiren? — Was berechtigt uns vom Mittelalter zu fordern, daß es weniger mittelalterlich gewesen sein soll? — Warum sollte man jene ruchlosen Hexen, die nicht bloß nach dem Glauben des Volkes, sondern in ihrem eigenen Wahne, mit dem leibhaftigen Satanas Buhlschaft pflogen, um an Menschen wie Vieh Unheil zu verüben, nicht exemplarisch verbrennen und ersäufen? — War's zu einer Zeit, in welcher blutende, „freventlich durchstochne" Hostien und helle

Thränen weinende Muttergottesbilder von der läſterlichen Schmach zeugten, die ihnen die Juden angethan, gläubigen Chriſten zu verargen, daß ſie tauſende von Judenfamilien — Greiſe, Weiber und Kinder — niedermetzelten oder lebendig verbrannten, um den geſchändeten, Blut fordernden Gott zu verſöhnen? —

Selbſt das vorige Jahrhundert noch war, in Deutſchland wenigſtens, vollkommen berechtigt zu ſein wie es geweſen, weil es nun einmal nicht anders ſein konnte und ſein wollte. Daß damals die gottgeſalbten Landesväter von Heſſen-Caſſel, Braunſchweig, Waldeck, Anhalt ꝛc. ihre Landeskinder wie Schlachtvieh nach Amerika verkauften, darüber wiſſen ſich die Geſchichtſchreiber von heute vor ſittlicher Entrüſtung kaum zu faſſen. — Aber waren denn die deutſchen Landeskinder in der Heimath thatſächlich etwas Beſſeres als Schlachtvieh? Gehörte das Mark ihrer Knochen, der Schweiß ihres Angeſichts, ihr Blut und Fleiſch nicht wirklich dem angeſtammten fürſtlichen Majoratsherren, der ſie mit den ganzen übrigen lebenden und todten Inventarium von ſeinem „in Gott ruhenden, hochſeligen“ Vorgänger geerbt hatte? —

Ob die Spießruthgerte, die einen deutſchen Rücken zerfleiſchte, auf heimiſchem Boden gewachſen war; ob hüben oder drüben, auf deutſches Commandowort, Tauſende von Söhnen deutſcher Mütter als Kanonenfutter gegen einen Feind verbraucht wurden, von dem weder ihr Kopf noch ihr Herz das geringſte wußte; ob die Geier und Raben, denen die unbeſtatteten Leichen deutſcher Soldateska zur Beute wurden, zur germaniſchen oder amerikaniſchen Fauna gehörten, was lag daran? Warum ſollten von „Gottes beſonderen Gnaden“ legitime Grund- und Bodenbeſitzer die ihnen hörigen Menſchen nicht eben ſo gut ausführen

wie die ihnen hörigen Ochsen, sobald der Export derartiger Landesprodukte mehr einbrachte als die Vernutzung derselben im Lande selbst? —

So spricht in Tausenden und Abertausenden ähnlichen Erscheinungen die Vergangenheit verständlich zu uns. Wir wenden uns mit Trauer und Entsetzen von dem Bilde der entwürdigten Menschheit ab, wie's die Geschichte uns widerspiegelt. Aber wir gestehen zu, daß, so lange die Welt als ein großes Irrenhaus erscheint, auch die Zurechnungsfähigkeit der Völker nach den unheimlichen Consequenzen des kranken Geistes beurtheilt werden müsse. — „Alles hat seine Zeit!" sagt der Prediger.

Die Logik soll aber noch erfunden werden, nach deren Regel die Dissonanzen und Widersprüche der Gegenwart denkrecht aufzulösen wären.

Das Bewußtsein unseres. neunzehnten Jahrhunderts hat siegend seine Fahne auf die erklommenen Chimborassohöhen der Civilisation aufgepflanzt. Eine Welt von überwundenen Standpunkten liegt zu unsern Füßen. Frei und leicht athmet der Gedanke in der reinen geistigen Bergluft; das zum Gemeingut der Welt gewordene Wissen hat die Gewissen von dem Alpdrucke des Aberglaubens und Vorurtheils entlastet. — Es giebt keine sociale Schicht, auch die niedrigste nicht, an welcher die Lösungen exakt wissenschaftlicher Forschung, ja selbst die Evolutionen eines großen philosophischen Gedankens spurlos vorübergegangen wären. Die Schulknaben von heute tragen in ihrem Bücherranzen mehr Kenntnisse nach Hause als die „sieben Weisenmeister Griechenlands" sich je haben träumen lassen.

Wie viele scharf- und tiefsinnige Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik und Chemie, der Naturwissenschaften überhaupt, sind nicht, verstanden und wohlbenutzt, das

Eigenthum schlicht bürgerlicher Gewerkstechnik geworden! Das geflügelte Rad auf der Mütze unserer Lokomotivführer, der in Silber gestickte Blitzespfeil am Rockkragen der Telegraphenbeamten, sie sprechen beredt den Gedanken unserer Zeit aus. Kein Stillstand mehr! Das blitzende Wort, welches dem Gange der Sonne über die Erde voreilt, ist des Menschen; und wo wäre heut' zu Tage noch der Gott zu finden, der mißgünstig die verwegene Prometheusthat an den Sterblichen rächte? — Flügelrad und Blitz — eine erhabene Ironie, die des alten Glaubens spottet! — Es ist unbegreiflich, daß nicht Leo, nicht Hengstenberg, nicht der verstorbene Cultusminister von Raumer diese an allen königl. preußischen Bahnhöfen und Telegraphenstationen grassirende Verherrlichung von „Stoff und Kraft" schon längst herausgewittert und das Ihrige gethan haben.

Und wer dürfte es zu leugnen wagen, daß das sittliche und politische Bewußtsein der Gegenwart gleichen Schritt mit veredelnder Wissenschaft, mit Kunst und Literatur gehalten? In welchem Jahrhundert wäre die Idee von Freiheit und gleichberechtigter Menschenwürde tiefer und allgemeiner in die Massen gedrungen gewesen? wäre sie mit begeisterterem Pathos empfunden, wäre opferfreudiger um sie gekämpft worden? Freies Bürgerthum, Freihandel, frei Gewerk, freies Wort, frei Gewissen für Jeden wie für Alle, lautet das Loosungswort. Die erstarrten Formen des socialen Lebens haben sich in menschlich freie Sitte aufgelöst. Neben den großen leitenden Principien des modernen Menschengeschlechts offenbart sich der Zug humaner Milde, der Drang des Erbarmens, in unzähligen Bestrebungen vereinter Kraft. Für die Armen und Verwahrlosten, für die Insassen der Hospitäler und Zuchthäuser, für weit entfernte gemißhandelte Menschensippen öffnen sich

überall bereitwillige Herzen und Beutel. Ja sogar das wehrlose gequälte Thier ist unter den Schutz der Gesetzgebung gestellt.

Müßte nach alle dem nicht unser Jahrhundert, wenigstens von seiner zweiten Hälfte an, den Historikern der Zukunft als die Blüthe des freien, seiner Kraft sich bewußten Humanismus erscheinen? Müßte nicht für unsere Generation endlich des Dichters Weheruf über die Enkel verstummt sein, die das wie eine ewige Krankheit sich forterbende Gesetz und Recht in die lebendige Rechtsidee der Zeit auflösst?

Und trotz alle dem wird unser neunzehntes Jahrhundert dereinst in den Annalen der Menschheit als eines der störrischsten Räthsel verzeichnet sein, welches die Geschichte je dem Denker und Forscher aufgegeben. Denn niemals haben die Thatsachen mit dem Bewußtsein der Zeit in so paradorem, unversöhnlichem Widerspruch gestanden.

Wie sollen unsere späten Epigonen es fassen, daß in dem Zeitalter, in welchem selbst der Gott heiliger Urkunden und Traditionen machtlos dem Gedanken des Forschers weichen mußte, noch Kinder in Purpur geboren wurden, denen in der Wiege schon das Herrscherrecht über civilisirte Völker zufiel? daß ein König Bomba auch nur einen Tag in Europa regieren konnte? daß ein vagabundirender Abenteurer als Cäsar auf Prätorianerschild erhoben, „wie ein Koloß die enge Welt beschreiten" durfte? — daß stehende Heere das Mark der Länder verzehrten? — daß auf unzähligen Schlachtfeldern das Blut in Strömen floß und des Philantropen Hoffnung auf einen endlichen Weltfrieden das Schicksal Elihu Burrit'scher Oelblätter theilen mußte, nämlich als unpraktische, utopische Schwärmerei verlacht zu werden? —

Und wir brauchen uns nicht einmal an große hiſtoriſche Phänomene und Thatſachen zu halten. Betrachtet den Entwicklungsgang unſerer ruhigen Culturzuſtände und Inſtitutionen. Sind etwa die Hexenprozeſſe des Mittelalters, alle zuſammen genommen, ſo monſtrös als ein einziger Akt jenes jus talionis, das unſere ethiſch und philoſophiſch erleuchtete Geſetzgebung übt, indem ſie einem dingfeſt mithin unſchädlich gemachten Mörder, unter feierlichen und henkersmäßigen Formen, den Kopf vom Rumpfe ſchlagen läßt, weil Blut — Blut, Mord — Mord fordert? — Iſt die Vorenthaltung ſelbſt des geringſten bürgerlichen Rechtes und Anſpruchs wegen religiöſer Glaubensdifferenzen, ja daß auch nur heut zu Tage über dergleichen debattirt werden kann, nicht ein größerer Frevel gegen Menſchenrecht und Menſchenwürde und vor allem gegen die geſunde Vernunft als die Ghettos, gelben Lappen und Scheiterhaufen jener Jahrhunderte, denen ein fanatiſcher und darum ehrlicher Wahnwitz das Geſetz diktirte? — Was ſoll die Zukunft von unſerem ſchikanöſen Paßweſen denken, von unſerer geheimen und öffentlichen Polizei, von Salz- und Brodbeſteuerung, von zünftigen Gottesgelahrten, von Leuten, die das Recht ererben, die Präpoſition von vor ihre Namen zu ſetzen, um dadurch mehr ſein und prätendiren zu dürfen als Millionen des Volkes; von jenen bunten Bandſchnitzchen, durch welche ſelbſt und gerade der Ehrgeiz großer Männer abgefunden werden konnte; von Concordaten mit Rom und all dem blühenden Nonſens mehr, in den ſelbſt ein auf Blödſinn ſich verſtehender Polonius keine Methode hinein zu bringen wüßte? —

Ein Titan ſchreitet der Zeitgeiſt des 19. Jahrhunders durch die Weltgeſchichte, das Haupt, in der Höhe des Adlerfluges, ſtolz den Sternen zugekehrt. Aber bei jedem

Schritte stolpert er über die Zwerge, die ihm unausgesetzt zwischen die Beine gerathen. Er hat den Kampf mit dem Himmel aufgenommen; die Zwerge hat er nicht zu besiegen gewußt! —

II.

Von allen unbegreiflichen Völkern des „aufgeklärten" Europa dürfte aber der deutsche Volksstamm dereinst die zweideutige Ehre haben, dem denkenden Historiker am unbegreiflichsten vorzukommen. Denn von allen Völkern, die je auf der Culturschulbank gesessen, ist es gerade das deutsche, das am meisten gelernt, das eine Welt von Vorurtheilen und antiquirten Standpunkten durch die Macht der Idee überwunden hat. Keines hat je mit schärferer Kritik die politischen Zustände anderer Länder erfaßt und beurtheilt; Keines sein Rechtsbewußtsein so feinfühlig in principiellen Entwickelungen kund gethan; Keines hat mehr erfunden und mehr entdeckt; Keines hat in feurigeren Dichtungen das Vaterland verherrlicht und die Freiheit; wohin Ihr auch blicken möget, nirgends findet Ihr ein Volk so intelligent, von so humaner Sitte, so edler Empfindungen fähig. Kurz, unter allen Völkern des 19. Jahrhunderts erscheint kein Volk mehr berechtigt und mehr verpflichtet frei und groß zu sein — als das deutsche.

Und welchen Anblick wird es dereinst den aus weiter Zeitenferne rückschauenden Geschichtsforschern bieten?

Nun denn, es wird ihnen erscheinen als ein unentwirrbares, chaotisches Durcheinander von erhabenen Principien und philiströser Kleinlichkeit, von Errungenschaften ohne Garantieen, vom freiesten Bewußtsein und brutalen Thatsachen, von großen Worten und ohnmächtiger Politik.

Vor Kurzem war in der hamburger Kunstausstellung ein Bild ausgestellt, betitelt: „die trauernde Germania." Auf einem steinernen Throne, von dessen hohem Standpunkte sich eine weite Fernsicht über eine Landschaft echt teutonischen Charakters eröffnet, sitzt ein schönes blondes Weib, von mächtigen doch edlen Körperformen. Das mit einem Eichenkranz gekrönte Haupt, ist ihr in tief sinnender Trauer auf die Brust gesunken, während beide Hände — die eine hält ein welkes Lorbeerreis — matt in ihrem Schooße ruhen. Zu ihren Füßen liegt ein in der Scheide steckendes Schwert. Es rostet ohnmächtig in derselben, das sagt uns eine satyrische über die Scheide hinkriechende Schnecke. Durch einen tiefen Thalgrund in der Ferne gewahrt man einen langen Zug deutscher Auswanderer, mit Hab und Gut, mit Weib und Kind dem Meere zuziehend. Es war noch mehr allegorisirter deutscher Jammer auf dem Bilde dargestellt, man konnte ihn nur nicht entziffern, weil die arme Germania in einen der dunkelsten Winkel des Ausstellungssaales, in die Ecke der Verwahrlosten, verwiesen war, was immerhin schlagend zur Allegorie stimmte. Ominös war's noch, daß der Katalog den Urheber dieser melancholischen Germania als einen Gothaer bezeichnete, wenn auch als einen wirklichen geographischen, nämlich den Professor und Hofmaler Jacobs in Gotha.

Lassen wir den künstlerischen Werth dieser Composition auf sich beruhen.

Aber gesetzt, daß ein unberechenbarer Zufall das besagte Gemälde der Vernichtung entrisse, welcher viele Tausende unserer vorzüglichsten Kunstschöpfungen erliegen werden, daß in einem späten, unserm kühnsten Ideale reif gewordenen Jahrhundert dieses Bild aus Deutschlands Vergangenheit wieder entdeckt würde, was sollte wohl ein ge-

bildetes Publicum aus diesem wunderlichen allegorischen Räthsel machen? — Wird man nicht fragen: welchen Grund, in aller Welt, hatte denn die Germania von 1860 sich in einer solchen Mitleid erregenden Verfassung von einem gothaer Hofmaler abconterfeien zu lassen? Erzählen uns die Geschichtbücher doch nicht, daß damals ein fremder Eroberer deutschen Boden betreten und dem deutschen Volke sein Gesetz diktirt hätte! Auch ist uns keine Kunde überkommen, daß in jener Zeit unser Vaterland von irgend einer andern allgemeinen Noth, wie Pest, Mißwachs, Erdbeben, Heuschrecken udgl. heimgesucht worden wäre. Im Gegentheil lesen wir in alten Chroniken, daß damals die Deutschen fruchtbar waren und sich wacker auf über 40 Millionen Köpfe gemehrt hatten; daß Deutschland Getreide, Wein und Obst ꝛc. in Hülle und Fülle erzeugte; daß Kunst und Wissenschaft, Industrie und Handel in voller Blüthe standen; kurz, daß es an Allem Ueberfluß hatte, was seine Bewohner wohlhäbig, mächtig, frei und zufrieden hätte machen können. Und dennoch trauerte Germania und legte entmuthigt die Hände in den Schooß, und ließ den Ruhmes-Lorbeer welken und eine träge Schnecke über das Schwert kriechen, mit dem sie ihre Freiheit und ihr gutes Recht hätte beschützen sollen? Und dennoch wanderten ihre Kinder aus den gesegneten Fluren der Heimath, um sich in weiter Ferne, jenseits des Oceans ein neues Vaterland zu suchen?

So wird die Zukunft dereinst fragen.

Welche Antwort geben wir ihr? — Denn, mag es immerhin nicht Brauch sein, daß die Urahnen vor ihren, im Reiche der Atome noch schlummernden Enkelgeschlechtern erröthen, so sollte doch jedes, mit Bewußtsein sich lebendes Zeitalter mit den Annalen seiner Geschichte auch den

Schlüssel zum Verständniß derselben der Zukunft überliefern. Das fordert die Rücksicht auf historische Selbsterhaltung, da nur im bewußten Zusammenhange historischer Entwicklungen die Vergangenheit unsterblich auch der späten Zukunft lebt. Gelüstet uns nach dem Ruhme, daß kommende Geschlechter mit Fingern auf die deutsche Geschichte des unbegreiflichen 19. Jahrhunderts hinweisen? daß sie die Thatsachen und Phänomene unserer Zeit mit kopfschüttelnden Fragezeichen begleiten?

Freilich, wir könnten ihnen erzählen, was wir uns selbst vorzuklagen nicht müde werden, daß Deutschland im 19. Jahrhundert, trotz aller ihm innewohnenden Macht und Herrlichkeit, darum so tief erniedrigt gewesen, weil es statt ein Einiges und Ganzes zu sein, durch dreißig und etliche angestammte Dynastien so arg zerrissen und zerfetzt war, daß man vor lauter Vaterländern und bunt bemalten Schlagbäumen das Vaterland nicht sehen konnte; weil es in unserer Zeit einen deutschen Bundestag gegeben, und Hassenpfluge, und Manteuffel und Hinkeldeys, und Gendarmen und stehende Heere, kurz eine ganze Fülle von Uebeln und Leiden, an denen das deutsche Volke zu sehr kränkelte, um im Stande zu sein seine große historische Mission zu erfüllen. Wir könnten, zum urkundlichen Beweise, auf die Quellen hindeuten, die aus Tausenden von politischen Büchern und Flugschriften, stenographirten Kammerreden und alpenhoch aufgeschichtetem Zeitungspapier der Zukunft zuströmen.

Was würde es helfen? — Unsere Epigonen werden des unlogischen Cirkelschlusses spotten, mit dem wir unsere jammervollen Zustände aus dem Jammer unserer Zustände zu erklären und zu beschönigen pflegen. Sie werden es nicht zugeben, daß ein geistig und physisch riesenmächtiges

Volk wie das deutsche, vorschützen dürfe, wegen Unpäßlichkeit verhindert worden zu sein, seine Rolle auf der Weltbühne zu spielen. Völker können sich nicht wie eigensinnige Heldentenore mit Heiserkeit entschuldigen. Die Zukunft wird unser politisches Rechenexempel mit schlichten, unerbittlichen Ziffern nachrechnen. Sie wird fragen: Warum haben unsere Vorfahren, die so gescheute Nationalökonomen gewesen sind, sich nicht die steuerpflichtigen Taschen zugehalten, um ihre eben so kostspieligen als überflüssigen Landesväter und Landesmütter, Landestanten, Landesonkel, Landesneffen- und Cousinen ꝛc. ꝛc. ꝛc. auf die schmerzloseste Weise zum Aussterben zu nöthigen? — War denn damals in Deutschland keine scharfe Art mehr zu finden und kein kräftiger Arm um all die überwuchernden Schlagbäume an der Wurzel umzuhauen? Hatte nicht der Dichter jener uralten National-Verzweiflungshymne „Was ist des Deutschen Vaterland?“ auch vom „Gott“ gesungen, „der Eisen wachsen ließ!“ Konnte man den deutschen Bundestag nicht mit einem einzigen Federzuge aus dem Staatskalender streichen, wie man die andern überflüssigen Buß- und Fasttage aus dem alten Kirchenkalender gestrichen hat? Und all die gehässigen Institutionen sonst, waren sie etwa dem deutschen Volke wie ein Nessushemd tief ins Fleisch hineingewachsen? Hätte es sie nicht ganz einfach zu der übrigen schmutzigen Nationalwäsche werfen können? Wir lesen da freilich in altem Zeitungspapier, daß die deutschen Machthaber mit ihren stehenden Armeen den Unwillen des gemißhandelten Zeitgeistes in Schranken gehalten haben. Aber waren denn nicht auch die deutschen Soldaten die Kinder ihrer Zeit, die bewaffneten Söhne des Volks, genährt und gekleidet durch den Schweiß ihrer Angehörigen? Wie ist es erklärlich, daß ein Volk sich selbst das Bayonnet

auf die Bruſt ſetzen konnte, um nicht frei, nicht einig ſein zu dürfen?

Und hätten wir Gründe für dieſe unſere Miſere ſo zahlreich wie Brombeeren, die Schloſſer, Gervinuſſe, Dahlmanns und deutſche Macaulays der Zukunft werden nur die eine Thatſache feſtſtellen, daß es im ſiebenten Jahrzehend des 19. Jahrhunderts auf teutoniſchem Grund und Boden mehr als 40 Millionen Deutſche gab und doch keine deutſche Nation! Der Geſchichtforſcher wird unſer zerklüftetes Vaterland von heute mit andern gleichzeitigen europäiſchen Ländern confrontiren. Er wird auf Rußland hinweiſen. Hier findet er ein despotiſch regiertes, culturhiſtoriſch zurück gebliebenes Volk, aber doch in ſeiner gebundenen Kraft immer ein Ganzes, ein geſchichtlich markirtes Individuum, eine Nation, welche an dem Tage eine freie werden konnte, an dem ſie in ihrer zum Bewußtſein gelangten Kraft auch ihr Recht gefunden. Er wird hinweiſen auf die auseinander geriſſenen Glieder des einſtmaligen Polenreiches, die, nach dem Tode noch, in galvaniſchen Zuckungen nach nationaler Vereinigung ſtrebten: auf Frankreich, das, wie oft es auch ſelbſt zum Judas an dem von ihm verkündeten Evangelium der Freiheit geworden, doch als Ganzes vor dem Forum der Geſchichte daſteht, der Schmied ſeines eigenen Glücks und Unglücks, ſeiner Ehre und ſeiner Schmach; auf die zähe nationale Beharrlichkeit der Magyaren, auf Spanien, und vor Allem auf die appenniniſche Halbinſel, wo gewaltſam auseinander gezerrte Bevölkerungen in einer glühenden Leidenſchaft für die Wiedergeburt des Vaterlandes ſich begegneten und verſtanden, blutend und opferfreudig, durch keine Niederlagen entmuthigt, durch keine Siege eingeſchläfert, bis ganz Italien, wie eine Sprache und ein Herz, ſo auch nur eine Nation umſchloß!

Doch, indem wir verlegen der Zukunft die Antwort ſchuldig bleiben, ſtehen wir nicht beſchämt vor uns ſelbſt da? Iſt im Grunde der Gedanke an die Zukunft etwas anderes als die Mahnung unſeres hiſtoriſchen Gewiſſens?

So ſollten wir denn einmal in uns gehen, um zunächſt uns ſelbſt verſtändlich zu werden. Und fänden wir auch nichts als die Fährte zur Löſung des ſtörriſchen Räthſels, das wir mit uns tragen; ergründeten wir von dem Weſen der paradoxen Krankheit, an der Deutſchland leidet, auch nichts als deren eigentlichen Sitz — nun denn, jedenfalls gewönnen wir bei dieſem Verſuche an heilſamer Selbſterkenntniß.

III.

Unſer „ewig Weh und Ach!“ es iſt nicht wie das der Weiber aus einem Punkte zu kuriren, aber es iſt in ein einziges Wort zuſammen zu faſſen. „Geſinnung“ heißt es. Wer ſollte es dieſem tagtäglich in unſerem politiſchen Haushaltungsgeſpräche vielfach gebrauchten Worte zutrauen, daß es die Marterwerkzeuge unſerer politiſchen Paſſionsgeſchichte in ſich ſchließe, wie der Hechtskopf die Marterwerkzeuge aus der Paſſionsgeſchichte Jeſu Chriſti? Aber „der Styl iſt der Menſch!“ und oft iſt ein einziges Wort ein ganzes Volk — iſt Fatum, Geſchichte. — Sehen wir's ſprachlich an. Ein einſilbiger, dem Bereich philoſophiſcher Abſtractionen entnommener Stamm, durch die Vorſilbe „Ge“ und die Nachſilbe „ung“ ins Unbeſtimmte, Allgemeine geſchleift, ja geradezu entmannt, indem der „Sinn“ in die „Geſinnung“ umgeſtaltet, des letzten Reſtes ſeines decidirten Inhalts beraubt wird. Der Etymologie uns

bewußt, iſt uns bei dieſem Worte zu Muthe als ob wir ſtatt eines feſten Körpers eine zerfließende Molluske packen oder in ſonſt ein gallertartiges Gemengſel hinein greifen. Kein Volk von entſchiedenem politiſchen Charakter hat einen entſprechenden Ausdruck für unſere „Geſinnung.“ Vergebens ſuchen wir in der engliſchen Sprache eine markige Ueberſetzung angelſächſiſchen Urſprungs dafür zu finden. Wir müſſen unter intention, disposition, sentiment, idea und ähnlichen, von des Gedankens Bläſſe angekränkelten Worten wählen. Ganz dieſelben, nur mit leichtem Umlaut, bietet uns dafür die franzöſiſche Sprache. Nicht anders die italieniſche: Intenzione, dispositione, animo, sentimento — Worte, die ſich eher für das Libretto eines Belliniſchen Opernterxtes als für die Weltgeſchichte eignen. Die alten Römer hätten mit einem weiten Umſchweif das Ding umſchreiben müſſen, um zu ſagen, was wir heute damit gemeint haben wollen und am Ende doch nur etwas verzweifelt Unbedeutendes zu ſagen. Denn animus, mens, sensus und gar ingenium ſind gewiſſermaßen durch die Noth des Lexikographen gepreßte Ausdrücke für einen Begriff, den die Römer in ähnlicher politiſcher Anwendung gar nicht kannten, und der ſich zur Romana virtus verhält, wie unſer moderner Frack zur antiken Toga. Wie in's Blaue hinein verhimmelt das Wort nun gar erſt, wenn wir's den Griechen als γνώμη, ψυχή, διάνοια ꝛc. octroyiren wollten! Wie ſelten wären wir berechtigt, unſere „Geſinnung“ in der milden, äſthetiſch ſittlichen καλοκἀγαθία wieder zu finden?

Man wird zugeſtehen müſſen, daß für concrete ſtaatsbürgerliche Verhältniſſe mit einem derartigen Worte, das kaum einen Körper, geſchweige denn Hand und Fuß hat,

kein sonderlicher Staat zu machen sei. Und dennoch wird in Deutschland damit Staat, Politik, Geschichte gemacht!

Gesinnung und wieder Gesinnung. „Wohlgesinnt," „gutgesinnt," „gesinnungstüchtig" — da habt Ihr den ganzen Compler patriotischer Bürgertugend. Von unten, aus der Maulwurfsperspektive gesehen, macht eine gute Gesinnung dich zum Aristides, von oben aus der Vogelperspektive zum Catilina. Wunder genug, daß wir uns des „wohlgesinnt" nicht in Briefen als Höflichkeitstitulaturen bedienen, wie „Wohlgeboren," „Hochgeboren" ꝛc., daß man nicht schreibt: „Ew. Wohlgesinnt habe die Ehre ganz gehorsamst anzuzeigen" ꝛc. ꝛc.? — Gesinnungen, durch alle Comparationsgrade der Mißliebigkeit gesteigert, spielen die Hauptrolle in den „schwarzen" und „grünen Büchern" unserer vaterländischen Polizei-Santa Casa. Es giebt kaum einen anständigen Menschen in Deutschland, der nicht in denselben verzeichnet ist oder doch verzeichnet zu werden verdiente. Prätendirten doch überhaupt unsere Staatsretter nichts anderes als mit allen Mitteln der Macht und der Willkür den gutgesinnten Staat vor dem schlechtgesinnten zu retten, oder — anschaulicher verbildlicht — den ganzen Staat in eine gouvernementale Gesinnungsschablone hinein zu prügeln, gleich jenem russischen Bienenvater, der seine faustdicken Bienen in das enge Schlupfloch des Bienenkorbes mit dem Kantschu hinein prügelte. „Der Bien muß!" —

Oder ginge etwa eben daraus, daß deutsche Reactionsregierungen den ganzen Apparat ihrer Macht- und Willkürstellung zur Unterdrückung und Verfolgung von Gesinnungen verwendet haben, hervor, daß auch die Gesinnung eine der ultima ratio Regum ebenbürtige Macht sei? Keineswegs! Wir werden dadurch bloß um den trübseligen Er-

fahrungssatz bereichert, daß einer reagirenden Regierung, die im Volke keinen Charakter findet, nichts übrig bleibt als sich an Gesinnungen zu vergreifen. Denn an Etwas muß sie ihre wiedergewonnene Macht auslassen, um sich gefürchtet zu machen, um zu imponiren, und, vor Allem, um sich für erlittene Niederlagen zu rächen. — Und welchen Widerstand, fragen wir, hat die ganze Summe von freisinnigen Ueberzeugungen, von Gesinnungstüchtigkeit, die sich in Deutschland vorfand, den Gewaltthaten der Reaction entgegengesetzt? Wie viel imponirende öffentliche Meinung hat sie gebildet, um das vom Gouvernement adoptirte System tendenziösen Gesetzesbruches wenigstens zur Vorsicht zu mahnen? — Nun denn, was das deutsche Volk aller Orten während des letzten Jahrzehends ohne Abwehr erduldet hat, giebt Antwort hierauf. „Der Bien muß" blieb der Wahlspruch unserer Staats-Bienenzüchter. Und sträubte sich auch manche gesinnungsdicke Biene beharrlich, da hinein zu kriechen wo die Regierung das Loch gemacht hatte, weil dieses faktisch zu klein für ihren Gesinnungsumfang war, nun denn so bekam der Bien bloß mehr Prügel als die andern schmieg- und gehorsameren Immen. Unsere Reactionsminister brauchten eben keine großen Helden zu sein, um sich ihrer vollführten Thaten zu rühmen. „Ich schwöre ich habe das Vaterland gerettet!" sagte Herr von Manteuffel, und nahm einem Bürger, der einen unliebsamen Stadtverordneten gewählt hatte, die Concession zum Branntweinschank.

Und worüber ist schließlich das Manteuffel-Westphalensche System in Preußen gefallen und ihm nach in ganz Deutschland mehr und weniger ins Stolpern gerathen? — Nun denn, 16 Millionen Preußen! 40 Millionen Deutsche! nicht durch Euch, nicht einmal mit Eurem Zuthun ist's

geſchehen. Ihr dankt es einem leibärztlichen Bulletin! — Nicht von wegen der Verfaſſungsurkunde wird gegenwärtig in Preußen etwas conſtitutionell regiert, ſondern von Prinz-Regents wegen. Es iſt in Preußen beſſer geworden, weil ein Mann es beſſer haben wollte. Welche Garantien habt Ihr aber gegen die Launen eines minder günſtigen Zufalls? Iſt etwa der alte Reactionsapparat vernichtet? — Nein! er iſt nicht einmal bei Seite geſetzt! — Den Manteuffel ſeid Ihr los, die Manteuffel ſind geblieben! Auf der Miniſterbank ſitzen, ohne die Augen niederzuſchlagen, im Angeſichte des ganzen Landes, zwei Portefeuilleträger, die heute eben ſo wacker verfaſſungstreu contraſigniren, als ſie ehedem mit ihren Federſpitzen ihrem Herrn und Meiſter wacker geholfen haben den Verfaſſungsboden zu einem Danaidenſieb zu durchlöchern. Und was iſt aus allen jenen Oberpräſidenten, Polizeipräſidenten, Regierungs-, Land-, Conſiſtorial- und ſonſtigen Räthen geworden, welche die Inſignien ihrer Reactionsverdienſte auf der Bruſt und im Knopfloche tragen? — Nun denn ſie machten es wie Leporello, der das Unterfutter ſeines Mantels raſch nach außen kehrt, damit der Alguazil den Diener und Helfershelfer Don Juan's nicht an der Livree erkenne. Wenn nur unſere Alguazils etwas ſchärfer ſehen möchten, als der blödſichtige in der Oper. Das Verfaſſungsunterfutter ſtimmt gar nicht ſonderlich zu den Geſichtern der preußiſchen Reactions-Leporellos.

Doch, fragt Ihr, ſoll darum die Geſinnung in guter, ja in beſter Deutung des Worts, als ein deutſches Grundübel bezeichnet werden, weil ſie ihrem Weſen nach nicht geeignet iſt, ſich als heroiſche Tugend geltend zu machen? Iſt ſie nicht immerhin ein ſchätzbares Etwas, Jedem zu wünſchen, der deſſen ermangelt?

O, gewiß! Prätendirte nur der Geſinnungsbegriff nicht mehr zu ſein als eine jener ſtillen intimen Eigenſchaften, die zur innern Befriedigung des Privatmenſchen dienen, und die auch wohl einem ganzen Volke als löblich ins Sittenzeugniß geſchrieben werden wie z. B. Keuſchheit, Nüchternheit, Fleiß ꝛc. Aber ſchlimm iſt's, daß dieſer Begriff immer mehr alle energiſche Factoren verdrängt, durch welche allein Länder und Völker mit Ehren vor der Weltgeſchichte beſtehen können; daß wir unſere ganze innere politiſche Exiſtenz mit dieſem Surrogate friſten. Die Geſchichte fragt: „Was iſt aus jenem freien teutoniſchen Charakter geworden, von dem Tacitus Zeugniß gegeben und deſſen Ihr Euch ſo oft gerühmt?“ Als Antwort ſchlagen unſere Turner friſch, frei, fromm und fröhlich einen geſinnungstüchtigen Purzelbaum und Tauſende von achtbaren Männern und Bürgern legen feierlich die Hand auf die Bruſt, da wo die Geſinnung zu ſitzen pflegt. — Die Geſchichte fragt nach deutſchen Thaten. Wir ſind gewohnt ſie mit Geſinnungen zu bezahlen. Und das iſt nicht Bettina! — Sie fragt nach dem deutſchen Volke. Das Volk iſt nicht zu Hauſe. Aber in den Kammern ſitzen ſeine Vertreter und ſprechen geſinnungstüchtige, ſtenographiſche Berichte. — Sie fragt nach Deutſchland in Deutſchland. Wir bitten ſie ein Weniges zu warten. Deutſchland wird eben auf Subſcription zuſammengebracht. Wer ſeinen Namen auf dem Eiſenacher Bogen unterzeichnet und einen Thaler jährlich pränumerando zahlt hat Anſpruch an einiges Deutſchland und auf die Hochachtung ſeiner Mitbürger. Während dem kämpft und blutet das italieniſche Volk für ein einiges Italien, auf Sicilien, in Neapel. Heißblütige Narren das! Als ob wir nicht auch unſer Sicilien, unſer Neapel hätten, an der Schlei, da „wo am

Belt die Möve zieht," in Kurheſſen ꝛc.? — Aber nur keine Ueberſtürzung. Wir ſind nicht ſo dumm ſondern gerade eben ſo klug wie jener kranke Bauer, der, ſtatt das Recept des Arztes nach der Apotheke zu tragen, dieſes verſchluckte, und davon gerade nicht ſchlimmer wurde. Wir verſchreiben uns ſelbſt gegen alle deutſche Uebel geſinnungstüchtige Adreſſen und ſchlucken hinterher unſere eigenen Worte hinunter. Die Kur iſt freilich ein wenig ſehr langſam. Aber wir haben auch noch viel Zeit bis zur Zukunft!

IV.

Und ſelbſt dieſe matte, inſtinctartige Tugend hat ihre ſtümpernden Dilettanten, die Geſinnung treiben wie ein unglückſeliges Flötenſpiel; hat ihre farbenſchillernden Chamäleone; hat ihre Phariſäer, Zöllner und Schriftgelehrten.

Wollt Ihr die charakterloſen Wandlungen der vaterländiſchen Geſchichte ſeit dem Jahre 1848 ſtudiren? Macht die Bücher zu, ſchlagt die Menſchen auf! Es giebt nichts Lehrreicheres!

Nicht etwa, daß ich hiemit auf die Sphäre unſerer ehrlichen Weißbierphiliſter hingedeutet haben will; auf jene Leute, die allſonntäglich ein reines Hemd und eine friſch gewaſchene und geplättete Geſinnung für die ſechs Wochentage anziehen; mir ſchweben nicht jene abſonderlichen Käuze unſerer acht und vierziger Bürgerwehr vor, die treuherzig den Kuhfuß zu Ehren des paſſiven Widerſtandes präſentirten; ich denke nicht an die Hauſſiers und Baiſſiers der Fondsbörſen, die ihre Geſinnungen auf dem Courszettel nach Achtelchen und Viertelchen notiren und was ſonſt noch dahin gehört. Das ſind nun einmal die unerläßlichen

Comparſen eines politiſchen Dramas, gleichviel ob die Weltgeſchichte oder Shakeſpear es gedichtet hat. Sie gehören zur Inſcenirung draſtiſcher Volksſcenen. Die Müllers und Schulzes ſind unſterblich für alle Zeiten und alle Völker. Sogar im Ariſtophanes kommen ſie ſchon vor, ſie ſchreiben ſich nur griechiſch.

Nein ich ſpreche nur von Perſönlichkeiten, die pathetiſch auf erhabenem Kothurn in das bewegte Drama unſerer Zeit eintraten, um ſich hinterher ganz leiſe wieder auf die Socken zu machen; von Poeten der Freiheit, von Volks- und Parteiführern, von parlamentariſchen Sommitäten, von öffentlichen Charakteren, denen Nichts fehlte als der Charakter.

In jenen vierziger Jahren, welche in bedeutungsvoll prophetiſchen Symptomen die immer näher rückende Märzkataſtrophe ankündigten, wie leiſe grollende Donner den bevorſtehenden Ausbruch eines Vulkans verkündigen, habe ich einen Mann kennen gelernt, der ausſah wie ein ganzer Mann. Er war hoch gewachſen, hatte einen prächtigen Römerkopf; kein Maler hätte ſich ein beſſeres Modell für einen Cajus Gracchus oder Brutus wünſchen können. Und ſein Weſen entſprach ſolcher Geſtalt. Er war Gracchus, er war Brutus. Sein Geiſt und Geſchmack waren in der Schule des claſſiſchen Alterthums und an dem Beſten gebildet, was die moderne Literatur erzeugt hatte. Wenn man ihn im Kreiſe gleichgeſinnter Freunde ſeine politiſchen Grundſätze in decidirten Apophtegmen, mit ſonorem, markigem Organe entwickeln hörte, hätte man ihn für einen Rundkopf aus den Zeiten Oliver Cromwell's halten müſſen; nur daß er ſeine Rede, ſtatt mit Bibelſtellen, mit claſſiſchen Citaten illuſtrirte. Er war ſtarrer Republikaner, „der Gichter bekam," ſo oft ihm Jemand von

Mäßigung und Vermittelung ſprach. Der Berg hatte Recht, daß er der ſentimentalen Gironde den Kopf herunter ſchlagen ließ. Selbſt Harmodius und Ariſtigiton waren ihm nicht entſchieden genug, weil ſie das zum Tyrannenmord beſtimmte Schwert unter Blumen verſteckt hatten. Wie heftig ſchalt er in den Märztagen 1848 die Freunde, die fern vom Schauplatz des Berliner Kampfes — die Scene ſpielt in Oſtpreußen — und nachdem der Sieg der Revolution in Berlin bereits entſchieden war, mit dem Aufwande ihrer ganzen Popularität unklare Zuſammenrottungen des Volkes beſchwichtigten, die zu nichts als zwecklosem Blutvergießen geführt haben würden. „Volksblut," meinte er, „iſt ein ganz beſonderer Saft. Es fließe niemals unnütz." — Dieſer entſchiedene Mann und Charakter wurde, eben ob ſeiner Entſchiedenheit, ob ſeines Charakters — außerdem war er Gutsbeſitzer, alſo auch in ſeiner Stellung unabhängig — ins Frankfurter Parlament gewählt. Allein wenn wir von der Gallerie der Paulskirche uns nach dem Manne mit dem trotzigen, bärtigen Römerkopfe umſchauen, wir entdecken ihn nicht an der Seite Robert Blum's, er ſitzt nicht auf einer Bank mit dem alten Itzſtein, mit Johann Jacoby, neben Moritz Hartmann, Raveaux, Carl Vogt, Heinrich Simon, Schüler und den andern radicalen Männern der äußerſten Linken. O, nein! Wir finden ihn im Geheimrathsviertel des Gagern'ſchen Centrums, unter den Vor- und Nachgothaern, die ſo ſanft konſtitutionell brüllten, wie ein ſäugendes Turteltäubchen, um mit Zettel im „Sommernachtstraum" zu reden. Und als die preußiſche Regierung im Mai 1849 die preußiſchen Abgeordneten aus dem Frankfurter Parlament abrief, kehrte er — nachdem er „mit den Andern" gegen die Geſetzlichkeit dieſes Verfahrens herkömmlichſt proteſtirt und ſein Gewiſſen

gewahrt hatte — mit den Andern hübsch artig nach Hause zurück, gar klug die rücksichtslosen Männer vom Rumpfe belächelnd, die nicht bloß theoretisch Recht haben sondern auch praktisch Recht durch die That behalten wollten. Und seitdem baut er wieder nach wie vor seinen Kohl, ist aber kein Cincinnatus worden!

Das ist keine vereinzelte Erscheinung! — Dem vormärzlichen politischen Kreise, in welchem ich den Mann mit dem Römerkopfe kennen gelernt, gehörten noch viele Persönlichkeiten von ähnlicher Gesinnung an, Offiziere, die ihrer liberaler Ansichten wegen den Abschied genommen oder bekommen hatten, Männer von altem Adel, Beamte ꝛc. Es waren Leute von Bildung, die auf Universitäten schon den engen Geistes- und Gesinnungsbund unter sich geschlossen hatten, von feinem Geschmacke, sich an schöner Kunst und Literatur erfreuend, in staatsmännischen Schriften wohl belesen, sich theilweise selbst mit der Feder in politischen Controversen versuchend und ungemein beredt. Es schien ihnen Nichts zu fehlen als die Zeit, um sich als altpreußische Mirabeaus und Dantons zu entpuppen. Denn sie alle waren entschiedene und offenkundige Feinde des monarchischen Absolutismus und mehr als das — Republikaner. Aber als endlich die Revolution wirklich anklopfte, stockte ihnen schon das „Herein!" in der Kehle, und als sie da war, wurden sie kleinlaut, und als im November 1848 der Wind über die Stoppeln pfiff, waren sie stumm geworden oder fanden nur noch Worte um auf ihnen nahe befreundete Männer von „ehedem" zu schmähen, die, trotz Wind und Wetter, treu bei der Fahne ausharrten.

Fragen wir nach den Motiven dieser Wandlungen. Waren die von jenen Leuten vormärzlich bekundeten Gesinnungen etwa erheuchelt? Die nachmärzlichen das Er-

gebniß hohler Perfidie? Wir würden Jedem von ihnen und Allen Unrecht thun mit solcher Deutung. Nein! Sie schwärmten in der That für die Freiheit; aber als exclusive Aristokraten der Bildung, als Aesthetiker oder Schöngeister, zum Theil auch als eine Art von politischen Sportsmen, denen es Vergnügen machte heiße Ideen wie wilde Vollblutpferde zu reiten. Sie belächelten geringschätzig die bornirten Prätensionen ihrer Standesgenossen, aber gerade diese Geringschätzung sprach es aus wie sehr sie sich der Bevorzugung bewußt waren, die ihnen Geburt und Stellung eingeräumt. Selbst der trotzige Rundkopf war im Grunde nur ein etwas absonderlicher Cavalier. Niemand unter ihnen, der nicht die Freiheit mit dem Volke theilen wollte; aber sie eben wollten theilen und das Volk, die „ungebildete Masse" sollte sie dankbar aus ihrer Hand empfangen. So hatte sich Jeder seine erhabene Rolle in dem Drama der immer näher rückenden Revolution erträumt. O, wäre ihnen in den Märztagen 1848 die Republik erschienen als schönes Weib von plastisch antiken Formen, die phrygische Mütze auf dem griechisch profilirten Haupte, und angethan mit allen andern malerischen Attributen der Freiheitsgöttin, womöglich noch accompagnirt von der herrlichen Beethovenschen Musik zur Traumvision in Göthes „Egmont," mit welcher Begeisterung würden sie ihr zugejauchzt haben! Aber da nahm sich das Volk heraus, die Revolution zu machen, ohne ästhetische Arrangements, ohne zuvor Guizot's Geschichte der englischen Revolution, Thiers, Mignet ꝛc. gelesen zu haben. Schneidergesellen haben auf den Barrikaden gekämpft. Und dann gingen diese Leute zu weit. In F. haben Demokraten dem Regierungspräsidenten eine Katzenmusik gebracht; in B. ist ein mißliebiger Polizist durchgeprügelt worden. Ländliche Urwähler hatten sich's sogar

herausgenommen ſtatt dem gebildeten adeligen Rittergutsbeſitzer dem Dorfſchulzen ihre Stimmen zu geben. Dann die Abſchaffung der adeligen Jagdgerechtſame, dann dieſe Volksverſammlungen, wo Redner auftraten, die ungenirt mir und mich durcheinander warfen, dann ſo viel wüſtes Geſchrei überhaupt. — — — So verleugneten ſie engherzig und blödſichtig ihre Göttin, weil dieſe ihnen erſchienen war, behaftet mit den Spuren des Chaos, aus dem ſie hervorgegangen, und weil die Freiheit auch gar zu frei zu ſein ſich erlaubte.

Es waren eben exquiſite, fein gebildete Leute, aber ſchlechte Muſikanten — mit einem Worte dilettirende Geſinnungspfuſcher! —

Wir hatten auch Poeten! Sie jagten kühn dahin auf dithyrambiſch beflügelten Roſſen, über Stock und Stein, hart an ſchwindelnden Abgründen, die Leier in der Hand, das Haupt emporgerichtet zu den freien Sternen, die droben über unſerm Vaterlande leuchteten; Jedes ihrer Lieder ein heißer, übermüthiger Paän, gezeugt in den glühenden Umarmungen der Freiheitsgöttin — dieſe Poeten, ſie weilen noch in voller Lebenskraft unter den Lebenden, und doch müſſen wir fragen: Wo ſind ſie hin?

Ich habe einen Dichter gekannt, ich brauche ihn nicht zu nennen. Sein Name iſt von Bundestagswegen in das Budget des deutſchen Volkes eingetragen; er wird als Hypothekſchuld aus den mythiſchen Tagen deutſcher Seemacht verzinſt. Ich habe ihn gekannt, als er noch den ſilbernen Albertus an der Mütze trug und bei Roſenkranz den Hegel nachſchrieb. Damals ſchon regte der jugendliche Genius in ihm die Flügel — nicht jene gewöhnlichen lyriſchen Schmetterlingsflügel, die den jungen Poeten mit den erſten Geſchlechtsregungen zu wachſen pflegen — nein

ausgebildete Adlerſchwingen. Wie tief unter ſeinem Fluge lag das damals ſo rührige politiſche Streben der oſtpreußiſchen Oppoſition! Selbſt Georg Herwegh, der im Jahre 1843 freiheitstrunken, mit dem Thyrſusſtabe in der Hand, durch Deutſchland taumelte, wurde bei einem Feſtmahle in Königsberg von unſerm jugendlichen Poeten der Mattherzigkeit angeklagt. — Während man in Preußen und ganz Deutſchland nur für den politiſchen Fortſchritt agirte, predigte und ſang er die Revolution in ungebundenſter Formloſigkeit — die Anarchie als das Weltideal. Er forderte das Volk auf, die Kirchenglocken zu Kanonen umzugießen, um ſo, in erhabener Ironie, die Freiheit zu erobern.*) Er entthronte die Könige, er entthronte den himmliſchen Demiurgos. Die Leipziger Polizei mußte dem bedrängten Gotte zu Hülfe eilen. Sie verwies den Dichter wegen eines gotteslästerlichen Toaſtes aus der Stadt. Wie wohl that ihm das Pathos dieſes Märtyrerthums! — Endlich hatte das für die Freiheit glühende deutſche Herz in der Revolution von 1848 ein enthuſiaſtiſches Echo gefunden. Er wandte ſich an das Volk und bat um ein Mandat zum deutſchen Parlamente. Das Volk vertraute ihm. Er ging nach Frankfurt. Wir hörten ihn in der Paulskirche noch flammende, beredte Worte für deutſche Volksfreiheit ſprechen. Da ſchlug die Stunde des Dichters. Der Titan, der ſeine Blitze gegen die Throne Europas geſchleudert, der den Oſſa auf den Pelion gethürmt, um mit verwegener Hand in den Himmel hinein zu greifen — er erlag dem Zauber einer Flaſche Champagner, die Fürſt Lichnowsky mit ihm zu trinken die Herablaſſung hatte. War's Jaquesson Frères, Veuve Clicquot, Duc de Montebello was ſie tranken — gleichviel —

*) Oſtdeutſchland. Glocke und Kanone. Zwei Zeitgedichte. Königsberg 1842, bei Theodor Theile.

dieſer Champagner wurde für den Dichter ein tiefer Trunk aus dem Lethe. In dem leichten Rauſche prickelnder Kohlenſäure war die ganze Vergangenheit des oſtpreußiſchen Poeten wie in einem nebelnden Traume verflogen. Was übrig blieb verdiente Marinerath zu werden.

Das iſt das Prototyp moderner deutſcher Freiheitsdichter. Nicht alle haben ein ſo klägliches Ende genommen. Die meiſten haben ihre Wandlungen mit Anſtand durchgemacht, ja mit gutem Gewiſſen. Sie ſind der Freiheit treu geblieben. Aber hat nicht auch die Freiheit ihre Wandlungen? Bringt nicht jeder Tag ſeine Sonne und ſeine Phraſe? An jenem ſchönen Frühlingstage als am blauen ſonnigen Himmel von allen Dächern die ſchwarz-roth-goldne Flagge wehte, als Jung und Alt ſich mit den Emblemen des Barrikadenſieges ſchmückte, wie ſtürmten da von allen Seiten kühne Bilder und kühne Worte auf den Dichter ein! Wie herrlich reimte ſich damals „Aurore“ auf „Tricolore.“ — Die deutſche Revolution hatte ihren André Chenier, ihren Rouget de Liſle!

Aber verlangt nicht, daß des Poeten Leier auch im naßkalten Novemberwetter ihre Stimmung behalte, daß er auf den ſchlotternden Saiten den Hymnus der Freiheit intonire. Ihr ſprecht von unſterblicher Dichterjugend, die im treuen Herzen das Feuer der Begeiſterung wahrt. Pah! eine unpraktiſche Phraſe wie alle übrigen. Warum ſoll nicht auch ein Poet älter werden und klüger, und den Umſtänden Rechnung tragen? Warum ſoll er kalt gegen die Ehren und Auszeichnungen bleiben, nach denen alle Welt geizt und zu denen Niemand berechtigter iſt als er. Macht ſich in ſeinem Knopfloche etwa das Ordensband nicht eben ſo gut wie in dem Knopfloche irgend eines blaſirten Kammerjunkers? Klingt der Hofrathstitel nicht volltönend zu

seinem Namen? Ehrt es nicht den Dichter mit einem regierenden Fürsten im vertrauten Briefwechsel zu stehen und zum Thee befohlen zu werden? — O, haltet ihn darum nicht für einen servilen Fürstendiener. Ist es doch ein freisinniger Fürst, ein Fürst von echt deutscher Gesinnung, den er besingt, dem er in tiefster Ehrfurcht seine neuesten Dichtungen widmet! Er ist sich, er ist der Freiheit treu geblieben, nur muthe man ihm nicht zu, daß er heute noch André Chénier und Rouget de Lisle sein soll. Das „Tricolore" und „Aurore" ist antiquirt, ein anderer Tag hat andere Reime gebracht.

Der arme Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha hat den Ruf seiner liberalen deutschen Gesinnung schwer genug büßen müssen. Denn wie die alten Dichter aus unserer politischen Sturm- und Drangperiode sungen, so zwitscherten auch die jungen. Jugendliche, eben flügge gewordene Gesinnungs-Lyriker widmeten ihm ihren ersten Wurf und stellten den nächsten in Aussicht. Er gerieth förmlich unter die Traufe lyrischer Ergüsse. Daneben noch gesinnungstüchtige Publicisten, die ihm Brochüren dedicirten über nationale Fragen, Pianisten-Variationen über „Schleswig-Holstein meerumschlungen," Kunstgärtner neugezogene, deutsche Farben spielende Georginen ꝛc. — Wäre das Sachsen-Coburg-Gothaer Budget mit den Ausgaben für die silbernen, inwendig vergoldeten Schnupftabacksdosen belastet, mit denen der Herzog alle diese Widmungen huldreichst zu erwidern pflegt, wer weiß ob nicht das kleine Land gezwungen wäre, diesen Trieb fürstlicher Dankbarkeit mit einer neu einzuführenden „Widmungssteuer" oder durch eine neue Anleihe zu decken! Aber der Herzog honorirt aus eigener Tasche mit silbernen Dosen. — Ein dreizölliges Endchen grün weißen Bandes würde glücklichere, dankbarere Empfänger finden — und billiger wär's auch.

Aber, wirft man vielleicht ein, auch Dichter der Freiheit und demokratiſche Schriftſteller ꝛc. wollen leben, und von Barrikadenliedern, demokratiſchen Lucubrationen und dgl. lebt man nicht heut zu Tage. O gewiß, ſie ſollen leben. Gehört ihnen doch das ganze Bereich der künſtleriſchen Schöpfung und der Publiciſtik; der Roman, die Novelle, das Drama, das Mährchen, das Luſtſpiel, das ganze Gebiet des Humors, die Kritik, das Feuilleton, die Geſchichte, die Philoſophie ꝛc. ꝛc. — Mögen ſie produciren wozu Talent und Genie ſie befähigen und antreiben, mögen ſie die Welt zum Lachen, zum Weinen und zum Nachdenken bringen, als Arbeiter ihres Lohnes werth und wo möglich nach Verdienſt bezahlt von ihren Verlegern. Sie ſollen nicht — wie einſeitige Einfalt es ihnen zumuthet — hungernde Tendenzbären ſein, die nicht aufhören können politiſch zu brummen; nicht in einem fort Schule auf irgend einer Principienroſinante reiten.

Doch ſie bieten auf dem politiſchen Trödelmarkt den Haß und die Liebe feil, zu denen ſie ſich laut und emphatiſch bekannt als Haß und Liebe das Schiboleth eines verhängnißvollen Tages waren; ſie ſpotten ihres begeiſterten Liedes, wofür das Volk ſie in erhebender Stunde geehrt, des markigen Wortes, das ſie einſt im Angeſichte des Vaterlandes geſprochen. Weil nicht mehr der Tag von damals, nicht das Volk, nicht das Vaterland an der Tagesordnung ſind.

Iſt's am Ende doch nur die *Gelegenheit*, welche Diebe macht und — Dichter. Wie's mit der Keuſchheit einer Muſe beſchaffen iſt, die *damals* das kämpfende Volk in ſeinem Lager beſucht und unter heißen dithyrambiſchen Liebkoſungen öffentlich umarmt hat, und die ſich heute, mit dem Maitreſſenpathos einer Lady Milford einem Fürſten *widmet*, wollen wir nicht näher unterſuchen.

Doch trotz alle dem und alle dem, ſind dieſe Freiheits-poeten Männer von Geſinnung geblieben, von liberaler Geſinnung. Und das ſind ſie Alle, jene Publiciſten, Volks-führer, Redner, die das Ehedem über das Heute vergeſſen haben. Ehrenwerthe Männer — Alle! —

V.

Und wißt Ihr wo jene landläufigen, bequemen Ge-ſinnungen fabricirt werden? In Gotha; nicht gerade in jener thüringiſchen Stadt, wo die traurige Germania fa-bricirt worden iſt, ſondern in jenem unſichtbaren Gotha, das Namen und Urſprung durch den edlen v. Gagern er-halten und das ſo weit reicht, als „Gott im Himmel Lieder ſingt", wie jener unglückliche, preußiſche Landbote einmal citirt hat. Doch waren die Gothaer ſchon da, bevor man ſie bei dieſem Namen rief.

Was aber ſind ſothane Gothaer? — Sie ſind keine Gemeinde, denn ſie haben keinen Katechismus, kein Sym-bolum; ſie ſind keine Partei, denn ſie haben kein Princip, keinen Schlachtruf, keine Leidenſchaft; ſie ſind nicht Fiſch, wenigſtens keiner jener Leo'ſchen Hechte, welche die Vor-ſehung von Zeit zu Zeit in den ſtagnirenden Karpfenteich der Weltgeſchichte ſetzt; nicht Fleiſch, denn ſie ſind blutleer. Wir bezeichnen ſie am füglichſten als das Philiſterium der rettenden That. Denn ähnlich dem gleichbenannten Miniſterium erſchienen ſie zur Rettung des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde als das Gras ſchon über die Todten gewachſen war. Ihre Thaten aber waren Geſinnungen und ihre Geſinnungen — Worte, Worte, Worte und ſind's geblieben. — Freilich, ſchöne, erhabene Worte; wohl geſetzt,

gut gedrechselt — würden jeder Muſterſammlung deutſcher Stylübungen, jedem Livre des Orateurs zur Zierde gereichen. Denn ſie ſind gar gelehrte, angeſehene Leute, die ſolche Worte ſchreiben und ſprechen; Profeſſoren, Räthe, Advokaten, Präſidenten ꝛc. und bei Leibe — darin gleichen ſie eben nicht den Miniſtern der rettenden That — keine Reactionäre. Nein ſie wiſſen Geſetz und Recht, Vaterland, Deutſchland und andere erhabene patriotiſche Laute eben ſo nachdrücklich zu betonen, eben ſo entſchieden auszuſprechen wie die entſchiedenſten Männer. Und ſie haben auch ihre wohlſtyliſirte Entrüſtung! Der arme Herr von Borries, mit dem neulich die indiscrete Zunge davon ging wie ein vorwitziger Miethgaul mit einem Sonntagsreiter, hat's erfahren müſſen. Wär's nur eine beſſere Sache, ſo könnte er dem Thermopylenhelden das große Wort nachſprechen, daß er im Schatten der Perſerpfeile kämpfe. Die gegen ihn geſchleuderten Verabſcheuungsadreſſen verdunkeln förmlich die Sonne. — O, gewiß, das iſt löblich, das iſt gut! Auch wir unterſchreiben vom Herzen gern, daß man Miniſter eines deutſchen Bundesſtaates ſein kann und doch oder erſt recht ein — wie Prinz Hamlet das Wort in ſeiner Schreibtafel notirt, ohne einen Preßproceß fürchten zu müſſen. — Aber meine wohl- und hochwohlgeſinnten Herren von Gotha, wo waren Sie denn mit Ihrer Entrüſtung als die Volksvertreter im deutſchen Parlamente — auch Viele von Ihnen gehörten dazu — durch die Gewaltthat deutſcher Regierungen ſchmachvoll auseinander gejagt wurden. War das nicht Hochverrath am deutſchen Vaterlande? — Welches warme, kräftige Wort haben Sie bisher in irgend einer Kammer, für jene deutſchen Parlamentsmitglieder, Ihre ehemaligen Collegen, geſprochen, die bereits mit einem länger als zehnjährigem Exile das Verbrechen

büßen, der Gewaltthat gegenüber nur vom Platze, nicht von ihrer Pflicht gewichen zu ſein? Wann hätten Sie überhaupt der Heimathloſen gedacht, die das Gaſtrecht fremder Nationen vor der unverſöhnlichen Rachſucht deutſcher Machthaber ſchützen muß, welche Alles, auch die niedrigſte Unthat, vergeſſen und vergeben können, nur nicht Verbrechen, die aus allzu glühender Liebe zum Vaterlande, zum deutſchen Volke entſprungen ſind? Warum iſt das Wort „Amneſtie“ niemals über Ihre Lippen gekommen? Und doch ehrt Gnade die Fürſten und ſchützt ſie zugleich!

Mit welchem Worte haben Sie den von preußiſchen Staatsmännern an Preußen und mit Preußen an Deutſchland begangenen Hochverrath von Olmütz gebrandmarkt? Haben Sie, zur Zeit als es Zeit war, auch nur eine Silbe des Proteſtes gegen jene Willkürherrſchaft geſtammelt, die Geſetz und Recht und Verfaſſung höhnend mit Füßen trat? Und doch ſind Sie alle gut conſtitutionell und haben unter ſich hervorragende Männer von der Feder, vom beredten Wort, von gediegner Rechtskenntniß, Philoſophen, Ethiker, Aeſthetiker ꝛc., Männer, durch Beruf und Eid verpflichtet, über die Verfaſſung zu wachen, Recht und Geſetz zu ſchützen, von der öffentlichen Moral Unglimpf abzuwehren. — Schleswig-Holſtein — glüht dies Brandmahl nicht unſerm Vaterlande auf der Stirne ſeit dem ſchmachvollen Friedensvertrage mit Dänemark vom 2. Juli 1850? Datiren die Leiden Kurheſſens erſt von geſtern und vorgeſtern? — Aber es ſcheint, als ob alle dieſe Dinge erſt ſeit geſtern und vorgeſtern den beſten Männern von Gotha zu Ohren und zum Herzen gelangt wären, denn erſt ſeit geſtern und vorgeſtern donnern ihre entrüſteten Philippiken, ſchwirren die Adreſſen, die Proteſte, die Vertrauens- und Mißtrauensvoten; fliegen

von allen Seiten die Thaler zum Aufbau deutſcher Einheit. Nun freilich, ſeit vorgeſtern erſt iſt der Wind von Nordnordoſt nach Südſüdweſt umgelaufen; der Himmel iſt blau, die Sonne ſcheint wieder warm, die Luft iſt weich und mild. Man kann, ohne Gefahr für Bruſt und Lunge, einmal wieder frei athmen und laut reden. Gebe nur der Himmel, daß der Laubfroſch im Glaſe recht lange oben auf ſeiner Leiter ſitzen bleiben möge; denn wenn er wieder unterduckt, was bliebe uns übrig, als mit unterzubucken und uns in unſre gute Geſinnung zurückzuziehen? —

Aber Ihr wollt nun einmal die beſonnenen Geſinnungsmänner ſein; Ihr fragt, bevor Ihr etwas Vaterländiſches unternehmt, erſt Eure Auguren, ob die Wolkenzüge am Thronhimmel Heil oder Unheil verkünden und ob die rothen Vögel rechts fliegen oder links. Ihr ſeid Weiſe, Ihr ſeid Diplomaten, Ihr ſeid Gelehrte, die nach Doctrinen und Theorieen politiſche Gegenſätze vermitteln, den Fortſchritt langſam anbahnen. Ihr denkt geringſchätzig vom Volke, das ſelber wiſſen will, wo es der Schuh drückt; Ihr haßt die rückſichtsloſe Entſchiedenheit, die politiſche Aufwallung, die politiſche Leidenſchaft, die zur Revolution führt! — Gemach, Ihr Herren, es ſei erlaubt, Euch daran zu erinnern, daß Eure ganze ſtaatsbürgerliche Exiſtenz, das „hohe Haus“, in dem Ihr Euch ſo behäbig befindet, die conſtitutionelle, ſonore Phraſe, die Tribüne, das „Hört! Hört!“, der Ordnungsruf, die Präſidentenklingel; daß Eure *Geſinnungen* ſelbſt mit dem Blute der Barrikadenkämpfer erkauft iſt. Ihr ſeid die Erben derer, die im Friedenshaine ſchlummern! — Wie manchen unter Euch könnte man den Erbſchleicher der Revolution nennen. —

VI.

Aber iſt es wohlgethan gerade jetzt, wo die brennenden Fragen des deutſchen Vaterlandes endlich einmal, nach vielen Jahren wieder in deutſchen Kammern debattirt werden; wo der Drang nach nationaler Einigung täglich in ſchwungvollen Adreſſen, Trinkſprüchen und ähnlichen Manifeſtationen ſich kund giebt; noch in der friſchen Erinnerung an die Begeiſterung des Schillerfeſtes, Betrachtungen wie dieſe in die Welt zu ſchicken und uns und Andern die ſchöne Stimmung zu verkümmern? — Könnten wir nicht heute unſere Erfahrungen zu den Acten legen, die Vergangenheit — Vergangenheit, die Gothaer — Gothaer ſein laſſen, um uns der Gegenwart zu erfreuen und der ſchönen Zukunft, die ſie uns verheißt? — Ja, könnten wir's nur! —

Eher will es uns bedünken, es ſei niemals nöthiger als jetzt geweſen, wohlmeinende deutſche Patrioten zur Erkenntniß zu bringen, daß mit dieſen Anwandlungen deutſcher Geſinnung, mit dieſem Adreſſenſturm Nichts gethan ſei, vielleicht weniger als Nichts. Denn es heißt die innern wie äußern Feinde deutſcher Einheit und Freiheit in ihrem Uebermuth beſtärken, wenn der Verſuch gemacht wird, das wuchtige Eiſen, das ſie in die eine Schale der Wage geworfen, durch das Gegengewicht ohnmächtigen Adreſſenpapiers und in den Wind geſprochener Worte in die Höhe zu ſchnellen. Oder iſt etwa der ganze durch die brennenden Fragen der neueſten Gegenwart hervorgerufene Aufwand von ſchwungreicher Beredtſamkeit im Berliner Hauſe der Abgeordneten, ſind alle Indignationsadreſſen, politiſche Toaſte ꝛc. bis heute im Stande geweſen Herrn von Borries in der Achtung ſeines Königs herabzuſetzen? *)

*) So eben, bei der Correctur dieſes Bogens, erfahren wir aus der Zeitung, daß der König von Hannover Herrn von Borries in den Grafenſtand erhoben! D. V.

Muß nicht der wackere Bennigsen, trotz der vielseitigen Kundgebungen enthusiastischer Anerkennung, die seinem Oppositionsmuthe zu Theil geworden, mit catonischer Beharrlichkeit, nach wie vor, sein ceterum censeo aussprechen und — in der Minorität bleiben? — Sind die dänischen Hardesvögte, die über deutsche Bürger herrschen, die Polizeimeister von Flensburg, Hadersleben, Tönningen, Schleswig ꝛc. etwa den jüngsten national deutschen Demonstrationen um einen Schritt gewichen? Haben die über den chronischen Verfassungsbruch in Kurhessen statt gehabten fulminanten Kammerdebatten, hat selbst die dahin zielende Erklärung der preußischen Minister die Regierung des Kurfürsten vermocht seinem Lande auch nur eine einzige Concession zu machen, wie sie König Bomba jetzt in der elften Stunde — und darum zu spät — den Sicilianern gemacht hat?

Ihr meint durch die Macht der öffentlichen Meinung doch endlich zu imponiren, zu siegen? Ihr weist auf England hin, das Land das vermittelst Parlamentsreden, Petitionen, Adressen, Meetings ꝛc. regiert wird? Täuscht Euch nicht. Die öffentliche politische Meinung ist nur dann eine Macht, wenn hinter ihr eine Macht steht, ein berechtigter Volkswille, der sich durch Thaten geschichtlich bekundet und autonom in der Geschichte fortlebt. Die Engländer haben sich ihre öffentliche Meinung erkämpft. Lest die Geschichte Englands von 1648 und 1688 nach, sie wird Euch Aufschluß darüber geben. Darum berchte die Welt auf, wenn ein Pitt, Sheridan, Fox, Burke ꝛc. im Parlamente sprachen, denn sie plaidirten vor dem Richterstuhle einer souveränen öffentlichen Meinung. Wie oft hat Europa vor dem Verdicte gezittert! Es ist uns bisher nicht bekannt geworden, daß es der eben so glänzenden

als energiſchen Eloquenz Vincke's gelungen ſei Köln-Mindener, Ruſſiſche Inſcriptionen ꝛc. auch nur um ein Achtelchen hinauf oder herunter zu reden. — Darum auch iſt das engliſche Petitionsrecht eine Macht. So oft vor dem Parlamentshauſe eine jener mit Unterſchriften bedeckten Monſterpetitionen vierſpännig vorfährt, trägt man eine Miniſterleiche hinaus. Macht das Kunſtſtück in Deutſchland nach, wenn Ihr wollt. Bringt gegen irgend eine bundestägliche Mißregierung eine Petition zuſammen, die ſelbſt jeder deutſche Säugling unterſchrieben hat; über 40 Millionen Unterſchriften, fortgeſchleppt von keuchenden Lokomotiven. Was würde der ganze ungeheuerliche Apparat helfen? Er würde der Regierung höchſtens eine ſogenannte „moraliſche Niederlage" beibringen. Heißt das etwa die Regierung würde ſich ſchämen mit dem alten Programm weiter zu regieren? Eherne Stirnen und Scham! — Es giebt deutſche Miniſter, die, mit dem Portefeuille unterm Arm, ruhig am Pranger einſchlafen können! — Woran liegt das? Weil unſere Regierungen gelernt haben die öffentliche Meinung zu verachten, die ſich auf nichts ſtützt, als auf wehrloſe Geſinnung und wohlgeſetzte Worte.

Iſt aber Deutſchland noch länger in der Lage eine öffentliche Meinung entbehren zu können, die ſtark iſt durch einen berechtigten, nationalen Willen? — Man könnte eben ſo gut fragen: Kann Deutſchland noch länger ohne Volk exiſtiren?

Die verſchobenen Verhältniſſe, in welche alle Staaten Europas durch die abenteuerlichen Wagniſſe des wiedererſtandenen Napoleonismus gerathen ſind, drohen ganz beſonders das zwiſchen kontinentale Groß- und Kleinmächte eingeklemmte Deutſchland aus den Fugen zu drängen. Wir glauben allerdings an die Aufrichtigkeit der neueſten

Moniteurnote, daß das franzöſiſche Empire, welches der Frieden iſt, in dieſem Momente keine Gelüſte hegt, dem linken deutſchen Rheinufer die Segnungen dieſes kaiſerlichen franzöſiſchen Friedens durch Zuavenregimenter zutragen zu laſſen. Das Kaiſerthum hat jetzt andere Dinge zu thun; es macht, nach den Anſtrengungen des italieniſchen Feldzuges, ſeine harmloſen Ferienarbeiten; es richtet annectirte Savoyarden zu franzöſiſchen Bürgern ab, wie dieſe ihre Murmelthiere abrichten; es ſtudirt die Commentarien des Julius Cäſar. — Aber kann der Moniteur nicht in der nächſten Woche ſchon eine kriegeriſche Note bringen, die eben ſo wahr iſt, wie heute ſeine friedliche? Iſt Napoleon III. Herr ſeiner guten Vorſätze und Entſchlüſſe? Kennt er heute das Abenteuer, zu dem ihn vielleicht morgen ſchon eine ungeahnte Conſtellation, die launiſchen Chancen des politiſchen Rouletſpiels treiben? Könnte ſein durch die Lektüre des Julius Cäſar erhitzter Ehrgeiz nicht verſucht werden, am Rhein den Rubicon zu ſuchen? Und wie, wenn der Empereur im Weſten und der Czar im Oſten über Deutſchland hin ſich die Hände reichten, um deſſen natürlichen Grenzen bis auf Armslänge abzumeſſen? Wenn eines ſchönen Tages der Ural-Baſchkir im deutſchen Rebenſaft Schmollis tränke mit dem Chasseur de Vincennes? Iſt nicht das Wort „unmöglich“ aus dem Wörterbuche der neueſten Geſchichte geſtrichen, wie aus dem Wörterbuche Napoleon I.? — Dann würde das deutſche Volk ſich erheben wie ein Mann! — Gut geſagt! Wir haben das Wort oft gehört und werden es noch öfter zu hören bekommen. Wäre es aber nicht beſſer und ſicherer, wenn das deutſche Volk ſchon und jeder Zeit daſtände wie ein Mann? Sollen wir erſt auf die Noth warten, um aus ihr eine Tugend zu machen? — Und, wir fragen, würden

ſelbſt in ſo dringendem Falle nicht erſt die ſämmtlichen Regierungen Deutſchlands um die Erlaubniß angegangen werden müſſen, ihren reſp. Unterthanen zu geſtatten, für eine kürzere oder längere Zeit mit den andern deutſches Volk zu ſpielen? Und wie, wenn ſie's nicht geſtatten, wenigſtens nicht Alle? — Wir haben es erlebt, vor Kurzem noch, zur Zeit, als einheitliche Kraft ſich den Eventualitäten gewachſen zeigen ſollte, mit denen der italieniſche Krieg Deutſchland bedrohte, daß eiferſüchtige Sonderbündelei ſich gerade an der Stätte geltend machte, die Deutſchlands vereinte Staatenkraft zu repräſentiren die Aufgabe hat. Im Schooße eben derſelben Bundestagsverſammlung, die ſtets einig und feſt zuſammengehalten, wenn es galt deutſche Freiheit und deutſche Volksrechte zu unterdrücken, erhoben Zwietracht und Eiferſucht ihre Stimme, als es galt einmal nach außen hin ſtark zu ſein. — Und was hat der vielgeſchmähte Herr v. Borries weiter gethan, als daß er unvorſichtig ein Geheimniß verrathen, das nicht ſein eignes war? Er wurde im Berliner Abgeordnetenhauſe geradezu ein Landesverräther genannt. Aber — nochmals fragen wir — hat ſeine Regierung ihn deshalb desavouirt? Haben die Regierungen deutſcher Klein- und Mittelſtaaten, deren Intereſſe Herr v. Borries zur unglücklichen Stunde gegen preußiſches Uebergewicht wahren zu müſſen glaubte, Proteſt gegen die Abſichten eingelegt, die dieſer ihnen mindeſtens zugemuthet? Hat der deutſche Bundestag eine Achtserklärung über einen Cabinetsminiſter ausgeſprochen, der mit Abfall vom Bunde und mit Uebertritt zum Feinde gedroht hat? — Nein, ſämmtliche deutſche Regierungen haben geſchwiegen wie der deutſche Bund. —

Wir ſehen einen Abgrund vor uns, den alle papierne Proteſte und Erklärungen nicht ausfüllen werden! —

Und wenn wirklich die Noth des drängenden Moments, Hader und Eiferſucht zwiſchen Groß- und Kleindeutſchland beſchwichtigend, eine Armee aus dem Boden ſtampfte; hundert Tauſende, ja eine volle Million ſtreitbarer Männer aller Contingente, geſchmückt mit einigen dreißig verſchiedenartigen Nationalkokarden, wohlbewehrt, wohlgeübt und disciplinirt, tüchtige Soldaten — müßten wir nicht trotz alledem wiederum fragen: „Wo iſt denn das deutſche Volk?“ — O ſicher, dieſe deutſche Armee wird jeden Fuß breit deutſchen Bodens mit ihrem Blute zu vertheidigen wiſſen. Aber auch eine Heerde wilder Steppenroſſe vertheidigt tapfer die Scholle, auf der ſie ſich zuſammengeſchaart gegen den Einbruch hungriger Wölfe. Ein Volk muß edlere Güter zu ſchützen haben. —

Aber gilt uns denn die neueſte national-deutſche Bewegung gar nichts? — Ehrlich geſagt, als Symptom, daß der innere Schaden unſeres Vaterlandes allgemeiner zum Bewußtſein gelangt — etwas; als Heilmittel — nichts. Im Gegentheil, verhehlen wir's uns nicht: Aus der Vogelperſpective, von England, ſelbſt von Frankreich und Rußland aus angeſehen, muß dieſe plötzlich eingetretene krampfhaft politiſche Regſamkeit, dieſes Herumſuchen mit der Diogeneslaterne nach deutſchen Menſchen in Deutſchland, dieſes Subſcribiren auf Geſinnungserklärungen, dieſes Hin- und Herreiſen edler, mit Paßkarten gehörig verſehener Agitatoren vom einem deutſchen Volksſtamme zum andern u. ſ. w. einen ziemlich kläglichen Anblick gewähren. Der praktiſche Engländer, der ſich auf Agitationen verſteht, fragt: what next? — „Es kommt vor

Allem und zunächst darauf an, daß das deutsche Volk seine deutsche Gesinnung kund gebe." — „Gesinnung? — what is Gesinnung?" — Uebersetzt es ihm in's Englische!

VII.

Doch wie? Hätten wir nur geträumt? Erinnern wir uns nicht jenes Tages, an welchem es in Deutschland eine öffentliche Meinung gab, die eine Macht war, stark durch vereintes Wollen, gestützt auf errungenes Recht, Alles in Allem — ein deutsches Volk? Wo ist es geblieben? Nun denn es lebt noch. Rüttelt es aus dem behaglichen Gesinnungsdusel, in welchen das impotente Gothaerthum, ein unbewußter Helfershelfer der reagirenden deutschen Machthaber, es eingelullt. Wartet nicht bis es durch den Wecker an der Zeitenuhr geweckt wird! — Es muß dieser schönselig politischen Siegwart- und Wertherperiode ein Ende gemacht werden. Es giebt ein Wort, ein einziges Wort, vor dem das Gothaerthum schwindet, wie ein schüchternes Gespenst vor der gefürchteten Formel des Beschwörers, es heißt — „Fordern".

Das deutsche Volk ist im Besitze einer Magna Charta so gut wie das englische; es ist die deutsche Reichsverfassung, beschlossen und unterschrieben von den Vertretern des Volkes im deutschen Parlamente, als Reichsgesetz verkündet am 28. December 1848. Das allein ist der Boden, die gesetzliche Basis, auf welcher das deutsche Volk ein unantastbares nationales Ganzes ist — auf welcher allein die brennenden inneren Fragen des deutschen Vaterlandes zu erledigen sind. Auf diese Gesetzgebung weise eine energischere Agitation unerbittlich und beharr-

lich mit ſtarkem Finger hin und fordere und lehre das Volk — fordern! Auf dieſem Boden erſtarke die öffentliche Meinung des deutſchen Volkes zu einer berechtigten nationalen Macht. —

Wir verhehlen uns allerdings nicht die Mängel, welche der unter den Wehen einer kreiſenden Zeit entſtandenen Reichsverfaſſung anhaften; wir wiſſen vor Allem das Mißverhältniß zu würdigen, in welchem die deutſche Magna Charta zur dynaſtiſch colorirten Landkarte von Deutſchland ſteht und wie ſchwer es ſein wird mittelſt Verfaſſungsparagraphen Gewalten zu beſeitigen, die ihr Recht auf überwundne Zeit- und Culturſtandpunkte als unantaſtbar feſtgeſtellt haben. Wer vermöchte vorher zu beſtimmen, welchen Löſungen die unverſöhnlichen paradoxen Gegenſätze in unſerm Vaterlande endlich weichen werden? — Aber, daß ſie überhaupt weichen werden und müſſen, dafür kann uns eine Verfaſſung bürgen, durch die das Volk organiſch, als berechtigter, ſeiner Kraft ſich bewußter Factor in die Geſchichte tritt; ſich zur Potenz geſtaltet, an der logiſch und mathematiſch jede außerhalb des Volkes ſtehende Gewalt früher oder ſpäter brechen muß. Die Frage können wir jedoch uns heute ſchon beantworten: Wenn Deutſchland ſein Parlament behalten hätte, würde es noch an der Bundestags-Miſere leiden? Hätten dann die Kurheſſiſche und Schleswig-Holſteiniſche Frage nicht ſchon längſt eine kräftigere Antwort gefunden als bloße Worte? —

Einer jener Exilirten der Paulskirche, die das Vaterland nicht an den Schuhſohlen, wohl aber im treuen, patriotiſchen Herzen mit in die Verbannung getragen, hat vor Kurzem, in einem durch die Zeitungen veröffentlichten Aufrufe, dieſe Geſetzesurkunde als das Banner hoch empor-

gehoben, um welches allein ſich die Führer der nationalen Partei zu ſchaaren haben. — Wer von all den Edelſten der Gothaer, die damals unter emphatiſchen Gelöbniſſen, mit der von ihnen beſchloſſenen Reichsverfaſſung zu ſtehn und zu fallen gelobten, hat den Muth gehabt unter dieſes Banner zu treten? Sie perhorresciren ſchweigend ſich ſelbſt, ihr eignes Geſetz; ſchwebeln und nebeln als feine Diplomaten, Rhetoren und Publiciſten zwiſchen Volk und Fürſten auf und nieder und thun geſchäftig Nichts! —

Doch die Reichsverfaſſung iſt die Revolution! — Nein, man dürfte ihr eher nachſagen, was das vormärzliche Berliner „Politiſche Wochenblatt“ ſich nachrühmte — ſie iſt das Conträre der Revolution, denn ſie iſt die im Geſetz zur Ruhe gelangende Revolution wie ſie in den Verfaſſungen aller freien Nationen zur Ruhe gekommen iſt.

Blickt auf England. Es iſt das irrevolutionärſte Land Europa's, weil ſeine Revolution ſich in der Verfaſſungsurkunde erfüllt; ſich mit der ſichern Ruhe des Sieges in Permanenz erklärt hat. So iſt der conſervativſte engliſche Wollhändler, der eingefleiſchteſte Feind der Reformbill, der Ultratory, im Grunde ein hundertfach größerer Revolutionär als Hecker und Struve und alle deutſchen „rothen Republikaner“ im Jahre 1848 es geweſen ſind. Denn in ſolidariſcher Continuität bildet er einen Bruchtheil jener britiſchen Nation, die in langen und blutigen Kämpfen dem abſoluten Königthume abgetrotzt, daß die Charte Englands eine unantaſtbare Wahrheit geworden. Als loyaler Verfaſſungsbürger hat er mit dem Antritt ſeines politiſchen Erbtheils, intellectuell wie moraliſch, die Mitſchuld an dem Tode Karl's I., an der Vertreibung Jacob's II. über-

nommen. Sie macht ihm keinen Kummer. Er iſt ein Stück vom großbritanniſchen Wappenlöwen, der ſeine Tatze ruhig auf die Verfaſſungsurkunde gelegt hat. Verſucht es ſie ihm zu entreißen und er wird ſich zum Sprunge aufrichten, wie der Löwe in der Vignette zur erſten Ausgabe von Schiller's „Räuber“ mit dem Ausrufe „In tyrannos!“ — Aber wo ſollte ſich ein Tyrann zu ſolchem Wagniß finden? —

Und ob drüben, jenſeits des Kanals, wo's keine Geſinnungs- und Tendenzpolizei, keine Paßkartenſchererei, keinen Preßzwang und dergleichen continentale Inſtitutionen zur Völkerbeglückung gibt, ob da Geſetz und Ordnung und Bürgerruhe herrſchen? Fragt die vertriebenen Despoten Europas, die auf engliſchem Boden friedlich neben Mazzini und Ledru Rollin weilen, wie das Lamm neben dem Wolf des jüngſten Tages; ſie werden es Euch ſagen. Ihr könnt Euch auch nächſtens bei König Bomba erkundigen. — Aber es iſt die inſulare Lage Englands, die ſolche eigenthümliche Zuſtände ermöglicht; die geographiſchen Verhältniſſe der continentalen Staaten bedingen andre Entwickelungen — meinen pfiffige Politiker. Nun denn, ſo betrachtet das kleine Belgien, das im Jahr 1848, als ringsum an ſeinen Grenzen die Flammen des Bürgerkrieges hoch aufſchlugen, unter dem Schutze ſeiner, durch die Revolution von 1830 errungenen, die Volksfreiheit verbürgenden Inſtitutionen, faſt allein von allen Staaten des europäiſchen Continents unerſchüttert die Segnungen des Friedens genoß.

Wollt Ihr in Deutſchland eine Revolution unmöglich machen? — Es gibt ein untrügliches Mittel — beweiſt, daß Deutſchland eine Revolution gehabt hat! Alle

jene guten und wohlgesinnten Doctrinäre, Theoretiker, Schönredner ꝛc., die aus Vor- und Rück-, Um- und Nachsicht die deutsche Erhebung von 1848 und die durch dieselbe errungenen Volksrechte vertuschen, sind im Grunde unmoralischer und frivoler, als die Höflinge Ludwigs XV., die auf das après nous le deluge losſündigten; sie rufen das Chaos über Deutschland zum zweiten Male herbei; aber es wird nach ihnen sein — meinen sie. —

Druckfehler.

S. 63, Zeile 9 von unten: Einwürfe statt: Entwürfe.
„ 80, „ 7 „ „ Wolfheit „ Wahrheit.
„ 95, „ 6 „ „ alten „ allen.
„ 483, „ 7 „ „ muß es heißen: „— Parlamente; es sind die Grundrechte des deutschen Volks, als Reichsgesetz ꝛc.“ ....

Druck von Nonn & v. Döhren in Hamburg.

Verlag von Otto Meißner in Hamburg.

Das Jahrhundert. Zeitschrift für Politik und Literatur. Mit Beiträgen von A. Büchner, L. Büchner, H. Czolbe, K. Grün, M. Hartmann, M. Heß, A. Kolatschek, G. F. Kolb, G. Liebert, E. Meyen, K. Naumerck, H. B. Oppenheim, E. A. Roßmäßler, A. Ruge, F. Wilh. Schulz, J. Temme, Wander ꝛc.

1856 October — December		22½ Sgr.
1857 Januar — März (nicht mehr vollständig zu haben)		22½ „
1857 2.—4. Quartal	à	1 Thlr.
1858 1.—4. „	à	1 „
1859 1 u. 2. „ nebst einer Extra-Nummer, enthaltend: Geschichte des „Jahrhunderts", Erbauliches und Beschauliches	à	1 Thlr.

Das Erscheinen dieser für die Zeitgeschichte höchst wichtigen Zeitschrift ist in Folge der Verbote in Preußen, Sachsen und Oestreich einstweilen sistirt. Es sind nur noch wenige Exemplare zu haben.

Louis Napoleon Bonaparte, die Sphinx auf dem französischen Kaiserthron. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Nachtrage: Villafranca und Frei-Deutschland. 11 Bogen. Geh. 15 Sgr.

Dies Buch enthält die erste vollständige Biographie Napoleons III., giebt aber dem Leser zugleich die politische Geschichte Frankreichs seit dem 24. Februar 1848 und ein geistreich skizzirtes Panorama unserer gesammten Weltlage. Der Bonapartismus und seine Endabsichten sind darin — zur Belehrung und zur Warnung — in der prägnantesten Weise enthüllt. — Der Verfasser ist einer unserer bedeutendsten politischen Schriftsteller.

Der Inhalt ist folgender: Gallien und die Familie Bonaparte. — Zwei Conspirationen: Rom und Ostende. — Dritte und vierte Conspiration: Straßburg und Boulogne. — Fünfte Conspiration: Die Präsidentschaft. — Sechste Conspiration: Der Staatsstreich. — Der Verschwörer geht auf den Thron zu. — Qu'est-ce que l'Empire? — L'Empire, c'est la paix: Orientalischer Krieg — Wohlstand und Finanzen: l'Empire, c'est la paye. Orsini und Espinasse. — L'Empire, c'est la paix: Italien. — Physiognomie des Empereur und des Empire. Der Latinismus. — Nachtrag: Villafranca und Frei-Deutschland.

Mystagogos. Eine christliche Vorschule. Neue Folge. 15 Bogen gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

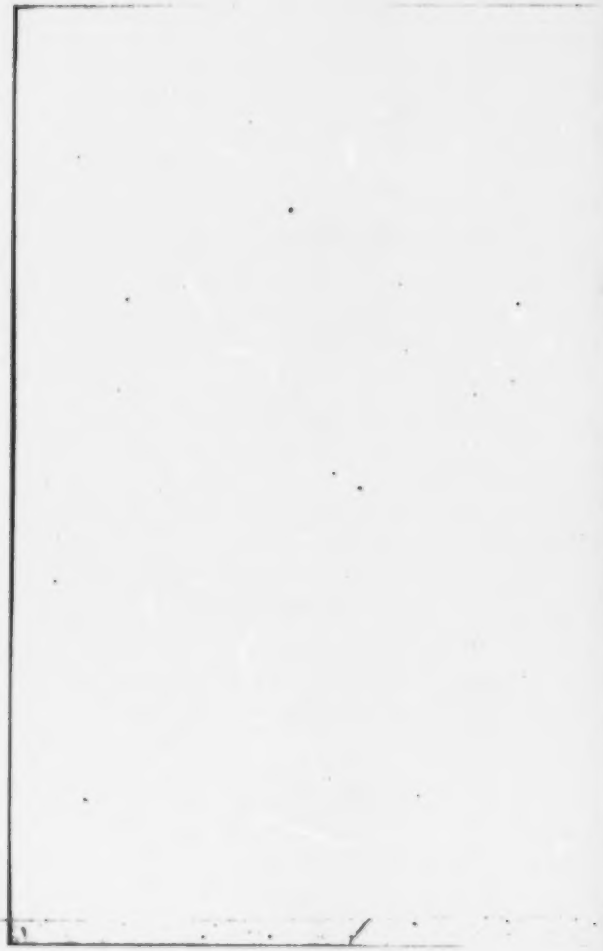
Die öffentliche Meinung wie die Kritik haben den Verfasser des „Mystagogos" als einen der gediegensten und geistvollsten Schriftsteller über die christliche Dogmatik und christliche Gewohnheitsanschauung anerkannt.

Die „Neue Folge" wird dieses Urtheil nicht nur von Neuem bestätigen, sondern auch durch ihren reichen Inhalt Gelehrten wie Laien eine Fundgrube trefflichen Materials eröffnen, die der Leser nur auszubeuten braucht, um über die schwierigsten Fragen und Zweifel der christlichen Religion mit sich zum Abschluß zu kommen.

Demokratiſche

Studien.

1861.



Demokratiſche

Studien.

1861.

Unter Mitwirkung

von

L. Bamberger, Moritz Hartmann, Friedrich Kapp,
F. Laſſalle, H. B. Oppenheim, Arnold Ruge, W. Rüſtow,
Ludwig Simon aus Trier u. A.

herausgegeben

von

Ludwig Walesrode.

Hamburg
Otto Meißner.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite
Vorwort des Herausgebers	VII
Der preußische Constitutionalismus. Von Ludwig Simon	1
Ueber die Kunst, mit einer Verfassung zu regieren. Ein Vademecum für constitutionelle Minister und Solche, die es werden wollen. Von H. B. Oppenheim	35
Der asiatische Geist in seiner Herrschaft über Europa. Von Arnold Ruge	79
Die Brigade Milano. Von W. Rüstow	93
Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen. Von Moritz Hartmann	137
Die Französelei am Rhein, wie sie kam, und wie sie ging (1790 bis heute). Von Ludwig Bamberger	217
Die Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten. Von Friedrich Kapp	285
Die beiden Welfen Ernst August und Georg V. und das Land Hannover. Von *****	313
Zur Geschichte eines kleinen Staates	425
Gotthold Ephraim Lessing. Von F. Lassalle	475
Vom enthüllten Polizeistaate und was daran hängt. Zwei offene Briefe an den Herrn Minister des Innern, Grafen Schwerin Excellenz ꝛc. Von einem Ostpreußen an der Elbe	507

Vorwort.

Der Herausgeber kann ſich darauf beſchränken, dieſe neue Folge der „demokratiſchen Studien“ mit wenigen aphoriſtiſchen Bemerkungen einzuleiten.

Der erſte Band, aus dem Einverſtändniſſe einander geſinnungsbefreundeter Autoren hervorgegangen, war eigentlich nur ein Experiment, ein Weckruf an die durch den Rückſchlag des Jahres 1848 aus dem lebendigen Parteizuſammenhang geriſſenen Parteigenoſſen, wiederum an der gemeinſamen Arbeit des demokratiſchen Gedankens, gleichviel ob producirend ob empfangend, Theil zu nehmen und in ſolcher Theilnahme ihre Zuſammengehörigkeit zu bekunden.

Der Weckruf iſt gehört worden.

Das Erſcheinen des gegenwärtigen Bandes iſt kein Experiment mehr — es iſt eine *Nothwendigkeit*.

Die Kritik forderte und *erwartete* eine Fortſetzung des begonnenen Unternehmens: mehr aber noch machte es die Aufnahme, welche der erſte Band in der Partei gefunden — wenn anders das raſche Vergriffenſein eines in ſtar-

ker Auflage erschienenen und, seines bogenreichen Volumens wegen, mit hohem Ladenpreise notirten Buches kein falsches Kriterium für die Sympathie des Publicums ist — zur Pflicht, aus der Schöpfung eines glücklichen Einfalls ein Organ zu gestalten, das der Demokratie angehört und bleibt.

Brauche ich hinzuzufügen, mit welcher freudigen Bereitwilligkeit die Mitarbeiter und Mitbegründer der „demokratischen Studien" diese sie ehrende Pflicht einer weiteren gemeinsamen Wirksamkeit auf sich genommen? — Sie sind Alle, ohne Ausnahme, auch diejenigen, von denen der vorliegende Band keinen Beitrag enthält, dem Unternehmen treu geblieben, während neu hinzugetretene publicistische Kräfte die Liste der Mitarbeiter um Namen vermehrt haben, die sicher von unsern Lesern mit einem herzlichen „Willkommen!" begrüßt werden dürften.

Vielleicht werden aber auch unsere politischen Gegner es nicht verschmähen, auf diesem Sammelplatze demokratischer Kräfte und Sympathieen sich über Geist und Streben der Demokratie zu unterrichten. Denn unser Buch wird auch aus dem geheimsten demokratischen Gedanken kein Hehl machen. Es sei denn, daß unsere Gegner es vorziehen eine Demokratie ihrer Fiction zu bekämpfen, statt einer Demokratie, wie sie in Wahrheit ist. Wenigstens scheinen die officiellen Gegner der Demokratie, welche dieselbe durch physische Gewaltmittel zur Verheimlichung ihrer Grund- und Glaubenssätze zwingen oder zu zwingen versuchen, einen solchen Kampf für bequemer zu halten.

Einige Kritiker haben in dem vorjährigen Bande ein demokratisches Programm vermißt. Sie werden es auch in dem diesjährigen vergebens suchen. Für unser vorgesetztes Wirken ist jenes Princip, von dem die Demokratie unwandelbar ausgeht, und auf das sie unwandelbar zurückkommt: „Alles für das Volk und Alles durch das Volk," Programm genug. — Innerhalb dieses Princips bewegt sich die demokratische Ueberzeugung, keiner aufgenöthigten theoretischen Schablone, keiner erstarrten Doctrin sich unterwerfend, in voller subjectiver Freiheit, darum auch um so kräftiger dem Prinzipe dienend, welchem alle diese vielgestalteten Thätigkeiten als dem Endziele zustreben, in dem sie sich einig wiederfinden.

Ein Andres ist es, wenn die demokratische Partei in geordneter Masse auf dem politischen Schauplatze erscheint, um in voller Parteidisciplin ihre Betheiligung an einem concreten Acte des Staatslebens zu einer durchgreifenden, wo möglich siegreichen, zu gestalten. Dann ist ihr ein strictes politisches Programm nicht zu erlassen, und dann wird sie sich's nicht erlassen.

Aus demselben Gesichtspunkte dürfte auch der Vorwurf der redactionellen Planlosigkeit in der Aufnahme der in Form wie Inhalt heterogensten Artikel, den dieser oder jener Kritiker unserm Buche oder mir dem Herausgeber zu machen versucht wäre, abzuweisen sein. Denn so mannigfaltig das Mitgetheilte, so giebt doch jede Seite, jede Zeile dieses Buches Zeugniß, daß das Prinzip der Demokratie Allem und Jedem als Richtmaaß gedient habe. Und das ist

plaumäßig genug. Einer methodischeren Anordnung und Sichtung hätte der Herausgeber den Reichthum des Inhalts opfern müssen. Die Leser werden ihm dafür dankbar sein können, daß er's nicht gethan.

Schließlich muß ich an dieser Stelle, wie in meinem Vorworte zum vorigen Jahrgange, mein Bedauern gegen einige meiner Mitarbeiter aussprechen, daß ich ihre mir bereits vor geraumer Zeit zugegangenen Artikel erst so spät der Oeffentlichkeit übergeben konnte. Besonders beklage ich es, daß die Skizze aus dem italienischen Feldzuge, welche mein verehrter Freund Wilhelm Rüstow, auf meine an ihn gerichtete Bitte, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit sofort, in seinem Hauptquartier Caserta, noch unter dem ganzen frischen Eindrucke des kriegerischen Lebens, das ihn umgab, gewissermaßen auf der Trommel für die demokratischen Studien schrieb, fast eine kleine horazische Quarantaine — die Jahre auf Monate reducirt — bis zum Erscheinen dieses Bandes durchmachen mußte. —

Die Erklärung, vielleicht auch die Entschuldigung dieses Uebelstandes liegt darin, daß die Herausgabe eines voluminösen Sammelwerkes, wegen der nicht von allen Seiten mit gleicher Raschheit eingehenden Mitarbeiten, ja wegen der Natur mancher Artikel, welche eine definitive Gestaltung schwebender politischer Fragen oft noch abwarten müssen, um zum Schluß zu kommen, gewöhnlich länger vertagt werden muß, als es vielen Mitarbeitern erwünscht ist und der Herausgeber sich vorgesetzt hat.

Es ließe sich dieser Uebelstand allerdings durch eine gemessene, etwa vierteljährliche Periodicität für die Zukunft beseitigen, und es hat auch einer meiner geehrten Mitarbeiter und Mitbegründer der demokratischen Studien schon seit lange diese Ansicht eifrig gegen mich geltend gemacht. Doch konnte ich mich bisher derselben nicht zustimmig erklären. Ich bin nämlich der Meinung, daß zwanglos erscheinende, gewissermaßen spontan aus der Zeit hervorgehende politische Schriften — ich spreche natürlich nicht von Zeitungen und was in dieses Bereich gehört — weit anregender wirken als solche, die an den unabänderlichen Gang der Gestirne geknüpft, in streng gemessenen Kalenderperioden erscheinen müssen. Die letzteren mögen immerhin ihre Gewohnheitsleser und einen Kreis bestimmter Abnehmer sich erwerben und erhalten. Aber die Gewohnheit stumpft leicht das rege Interesse ab und der geschlossene Abonnentenkreis ist nicht die Oeffentlichkeit, die wir suchen. Ich erinnere an die mächtige Wirkung der politischen Flugschrift. Und ist unser Buch nicht recht eigentlich ein Convolut politischer Flugschriften, wenn auch nicht im flüchtigen Sinne des Worts? — Etwas Andres ist es mit periodischen Schriften streng wissenschaftlichen Inhalts, die für Fachleser geschrieben sind, oder mit belletristischen, der Unterhaltung gewidmeten Erscheinungen, denen allerdings eine bequeme, ökonomische Periodicität zu Gute kommt. — Ich glaube auch nicht, daß eine zwanglose Fortsetzung der demokratischen Studien in Widerspruch mit dem tritt, was sie von nun ab sein sollen — ein Organ der Demokratie.

Es wäre mir aber wünschenswerth, wenn kritische Besprechungen des vorliegenden neuen Bandes auch diesen Umstand in Erwägung ziehen und mich eines Bessern belehren möchten, da es mir nicht daran liegt, Recht zu behalten, sondern im Interesse meiner Mitarbeiter und des Publicums das Richtige zu thun.

Hamburg im Juni 1861.

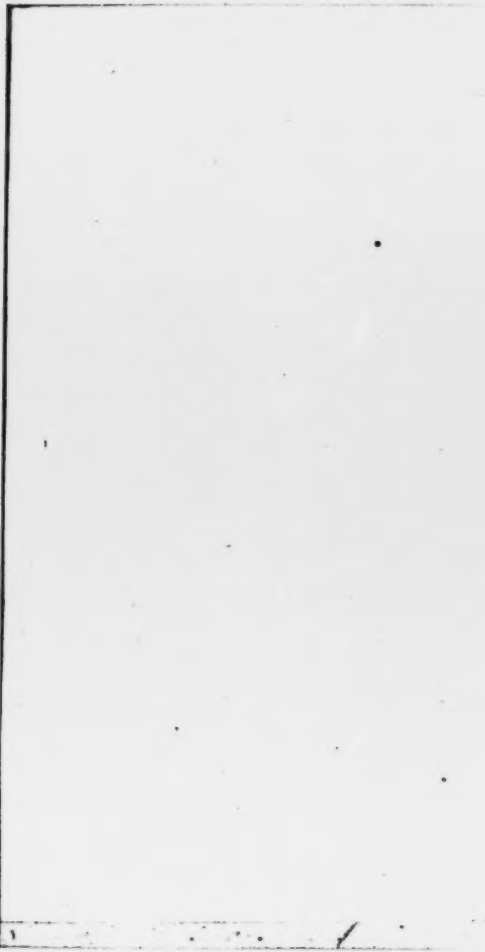
Ludwig Walesrode.

Der

preußiſche Conſtitutionalismus.

Von

Ludwig Simon.



I.

Die kluge Lehre von der Theilung der Gewalten ist eitel Theorie. In der Wirklichkeit stellt sich die Sache so: Entweder sitzt die letzte entscheidende Kraft in der Krone, oder sie sitzt im Volke und dessen Vertretung. Alles, was dazwischen fällt, ist bloßer Uebergangszustand, der mit Naturnothwendigkeit zu einem oder dem andern dieser Endpunkte hinführt.

In England, Holland, Belgien, Schweden und Norwegen sitzt die letzte entscheidende Kraft im Volke und dessen Vertretung. Durch nachdrückliche, oft blutige Volksanstrengungen wurde dies Ergebniß gewonnen und in weisen Einrichtungen befestigt. Die Volksvertretung besitzt nicht nur die theoretische Macht des Wortes, sondern sie beherrscht auch den praktischen Nerv der Dinge, Geld und Waffen, welche gegen ihren Willen nicht in Thätigkeit gesetzt werden können. Nicht nur neue Auflagen, sondern auch die bisherigen gewöhnlichen Steuern können ohne vorherige Bewilligung nicht erhoben werden, und kein Ministerium vermag sich gegen ein Mißtrauensvotum der Volksvertretung zu halten, es sei denn, daß das Volk selbst mittelst neuer Wahlen sich gegen seine früheren Vertreter auf Seiten des Ministeriums stelle. Derselben Autorität unterliegen mittelbar auch alle Beamten des Civil- und Militairstandes. Wenn ein Volk einmal seine Kraft und Reife durch Thaten nachdrücklich erhärtet

hat, und zwar nur um diesen Preis, verwandeln sich die Beamten von selbst aus übermüthigen Vormündern in pflichtschuldige Beauftragte. Der Fürst selbst ist alsdann nicht Mehr und nicht Weniger als der erbliche Vertreter der Kraft und Würde der Nation und der Vollstrecker ihres Willens. Seine hohe Stellung sichert ihm ohne Zweifel, selbst bei nur gewöhnlicher Begabung, einen erheblichen Einfluß auf den Lauf der Dinge. Aber die Mittel zur Durchführung seines Eigenwillens gegen den Willen der Nation, sind ihm abgeschnitten. Selbst das absolute Veto mitsammt dem Rechte der Kammerauflösung, wenn ihm die Waffe der Steuerverweigerung wiederholt und ausdauernd entgegengesetzt wird, ist doch nur einem in einer Festung ohne Proviant belagerten Gegner vergleichbar. Der Staatsstreich aber kommt von selbst aus der Mode, wenn derselbe voraussichtlich zum Verlust der Krone oder gar auf den Richtplatz führt. Das ist der Inhalt des Constitutionalismus bei mündigen Völkern.

In Deutschland, insbesondere in Preußen, ist das Verhältniß ein ganz anderes. Da sitzt die letzte entscheidende Kraft unzweifelhaft in der Krone. Zwar enthält die preußische Verfassungs-Urkunde verschiedene, theoretisch verbürgte Rechte. Aber um dieselben in einem etwaigen Conflicte mit der Krone aufrecht zu erhalten und durchzusetzen, dazu fehlen rechtlich wie thatsächlich die Mittel. Zunächst besitzt das Haus der Abgeordneten nicht das Recht der Steuerverweigerung, wenigstens nicht hinsichtlich der bereits bestehenden Steuern, welche vielmehr auch ohne vorherige Bewilligung laut der Verfassung stets forterhoben werden können*). Das Gegentheil, meinen ängst-

*) Art. 109 der Verf.: „Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben und alle Bestimmungen der bestehenden Gesetzbücher, einzelnen Gesetze und Verordnungen, welche der gegenwärtigen Verfassung

liche Gemüther, wäre ja die helle Anarchie. Als ob diejenigen, welche ein arbeitendes Volk nach allen Richtungen des Lebens hin vertreten, nicht ein höheres Interesse daran hätten, daß keine Anarchie eintrete, denn ein einzelner wohlverproviantirter Fürst! Als ob man es ihnen nicht ruhig überlassen könnte, zu beurtheilen, wo und wann dieses Mittel in Anwendung zu bringen sei, was erfahrungsmäßig immer nur in dem äußersten Falle geschieht, wenn die weit gefährlichere Anarchie der absoluten Willkür von Oben einzubrechen droht! Doch bleiben wir bei unserem Thema. Der Regierung sind also die bereits bestehenden Steuern unter allen Umständen gesichert. Aber auch zur Beschaffung *außerordentlicher* Mittel ist sie durch den bekannten *Octroyirungs*-Artikel in Stand gesetzt, nach welchem sie in dringenden Fällen *einseitig von sich* aus Verordnungen mit *Gesetzeskraft* erlassen kann*). Auf diese Weise können vollendete Thatsachen in's Leben gesetzt werden, gegen welche nachhinkende Beredtsamkeit Nichts mehr vermag. Es ist also dem Absolutismus selbst innerhalb der Gränzen der Verfassung möglichst bequem gemacht. Sollte

---

nicht zuwiderlaufen, bleiben in Kraft, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden."

*) Art. 63 der Verf.: „Nur in dem Falle, wenn die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes es dringend erfordert, können, insofern die Kammern nicht versammelt sind, unter Verantwortlichkeit des gesammten Staatsministeriums, Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, mit Gesetzeskraft erlassen werden. Dieselben sind aber den Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritte zur Genehmigung vorzulegen." — Nach Art. 76 werden die Kammern regelmäßig im November jeden Jahres und außerdem, so oft es die Umstände erheischen, zusammenberufen. Es kann also ein *volles Jahr* verfließen, bevor die stattgehabten Octroyirungen zur Vorlage an die Volksvertretung gelangen.

er aber trotzdem einmal das Bedürfniß empfinden, diese Gränzen zu verlassen, und über die Verfassung selbst gespornten Stiefels hinwegzuschreiten, so sind auch dazu die erforderlichen Mittel zur Hand. Mit Hülfe der Revisionskammer des Jahres 1849, der Erstgeburt des Dreiklassenwahlgesetzes, wurde die in den früheren Verfassungsentwürfen angeordnete Vereidigung des Heeres auf die Verfassung beseitigt*). Man sagt, es könne dem einzelnen Offiziere und Soldaten unmöglich gestattet werden, bei jedem ihm ertheilten Befehle selbst zu untersuchen, ob derselbe auch verfassungsgemäß sei. Als ob diese Frage von irgend welcher praktischen Bedeutung wäre, außer in großen Katastrophen, wo die Volksvertretung selbst mit einem klaren Ausspruche vorangeht, dessen unbeachtetes Ueberhören jedesmal nothwendig den Verfassungsumsturz zur Folge hat. Freilich wird die bloße Form des Eides wenig nützen, wenn nicht zugleich der Inhalt des bürgerlichen Verfassungslebens bis in die Armee hineingedrungen ist. Und umgekehrt wird die Armee auch ohne förmliche Vereidigung kein blindes Werkzeug des Absolutismus sein, wenn der Geist der bürgerlichen Gesellschaft in ihr lebt. Es gibt nun wohl keinen monarchischen Staat, in welchem die Armee weniger spezifisch soldatischen Geistes wäre und der bürgerlichen Gesellschaft verwandter bliebe, als in Preußen. Der Bürger und Bauer, welcher in die Armee tritt, ergreift ja damit nicht einen neuen Stand, er genügt nur seiner Dienstpflicht, um nach 2 bis 3 Jahren wieder an sein Gewerbe oder seinen Pflug zurückzukehren. Hieran vermag weder die Ausdehnung der Aushebung auf den Zuwachs der gestiegenen Bevölkerung, noch selbst die

*) Art. 108 der Verf.: „Eine Vereidigung des Heeres auf die Verfassung findet nicht Statt."

Verlängerung der Reservepflicht Etwas zu ändern. Die Mehrausgehobenen sind eben immer die Söhne des Volkes, und der einberufene Reservist bringt im 7. oder 8. Jahre ebensowohl, ja noch mehr den Geist der bürgerlichen Gesellschaft, in der er gelebt hat, mit in die Armee, wie im 4. oder 5. Gefährlich für die bürgerliche Freiheit dagegen ist das Zurückdrängen des reiferen Alters und das vorzugsweise Heranziehen der unüberlegten Jugend, welche erfahrungsmäßig leicht am Befehlen und Herrenspielen Gefallen findet, und wäre es auch auf Kosten der eignen Aeltern und Verwandten. Am allergefährlichsten aber ist der exclusive Geist der Offiziercorps, unter deren Leitung und Befehl die junge Mannschaft gestellt wird, und in dieser Hinsicht ist in Preußen reichlich dafür vorgesorgt, daß der volksthümliche Charakter der Armee in den der Krone zusagenden Schranken gehalten werde. In Preußen sucht schon ohnehin der Adel in größerer Anzahl den Kriegsdienst als der Bürgerstand, worüber sich natürlich Niemand zu beklagen hat, da dies von dem freien Willen jedes Einzelnen abhängt. Darüber aber darf man billig Klage führen, daß trotz des Artikels 4 der Verfassung der Adel bei dem Avancement entschieden bevorzugt erscheint*). Schon bei der Beförderung von Cadetten zu Fähnrichen und der Letzteren zu Seconde-Lieutenants ist eine Bevorzugung des Adels ersichtlich. Ganz abnorm wird aber dies Verhältniß beim Aufsteigen vom Seconde-Lieutenant durch die verschiedenen Rangstufen hindurch bis zur Generalswürde. Eine genaue Zusammenstellung nach der Rang- und Quartierliste von 1853 und nach dem bei der Mobilmachung

*) Art. 4 der Verf.: „Standesvorrechte finden nicht Statt. Die öffentlichen Aemter sind unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen für alle dazu Befähigten gleich zugänglich."

von 1859 stattgefundenen Offizier-Avancement liefert folgendes Ergebniß:

1853	Seconde-Lieutenants	61%	Adeliche
	Stabsoffiziere	71%	„
	Generale	90%	„
1859	Seconde-Lieutenants	65%	„
	Stabsoffiziere	78%	„
	Generale	91%	„

Das ursprüngliche Procentverhältniß von Bürgerlichen und Adelichen in den niederen Chargen setzt sich also im Aufsteigen zu den höheren Chargen nicht fort, sondern schlägt in ein offenbares Zurücksetzen der Bürgerlichen gegen die Adelichen um. Nun könnte man glauben, die Adelichen bewiesen etwa mehr Befähigung zum Kriegsdienste. Dagegen aber spricht das ausnahmsweise Vorwiegen des bürgerlichen Elementes im Artillerie- und Ingenieur-Corps, d. i. grade in denjenigen Waffen, bei welchen am meisten auf Befähigung ankommt. Der Adel bekleidete in diesen Corps überhaupt nur 24% der Offiziersstellen nach der Rang- und Quartierliste von 1853 und 30% zufolge des Avancements von 1859. Und doch zeigt sich auch hier wieder ein unverhältnißmäßiges Wachsen der Adelsprocente in den höheren Chargen.

1853 finden wir unter den Secondelieutenants nur 26% Adeliche, dagegen unter den Obersten 35%; — 1859 nur 27% unter den Secondelieutenants, dagegen 60% unter den Obersten. Also selbst in diesen Waffen wieder eine entschiedene Bevorzugung des Adels beim Avancement, und zwar in gesteigertem Maßstabe seit der neuen Aera. Im Civilstaatsdienste begegnen wir derselben Erscheinung. Die Regierungsräthe und Abtheilungsdirectoren bilden bekanntlich die Unterstufe zu den Regierungspräsidenten und Oberpräsidenten. Nun zeigt uns das Jahr 1858 z. B.:

bei 23 % adelicher Regierungsräthe und 34 % adelicher Abtheilungsdirectoren — 78, sage achtundsiebenzig Procent adelicher Regierungs- und Oberpräsidenten, also eine Bevorzugung des Adels um mehr als 150 Procente. — Auch in dem durch seine directe Berührung mit den Localverhältnissen, besonders auf dem platten Lande so wichtigen Amte der Landräthe wiegt der Adel entschieden vor. Im Jahre 1858 hatte derselbe nicht weniger als 64 % sämmtlicher Landrathstellen inne. Diesemnach ist es wohl erlaubt, die preußische Verfassung einem Schifflein zu vergleichen, welches von den Wogen des Feudalismus bei heitrem Himmel getragen wird, aber beim ersten Sturme spurlos verschlungen und in der Tiefe begraben werden kann.

II.

Allerdings hat der König die Verfassung beschworen, und es mag, trotz der bittern Erfahrungen des preußischen und deutschen Volkes seit 1813 bis auf den heutigen Tag, gerne zugegeben werden, daß die Persönlichkeit des gegenwärtigen preußischen Monarchen keinen Grund zu der Annahme darbietet, sein Wort sei ihm nicht ebenso heilig, wie jedem anderen Ehrenmanne. Aber einmal darf die Garantie einer Verfassung nicht lediglich in der Person des Monarchen ruhen, welcher ja nicht unsterblich ist und minder würdige Nachfolger haben kann; vielmehr verdient nur diejenige Verfassung eine solide genannt zu werden, welche auf der ganzen Breite des thatsächlichen Staatsorganismus ruht. Sodann vergißt man zu leicht, daß die großen Conflicte sich zumeist aus entgegengesetzten Auffassungen übrigens unbestrittener Bestimmungen herleiten, wobei die Krone durch die Wärme des dynastischen Interesses sich leicht in ein Rechtsgefühl hineinverirren

kann, welches mit dem objectiven Gesetzesinhalte nicht im Einklange steht. In solchem Falle aber pflegt wenigstens für die Gegenwart diejenige Auslegung sich als die maßgebende zu erweisen, welcher die materielle Macht zur Seite steht.

Der selige Erzherzog Johann, unser ehemaliger Reichsverweser, dieser Urtypus fürstlicher Biederkeit, hatte auch das Gesetz über die provisorische Centralgewalt in der Paulskirche feierlich beschworen. Durch dieses Gesetz war die Errichtung des Verfassungswerkes von der Wirksamkeit der Centralgewalt ausdrücklich ausgeschlossen und dem Parlamente allein vorbehalten worden. Die Centralgewalt hatte nur für dessen Ausführung zu sorgen. Als nun im wunderschönen Monat Mai 1849 eine Deputation der Nationalversammlung sich in die Eschenheimer Gasse begab, um den Herrn Reichsverweser um die Ernennung eines Ministeriums zu bitten, welches die reichsverfassungsgetreuen Länder gegen Zwang und Unterdrückung in Schutz nehme, da hätte derselbe wohl antworten können, daß er als Habsburger keinen Beruf dazu empfinde, einem Hohenzollern zur deutschen Kaiserkrone zu verhelfen; er hätte vielleicht auch sagen können, daß er die ihm zu Gebote stehenden Executionsmittel nicht für ausreichend erachte, um unseren Wünschen zu willfahren. Kurz! er hätte von seinem Posten einfach und schlicht zurücktreten können. Aber das sagte, das that er nicht; vielmehr erwiederte er dem seligen Raveaux, welcher sich, aus alter Gemüthlichkeit von der Einholungsdeputation her, mit dem offenen Gesetzestexte in der Hand, etwas nahe an ihn herangemacht hatte: „Das sind Principien, Sie handeln nach Ihren, ich nach meinen, und ich werde ein Ministerium bilden, welches nach meiner Ansicht den Bedürfnissen der Zeit gemäß handeln wird." Bald darauf bekamen wir denn auch das

Miniſterium Grävell, welches auf Antrag des Abgeordneten Welcker ſofort „für eine Beleidigung der National-Repräſentation“ erklärt wurde, jedoch, unbeirrt durch dieſes theoretiſche Urtheil, leiſe den Faden zu ſpinnen begann, welcher bernach ſtark genug wurde, um die Leiche des Bundestages wieder aus der Gruft emporzuheben, in die er nach ſcheinbarer Selbſtentleibung verſenkt worden war. Der ſelige Raveaux, welcher von dem Herrn Erzherzoge immer ſo gut gedacht und geſprochen hatte, konnte ſich vor Erſtaunen kaum erholen und damit war die Tyroler Idylle zu Ende.

Auch iſt es ja noch gar nicht lange her, daß in Preußen ſelbſt die Erfahrung gemacht wurde, bis zu welcher Bedeutungsloſigkeit eine Verfaſſung herabſinken kann, welche in den Schooß ihr feindlicher Gewalten gebettet iſt. Die heutige preußiſche Verfaſſung war ſo gut von dem verſtorbenen Könige beſchworen, als ſie es heute iſt. Und doch weiß Jedermann, daß dieſelbe unter dem Miniſterium Manteuffel durch verſchrobene Auslegung und willkürliche Beamtenpraxis in ihren weſentlichſten Beſtimmungen über die Freiheit der Preſſe, die Sicherheit der Perſon und die Gleichberechtigung der Religionsbekenntniſſe jahrelang vollſtändig gelähmt war. Selbſt die Kammer mußte dieſe Beeinträchtigung mit chriſtlicher Demuth über ſich ergehen laſſen, wollte ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen, „mobiliſirt zu werden,“ wie die Junker ſich damals in behaglicher Wachtſtubenlaune auszudrücken pflegten.

Dieſe Beeinträchtigungen ſind nun freilich ſeit der Regentſchaft großentheils wieder beſeitigt worden und zwar bei guter Zeit, aus innerem freien Antriebe, ohne erſichtlichen äußeren Zwang. Dies zeugt ohne Zweifel von wohlverſtandenem Intereſſe und geſundem politiſchem Tact. Die Schlachten von Magenta und Solferino würden unter Manteuffel'ſchem Regimente gewiß ganz andere Geiſter in

Preußen geweckt haben, als diejenigen, welche gegenwärtig daselbst rege sind. Das Volk nahm die ihm gewährten Erleichterungen mit dankbarem Aufathmen, fast wie ein Gnadengeschenk entgegen. Ja es schien einen Augenblick, als ob nun weiter gar Nichts mehr zu wünschen übrig bleibe. Jedenfalls erachtete man es für unangemessen, weitergehende Wünsche in Gestalt von Forderungen zu äußern. Wenn ich einem Bettler einen Thaler schenke, so schickt sich's allerdings nicht, daß er mir zwei fordere. In dieser Lage befindet sich aber das Volk gottlob! doch nicht. Schon vor nahezu einem halben Jahrhundert waren dem deutschen und preußischen Volke Rechte und Freiheiten versprochen worden, die es noch heute kaum besitzt, obwohl es durch die unsäglichen Opfer, mittelst deren es die Throne seiner Fürsten wieder aufrichtete, wahrlich ein heiliges Recht auf die versprochenen Gegenleistungen erworben hatte. Als aber die Gefahr vorüber war, da hieß es, die Erfahrungen anderer Länder hätten bewiesen, wie gefährlich constitutionelle Verfassungen für das Volkswohl seien, desgleichen die Freiheit der Presse. Die gegebenen Versprechungen blieben fort und fort unerfüllt, ja noch kurz vor der Märzrevolution erfolgte in Preußen auf erneute Mahnung die kategorische Antwort, es dürfe sich niemals ein Stück Papier zwischen den Fürsten und den lieben Herrgott drängen! Darum handelte es sich nun freilich nicht, nicht um einen geschriebenen Pact zwischen dem Fürsten und dem lieben Herrgott. Ein solcher möchte der Unkörperlichkeit des einen Theiles willen etwas schwer zu vereinbaren sein. Vielmehr handelte es sich einfach um eine geschriebene Verfassung zwischen Fürst und Volk, wie alle civilisirten Völker des Erdballs sie gegenwärtig besitzen. So kam das Jahr 1848 heran und fand ein enttäuschtes, tief verstimmtes

Volk. Der franzöſiſche Februarſturm weckte die deutſche Märzrevolution, über deren eigentliche Kraft die Meinungen noch heute ſo verſchieden ſind. Die Einen behaupten, es habe nur eines ſtrammeren Militaircommando's bedurft, um den ganzen „Krawall“ gänzlich zu Boden zu ſchlagen. Andere ſind der Meinung, daß die rückſichtsloſe Anwendung der Gewalt mit dem gänzlichen Umſturze der Throne geendet haben würde. Es wäre unnütz, darüber heute noch zu ſtreiten. In dieſer Ungewißheit liegt das Geheimniß der heutigen Lage, der wahre Grund unſerer halben Zuſtände. Gewiß iſt nur, daß damals überall, auch in Preußen, die Krone es gerathen fand, nachzugeben. Gewiß iſt, daß ſchon die allererſten Zugeſtändniſſe Mehr enthielten, als wir heute beſitzen. Gewiß iſt, daß ſchon das am 6. April 1848 auf dem ordentlichen Wege der Geſetzgebung zu Stande gekommene Geſetz die Kautionsbeſtellung für die Herausgabe neuer Zeitungen, ebenſo den Ausnahme-Gerichtsſtand für Staatsverbrechen aufhob; dagegen vollſtändige Preßfreiheit, das Vereins- und Verſammlungsrecht, die Unabhängigkeit der ſtaatsbürgerlichen Rechte vom religiöſen Glaubensbekenntniſſe einführte; und endlich beſtimmte, „daß den künftigen Volksvertretern jedenfalls die Zuſtimmung zu allen Geſetzen, ſowie die Feſtſetzung des Staatshaushaltsetats und das Steuerbewilligungsrecht zuſtehen ſolle.“ Die Unterſcheidung und verſchiedenartige Behandlung von bereits beſtehenden Steuern und neuen Auflagen war damals noch nicht erfunden. Dieſes mit dem vereinigten Landtage ordnungsmäßig verabſchiedete Geſetz enthielt alſo ſchon mehr Rechte und Freiheiten als die ganze gegenwärtige preußiſche Verfaſſung, ſelbſt wenn ſie niemals eine Beeinträchtigung erlitten hätte. Sodann aber iſt weiter zu gedenken der Geſetze

über das allgemeine Wahlrecht für Berlin und Frankfurt, der aus ihnen rechtlich hervorgegangenen beiden Versammlungen, des Berliner Verfassungsentwurfs und der rechtsgültig beschlossenen und verkündeten deutschen Reichsverfassung, nebst den Grundrechten des deutschen Volkes. Alles dieses und vieles Andere wurde von der Reaction jählings wieder verschlungen; aber verdaut ist es noch nicht; und wohl bekommen wird es ihr auch nicht. Wenn man alle diese Verluste in ihrer ganzen Größe überblickt und überdenkt, so erscheint die durch die neue Aera bewirkte Wiederherstellung verschwindend klein, und es kann darin für das Volk wahrhaftig kein Grund entdeckt werden, in Dankbarkeit und Verehrung bis zu dem Grade zu versinken, um darüber das Gefühl eigenen Rechts und eigener Kraft gänzlich einzubüßen. Es ist wahr, die Engländer haben für ihre Königin eine große Verehrung und die Belgier baten im Jahre 1848 ihren König zu bleiben, als er gehen wollte. Aber zu dieser Art von Verehrung ist es in Preußen entschieden noch zu frühe. Die Engländer verehren ihre Königin, die Belgier ihren König, weil dieselben dem Volkswillen ungehindert seinen Lauf lassen; weil sie sich als dessen bloße Vollstrecker ansehen, ohne jemals auf höhere Inspirationen gestützt, ihren Eigenwillen dem Volkswillen entgegenzusetzen; kurz, weil sie auf den Mysticismus von Gottes Gnaden gänzlich verzichtet haben. Da kann sich das Volksherz weit auftun und schrankenlos hingeben. Aber an diesem Punkte halten wir in Preußen noch nicht. In Preußen sitzt, wenigstens äußerlich, die ganze Macht noch in der Krone, die von Gott kommt, und wenn diese Krone ja einmal die Verfassung und ihre eignen Pflichten anders auffassen sollte, als Ihr, so seid Ihr wahrhaftig nicht sicher, daß nicht eines schönen Morgens das grade Gegentheil Eures Willens geschehe. Einer solchen Krone gilt es viel

mehr durch männliche Haltung Achtung, als durch Unterwürfigkeit Beifall abzugewinnen. Haben wir doch während der neuen Aera den alten Nerv des abſoluten Königthums durch alle conſtitutionelle Umhüllung hindurch bereits zweimal deutlich verſpürt, und zwar grade in zwei Haupt- und Lebensfragen, von welchen eine jede für ſich allein von der höchſten und weitreichendſten Bedeutung iſt.

III.

Einmal in der Frage der neuen Armee-Organiſation. Als in der Seſſion des Jahres 1860 dieſe Frage zur Vorlage kam, ward kaum eine Stimme gegen die Ausdehnung der bisherigen Aushebung auf den eingetretenen Zuwachs der Bevölkerung laut. Aber in Volksvertretung, Preſſe und Land äußerte ſich alsbald die große Mehrheit entſchieden gegen die dreijährige Dienſtpflicht, deren Beibehaltung man für militairiſch unnöthig und bei dem größeren Präſenzſtande für finanziell verderblich erachtete; — ſodann auch gegen die Einreihung der jüngeren Jahrgänge der Landwehr unter die Befehle von Linienoffizieren, deren Anhänglichkeit an die beſtehende Verfaſſung und deren volksthümliche Entwicklung man bezweifeln zu dürfen glaubte. Unter dieſen Umſtänden zog das Miniſterium die neuen Armeevorlagen zurück, und verlangte den außerordentlichen Credit von 9 Millionen Thalern *nicht etwa zu deren Durchführung*, ſondern *lediglich zur Aufrechterhaltung der proviſoriſchen Kriegsbereitſchaft*, welche durch die bedrohliche Lage des Vaterlandes geboten ſei. Die Preſſe erhob ihre warnende Stimme und ſprach die Befürchtung aus, daß die 9 Millionen, wenn ſie einmal bewilligt ſeien, von dem Kriegsminiſter dennoch zur Ausführung der von ihm als trefflich, von dem Lande aber als verderblich erachteten neuen Organiſation verwendet

werden möchten. Umsonst! Die Kammer hatte nicht den Muth, der Regierung gegenüber einen sichern Standpunkt einzunehmen, sie berauschte sich an dem ihr durch Herrn v. Vincke kredenzten Becher des Vertrauens, und die 9 Millionen wurden bewilligt. Kaum waren aber die Herren Abgeordneten in die geliebte Heimath zurückgekehrt, als der Herr Kriegsminister mit Einführung der neuen Organisation thatsächlich voranschritt. Und ein Jahr darauf wird nun von Neuem beiläufig dieselbe Summe verlangt, welche somit allmählig ins Ordinarium überzugehen droht. Der Herr Kriegsminister ist nicht auf Rosen gebettet! Das ist schon wahr; denn er soll den Lieblingswunsch des Hofes gegen die bessere Ueberzeugung des Landes durchsetzen. Aber das Land ist doch noch viel übler dran. Denn es soll mit seinem Schweiße den Boden düngen, aus dem die Rittersporen emporsprossen!

Die zweite Frage betrifft die Haltung Preußens gegenüber dem sich einheitlich verjüngenden Italien. Da ist ein Land, das schönste von der Welt, die altehrwürdige Wiege von Kunst und Wissenschaft, welches seit Jahrhunderten unter dem dreifachen Fluche der Fremdherrschaft, des Despotismus und der Zersplitterung seufzt. Unsägliche Leiden, die es erduldet, haben seine Beharrlichkeit nicht gebrochen. Endlich gelingt's ihm, Dank der Hülfe eines mächtigen Nachbarn, Dank der Hingebung eines hochherzigen Königs, den alten Fluch nach und nach von sich abzuschütteln. Das ist ein König! Sein Stammbaum reicht soweit hinauf, wie der irgend eines europäischen Fürstenhauses. Aber höher als Stammbaum und Pergament achtet er den lebendigen Drang der Nation, die fruchtbare Idee seiner Zeit. Und er schwingt sich auf's Roß und reitet in die Schlacht und setzt Krone und Leben an die Wiedergeburt seines Vaterlandes. Und was nur Treffliches, Tüchtiges und Gesundes in der Nation lebt,

jauchzt ihm zu. Die Parteien vergessen ihren Hader und schaaren sich um einen König, in dessen Hand selbst ein Republikaner treuherzig einschlagen kann. Fallen aber müssen die übrigen Throne, welche sich bis zum letzten Augenblicke als Hindernisse der nationalen Einheit und Kraft, als Bollwerke volksfeindlicher Regierung und fremdherrlichen Einflusses bewährt haben. Was haben deren gekrönte Inhaber für sich anzurufen? — Das Verständniß der Bedürfnisse ihrer Zeit? — Die auf das Land ausgestreuten Wohlthaten? — Die Liebe ihrer Unterthanen? — Daß sich Gott erbarm'! Ueberall eine sie bis auf den letzten Augenblick anklagende Vergangenheit! Die eignen Unterthanen verlassen sie wie Gefangene den Kerkermeister, um sich an dem rings erwachten Frühling der nationalen Wiedergeburt zu erfrischen. Nichts spricht für sie als ihre Stammbäume, ihre Pergamente. Also das Trockenste, Leerste, Aermste gegen das Jugendfrischste, Fruchtbarste, Reichste! Wem kann da die Wahl schwer werden?

Doch wir sind Deutsche. Es handelt sich für uns nicht bloß um eine Frage des Geschmacks, es handelt sich auch um unsere eignen Interessen. Es ist wahr, Frankreich hat die ganze Entwicklung entfesselt; Frankreich, mit dem wir leider auch unfreundliche Berührungspunkte haben. Gewiß darf man nicht darauf rechnen, daß Italien jemals das französische Blut vergessen werde, welches auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino für seine Sache geflossen ist. Das wäre nicht nur schwarzer Undank, das wäre auch schlechte Politik. Aber Italien wird auch nicht vergessen, was die Hülfe des Freundes ihm gekostet hat, Savoyen und Nizza, Nizza, den Garten Europa's, das Vaterland seines Garibaldi! Es wird nicht vergessen, daß die ursprüngliche Absicht des Freundes auf eine bloße Conföderation gerichtet war, ähnlich der des deutschen Bundes, dessen Vorbild

für Andere wahrhaftig nicht verlockend ist. Es wird nicht vergessen, daß der höhere Schwung der Nation zu kräftigerer Einheit nicht von dem Beifalle des Freundes begleitet war. Mit der Faust auf der Gurgel, wie in Gaeta und Rom, und wär' es auch eine Freundesfaust, athmet sich nicht leicht. Die französische Politik in Italien zielte von jeher darauf ab, den fremden Einfluß durch den eignen zu verdrängen, keineswegs aber ein einheitliches, kräftiges und deshalb unabhängiges Italien herzustellen, welches sich heute auf Frankreich gegen Deutschland, morgen auf Deutschland gegen Frankreich stützen könnte. Noch heute haben französische Staatsmänner gegen eine solche Entwicklung ihre großen Bedenken. Wenn man trotzdem vor derselben Schritt für Schritt zurückweicht, so kommt das daher, daß man sich in den Tuilerien auf die lebendigen Zeichen der Zeit versteht und nicht in Principien verrennt, um auch dann noch darauf zu beharren, wenn dieselben bereits leblos geworden sind. Durch ein gewaltthätiges Durchsetzen des eignen Standpunktes würde der französische Herrscher die allgemeinen Bedingungen seiner eignen Existenz gefährden und eine Rückbildung befördern, welche in ihrem Verlaufe den glücklich errungenen Einfluß Frankreichs nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa wieder in Frage stellen könnte. So wählt man denn von zwei Uebeln lieber das kleinere. Dies kleinere Uebel ist aber Deutschlands Vortheil, sobald nur einmal die Scheidewand gefallen ist, welche Deutsche und Italiener jetzt noch feindlich getrennt hält: die österreichische Gewaltherrschaft in Venedig. Ist dieses Hinderniß erst beseitigt, dann wird Italien gewiß den trefflichen Stützpunkt nicht verkennen, welchen ein befreundetes Deutschland ihm darbietet, um sich dem überwiegenden französischen Einflusse zu Gunsten eigner Selbstständigkeit zu entziehen. Alles Andere ist Nebensache. Italien mit seinem

Küstenreichthum braucht Triest nicht; für Deutschland aber ist Triest der einzige Fuß am adriatischen Meere. Deutschland braucht Triest und Triest braucht Deutschland. Das Princip der Nationalität spricht für keinen von beiden Theilen, da der Landstrich weder deutsch, noch italienisch, sondern slavisch ist. Bei Welschtyrol handelt sich's für beide Theile um eine secundäre Gränz-, nicht um eine Kraft- und Lebensfrage. Bei Abtretung Venetiens ließe sich zwischen Deutschland und Italien sicherlich eine solide Friedensbasis gewinnen, durch welche künftigen Streitigkeiten wirksam vorgebeugt würde.

Soviel Spectakel deutsche offiziöse Organe auch von diesen Nebenpunkten machen, um die gegenseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien möglichst zu vergiften; so erschrecklich sie auch die Gefahren darstellen, welchen die 45 Millionen Deutschen ausgesetzt sein sollen, wenn die 25 Millionen Italiener nur erst eine Nation bilden, so ist doch das der wahre Grund ihres Mißbehagens nicht. Der wahre Grund ist vielmehr die Niederlage des Legitimitätsprincips in Italien. Die Coblenzer October-Depesche des Herrn v. Schleinitz an den Grafen Cavour gibt uns darüber die schätzbarsten Fingerzeige. In dieser Note findet sich Herr v. Schleinitz vermüßigt, dem Grafen Cavour einen Cursus über öffentliches Recht zu lesen. Wir sind ihm dafür zum aufrichtigsten Danke verpflichtet, wäre es auch nur um deswillen, weil er dadurch den entgegengesetzten Cursus Lord John Russell's nach Vattel von der Höhe der englischen Regierung herab provocirt hat. Nie war eine Abfertigung gerechtfertigter. Wahrlich! es ist traurig genug, daß wir selbst nicht vom Flecke kommen. Aber auch anderen Leuten zumuthen, es ebenso zu machen, damit auch sie nicht vom Flecke kommen, das ist zu stark. Sämmtliche Beschuldigungen, welche Herr von Schlei-

nitz gegen Victor Emanuel vorbringt, passen ebensogut auf Friedrich den Großen, und wenn alle preußischen Staatsmänner von jeher ebenso talentvoll gedacht hätten, so stäcke die ganze preußische Herrlichkeit noch heute im Sande der Mark Brandenburg. Herr von Schleinitz betont hauptsächlich das Princip des Rechts, und lebt der Ueberzeugung, daß allein auf dem legalen Wege der Reform und unter Respectirung der bestehenden Rechte, es einer gesetzmäßigen Regierung gestattet sei, die gerechten Wünsche der Nationen zu befriedigen. Dagegen scheint es, daß man zum entgegengesetzten Zwecke, d. h. um die gerechten Wünsche der Nationen nicht zu befriedigen, den legalen Weg der Reform auch verlassen darf. Wenigstens schritt man bei der reactionären Rückbildung von den Märzerrungenschaften zu den heutigen Zuständen von Octroyirung zu Octroyirung, sprengte legal constituirte Versammlungen, stellte sich auf den Boden einseitiger Gewalt, zerriß Wahlgesetze, schaffte ab und führte ein, Alles nach eigenstem Gutdünken. Da hieß es: „Das öffentliche Wohl ist das höchste Gesetz, vor dem alle anderen Rücksichten weichen müssen!" Wenn aber das öffentliche Wohl die Beseitigung einer schlechten Regierung erfordert, dann darf der Weg der legalen Reform nicht verlassen, dann müssen alle bestehenden Rechte respectirt werden. Dann setzt man Himmel und Erde in Bewegung, dann eilt man von Baden-Baden nach Teplitz und Warschau, um die Heiligkeit bestehender Rechte zu wahren. Und grade nach Warschau! Welche Ironie des Zufalls! Nach Warschau, der Hauptstadt jenes Reiches, welches durch das souveraine Belieben von drei Fürstenhäusern, gegen den Willen der mißhandelten Nation, allen bestehenden Rechten zum Hohne, dreimal zerrissen, zerfetzt und zertheilt wurde. Wenn sich dagegen ein Volk freiwillig, ja mit einstimmiger Begeisterung

an ein Fürstenhaus hingiebt, dann geschieht himmelschreiendes Unrecht, welches nicht geduldet werden darf! — Die italienischen Fürsten haben Jeder einen Fetzen Italien rechtmäßig von ihren Ahnen ererbt. Davor muß das Bedürfniß der Nation nach einheitlicher Kraft zurücktreten. Mögen diese Fürsten ein Jeder in seinem Fetzen Land schalten und walten, wie sie wollen, gleichviel! ihre Rechte müssen respectirt werden! — Aber das heißt denn doch die Grundsätze des Privatrechts auf das staatliche Gebiet etwas kühn übertragen. Eine Heerde Schaafe oder Ochsen, die ich gekauft oder ererbt habe, ist ohne Zweifel ein Object, worauf ich ein unbestreitbares Recht habe. Den Menschen aber hält man, außer in Sclavenstaaten, doch allgemein für ein Subject. Man kommt doch eigentlich nicht mit der Verpflichtung auf die Welt, grade von einer bestimmten Dynastie regiert zu werden, sondern mit dem Rechte, seine eignen Zwecke zu verfolgen und sich zum höchstmöglichen Grade leiblicher und moralischer Vollkommenheit zu entwickeln. Insoweit man dazu einer Regierung bedarf, kommt wahrhaftig viel Mehr darauf an, daß sie eine gute, als daß sie eine angestammte sei. Es sei gerne zugegeben, daß das Recht auf internationalem wie auf jedem anderen Gebiete die höchste und schönste Entwicklungsform menschlichen Lebens ist. Aber es ist doch nur eine Entwicklungsform, nicht das Leben selbst, und wenn sich Gesetz und Recht wie eine ew'ge Krankheit forterben, dann soll wahrlich der Inhalt nicht aus Respect vor der Form zu Grunde gehen.

Grade das ist der höchste Ruhm Victor Emanuel's vor Mit- und Nachwelt, daß er mit seiner lebensvollen Natur das Vorurtheil seines fürstlichen Standes durchbrochen hat. Er hat seinen Stammbaum in freier Berührung mit dem lebendigen Drange der Nation verjüngt und ihm dadurch

gewiß eine längere Dauer gesichert, als wenn er an der Solidarität aller fürstlichen Pergamente festgehalten und in der Wahrung der Rechte des Königs von Neapel die Wahrung seiner eignen Rechte erkannt hätte. Das hätte doch eigentlich mit anderen Worten nichts Anderes geheißen, als: „Auch ich und meine Nachkommen dürfen gelegentlich einmal schlecht regieren, und dann darf uns doch Niemand Etwas anhaben, weil wir von Gottes Gnaden sind." Eine volksthümliche, gute Regierung hat eine ganz andere Basis, als eine unvolksthümliche, schlechte, und der gesunde Menschenverstand kann durchaus keinen Grund dafür entdecken, daß die eine mit der anderen stehe und falle.

IV.

So lange nicht auch in Preußen das legitimistische Vorurtheil überwunden ist, kann dieser Staat weder in Deutschland noch in Europa seinen Beruf thatsächlich erfüllen.

Preußen, selbst wenn es sich in der freundlichsten Gestalt zeigt, hat leider in dem übrigen Deutschland Antipathieen genug zu überwinden. Tritt es aber gar in spezifischer Schroffheit auf, mit absolutistischem Vorbehalt in der Krone, mit wohlbestalltem Feudalismus in Armee, Verwaltung und Herrenhaus und mit dem kraftvermindernden Destillir-Apparat des Dreiklassenwahlgesetzes, so wird ihm das Herz des deutschen Volkes gewiß nicht entgegenschlagen. Um einen bloßen Herrenwechsel ist es ja doch Niemanden zu thun. Im Jahre 1849 nahm man den preußischen Erbkaiser als eine unerfreuliche Zugabe mit in den Kauf, welche durch die Grundrechte des deutschen Volkes, das allgemeine Wahlrecht, die Vereidigung der Beamten und Offiziere auf die Reichsverfassung und deren ganzen volksthümlichen In-

halt aufgewogen werde. Es ist ganz undenkbar, daß man heute den preußischen Erbkaiser als das einzige Gute an dem ganzen Werke der Nationalversammlung betrachten sollte, alles Uebrige aber als schädlichen Ballast. Wohl ist in Folge der gegenwärtigen Lage Europa's die Frage der Freiheit vor jener der Einheit etwas zurückgetreten. Vielen erscheint es minder problematisch, daß wir durch die Einheit zur Freiheit, als daß wir durch die Freiheit zur Einheit gelangen werden. Solche Ueberzeugung, wo sie redlich ist, verdient gewiß alle Achtung. Aber man vergesse doch ja nicht, daß es nicht in der Natur des Volkes liegt, um des Entfernten, Reflectirten willen, was erst mittelbar seine heilsamen Wirkungen äußern soll, das nächste Bedürfniß der lieben Gewohnheit und Eigenthümlichkeit zum Opfer zu bringen. Dem deutschen Volke wird dieser Prozeß um so schwerer, als man ihm zumuthet, wenigstens vorläufig auf die Gemeinschaft mit unseren österreichischen Brüdern zu verzichten. Man hält ihm das Beispiel Italiens entgegen, welches nicht so unweise gewesen sei, zu sagen: „Wir wollen keine Einheit, in welcher Venetien und Rom nicht gleich mit inbegriffen sind!" — Aber die Lombarden, die Mittel- und Süd-Italiener hätten dies gewiß gesagt, wenn Victor Emanuel sich in Turin ruhig auf den Aesten seines Stammbaumes geschaukelt hätte, statt sich auf's Roß zu schwingen und für die Idee der Nation in die Schlacht zu reiten. Auch in Deutschland kann die nationale Wiedergeburt nicht vor sich gehen, solange nicht tiefere Kräfte geweckt, solange nicht Freiheitsgefühl und Bürgerstolz zur reinen Flamme der Begeisterung angefacht werden. Nur in diesem Feuer können die Hindernisse der Einheit zum Schmelzen kommen. Von solcher Temperatur sind wir aber leider noch weit entfernt. Tritt doch Preußen selbst in der churhessischen Frage mit wenig lockenden Vorbehalten auf. Eine neue Bundes-

execution gegen das für sein umgestürztes Verfassungsrecht kämpfende Volk will man zwar nicht dulden. Dagegen wurde schon ausdrücklich in Aussicht gestellt, daß aus der Verfassung von 1831 die sogenannten „bundeswidrigen" Bestimmungen, insbesondere die Vereidigung der Armee auf die Verfassung, hinausrevidirt werden müßten. Das ist aber gerade die Achillesferse. Grade dieser Vereidigung war im Jahre 1850 der glänzende Sieg des churhessischen Volkes zu verdanken, welcher nur durch die von Außen eindringende Reaction wieder zu Boden geschlagen werden konnte. In Zukunft soll also die Armee nur dem Churfürsten gehorchen, selbst wenn er sie abermals gegen die beschworne Verfassung commandirte! Dann würde es wohl hinfort der Oesterreicher und Strafbaiern kaum wieder bedürfen. Es ist dann aber auch nicht abzusehen, wozu all' der patriotische Aufwand, und warum man nicht lieber gleich Alles bei'm Alten läßt. Soll die Assimilirung des übrigen Deutschlands auf solcher Basis vor sich gehen, ist das der Vorgeschmack der preußischen Hegemonie, so möchten die übrigen Deutschen sich wohl schwerlich beeilen, ihre Zustimmung dazu zu erklären.

Ebenso bedenklich erscheint der preußische Legitimismus im Hinblick auf die europäischen Verhältnisse. Ist es unmöglich, denselben im Innern zu überwinden, so wird derselbe natürlich bei günstiger Gelegenheit nach Außen zum Ausbruch kommen. Man braucht die Bedeutung der Annahme des von Vincke'schen Amendements durch das preußische Abgeordnetenhaus durchaus nicht zu verkleinern. Aber damit ist noch keineswegs gesagt, daß die preußische Regierung dasselbe auch als maßgebend für ihre Handlungsweise anerkennen werde. In der vorhergehenden Session hatte sich die Meinung des Abgeordnetenhauses ebenso unzweideutig gegen die neue Armee-Organisation ausgespro-

chen, so daß die Regierung es sogar rathsam fand, die darauf bezügliche Vorlage zurückzuziehen und sich die geforderten 9 Millionen Thaler angeblich bloß zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft bewilligen zu lassen. Und doch wurde, nachdem die Kammer sich kaum getrennt hatte, sofort mit Einführung der neuen Organisation der Anfang gemacht. Es ist daher nicht abzusehen, warum die Regierung nicht ebensogut bei günstiger Gelegenheit ihrer eignen bessern Einsicht über das Verhältniß Preußens zur italienischen Frage folgen sollte. Nach der Verfassung hat der König das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, ohne der Zustimmung der Volksvertretung zu bedürfen*). Die Armee hat nach der Verfassung nur dem Könige zu gehorchen, unbekümmert um die Ansichten der Kammern und des Landes. Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben. In dringenden Fällen können auch ohne Zustimmung der Kammern Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen werden, also auch Finanzverordnungen zu Beschaffung außerordentlicher Geldmittel. Es braucht also nur noch die gewissenhafte Ueberzeugung der Krone hinzuzutreten, daß das Bedürfniß der europäischen Ordnung ein Einschreiten gegen die revolutionäre Einheitsbewegung Italiens erfordere, um die Kraft des preußischen Staates in einem, dem Vincke'schen Amendement diametral entgegengesetzten Sinne zu verwenden, ohne dadurch die Verfassung im Mindesten zu verletzen. Ueber Jahresfrist, wenn die Kammern wieder zusammentreten,

*) Art. 48: „Der König hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, auch andere Verträge mit fremden Regierungen zu errichten. Letztere bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Zustimmung der Kammern, sofern es Handelsverträge sind, oder wenn dadurch dem Staate Lasten oder einzelnen Staatsbürgern Verpflichtungen auferlegt werden."

können Schlachten gewonnen und verloren, kann ganz Europa aus den Fugen sein.

Wer an einen Abschluß der österreichischen Staatsconfusion durch die aristokratisch-klerikale Reichsrathsschöpfung des Herrn v. Schmerling glaubt, scheint mir ein holder Schwärmer. Das italienische Uebel ist ohne die Abtretung Venetiens unheilbar, das ungarische wird täglich schwerer zu heilen, und selbst die übrigen Provinzen werden von Tag zu Tag tiefer in die allgemeine Bewegung hineingezogen. Wie kann man auch an eine *aufrichtige* Bekehrung der Regierung zu wahrhaft constitutionellen Grundsätzen glauben, so lange sie sich nicht entschließen kann, Venetien aufzugeben, welches *nur durch den strammsten Militär-Despotismus* festgehalten werden kann? Die habsburgische Legitimität hat den härtesten Strauß noch zu bestehen, ob heute oder morgen, ändert Nichts an der Sache. Nun hat es die europäische Legitimität schon Selbstüberwindung genug gekostet, den Dingen bis jetzt ihren Lauf zu lassen, unthätig zuzusehen, wie in Italien ihr eigenes Lebensprincip vor dem der Volkssouverainetät in den Staub sank. Von Baden über Teplitz nach Warschau zieht sich die deutliche Spur dieses Schmerzes. Preußische offiziöse Federn leihen ihm fortwährenden Ausdruck. Bisher lag er im lähmenden Bann dynastischer Rivalitäten. Aber Niemand kann dafür bürgen, daß, wenn die nächste entscheidende Krisis zum Ausbruche kommt, die legitimistische Coalition nicht endlich doch hervortreten werde. Gesetzt also, der Kampf um Venedig entbrennt, von der Erhebung der Ungarn begleitet, gesetzt die legitimistische Coalition erscheint auf dem Plane, die Russen gehen über den Pruth, die Baiern rücken in Tyrol, die Preußen in Böhmen und Ungarn ein, um Oesterreich den Arm zum Schlage gegen Italien frei zu machen; — dann gehen die Franzosen über

den Rhein. Nach Details wird ihr gesunder Sinn nicht Viel fragen. Genug, wenn sie die europäischen Brüder der Bourbonen, die Feinde von 1789 vorrücken sehen. Für Frankreich ist die Sache dann klar, für die legitimistische Coalition auch. *Aber Niemand ist übler dran, als das deutsche Volk.* Der Fremde betritt den geheiligten Boden des Vaterlandes, überschwemmt dessen schönste Provinz. Diese Provinz ist nicht nur ein Stück von unserem Leibe, mit Strom, Bergen, Rebenhügeln und Sagen, mit ihrer ganzen Geschichte ist sie der Stolz Deutschlands. Ihr Verlust wäre ein Stoß in's Herz des Germanismus, ein Brechen seiner Kraft. Das deutsche Volk soll sich also dem Eindringling wie *ein* Mann entgegenwerfen. Aber unter welcher Fahne? Unter der Fahne *legitimistischer Reaction* soll das deutsche Volk kämpfen gegen Volksherrlichkeit und Volksfreiheit, gegen Menschenwürde und Menschenstolz, gegen Alles, was ihm heilig ist, was es selbst mit Sehnsucht erstrebt? Es soll die Hand dazu bieten, daß nochmals, wie 1849, Italien erwürgt, Ungarn erdrosselt und dann Deutschland auf's Neue mit jener Reaction gesegnet werde, deren Eiter so eben erst aus den Wiener und Berliner Gerichtssälen hervorbrach? — Oder sollte der gute Michel wirklich glauben, daß die deutschen Landesväter, wenn die Volkskraft wieder in ganz Europa zu Boden geschmettert ist, ihn aus Dankbarkeit der Tutel entlassen und für großjährig erklären würden? — Deutschland hat sich in dem letzten Jahrzehnt stark mit Naturwissenschaften beschäftigt. An ihrer Hand wird ihm wohl auch das unerbittliche Gesetz der Kräfte etwas klarer geworden sein, als von 1812 bis 1815. Mit dem blinden Franzosenhaß, selbst mit dem gerechten Zorne gegen den Eindringling allein ist's nicht gethan. Es fragt sich auch, wenn der Kraftfactor Frankreich wegfiele, in welches Verhältniß sich dann die übrigen Kräfte

setzen würden? Frankreich genießt im Augenblick grade keines Uebermaßes von Freiheit. In Preußen, ja im größeren Theile von Deutschland ist die Presse freier als in Frankreich. Aber die Revolution von 1789 ist der französischen Gesellschaft in Fleisch und Blut übergegangen. Die Taufgnade ist der Legitimität zu Gunsten eines selbstbewußten Staatsbürgerthums vollständig abgewaschen. Der Feudalismus ist mit der Wurzel ausgerottet, aus Gesetz und Sitte. Der Soldat ist bescheiden im Frieden, tapfer im Kriege; der Ständehochmuth ist im Bann der bürgerlichen Gesellschaft; die bürgerliche Gleichheit ist eine vollständige; es gibt keine Schranke für die Kraft des Einzelnen; ein Jeder kann in jeder Richtung das Höchste erreichen, wozu ihn seine Kräfte befähigen; kurz, der lebendige Inhalt der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs ist dem der meisten Staaten Europas um mehr als ein halbes Jahrhundert voran. Der augenblickliche Mangel freiheitschützender Formen ist freilich stets ein Uebel. Aber in Frankreich hat dieser Mangel weniger zu bedeuten als anderwärts, weil das sprudelnde Leben der Nation dem Despotismus doch niemals gestattet, sich behaglich einzurichten. An Stelle der mangelnden Verfassungsschranke steht die ewige Schranke der Revolution. Das Gefühl ihrer Souverainetät ist aus der französischen Nation nicht mehr auszurotten. Während der größere Theil der deutschen Presse trotz all ihrer Freiheit sich kaum über den Standpunkt eines beschränkten Unterthanenstolzes erhebt, sagen Pariser Journale, selbst solche, welche dem Hofe nahe stehen, ungestraft, daß der Pact der französischen Nation mit dem jetzigen Kaiser, ebensogut wie die früheren Pacte mit anderen Herrschern, bloß einer Ehe zu vergleichen sei, welche wegen Unverträglichkeit der Sitten jeden Tag wieder aufgelöst werden könne. Ein kaiserlicher Prinz ge-

ſteht in offner Senatsſitzung, der letzte franzöſiſche Staatsſtreich ſei nicht legal geweſen. Er fügt hinzu: Ja wir ſind Emporkömmlinge unter den Königen Europa's; aber wir ſind ſtolz darauf, als ſolche die Principien von 1789 zu vertreten. — Der Herrſcher einer ſolchen Nation kann natürlich nicht von myſtiſch umwölkter Anmaßung, ſondern nur von greifbaren Thaten leben.

Frankreich war es, welches mit England vereint, im Krimkriege den ruſſiſchen Alp von der europäiſchen Bruſt nahm. Habt Ihr's nicht am freiern Athmen verſpürt? Frankreich hat die erſte Breſche in den öſterreichiſchen Abſolutismus geſchoſſen, und dadurch nicht nur die nationale Wiedergeburt Italiens angebahnt, nicht nur den Ungarn das Joch erleichtert, ſondern auch den erſten Anſtoß zur öſterreichiſchen Verfaſſungsreform gegeben und ſämmtlichen Deutſchen, von der Donau bis zum Rheine, von der Iſar bis zur Spree, die Saiten ihres heimiſchen Regimentes milder geſtimmt. Dankbar braucht Ihr ihm dafür nicht zu ſein. Denn Euch zu Liebe hat es das Alles nicht gethan. Aber fragen ſollt Ihr Euch, welche Folgen nothwendig eintreten, welche Kräfte wieder emporſteigen, welche niederſinken müßten, wenn eines Tages die Kraft der franzöſiſchen Nation gebrochen und aus der Rechnung geſtrichen würde? — Oder ſetzen wir auch den Fall, daß der Kampf nicht ganz zum Austrage käme. Niemand wird die Möglichkeit beſtreiten, daß Frankreich ſich vorübergehend des linken Rheinufers bemächtige. In einem ſolchen Falle könnte natürlich Preußen nicht an Frieden denken. Dagegen böte grade das, durch Preußen an Frankreich verlorne linke Rheinufer ein treffliches Objekt dar zu Unterhandlungen für Oeſterreich und Rußland, welche durch Anerkennung dieſes Verluſtes ſchätzbare Zugeſtändniſſe Frankreichs in Italien und an der Donau erkaufen könnten. Auf dieſe Weiſe könnte man ſich auf unſre Koſten mit Vortheil

aus eignen Verlegenheiten ziehen. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß Oesterreich deutsches Reichsland gegen außerdeutsche Vortheile Preis gäbe, und Rußland sinnt schon lange an etwas Aehnlichem, wozu nur die Kraft des Unternehmungsgeistes mangelt, welcher durch die Nothwendigkeit der Lage leicht entbunden werden würde. Dann bekäme Michel wieder einmal die Zeche allein zu bezahlen. Diese Gefahr liegt so verflucht nahe, daß nur die blindeste Leidenschaft sie übersehen kann.

Kurz! von welcher Seite man auch die Sache betrachten mag, ein Zusammenstoß Frankreichs und Deutschlands wäre eines der heillosesten Ereignisse, welche dem deutschen Volke widerfahren können. Frankreich wird den Krieg um den Rhein so leicht nicht eröffnen. So ohne Weiteres eines schönen Morgens an den Rhein zu gehen, fällt ihm nicht ein. Dazu ist man in den Tuilerien viel zu gescheidt. Man weiß, daß man dadurch Mehr als einen bloßen Cabinets-Krieg, daß man einen deutschen Volkskrieg heraufbeschwören würde, in welchem wir die Sympathieen aller Völker auf unsrer Seite hätten, denen an der Bewahrung der eignen Freiheit und Selbstständigkeit Etwas gelegen ist. Aber wenn die deutschen Fürsten sich in eine legitimistische Coalition verwickeln, wenn sie dadurch das deutsche Volksherz spalten und den Aufschwung der Volksbegeisterung lähmen, dann hat die verhängnißvolle Stunde geschlagen. Dies mit aller Kraft zu verhindern, ist die Aufgabe eines aufgeklärten Patriotismus. —

V.

Nachwort.

Obige Zeilen waren zum großen Theile bereits niedergeschrieben, als die sogenannte Amnestie erschien. Auch diese ist an der scharfen Ecke der Legitimität hängen geblieben und zum bloßen Gnadenfetzen geworden. Die noch schwebenden Prozesse, wozu auch Contumacialurtheile gehören, sollen erst in Form Rechtens zu Ende geführt werden. Dann soll der Justizminister von Amtswegen den Nachlaß der erkannten Strafen auf dem Gnadenwege beantragen. Die durch militärgerichtliche Erkenntnisse Verurtheilten sind gänzlich ausgeschlossen, sofern sie nicht selbst ausdrücklich um Gnade flehen. Und das nennt Ihr eine Amnestie, und sagt noch gar, der König habe nach der Verfassung nicht anders gekonnt! Aber was gab es denn Einfacheres und Verfassungsgemäßeres, als bei den Kammern einen kurzen Gesetzesvorschlag einzubringen, des Inhaltes: „Alle wegen politischer Verbrechen und Vergehen erkannten Strafen und noch schwebenden Untersuchungen sind hiermit völlig niedergeschlagen." Wenn das Herrenhaus widersprach, desto besser, so schlug es damit einen neuen Nagel in seinen Sarg, und die Krone konnte nachher immer noch von ihrer Prärogative Gebrauch machen und zwar mit doppelter Wirkung auf das Volksherz.

Statt der Krone diesen einfachen Weg zu zeigen, haben die klugen Herrn Minister anders beliebt. Einmal wollte man kein Gesetz. Statt dessen sollte die Königliche Gnade leuchten, — doch nur über ein beschränktes Gebiet! Das thun auch die Straßenlaternen. Die Sonne aber thront hoch oben und leuchtet über Alle. Ihr

Strahl entlockt der Knospe die duftende Blüthe, der Larve den elenden Wurm. Was vermag ein elender Wurm gegen wahre Majestät! — Ihr wolltet das Herz des Volkes durch Großmuth gewinnen. Nun so mußtet Ihr auch untergeordnete Rücksichten zu opfern wissen. Es sei erlaubt, Kleines mit Großem zu vergleichen. Im Jahre 1796 hatte Bonaparte das belagerte Mantua nahezu durch Hunger zur Uebergabe gebracht, als Wurmser mit neuen Kräften anrückte. Hob er die Belagerung auf, so verproviantirte sich die Festung von Neuem und die mühsame Frucht langer Anstrengungen ging gänzlich verloren. Hob er sie nicht auf, so blieben seine Kräfte getheilt und der Erfolg gegen Wurmser war gefährdet. Da zeigte sich der wahrhaft überlegene Mensch, der in dem Streben nach dem großen Zwecke die schwächende Spaltung aus sich auszuscheiden weiß. Er hob die Belagerung auf, zog seine Kräfte zusammen und schlug Wurmser. Nachher fiel ihm Mantua doch zu. — Den großen Zweck wollen und nothwendige Opfer scheuen, geht nicht an. Das Gebiet der Großmuth und des Dankes verträgt juristische Unterscheidungen am allerwenigsten. Ganze Wirkungen erreicht man nur mit ganzen Maßregeln.

Noch liegt das Manteuffel'sche Regiment erst kurz hinter uns. Es hat das Volk tief, tief herabgebracht, entnervt. Der schaute nach Amt und Beförderung, der Andere nach seinem Gewerbe, nach Absatz von Kaffee und Zucker. Selbstgefühl und Bürgerstolz schwanden, das Höhere und Edlere im Menschen wich dem vulgären Interesse des Tages. Die Gesellschaft verfiel in eine Tonlosigkeit, aus der sie sich auch heute noch nur langsam und schwer erholt. Und da sollen die Wenigen, welche vor nun zwölf Jahren der Einheit und Freiheit des Vaterlandes, die heute wieder auf der Tagesordnung steht, ihre ganze Kraft und Existenz weihten, nachdem sie länger als ein Decennium in fremdem Lande muthig und

ehrenhaft ausgeharrt haben, nun endlich auch herbeischleichen und um Gnade flehen, den reinsten Aufschwung ihrer Seele wie ein Verbrechen verläugnend! Wahrlich es thut mehr Noth, daß Ihr an Energie gewinnt, als daß wir daran verlieren. Auch heute bekommt Ihr die Einheit und Freiheit des Vaterlandes nicht geschenkt. Durch Opfer will sie errungen sein, und wenn Ihr Euch nicht bald ermannt, so werdet Ihr in eine Sackgasse hineingerathen, aus der Ihr Euch hernach nur mit übermenschlichen Anstrengungen zu befreien vermögt.

Nach der Absetzung des Oberstaatsanwaltes Schwarck saßen wir hier in Paris mehrere Deutsche zusammen und sprachen über die Wirkung, welche diese Maßregel wohl hervorbringen werde. Ich kenne weder Herrn Schwarck, noch dessen Vergangenheit, noch dessen politische Ansichten. Aber der Mann kam zu Falle um eines großen Dienstes willen, den er dem Lande erwiesen. Ich äußerte die Meinung, das preußische Volk werde ihm die verlorne materielle Unabhängigkeit wiederzugeben und besser zu begründen wissen, als dies durch die Gehälter von einem Dutzend Oberstaatsanwälten zu geschehen vermöchte. Darauf entgegnete ein Deutscher, der kurz vorher im Vaterlande gewesen war: „Keine fünfhundert Thaler brächte man zusammen!“ Wenn Das wahr ist, wenn Ihr nicht einmal eines kleinen Geldopfers fähig seid für einen Mann, der Amt und Einkommen an die Verfechtung des gesetzlichen Schutzes der Person gegen polizeiliche Willkür gesetzt hat, — dann seid Ihr Gutsbesitzer, Kaufleute, Banquiers und wie Ihr nur Alle heißen mögt, die Ihr mehr einnehmt als Ihr braucht, dann seid Ihr Alle werth, jeden Augenblick willkürlich in's Loch gesteckt zu werden.

Paris im Monate März 1861.

Ueber die

Kunſt, mit einer Verfaſſung zu regieren.

Ein Vademecum

für

conſtitutionelle Miniſter und Solche, die es werden wollen.

Von

H. B. Oppenheim.

„Diejenigen, welche sich allein darauf legen, den Löwen zu hüten, verstehen es nicht." —

Machiavelli.

„Qui ne connaît l'empire, que les mots, les formules, les apparences commencent toujours par exercer? Des articles constitutionnels, où ces droits soient proclamés, des corps institués pour les défendre, un sénat, un tribunat, des députés, des électeurs, des jurés, des juges dits inamovibles, l'appareil enfin d'un système représentatif frappe tous les regards, tranquillise les esprits et disarrédite les premières alarmes du petit nombre de citoyens qu'il n'a pu séduire." —

Daunou, des garanties individuelles.

„Il n'est pas jusqu'aux gouvernements despotiques, dont le caractère propre est la concentration des pouvoirs publics dans une seule main, qui ne se croient obligés de sauver les apparences. Leurs menteuses constitutions proclament la division des pouvoirs aussi formellement, que les chartes les plus libérales. Les trois pouvoirs y figurent, seulement on sait que ce n'est que pour la forme. Le législatif n'y est pas moins, que l'exécutif et l'administratif, l'instrument des volontés du maître." —

Vacherot, de la démocratie.

Prolog.

Warum hat noch kein deutscher Professor eine Theorie des Schein-Constitutionalismus geschrieben? Das gäbe doch einmal ein wirklich „Praktisches Handbuch." Hofrath Z. in H., der rüstige Vertheidiger der Luxemburger und anderer Staatsstreiche, wäre ganz der Mann dafür. Wo ein Z. genügt, bedarf es selbstredend keines Machiavelli. Er hätte nur die deutsche und französische Geschichte der letzten dreißig Jahre mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen. Denn in der Doctrin, welche wir meinen, ist die Praxis in aller Stille der Theorie weit vorausgeeilt; sie macht noch immer selbstständige Fortschritte, welche die Theorie aus falscher Scham einzuregistriren zaudert. Der zukünftige Theoretiker des wirklich bestehenden „Staatsrechts" weiß es mir vielleicht Dank, wenn ich ihm hier aus meiner eigenen, unmittelbaren Beobachtung einen kleinen Beitrag liefere, der durch seine Unverfänglichkeit zu weiteren Studien auf diesem Gebiete ermuntern dürfte. —

Ich hatte einen Kameraden auf dem Gymnasium zu Frankfurt, der eines Bundestagsgesandten Sohn war. Unter dem Drucke pietistischer oder sonst bornirter Lehrer, die zum Theile aus gezähmten Burschenschäftlern der ersten Epoche bestanden, wurden wir durch die Kraft des Gegensatzes, und nicht minder durch den ansteckenden Geist der Zeit, zu einem sehr lebhaften politischen Interesse herange-

zogen. Wir spielten Tugendbund und Burschenschaft, trugen die schwer verpönten deutschen Farben unter dem Hemde, und die Söhne der Bundestagsgesandten, welche uns darin sogar mit gutem Beispiele vorangingen, wollten gerne alle Fürsten mediatisiren, wenn nur jeder dem seinigen hätte die Kaiserkrone retten können. Als die Juli-Revolution ausbrach, meinte mein Freund, die Franzosen fingen nun auch an, liberal zu werden. Bald darauf wurden die Zollhäuser vor den Frankfurter Wartthürmen, mit welchen der preußisch-deutsche Zollverein damals noch die freie Stadt einschloß, von entfesselten Pöbelhaufen demolirt, Herr von Rauschenplatt stürmte die sogenannte Konstablerwache, um die Bundesverfassung umzustürzen, — und die Reaction der Bildung drang, von diesen Schreckensbildern provozirt, bis in unsere engen Schul- und Studienräume, in denen so wenig Rechtes gelehrt ward. Doch mein Kamerad blieb treu, und hat noch etliche Jahre darnach in Göttingen, als das verfassungvernichtende Patent erschien und die sieben Ehrenmänner protestirten, mit uns Anderen die patriotischen Katzenmusiken und Comitate ausgebracht, bei Gelegenheit einer Studenten-Deputation von Gervinus einen Händedruck empfangen und in einer pro patria-Paukerei den adeligen „Longobarden," der auf sein Theil kam, wacker ausgeschmiert. Sein Vater, der in seiner Jugend auch einmal geschwärmt, freiwilliger Jäger gewesen, eine Neigungs-Heirath geschlossen und sich erst aus der Büreaukratie in die Diplomatie und zum Adelsdiplom hinaufgearbeitet hatte, machte nicht viel Lärmens über den ungerathenen Sohn. Er schien vielmehr die Sache fast in der Ordnung zu finden; wo mein Freund ein väterliches Donnerwetter nebst obligater Verkürzung seines „Wechsels" erwartet hatte, fand er — neben einer sehr überraschenden Erhöhung des letzteren — redselige Betrachtungen über Welt

und Zeit, Ideal und Realität, über Zukunft und Praxis. Aber der Junge wurde in der Stille aus unserem Kreise entfernt, und fortan auf großstädtische Universitäten geschickt, mit guten Empfehlungen an elegante Familien in München und Berlin, und einer sehr weitgehenden väterlichen Toleranz für alle Gattungen fashionabler Liederlichkeit. „Jugend muß austoben!“ hieß es. So kamen wir auseinander, weit auseinander. Mein Jugendfreund hat später eine reiche, glänzende Heirath und eine sehr rasche Carrière gemacht. Ich bin ihm noch ein oder das andere Mal flüchtig begegnet. Es war immer der alte, gemüthliche, etwas weiche und charakterschwache Mensch, dem man nicht ernsthaft böse sein konnte. Er hat an einem berühmten Staatsstreichs- und Octroyirungs-Programm eines interessanten deutschen Bundesstaats zweiten Ranges einen hervorragenden Antheil genommen und mir darnach, bei unserem letzten Wiedersehn, die Erklärung gegeben, das Ganze sei nur aus einer berechtigten Nothwehr gegen das ausschreitende Gebahren der Geldaristokratie, des höheren Bürgerstandes hervorgegangen, und sie, die Gewaltsamen, hätten das eigentliche, das wahre, das naive Volk, den Bauernstand zumal, für sich gehabt. Der Rechts- und Verfassungs-Bruch belastete sein Gewissen nicht weiter; er hält sich noch heute für einen tugendhaften, ja, edlen Menschen und schläft im Bewußtsein seiner Würde als Mensch, Bürger und persönlicher Freund seines Monarchen auf einem, mit Millionen wattirten Kopfkissen allnächtlich den ruhigen Schlaf des Gerechten. —

Solcher Individuen bringt unser Staatsleben zu Hunderten hervor; dieser aber ist mir stets vor Augen geblieben als ein beobachtungswerthes Beispiel des leisen und fast unmerklichen Uebergangs vom Guten zum Bösen in dieser politischen Kategorie. Als er die Universität verließ, erhielt

er von seinem Vater einen Brief, den ich damals las und jetzt aus der Erinnerung reconstruire, einen Brief, der bezeichnend ist für das ganze Verhältniß und die darin spielenden Persönlichkeiten, für die ganze herkömmliche Praxis, für den unerschütterten Glauben an sich selbst und den unbefangenen, reuelosen Cynismus dieser Leute. Die Ereignisse der darauf folgenden Jahre haben mir den Brief manchmal wieder in das Gedächtniß zurückgerufen, und was ich etwa hinzufüge, ist späteren mündlichen Mittheilungen entnommen, so daß es der Treue des Total-Eindrucks keinen Eintrag thut. —

Hier ist der Brief. —

II.

Die Lehre.

Lieber Karl, Du hast nun Deine Studien beendet. Fünf Jahre lang habe ich Dich ungestört auf den Gefilden der Theorie weiden lassen. Deine Lehr- und Wander-Jahre sind vollendet. Das Leben hat, wie der Freimaurer-Orden, verschiedene Grade, deren jeder dem Eingeweihten einen neuen Horizont eröffnet. In der höhern Formel löst sich die vorhergehende auf. Der scheinbare Widerspruch darf Dich hierbei nicht abschrecken. Theorie und Praxis standen seit jeher in einem schiefen Verhältniß zu einander. Dir, mein Sohn, traue ich zu, daß Du nicht auf der niedern Stufe der juristischen *Theorie* stehen bleibst. Von dem entsetzlich Vielen, das Du in den Hörsälen gelernt hast, wirst Du nur das Wenigste *unmittelbar anwenden* können; das Meiste aber wird Dir *nützlich* sein, wenn Du es erst zu classificiren verstehst. Alles an seinem Platze und zu seiner Zeit! Es

giebt untergeordnete Geister, welche sich ihr Lebenlang an dem Gängelbande der Theorie leiten lassen, die niemals ahnen, was das eigentliche Geheimniß der politischen Praxis ist. Die Jugend des Individuums, wie die der Menschheit, muß die Schule des Ideals durchmachen, aber ohne darin allzulang zu verharren. Mit den Formeln, die Du bei Dahlmann, Welcker und den Andern gelernt hast, kannst Du *den Schein des Rechts* behaupten, der *die Wesenheit der Macht* bedingt; — eine *andere* Realität haben sie nicht. — Mit den wichtigen Wahrheiten, die ich Dir jetzt entwickeln muß, hätte ich Deine illusionsfüchtige Jugend gerne noch eine Weile verschont, wenn nicht der Drang der Ereignisse eine politische Krisis in unserem Staatsleben beschleunigte, in welcher Du Dich activ betheiligen mußt, willst Du nicht Deine besten Jahre in der demüthigenden Unthätigkeit und Dürftigkeit untergeordneter Amtsstellungen vertrauern!

Deine Professoren haben Dir gesagt, daß das constitutionelle System auf einer Gravitation der entgegenstehenden politischen Gewichte beruhe: wenn der Fürst überwiege, so schlüge der Constitutionalismus in den Absolutismus um, überwiege aber die Volksvertretung, so werde der Staat republikanisch. Der constitutionelle Staat müsse aber stets diese beiden Extreme zu vermeiden wissen. — Nun frage ich Dich: Wie in aller Welt sollen die beiden Wagschaalen stets in der Schwebe gehalten werden? *Die* Kunst lehren Deine Professoren nicht. Zu einem solchen Meisterstück sozialer Aequilibristik gehörte eine Balancirkunst, für welche in der physischen Welt kein Analogon zu finden wäre, es sei denn in den zwei völlig gleichen Heubündeln von völlig gleicher Qualität, auf völlig gleichen Seiten und mit völlig gleichen Anziehungskräften, zwischen denen Buridan's Esel — verhungerte. Allerdings ist die Phrase vom constitutionellen Gleichgewicht bisweilen ganz gut in einem Ständesaale zu gebrauchen, und ich

selbst habe sie einmal, einer Steuerverweigerungs-Velleität gegenüber, mit Glück angebracht. Weiter trägt sie aber nicht. —

Das constitutionelle System hat andere Zwecke.

Es ist in unserer Zeit von höchster Wichtigkeit, — für die Kultur der Menschheit im Allgemeinen sowohl, wie speciell für die Interessen unseres Standes, — daß das Prinzip der Autorität, gleich einer Religion, seine Priesterkaste und seine Jesuiten habe.

Denn „aus den Stürmen der Zeit ist eine Partei entsprossen, deren Kühnheit, wenn auch nicht durch Entgegenkommen, so doch durch Nachgiebigkeit, bis zum Uebermuth gesteigert ist. Jede Autorität anfeindend, weil sie sich selbst zur Herrschaft berufen wähnt, unterhält sie mitten im allgemeinen politischen Frieden einen inneren Krieg, vergiftet den Geist und das Gemüth des Volks, verführt die Jugend, bethört selbst das reifere Alter, trübt und verstimmt alle öffentlichen und Privatverhältnisse, stachelt mit voller Ueberlegung die Völker zu systematischem Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher auf und predigt Zerstörung und Vernichtung gegen Alles, was besteht. Diese Partei ist es, welche sich der Formen der in Deutschland eingeführten Verfassungen zu bemächtigen gewußt hat. Ob sie diesen, scheinbar gesetzlichen, langsamen und sicheren Weg oder den des öffentlichen Aufruhrs einschlage, immer verfolgt sie den nämlichen Zweck. Planmäßig fortschreitend, begnügte sie sich zuerst damit, in den ständischen Kammern, den Regierungen gegenüber, die Opposition zu gewinnen. Allmälig ging ihr Streben weiter. Die gewonnene Stellung sollte thunlichst verstärkt werden. Dann galt es, die Regierungsgewalt in möglichst enge Gränzen einzuschließen. Endlich sollte die Staatsgewalt nicht länger in dem Staatsoberhaupte concentrirt bleiben, sondern in die Omnipotenz der Kammern verpflanzt werden. Und in der That dürfen wir uns nicht ver-

hehlen, daß die Partei mit größerem oder geringerem Erfolge leider! ihren Zweck hier und da zu erreichen gewußt hat und daß, wenn nicht bald dem überfluthenden Strome dieses Geistes ein hemmender und rettender Damm entgegengesetzt und in dem mächtigen Entwickelungsgange der Fortschritte dieser Faction ein Abschnitt gemacht wird, in Kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Gewalt in den Händen mancher Regenten zerfließen könnte." — —

So sprach der große Metternich, ein Mann, der sein Leben lang nur diesen einen Gedanken verfolgte und darum zuletzt kaum mehr für einen zweiten in seinem Kopfe Raum behielt. So muß, nach guter Staatskunst, der angreifende Theil von seinen Gegnern reden, wenn es ihm mehr auf den thatsächlichen Sieg ankommt, als auf den Schein des Sieges! Greife an, komme den gegnerischen Angriffen zuvor, aber habe dabei stets das Aussehen, Dich und Deinen Fürsten nur gegen ungemessene und höchst ungerechte Forderungen zu vertheidigen! —

Ordnung und Autorität sind im Grunde ganz verschiedene Dinge. Wir müssen sie aber durch eine heilsame Begriffsverwirrung in den Vorstellungen des Volkes mit einander verwechseln, und, wie ein geschickter Taschenspieler die verschiedenen Kugeln des Becherspiels, diese Begriffe so lange hin und her werfen, sie so lange gegen einander austauschen, daß auch der Scharfsichtigste sie am Ende nicht mehr unterscheidet. Dann ergiebt es sich von selbst, daß Freiheit und Ordnung als absolute und unvereinbare Gegensätze erscheinen.

Unter Umständen — Alles kommt ja in der Welt auf die besonderen Umstände an, — wäre ich einer weise beschränkten politischen Freiheit nicht abgeneigt, wenn dieselbe in unseren freidenkerischen Zeiten als freie Bewilligung des Fürsten, gleichsam wie ein römisch-rechtliches Precarium, auf Gnade

und Ungnade acceptirt werden könnte, wenn die parlamentarische und die Preß-Freiheit nicht alsbald dazu mißbraucht würde, uns Rechenschaft abzuverlangen, Staatsgeheimnisse zu durchstöbern, unsere durch Verjährung geheiligten Positionen zu erschüttern und das Regieren völlig unmöglich zu machen. Der ungeschminkte Absolutismus hat wohl auch seine großen Bedenken: er setzt das Fürstenthum zu sehr dem Volkshasse persönlich aus, er erschwert sogar in gefährlichen Zeitläuften die erhöhte Steuer-Erhebung, er concentrirt überhaupt die moralische und politische Verantwortlichkeit auf zu wenig Häuptern. Wie die Sachen jetzt stehen, wie die Gemüther nun einmal gestimmt sind, ist ein System, bei dem man ab- und zugeben kann, ein elastisches System, das den tieferen Grund der Verhältnisse doch unberührt läßt, bei weitem vorzuziehen. Die Monarchie allerdings ist und bleibt, wenn nicht der selbstständige Träger, jedenfalls der Mittelpunkt aller Autorität. Selbst die Kirche dreht sich heuer um dieses Centrum, will sie nicht von der Willkür der Sekten und dem unverständigen Fanatismus des gläubigen Pöbels aus ihrer Bahn gerissen werden. In den meisten Concordaten findet das Bedürfniß der Kirche, sich der Staatskräfte zum Schutz gegen das individuelle Denken zu bedienen, seinen Ausdruck und seine Anerkennung. Die Versuche des Feudal-Adels nun gar, sich die unabhängige Stellung zurückzuerobern, welche er in verschiedenen Momenten des Mittelalters innehatte, der Wahn, daß er sich dabei durch den Anprall gegen den Ministerialismus sogar mit einer gewissen Popularität umgeben könne, setzen eine gründliche Verkennung des Zeitgeistes und der modernen ökonomischen Grundlagen voraus, und sind darum gefährliche utopische Experimente, mit denen der Adel in der Regel nur denen dient, die er zu bekämpfen wähnt.

Wir dürfen demnach die fürstliche Autorität, deren

Stützen wir sind und sein müssen, als den Angelpunkt des heutigen Staatslebens voraussetzen. Es ist ja überhaupt für einen Anfänger im Staatsdienste nicht bedenklich, zuweilen royalistischer zu sein, als der König. Jeder Widerstand, der nicht auf allgemeinen, freiheitlichen Prinzipien beruht, wird leicht verziehen; ja, er gilt nachträglich oft für ein Zeichen besonderer Charakterfestigkeit und empfiehlt seinen Mann für schwierige und gefährliche Posten. Dann heißt es, dem Volke gegenüber: „Seht, wir stellen keinen Lakaien an die Spitze, sondern einen Mann von Grundsätzen, der sein Wort halten wird, einen Mann, der uns selbst schon Widerstand geleistet hat!" — Ein junger Mensch soll sogar mit einer Art von „Theorie" auftreten; denn mit einer Theorie läßt sich immer viel machen. Jede Theorie, heiße sie nun conservativ oder reactionär, feudal oder sogar ultramontan, hat gewisse Seiten, welche sich freisinnig oder volksthümlich auslegen lassen; jede Theorie bietet Handhaben, um gewisse Talente oder Namen für sich zu gewinnen. Zum Beispiele: mit dem Feudalismus ist gegen den sogenannten nivellirenden Büreaukratismus Front zu machen, wie mit dem Ultramontanismus gegen die absolute, „Alles verschlingende" Staatsgewalt, und wiederum sind eine Reihe scheinbar constitutioneller Doctrinen für die büreaukratischen Formen und die ministerielle Autorität in's Feld zu führen. Das Alles ist im Grunde nur ein höchst unbedenkliches Spiel mit Worten und Begriffen; die Hauptsache ist, daß hinter dieser ganzen, theoretischen Phantasmagorie ein Mann stehe, der genau weiß, was er will und was er erreichen kann! — Wie fadenscheinig auch die Rechtsformel sei, auf welche Du Dich stützest, sie ist immer stark genug, daran Deine Fähigkeiten und einen politischen Charakter zu entwickeln. — —

Wären die hohen Ziele auf gradem Wege zu erreichen,

so würde ich Dir alle diese Eröffnungen einzig zu dem Zwecke machen, Dich vor den Anderen zu warnen; da aber die Politik nun einmal nur mit scharfsinniger Berechnung zu betreiben ist und die Welt vorzugsweise auf diesem Gebiete getäuscht *sein will*, da überdies die Praxis, wie gesagt, immerwährend in einem schiefen Verhältniß zur Theorie steht und stehen muß, so bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Dame Theorie — mit einer gewissen Galanterie zu behandeln. Hier gilt im strengsten Sinne, was Larochefoucauld von der Heuchelei sagt, daß sie nämlich eine Huldigung an die Tugend sei. So liegt auch in der theoretisirenden Fechtkunst, die ich Dir empfehle, eine Art von Huldigung an die Herrschaft der Idee, die den Gegner entwaffnet oder doch milder stimmt. Dies ist aber noch lange nicht der größte Vortheil einer befestigten Position, in welcher wir gerüstet dastehen und den schlechter oder gar nicht gerüsteten Gegner mit zähen Discussionen hinhalten, auf die er mit dialektischer Sammlung antworten muß, denen er durch Ueberzeugung und Beweis zu begegnen glaubt. Darüber versäumt er fast jedesmal die nöthige Zeit zu *praktischen* Vertheidigungsanstalten.

In dieser Beziehung ist auch aus Macchiavelli viel zu lernen, dessen Lehren übrigens im Allgemeinen nur mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Zwar wird er, wie alle classischen Autoren mehr gelobt, als gelesen, und mehr gelesen, als verstanden, so daß man immer noch in ihm schöpfen kann, wie in einem unberührten Bergwerke, allein er schrieb, obgleich für *kleinstaatliche* Staatsmänner, doch mehr für Fürsten, als für Minister, und er kannte die Situationen nicht, welche der moderne Constitutionalismus und eine erblich constituirte Beamten-Aristokratie hervorbringen. —

Du siehst, ich bin kein Feind der Theorie, aber ich wünsche eine *geschickte* Anwendung derselben. Nur ganz

unfähige Menſchen werfen ſich rückſichtslos auf den blinden Gehorſam (nach Oben) oder die unverhüllte Gewalt (nach Unten), ohne ſich einen Rückzug offen zu halten. Dieſe ſtellen ſich eben dadurch das Zeugniß untergeordneter Befähigung aus. Du wirſt nur dann den richtigen Platz für Dich finden und behaupten, wenn Du die allgemeinen Bedürfniſſe des Staatslebens richtig verſtanden und gewürdigt haſt, wenn Du ſelbſt da, wo Du zu dienen ſcheinſt, Deinem eigenen Programm folgſt. Détailmenſchen füllen ſich den Kopf mit Spezialkenntniſſen; um das Détail wirklich zu beherrſchen, darf man nicht zu tief darin eindringen wollen. —

Doch davon ſpäter oder ein ander Mal! Ich merke, daß ich anticipire. Die Fülle des Stoffes, das Intereſſe am Gegenſtande reißt mich hin. Ich will lieber verſuchen, geordnet zu verfahren und methodiſch ſein, wie ein deutſcher Profeſſor. —

Bekanntlich ſind ariſtokratiſche Verfaſſungen die zäheſten und dauerhafteſten; und mit Recht werden die Fürſten, welche den Adel aufrieben, als große, aber unbeſonnene Revolutionäre bezeichnet. Wie nun aber gegenwärtig die Sachen einmal ſtehen, läßt ſich mit den paar Adelsreſten, mit den heruntergekommenen Geſchlechtern, die ſich, bei großen Prätenſionen, geringen Mitteln und ſchlechter Erziehung, kümmerlich von den Broſamen nähren, welche vom Tiſche der Büreaukratie abfallen, nichts Weſentliches mehr conſtruiren oder conſerviren. „Für einen Todten bin ich nicht zu Haus!“ — Es läßt ſich ja überhaupt in der Politik Nichts von vorne aufbauen, nur das Beſtehende muß benutzt, verwendet, ausgelegt werden. — Die wahre Ariſtokratie in unſeren Staaten iſt der höhere Beamtenſtand; die darin herrſchenden Familien haben längſt angefangen, wie einſt die Großwürdenträger der Karolingiſchen Monarchie, die

Aemter in ihrem Kreiſe erblich zu machen. Einer meiner alten Collegen in X pflegte von jedem jungen Manne, der etwas raſcher, als gewöhnlich, Carrière machte, nur zu fragen: „Mit wem iſt er verwandt?“ — Was wäre dagegen einzuwenden! Dieſer Kreis herrſcht um ſo ſicherer, je weniger er zu herrſchen ſcheint, und kann darum, ſowie aus anderen Urſachen, nur herrſchen unter dem Aushängeſchilde der Monarchie. Das unterſcheidet uns von den eigentlichen Ariſtokratieen, daß wir den Fürſten und das Fürſtenthum nicht bei der Conſolidirung unſerer Machtſtellung entbehren können; allein dieſer ſcheinbare Mangel bietet auch koſtbare Vortheile. Durch ihn kommt Haltung und Disciplin in die Kaſte, und mit der Ungreifbarkeit auch die Unverantwortlichkeit, welche das conſtitutionelle Problem der Unverletzlichkeit eigentlich an uns verwirklicht. Verſtecken wir nur immer hinter dem Throne die Dräthe, an welchen die Marionetten tanzen! Man kann den Thron umwerfen, aber nicht unſere unſichtbaren Verſchanzungen. — Ein ähnliches Verhältniß zeigte ſich im früheſten Mittelalter unter den rois fainéants im Weſten, unter den müſſigen Sultanen im Oſten, aber die Majores domus, die Chalifen, oder wie die damaligen Beamtenſpitzen ſonſt hießen, wußten nicht, daß Schein und Realität in einem feſten Staatsweſen ewig getrennt bleiben müſſen, ſie ſtrebten, mit dem Ungeſtüm jener barbariſchen Zeiten, auch nach dem äußeren Glanz der Krone, die Perſonen ſtiegen empor, der Stand ging unter, und der Staat zerfiel! — Der König bedarf unſer, aber wir können auch ihn nicht entbehren: er führt unſere Truppen, er ſchlägt unſere Schlachten! — Emanzipirt er ſich von uns, ſo herrſcht die kraſſeſte perſönliche Willkür und ein fortwährendes Wechſeln der Regierungsſyſteme, je nach individuellen Launen und Popularitätsſucht. —

Schaue nach Rußland! der Czar repräsentirt, seinen Unterthanen gegenüber — und nicht blos seinen Unterthanen — die göttliche Allmacht auf Erden, aber er vermag Nichts gegen seine Büreaukratie. Die Kaiser hätten längst die Bauern emanzipirt, wenn es die hohen Tschin's erlaubten: aber sie mögen nur immer decretiren und proclamiren, sie scheitern nothwendig an den allmächtigen Thatsachen; und selbst das feierlich proclamirte Gesetz würde ihnen dabei Nichts helfen! Nicht einmal populär machen darf sich ein Czar ohne die Erlaubniß seiner Mandarine. Hierin liegt das eigentliche Geheimniß des Absolutismus, denn einen wirklich absoluten Fürsten gab es niemals und kann es gar nicht geben. Ein Autokrat ist das ohnmächtigste Geschöpf auf Gottes Erdboden, wenn er nicht zufällig ein Genie sonder Gleichen ist! — — —

Glaube nicht, lieber Sohn, daß es mit dem constitutionellen System schwerer sei zu herrschen, als unter dem Absolutismus. Im Gegentheil! Nichts ist leichter, als die Verfassungsformen dem höheren Zwecke der Stabilität dienstbar zu machen. Ich bin ein aufrichtiger Constitutioneller, denn ich halte das ganze Verfassungswesen, wenn es nur weise und vorsichtig manipulirt wird, im höchsten Grade für nützlich und vortheilhaft. —

Zunächst ist eine constitutionelle Charte ein gar elastisches Ding, das in ruhigen Zeiten unsere heilsame Thätigkeit wenig hemmt, wenn wir ihm nur von Zeit zu Zeit unsere Reverenz machen und die allzuschroffen Conflicte zögernd und interpretirend umgehen. Kommen aber die mageren Jahre, bedroht ein mächtiger Nachbar das Land, muß eine volksthümliche Erhebung eingeleitet werden, — je nun, so füllt man eben die leeren Rechtsformen zeitweilig aus, wie die Cadres einer Armee, und überträgt die Verantwortlichkeit für die gefährliche Situation auf die Kammern, wobei man noch für die bevorstehenden

Stürme eine wohl zu verwerthende Popularität einerntet. Dann kommen aber die Kammern von selbst heran, uns ungemessene Vollmachten zu übertragen und große Credite zu bewilligen, da sie in den langen Friedensjahren brach gelegen und nicht gelernt haben, die verwickelte administrative Maschinerie selber zu handhaben, sich auch Wunders denken, wie schwer und wichtig das ist. Sie müssen und wollen sich dann auf uns verlassen und verstärken aus freien Stücken unsere Macht weit über die Gränzen der Gefahr hinaus. Aber auch in Friedenszeiten kann sich ein gewandter Staatsmann Majoritäten sichern und die Freiheit seiner Action wahren, ohne darum mit irgend einem Gesetzes-Paragraphen offen zu brechen.

Ich bin hierin für das neudeutsche System der theoretisirenden Manipulationen; denn das alt-englische System der baaren Corruption, welches von Louis Philipp copirt wird*), bewährt sich im Ganzen schlecht. In den directen Bestechungen der Walpole, Pelham, Guizot liegt eine zu offene Anerkennung der volksvertretenden Gewalt. Dergleichen mag einem Usurpator unentbehrlich sein, der eben erst eine mit Blut und Koth bespritzte Krone aus den Händen des Straßenpöbels empfing, oder für einen entwaffneten Fürsten, der sich allmälig wieder die Autorität verschaffen muß; welche ein stehendes Heer giebt, — nimmermehr aber einer legitim constituirten Macht! Das Bestechungswesen allein vermag keinen Thron zu stützen; denn die Bestech-

*) Ich weiß aus guter Quelle, daß keine wichtige Abstimmung in der Chambre des Députés Statt findet, ohne daß Monsieur Génie, der discrete Kassirer des Guizot'schen Cabinets, gewisse Geldsummen unter gewissen Briefcouverts an gewisse Volksvertreter oder deren Vertraute abgeben läßt. Diese Herren votiren die geheimen Fonds und beziehen sie auch zum größten Theile; auf einem solchen Zirkelschlusse beruht in Frankreich das Steuerbewilligungsrecht und der allgemeine Frieden.

Anm. des Briefstellers.

lichen werden immer anſpruchsvoller und wollen niemals die Quelle, aus welcher ihnen ſo Vieles zufließt, verſtopft ſehen; ſie werden alſo niemals die Waffen der Oppoſition gänzlich aus den Händen geben. Mit ihrer Gefährlichkeit würden ihre Einnahmen verſiegen, aber ſie werden des Empfangens begreiflicherweiſe nimmer müde. Deßhalb werden ſie von Zeit zu Zeit im Preiſe aufſchlagen oder, ihrem Charakter gemäß, Verrath üben.

Natürlich ſind bei großen Verlegenheiten auch die verſchiedenen Corruptions-Methoden nicht außer Acht zu laſſen. Die Art ihrer Anwendung gehört nicht hierher; Du findeſt ſie in Knigge's „Umgang mit Menſchen" oder ähnlichen Büchern. Die erſten Beſtechungs-Verſuche können nicht fein genug eingefädelt werden; man unterhandelt, wie Macht mit Macht, in den ſchmeichelhafteſten Formen, ſucht auf die Ueberzeugung zu wirken, „ein großes Talent" zu gewinnen, — man ſetzt bei dem Manne eine loyale Auffaſſung, ein tieferes Verſtändniß, eine in ſeiner Partei ungewöhnliche Einſicht in die Staatsbedürfniſſe voraus, man läßt ſich vertraulich und ſcheinbar vertrauend geben. Statt auszuhören, berichtet man ſelber. Hat ſich aber der Mann erſt einmal eingelaſſen, iſt er gar durch irgend eine gouvernementale Bevorzugung gekennzeichnet worden, ſo iſt ihm der Rückzug abgeſchnitten und er wird allmälig genöthigt, ſich immer feſter der Regierung zu verbinden. Ein Deputirter bringt uns immer ſeine Stimme als Preis unſerer Bemühungen, ein Journaliſt oft Nichts, als den Beweis, wie faul es mit der Geſinnungstüchtigkeit gewiſſer Frondeurs ſteht. Aber jedes Exempel dieſer Art macht auf das große Publikum einen tiefen Eindruck und bringt die Preſſe in Mißcredit. Ein erkaufter Journaliſt hat außer ſeinem Brodherrn keinen Halt und keinen Schutz, er gehört dieſem mit Haut und Haaren. Läßt man ihn fallen, ſo ſinkt er

bodenlos tief. Je haltloser die Sache ist, welche er vertheidigen mußte, desto unbedingter gehört er derselben. Versucht ein solcher Mensch später einmal, zu seiner ersten Partei zurückzulaufen, so mag man ihn immerhin ungestört laufen lassen, ohne viel sittliche Entrüstung zu äußern. Er bringt ja seiner Partei doch nur Unehre als Mitgift. —

Da übel regierte Staaten immer auch solche sind, deren Regierungsmaschine mit den dichtesten Wolken des Geheimnisses umgeben ist, wo der Widerspruch gegen das Selbst-Lob nicht nur verboten, sondern auch durch die herrschende Unkenntniß unmöglich gemacht ist, so finden Regierungen, wie die Wiener und Petersburger, leichter ihre Apologeten, als etwa die englische oder belgische. Es wird sich vielleicht erst in späteren Zeiten einmal zeigen, was sogar die auswärtige Politik Rußlands und Oesterreichs der Presse verdankt. Bei solchen Lebensbedingungen wäre es übrigens sehr ungeschickt, die gewonnenen Literaten fortwährend mit Lohn und Ehren zu überhäufen. Das hieße die Bedeutung der Opposition und den Werth der literarischen Leistungen in ein zu helles Licht stellen. Anfangs zwar ist über einen bekehrten Sünder mehr Jubel, als über Hunderte, die nie gestrauchelt; nach und nach aber muß sich das Verhältniß ganz von selbst verstehen, und ich habe schon gesehen, daß ein Minister solche Leute gänzlich fallen, ja, verfolgen ließ, um der Welt zu beweisen, daß er auch uneigennützige und unbestochene Vertheidiger in der Presse habe! —

Betrachten wir aber das continentale Verfassungswesen, wie es sich bisher, namentlich in unsern Staaten zweiten Ranges entwickelt hat, mit allen seinen Eigenheiten, welche, gleich dem Speere des Achilles, Gift und Gegengift bei einander tragen. Da steht als oberstes Dogma: „Die Theilung der Gewalten.“ Gesegnet sei Montesquieu,

welcher dieſes Dogma in England zu finden glaubte, wo es gar nicht beſteht! Es iſt, wie die falſchen Decretalen, zum wirklichen kanoniſchen Rechte geworden und iſt umſomehr die Grundlage geworden, auf der ſich eine ſelbſtſtändige Regierung erbauen läßt, als der deutſche Doctrinarismus ſelber hartnäckig an dieſer Baſis feſthält. Was haben deutſche Gelehrte nicht Alles aus dieſem unklaren Lehrſatze gemacht! Da war Einer, ein Hauptkirchenlicht der dynaſtiſch-liberalen Oppoſition, der Urheber einer der berühmteſten und durchlöchertſten Verfaſſungen Deutſchlands; der Mann galt für gefährlich. Zufall oder Neugierde ſpielte mir kürzlich ſein Compendium in die Hände. Ich ſuche die Theorie von der Theilung der Gewalten und finde ſie endlich unter dem Titel: „Von der Beſtimmung der Zuſtändigkeit der Ausübung der materiellen Rechte der Staatsgewalt in der Verfaſſung.“ — Begreifſt Du einen Menſchen, der für ſeinen Begriff der „Beſtimmung der Zuſtändigkeit der Ausübung der materiellen Rechte der Staatsgewalt in der Verfaſſung“ zum Märtyrer wird! — Ich las ferner in demſelben Lehrbuche, daß „alle materiellen Rechte hinſichtlich ihrer wirklichen Ausübung als Rechte der Regierung erſcheinen,“ und in einem anderen Paragraphen deſſelben Werkes, daß „es ebenſo grundlos, als von höchſt nachtheiligen Folgen“ ſei, „wenn man die richterliche Function, mit welcher jedoch nicht der Wirkungskreis der Gerichte, die neben jener (jurisdictio) auch noch obrigkeitliche Gewalt (imperium) ausüben, verwechſelt werden darf, für eine bloße Unterart der vollziehenden Gewalt erklärt, und ihr die materielle Allgemeinheit abſpricht, welche dagegen dem Rechte der Aufſicht gänzlich gebricht.“ —

Ein Menſch mit ſolchem Style und ſolchen Conceptionen iſt wahrlich dem Denkvermögen ſeiner Leſer und Zuhörer gefährlicher, als dem „materiellen Rechte der Staatsgewalt,“

die ihm, wenn nicht zuweilen ein Exempel statuirt werden müßte, gerne verzieben hätte, daß er ihrem „Rechte der Aufsicht“ so heroisch die „materielle Allgemeinheit“ abspricht. —

Wie klar ist dagegen unser Gentz, der — in einem Aufsatze, welchem die Ehre zu Theil ward, den Karlsbader Conferenz-Protokollen eingefügt zu sein, — sagt: „In der Theorie des Repräsentativ-Systems steht der angebliche Grundsatz der Theilung der Gewalten obenan, ein Grundsatz, der, sich selbst überlassen, immer und überall zur Anarchie führen muß, und dessen Wirkungen in großen und geschlossenen Monarchieen nur dadurch ausgeglichen werden, daß die Besitzer und Verwalter der vollziehenden Gewalt durch künstliche, nicht immer unschuldige Mittel die zerstreuten Bruchstücke der Herrschaft in ihrer Hand wieder zusammenzufügen wissen.“ —

Das ist wenigstens klar, und es war zweckgemäß, denn Gentz hatte den Beweis zu führen, daß die deutsche Bundes-Einheit neben Repräsentativ-Verfassungen in den Einzelstaaten unmöglich bestehen könne und daß diese jener geopfert werden müssen. —

Das erstgeborene Kind der Theilung der Gewalten ist — das Amtsgeheimniß. Geheimniß ist Macht, denn nur die Kenntniß, welche einer Kaste allein angehört, gewährleistet ihre Privilegien. Wie die Theilung der Gewalten jede materielle Einmischung der Repräsentativ-Körperschaften zurückweist, so macht das Amtsgeheimniß selbst jede Controle unwirksam. Wir lassen nur sehen, was und wie wir es sehen lassen wollen. Und die Verwaltung muß, wie die älteste römische Jurisprudenz mit ihren pedantischen Formeln, als das ausschließliche Eigenthum der eingeweihten Klasse erscheinen. Drängt sich auch wirklich einmal ein Mitglied der Opposition in's Ministerium ein, so ist er alsbald in den engen Maschen des büreau-

kratiſchen Formelnetzes gefangen. Der Mann mag noch ſo viel vorher darauf geſchimpft haben, er will und muß ſich doch als ein praktiſch verſtändiger und gemäßigter Mann zeigen, er kann ja auch nicht Alles allein expediren, er fühlt ſich im Anfange vereinſamt und verwirrt, dem künſtlich angehäuften Detail gegenüber ſehr verlegen, er wagt weder mit den Verordnungen, noch mit den Perſonen gleich tabula rasa zu machen, er wendet ſich mit Ermahnungen und neuen Richtſchnuren, ſogenannten liberalen Regulativen, an die Unterbeamten und Kreisbehörden. Dieſe Alle verbeugen ſich gehorſamſt, ſie wollen gerne gehorchen, ſie ſtellen ſogar Fragen, um nur beſſer zu gehorchen, verwirrende Fragen. Der einzelne Fall gehört ihnen. Ueber der Maſſe des Materials verliert der Miniſter den Kopf, — und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht binnen dreimal vierundzwanzig Stunden der Sklave ſeiner Räthe, ja ſeiner Collegen wird! Was vermögen auch alle liberalen Inſtitutionen, alle ſogenannten conſtitutionellen Garantieen gegen dieſe feſte Burg des büreaukratiſchen Formalismus, gegen dieſen Fels, auf den wir unſere Kirche gebaut haben! — Einen Miniſter kann man ſtürzen, aber nicht das büreaukratiſche Syſtem. Wer ſich nicht einmiſchen darf, wer nicht hinter die Couliſſen ſieht, der kann auch nicht controlliren. An dieſen wichtigen Punkt, den Du Dir, lieber Karl, wohl einprägen mögeſt, knüpft ſich zunächſt der Gegenſatz von Verordnungen zu Geſetzen. Daß man ohne Reſcripte und Verordnungen nicht regieren kann, das muß ja jedes Kind einſehen. Verordnungen und Reſcripte haben freilich keine geſetzliche Autorität und ſelbſt der Richterſtand iſt in ſeinen Urtheilsſprüchen nicht direct an ſie gebunden*), aber ſie werden ausgeführt,

*) Neuerdings iſt er es allerdings, und zwar in einem großen deutſchen Muſterſtaate. Der preußiſche Richterſtand darf nicht einmal prüfen,

und die Controlle hinkt höchstens mit lahmem Fuße den mittelbaren Folgen nach. Allmälig bilden sich Präzedenzfälle und eine feststehende Praxis! — Mag nun immerhin so ein popularitätssüchtiger Advokat das zeitgeheiligte Gebäude dieser Praxis erschüttern wollen, wir halten ihm dreist die Unmöglichkeit entgegen, nach abstracten Prinzipien zu regieren, wir beweisen ihm die Wohlthätigkeit unserer Einmischung in einzelnen Fällen und plaidiren das: Summum jus, summa injuria. Das Protections- und Einmischungs-System nützt ja in der That einzelnen Individuen, und die Gesammtheit als solche hat selbst in den Kammern selten ein stimmfähiges Organ. Die Zähigkeit der Schutzzoll-Theorie mag Dir hierbei zum Exempel dienen: die begünstigten Produzenten sind Einzelne, sie schreien, setzen Himmel und Erde in Bewegung, und — ihre Sache durch! Die benachtheiligten Consumenten sind Alle, und sie bleiben in der Minorität! — Dann sagen wir unseren Gegnern, daß sie eigentlich Nichts von der Sache verstehen. Und wie sollten sie auch! Sie können ihre Ignoranz nicht läugnen! Die büreaukratischen Knoten haben keines Alexander's Schwert zu fürchten. — Darum nur keine Vereinfachung in den Formen! Auch nicht in der Constitution! Je mehr Artikel die Verfassungs-Urkunde enthält, desto weniger geniren sie uns. Alles bedingt sich hier, jedes ererbte Privilegium hat hier seine Vertreter, die manchmal, ohne es zu wissen, in die Liste unserer großen Armee eingetragen sind. Das Alles fließt zuletzt in einen großen Brei der Ansichten und Interessen zusammen, der eine Art öffentlicher Meinung bildet. Die öffentliche

ob die Ordonnanz ihren Zweck, die Ausführbarkeit der Gesetze zu erleichtern, überschreitet. Das sind moderne Errungenschaften! Und die Disciplinar-Gesetze, die Disciplinar-Gerichte zur Maßregelung der Richter! —

H. B. O.

Meinung aber ist eine starke Stütze, besonders wenn es sich um die Erhaltung von Traditionen und ererbten Gewohnheiten handelt. Die vox populi, welche die Opposition, wo es ihr dient, regelmäßig als vox Dei proclamirt, läßt sich in jeder verrotteten Burgflecken-Gemeinde, die etwa ihren Zunftzwang vertheidigt oder sich gegen die Zulassung jüdischer Kaufleute sträubt, mit mehr Nachdruck für das Vorurtheil unter die Waffen rufen, als jemals für eine vernünftige Neuerung. Denn wo sich ein Satz mit Beweisgründen vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes durchführen läßt, da fragt Niemand viel nach Stimmungen und populären Gefühlen, — doch gerade, wo Beweise fehlen, da stellt vox populi zur rechten Zeit sich ein. Wo es immer galt, den veralteten Vorurtheilen der Menge eine, politisch oft unentbehrliche Geltung zu verschaffen, da hat uns die romantische Schule fast jedesmal wichtigen Beistand geleistet und den Uebermuth des Rationalismus vielfach mit Glück bekämpft. Die Pflicht der Dankbarkeit verbietet uns zu vergessen, daß die ersten und bedeutendsten deutschen Staatsmänner der Restaurations-Epoche Schüler oder Anhänger der großen Erfinder der romantischen Technologie (Friedrich Schlegel, Adam Müller, u. A. m.) gewesen sind. —

Die radikale Opposition spricht mit ungebührlicher Emphase von Volksrecht und Volksstimme; man halte ihr die provinziellen Eigenthümlichkeiten, die wurmstichigen Rechtsvarietäten, die Zunftsitten, die Mißbräuche des Gewerbezwanges entgegen. Auch das ist gediegenes Volksrecht, auch darin liegt Volkspoesie! —

Glaube mir, mein Sohn, das Volk ist es nicht, welches nach Preßfreiheit schreit, das sind nur einige Gebildete, welche die Masse zu verführen suchen, einige brodlose Literaten, welche irrthümlicherweise die Unergiebigkeit ihres Geschäftes auf Rechnung der Censur setzen. Thöricht wäre

es, solche Demonstrationen als den Ausfluß der „öffentlichen Meinung“ anzuerkennen. Wo ist die öffentliche Meinung, wenn sie nicht gemacht wird? — So lange Deutschland keine eigentliche Hauptstadt hat, so lange soll es den Herren von der Feder schwer werden, uns die wirkliche Existenz ihrer „öffentlichen Meinung“ zu beweisen. —

Wenn wir es durchsetzen könnten, daß die Bauern nur einen ihrer Genossen, die Industriellen nur einen Fabrikherrn, die Proletarier meinetwegen auch einen Tagelöhner oder Literaten zum Repräsentanten wählen, so wäre der öffentliche Frieden gesichert. Jedes populäre Interesse, das als ein isolirtes auftritt, ist leicht zu paralysiren. Nur wenig Advokaten*) zu den Kammern eingelassen, sondern wackere Bürger, biedere Landleute, so viel Du willst! — Die sind besser, als selbst die Beamten. Allerdings wurde es vordem für vortheilhaft gehalten, recht viele Beamte in die Kammern wählen zu lassen, allein es fand sich nachträglich, daß dadurch die hierarchische Einheit der Büreaukratie gestört, und zuviel Fachkenntniß in den Kammern verbreitet ward. So mußte denn, nach einer geheimen Instruction Metternich's, die berühmte „Urlaubsfrage“ auf's Tapet gebracht werden, um uns jedenfalls in den einzelnen Fällen die letzte Entscheidung zu reserviren. Lieber ab und zu einen unwissenden Feind mehr, als einen zweideutigen Anhänger, der in der nächsten Krisis mit dem Material seiner Erfahrungen zum Feinde übergehen kann! — Auch in dieser Hinsicht bieten uns die altständischen Verfassungen noch bequemere Handhaben, als die modernen Charten. — Divide et impera! —

Wir haben vorhin gesehen, wie trefflich es sich bisweilen lohnt, mit den Waffen des Gegners zu fechten. Das erinnert

*) Macht man aus dem Advokaten einen Beamten, so kann man ihm den Urlaub verweigern, oder ihm auch auf andere Weise sein Gift benehmen. — Anmerkung des Briefstellers.

mich an ein bekanntes liberales Rüſtzeug, nämlich an die Anglomanie. Studire nur fleißig engliſche Rechtsgeſchichte, Du wirſt in ihren verſchiedenen Perioden alle Werkzeuge der kirchlichen und der weltlichen Orthodoxie gewahren. Die wenigſten derſelben ſind direct abgeſchafft; da haben ſie Geſetze über Majeſtätsbeleidigung und Preß-Vergehen, denen ſelbſt die „Erregung von Mißvergnügen“ und „der unehrerbietige Tadel“ nicht fehlen, Edicte, mit denen man eine Bückeburgiſche Hof- und Staats-Zeitung unterdrücken und einem preußiſchen Kammerherrn wegen Hochverraths die Ohren oder auch den Hals abſchneiden könnte. All' das iſt antiquirt und durch die Praxis unſchädlich gemacht, das Wenigſte aber iſt formell aufgehoben. Einer feindlichen Richtung gegenüber, welche darin beſteht, die bürgerliche Freiheit in geſchriebenen Geſetzen auszuprägen, gilt es nun, zu beweiſen, 1) daß die brittiſche Freiheit auf dem Unterbau einer drakoniſchen Geſetzgebung ruht, und 2) daß es mit den Geſetzen allein nicht gethan iſt. Die politiſchen Sitten aber können erſt im Verlaufe von Jahrhunderten geſchaffen werden. — Die brittiſche Aufruhr-Akte, ihre Conſtabler und einiges andere Stammverwandte, ja, ſelbſt ein Schemen der habeas-corpus-Akte, — das Alles läßt ſich unbedenklich bei uns einführen und gewinnt gleich auf deutſchem Boden, in deutſcher Umgebung einen eigenthümlichen Beigeſchmack, ſo daß ihr wirklicher Urſprung kaum herauszuerkennen iſt, wie von nach dem Kap verpflanzten Trauben. — Ueberhaupt, nur keine Angſt vor den liberalen Formen! Auf den Geiſt, auf den inneren und äußeren Zuſammenhang kommt es allein an! —

Was wäre nicht, bei geſchickter Benutzung, aus dem Muſter der engliſchen Hochkirche zu machen, aus ihren modernen Commiſſionen zu ſpeziellen Verwaltungs-Zwecken und gar erſt aus dem angelſächſiſchen Inſtitut der Friedens-

richter, demgemäß man jeden Gutsbesitzer zum Polizeidiener umstempeln könnte! —

Allerdings dürfen die Formen des Self-government nicht mit dem eigentlichen Inhalte desselben verwechselt werden. Diesem Teufel biete keinen Finger! Jede Regung in dieser Richtung zieht einen Geist der Opposition groß, gegen den die Localisirung der Interessen noch als einzige und letzte Sicherheitsschraube gelten mag. Die Formen der Selbstregierung sind nur so lange ungefährlich, als ihre Subjecte weder lebenskräftig, noch entwickelungsfähig sind. Ich bin darum stets ein Anhänger der ständischen, provinziellen und Kreis-Privilegien und Freiheiten gewesen. In solchen Einrichtungen geht das freiheitliche Gesammtgefühl so gründlich verloren, daß der Patriotismus sogar in den stürmischen Zeiten nationaler Erhebung noch die Gestalt ständischer, corporativer oder aristokratischer Vorrechte annimmt! — Selbst wo der Gesammtstaat schon in einer allgemeinen Ständeversammlung vertreten ist, lasse man diese todten Formen, wenn irgend möglich, noch daneben bestehen. Die liberale Opposition, welche dagegen anzukämpfen versucht, prallt nicht blos an den zahlreichen, obgleich nur künstlich geschaffenen, Sonder-Interessen ab, sondern mehr noch an dem Vorwurf des abstracten Nivellirens und der französelnden Centralisations-Tendenz.

Das jus quaesitum ist heilig; Domstifter und adelige Kreistage mögen veraltet sein, aber sie bestehen; wer sie aufheben will, verfällt dem Chaos der Robespierre'schen Epoche! — Das weiß die Wiener Staatskanzlei ganz besonders zu würdigen, indem sie selbst den Provinzen, welche gar keinen Adel haben, adelige Landtags-Tafeln bewilligt. —

Die Centralisation ist freilich eine große Kraft, eine Waffe, deren Griff wir in der Hand haben müssen, damit die

Schneide gegen unsere Feinde gekehrt sei. Centralisiren wir die Büreaukratie, aber lassen wir die organischen Bestandtheile des Staates, welche uns feindselig entgegentreten könnten, so decentralisirt, wie möglich! — Was würde sonst aus der Souverainetät, die „auf einem Kocher von Bronze stabilirt" bleiben muß! —

Wäre es thunlich, die corporativen Elemente in unserem Staatsleben gesichert zu conserviren, so würde ich — aber ausschließlich unter dieser Voraussetzung! — das Einkammersystem dem Zweikammersysteme vorziehen. Das letztere wird immer dahin führen, daß sich die zweite Kammer als eigentliche Landes- und Volksvertretung gerirt, um welche sich denn bald alle populären Elemente schaaren, so daß in dem schärfer hervortretenden Antagonismus die Kammer der Privilegirten zu kurz kommt. Ist aber Alles, wie Kraut und Rüben, durch einander gemischt, so findet sich kein Teufel darin zurecht, und der Pöbel verschwendet dann leichtlich seine Sympathieen an die lautschreienden Vorfechter des niederen Adels, welche, sobald es darauf ankommt, mit geringer Mühe herumzubekommen sind, ja, die sich, beim ersten Dämmern einer politischen Krisis, uns von selbst in die Arme werfen.

Eine Adelskammer kann in Deutschland niemals eine seriöse Selbstständigkeit behaupten. Sitzen auch hier und da einige alte Krautjunker, welche die brittischen Lords spielen möchten, schmollend auf ihren Gütern, so wollen doch ihre Söhne vom Seconde-Lieutenant avanciren, auf Hofbällen von den gnädigen Prinzessinnen zum Walzer commandirt werden, u. s. w. Sie sind durchschnittlich weder finanziell, noch moralisch, zu einer selbstständigen Existenz befähigt und verträgt auf die Länge kaum Einer unter ihnen weder die Zurücksetzung im Staatsdienste, noch die gerunzelte Stirn des Serenissimus. — Hier liegt freilich der Hase

im Pfeffer! Die Meisten unserer „an den Stufen des Thrones Geborenen“ sind durch heraldische Studien, Jagd, Galanterie und andere noble Passionen dergestalt auf den Umgang mit Adeligen angewiesen, daß sie sich mit jedem Nicht-Adeligen, wie sehr der sich auch die Sitten des Hofes angeeignet habe, unbehaglich fühlen. Der Adel weiß sich also unentbehrlich. Zum Glücke ist die Büreaukratie mit einem Theile des Adels verwachsen und verschwägert, so daß sie auch auf diesem Gebiete mit gleichen Waffen kämpfen kann. —

Das Verhältniß zum Monarchen wird immer wichtiger sein, als unsere Stellung den Kammern gegenüber. Besonders aber, wenn die Wellen des parlamentarischen Lebens hoch gehen, muß über dem Wechsel der Ministerien ein Bleibendes stehen, das den Angriffen der Deputirten unerreichbar, oft ihren blöden Augen unsichtbar ferne liegt. In der geheimen Geschichte der Beamten-Oligarchie, welche noch zu schreiben wäre, aber hoffentlich niemals geschrieben wird, müßte dem Institut, das ich meine, dem sogenannten Geheimen Cabinet ein besonderer Theil gewidmet werden. Es versteht sich von selbst, daß es aus Personen combinirt wird, die dem Fürsten angenehm sind, personae gratae, und daher hauptsächlich aus dem gebildeten Theile des Adels zu sortiren ist. Die Opposition spricht wohl von einer Kamarilla, allein sie darf sich doch in Deutschland nicht unehrerbietig über die persönlichen Freunde des Monarchen äußern, oder gar in dessen Privatbeziehungen einmischen, so daß der constitutionelle Schild der fürstlichen Unverantwortlichkeit auch zuweilen die gar nicht sehr constitutionellen Freunde des Königs deckt. Das geheime Cabinet giebt uns mit Leichtigkeit alle Mittel an die Hand, welche die Parteien auf ihrem theoretischen Standpunkte nur durch langwierige Agitation und mühselige Conspiration erlangen. Hier schießen alle Fäden zusammen. Mit dem ge-

heimen Cabinet ſicherſt Du Dir nicht nur unter allen Umſtänden die königliche Unterſchrift, ſondern auch, was mehr iſt, die Gunſt des Hofes und der an demſelben einflußreichſten Frauen. Denn die Frauen, ſeien es Schauſpielerinnen oder Prinzeſſinnen, lieben es mit dem geheimnißvoll Wirkenden zu ſpielen, wichtige Mienen anzunehmen und nach Feeen-Art, ſtill protegirenden Einfluß zu üben. Auf dieſem Felde wird das ſtarre Meduſenhaupt der Herrſchaft mit Blumengewinden verhüllt. Haſt Du dieſen Kreis ſicher erobert, ſo ſchadet Dir keine oſtenſible Ungnade. Ich habe Höfe gekannt, wo der Unterrichts-Miniſter nicht zum Vortrag gelangen konnte, während der Theater-Intendant, der Polizei-Director und der Referent des Stadtklatſches unangemeldet Zutritt hatten. —

Neben dem geheimen Cabinet, zur Noth auch *ſtatt* deſſelben, kann, wenn der Fürſt, wie gewöhnlich, die Soldatenſpielerei mit Leidenſchaft treibt, ein, aus hohen Offizieren zuſammengeſetztes, *Militärcabinet* beſtehen, welches gelegentlich als Comité d'action eintritt und ſich ohne Schwierigkeit des überwiegendſten Einfluſſes auf die ganze Armee bemächtigt, — welche ſelbſtverſtändlich *niemals* auf die Verfaſſung beeidigt werden darf. Mit ſolchen Schutzmitteln iſt man, Das begreifſt Du, nicht leicht zu überrumpeln, nicht au dépourvu zu nehmen. Zu unſerer äußerſten, eigenen Sicherheit gehört es übrigens, daß von ſolchen Maßnahmen und Veranſtaltungen, wenn ſie ernſtlich zur Sprache kommen ſollten und der Lärmen darüber nicht auf die übliche, conſtitutionell-parlamentariſche Weiſe zu beſeitigen wäre, niemals das Odium *erweislich* auf den Fürſten falle. Zur Noth opfert man einen Miniſter und zwar gewöhnlich einen, der am wenigſten dabei betheiligt war. — —

Für das Volk iſt der Fürſt glücklicherweiſe noch immer

eine märchenhaft interessante Persönlichkeit, die es sich mit der Lebendigkeit der phantasiereichen Jugenderinnerungen aus Tausend und einer Nacht ausmalt. Es ist verwundert und gerührt, daß der König nicht mit der Krone auf dem Haupte zu Bette geht, daß er ißt und trinkt, wie andere Menschen. Ein einziges menschlich ordinäres Wort von ihm versöhnt mehr arme Teufel mit dem Glanz des Throns, als ein ganzes Verfassungs-Statut. Die Harun-al-Raschid-Komödien sind noch immer nützlich, um für die mageren Jahre wohlfeile Popularität aufzuspeichern. Nur dürfen sie nicht allzuspät kommen, sonst merkt das Volk, dem am Ende ein gewisser natürlicher Instinkt selten ganz fehlt, die Absicht und wird verstimmt. Die Methode, einen oppositionellen Prinzen in Reserve zu halten, ist zu bekannt und zu verbraucht, um noch einer besondern Erwähnung zu bedürfen. — Der Minister dagegen muß keine populäre Rolle spielen wollen, muß nicht mit dem Weißbier-Philister Schmollis trinken. Er steht nicht hoch genug, um sich so tief herabzulassen; das Volk will in ihm nur einen gewissenhaften Arbeiter und keine capriciöse Persönlichkeit sehen. Selbst den Generälen gelingt es selten mehr, und dann nur nach weithinschallenden Siegesthaten, mit den Türenne- oder Suwarow-Rollen über den Kreis der Armee hinauszuwirken. Die alten Haudegen, welche das in neuester Zeit noch versuchten, haben sich nur lächerlich gemacht. —

Der Fürst erscheint dem Haufen traditionell mit der Glorie unumschränkter Allmacht umgeben. Für jede Beschränkung, der er sich zu unterziehen scheint, ist man ihm dankbar; man liebt ihn dafür, daß er seinen Verfassungs-Eid nicht bricht. Ihm wird der offene, scharfe Verfassungsbruch eher verziehen, als uns. Wenn uns nichtsdestoweniger die Vorsicht gebietet, die Krone, welche unser Palladium ist, in solchen Kämpfen nicht unwiderruflich zu

engagiren, ſo können dergleichen Conflicte doch auch andrerſeits nicht ohne die perſönliche Betheiligung des Souverains beſtanden werden. In der Regel wird die Sache ſo leiſe und langſam eingefädelt werden, daß ſeine ſogenannte Fürſten-Ehre oder ſein Mannesſtreß darin verwickelt ſind, noch ehe er die Zeit zum Beſinnen gefunden. Die ungeſchickten Drohungen der Gegner, die Vorſtellung wirklicher und eingebildeter Gefahren thun das Uebrige. Zuletzt erſcheint es unmöglich, mit dieſen Geſetzen, neben dieſen Kammern zu regieren. — —

Dergleichen Unternehmungen haben faſt alle zwei charakteriſtiſche Seiten, deren eine ſich auf ihren geheimen Urſprung, die andere ſich auf ihren ſichtbaren Anfang bezieht. Jene beſteht darin, daß jedem bedeutenderen Verfaſſungs-Conflicte ein geheimer Finanzſchaden zu Grunde liegt, bei welchem die herrſchende Dynaſtie unmittelbar betheiligt iſt, z. B. die Domainen-Frage, fürſtliche Privatſchulden, u. dgl. m. — Natürlich darf der Kampf um die materiellen Güter nicht unter der Fahne des dynaſtiſchen Privat-Intereſſe[illegible]führt werden; abſtracte Rechtsprinzipien liefern hier eine [illegible]ommene Symbolik, deren tiefer liegender Inhalt wo[illegible] beiden Seiten erkannt, aus conſtitutionellen Rückſid[illegible]t niemals deutlich ausgeſprochen werden darf. [illegible] beginnen gewöhnlich ſolche Feldzüge anſcheinend [illegible]zend einem Competenzconflict. Hier ſteht gleich Alles in Frage und im ſchlimmſten Falle opfern wir zum Schluß eine theoretiſche Anmaaßung für einen concreten Vortheil. Einen Competenzconflict hervorzurufen kann aber niemals ſchwer ſein, ſolange unſere Beamten der ordinären juriſtiſchen Verantwortlichkeit glücklich entzogen bleiben. Die alten Liberalen haben ſo lange auf Trennung der Juſtiz von der Verwaltung gedrungen, daß ſie ſich nun wohl die dagegen benöthigten Sicherheitsſchran-

ben gefallen lassen müssen. In dem patriarchalischen Zustande, als noch die Verwalter gelegentlich auch Recht sprachen, da gab es keine Competenzconflicte, und sie waren auch nicht nöthig. Allein neue Zustände erzeugen neue Bedürfnisse, und des großen Napoleon juristisches Genie kam grade zur rechten Zeit, um in einer ausgebildeteren Administrativ-Justiz den Mittler zwischen Justiz und Administration zu geben. Diese kunstreiche Maschine wollen wir, trotz ihres wälschen Ursprungs, gebührend und dankbarlichst respectiren. Der privilegirte Gerichtsstand der Beamten und die Unverantwortlichkeit der Oberbehörden ergeben sich aus diesem ganzen System mit logischer Nothwendigkeit, von selbst, ohne Geschrei und ohne Skandal. Daran laßt uns festhalten und das als das Unsre behaupten! Was sollte auch aus dem Regieren werden, wenn quilibet ex populo Jeden von uns für jede einzelne Maßregel vor Gericht chicaniren könnte, wenn jedes richterliche Collegium sich wie ein Parlament geriren dürfte! — Darum ist der Satz, daß der Richter die Rechtsbeständigkeit der Verordnungen nicht zu prüfen habe, wohlweislich in einige neuere Verfassungen aufgenommen worden. — Die krassen Liberalen haben manchmal die Administrativ-Justiz mit der Cabinets-Justiz in ein und denselben Sack der Verdammniß geworfen; aber daß zwischen diesen beiden Institutionen eine feine Scheidelinie zu ziehen ist, kann der scharf Distinguirende unmöglich verkennen. Distinguiren wir also! Wenn die Liberalen den altgermanischen Rechtssatz, daß Jeder von seines Gleichen gerichtet werde, — pares a paribus, — wieder in's Leben einführen wollen, so müssen sie auch zugeben, daß Beamte von Beamten zu richten seien.

Doch die wechselnden Formen der Conflicte, welche die Opposition als „Staatsstreiche" zu bezeichnen pflegt, sind mannigfaltig und unberechenbar. Ein reiches Studium

derſelben bietet Dir die Geſchichte der deutſchen Bundesſtaaten. Die Hauptſache iſt freilich immer, ehe man ſich auf ſolche Zwiſte einläßt, der überwiegenden Macht ſicher zu ſein. Dann findet ſich das Uebrige von ſelbſt. Aber man poche nicht allzu laut auf ſeine Uebermacht: die Liſt und juriſtiſche Dialektik, von Mächtigen angewendet, ſind doppelt nützlich und des Erfolges gewiß. Man läßt damit dem Feinde eine oft willkommene Gelegenheit zum Rückzuge offen, wogegen der Trotz der Gewalt die brutalen Naturkräfte der Menge herausfordert und wach ruft, gegen welche kein Kraut gewachſen iſt. Ich bin im Allgemeinen und grundſätzlich gegen jeden *gewaltſamen* Staatsſtreich; man gewinnt damit ſelten eine auf die Dauer feſt geſicherte Poſition und kann, nach einem ſolchen Kriegszuſtande, nur langſam und nicht ohne Gefahr die Waffen niederlegen. Ein erfahrener Staatsmann weiß ſich ſchon bis auf Weiteres durch die unbequemen Paragraphen einer Conſtitution durchzuwinden. Nur nicht zu viel Eifer und keine Ueberſtürzung! — Thue keinen Schritt vorwärts, den Du vielleicht könnteſt zurückthun müſſen. Ein Fürſt hat allerdings den Vortheil, daß er bei einem abgezwungenen Wechſel des Syſtems einen Miniſter als Sündenbock opfert und ſelber rein, wie ein Schwan aus dem Sündenpfuhle auftaucht. Zuletzt wird manchmal ein Fürſt, der recht viel gewagt hat, durch kleine Conceſſionen aus der Fülle ſeiner errungenen Macht beliebter, als ein ehrlicher Monarch, der von Anfang an gewiſſenhaft die Geſetze beobachtet, aber weder der Phantaſie, noch dem Aufregungs-Bedürfniß der Menge jemals beſondere Nahrung geboten hat. Auch ſagt Machiavelli ganz richtig, daß die *nöthigen* Gewaltthaten *alle* raſch und auf einmal geſchehen müſſen, um die Sinne zu verwirren und die Thatkraft zu lähmen, wogegen die Wohlthaten tropfenweiſe vom Throne herabtröpfeln müſſen, ſo daß immer neuer Dank ein-

geerntet wird, der natürlich dem Starken und Gefürchteten doppelt reichlich fließt.

Doch das Alles paßt, wie schon gesagt, nur auf Fürsten: Minister haben in der Regel ihre Handlungsweise so einzurichten, daß sie den Charakter oder doch den Schein der Gewaltthätigkeit gänzlich verliere.

Was man gelungene Staatsstreiche nennt, das beruht durchweg auf scharf durchdachten Proceduren, von denen jede Einzelnheit ein reifliches historisch-politisches und auch wohl statistisches Studium voraussetzt. Was man lehrend mittheilen kann, sind immer nur die allgemeinen Prinzipien; ein zur That und Leitung berufener Mensch muß das Nöthige aus den Zuständen und Begebenheiten selbst resümiren. Der abstracte Schematismus ist verderblich. Aendern sich die Umstände und Personen, so ändere auch rasch Deinen Plan. Was der Pöbel als Glück oder Unglück bezeichnet, hängt meistens mit dem höheren oder geringeren Grade der Beweglichkeit des Geistes in der Beherrschung der Umstände zusammen. Einer unserer berühmtesten Staatsstreich-Künstler hätte es unendlich viel weiter gebracht, wenn nicht eine gewisse Starrheit des Wollens und der Eigensinn seines eingebildeten Ehrgefühls ihn die Conflicte aufsuchen hieße, wo er sie vermeiden, d. h. umgehen, sollte.

Auf einen Punkt, den ich schon früher andeutungsweise berührt habe, muß ich, weil es der wichtigste von allen ist, schließlich noch einmal zurückkommen, obgleich ihn hier zu erschöpfen unmöglich wäre. Es ist die Bearbeitung der öffentlichen Meinung. Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung in unserem Sinne durch die Presse, den Katheder, die Kanzel sogar, ist selbstredend viel nützlicher, als die Zwangsmaßregelung der periodischen Literatur. Wenn der Strom der Presse zu breit und mächtig fließt, so durchbricht er alle Dämme. Die Censur durch Beamte wird

zusehends unpraktikabel, ja unnütz, wenn nicht gar schädlich: die Censur des Schriftstellers dagegen durch den Unternehmer und Capitalisten, durch Verleger, Drucker und Setzer, die Zügelung der idealen Schwärmerei durch die Controlle der materiellen Interessen, Cautionen, Concessionen und Concessions-Entziehungen, Verwarnungen, Geldstrafen, eine bis zum Laufburschen und Colporteur herabreichende Verantwortlichkeit, die Disciplinirung des Journalismus durch Polizeigerichte, dieses System ist zeitgemäß und hat eine große Zukunft. „Nicht unterdrücken, sondern leiten!“ sei die Parole. Die Unterdrückung und die sichtbare Verfälschung rächen sich durch eine gewaltige Reaction der unterdrückten Naturkraft, durch phantastische Forderungen unzähmbarer Massen, die an keine Leitung gewöhnt sind. Dagegen giebt es ganz untrügliche und unfehlbare Mittel der Bearbeitung. Zum Beispiele: Man lasse den Zeitungen recht viel Preßfreiheit für auswärtige Zustände: die Redactionen stürzen sich gierig auf diesen Stoff, sind dafür dankbar und gewähren uns damit sogar den Schein des Liberalismus. Die Mängel und Schäden fremder Staaten werden dann weitläufig und mit Vorliebe erörtert, jeder kleine Mißstand in England oder Schweden, nach den dortigen Oppositionsblättern, unter das Vergrößerungsglas gelegt. Das Publikum gewöhnt sich allmälig daran, sich mehr für das interessante und vielbesprochene Ausland zu erhitzen, als für das schweigsame Inland, wo dem freien Worte Fußangeln gelegt sind. Daneben liest es von dort bei der ungeschminkten Enthüllung reeller Mißstände viel freimüthigen Tadel, aus der Heimath nur officiöses Lob, und da in der Welt Alles auf Licht und Schatten, auf das Verhältniß von Mehr oder Weniger ankommt, so erlebt man es, daß unsere Spießbürger, die in Nordamerika die kühnsten Abolitionisten überbieten und in England auf die Manchester-Schule, als auf flache Halbdenkerei herabsehen, sich zu Hause

vor jedem Nachtwächter bis zur Erde verbeugen. Die großbritannisch-hannovrische Statthalterschaft, welche die Schlözer'schen „Staats-Anzeigen“ über ganz Europa frei schelten ließ, aber dem streitfertigen Professor rasch das Handwerk legte, als er den Postmeister von Nordheim an sein Reglement zu erinnern wagte, bewies damit viel staatsmännischen Takt. — Und auch die extremen Demokraten unter unseren Journalisten, welche in England und Frankreich nur Corruption, Aristokratenwirthschaft und Pfaffentrug sehen, seien als nützliche Werkzeuge gepriesen!*)

*) Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß der vorliegende Brief vor 1848 geschrieben ist. Indessen haben einige Journalisten, denen der Paradoxismus zu Kopfe gestiegen, noch Fortschritte in der, vom Briefsteller belobten Methode gemacht. Die neueste Vervollkommnung der alten Methode besteht darin, den retrospectiven Idealismus, der einst die, seitdem glücklich beseitigte Schwärmerei für urteutonische Gesittung erzeugt hat, nun mit einigen albernen Variationen auf eine ganz bohle Abstraction des uralten „gemeinen Rechts“ Englands anzuwenden, und indem dieses dem sogenannten statutarischen Rechte gegenüber gestellt wird, in demselben lauter Freiheit und Kultur, in den Statuten aber lauter Willkür und Unverstand zu sehen. Als ob die Parlamente seit jeher außerhalb der lebendigen Rechtsbildung des Volkes gestanden hätten! Als ob das Rechtssystem nicht mit der ganzen Nation wüchse! Als wäre auch nur gemeines und statutarisches Recht so scharf zu trennen! Diese, angeblich demokratischen Phantasten, welche sich keine Gelegenheit, auf das parlamentarische Staatswesen weitlich zu schimpfen, jemals entgehen ließen, möchten den alten „Geheimerath“ (the privy council) an die Stelle der verantwortlichen Ministerien setzen, und sehnen sich, aus Erbitterung über Lord Palmerston's entsetzliche Tyrannei, unter die Gesetzlichkeit eines Wolsey oder Burleigh zurück. — Da liegt bei London ein kleines Dorf, in welchem sich ein experimentirender Jurist und einige kindische Kapitalisten den harmlosen, romantischen Spaß erlaubt haben, unter sich das alte Gemeinde-Recht einzuführen. Flugs wird darauf eine ganze Theorie gebaut. Mit demselben Fug könnte man aus dem zeitweiligen Bestehen einer Tauschbank, wie es deren in Paris schon gab, oder einer Icarischen Kolonie, wie Cabet deren in Amerika errichtete, auf die Allgemeingültigkeit des Socialismus oder Communismus schließen. — H. B. O.

Einen Schritt weiter, und man kann verſuchen, das germaniſche Weſen zu dem wälſchen, galliſchen, britanniſchen in einen ſcharfen Gegenſatz zu bringen. So lange die Burſchenſchaften von teutoniſcher Urfreiheit und Stammesreinheit faſelten, ſo lange waren ſie eher nützlich, als gefährlich. Der Begriff der individuellen Freiheit war ihnen noch nicht aufgegangen. — Beherzige in dieſer Beziehung die Worte eines preußiſchen Staatsmannes (Geheime Denkſchrift, 1822):

„Es verdient eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathſam wäre, ſie gleichfalls, nach dem Beiſpiele der engliſchen und franzöſiſchen Regierungen, in ihren Grundſätzen, in ihren Leitern und Organen, einer ſtrengen aber kräftigen öffentlichen Discuſſion zu unterwerfen, als es nicht allzuſchwer ſein dürfte, gegen jene Grundſätze und Einrichtungen bei den beſonnenen und richtig urtheilenden Deutſchen die National-Eitelkeit und Ehre in's Spiel zu bringen, indem man dieſelben, als von einer nebenbuhleriſchen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend darſtellte." —

In der That wurden die Deutſchen ſo lange mit ihrem Mangel an Selbſtgefühl aufgezogen, daß ſich ſeitdem viele Patrioten in vollem Ernſte mit forcirter Bewußtheit eine Prahlerei und Selbſtüberſchätzung angewöhnt haben, welche die der Dänen und Türken weit übertrifft. — Wenn man bedenkt, daß Vorbild und Anlaß des politiſchen Widerſtandes in Deutſchland faſt immer von Außen kam, ſo wird man dieſen Punkt, die Iſolirung des politiſchen Bewußtſeins, nicht geringſchätzen. Politiſche Revolutionen ſind undeutſch, deutſch dagegen ſind die religiöſen Contro-

verſen und Conflicte! Wer die Aufmerkſamkeit auf dieſes Gebiet lenkt, wer auf dieſem Boden durch populär eingreifende Antitheſen die Gemüther beſchäftigt, zieht das Volk von den Staatsangelegenheiten ab, wo die zu allgemeine Betheiligung nur zu Unfrieden und Unheil führen kann. — Immerhin mag den Ungeduldigen verheißen ſein, daß ſie, ſtatt den Himmel auf der Erde zu gewinnen, umgekehrt in der außerweltlichen Weisheit Erſatz für die irdiſchen Kämpfe finden und daß der freie Gedanken die Körperwelt um ſo ſicherer, obgleich langſam, befreien werde, je höher er ſich über dieſelbe erhebt. —

Soweit für heute, mein Sohn! Ich konnte Dir bis jetzt nur die allgemeinen Geſichtspunkte andeuten, deren einzelne ich vielleicht mit der Geſchwätzigkeit des angehenden Alters, theilweiſe wohl auch mit dem Intereſſe eines Mannes, der ſein „quorum pars magna fui“ ohne Unbeſcheidenheit hinzufügen darf, zu weitläufig beſprochen habe. Meine Abſicht war nichtsdeſtoweniger nur darauf gerichtet, Dich zum Selbſtdenken anzuregen und auf die Bahn zu leiten, wo Selbſtdenken und Thatendrang förderlich ſind. —

Haſt Du das Grund-Princip meiner Auseinanderſetzung begriffen, ſo iſt das Wichtigſte geſchehen. Jede einzelne Frage zu erörtern, müßte ich zu dem langweiligſten Staatsrechts-Compendium einen noch langweiligeren Commentar ſchreiben. Ein anderes Mal ſpreche ich Dir von dem Wechſel-Verhältniß zwiſchen dem Bundestag und den Regierungen der Einzelſtaaten; das iſt eine Mühle, in welcher jede Oppoſition, wie zwiſchen zwei Mühlſteinen zermalmt wird. Dann haben wir noch die Theorie der Staats- und Disciplinar-Gerichtshöfe mit abhängigen Richtern und fürſtlichem Begnadigungsrecht u. ſ. w.

Suche Dir zunächſt bei allen dieſen Gegenſtänden das wahre Verhältniß der lebendigen Praxis zur geſchriebenen

Theorie klar zu machen. Davon muß Dich ſchon meine kurze Ueberſicht überzeugt haben, daß jeder Verfaſſungs-Artikel eine exoteriſche und eine eſoteriſche Auslegung zuläßt. Die Freiheit iſt ja doch mehr eine Sache des Bewußtſeins, als des materiellen Intereſſes. Gewähren wir alſo das ſtolze Bewußtſein und den edlen Schein ſo weit, daß daneben die materielle Ordnung der Dinge den zu ihrer Verwaltung Berufenen unbeſtritten bleibe! —

Aus Deiner Antwort werde ich erſehen, wo ich Deiner Auffaſſung nachhelfen und wo ich Dir das nähere Detail erſchließen ſoll. —

Dein treuer Vater.

III.

Epilog.

Manches aus dem vorſtehenden Briefe mag heutzutage, nachdem die Regierungskunſt die ungemeſſenſten Fortſchritte gemacht hat, veraltet erſcheinen. Aber die Principien ſterben nicht! Im Gegentheil, die von unſerem Briefſteller entwickelten Principien haben ſich zu höherer Entfaltung dargelebt, wenn auch hier und da an die Stelle des vorſichtigen und umſichtigen Kanzleiſtyls der raſche und betäubende Bulletins-Styl der Militärherrſchaft getreten iſt. — Als hiſtoriſches Document aber hat der vorſtehende Brief zweifelsohne den Werth vieler anderer Documente, bei nicht geringerer Authenticität. —

Ich theile die Antwort des Jüngers hier nicht mit, weil ich ſie nicht geleſen habe. Solche Belehrungen nehmen gewöhnlich einen Verlauf, wie ihn ſchon Göthe an Mephiſtopheles' Schüler dargeſtellt hat. Im erſten Theil lauſcht der Junge voll andächtiger Ehrfurcht jedem Worte, gleich

einer neuen Offenbarung; im zweiten Theile schnauzt er den Alten an, und ist weit, weit über ihn hinaus! — Ich vermuthe, daß es auch bei meinem Jugendfreunde so gegangen ist. Wie mag sich der Alte gefreut haben! —

Ja, die Welt hat eminente Fortschritte gemacht! — Die geistige Freiheit unserer Staatsmänner und sonstigen Politiker hat fast in demselben Maaße zugenommen, wie die Staatsschulden der civilisirten Welt. Freilich sind auch die Staatsschulden, ganz abgesehen vom allgemein sinkenden Werthe des Geldes, genau in demselben Verhältnisse gewachsen, als der pedantisch stricte Rechtssinn unterging. Ich meine hier nicht den Rechtssinn der guten, alten Zeit, wo mancher deutsche Fürst, der vielleicht einen armen Teufel hängen ließ, nur um sein hochnothpeinliches Staatsregal vor Verjährung zu schützen, seinen Landständen das Geld zu einem neuen Rock mühsam abdingen mußte. Nein! Ohne so weit zurückzugreifen, — erinnern wir uns nur an die vierziger Jahre, an die bescheidenen Blüthen der landständischen Opposition vor den glorreichen März-Errungenschaften! — Die heute Elephanten verschlucken, haben damals kaum ein ungekochtes Mäuschen verdaut. Das ungerechtfertigte Verbot eines Buchs, die polizeiliche Sprengung einer freien Religions-Gemeinde konnte allgemeine Sensation und Entrüstung hervorrufen, die Ausweisung Itzstein's aus Preußen wurde als eine vaterländische Calamität behandelt. Die Kammern discutiren zuweilen die Rechtmäßigkeit eines Budgetsatzes von fünfzig Thalern, und das Alles Angesichts der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Instructionen! — Wie sind wir heute dagegen so „staatsmännisch" geworden! — Wie man schon vor 1848 von den vereinzelten Bücherverboten zu den Verboten ganzer Verlagsfirmen übergegangen war, so könnte man heute ganze Volksstämme ausweisen, ohne damit besonderes Aufsehn zu erregen. Welcher

Unterſchied beſtand ſchon im Détail zwiſchen dem Rochow'ſchen Polizei-Druck und dem der Manteuffel und Weſtphalen! Von der Rechtspflege gar nicht zu reden! Am meiſten hat wohl die Unabhängigkeit und die Autorität des Richterſtandes gelitten. — Ueberall kamen noch zu den ſubtilen Fallen und Fußangeln, welche in den dreißiger und vierziger Jahren der Gerechtigkeit gelegt waren, die brutalen Octroyirungen der Neuzeit.

Und doch, wir hätten Unrecht, muthlos zu verzagen. Nur ſcheinbar iſt der Rechtsſinn des Volkes geſchwunden, da der politiſche Sinn der Maſſen ſich dem Inhalte und der Intenſität nach, d. h. in die Tiefe wie in die Breite, ausgebildet hat. Das Volk iſt nicht ſtumpfer, ſondern klarer geworden. Es erwartet ſo wenig Achtung des Rechts von ungeſetzlich inſtituirten Behörden, als Ananas von Fichtenbäumen. Seine augenfällige Gleichgültigkeit gegen die beſtehenden Rechts- und Staats-Formen iſt aber ein untrügliches Symptom bevorſtehender Gefahren. Wer die Geſchichte der Menſchheit nur aus der Vogelperſpective verfolgt, der mag aus der um ſich greifenden Verzweiflung am poſitiven Rechte, aus der Abnahme des geſetzlichen Sinnes höhere Hoffnungen ſchöpfen, als aus der einfältigen und unmännlichen Vertrauensſeligkeit früherer Tage. Wer aber mit ſeinen Leidenſchaften und Sympathien dem unmittelbaren Leben angehört, der ſchwingt ſich ſchwerlich zu dieſer kalten Höhe empor. Dem ſteht es wohl an, zu beklagen, daß die naturgemäße Entwickelung von denen ſelbſt, welche an der Conſervirung des Beſtehenden das directeſte perſönliche Intereſſe haben, durch eine Reihe offener und verdeckter Gewaltthaten abgelenkt worden iſt, und daß, wie es ſcheint, die Studienjahre des Self-Government nun nicht mehr ohne eine gewiſſe Lockerung der ſtaatlichen Bande durchzumachen ſind. —

Viele behaupten, die Wiederkehr des Bonapartismus habe nicht wenig zur Abschwächung des Rechtssinnes in Europa beigetragen; mir däucht, daß hier Ursache und Wirkung mit einander verwechselt werden und daß der Bonapartismus nicht aufgekommen wäre, wenn die alten Parteien die wahren Rechte des Volkes höher geachtet hätten. Aber die alten Parteien, welche, in der Sorge um Erhaltung ihrer vortheilhaften Positionen, den Staatsstreich, theilweise ohne klares Bewußtsein, beförderten und ausführen halfen, haben seitdem ihr damaliges Verhalten längst bitter zu bereuen gehabt. Und dennoch werden sie — das ist einmal in ihrer eigensten Natur begründet! — vorkommenden Falles stets die Chance des Despotismus der Chance der allgemeinen Freiheit vorziehen. Auch bezieht sich ihre Reue mehr auf den revolutionären, als auf den despotischen Charakter der neuen Herrschaft in Frankreich. —

An analogen Peripetien fehlt es der Neuzeit nicht; aber nicht überall hat sich das historische Fatum so rasch und deutlich enthüllt. — Ein ganz anderes und doch innerlich verwandtes Phänomen frappirt uns jenseits der Meere. Auch in Nordamerika lockern sich die Bande der Staatsgewalt*). Dort aber sehen wir die andere Seite des Gegensatzes überwiegen, dort wird der ohnmächtige Staat von der überwuchernden Vegetation des bürgerlichen Lebens verschlungen. Der reiche Inhalt unserer gewerblichen und philosophischen Kultur, die schwindelnd raschen Fortschritte des Communicationswesens, der Kriegskunst und der In-

*) Wir deuten damit nicht auf den drohenden Abfall der Sklavenstaaten. Die Erscheinungen, auf welche wir hinweisen, bestehen in dem handwerksmäßigen Charakter, den die politische Thätigkeit dort annimmt, in der gerade im Norden der Vereinsstaaten zu weit getriebenen Entfernung von der Central-Politik u. s. w.

duſtrie drängen die Menſchheit auf neue Bahnen. An gewaltſamen Conflicten kann es dabei ebenſowenig fehlen, als an innern Widerſprüchen zwiſchen dem Beſtehenden und den neuen Tendenzen. Wehe den Regierungen, welche ſich einbilden, Dampfkraft, Telegraphen und Eiſenbahnen ſeien nur erfunden, um der Polizei einige neue Kunſtgriffe und Häſcherwitze an die Hand zu geben! Wer Wind ſät, wird Sturm ernten. Das Einzige, was feſt ſteht, ſind die Principien, die ewigen Grundſätze des Rechts für Alle. A bon entendeur salut!

Geſchrieben im October 1860.

H. B. Oppenheim.

Der asiatische Geist

in

seiner Herrschaft über Europa

von

Arnold Ruge.

Vielleicht ist es ausreichend, asiatischen Geist das zu nennen, was man gewöhnlich so nennt, den Despotismus und das Stagniren in einer unvollkommnen Civilisation, also eine gewisse verfeinerte oder auch nicht verfeinerte Barbarei; vielleicht könnte man die Europäer schon hinlänglich zur Besserung oder zum Unwillen, jenachdem so Einer aufgelegt ist, reizen, wenn man ihnen zeigte, daß gegenwärtig das Asiatenthum, selbst in seiner gewöhnlich verächtlich so genannten Form, noch immer die Mehrzahl von ihnen beherrscht. Dieser Vorwurf ist ihnen auch genug gemacht worden, und immer mit der guten Absicht, sie zu bessern und zu bekehren. Den Papst hat man als den europäischen Dalailama dargestellt; Rußland hat man wesentlich asiatisch gefunden, und wenn es auch von Deutschen beherrscht wird, so hat man sich doch dadurch nicht verblenden lassen; man hat vielmehr bedauert, daß unsre Landsleute sich so leicht in das System des Despotismus und in die Sitten der Barbaren hineinfinden, wenn auch einige von ihnen daneben den Eifer der Aufklärung und Civilisation im europäischen Sinne beibehielten, wie dies z. B. Katharina II. gethan, der man sonst wahrlich die Gelehrigkeit im Russenthum nicht absprechen kann. Von Rußland kommt man nach Polen; und es kann sehr zweifelhaft scheinen, ob der Pole nicht wesentlich ein Asiate sei — Asiate

auch im gewöhnlichen Sinne des Worts; denn was ist der souveräne Landedelmann und seine Leibeignen? was der polnische Aberglaube und die „polnische Wirthschaft?“ Ohne Zweifel hätten die Polen diese Fehler abgelegt, wenn sie nicht durch die drei mitteleuropäischen Despotieen getheilt und mitten in ihrer vielversprechenden Revolution durch ein noch ärgeres Asiatenthum vernichtet worden wären; aber leider ist es jetzt eine Thatsache, daß Asien und seine Principien noch in diesem Augenblick, wie in Rußland, so in der ganzen Ausdehnung des ehemaligen Polens herrschen. Von Oesterreich zu sprechen, ist jetzt in Deutschland eine delicate Sache. „Nichts als Gutes!“ oder „Wenn auch gegenwärtig — so leidet es doch keinen Zweifel, daß in allerallernächster Zukunft!“ oder „die kräftigen, urdeutschen Gebirgsvölker, der starke Tyroler, der kühne Steiermärker u. s. w., die so lange brach gelegen und nur etwas „Musik gemacht“ — was für hoffnungsvolle Erscheinungen! du stolzes Deutschland, freue dich, das freie Oestreich nähert sich!“ oder „der breite Schild und die unüberwindliche Festung Deutschlands!“ — so hört man es jetzt doch wohl am liebsten; und wer wird so unzart sein und hier von asiatischem Geist, von Stagniren in einer unvollkommnen Civilisation oder gar von Despotismus und Corruption, Barbarei und Aberglauben zu reden? Wenn man die Bettler segnet, statt ihnen Almosen hinzuwerfen, ist das nicht ein Fortschritt; und wenn der Bettler sich mit dem Segen begnügt, ist das nicht ein Triumph der Erziehung — zur Resignation — der höchsten (asiatischen) Tugend nach Herrn Arthur Schopenhauer und andern Hauern; denn wer Einen durchgerbt, findet es tugendhaft, daß der Andre still hält.

Wir wollen daher die Deutschen nicht damit ärgern, in Oesterreich die Herrschaft des Asiatenthums im gewöhn-

lichen, vielleicht oberflächlichen Sinne nachzuweisen. Es iſt auch nicht nöthig.

Mit Preußen dürfen wir uns ſchon mehr Freiheit erlauben. Preußen iſt die allgemeine Antipathie derer, die nicht dazu gehören und denen erſt recht unausſtehlich, die darin wohnen. Man ſieht das unter andern an Humboldt's und Varnhagen's Briefwechſel über den einzigen Gegenſtand, der in Preußen ein Gegenſtand iſt. Auch weiß ich ſehr gut, daß ich ein Ultrapreuße und darum noch unausſtehlicher bin, als die übrigen, die gemäßigten Preußen, die eigentlich Oeſterreicher ſind, und die um ſo liebenswürdiger, faſt „ewigweiblich" ſind, je weniger ſie das ſind, was ſie ſein wollen. Ueber Preußen — wo ohnehin jetzt volle Preßfreiheit, volle Polizeifreiheit und Schwerin herrſcht — über Preußen können wir alſo offen ſein.

Das Commando, das mot d'ordre der Polizeipräſidentur, die Cabinetsordre, das Princip von Gottes Gnaden, dem England und Frankreich in ihren Revolutionen auf eine ſo unhöfliche Weiſe den Prozeß gemacht — in Preußen herrſcht dies Alles ohne Widerſpruch; Wrangel ruht auf den Lorbeern des Schauſpielhauſes; und das Herrenhaus führt die octroyirte Conſtitution „in's Leben." Wäre der Preuße nicht durch das ewige Commando verwöhnt, wie ein dreſſirter Hühnerhund durch das Stachelhalsband, (ſtreiche dieſen Vergleich nicht aus! edler Freund!), ſo würde ich behaupten, Preußen wäre freier vom Aſiatenthum, als irgend ein anderes Land Europas und eben darum wäre es den andern, die noch „kemithlich" darin ſtecken, ſo unausſtehlich. Aber ſo — müſſen wir es mit den andern in Einen Topf thun.

Der alte Arndt ſagte in der Paulskirche: „Die Franzoſen — werden bald wieder einen Herrn haben!" Hm! alſo hatten ſie doch damals keinen; und ſchon

zum dritten Mal hatten ſie ihren Herrn abgeſchafft und im Nationalconvent beſchloſſen: „daß jeder Bürger verpflichtet ſei, den, der ſich ſpäter wieder zum Herrn aufwürfe, todt zu ſchlagen!“ Das hat Alles nichts genutzt. Die Bürger haben immer große Schwierigkeit darin gefunden, den Tyrannen an den Kragen zu kommen und die Verbrecher fanden immer ganze Luſtren hindurch die Mittel, dem Geſetz ein Schnippchen zu ſchlagen und ſogar die legalen Tyrannentödter tödten zu laſſen. Obgleich alſo der Franzoſe dem aſiatiſchen Despotismus erfolgreich zu Leibe gegangen iſt, obgleich er — was ganz unaſiatiſch iſt — demokratiſche Revolutionen gemacht hat, während der Aſiate nur Palaſtrevolutionen oder höchſtens ariſtokratiſche und reactionäre Revolutionen macht, die dann natürlich Prieſterrevolutionen ſind, — obgleich der Franzoſe ſich ſeit 1789 gegen alle ſeine Tyrannen empört und der ruhigen patriarchalen Thronfolge vom Vater auf den Sohn ein Ende gemacht hat, ſo iſt er doch ſeine wahnſinnige Sucht zu commandiren und ſich commandiren zu laſſen, nicht los geworden; ebenſo wenig den Aberglauben. Und wer einmal das Commando und den Aberglauben nicht los werden kann, der „ſchafft ſich immer neue Herrn und neue Prieſter.“ Das Einzige, was er voraus hat, iſt, daß er ſagen kann, wie jener Holländer von ſeinem Schildkrötenorden, den er ſich ſelbſt gemacht hatte: „dat is myn eegen Biest!“

Im gewöhnlichen Sinne des Worts ſind offenbar die Engländer das Aſiatenthum am gründlichſten los geworden. Sie haben den Despotismus beſeitigt und in Herrſchaft des Geſetzes und Selbſtregierung aufgelöſt. Religiös haben ſie auch den Papſt in's Volk aufgelöſt. Hier aber hat der Republikanismus oder die Toleranz einen Haken. Sie erzeugt die Prieſter als Sectenführer und reges sacrificatos wieder. Das Aſiatenthum in der Religion iſt durch bloße

Abſchaffung des Papſtes nicht zu beſeitigen, wie dies die Agapemone und die Mormonen auch dem oberflächlichſten Beobachter zeigen.

Wir können alſo nicht umhin anzuerkennen, daß ſelbſt die beiden Völker, welche es ſehr ernſtlich, ja, mit der äußerſten Leidenſchaft für das lang unterdrückte europäiſche und humane Princip, verſucht haben, dem Orientalismus von Gottes Gnaden ein Ende zu machen, daß ſelbſt die Engländer und Franzoſen dies nur unvollkommen erreicht haben.

Die gegenwärtige italieniſche Revolution, ſo bedeutend ſie iſt, weil ſie dem Papſt und Oeſterreich zu Leibe geht, den beiden entſchiedenſten Exiſtenzen des Aſiatenthums in Europa, die italieniſche Revolution kann es vor der Hand unmöglich weiter, als zu einem Abkommen mit dem aſiatiſchen Geiſt bringen, da ſie ja nur auf ein ſolches Abkommen ausgeht und die Principien der Freiheit ſich erſt im Verlaufe der Bewegung erzeugen müſſen. Namentlich der Süden Italiens iſt in einem Zuſtande, auf den man den Unterſchied des Europäerthums und des Aſiatenthums kaum noch anwenden kann. Sicilien und Unteritalien müſſen erſt für die Cultur im gewöhnlichen Sinne erobert werden — trotz aller Reſte jener alten aber weſentlich untergegangenen Civiliſation.

Wäre Europa nicht viel aſiatiſcher, als es Wort haben will, auch im gewöhnlichen Sinne des Worts, ſo wäre natürlich die orientaliſche Frage, die Austreibung und Erſetzung der Türken durch freie Europäer, leicht zu löſen. Es handelte ſich alsdann nicht mehr darum, einen Despotismus an die Stelle des andern, ſondern das Volk an ſeine Stelle zu ſetzen; und vor allen ernſtlichen und freigeſinnten Volksbewegungen verſtummen die Eiferſüchteleien der Nachbarn. Selbſt eine mäßige demokratiſche Zähigkeit

würde die Donauvölker sofort nach Constantinopel führen; — nur weil sie noch zu orientalisch gesinnt sind, werden sie das Joch der Türken so schwer los, und riskiren, es nur gegen ein andres noch ärgeres auszutauschen, so wie sie sich regen.

Es leidet freilich keinen Zweifel, daß der Despotismus, der auf dem Continent von Europa kaum eine Unterbrechung durch secundäre Staaten erfährt, ein Ausfluß des asiatischen Geistes ist, und daß die Vorliebe der Despoten für den russischen Hof aus ihrem eignen Asiatenthum entspringt; aber das Asiatenthum selbst ist eine Form der Menschheit, die wir Europäer allmählig abzustreifen haben, es sind unsre Kinderschuhe, die wir auszuziehen haben.

Asien hatte und hat keine Wissenschaft im eigentlichen Sinne; der Asiate ersetzte sich also die Wissenschaft durch Phantasiren und Dichten. Das Dichten selbst ist aber nicht disciplinirt, sondern der undisciplinirte religiöse Mythus.

Disciplinirt oder besser gebildet ist der dichtende Geist, wenn er den Menschen zum Maß, die Philosophie zur Herrin und die Freiheit zur Geliebten hat.

Die Bildung des Dichters setzt also menschliche Zustände, bürgerliche und geistige Freiheit und eine reelle wissenschaftliche Fähigkeit des Individuums voraus.

Nun hat der Orient es nirgends zur Anerkennung der Würde des Menschen in jedem Individuum gebracht; verachtete Klassen und gemißhandelte Menschen gehören zum Orientalismus. Dies sind unmenschliche Zustände.

Ganz Asien hat keine Ahnung von bürgerlicher Freiheit; es hat keine Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Worts; es ist der Philosophie, die sich erst aus der gemeinen Wissenschaft erzeugt, unfähig.

Um also zu sagen, was der asiatische Geist, in China, Indien, Persien, Kleinasien, Syrien, Palästina gewesen sei, hat man neuerdings die Mythen, d. h. die rohe religiöse Dichtung dieser Völker genauer erörtert, und ihren Zusammenhang mit den Mythen der Griechen und überhaupt den naturwüchsigen Vorstellungen der Europäer nachgewiesen.

Man hat damit nun in der That mehr bewiesen, als man wohl anfangs dachte. Ist nämlich dieser Europäer nicht philosophisch unterrichtet, versteht er die sociale und bürgerliche Freiheit nicht, so ist er immer noch ein Asiate, ein geistiger Sclave und anstatt die Kinderschuhe der Menschheit, den wüsten Traum der Welt, auszuziehen, zieht er sie mit Verehrung von neuem an und schwelgt in den wüstesten Vorstellungen der rohen Vorwelt.

Diese Vorstellungen sind bekanntlich über Europa ausgegossen und durch die wüthendsten Kämpfe in alle Köpfe hinein getrieben worden; ja die ganze Grundlage unsrer gegenwärtigen Erziehung ist das Asiatenthum, die Literatur der Juden, die Bibel.

Diese Literatur eines durch und durch asiatischen Volks, diese Mythen, die es nicht einmal zu einer Kunstform bringen, sind sogar zur „heiligen Schrift" erhoben worden. Kaum sind wir die Strafen des Fanatismus los, wenn wir diese stammelnden Versuche eines kindischen Volks die Welt durch seine Phantasieen zu erklären kritisiren. So sehr steht die europäische Welt unter der Knechtschaft des asiatischen Geistes, daß die Erklärung dieser jüdischen Literatur, die vollständig außer dem Bereich aller Wissenschaft, aller Kunst und aller socialen politischen Freiheit liegt, die einfach vorweltlich, vormenschlich und ganz und gar das Product undisciplinirter religiöser Phantasie ist, daß die Erklärung dieser Bücher die erste Facultät unsrer Universitäten bildet, die daraus den Dualm ihrer Dogmatik zusammen trägt und junge Europäer

abrichtet und über das ganze Volk verbreitet, um dies Asiatenthum alle Welt zu lehren, aller Welt eine Weisheit zu predigen, die sie selber nicht wissen. Denn gewußt können diese Phantasieen nur werden in dem Sinne, daß man sie auswendig weiß, als Wahrheit kann keine Phantasie, nur die Wissenschaft gewußt werden.

Wir haben nur dies eine Factum in's Auge zu fassen, um vor den Institutionen raffinirter Knechtschaft zu erschrecken, in denen wir leben; und um noch erst viele Jahrhunderte zu verlangen, bevor wir auch nur zu dem Anfange eines wahrhaft gebildeten und rein europäischen Lebens gelangen können; denn jeder wird durch die Pfaffen bei den Ohren genommen, so wie er auf die Welt kommt, und möglichst tief in's Judenthum untergetaucht; und von den Griechen kommt Plato und Aristoteles nicht dem Tausendsten derer zu Gesicht, die sich den Studien widmen. Philosophische Köpfe giebt es überhaupt nicht im Ueberfluß; und so schiebt sich denn die banausische Wissenschaft, die elende Abrichtung für den Erwerb oder gar für den verruchten Polizeistaat von Geschlecht zu Geschlechte fort immer mit dem Kopf unter der asiatischen Ueberschwemmung.

Natürlich stecken alle Frauenzimmer darin, und unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist es umsonst sie daraus befreien zu wollen.

Wenn wir bedenken, was bei solchen Schwierigkeiten Voltaire, Lessing, Göthe und Schiller für die populäre Aufklärung, d. h. für die Entzweiung der Massen mit dem Judenthum gethan haben, so müssen wir wirklich die Gewalt dieser Emancipatoren anstaunen. Für die wissenschaftliche Befreiung sind wir einem Theile unsrer Philosophen, Kant, Fichte, Hegel und denen verpflichtet, die den Muth hatten, diese drei richtig zu verstehen, seit es als Aufruhr gegen den

herrſchenden Orientalismus bekannt geworden war, mit ihren Principien Ernſt zu machen.

Nun ſtecken aber auch dieſe, neben der Freiheit ihrer Principien, noch tief im Judenthum. Hegel, principiell der freieſte, treibt das Unweſen am ärgſten, indem er alle ſeine Dummheiten zu beweiſen ſucht.

Alſo braucht ſelbſt die Philoſophie der Reinigung durch Philoſophie; wie viel mehr die Dichtung?!

Ja, es entſteht die Frage, die ſchon Plato aufgeworfen, ob die Dichter, trotz aller geiſtigen Disciplin nicht doch immer Aſiaten bleiben und alſo auch einen aſiatiſchen Geiſt erzeugen und als ſchädlich aus der Republik auszuſchließen ſeien. So lange ſie wirklich der Wiſſenſchaft und dem von aſiatiſcher Ueberlieferung freien Denken anhangen, ſind ſie ſo wenig ſchädlich, daß man ſie ermuntern muß, denn ſie breiten die Gedanken über die Maſſen aus und ſchmeicheln ſie bei denen ein, die der Wiſſenſchaft in ihrer eignen herberen Form unzugänglich ſind. Wenn ſie ſich aber in ein ſolches rohes Nebelweſen verlieren, wie Göthe im zweiten Theil des Fauſt und ſchon auf dem Blocksberge im erſten Theil, ſo inficiren ſie allerdings die Seele mit widrigen, unſchönen, ſchädlichen Bildern, die um ſo verderblicher wirken, je aufdringlicher und eindringlicher ſie ſich zeigen.

Noch mehr, war Schiller berechtigt, *ſchon damals* mit dem Katholicismus zu ſpielen und Göthe mit dem Aberglauben? *War es nicht zu früh*, den Blocksberg und die ganze katholiſche Mythologie im Fauſt zu einem rohen, die Augen und Ohren beleidigenden Syſtem zuſammenzuſtellen, da noch ſo viel Aſiatenthum in der Welt iſt, daß grade das Beleidigende pikant und das Rohe urkräftig gefunden wird? Wenn die Dichter keinen andern Olymp, als den Göthe'ſchen Blocksberg oder das Mortimer'ſche Rom in der Maria Stuart von Schiller zu Wege bringen, ſo zeigen ſie

nur, wie ſie durch die Aufgabe ſelbſt in das alte Aſiatenthum zurückgeriſſen werden, in die Sphäre der rohen undisciplinirten Mythen — die auch keiner Idealiſirung fähig ſind, denn aus einem Centauren kann auch der beſte Bildhauer keinen Menſchen machen.

Die reine, keuſche, ganz humaniſirte Phantaſie ſollte ſich alſo mit den orientaliſchen Opiumträumen der rohen Vorwelt, der rohen Vorſtellungswelt des jüdiſch verderbten Menſchen nicht beflecken.

„Sollte ſie nicht? Woher denn aber das Leben und die Wahrheit der Verhältniſſe nehmen, da alle Verhältniſſe vom Judenthum vergiftet ſind?“

Dieſe Schwierigkeit iſt nur praktiſch zu löſen. Der freien Dichtung muß eine freie Welt geboten werden. Alsdann wird es ihr nicht mehr einfallen, aus einem Hexenproceß eine Tragödie, aus einer Ketzerverbrennung ein Gedicht zu machen. Wie? oder iſt ſie nicht ſchon jetzt davon zurückgekommen, wenn ſie es je gethan? d. h. doch wohl, alle Greuel der ſyriſchen Weltanſchauung und dieſe Verwüſtung des menſchlichen Anſchauens ſelbſt ſind ſchlechte Gegenſtände der Poeſie und ſelbſt als Reizmittel können ſie leicht unbequem werden?

Um aber die Uebel der Herrſchaft des aſiatiſchen d. h. vornehmlich des ſyriſch-jüdiſchen Geiſtes oder der altaſiatiſchen Phantaſieen der Bibel recht begreifen zu lernen, muß man die Verſchrobenheit und den Aberglauben der Engländer und Amerikaner von „der Agapemone, der Wohnung der Liebe“ bis zu den Mormonen und Wesleyanern, die Puſeviten nicht zu vergeſſen, vor Augen haben.

Die Mormonen und Puſeviten heben alle bürgerliche, geſellige und verſteht ſich geiſtige Freiheit völlig auf. Ein neues Papſtthum und eine neue abſolute Knechtſchaft folgt unmittelbar, ſo wie die Secte ſich conſtituiren kann.

Daß aber noch kein Engländer und kein Amerikaner (engliſcher Amerikaner) gelebt hat, der von der Vorausſetzung der bibliſchen Mythen frei geweſen, der die Gedankenfreiheit eines Plato und Ariſtoteles, der den rein wiſſenſchaftlichen Boden erreicht, der nicht wenigſtens in vergeblicher Polemik gegen den Orientalismus ſtecken geblieben, dies iſt der ſchlagendſte Beweis für die Macht der jüdiſch-ſyriſchen Vorſtellungen über die Europäer. Die Coloniſirung und Machtverbreitung „der angelſächſiſchen Race“ iſt eine weltumfaſſende; mit ihr ſchreitet alſo der engliſch-amerikaniſche Aberglaube zugleich fort; und ſelbſt die Eingeborenen von Neuſeeland theilen ſich ſchon in die Secten Altenglands und kämpfen die Geiſterſchlacht von Gegenſätzen, die ſelbſt im Mutterlande nur noch abgeſchwächt vorhanden ſind, noch einmal durch. Welch' eine trübe Ausſicht in die Zukunft! denn die Aufklärung Engelands und Nordamerikas hat grade in der Secten*zer*ſplitterung und in dem familienweiſe fortgepflanzten Pfaffenthum ſeine enormen Schwierigkeiten. Familienweiſe geſchieht die *natürliche* Fortpflanzung; indem nun das Juden- oder Pfaffenthum ſich familienweiſe fortpflanzt, gelangt es zu einer „*natürlichen Fortpflanzung*“ d. h. entzieht ſich ganz und gar der geiſtigen Sphäre.

Dies iſt der ächte Orientalismus, den Geiſt in die Natur herabzuziehen, auch ihn *natürlich* fortzupflanzen und ſo der Wiſſenſchaft und dem Verſtande alle Möglichkeit abzuſchneiden, von ſich anzufangen, und von ſich aus die Welt der Freiheit aufzubauen und die natürliche Welt zu begreifen d. h. zu unterwerfen.

Welche Mittel haben die wenigen Europäer, die jetzt leben und denken, gegen den Orientalismus?

Keine andern, als die *Reinigung der Philoſophie*.

Wenn ich dies bedenke, und zugleich zugeben muß, daß die politische Bewegung der Reinigung der Philosophie nothwendig hindernd in den Weg tritt, wenn ich sehe, wie die Ausbreitung des Denkens unter die Massen der Reinigung des Denkens seit 1848 in den Weg getreten ist, wenn ich daher für die Reinigung der Philosophie d. h. des Kopfes der europäischen Menschheit eine ungünstige Gegenwart und eine noch ungünstigere Zukunft vor mir sehe; so will es mir scheinen, daß ein Bund neuer Pythagoräer für diesen großen Zweck sehr an der Zeit wäre, und wenn ich nicht confiscirt und exilirt wäre, so würde ich noch einmal mein ganzes Vermögen diesem großen Zwecke der Kritik widmen und aufopfern.

Ich sage, aufopfern, denn in dem kommenden Sturm des endlosen Kampfes um bürgerliche Freiheit würde „die Reinigung unsers Denkens," die Kritik unserer Philosophie und die Durchführung

des Humanismus gegen den Orientalismus

als ein eitler Luxus nur wenig Gehör finden, und doch giebt es keine andre Rettung der Geistesfreiheit und dadurch der europäischen Menschheit als diesen Proceß, der sich auf deutscher Erde vollziehen muß.

Brighton, Suffex, England im Dec. 1860.

Arnold Ruge.

Die Brigade Milano.

Von

W. Rüstow,

Oberst Brigadier und interimistischer Commandant der 13. Division des italienischen Heeres.

Am 30. Juni 1860 nahm ich Abſchied von meinem geliebten Weibe, von meinem herzigen Töchterlein, von den blühenden Ufern des Zürcher Sees, an dem ich eine zweite, meine wahre Heimath gefunden, um dem Rufe meiner Freunde: nach Italien! zu folgen. In der Nacht darauf überſchritt ich den Gotthard und ſpät am Abend des 1. Juli traf ich zu Genua ein.

Am nächſten Tage ſchon war ich mitten in meiner neuen Arbeit. Meine Aufgabe war keine andere, als eine kleine Armee zu organiſiren, welche in Uebereinſtimmung mit den Operationen Garibaldi's und ſeinem Oberbefehl unterworfen, die päpſtlichen Staaten angreifen ſollte, welche alſo beſtimmt war, den entſcheidenden Schlag zu thun, das letzte Wort zu ſprechen, welches heut immer noch ungeſprochen iſt.

Die Comités in Norditalien, welche die Elemente unſerer Organiſation zuſammenbrachten, arbeiteten unverdroſſen und ließen es an Mühe und Geld nicht fehlen und in den erſten Tagen des Auguſt ſtanden 8000 bis 9000 Mann, organiſirt, ſoweit es die Umſtände geſtatteten, für den neuen Feldzug bereit. Es waren 22 ſchwache Bataillone, 5 Compagnieen Schützen von Genua und Mailand, 2 Compagnieen Genie und 8 gezogene Vierpfünder. Auch an einer Cavallerie fehlte es uns nicht gänzlich, obwohl ſie für den Anfang nur aus 30 Guiden von Toscana beſtand.

Das Heer war in 6 kleine Brigaden eingetheilt, die ihren Namen von den Orten erhielten, in denen ſie ſich vereinigten oder welche die meiſten Kräfte zu ihrer Bildung hergegeben hatten. Die 1. Brigade hieß Genua, die 2. Parma, die 3. Milano, die 4. Bologna, die 5. Toscana, die 6. Abruzzen. Das Obercommando hatte der Oberſt Pianciani; ich war Chef des Generalſtabes und der Zweite im Commando.

Der Feldzugsplan war durch die Umſtände und vor allem durch die Hinderniſſe bedingt, welche die Diplomatie uns in den Weg legte. Indeſſen ging ich mit vollem Vertrauen an die Sache und die ſchnellen Siege der Piemonteſen im Kirchenſtaat haben wohl den Beweis geliefert, daß mein Vertrauen kein ungegründetes war.

Die Brigade Abruzzen ſollte in die Marken einfallen, dieſe inſurgiren und die Aufmerkſamkeit Lamoricière's von der Weſtküſte und der Linie Perugia-Spoleto ablenken; wenige Tage ſpäter ſollten die vier Brigaden Genua, Parma, Milano und Bologna, welche den Hauptkörper des Heeres bildeten, an der Küſte der päpſtlichen Staaten bei Montalto an der Mündung der Fiora landen, während die Brigade Toscana unter der Führung des feurigen Giovanni Nicotera ſich auf Perugia warf. Die fünf zuletzt erwähnten Brigaden ſollten ſo ſchnell als möglich und unter allen Umſtänden ihre Vereinigung bewirken, um nun mit verhältnißmäßig bedeutender Macht die vereinzelten Kräfte Lamoricière's aufzuſuchen und in der Vereinzelung nacheinander zu ſchlagen.

Indeſſen im Rathe der Götter war es anders beſchloſſen und Garibaldi ſelbſt ſah ſich gezwungen, die Ausführung unſers Planes zu ſtören, zugleich um neue Kräfte für ſich, für ſeinen beabſichtigten Uebergang von Sicilien nach Calabrien zu gewinnen.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Auguſt begann die Einſchiffung unſerer Truppen zu Genua. Sie ſegelten zu-

nächſt nach der einſamen Bucht von Terranuova an der Nordoſtküſte der Inſel Sardinien. Dort ſollten die vier erſten Brigaden ſich ſammeln, dort wollten wir einige Tage verweilen, um ein wenig zu exerciren und dann hinüberzuſteuern nach dem Continent Italiens.

Am 13. Auguſt ſchifften ſich die letzten grade disponibeln Truppen nebſt dem Generalſtab am alten Mole zu Genua auf dem franzöſiſchen Dampfer Byzantin ein. Das etwas trübe Wetter hellte ſich gegen Mittag, noch ehe der Byzantin die Anker lichtete, auf und der prächtigſte italieniſche Tag, den man je geſehen, ſchien auf uns herab.

Am 14. Auguſt Nachmittags um 4 Uhr lenkten wir in die Bai der Orangen ein, um zu ſehen, ob dort etwas von unſern Schiffen ſich vorfände. Es war nichts zu bemerken, wir nahmen nun den Curs nach der Bucht von Terranuova. Aber zu unſerer nicht angenehmen Ueberraſchung zeigte ſich auch hier keine Spur. Eingezogene Nachrichten ſagten uns, daß alle früher angekommenen Schiffe der Expedition ſüdwärts abgeſegelt ſeien. Es ward nun beſchloſſen, auch mit dem Byzantin ſüdwärts, nach Cagliari, zu ſteuern. Nachmittags am 15. erreichten wir die Rhede von Cagliari und fanden hier in der That den größten Theil der Schiffe der „Expedition Terranuova.“ Kaum hatten wir Anker geworfen und ſchickten uns an, Erkundigungen über die Gründe der Abweichung von der urſprünglichen Dispoſition einzuziehen, als ein Boot Garibaldi an unſern Bord trug. Der Jubel, mit welchem unſer großer Obergeneral von den Soldaten begrüßt ward, duldet keine Beſchreibung.

Garibaldi ertheilte Pianciani den Befehl, ohne Aufenthalt nach Palermo zu ſegeln; die andern Schiffe, denen es augenblicklich an Kohlen fehlte, würden bald möglichſt nachfolgen.

Am 16. ſpät in der Nacht kamen wir vor Palermo an.

Es war zu ſpät, um die Ausſchiffung noch zu beginnen. Pianciani begab ſich ſogleich ans Land. Ich ließ am 17. Morgens um 4 Uhr die Ausſchiffung anfangen und rückte nach dem mir angewieſenen Biwakplatz ab. Hier erſchienen bald Garibaldi und Pianciani. Der Letztere hatte das Commando niedergelegt; er hatte unſern politiſchen Freunden das Wort gegeben, nach keinem andern Punkte Italiens zu gehen, als den päpſtlichen Staaten. Er wollte und konnte die andere Beſtimmung nicht hindern, welche Garibaldi unſern Truppen gegeben, und handelte jetzt, wie er es als Mann von Ehre mußte.

Ich hatte kein gegebenes Wort dieſer Art auszulöſen und da Garibaldi ſtets als unſer oberſter Chef anerkannt war, mußte ihm meiner Meinung nach die Entſcheidung über unſere Operationen bleiben. Wie ſchwer und ungern ich mich von einem Unternehmen trennte, für welches ich Alles bis in's Kleinſte ſelbſt vorbereitet, in das ich mich ganz und gar hineingearbeitet hatte, ich war entſchloſſen, mich unbedingt dem Befehle Garibaldi's unterzuordnen.

Dieſer übertrug mir das Commando über die Expedition oder Diviſion Terrannova, wie ſie von nun an genannt wurde, und gab mir zugleich den Befehl, mich um 4 Uhr Nachmittags, nachdem die Leute gegeſſen haben würden, wieder einzuſchiffen, um nach Milazzo zu ſegeln, wo Alles, was von der Diviſion Terrannova noch zuſammen war und zuſammen blieb, vereinigt werden ſollte.

Ich ſelbſt kam am 18. zu Milazzo an; an den beiden folgenden Tagen kamen auch die übrigen Schiffe.

Die ganze Mannſchaft, welche ich zu Milazzo vereinigte, belief ſich auf 3700 Mann in den 3 Brigaden Parma, Milano und Bologna; ein ſchöner Zuwachs für das kleine Heer Garibaldi's, welches bei weitem nicht die Ziffer erreichte, die ihm die Zeitungen zu geben pflegten.

Die Brigade Genua war von Garibaldi für eine Demonstration in Calabrien vorweggenommen; die Brigaden Toscana und Abruzzen waren noch an ihren Bildungsorten, noch immer unserer Landung an der Küste der päpstlichen Staaten harrend.

In jenen Tagen bereitete sich Garibaldi, den Krieg von der Insel auf das Festland hinüberzutragen. Ich wußte es und erkannte wohl, daß mir die Gelegenheit geboten war, eine glänzende Rolle sogleich bei meiner Ankunft auf dem Kriegsschauplatze zu spielen. Indessen ich konnte es nur auf Kosten meiner Truppen, auf Kosten ihres Bestehens, ihrer Zukunft. Der mögliche Vortheil für mich war kein Vortheil für den Krieg, für Garibaldi. So entschloß ich mich denn schnell, zu thun, was die Pflicht mir gebot; für die Vervollständigung der Bewaffnung, der Munition zu sorgen, die Ausbildung der Mannschaft, für welche sich bisher noch nie und nirgend Zeit gefunden, zu betreiben und einen geordneten Dienstgang einzuleiten.

In diesem Sinne handelte ich denn auch; es war aber schwieriger, den Entschluß festzuhalten als ihn zu fassen. Täglich nicht einmal, dreimal, ward von verschiedenen Seiten auf mich eingearbeitet, sofort an den Faro aufzubrechen. Ich machte Gegenvorstellungen; namentlich wehrte ich mich dagegen, die Truppen, welche noch keinen einzigen Marsch gemacht hatten, wiederum einzuschiffen oder sie Eilmärsche machen zu lassen, um sie unmittelbar an den Feind zu bringen. Die Auslegungen, welche man von meinem Widerstande machte, waren nicht eben die schmeichelhaftesten für mich, ja es ward im Stillen daran gearbeitet, mich vom Commando zu entfernen, und ich verdanke es wohl hauptsächlich der Einsicht des Generals Sirtori, daß ich meine Ansicht, soweit die Umstände es nur gestatteten, wirklich durchführen konnte.

Später habe ich Gelegenheit gehabt, glänzende Thaten zu thun und mir einen brillanten Ruf in der Armee Garibaldi's zu schaffen, aber niemals habe ich mehr für die Armee Garibaldi's gethan, als da ich mich in der einsamen Mönchszelle des Conventes San Francesco di Paola selbst bezwang, alle Verlockungen niederkämpfte, allen Drohungen die Pflicht gegenüberstellte. Ihr wißt es, meine treuen Begleiter, und du weißt es, Pater Francesco Bandiera, wie schwer es dir ward, die Wolken von meiner Stirne zu jagen, wenn du mich zwangst, dir von „Ekel" und „Fikté," den Heroen unsers deutschen Geistes zu erzählen, was dem Soldaten aus den Studien seiner Jugend übrig geblieben war. Pater Giovanni, wie oft beklagtest du dich, daß ich von der Pasta, die du mir — freilich auf 12 Mann berechnet, — auf den Teller schobst, nur den hundertsten Theil vertilgen konnte!

Endlich am 26. August Abends brach ich an den Faro auf; marschirte an diesem Tage noch bis Gesso, am 27. nach Messina und am 28. nach Torre di Faro. Wie nothwendig einige Landmärsche meinen Truppen thaten, das zeigte jetzt die Erfahrung. Die Colonne dehnte sich in's Unglaubliche aus; erst allmälig konnte ich ein wenig Ordnung hineinbringen, die Leute an ein regelmäßiges Rancio (Essen) und an Schnelligkeit in jedem einzelnen Dienstzweige gewöhnen. Was würde daraus geworden sein, wenn ich, wie verschiedene Weise, die freilich von militärischen Märschen soviel verstanden als ein Lustreisender zu Fuß davon verstehen kann, versucht hätte, in einem einzigen Marsche von Milazzo nach Torre di Faro zu kommen.

Garibaldi's Colonnen wendeten sich nach dem Tage von Reggio nordwärts, Furcht und Schrecken in den demoralisirten Truppen Franz II., Jubel in dem Mehrtheil der Bevölkerung verbreitend. Um mit ihnen trotz des „Zeit-

verluſtes" auf gleiche Höhe zu kommen, ſollte ich mich zu Torre di Faro einſchiffen und am Pizzo landen, ſo den äußerſten linken Flügel der italieniſchen Südarmee bildend.

Unſere Schiffe am Faro genügten vorerſt nur zur Einſchiffung der beiden Brigaden Milano und Parma, die Brigade Bologna blieb demnach vorläufig am Faro zurück.

Ich befand mich mit der Brigade Milano und einem Theil der Brigade Parma auf dem Dampfer Roſalino Pilo. Um Mittag hatten wir Tropäa, das wie ein wahres Tropäon auf einen gewaltigen Felsbrocken gegründet, weit in das Meer hineinſchaut, hinter uns gelaſſen und näherten uns der Spitze von Zambrone, als der kleine engliſche Dampfer Weaſel, welcher genueſiſche Carabinieri und Genieſoldaten trug und uns vorauf war, plötzlich umkehrte und in raſender Haſt nach Süden ſteuerte.

Ein neapolitaniſcher Kriegsdampfer, ſo hieß es, habe ſich jenſeits des Cap Zambrone gezeigt. Ich befand mich eben in der Cajüte, Befehle für die Ordnung des Dienſtes dictirend, als das Geſchrei auch zu uns hinabdrang. Ich eilte ſogleich auf das Deck und gab Befehl zu laden und die Truppen auf dem Deck zu ordnen. Meine Idee dabei war keine andere, als mich dem neapolitaniſchen Dampfer zu nähern, indem ich den mir bekannten unſichern Zuſtand der neapolitaniſchen Marine ausbeutete und dann wenn endlich die Feindſeligkeiten nach einigem Schwanken, welches ich für ſicher hielt, von dem Neapolitaner eröffnet werden ſollten, zu entern. Ich ſah es den Geſichtern der braven Milaneſen an, daß ſie mich vollkommen verſtanden. Meine Befehle wurden mit Jubel, aber zugleich in erſtaunlicher Ordnung vollzogen. Angeſichts der Gefahr begann der Soldat ſich zu formiren. Einige weiſe Offiziere haben freilich den ſonderbaren Gedanken gehabt, daß ich habe ein Feuergefecht mit dem Neapolitaner aus der Ferne eröffnen wollen!!

Während ich ganz mit meinen Anstalten beschäftigt war, hatte ich nicht bemerkt, daß der Capitän des Rosalino Pilo sein Fahrzeug wendete, um der Rückwärtsbewegung des Weasel zu folgen. Ich begab mich zum Capitän, um ihm Gegenvorstellungen zu machen, ihm namentlich zu sagen, daß wir den Feind noch gar nicht gesehen, gar nicht wüßten, ob ein solcher wirklich vorhanden sei, ob der Weasel nicht Gespenster gesehen. Umsonst. Der Capitän sagte mir, daß seine Maschine im allerschlechtesten Zustande sei, daß er auch nicht mit Proviant versehen sei, daß er sich auf ein Wagniß gar nicht einlassen könne und seine Pflicht ihm gebiete, sein Fahrzeug zu sichern. Solches waren also die Anstalten, die man getroffen, um meine Streitmacht fortzuschaffen, und unter solchen Umständen hatte man es noch gewagt, mir Vorwürfe zu machen, daß ich nicht über Hals und Kopf von Milazzo nach dem Faro marschirt war.

Jetzt blieb weiter nichts übrig, als unsere Truppen bei Tropäa auszuschiffen. Auf der Rhede von Tropäa angekommen, ertheilte ich dem Oberst Gandini, Commandanten der Brigade Milano, den Befehl, der Erste an's Land zu gehen und mittelst der Versaglieri von Mailand und der Carabinieri von Genua dort einen Sicherheitsdienst und Polizeidienst zu ordnen, die Linieninfanterie aber weiter landeinwärts hinter unsern Schützen aufzustellen. Ich selbst wollte der letzte auf dem Schiffe bleiben, um die Ausschiffung zu überwachen und entsprechende Anstalten im Falle der wirklichen Annäherung des Neapolitaners zu treffen.

Danach ward denn verfahren. Die Ausschiffung ging langsam von statten, da der Rosalino Pilo anfangs weit ab vom Lande geblieben war und die wenigen Barken, welche sich vorfanden, nur in großen Abständen der Zeit unsern Bord erreichten; ich wollte schon den Weasel zu Hülfe neh-

men, um die Ausschiffung zu beschleunigen, als einerseits der Pilo etwas erleichtert näher an's Land gehen konnte und andererseits die sichere Nachricht kam, daß von einem neapolitanischen Schiffe nichts zu sehen, ja dessen Erscheinen in diesen Gewässern sehr unwahrscheinlich sei, daß sich gestern ein französisches oder englisches Kriegsschiff an der Küste gezeigt habe. Die Ausschiffung ward nun in aller Ruhe vollendet und unsere Truppen bezogen ein Biwak am Strande.

Kaum war der Pilo seiner Last entledigt, als er in aller Eile davon ging, um in Palermo seine Maschine auszubessern und Mundvorrath einzunehmen. Seinem Beispiel folgten andere Fahrzeuge, welche die Brigade Parma, jetzt von dem tüchtigen Major Spinazzi commandirt, herangebracht hatten.

Es blieb nun nichts übrig, als den Marsch nach dem Pizzo zu Fuß fortzusetzen.

Spät am Abend ward er auf der großen Straße nach Monteleone angetreten. Auch die Offiziere waren sämmtlich zu Fuß, da unsere Pferde, von Torre di Faro nach Scilla übergesetzt, zu Lande von dort folgend, noch weit zurück waren.

Der Nachtmarsch machte seine Rechte geltend; unsere jungen Truppen wußten die Ordnung wenig zu erhalten und besonders die Brigade Milano, deren Spitze, die Bersaglieri, leichtfüßig vorauf eilte, zog sich mächtig in die Länge, während Spinazzi, zwar langsamer vorwärts kommend, doch mit seiner eisernen Strenge, die Mannschaft besser zusammenhielt. Ich war so müde, daß ich fast im Gehen einschlief. Die moralischen Anstrengungen der letzten acht Tage mehr als die physischen hatten meine kräftige und zähe Organisation gewaltig erschüttert. Doch, um den

Soldaten ein gutes Beispiel zu geben, nahm ich mich zusammen, und wie immer in solchem Falle, es ging.

Bei Tropäa hatte das Gespensterſehen angefangen, auf dem Meere; zu Lande sollte es jetzt fortgesetzt werden. Am 30. Morgens näherten wir uns Monteleone; die Bersaglieri waren vorauf; ich befand mich an der Spitze des ersten Bataillons Infanterie der Brigade Milano, als ich plötzlich eine Bewegung bei den Bersaglieri bemerkte, welche, wie es schien, an einem Waldsaume Stellung nahmen.

Bald darauf kam der Maſſaoffizier der Brigade, welcher auf eigne Hand Strategie zu treiben beliebte, ein schon bejahrter Mann, im Laufſchritt mit gezogenem Säbel zurückgelaufen, erzählte mir einen ganzen Roman von neapolitaniſcher Cavallerie, welche uns in der Front bedrohte und zu gleicher Zeit uns in der rechten Flanke umgangen habe. Er wollte nun Anordnungen treffen und — im völlig freien Felde — alle Wege beſetzen. Ich hieß ihn seinen unnützen Eifer mäßigen, die Confuſion in seinen Rechnungen beſeitigen und nicht eine Confuſion in der Truppe anrichten. Dann gab ich dem ersten Bataillon Befehl, ſich zu ſammeln, dicht aufzuſchließen. Der Befehl lief wie der Blitz von der Spitze nach dem Schweife, die müden Burſche dahinten ſetzten ſich in Laufſchritt, um ſich anzuſchließen, und bald war das erſte Bataillon in geſchloſſener Colonne beiſammen, während man bemerkte, wie auch die übrigen ſich aneinanderſchloſſen.

Nun rückte ich vor und es dauerte nicht lange, ſo entdeckten wir auch die drohende Umgehungscolonne in Geſtalt einer wohlconditionirten Ochſenheerde. Erſt ſpäter hatte ich Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß die königliche Cavallerie von Neapel nicht viel gefährlicher ſei, als dieſe grauen Ochſen. Für jetzt benutzte ich den Vorfall, um

den Soldaten zu zeigen, wie nachtheilig es sei, sich im Marsche zu weit auseinanderzuziehen.

Die Spitze der Colonne traf etwa um 8 Uhr in Monteleone ein; der Schweif, die Brigade Parma, erst gegen Mittag. Sogleich nach der Ankunft der ersten Truppen, welche in einem schönen Baumgange campirten, wurden Anstalten getroffen, die Küche zu machen. Indessen ging Alles mit einer erstaunlichen Langsamkeit von statten, so daß einzelne Bataillone kaum angefangen hatten, Feuer anzuzünden, als um zwei Uhr Nachmittags ein Befehl eintraf, in möglichster Eile nach dem Pizzo zu marschiren.

Dort waren die Truppen um 5 Uhr sämmtlich concentrirt und wir fanden Schiffe vor, freilich nicht genügend, um uns Alle aufzunehmen. Die ganze Brigade Milano ward eingeschifft, aber nur ein Theil der Brigade Parma. Vom Pizzo, der „getreuen" Stadt, in welcher der kühne Murat erschossen war, sollte ich nach Paola steuern, wo, wie man sagte, sich noch neapolitanische Besatzung befinde. Ich machte mich daher auf einen Angriff gefaßt und bereitete Alles für einen solchen vor. Bei S. Lucido, eine kleine Stunde südlich Paola, wollte ich an's Land gehen und nun gegen die Stadt vorrücken. Indessen erhielten wir von S. Lucido durch Signale die Nachricht, daß kein Feind in der Nähe sei und sahen unsere Freunde die Calabresen auf jenen Rossen, von denen viele an den Typus auf alten Vasenbildern erinnern, den Strand entlang nach Paola sprengen, um die Ankunft der rothen Flibustier zu melden.

Als ich an der Marine von Paola mit 12 Mailänder Bersaglieren zuerst an's Land ging, ward ich von dem Jubel der Calabresen fast erdrückt. Ganz Calabrien war frei bis an die Nordgrenze. Nur Trümmer königlicher Truppen trieben sich noch im Lande umher; wir konnten uns getrost

nordwärts wenden, um an den Marksteinen der bourbonischen Macht den Sieg zu vollenden.

Allein, begleitet von den Notabilitäten Paola's, unter denen die stolze Gestalt des reichen Seidenfabrikanten Tutti hervorragte, ritt ich auf einem der mir dargebotenen feurigen Rosse, von der flachen Marine in die hochgelegene Stadt hinauf, auf dem ganzen Wege von Evvivas empfangen, wie wir sie bis dahin nicht gehabt. Es war der Beginn des Triumphzuges der Brigade Milano. Hier, das sah man, war die Freiheit noch frische Waare und sie ward lebendig gefühlt. Nachdem mir Tutti in seinem Hause mein Quartier angewiesen, kehrte ich an die Marine zurück, um die unterdessen ausgeschifften Truppen in die Stadt hinaufzuführen.

Lange konnten wir nicht zur Ruhe und in unsere Quartiere gelangen; aus einer Sorbetterie in die andere geschleppt, überall von dem Volke von Paola bewirthet. Am Abende lief die Nachricht ein, daß Garibaldi bei Soveria, an der Nordgrenze von Calabria ultra II., den neapolitanischen General Ghio mit 5000 Mann zu einer Capitulation gezwungen habe, und am folgenden Morgen kamen zu Paola die von Soveria entlassenen neapolitanischen Offiziere an, um sich bei erster Gelegenheit nach Neapel oder Salerno einzuschiffen, an welch letzterem Orte in weitläufigen Verschanzungen die 12000 Mann starke Avantgarde Franz II. stand. Ich sorgte nach bestem Vermögen für die vorläufige Unterkunft der bourbonischen Offiziere, wie ich indessen bald hörte, nicht zu voller Zufriedenheit dieser Herren, denen es nicht genug schien, mit Waffen, Pferden und Gepäck vom Dictator frei von Soveria entlassen zu sein.

Ich erwartete, daß uns jetzt der Dictator landeinwärts gegen Cosenza ziehen werde, um uns mit seiner von Soveria hinabziehenden Hauptmacht zu vereinigen. Indessen war uns eine Ehre zugedacht, auf welche wir als junge

noch unerprobte Truppe keinen Anſpruch machen konnten und nicht rechnen durften. Wir ſollten die Avantgarde der ganzen Armee bilden. Der Erfolg zeigte, daß der Dictator ſich nicht in uns getäuſcht hatte.

Am Nachmittag des erſten September erſchien zu Paola General Türr, um mir anzuzeigen, daß meine Truppen mit ſeinem Corps vereinigt ſeien. Er brachte 50000 Francs mit und den Befehl, uns nach Sapri einzuſchiffen, demſelben Orte, an welchem im Jahre 1857 der tapfere Piſacane ſeine unglückliche Landung gemacht hatte. Sapri liegt nicht mehr in Calabrien, ſondern ſchon im Principato.

Am Abende des 1. September ſchiffte ich 1600 Mann, die ganze Brigade Milano und einen Theil der Brigade Parma auf 6 Dampfern ein und am 2. Morgens um 9 Uhr liefen wir in die Bucht von Sapri ein. Am Lande große Bewegung, aber nicht von neapolitaniſchen Truppen, deren Anweſenheit wir für möglich gehalten, ſondern von Nationalgarden und Bevölkerung.

General Türr begab ſich zuerſt mit einigen genueſiſchen Carabinieren an's Land und ich folgte ihm bald, um die Lager für die Truppen aufzuſuchen und den Sicherheitsdienſt zu ordnen. Auf dem rechten Flügel, ſüdlich der Bucht nahm die Brigade Milano nahe der Straße von Lagonegro ihr Lager, nördlich auf dem linken Flügel, in einem Olivenhain, auf Ruinen der alten mächtigen Seeſtadt Vibona, die mitgekommenen Truppen der Brigade Parma. Berſaglieri von Milano und Genueſer Carabinieri verſahen den Sicherheitsdienſt, da wir uns jetzt, unſerer Annahme nach, Angeſichts des Feindes befanden und vermuthlich auf allen Seiten von ihm umgeben waren.

Zu Sapri ſollten wir Befehle des Dictators erwarten. Um deren Ankunft zu beſchleunigen, reiſte Türr am frühen Morgen des 3. September nach Lagonegro. Ich hatte den

ganzen Vormittag mit Commiſſionen der Nationalgarden der Umgegend zu thun, welche Waffen von mir verlangten. Ich war glücklich genug, aus meinen Vorräthen etwa 600 Stück vertheilen zu können, und an Dankſagungen fehlte es nicht. Später traf ich meine Gewehre in den Händen der mobiliſirten Nationalgarden unter den Mauern von Capua wieder.

Am Nachmittag um 4 Uhr war ich eben bei dem angenehmen Geſchäfte des Eſſens und Trinkens im Hauſe meines gaſtfreien Wirthes Don Autorio mitten im Orte, als eine Bewegung entſtand, die auf Außerordentliches deutete. Bald traf denn auch von den Poſten an der Marine die Meldung ein, der Dictator ſei gelandet.

Ich begab mich an den Strand hinab und traf dort Garibaldi in einer Strohhütte, dermaßen vom Volke umdrängt, daß es mir ſchwer ward, bis zu ihm zu gelangen.

Nach kurzer Begrüßung fragte er mich, wie viel Truppen ich bei mir habe; 1600 Mann, war meine Antwort. Und haben Sie ein vollſtändiges organiſirtes Corps? Die Brigade Milano, 900 bis 1000 Mann. — Machen Sie die Brigade Milano marſchbereit und melden Sie mir, wann ſie marſchiren kann. Wir wollen vorwärts gehen. Ich marſchire ſelbſt mit Ihnen.

Es erforderte keine große Zeit, die Brigade Milano in Marſchbereitſchaft zu ſetzen, und bald nach 5 Uhr trat ſie ihren Marſch an. Die höheren Offiziere und Offiziere des Stabes hatten ſich mit Maulthieren beritten gemacht; das einzige Pferd, welches aufzutreiben war, ritt ich. Aber man denke ſich keinen feurigen Araber darunter; es war ein Bergpferd, dick und ſtark, an keine andere Gangart gewöhnt als den Schritt und einen Trab, der den Reiter zum Märtyrer machen mußte, am Stricke geführt von einem Jungen von 16 Jahren.

Auf einem ſcheußlichen Wege, auf welchem der Gänſemarſch, den die Philologen in der xenophontiſchen Anabaſis unnöthigerweiſe eingeführt haben, eine wirkliche militairiſche Nothwendigkeit ward, ſtiegen wir an die Marine von Vibonate hinab. Dort machte ich mit der Spitze Halt, um die Truppe ſich ein wenig ſammeln zu laſſen. Während deſſen kam Garibaldi mit dem zum Kriegsminiſter von Neapel beſtimmten Coſenz und wenigen andern Offizieren und ſetzte ſich an die Spitze der Colonne. Wir ſtiegen nun auf gutem Wege den Vallone del Molinello aufwärts und erklommen dann die Höhe, auf welcher das langgedehnte Vibonate thront, Kern des alten mächtigen einſt bis zur Bucht von Sapri ausgedehnten Vibona.

In den Straßen von Vibonate nahmen meine Milaneſen das Biwak. Mächtige Freudenfeuer, von den Bewohnern angezündet, hatten uns den Weg die Höhe hinauf gezeigt und zeigten uns jetzt den Weg durch die engen Gaſſen.

Am 4. Morgens um 5 Uhr ſollte wieder aufgebrochen werden. In der Nacht ſendete ich noch einen vertrauten Mann von Sapri dorthin zurück, mit dem Befehl an Major Spinazzi, mir mit der Brigade Parma zu folgen, ſobald ſie zuſammen ſei und auch der Brigade Bologna, die von Torre di Faro zu Sapri erwartet wurde, gleiche Anweiſung zurückzulaſſen. Viele, viele intereſſante Einzelheiten muß ich hier übergehen, an einem andern Orte werde ich Gelegenheit finden, ſie zu beſprechen. Dagegen wird es nun hier gut ſein, dem Leſer ein wenig die Organiſation der Brigade Milano vorzuführen, wie ſie zu dieſer Zeit in die Action trat.

Die Brigade beſtand aus einer Abtheilung Berſaglieri von Milano, zwei Compagnieen, und aus 3 Bataillonen Infanterie, jedes zu 4 Compagnieen und etwa 300 Mann ſtark. Die Berſaglieri zählten wenig über 100 Mann. Sie wurden vom Major di Giorgio commandirt, einem

tüchtigen Offizier, der eine gute Schule gemacht hatte. Das 1. Bataillon Infanterie commandirte der Major Sessa, das 2. der Major Monteſi, das 3. der Capitän Venuti; vortrefflicher Exerciermeiſter, ſtrenge im Dienſt, nur zuweilen etwas zu grob. Die Berſaglieri trugen dunkelgrüne Blouſen und Hoſen, runde ſchwarze Hüte mit großen Federbüſchen und waren mit gezogenen öſterreichiſchen Gewehren bewaffnet. Die Infanterie hatte Jacken und Hoſen von ungebleichtem Drillich, zum größten Theil rothe Mützen vom Schnitt der franzöſiſchen oder öſterreichiſchen Offiziersmützen, zum andern Theil blaue mit rother Einfaſſung, piemonteſiſche Capots zum Ueberziehen; Lagerdecken waren nur zum Theil vorhanden. Das Schuhwerk war durchaus von ſchlechter Beſchaffenheit, ſchon die wenigen Märſche, welche wir bisher gemacht hatten, ſah man ihm an und ich mußte beſorgen, die Hälfte meiner Mannſchaft nach noch 5 bis 6 Märſchen buchſtäblich und unvermittelt auf neapolitaniſchem Boden marſchiren zu ſehen. Indeſſen waren wir guter Dinge. Auch daß der Mann nur 20 Patronen im Brotbeutel oder der Taſche hatte und daß wegen Mangels an Transportmitteln an einen raſchen Nachſchub kaum zu denken war, kümmerte uns wenig. Die Diſtinctionszeichen der Offiziere beſtanden in ſilbernen oder goldenen Streifen an der Kopfbedeckung, einem für den Unterlieutenant, zwei für den Oberlieutenant, drei für den Hauptmann, vier für den Major; der Oberſt hatte fünf goldne, der Oberſtlieutenant drei goldene und zwei ſilberne. Die Berſaglieri waren ganz nach piemonteſiſchem Muſter gekleidet und geübt und der Laufſchritt war ihre gewöhnliche Gangart, wo es der Boden erlaubte.

So war die kleine Macht beſchaffen, welche jetzt die Avantgarde der italieniſchen Südarmee (Esercito meridionale) bildete, den nächſten Truppen der Diviſion Terranova

bald um 2 bis 3 Tagemärsche, der Spitze der Garibaldi'schen Hauptmacht um 4 bis 5 Tagemärsche vorauf war und — unerhört, aber wahr, die Königlichen zur Räumung der Position von Salerno bestimmte.

Am 4. September Morgens stiegen wir, von Leuten von Vibonate geführt, zunächst wieder in den Vallone del Molinello hinab, um ihn dann aufwärts zu ziehen und uns weiterhin an die steilen Hänge der Tempa degli Paglioli entlang zu winden, von denen Weiber, schwere Lasten auf den Häuptern, Lasten von Eis (neve) zur Anfertigung von Gelati, hinabstiegen, während aus dem Thal von Torraca hinauf der Jubelruf der Bewohner, Böllerschüsse und die italienischen Farben uns begrüßten. Die Bersaglieri, die Avantgarde, hatten wie gewöhnlich im Laufschritt angefangen, aber bald fielen sie an den steinigen schmalen gefährlichen Berghängen in eine sehr bescheidene Gangart.

Garibaldi war vorausgeritten nach Fortino, ich blieb an der Spitze der langgedehnten Colonne zurück, um den Marsch zu überwachen und an geeigneten Punkten die Colonne Halt machen zu lassen. Wir gingen einen Weg, den keine reguläre Armee einschlagen würde, und in der That verloren wir mehrere Leute und Maulthiere durch Sturz in die Abgründe, und für das Schuhwerk der Brigade war der 4. September ein wahrer Mordstag.

Es mochte $10\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags sein, als ich mit meinen beiden Ordonnanzoffizieren, Antonio Catenacci und Cesare Commendie, jener ein Lombarde, dieser ein Veronese, den schmalen, wilden und wüsten Kamm der Serra lunga unterhalb des Monte Cocuzzo erreichte, von wo man in die Schlucht des Gauro hinabsteigt, die nach der einzelnen Taverne Fortino an der großen consularischen Straße führt. Das Hinabsteigen war noch mit großen Schwierigkeiten ver-

bunden, doch fanden wir frisches Quellwasser, welches uns bisher gänzlich gefehlt hatte und uns nun herzlich erquickte.

Um 11½ Uhr erreichte ich Fortino, wo sich allmälig nun auch die Brigade Milano im Biwak sammelte und die bereit gestellten Lebensmittel, Brot, Wein, Käse in Empfang nahm. Spät am Abend marschirten wir noch nach Casalnuovo; am folgenden Tage nach Sala immer im Thale des Calore, welchem hier die Consularstraße folgt.

Auf allen Märschen in dieser Zeit war ich gewöhnlich mit meinen beiden Ordonnanzoffizieren der Colonne weit voraus, um die besten Biwakplätze zu suchen und die nöthigen Maßregeln für die Verpflegung zu treffen. Ich hatte beinahe den Weg erreicht, der nach Padulla führend von der Consularstraße sich abzweigt, als mir ein Offizier der Nationalgarde von Padulla entgegenkam und mir anzeigte, daß in diesem Orte sich eine bourbonische Brigade unter dem Befehle des General Caldarelli befinde, noch völlig organisirt, mit Waffen, Gepäck und Geschütz. Ich sendete den Mann weiter zurück, um Garibaldi aufzusuchen und diesem die Anzeige zu machen, während ich die Ankunft der Brigade Milano erwartete, die nun sofort zu einem etwa nöthigen Angriff auf Padulla formirt ward; die Hauptmacht an dem dorthin führenden Wege, die Bersaglieri auf dem linken Flügel, um durch das Gebüsch nordwärts unbemerkt den hochgelegenen Ort zu erreichen. Die Wahrscheinlichkeit eines Gefechtes brachte die Brigade in freudige Bewegung. Ehe wir indessen noch unsere erste Aufstellung vollendet hatten, kam Nachricht von Garibaldi, daß bereits Parlamentäre Caldarelli's bei ihm gewesen seien und daß wir uns um die übrigens schwache Macht — sie war beiläufig etwa dreimal so stark als die unsere — am besten gar nicht kümmerten.

So machten wir denn wenigstens an dem Wege nach Padulla einen Ruhebalt und jeder aß, was er bei sich hatte

oder eben auftreiben konnte. Nach einigen Stunden ging es weiter nach Sala; am 6. nach Auletta, welches noch die deutlichen Spuren des Erdbebens vom December 1858 an ſich trug, und am 7. nach Eboli. Wir waren jetzt nur noch einen Tagemarſch von der gewaltigen Poſition von Salerno entfernt. Durfte die arme Brigade Milano es wagen, gegen dieſe vorzurücken?

Ja, das Unglaubliche war geſchehen! Die kleine Truppenmacht, welche ich nach Sapri gebracht, war von dem Gerücht, welches häufig die Stellen verwechſelt, an denen die Nullen Werth haben oder nicht, auf 15000 Mann angegeben. Wir hatten kaum ſo viel Patronen! Aber Salerno war vor uns geräumt. Der Dictator war ſchon vorauf auf dem Wege nach Neapel, welches die Königlichen gleichfalls Hals über Kopf verließen. Es war nöthig, dem Dictator wenigſtens eine kleine Leibgarde von den Seinen zu geben, und ſo mußte ich denn Morgens um 1 Uhr am 8. ſchleunigſt von Eboli nach Salerno aufbrechen. Um den Marſch zu beeilen, wollte ich die Truppen auf Wagen ſetzen. Indeſſen verſicherte mir der Syndicus von Eboli, daß dort nur drei gutbeſpannte Wagen, zuſammen für 40 bis 50 Mann, zu finden ſeien. Um dennoch alles Mögliche zu thun, ward folgendes neue Marſchſyſtem mit dem Syndicus combinirt. Um Mitternacht bricht ein Detachement der Nationalgarde von Eboli gegen Salerno hin auf, nimmt alle Fuhrwerke in Beſchlag, welche es unterwegs trifft und ſchickt ſie der Colonne gegen Eboli entgegen. Auf die dort vorhandenen drei Wagen werden die Fußkranken geſetzt, welche am wenigſten vorwärts können; die uns entgegenkommenden Fuhrwerke ſollten nach und nach mit Allem angefüllt werden, was am Wege liegen blieb. So geſchah es denn auch. Ich ſelbſt eilte voraus, um dafür zu ſorgen, daß jedes bei Salerno ankommende entleerte Fuhrwerk mit einem Mann

Wache sogleich wieder umkehre, um neue Mannschaft zu holen.

Beim Anbruch des Tages erreichte ich die Nähe von Salerno und begann hier, wieder einmal an der Küste des Meeres, das wir seit Sapri nicht gesehen, die Fuhrwerke, welche herankamen, zu entleeren, um die Truppen später völlig geordnet in die Stadt zu führen. In Salerno waren Lebensmittel bereit für die Soldaten und in den Sälen der Intendenza war ein Frühstück für die Offiziere vorbereitet. Alles dies erfuhr ich, als ich mich vor den Truppen in die Stadt begab. Dort fand ich auch eine vollständige Musikbande eines neapolitanischen Regimentes, welches sich verlaufen hatte, und ertheilte ihr Befehl, den müden Milanesen entgegenzugehen, sich an deren Spitze zu setzen und sie mit einem lebhaften Marsch nach Salerno zu führen. Unter allem möglichen Jubel rückten wir denn ein; die Straßenjugend hatte ganze Bäume ausgerissen und machte damit die alten Postgäule scheu, mit denen ich in Casalnuovo die Offiziere des Stabes beritten gemacht. Unsere Soldaten waren weit mehr guter Dinge und ausgelassener, als man es nach den anstrengenden Märschen erwarten konnte. Trotz der zerrissenen Schuhe führten sie auf dem Platze vor der Intendenz ihre Tänze auf und die neapolitanische Musikbande mußte aufspielen, die Schönen von Salerno füllten die bannergeschmückten Balcone und schauten zu.

Um 2 Uhr Nachmittags ward nach der Eisenbahnstation Vietri abmarschirt. Hier sollte sogleich die Einschiffung beginnen; indessen das Eisenbahnmaterial war so wenig geordnet, daß es 6 Uhr wurde, ehe der erste Zug abgehen konnte. Vier Züge waren nothwendig, um die schwache Brigade nach Nocera zu schaffen, wo endlich Alles in einen großen Zug vereinigt wurde, der uns um die große Cyclopenwerkstatt des Vesuvs herum nach Neapel trug. Die ge-

waltige Feuereſſe leuchtete düſter durch die Regennacht; ich lag auf dem Boden eines Waggons ausgeſtreckt und ſchlief zu wiederholten Malen für 10 Minuten ein.

Erſt um 2 Uhr Morgens am 9. erreichten wir Neapel. Offiziere der Nationalgarde empfingen uns an der Station, um uns nach dem Forte Pizzo Falcone zu führen, wo unſere Truppen zunächſt einquartiert werden ſollten. Ohne Sang und Klang zogen die erſten Garibaldiner in die Hauptſtadt ein, die nächtlicher Weile nichts von ihnen bemerkte. Mir war mein Quartier im Albergo delle Crocelle angewieſen; ich zog es indeſſen vor, den größten Theil der Nacht in der Wachtſtube des Forte Pizzo Falcone zuzubringen.

Schon um 8 Uhr Morgens erhielten wir neuen Marſchbefehl. Neapel hatten wir uns alle als einen Ruhepunkt gedacht. Hier wollten wir etwas raſten. Hier ſollte für Bewaffnung, für Kleidung geſorgt, hier die etwas angeroſtete Disciplin und Dienſtordnung wieder ein wenig eingeſchmiert werden.

Doch der Gang der Dinge und Garibaldi verlangten es anders. Und mancher brave Junge, der auf den Feldern von Capua ſein Leben ließ, konnte buchſtäblich ſagen: Vedi Napoli e dopo mori!

Was die Brigade Milano ſo plötzlich wieder von Neapel hinwegrief, war Folgendes:

Im Principato ultra war eine heftige bourboniſche Reaction gegen die freiheitliche Bewegung ausgebrochen. Die Pfaffen hatten das unglaublich dumme Volk zu Unthaten aller Art gegen Alles, was liberal hieß, aufgerufen. Das Felſenneſt Monte Mileto und das an ſeinem Fuße gelegene arme Dorf Torre delle Nocelle waren die Hauptpunkte, auf denen die Reaction zu gewaltthätigen Ausbrüchen gekommen. Der bourboniſche Marſchall Flores wollte die Sache benutzen und führte die Brigade Bonnanos nach Arriano, dem Sitze

des Erzbischofs, der in heiligem Eifer seine „Schafe“ zur Vertilgung der Ketzer aufrief. Der militärische wollte dem geistlichen Marschall getreu zur Seite stehen.

Garibaldi ward nun von allen Seiten her aufgerufen, die liberale Bewegung im Principato ultra zu schützen, dem Unwesen der Reaction zu steuern. Er glaubte, daß es hier mehr auf jenes schnelle Erscheinen ankomme, welches uns schon so viele Siege ohne Schwertstreich eingetragen, als auf eine große Macht, und da die Brigade Milano die einzige unmittelbar verfügbare Macht in diesen Gegenden war, erhielt sie eben sofortigen Marschbefehl. Wie ich glaube, leitete den Mann, der ein wahres Muster der Humanität, in der Liebe noch größer ist als im Zorne, noch ein anderer Gedanke. Er fürchtete, daß die Nationalgarden, welche sich im Principato ultra und im benachbarten päpstlichen Fürstenthum Benevent in liberalem Sinne organisirten, wenn *sie* den Sieg gewönnen, nicht viel besser wirthschaften würden als die Hunde der Reaction. Und darin hatte er sicher recht, wie jeder bezeugen wird, der das Gebahren eines großen Theils dieser Nationalgarden nach unserm Erscheinen beobachtete. Garibaldi wollte in diesen Gegenden eine seiner Truppen haben, die von aufgeklärten Offizieren geführt, im Stande und Willens wäre, dem Unwesen zu steuern, von welcher Seite her es auch kommen mochte. Und wenn es der Zufall war, der ihm hier grade die Brigade Milano in die Hände spielte, so kann doch mit Recht behauptet werden, daß schwerlich Jemand besser zu wählen vermochte, als es der Zufall hier gethan.

Am 9. September bald Nachmittag rückten wir von Pizzo Falcone nach der Eisenbahnstation ab. Vorher waren noch Scenen vorgefallen, welche den Milanesen nicht zur Ehre gereichten, um der Wahrheit getreu zu sein, jedoch hier erwähnt werden müssen und erwähnt werden können, weil

in der Zukunft ſich nichts ereignete, was jenen Geiſt der Unbändigkeit verrieth, der ſich hier zu zeigen ſchien.

In den Kaſernen des Forts Pizzo Falcone befanden ſich noch neapolitaniſche Soldaten und viele Vorräthe von Waffen und Kleidungsſtücken. Als die Milaneſen dieſe Vorräthe entdeckt hatten und nun die bourboniſchen Soldaten in ihren ſtolzen Sonntagsröcken ſahen, während ſie ſelbſt kaum das Nöthige beſaßen, ihre Blöße zu decken, da kam ein Schreier, wie ſie ſich überall finden, auf den Gedanken einer Plünderung und ſein Vorſchlag fand ſofort Anklang. Die Plünderung der Magazine ging vor ſich und was nicht auf den Leib gezogen wurde, ward auf dem Hofe rings verſtreut. Waffen wurden genommen, theils behalten, während es an Munition dazu fehlte, theils in der Stadt um Spottpreiſe verkauft.

Leider erhielt ich, da ich mich eben in der Stadt befand, ziemlich ſpät Kunde von dieſen Ausſchreitungen. Ich eilte alsbald in die Kaſerne und fand vollkommen beſtätigt, was das Gerücht geſagt. Dennoch gelang es mir ſchnell die Ordnung herzuſtellen.

Einige Soldaten, die ich mit neapolitaniſchen Jägermützen bekleidet antraf, fragte ich: in welchem Bataillon Franz II. habt ihr gedient? Sie warfen die ſchönen Kappen augenblicklich von ſich, ſuchten die alten abgeſchabten rothen Mützen wieder hervor, die ſchmutzigen Drillichjacken, und meine Frage ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Brigade und — bis auf wenige Ausnahmen, — überall mit derſelben Wirkung. Die Berſaglieri erhielten bei dieſer Gelegenheit neapolitaniſche gezogene Gewehre mit Haubajonneten.

Der 9. September war ein Sonntag. Ganz Neapel war auf den Beinen und war unſer Einmarſch während der Nacht nicht bemerkt worden, ſo bildete nun die Bevölkerung bei unſerm Ausmarſch, der uns durch einen großen Theil der Hauptſtadt führte, förmlich Spalier.

Ein Eisenbahnzug trug uns nach Nola. Unsere Postgäule hatte ich in Salerno dem Syndicus übergeben und in Neapel hatten wir einige, ein wenig bessere Pferde zu unserer Verfügung erhalten. In Nola trafen wir an 60 Fuhrwerke aus den Gegenden, welche von uns die Befreiung von der Reaction erwarteten. Sie folgten unserm Marsche nach Cardinale, wo ich an der Kirche die Brigade das Biwak nehmen ließ.

General Türr, dessen Gesundheit sehr geschwächt war, marschirte mit uns. Er machte den Weg zu Wagen und ich begleitete ihn zu Pferde, um noch Nachrichten einzuziehen. Ueberall wurden wir mit Jubel und Feuern empfangen. Die liberale Bevölkerung begrüßte uns als Erretter und die reactionäre heulte mit den Wölfen. Die ehrsame Straßenjugend lief oft halbe Stunden neben uns her und nicht zufrieden mit den ungeheuern Feuern am Wege, in denen das Holz für tausende von Wirthschaften des Nordens für Jahre lang zu meinem innigen Bedauern verbrannt wurde, ließ sie in ihrem Feuereifer auch noch Schwärmer los, welche meinen Gaul dermaßen scheu machten, daß kaum noch mit ihm auszukommen war. Ich war nahe daran, die ganze Freiheit zum Teufel zu wünschen.

Türr nahm sein Quartier in Mugnano beim Syndicus Rega und ich kehrte vorläufig nach Cardinale zurück, um das Biwak zu ordnen. Während ich in einer Locanda die Ankunft der Brigade erwartete, nahm mich die Locandiera beim Kopf, küßte mich, den Flibustier-Obersten ab und bot mir ohne weiteres ihr Bett an — Alles in großer Gesellschaft. Meine Ordonnanzoffiziere mußten sich vor Lachen den Bauch halten. Ich beglückwünschte meine Anna, daß die Locandiera weder ganz jung noch ganz hübsch war, hüllte mich fester in meine Tabarra der Unschuld und flüchtete, als das Biwak bezogen war, vor der neuen Potiphar in eine Locanda

von Mugnano, wo ich, — was für die Ruhe meiner Seele ſpricht — ſo ſchnell einſchlief, daß ich ſelbſt nicht einmal mehr eſſen konnte, und ſo feſt, daß meine Offiziere es nicht für gerathen hielten, mich zum Eſſen zu wecken.

Am 10. September ging Türr unter Benutzung der uns gefolgten Wagen mit den Berſaglieren und dem 1. Bataillon nach Denticane (Venticone) vor; ich mit dem 2. und 3. Bataillon machte nur einen kleinen Marſch bis Pratola. Am 11. Morgens folgte ich mit dem 2. und 3. Bataillon nach Denticane. Türr war noch hier. Unterhandlungen mit Bonannos waren bereits angeknüpft. Flores, da er ſah, daß ſeine Pläne doch wohl nicht den Erfolg haben würden, den er ſich von ihnen verſprochen, war durchgegangen. Unzufriedenheit und Unſicherheit der Truppe war die natürliche Folge. Die Soldaten begannen davonzulaufen. Bonannos verlangte freien Abmarſch mit Waffen und Gepäck nach Gaëta, und da Türr mit Recht unter den obwaltenden Umſtänden nicht glaubte darauf eingehen zu dürfen, ſo ging er alsbald mit den Berſaglieren und dem 1. Bataillon wieder auf Wagen über Grottominarda hinaus gegen Arriano vor.

Es war möglich, daß Bonannos ſich hierdurch einſchüchtern ließ, es konnte aber auch ſein, daß der bourboniſche General es nicht that und das Glück der Waffen verſuchte. In dieſem Falle war Türr zu einem Rückzuge wahrſcheinlich gezwungen, weniger deshalb weil er nur 400 Mann bei ſich hatte, als deshalb, weil ſich zwiſchen dem Calore und Arriano keine einzige Poſition findet, die uns, ſei es für Angriff, ſei es für Vertheidigung, einigermaßen günſtig geweſen wäre.

Für dieſen Fall alſo ließ mich Türr zurück. Verſuchte Bonannos uns anzugreifen, ſo wollte ſich Türr auf mich zurückziehen und ich ſollte ſuchen unter möglichſt günſtigen

Umſtänden das Gefecht mit meinen ausgeſuchten Truppen zu eröffnen.

Die günſtigen Umſtände für uns fanden ſich nächſt dem linken Ufer des Calore auf den Abfällen des Monte S. Martino und Monte Mileto. Ich ließ das 2. Bataillon in Denticane, marſchirte mit dem 3. Bataillon nach Campanerella und ſchob die Vorpoſten noch weiter gegen den Calore. Den maſſenweiſe in Campanerella und Denticane aufgehäuften Nationalgarden ertheilte ich, da ſie von keinem beſondern Nutzen ſchienen, Befehl, nach Montefuſco, Prata und Pratola abzumarſchiren, um dort unſere Reſerve zu bilden, was zugleich den Vortheil hatte, daß die vorhandenen Lebensmittel der Brigade Milano allein zu gute kamen. Ein Theil der Nationalgarden transportirte die gefangenen Reactionärs, unter denen ſich zwar viele Beſtien, aber leider wie gewöhnlich keiner der Anſtifter befand, nach Montefuſco, von wo ſie ſpäter nach Avellino gebracht wurden, um von der niedergeſetzten außerordentlichen Jury gerichtet zu werden.

Wir hatten in unſern Stellungen den ganzen Tag Ruhe und um Mitternacht brachte mir ein Offizier von Türr die Nachricht, daß Bonannos capitulirt habe und daß ich den Rückmarſch antreten könne, jedoch nicht ohne Vorſichtsmaßregeln, welche ſich aus der Natur der Capitulationsbedingungen ergaben.

Am frühen Morgen des 12. September brach ich von Campanerella und Denticane über Pratola, wo bei meinem alten Freund Piscupi ein Frühſtückshalt gemacht ward, nach dem lieblichen Avellino auf, in welchem wir uns ſchon auf dem Marſch von Mugnano nach Pratola einige Stunden verweilt hatten. Am 13. Morgens ließ ich 2 Compagnieen des 2. Bataillons unter Major Monteſi in Avellino zurück, befand mich mit den noch übrigen 6 Compagnieen um 2 Uhr

Morgens auf der Straße nach Nola und ließ in Mugnano wiederum die noch übrigen 2 Compagnieen des 2. Bataillons zurück. Das 3. Bataillon führte ich nach Nola.

Die Detachements in Avellino und Mugnano hatten den Zweck, den Marsch von zwei Escadrons neapolitanischer Carabiniers zu überwachen, welche durch die Capitulation von Arriano ausnahmsweise die Erlaubniß erhalten hatten, völlig formirt mit Pferden, Waffen und Gepäck bis Nola zu marschiren, um erst dort entwaffnet zu werden.

In Nola fand ich Freund Teleki mit 50 unberittenen Husaren vor, er sollte die Pferde der zu entwaffnenden Carabiniers in Empfang nehmen. Es war der Anfang zu einer Cavallerie für die 15. Division.

Um Mitternacht vom 13. auf den 14. erhielt ich indessen die telegraphische Meldung von Montesi, daß in den neapolitanischen Carabiniers die Desertion stark eingerissen sei und er im Sinne meiner allgemeinen Instructionen schon zu Avellino die Entwaffnung vorgenommen habe. Ich ließ nun sofort Teleki wecken und setzte ihn mit seinen Husaren auf requirirte Wagen, um nach Avellino zu eilen und dort die Pferde und Waffen der Carabiniers in Empfang zu nehmen.

Mein Beuteantheil war ein schöner Schimmel, den ich zur Erinnerung an die Expedition und an den Autor der Feldzüge Alexander's des Großen Arriano taufte.

Während meine Milanesen stark darauf rechneten, jetzt nach Neapel zurückzukehren, um die ersehnte Ruhepause zu finden, lief am 14. Vormittags der Befehl Türr's ein, sogleich nach Caserta zu marschiren mit allen Truppen, die ich unter der Hand habe. Am Volturno hatte sich der flüchtige Feind gestützt auf Capua gesetzt und die Brigade Milano sollte vereint mit andern Truppen, statt Ruhe in Neapel zu finden, die ernste Thätigkeit des Krieges beginnen.

Ich bestellte sofort einen außerordentlichen Convoi für das 3., einen andern für den 15. Morgens für das 2. Bataillon und ertheilte Montesi und allen andern noch auf dem Rückmarsch befindlichen Truppen der Brigade den Befehl, mir so schnell als möglich nach Caserta zu folgen. Gatenocci hatte durch eine alte Hexe Verbindungen mit verschiedenen Signore von Nola angeknüpft, welche die innigste Bekanntschaft mit den Flibustiern zu machen wünschten, er war sehr unzufrieden, daß aus dem verabredeten Rendezvous, der Sicherheit wegen in einem Busche auf freiem Felde, nichts werden konnte. Aber es konnte eben nichts daraus werden. Ich hoffe in meinem Leben nicht wieder so viele telegraphische Depeschen in einem Tage zu empfangen und zu versenden als am 14. September 1860. Es war ein förmliches Depeschenbombardement.

Um 4½ Uhr Nachmittags war ich mit dem 3. Bataillon der Brigade Milano in Caserta, wo ich auch die Brigade Bologna vorfand. Am 15. und 16. kam der Rest der Brigade Milano an. Caserta sollte nun für lange Wochen gegen meine damalige Hoffnung unser Sitz werden. Von da aus lieferten wir unsere Gefechte, gingen wir auf die verschiedenen Expeditionen aus. Oberst Gandini hatte das Commando der Brigade Milano während der Expedition von Arriano niederlegen müssen und der Major di Giorgio, bisheriger Commandant der Bersaglieri, trat an seine Stelle.

Am 16. September ward ich zum Chef des Generalstabs der in der Provinz Caserta am linken Volturnoufer vereinigten, von Türr commandirten Truppen ernannt und legte den Oberbefehl über die Brigaden der Division Terranuova nieder.

Doch als es galt, sie zum ersten Male ernstlich in's Feuer zu führen, am 19. September, mußte ich wie über den

ganzen linken Flügel so auch über diese Brigaden wieder den Oberbefehl übernehmen.

Die Ereigniſſe des 19. September ſind noch ſehr unvollkommen gewürdigt; ich werde an einem andern Orte Gelegenheit haben, ſie vollkommen in's Licht zu ſtellen. Hier beſchränke ich mich auf die Theilnahme der Brigade Milano am Kampfe. Sie bildete den rechten Flügel der Centrumscolonne, welche unter meinem directen Befehl vereinigt an der großen Straße von Sa. Maria nach Capua vorging. Ihre Berſaglieri bildeten die Avantgarde der Centrumscolonne. Sie war es vorzüglich, welche, nachdem die Neapolitaner im freien Felde gänzlich und für ſie ſchmählich geworfen waren, unter meiner directen Führung bis an die Eiſenbahnſtation, 40 Schritt vor den Paliſaden des gedeckten Weges vordrang und ſich heldenmüthig in der dort genommenen Stellung hinter den Stationsgebäuden und den Bäumen an der Straße im heftigſten Flinten- und Kartätſchenfeuer der Feſtung behauptete, bis ich die Geſchütze aus dem Feuer zurückgezogen hatte, ſo daß auch nicht eine Deichſel dem Feinde überlaſſen ward, obgleich für beide Geſchütze nur noch ein brauchbares Beſpannungspferd vorhanden war.

Bei der Operation des Zurückziehens der Geſchütze waren es wieder neben Soldaten und Offizieren der braven Geniecompagnie von Mailand, welche ſpäter auch der Brigade Milano zugetheilt ward und von denen ich vorzugsweiſe den braven Lieutenant Zancarini nenne, neben meinem Leibguiden Farina, Berſaglieri von Milano, welche mir mit allen Kräften beiſtanden.

Den Tapfern der Brigade Milano verdankte ich es beſonders, daß wir faſt die ganze Macht Franz des II. auf uns zogen, ſo daß die Beſetzung Cajazzo's ohne allen Widerſtand vor ſich gehen konnte. Daß Cajazzo zu ſchwach und

nicht mit den geeignetsten Truppen besetzt ward, war nicht unsere Schuld.

Als ich mich überzeugt hatte, daß unter den obwaltenden Umständen ein Eindringen in Capua eine Unmöglichkeit oder daß doch die Behauptung in der Festung eine Unmöglichkeit sei, und den Rückzug anordnete, war es die Brigade Milano, welche ihn deckte, so daß er in einer Ordnung vor sich gehen konnte, welche den von den Höhen von S. Angelo zuschauenden braven Soldaten der Brigade Eber, wenn auch nicht ihrem Chef, Zeichen der Bewunderung abzwang.

Und als der aus dem Felde geschlagene Feind, durch unsern Rückzug ermuthigt, wieder folgte, vielleicht in der Meinung, daß sein Kartätschenfeuer aus dem feigen Hinterhalt der Wälle unsere Herzen gebrochen, wie es unsere Reihen gelichtet, als ich wüthend nach einer frischen Truppe suchte, um ihn eines andern zu belehren; da traf ich das brave 3. Bataillon der Brigade Milano, welches von Casapulla herbeigerufen eben erst angekommen war und dessen Chef, da er noch einzig ein frisches Pferd hatte, sogleich von mir entsendet ward, um dem linken Flügel der Centrumscolonne meine Befehle zu überbringen.

Ich übergab das dritte Bataillon dem Befehl des Hauptmanns de Caroli, Adjutantmajors der Brigade Milano, und dieses einzige Bataillon trieb den erstaunten Feind abermals in den Hinterhalt seiner Wälle zurück.

Erst nachdem dies geschehen, marschirten meine Truppen in völligster Ruhe nach Sa. Maria zurück, um hier die Munition zu ergänzen und sich durch Speise und Trank ein wenig zu stärken. Als ich dann Nachmittags, da erneuter Kanonendonner vom oberen Volturno her sich hören ließ, um zu verhüten, daß eine bedeutende neapolitanische Macht sich auf unsern rechten Flügel werfe, wiederum von Sa. Maria gegen Capua vorging und wiederum die Neapo-

litaner in den Platz zurücktrieb, da zeigte sich die Brigade Milano abermals an der Spitze der Tapfern und es war kaum zu bemerken, daß sie vom frühen Morgen an marschirt und gefochten.

Am 20. September kehrten wir nach Caserta zurück, da der Zweck des Gefechtes vom 19. völlig erreicht schien und soweit unsere Mitwirkung in's Spiel kam, auch wirklich erreicht war. Ruhe fanden wir in Caserta durchaus nicht. Unmittelbar nach dem Gefecht vom 19. ging Türr krank nach Neapel: zunächst übernahm nun Medici das Commando in der Provinz Caserta; bald aber kam das Hauptquartier Garibaldi's selbst dorthin, der General Sirtori, Chef des großen Generalstabes Garibaldi's, übernahm die Leitung der Geschäfte und wir andern wurden völlig in den Hintergrund gedrängt, wie zu glauben ist, nicht ganz zum Vortheil der Sache. Doch davon ein ander Mal. Hier sei nur so viel erwähnt, daß die Neapolitaner beständig ausſprengten, sie würden einen großen Ausfall machen und daß der General Sirtori das System befolgte, bei jeder solchen Gelegenheit alle unsere Truppen unter die Waffen zu rufen, so daß sich dieselben buchstäblich fast immer unter den Waffen befanden.

Endlich am 30. September schienen die Nachrichten so bestimmt, daß man sich auf einen Angriff der Neapolitaner ernstlich vorbereiten mußte. In verschiedenen Richtungen wurden Bewegungen der Königlichen bemerkt. Die Vortruppen auf der Linie von S. Tammaro über S. Leucio um Gradillo wurden verstärkt; zu Caserta die Reserve versammelt, Bixio mit seiner Division und einer Brigade von Medici, der frühern Brigade Genua der Division Terranuova, bewachte die Straße von Maddaloni nach Ducenta.

Die Brigade Milano gehörte zu der Reserve, welche zu Caserta unter dem Befehle Türr's versammelt und deren

Generalstabschef ich war. Als ich am 30. September mühsam die Bestandtheile dieser Reserve zusammensuchte, fand sich, daß sie etwa 6000 Mann mit 12 Geschützen zählte, freilich nicht durchweg diensttauglich. Durch fortwährend verlangte und gegebene Verstärkungen war indessen diese Hauptreserve bis zum 1. October Mittags so zusammengeschmolzen, daß sie in den beiden Brigaden Eber und Milano kaum noch 2300 Mann zählte und daß von Geschütz für sie durchaus nicht mehr die Rede war. Bald Nachmittag erhielt diese Reserve Befehl, nach Sa. Maria zu marschiren, um die Entscheidung zu geben.

Am frühen Morgen war der Kampf in der Nähe von Capua wirklich entbrannt; von den Königlichen mit ungeheurer Uebermacht begonnen, im Anfang entschieden günstig für sie. So waren denn Verstärkungen auf Verstärkungen von der Reserve zu Caserta verlangt und gegeben worden und noch hatten sie nicht ausgereicht, das Glück völlig auf unsere Seite zu bringen. Noch stand der Feind mächtig auf beiden Hauptstraßen von Capua und S. Angelo nach Sa. Maria.

Als der letzte Ueberrest der Hauptreserve den Befehl zum Aufbruch erhielt, ging ich mit den Offizieren meines Stabes und 12 Husaren von Caserta nach Sa. Maria auf der Landstraße vor; die Brigade Eber folgte mir auf dem Fuße, soweit Infanterie einer Reiterschaar auf dem Fuße folgen kann, die nur mit Carriere und scharfem Trab abwechselt. Die Brigade Milano ward auf die Eisenbahn gesetzt; mit ihr gingen Türr und die Offiziere meines persönlichen Gefolges.

Nachdem ich ihm ein wenig in Sa. Maria orientirt hatte, namentlich am Capuaner Thore gewesen war, wo eben eine täuschende Ruhepause eingetreten, kehrte ich auf den runden Platz zurück, auf welchem die beiden Colonnen der Brigaden Eber und Milano unter allen Umständen sich ein-

finden mußten, um zu warten. Hier traf ich mit Garibaldi zusammen, der eben über die Berge von S. Angelo her angekommen war.

Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Straße von S. Angelo gerichtet, auf welcher der Feind mit ansehnlicher Macht und in solcher Weise stand, daß er jede Communication zwischen unserm rechten Flügel und dem linken unterbrach. Dieselbe Zuversicht auf den Sieg, welche er hat, weiß der Dictator auch immer seinen Truppen einzuflößen. Er befahl mir, die ankommenden Reserven zunächst ausruhen zu lassen, da er nur noch den letzten entscheidenden Schlag thun wolle, der Sieg übrigens so gut wie gewonnen sei.

Kaum aber war die Brigade Milano mit der Eisenbahn vor der Brigade Eber eingetroffen, als sie auch schon den Befehl erhielt, sofort auf der Straße nach S. Angelo vorzurücken: ich ging mit ihr vor.

Vor dem Thore von Sa. Maria wurden die Bersaglieri von Mailand in Kette entwickelt, die Infanterie folgte in einer dichten Colonne. Kaum waren wir 500 Schritt vorwärts, als uns nicht blos Geschütz-, auch schon nahes Flintenfeuer empfing.

An der großen Straße nach Capua sah man, wie der Feind neue Streitkräfte, Infanterie und Artillerie gegen das Capuanerthor vorführte. Wenn es nicht gleichgültig war, ihm die Straße von S. Angelo abzunehmen, war es noch wichtiger, seinen Angriff auf die schon ermatteten Vertheidiger Sa. Maria's zu stören.

Garibaldi ließ zuerst nur eine Abtheilung Calabresen von der Straße von S. Angelo gegen diejenige von Capua vorrücken. Da ich aber sahe, daß diese nicht entschieden vorwärts gingen und außerdem bemerkte, daß ein Theil der Brigade Eber an der Straße von S. Angelo der Brigade Milano folgte, warf ich die ganze Brigade Milano links von

dieſer Straße in das mit licht ſtehenden Bäumen bedeckte Feld, um ſie gegen die Capuaner-Straße vorzuführen. Die Berſaglieri gingen anfangs lebhaft vor, trotz einzelner Flintenkugeln, welche einſchlugen. Um die Lebhaftigkeit zu ſteigern, eilte ich der Tirailleurkette vorauf; der brave kleine Trompeter Stetta folgte mir und meiner Anweiſung gemäß blies er abwechſelnd immer einmal das Signal vorwärts, das andere mal das Signal rechts zielen, um einerſeits gradaus Terrain zu gewinnen, andererſeits aber auch die drohende Geſchützſtellung an der Capuaner-Straße zu überflügeln.

Der Feind, der unſere gefährliche Bewegung erkannte, ſendete 4 Schwadronen Reiterei gegen die Mailänder Berſaglieri vor, welche plötzlich gegen uns heranraſſelten, als wir eben aus dem gartenartig bebauten Land in ein völlig freies Feld eintreten wollten. Es gelang mir, 15 bis 20 Berſaglieri ſchleunig in einen Klumpen zu verſammeln, hinter dem ich ſelbſt, auf meinem ſchönſten Pferd, einem großen Normänner Falben, hielt; zwei andere ähnliche Klumpen Berſaglieri ſammelten ſich rechts und links. Wer konnte erwarten, daß dieſe geringe Macht, welcher die geſchloſſene Linieninfanterie erſt auf mehrere hundert Schritt folgte, den Angriff jener überlegenen Cavallerie aufhalten, wer konnte vollends erwarten, daß dieſe Cavallerie angeſichts ſo geringen Widerſtandes ſich würde vom Angriffe abſchrecken laſſen? Ich erwartete es nicht; ich war ſo ſicher, daß die Cavallerie diesmal zum Einhauen kommen werde, daß ich den Säbel zog. Am 19. hatte ich es nicht ein einziges Mal gethan. Die neapolitaniſchen Reiter waren auf 40 Schritt heran und noch ſtanden meine Berſaglieri, kühn gemacht dadurch, daß ich ſtill auf meinem Normannen hinter, nicht in dem ſchwachen Haufen hielt, regungslos, ohne einen Schuß gethan zu haben. Da commandirte ich Feuer! Einige Reiter wankten, einige Roſſe fielen und die ganze

Gesellschaft kehrte um, begleitet von dem freudigen Hurrah der Bersaglieri, die sich so plötzlich und ohne allen Schaden aus einer drohenden Gefahr errettet sahen. Dennoch hatte sie das Erscheinen der Reiter etwas eingeschüchtert und namentlich konnte ich sie nicht mehr recht nach rechts vorwärts-bringen, weil sie dort besonders ein großes Stück freies Feld durchschreiten mußten.

Gleichzeitig schlugen die Kugeln der neapolitanischen Jäger aus den nächsten Obstfeldern dichter ein. Mein Normann ward verwundet und mußte zurück gebracht werden. Da meine andern Pferde nicht zur Hand waren, gab mir Catenacci das seine, während er selbst zu Fuß folgte.

Unterdessen war die Hälfte der Brigade Eber an der Straße von S. Angelo vorgegangen und die ungarische Legion bog links ab, um die Verbindung mit dem rechten Flügel der Bersaglieri herzustellen. Zufällig kam diese Legion nun gerade in die Richtung, in welcher ich die Bersaglieri hatte haben wollen und in welche ich sie nicht hereinbringen konnte. Ich benutzte dies sogleich; in der Hoffnung, durch das Vordringen der Ungarn weiter rechts auch die Mailänder dort hinzuziehen, rief ich beiden zu: Wer wird jetzt der erste sein, Ungar oder Italiener?

Die Jägerkette der Ungarn stürmte sogleich vorwärts; die Reserve indessen folgte mit bedächtiger Langsamkeit. Das glänzende Vorrücken der ungarischen Jägerkette, dem auch die Brigade Milano folgte, und welches mit einem Angriff des zweiten Theils der Brigade Eber unter Türr's Leitung am Capuanerthor von Sa. Maria zusammentraf, zwang oder bestimmte die Neapolitaner zur Räumung ihrer Geschützstellung an der Straße von Capua mit Hinterlassung von zwei Stücken. Nicht ahnend, wie schwach die unaufhaltsam vorrückenden Ungarn seien, warfen die Neapolitaner ihnen ihre ganze Reserve entgegen, Cavallerie voraus. Der

Angriff war diesmal so übermächtig, die Ungarn hatten es trotz meiner wiederholten Zurufe sowenig für nöthig gehalten, zusammenzubleiben, daß diesmal die neapolitanische Cavallerie zum Einhauen kam. Indessen bei dem bloßen Erscheinen der noch verhältnißmäßig weit zurückgebliebenen Reserve der Ungarn und der Brigade Milano, kehrte die ganze feindliche Gesellschaft um. Ich hatte bei Gelegenheit dieses letzten Reiterangriffs, nach welchem sich die Königlichen in verwirrter Flucht auf Capua zurückzogen, der vielleicht selbst nur unternommen war, um diese eingerissene Flucht zu decken, jenes seltsame Abenteuer, welches in den Zeitungen, die ich gesehen habe, ziemlich richtig erzählt war*).

*) Meine persönlichen Erlebnisse, so weit sie nicht in nächster Beziehung zu denjenigen der Brigade Milano stehen, muß ich hier übergehen. Doch eine persönliche Bemerkung sei bei dieser Gelegenheit erlaubt. Während ich nach Italien wohl ursprünglich deshalb gerufen war, um von meiner militärischen Einsicht Gebrauch zu machen, wollte es doch ein neckischer Zufall, daß die Stellungen, welche ich nach und nach einnahm, mir weit mehr Gelegenheit gaben, persönlichen Muth zu zeigen, viel mehr diesen von mir forderten, als bedeutende Einsicht. Mein Auftreten bei solchen Gelegenheiten hatte mir in der Armee den Ruf der Verwegenheit zugezogen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen habe ich in einem deutschen Blatt, welches mir zugeht, „Hermann", daß die englischen Zeitungen mich neben mehreren Andern auch als „nahezu feige" hinstellen. Es kann sein, daß die englischen Correspondenten und ihre Colporteurs mich nie im Gefecht gesehen haben, — — weil ich zuweit vorwärts war. In zwei Gefechten habe ich drei Pferde unter dem Leibe verloren, davon zwei durch Kartätschkugeln, eins durch eine Flintenkugel, nicht durch Paixhanische Bomben. Correspondent der Times war, wie mir nachträglich gesagt wird, der Oberst und Brigadecommandant Gher, der am 19. September auf den Höhen von S. Angelo durch Zufall von seiner Colonne 2 Mann verlor, am 1. October, wieder mit einem Theil seiner Brigade an der Straße von S. Angelo, an dieser keinen Widerstand fand, weil sie in Folge meines Vordringens mit den Ungarn und Milano schon geräumt war.

Nach dem Siege vom 1. October bezog die Brigade Milano die Vorposten rechts von der Straße von Sa. Maria nach Capua. Ihre Opfer waren verhältnißmäßig gering gewesen: doch eines ihrer Todten muß ich erwähnen, des jungen Aleſſandro Romualdo, eines Abruzzeſen. Der 19jährige Jüngling, welcher in einer Militärſchule ſeine Erziehung erhalten, hatte ſich in Genua bei mir gemeldet, um in die Spedition von Terranova aufgenommen zu werden. Als ich ihn examinirt und gefunden hatte, daß er ganz paſſend für den Generalſtab ſein würde, für welchen es mir faſt an allen tüchtigen jüngern Elementen fehlte, erwiderte er mir auf meine Frage, ob er in den Generalſtab einzutreten wünſche, Nein, er wolle ſich ſchlagen. Obgleich ich ihm nun dazu auch im Generalſtab hinlängliche Gelegenheit bieten konnte, ließ ich ihn doch in die Infanterie eintheilen. Am 1. October führte er die 1. Compagnie des Bataillons Venuti. Er ſank tödtlich in den Unterleib getroffen und ſtarb die Nacht darauf im Spital zu Sa. Maria in den Armen eines andern Abruzzeſen, des braven Raimondo Maſſei, Caplans der Brigade, welcher weder im Gefecht, noch im Spital je den Soldaten verließ.

Auf den Vorpoſten verſchanzten ſich unſere Soldaten und bauten ſich Hütten, aber Anfangs Mangel an hinreichender Nahrung, dann als ſpäter ſtrömende Regen die Herrſchaft an ſich riſſen, Mangel an hinreichendem Obdach, brachten uns während dieſer Vorpoſtenzeit größere Verluſte bei, als die heftigſten Gefechte gekoſtet. Türr war bald nach dem 1. October krank nach Neapel gegangen und dort zum Commandanten ernannt; ich übernahm das Commando der Diviſion, der 1. des Südheeres, der 15. in der ganzen italieniſchen Armee. Die Diviſion beſtand jetzt aus den drei Brigaden Spangaro, Milano und Eber und der etwas unſichern Brigade la Maſa, welche beſtändig die Tendenz

nährte, sich zu einer Division zu machen und wenigstens ihren Generalstab darauf zuschnitt, wenn auch die Truppenzahl Manches zu wünschen übrig ließ.

Es gelang mir bald, die Division von dieser Brigade vorläufig zu befreien, so daß ich nun desto mehr für Verpflegung und Bekleidung der andern sorgen konnte. Indessen Alles wollte nicht völlig genügen, den einreißenden Krankheiten zu steuern; von unsern jungen Soldaten ward der Vorpostendienst nicht mit demjenigen Geschick betrieben, welches ihn leicht macht; alle Kräfte waren beständig angespannt; jeder Allarm trieb Alles unter die Waffen und allnächtlich gab es Allarm, weil die Leute im Dunkeln Gespenster sahen. Fing ein furchtsamer Schütz an zu feuern, so feuerte bald die ganze Linie und nun begannen die Neapolitaner auch ihr Lied anzustimmen. Bisweilen waren sie auch die ersten, welche das Stück anfingen.

Endlich am 14. October wurden die Brigaden der Division Eber, Spangaro (früher Nicotera) und Milano von den Vorposten abgelöst und nach Caserta zurückgerufen, wo ihnen Ruhe verheißen war. Indessen war wenig davon zu bemerken. Schon am 15. mußten wir die Vorposten in der Richtung von Limatola und Ducenta gegen den obern Volturno hin wieder beziehen. Die Brigaden Spangaro und Milano besetzten abwechselnd den Posten von Portellano und auf den Höhen von Caserta vecchia.

Seit der Mitte September war viel von den Piemontesen die Rede gewesen. Am 2. Oct. hatten sogar 400 piemontesische Bersaglieri an dem unbedeutenden Gefechte theilgenommen, welches den demoralisirten Trümmern der neapolitanischen Umgebungscolonne bei Caserta geliefert ward. Feile piemontesische Zeitungsschreiber und feile deutsche Zeitungsschreiber, welche den Soldaten der Freiheit die Ehre nicht gönnen, die ihnen und ihnen allein gebührt,

versicherten in Folge dessen, daß die ganze Schlacht vom 1. October von den Piemontesen gewonnen sei, die nun freilich in Wirklichkeit durch gänzliche Abwesenheit glänzten. Die Augsburger Zeitung soll gar so hundsdumm gewesen sein, wochenlang von einer Schlappe zu reden, die wir am 1. October erlitten, ganz so wie sie einst wochenlang von dem Siege der Oesterreicher bei Magenta sprach.

Endlich hat auch der officiöse „Constitutionnel" den Auftrag erhalten, von zwei piemontesischen Regimentern zu reden, ohne deren Dazwischenkunft am ersten October die „Defaite" des garibaldi'schen Heeres eine vollständige geworden wäre. Der „Constitutionnel" macht der Augsburgerin fast die Palme streitig.

Nach Cialdini's Sieg bei Isernia über Scotti ward es für uns nöthig, am rechten Ufer des Volturno festen Fuß zu fassen, und es war uns nicht mehr verboten. Es begannen nun am Volturno Brücken- und Batteriebauten, von denen die letztern äußerst überflüssig waren und welche insgesammt dem Genie, das freilich nur allzusehr ein Hohn auf seinen Titel ist, nicht zur Ehre gereichten. Der Ingenieur meiner Jugend empörte sich in mir beim Anblick dieser fortificatorischen Krähenfüße. Und die Artillerie schien dem Genie in der Genialität noch den Rang ablaufen zu wollen.

Für die Brigade Milano waren die verfehlten Stilübungen dieser sogenannten gelehrten oder technischen Waffen in sofern nicht gleichgültig, als fast die ganze Brigade Spangaro, den Spaten in der Hand, zur Ausführung der genialen und bombastischen Ideen mitwirken und dafür die Brigade Milano den Dienst auf den Posten von Poccianello allein übernehmen mußte.

Nach 10 Tagen trügerischer Ruhe winkte uns noch einmal die Hoffnung einer lustigen kriegerischen Thätigkeit. Garibaldi wollte mit einem Theil der Armee auf der an der

Scafa di Formicola geſchlagenen Brücke den Volturno überſchreiten, um den über Teano gegen den Garigliano hinabrückenden Piemonteſen die Hand zu reichen und ihnen den Rücken gegen die Abruzzen und gegen das noch ſtark beſetzte Capua zu decken. Er nahm zwei Brigaden von Bixio und die Brigaden Eber und Milano, mit welchen ich natürlich ſelbſt marſchirte, von mir.

In der Nacht vom 24. auf den 25. campirten die zum Uebergang beſtimmten Truppen, zuſammen 5000 Mann, am Fuß der Höhen von S. Angelo. Am 25. October früh Morgens ward der Volturno überſchritten und wir marſchirten, Bixio's Brigaden voran, nach Calvi durch ein Labyrinth von lauter Hohlwegen; meine Brigaden nahmen ihr Lager auf dem Felde von Juni und Milano mußte einen Poſten an die Caſtellbrück. von Calvi geben, Front gegen Capua hin. Der Poſten ward um Mittag von einer Recognoſcirung allarmirt, welche die Beſatzung von Capua entſendet hatte, aber ohne daß es zum Gefecht gekommen wäre. Gefangene, — Verſprengte, Kranke, die aus allen Richtungen kamen und in allen Richtungen umherirrten, — machten wir in Menge.

In der Dunkelheit marſchirten wir noch an der Straße von Venafro bis zu dem Wirthshaus auf der Höhe des Waldes von Cajanello, wo wir unſer Biwak nahmen. Selten habe ich ein Biwak geſehen, welches beim Scheine der Wachtfeuer in Folge der eigenthümlichen Gruppirung der Gegenſtände des Terrains und des Anbaus einen ſo impoſanten Anblick gewährte.

Am 26. ſendete ich eine ſtarke Huſarenpatrouille nach Teano, das Gros marſchirte nach le Fratte unterhalb Vairano, rechts von der großen Straße abbiegend. Hier übergab mir Garibaldi das Commando über die geſammte Truppenmacht, um ſelbſt an die große Straße zurückzukehren und dort die Piemonteſen zu empfangen, welche, wie unſere

Nachrichten beſagten, ganz nahe waren. Wirklich ſahen wir bald von den Höhen unſers Biwaks aus die piemonteſiſchen Colonnen die Heerſtraße entlang ziehen und Garibaldi ſtieß mit dem Könige zuſammen.

Der Zweck unſeres Marſches war erreicht und bald Nachmittags erhielt ich den Befehl, mit der geſammten Streitmacht den Rückmarſch anzutreten, um ſo mehr, da es uns an Lebensmitteln in dem von den zahlreichen neapolitaniſchen Streitkräften faſt gänzlich ausgeſogenen Lande in ſchreckenerregendem Maße gebrach, da auch der Nachſchub, weil unſere ausgezeichnete Brücke an der Scafa di Formicola alle Stunde einmal brach und dann jedesmal vier Stunden zu ihrer Herſtellung nothwendig waren, ſeine bedeutenden Schwierigkeiten hatte. Die Nacht vom 26. auf den 27. und den ganzen 27. campirte ich bei Calvi, Sparaniſi und Partignano, in ziemlich weit gedehnten Stellungen, um wenigſtens die nothwendigſten Lebensmittel in einigermaßen ausreichender Menge zu finden, die Brigade Milano bei Juni.

Am 28. ward an die Scafa di Formicola zurückmarſchirt. Wir mußten hier mehrere Stunden nördlich derſelben am rechten Volturnufer warten, weil die geniale Brücke eben wieder einen ihrer häufigen Einfälle gehabt hatte. Ein Spaßvogel hat ausgerechnet, daß die koſtbare Brücke, will ſagen der Brückenſchlag, 70,000 Piaſter gekoſtet hat.

Am Nachmittag konnte ich endlich den Volturno paſſiren und marſchirte nun in einem Zuge über S. Angelo und Sa. Maria nach Caſerta zurück.

Am 3. November ward Capua übergeben; am 6. hatten wir die letzte Revue vor unſerm General und Dictator; 14,000 Mann, der beſte Theil des Südheers, defilirten vor ihm auf der Esplanade des Palaſtes von Caſerta. Der Re Galantuomo, welcher, wie Alles hoffte, die Parade

abnehmen ſollte, kam nicht; und die Parade, welche am 7. vor ihm ſtattfinden ſollte, ward noch ſpät am Abend des 6. abgeſagt. Am 7. fuhr Garibaldi an der Seite des Königs in die Hauptſtadt Neapel ein, — bei ſtrömendem Regen, durch unvollendete Ehrenpforten.

Am 8. November verließ Garibaldi Neapel.

Und was man auch ſagen möge, ich glaube nicht, daß das Südheer ihn überlebt.

Binnen wenigen Wochen werde ich am winterlichen Zürichſee bei meinem lieben Weib und Kinde ſitzen, ſo Gott will; und ihr, Mailänder, liebe Waffengefährten, denen ich auf fremdem Boden dies kleine Denkmal errichtet, werdet auch bei den Euren ſein.

Hauptquartier, königlicher Palaſt von Caſerta.
9. November 1860.

W. Rüſtow,
Chef-Brigadier und interimiſtiſcher Commandant der 15. Diviſion des italieniſchen Heeres.

Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen.

Von

Moritz Hartmann.

Es wird erzählt, daß ein König in Kabul einmal decretirt habe, daß das Jahr anno X, in welchem er von innern und äußern Feinden gedemüthigt worden, nicht existirt habe, also in der Reihe der Jahre nicht zu zählen sei; und in der That sollen die Kabulistaner bis auf den heutigen Tag um ein ganzes Jahr hinter der Zeitrechnung ihrer Nachbarn zurück sein, so ungefähr wie die Russen nur um dreizehn Tage hinter gebildeten Nationen zurück geblieben. Jener Kurfürst von Hessen, der in sein Land zurückkehrte, nachdem Andere für ihn die Franzosen daraus verjagt hatten, decretirte sogar eine ganze weltgeschichtliche Epoche hinweg und ließ wieder die Zöpfe wachsen, ohne jedoch die fünfzehn Jahre aus dem Kalender zu streichen, was jedenfalls als ein Fortschritt gegen Kabul zu betrachten ist. Ein noch größerer Fortschritt signalisirt sich heute in ganz Deutschland und seinen Nebenländern. Heute dürfen wir doch wieder — jusque à nouvel ordre — wenigstens sprechen von jenem unheilvollen Jahre, das seit einem Dezennium nicht einmal in unserer Erinnerung bestehen durfte. Man spricht wieder von „Grundrechten des deutschen Volkes", Schmerling taucht auf wie ein Gespenst, als Befreier, und er soll das Reichsparlament wieder aufrichten, das er mit so viel Fleiß begraben half: derselbe Fürst, der gewisse Principien und Menschen an den Galgen hängen ließ, läßt zwar die Menschen noch immer dort hängen, nimmt aber die Principien

herab und trägt sie dem Volke vor wie heilige Gesetzestafeln, und überall thut man, als gäbe man Amnestien, um sich aufrichtig mit jenem unheilvollen Jahre zu versöhnen. Kaiser proclamiren Constitutionen und Nationalitäten, deren Proclamatoren sie haben hängen und würgen lassen — denn Alles hat seine Zeit und wer darüber spotten wollte, dem können wir antworten, daß das Alles nur billig und vernünftig sei. Vor elf Jahren waren die Völker zu dergleichen noch nicht reif, das haben wir eingesehen, daß noch grade elf Jahre zur vollkommenen Reife nothwendig waren; wir haben gehängt, füselirt, eingekerkert, concordatet, Anleihen gemacht, gefnebelt und die Länder den Jesuiten und barmherzigen Schwestern übergeben und Handel und Gewerbe ruinirt, nur um die ersehnte Reife hervorzubringen und jetzt — sind wir aufrichtig.

Benützen wir den günstigen Moment, um uns mit dem von den Todten auferstandenen Jahre **1848**, so weit es erlaubt, zu beschäftigen, bevor es wieder eingesargt oder durch einen lärmenden Nachkommen ganz und gar in den Hintergrund gedrängt wird; erinnern wir uns an Kleinigkeiten, die schon unendlich klein aussehen, da sie durch eine Weltgeschichte von Reactionen, Verträgen, Octroyirungen, Concordaten, Kriegen, Anlehen, Concessionen, Versuchen, Veränderungen der Karte, Abdankungen, Regentschaften, historischer Logik und momentanem Wahnsinne in unendliche Ferne gerückt sind. Aber wie uralt auch jene Zeit sei, die Menschen leben noch und Menschen mit ihrem reizbaren Nervensystem dürfen erst viele Jahrzehnte nach ihrer Bestattung gemalt werden, erst um die Zeit, da es der Regel nach erlaubt ist, sie zu Trauerspielhelden zu benutzen. Schmerling beweist, daß er lebt, also, mit seinen Zeitgenossen, noch unbrauchbar ist; so wollen wir uns weniger an Individuen halten, als an allgemeine Momente, Vorgänge und anonyme

Massen. Vielleicht daß es uns dann gelingt, was wir gar nicht erstreben, belehrend zu sein, belehrender als wenn wir selbst von maaßgebenden Persönlichkeiten, Palazky, Rieger, Windischgrätz u. s. w. sprechen; vielleicht, daß wir dann an gewisse Mächte erinnern, die nicht zu verachten sind und an manche Kräfte, die sich noch geltend machen werden. Während wir so zu unserm Vergnügen uns erinnern, erwerben wir uns vielleicht ein Verdienst und geben, für mögliche Fälle, eine Warnung. —

I.

Prager März- und Apriltage.

Die Märztage des Jahres 1848 fanden in ganz Deutschösterreich, vielleicht in ganz Deutschland eine einzige wohlorganisirte und compacte Partei: die Partei der Slaven in Böhmen. Ob nun die Königinhofer Handschrift apokryph sei oder nicht, die slavische Bewegung war es auf keinen Fall. Mit der Veröffentlichung dieser Handschrift, welche beweisen sollte, daß die Czechen eine Sprache, eine Nationalität und endlich eine Literatur hatten, beginnt in Böhmen ein neues Leben, das Anfangs nur wie ein dünnes Rinnsal still und bescheiden, bald aber, wenn auch nicht viel breiter, doch viel lärmender dahinzog. Vor Allem ging man an die Ausbildung der Sprache und theils aus Mangel an Productivität, theils aus Tact begann man mit Uebersetzungen aus allen Zungen; jedes selbst mittelmäßige Talent wurde mit Liebe gepflegt und anerkannt und selbst wenn es nur der Wiederschein des aus der Fremde Angeeigneten war, mit patriotischer Selbsttäuschung für original gehalten.

Bald glaubte man eine Literatur zu haben, obwohl man nur einzelne mehr oder weniger ausgezeichnete Individuen hatte, wie z. B. den früh verstorbenen lyrischen Dichter Macha, von dem man wenigstens träumen konnte, daß er ein Byron und die Ehre des Landes geworden wäre, oder den in der That ausgezeichneten Historiker Palazky, der mit seinem heldenmüthigen Fleiße, seiner großen Gelehrsamkeit, seinem weitreichenden Blick und Combinationsgeiste, bei der bisherigen Vernachlässigung, Verfälschung und Verwirrung der vaterländischen Geschichte, allerdings wie von der historischen Vorsehung geschickt war, um seine Landsleute mit dem Stolze und was mehr ist, mit dem Bewußtsein einer historischen Existenz zu durchdringen. Die Vergangenheit Böhmens in den verschiedensten Perioden ist bis in's 17. Jahrhundert hinein allerdings der Art, daß sie nicht nur die Jugend begeistern, sondern auch dem Geschichtsphilosophen als eine unverlorene und unverlierbare Basis einer Zukunft und Weiterentwickelung erscheinen kann. In der That sah man sich nach einem weiteren Schauplatz für die junge, aufstrebende Idee um. Aeußere Mächte mögen da entgegengekommen sein; die Koryphäen der jungen Partei standen mit Rußland in inniger Verbindung; aber es bedarf dieser persönlichen Erklärungen nicht, um den Panslavismus zu motiviren. Der Panslavismus war nirgends natürlicher als in Böhmen. Kaum zwei Millionen Czechen hinter sich, von welchen zwei Millionen nur eine unendlich kleine Minorität an den neuen Bestrebungen Theil nahm, umgeben von Deutschen, war die neue Partei naturgemäß darauf geführt, sich an ausländische Anverwandte anzulehnen und zwar vorzugsweise an „den Vetter, der den großen Brummbaß spielt" (wie Hawliczek sagt), an Rußland; abgesehen davon, daß eine junge und begeisterte Partei sich nothwendig nach einer größeren Idee sehnen mußte, als die war, in Böhmen wieder die czechische

Sprache herzustellen, oder in unserer Zeit der großen Staaten selbst ein Königreich Böhmen aus alter Asche auferstehen zu machen. Rußland, das zu Hause den Panslavismus verfolgte, reichte den Czechen die Hand, wohl wissend, daß Oesterreich bald in den Zustand der Türkei herabsinken müsse, besonders wenn man ein wenig nachhülfe; und von dem echt russischen Wunsche beseelt, auch in diesem Nachbarlande eine Partei und die Hand im Spiele zu haben. Metternich ließ die neue Partei bis zu einem gewissen Grade gewähren; eine kleine Nationalität mehr in Oesterreich konnte ihm nicht zu viel sein, da seine innere Politik nichts als eine Reihe von Schachzügen einer Nationalität gegen die andere war, und er behufs des Divide et impera die fortgesetzten Theilungen und Sonderungen nicht ungerne sah. Erfand er doch noch in den vierziger Jahren in Galizien selbst eine Nationalität, die Ruthenen, um im Schooße dieser Provinz ein Gegengewicht gegen die Polen zu haben, obwohl er diese Ruthenen, indem er sie von den Polen entfernte, ihrer Sprache und ihren Sitten nach, den Russen nur näher brachte.

So befand sich die junge czechische Partei eigentlich in einer sehr günstigen Lage, die um so günstiger war, als sie sich über Unterdrückung durch die Deutschen beklagen konnte, was scheinbar sehr wahr war, obwohl das unterdrückende Beamtenthum, das allein gemeint sein konnte, nur aus Czechen bestand und obwohl der Druck in Oesterreich für alle Nationalitäten gleich war. - Hätten die Deutschen in Oesterreich es gewagt, so viel von ihrer Nationalität zu sprechen, wie die Czechen, sie wären nach den Wiener Conferenzen und den Karlsbader Beschlüssen, den Lieblingskindern Metternich's, behandelt worden. Ein Theil des landständischen Adels, der durch das Metternich'sche Büreaukratenthum als solcher allen Einfluß verloren, schloß sich an eine

Partei an, die doch wenigstens dem Lande als Provinz wieder einige Wichtigkeit geben, vielleicht die Landstände wieder beleben konnte. Und der böhmische Adel ist reich. Unter so günstigen Verhältnissen organisirte man sich, bildete Gesellschaften, bearbeitete das offene Land, das eigentlich allen diesen Bestrebungen ferne stand, gründete Zeitungen, die, wenn sie auch stumm sein mußten, doch Vereinigungspunkte abgaben, kurz that Alles, was eine Partei compact und kräftig machen konnte. Die Hauptsache aber war, daß man im gegebenen Momente als Partei dastehen konnte, in einem Staate, wo es keine Parteien gab, und endlich, daß man sich und seine Kräfte kannte.

Dies Alles war bis zu einem hohen Grade der Fall, als die Februarrevolution ausbrach. Schon wenige Tage nach der Flucht Louis Philipp's sah es in Prag aus, als ob es nur und ausschließlich von Czechen bewohnt wäre. Die Deutschen existirten nicht. Man glaubt allgemein, daß in Oesterreich die Hauptstadt Wien die Initiative der Revolution ergriffen. Dies ist nicht der Fall. In Prag ging die Bewegung ganz unabhängig von Wien vor sich. Schon am 11. März wurde eine große Volksversammlung im Wenzelsbade gehalten und zwar war sie von den Czechen veranstaltet.

Von dieser Volksversammlung erfuhr ich erst Tags vorher, zufällig und durch einen Deutschen von der czechischen Partei. Ich äußerte meine Absicht, ebenfalls dahin zu gehen, der Mann aber meinte, ich solle es lieber nicht thun. Ich war damals in einen Hochverraths- und Majestätsbeleidigungsprozeß verwickelt und halb und halb Gefangener; durch meine Anwesenheit, meinte er, könnte die Versammlung einen revolutionären Anstrich bekommen; das sollte sie nicht. Damit war das ganze Programm der czechischen Partei ausgesprochen. Man wollte eine Be-

wegung machen, man wollte fordern und seine Macht entfalten, aber ohne Revolution; im Gegentheil auf die loyalste Weise, als gesuchter Bundesgenosse der Regierung. Deutsche und Ungarn waren die Feinde des Slaventhums, d. h. die Elemente, welche das Vorherrschen des Slaventhums in Oesterreich verhinderten; die Ungarn waren schon furchtbar, die Deutschen konnten es durch Deutschland werden, wenn es sich wirklich einigte; mit Italien war man schon im Kriege. Blieben also nur die Slaven, auf die sich Habsburg stützen konnte und man wollte Habsburg zeigen, daß es sich auf sie mit Zuversicht stützen könne. Man begann die Revolution mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! so weit ordnete man das aufsprudelnde patriotische Gefühl der Politik unter, daß man nicht einmal: Es lebe der König! rief. Natürlich! Es handelte sich jetzt nicht um Böhmen, es handelte sich darum, Oesterreich überhaupt unter slavischen Einfluß zu bringen. In einem allgemeinen Reichstag (ohne Italiener) hätten siebzehn Millionen Slaven, mit einigem Terrorismus gegen die Deutschen in Böhmen und in Verbindung mit der Regierung gegen Ungarn, die Majorität und jedenfalls einen überwiegenden Einfluß gewonnen, da sie mit einem solchen Reichstage Oesterreich gänzlich von Deutschland abgetrennt hätten.

Der vierzehnte März in Wien und die Flucht Metternich's brachten vollkommene Freiheit der Handlung und nun zeigte sich die vollendete Organisation und Gliederung der slavischen Partei im schönsten Licht. Mit einem Male saßen Männer im Rathhause, die von Allen gekannt und wie zu ihren Aemtern prädestinirt waren, und wirkten andere, eben so auserwählte, in den Straßen, die eine öffentliche Meinung machten, welche immer in vollkommenster Harmonie mit den Beschlüssen der Männer des Rathhauses waren. Die bisher unbedeutenden aber doch existirenden czechischen Organe

wurden unter der Preßfreiheit über Nacht gewaltige Zeitungen, und Journalisten, von deren Talent das metternich'sche Regiment keinen Begriff hatte, zeigten sich als kräftige, energische Publizisten voll Feuer, Geist und Beredtsamkeit. Unter diesen ragte Hawliczek, eine merkwürdige Erscheinung, hervor. Ich kannte ihn von Jugend auf: er saß einige Jahre neben mir auf der Schulbank und ich weiß, wie sehr er ursprünglich Schriftsteller und Schriftstellerei mißachtete; aber ein wahrer Fanatismus für seine Sache ließ ihn die Feder ergreifen und machte ihn selbst zu einem Polemiker, der, bei einem längern Leben und in einer bekannteren Sprache, neben den ausgezeichnetsten Kämpfern mit der Feder genannt worden wäre. Bei aller Derbheit war er slavisch-verschmitzt, bei allem Fanatismus behielt er einen praktisch offenen Blick. Er hatte etwas von den alten Hussiten in seiner Seele. Er wurde das Vorbild vieler junger Leute, meist Studenten, denen zwar sein Geist fehlte, die sich aber an seinem Fanatismus entzündeten, in Palazky's Geschichte ihren positiven Anhaltspunkt fanden und so geeignet waren, in solcher Zeit auf die Massen zu wirken. Von Tag zu Tag vergrößerten und vervollständigten sich die Reihen der wirkenden Czechen, da sie ihre Leute kannten und Alles, was dienen konnte, in diesem wichtigen Momente unter die Feder riefen. So wurde in aller Eile Rieger aus Italien zurückberufen, wo er sich der Gesundheit halber aufhielt, und er eilte rasch herbei, um bald und bis auf den heutigen Tag eine wichtige Rolle zu spielen.

Wie anders ging es uns Deutschen! Nur Ein Beispiel anstatt vieler. Auch wir wollten uns ein Organ schaffen und beriefen einen jungen Deutschböhmen, der an einer deutschen Universität verweilte und sich in einer bedeutenden deutschen Zeitschrift als talentvollen Stylisten erwiesen hatte. Er kam so eilig herbei wie Rieger aus Italien, aber

kaum drei Tage nach seiner Ankunft war er zu den Czechen übergegangen. Wir brachten keine Zeitung zu Stande und mußten froh sein, wenn wir in das höchst gemäßigte, mit beiden Parteien transigirende Blatt der Brüder Haase oder gar in die offizielle Prager Zeitung einen Artikel bringen konnten. Bei dem loyalen Auftreten der Czechen und ihrem gleichzeitigen imponirenden Gebahren mit den Massen hinter sich, waren wir die Revolutionären und zugleich die Schwachen: eine doppelte Ursache für das ängstliche Capital, wie überhaupt für die ängstlichen Gemüther, sich von uns zurückzuziehen.

Mit der Prager Deputation kamen aus Wien viele czechische und andere Studenten aus andern slavischen Ländern zurück. Letztere trugen slavische Tracht und wurden mit Enthusiasmus empfangen. Wenige Tage darauf trug die ganze slavische Partei slavische Tracht und was diese Tracht trug, gehörte wie von selbst zu der großen Verbindung der „Swornost“ oder Eintracht. Diese Verbindung war bewaffnet, und obwohl eigentlich nicht zur Nationalgarde gehörend, beherrschte sie durch ihr jugendliches und feuriges Wesen wie durch ihre Zahl bald die Nationalgarde wie die ganze Stadt. Prag gehörte der Swornost und die Swornost gehörte den wenigen Parteiführern. Die Swornost, von Eingeweihten geleitet, zum Theile dem Volke angehörend und überall mit dem Volke in Berührung, konnte die Massen nach Belieben in Bewegung setzen oder zurückhalten. Die Organisation war vollendet und herrschende Nationalgarde, bewaffnete Studentenschaft und die zerfahrene deutsche Partei, die eigentlich als solche nicht existirte, waren diesem Organismus gegenüber beinahe lächerlich.

Es galt nun eine Körperschaft zu schaffen, die gewissermaßen das Land constitutionell repräsentire, eine Wohlthat

ſcheine', indem ſie die Ordnung in die Hand nahm, und im gegebenen Falle dem Wiener Miniſterium Pillersdorf, überhaupt der deutſchen Wiener Revolution gegenüberſtehe. Man ſchuf den National-Ausſchuß (Narodny Wibor). Man berief eine Volksverſammlung in das Wenzelsbad und las ihr eine Namensliſte von Deputirten vor, die beinahe ohne alle Oppoſition durch Acclamation angenommen wurde. Auf dieſer Liſte befanden ſich die Namen der Slaven, die bereits Sommitäten waren oder es werden ſollten, wie Schaffarik, Palazky, Hanka, Rieger, Hawliczek u. A., mehrere Magnaten, die bereits ſeit lange zu den Czechen gehörten oder jetzt aus Politik zu ihnen hielten, wie die beiden Grafen Franz und Mathias Thun, Graf Ernelin Noſtiz, Graf Laczanſky, Graf Wurmbrand, Fürſt Camille Roban u. A. Um unparteiiſch zu ſein, wählte man auch drei Deutſche: den Dichter, Hofrath Carl Egon Ebert, der conſervativ war und von dem man nicht wußte, ob er zu Deutſchen oder Czechen hielt, den Dichter Alfred Meißner, der damals Sozialiſt und rother Republikaner war, und den Schreiber dieſer Zeilen.

Der ſo gewählte National-Ausſchuß zog mit großer Feierlichkeit und von ungeheuren Volksmaſſen begleitet auf den Hradſchin, in die Domkirche, um ſeine Thätigkeit mit einem pompöſen Gottesdienſt zu beginnen; die Sitzungen wurden im Gubernialgebäude gehalten und Graf Stadion, Gouverneur von Böhmen, hatte den Vorſitz. So wurde im Namen des Kaiſers getagt. Graf Stadion ſagte zu Allem: Ja. Es waren natürlich die Czechen, die Vorſchläge machten und annahmen. Die deutſche unendliche Minorität — wir hatten, Ebert mitgezählt, drei Stimmen — war natürlich in keiner Weiſe maßgebend. Indeſſen handelte es ſich zu Anfang nur um Adminiſtratives und um Verwirklichung der von den Wienern errungenen freiheitlichen Conceſſionen und

wir konnten ohne Opposition und mit gutem Gewissen mitstimmen.

Der National-Ausschuß zeigte sich, trotz des starken aristokratischen Elementes, in Bezug auf diese freiheitlichen Concessionen, viel liberaler als selbst ein großer Theil der s. g. Intelligenz. Diese, aus Gelehrten, Schriftstellern, Advokaten ꝛc. bestehend, hatte sich eines Tages versammelt, um über die neue Preßfreiheit zu berathen. Vorherrschend bei dieser Berathung war die Angst vor dem Mißbrauche der Presse und es wurde ein Antrag gestellt, der darauf hinauslief, die eben abgeschaffte Censur in etwas anderer Gestalt wieder einzuführen. Man wollte ein Comité niedersetzen, dem Alles, was gedruckt werden sollte, vorgelegt werden und das über Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Veröffentlichung entscheiden sollte. Die Majorität in ihrer Aengstlichkeit schien diesen Antrag sehr praktisch zu finden und war bereit, sich freiwillig die Sklaverei aufzulegen, die man eben erst abgeschüttelt hatte. Ich trat gegen diesen Antrag auf und wurde sofort von Hawliczek aufs kräftigste unterstützt. Da wir beide erklärten, daß eine solche freiwillige Sklaverei eine doppelte Schande sei, daß wir uns ihr nie fügen würden, und da man uns gesetzlich nicht mehr unter die beabsichtigte Censur zwingen konnte, ließ man den Antrag fallen.

Im National-Ausschuß hingegen machte man nicht den geringsten Versuch, die neuen Freiheiten zu beschneiden. Erst als die Nationalitätsfrage an die Tagesordnung kam, wurde er usurpatorisch und gewaltthätig.

Deutschland hatte sich geregt, Berlin war frei und trug die dreifarbige Kokarde, in Frankfurt hatte das Vorparlament getagt, der Fünfziger-Ausschuß gab einen Mittelpunkt ab, ein deutsches Parlament sollte beschickt werden. Damit

kam einige Regung und einiges Bewußtsein in die Deutschen Böhmens. Sie, die das Geld und die Bildung, die Industrie und den Handel besaßen, waren bis jetzt dem thätigen und folgerechten Treiben der Slaven wie in einem lethargischen Zustande gegenüber gestanden; sie, die wenigstens $^2/_3$ der Landesbevölkerung ausmachten und zweiundvierzig Millionen Deutsche hinter sich hatten. Jetzt erinnerte man sich, daß man deutsch war und daß man nicht ausgeschlossen sein wollte, wenn Deutschland einig wurde. Was noch vor wenigen Tagen unmöglich schien, machte sich nun bald und halb von selbst. Bei den Studenten, deren Lieutenant ich war, wurde es mir nun leicht eine kleine Schaar um mich zu versammeln; es schlossen sich bald Andere an: Doctoren, Advokaten, Kaufleute, und als man eine öffentliche Versammlung zu Stande brachte, zeigte es sich, daß wir selbst in einem Theile des Volkes Sympathieen hatten. Auf dieser Versammlung wurde ich in das Comité der Deutschen gewählt, aus welchem ich, da es sich bildete, ausgeschlossen worden. Warum? Ich hatte drei Verbrechen begangen. Gleich nach den Wiener Concessionen schrieb ich einen Aufruf an das Volk, in welchem ich es warnte, jetzt schon die Hände in den Schoß zu legen; es handle sich darum, sich Garantieen der Freiheit zu verschaffen; ohne solche Garantieen sei eine Reaction unausweichlich. Das zweite Verbrechen war, daß ich zu Gunsten der Freiheit der Italiener geschrieben hatte, was mir diese Deutschen, die ein freies Parlament beschicken wollten, nicht verzeihen konnten; das dritte Verbrechen war mein Sitz im Nationalausschuß. Er war slavisch in seiner Majorität, ich war also, trotz meiner Opposition, ein Verräther. Ein Reichenberger Blatt gab mir gradezu diesen Titel. Doch sei diesem Blatte Dank; es war eines der ersten Organe, die für die deutsche Sache auftraten. Die Volksversammlung aber hielt mich nicht für einen Verräther

und obwohl ich uneingeladen auf die Tribüne trat, ſchickte ſie mich in das Comité der Deutſchen.

Einzelne Deutſche ſteckten nun die ſchwarz-roth-goldne Kokarde auf; ſie wurden mißhandelt; die Slaven kamen in große Gährung und nahmen eine feindliche Stellung ein.

Sie waren feſt entſchloſſen, die Frankfurter Parlamentsfrage nicht aufkommen, wo möglich nicht einmal discutiren zu laſſen. Sie waren darin nur logiſch. Ihnen war Böhmen nicht deutſch; von ihrem nationalen Standpunkte brauchten ſie eine achthundertjährige Geſchichte nicht anzuerkennen; wir Deutſchen waren ihnen Eindringlinge und Uſurpatoren; in den Kaffeehäuſern discutirte man die Zukunft, die wenigſtens das alte großböhmiſche Reich ſammt Schleſien wieder herſtellen müſſe. Von Rußland wurde nicht geſprochen, aber es verſtand ſich von ſelbſt, daß wie wir uns an die deutſchen Brüder anzuſchließen ſtrebten, ſie ſich im gegebenen Falle mit den ſlaviſchen verbinden könnten. Nur Hawliczek war ſo aufrichtig, mir, auf der Straße, in klaren Worten zu ſagen: Ja, ja, wir ſind lieber ruſſiſche Leibeigene, als freie Deutſche. — Darf ich von dieſen Worten öffentlichen Gebrauch machen? fragte ich. — Sagen Sie es der ganzen Welt! rief er und kehrte mir den Rücken. Ich hatte bald Gelegenheit, dieſen Ausſpruch Hawliczek's zu gebrauchen. Im deutſchen Comité veranſtaltete man eine Deputation an den Nationalausſchuß, welche für die Deutſchen dieſelbe Freiheit verlangen ſollte, deren ſich die Czechen erfreuten. Dieſe trugen nicht nur ihr Nationalcoſtüm, das Prag tant soit peu den Anſtrich eines Maskenballes gab, ſie trugen auch die weißrothe böhmiſche Kokarde und ſteckten überall ihre Fahnen heraus. Die Deputation ſollte daſſelbe Recht und den Schutz dieſes Rechtes vom Nationalausſchuß in Anſpruch nehmen. Unſere Abſicht war, die Frage zum Ausbruch zu bringen und den Nationalausſchuß, der ſich ſonſt ſo radical geberdete, zu entlarven,

indem wir ihn zur Enthüllung seiner gegen das Deutschthum gerichteten Pläne brachten. — Die Deputation erschien, geschmückt mit dem schwarz-roth-goldenen Bande. Man suchte sie mit guten Worten abzufertigen, ohne entschiedene Antwort zu geben. Da ich der einzige Redner unter den Deutschen war, erhob ich mich zur Vertheidigung der deutschen Farben, um dann auf die Frankfurter Parlamentsfrage überzugehen. Ich sprach sehr versöhnlich, indem ich die schöne Rolle hervorhob, die Böhmen, mit Deutschland verbunden, als Vermittler der deutschen Civilisation nach Osten zu spielen könnte. Ich benutzte damals, nebenbei gesagt, jene Ausdrücke des „Civilisation nach Osten Tragens", deren sich später Herr v. Gagern in Beziehung auf Oesterreich bediente, und für die der Unglückliche so viel Spott hatte leiden müssen. Trotz meiner Mäßigung ließ man mich nicht lange fortfahren, man widersprach mir, man erhitzte sich und mich und ich ließ mich zu einer Anspielung auf russische Absichten hinreißen. Widerspruch von allen Seiten und gewaltiges Geschrei. Der alte Hanka, der Finder oder Erfinder der Königinhofer Handschrift, grade derjenige, dessen russische Sympathieen am wenigsten ein Geheimniß waren, erhob sich, sprang mir einige Schritte entgegen und beide Fäuste ballend und drohend, rief er mir: Verräther! Verräther! zu. Ich stand am Fenster und Alfred Meißner, der neben mir saß, raunte mir in's Ohr: Gieb Acht auf's Fenster! anspielend auf die beliebten historischen böhmischen Fensterstürze. — Da rief ich ihnen das Wort Hawliczek's zu: der Lärm wurde größer und Hawliczek sprang auf und leugnete das Wort.

Da es durch diesen Vorgang selbst den Vertrauensvollsten unter den Deutschen klar wurde, daß vom Nationalausschuß für die deutsche Sache keine Gerechtigkeit zu hoffen war, unsere deutsche Minorität in demselben nur wie ein Spott aussah und ich persönlich vielen Deutschen als ein

Halber erſchien, ſo lange ich an den Berathungen Theil nahm, gaben wir, Meißner und ich, unſere Demiſſion.

Mittlerweile hatte ſich das deutſche Comité mit den deutſchen Städten des offenen Landes in lebhafte Verbindung geſetzt und ſiehe da, es kamen uns aus den verſchiedenſten Gegenden mehr Sympathieen entgegen, als wir erwartet hatten. Hie und da hatten ſich ſchon Ausſchüſſe ganz in unſerem Sinne gebildet; an anderen Orten ſchuf man ſolche auf unſere Veranlaſſung mit größter Bereitwilligkeit, ja mit Begeiſterung. Die gute Stadt Leitmeritz ſchickte einige Abgeordnete nach Prag, um ſich mit uns in directe Verbindung zu ſetzen und Mittel und Wege zu unſerem Zwecke zu beſprechen. Man beſchloß eine Deputation nach Wien, welche dort unſere Rechte geltend machen, und die Ausſchreibung der Wahlen für Frankfurt bewirken ſollte. Ein reicher Prager Bürger, der beweiſen ſollte, daß der große Beſitz mit uns ſei, ein Dr. Juris (ich nenne ſo wenige Namen als möglich, da ich, in der Ferne, die Stellung nicht kenne, die jetzt die betheiligten Perſonen einnehmen und ich ihnen mit mancher Erinnerung vielleicht ſchaden könnte) und ich wurden mit dieſem Auftrage beehrt. Wir ſollten uns mit unſeren gerechten Forderungen und Beſchwerden geradenwegs an den Kaiſer und an den Miniſter Pillersdorf wenden.

Der Anblick Wiens erfüllte uns mit Freude und Wehmuth zugleich. Dieſer Genuß der gewonnenen Freiheit, dieſes friſche, junge Leben, dieſer Frühling in allen Gemüthern, dieſe feſtlich frohe Stimmung überall — wie verſchieden war das Alles von der düſteren, brütenden argwohnerfüllten Bewegung Böhmens! Eilf Jahre ſpäter erlebte ich etwas Aehnliches, als ich aus dem verpfafften nun befreiten Bologna nach dem freudigen Florenz kam.

Der Kaiſer Ferdinand war krank und ſein Bruder, Erzherzog Franz Carl ſollte uns als ſein alter ego empfan-

gen. Kaum waren wir in den Vorſaal getreten, als uns ein Kammerherr deſſelben, ein Graf Iſolan, mit ausgebreiteten Armen entgegenſtürzte und uns als Brüder mit brüderlicher Begeiſterung empfing. Graf Iſolan iſt, wie männiglich aus Schiller's Wallenſtein weiß, ein Kroat, alſo ein Slave. Er hatte von einer böhmiſchen Deputation gehört; er erwartete ſlaviſche Brüder. Ich werde das Geſicht nie vergeſſen, mit dem er unſere Bitte, „eine deutſche Deputation" zu melden, anhörte. Dieſe Enttäuſchung! dieſe Verlegenheit! Doch faßte er ſich als guter Hofmann ſehr raſch und eilte mit anerkennenswerther Gefälligkeit, uns anzumelden.

Man führte uns in ein Zimmer, das zum Theil mit Bildern aus den Kriegen von 1809 und 13 geſchmückt war. Der Erzherzog trat aus einer innern Stube und blieb kaum zwei Schritte von der Thüre ſtehen, aus der er getreten war und bat uns herbeizukommen. Er war ſehr aufgeregt und ſchüchtern. Es begann nun eine höchſt ſonderbare Audienz. So lange wir die verwickelten Verhältniſſe Böhmens auseinanderſetzten, ſchwieg der Erzherzog und hörte mit großer Spannung zu, als ob er etwas ganz Neues hörte. Erſt da wir auf Einzelnes kamen, jeder von uns das Seinige hinzufügte und der Erzherzog ſich etwas orientirt hatte, antwortete er hie und da, aber beinahe immer mit den Worten des Vorredners. Der Prager Bürger z. B. verſicherte, daß die Deutſchen in Böhmen ganz gute Unterthanen ſeien. — Ach ja, fiel ihm der Erzherzog, immer gut wieneriſch ſprechend, in's Wort — ach ja — das ſeien ſo gute Unterthanen. Schaun's, ich bin in Reichenberg geweſen und da hab ich's g'ſehn, das ſeien ſo gute Unterthanen, aber ſo gut, ſo treu. — Und wieder als ich eben vom deutſchen Princip geſprochen hatte, rief er: Ja freilich, da um Reichenberg herum, da iſt überall das deutſche Princip, ich hab's ſelber g'ſehn, wie ich bin in

Reichenberg gewesen: da ist überall das deutsche Princip. — Als dann einer von uns versicherte, daß sich die Deutschen in Böhmen nicht werden von den Czechen terrorisiren und slavisiren lassen, daß sie sich im Nothfalle lieber losreißen und, wenigstens die Grenzbezirke, lieber an Sachsen und Baiern anschließen werden, rief der Erzherzog voll Schrecken die Hände in einander schlagend: Daß Gott behüte! das wär' ja schrecklich! — Als ich den Erzherzog in meiner Schlußrede daran erinnerte, daß doch auch die Habsburger Deutsche seien, fiel er mir mit einer Bewegung, als ob er sich plötzlich an etwas längst Vergessenes erinnerte, in's Wort und sagte lächelnd: freilich, wir sein ja Deutsche, freilich, wir sein Deutsche! —

Gegen Ende fragte er uns nach unseren Namen und siehe da, er kannte sie alle drei als höchst ehrenwerthe Namen. Zum Schlusse, ohne uns irgend welche entscheidende Antwort zu geben, oder eine eigene Ansicht auszusprechen, bat er noch auf's Gemüthlichste: Jetzt, seien Sie so gut und geben Sie zum Pillersdorf und sagen Sie ihm Alles so schön, wie Sie mir's gesagt haben; werden wir schau'n, wie wir Hand in Hand gehn.

Mit dem Minister hatten wir eine weit ausführlichere Conferenz. Er war sehr freundlich und zuvorkommend, aber man konnte es ihm ansehen, daß ihm die Beschickung des Frankfurter Parlaments beinahe eben so unangenehm war, wie den Czechen und daß er keine Lust hatte, es mit diesen zu Gunsten eines deutschen Reichstages zu verderben. Mit ihrer Loyalität hatten sie bereits erreicht, was sie wollten; die Regierung fürchtete sie und freute sich zugleich, an ihnen einen Bundesgenossen zu haben. Als wir den Minister verließen, erfuhren wir im Vorzimmer, daß uns eine czechische Deputation um eine halbe Stunde zuvorgekommen war. Wir erkannten, daß wir von der offiziellen Welt nichts zu hoffen

hatten und beschlossen, uns auf die öffentliche Meinung allein zu stützen und auf eigene Faust zu handeln.

Nachdem wir uns mit dem deutschen Verein Wiens, der meist aus Deutschböhmen bestand, in Verbindung gesetzt, reisten meine beiden Collegen nach Prag zurück, um dem Comité zu berichten und von diesem Alles zu den Wahlen vorbereiten zu lassen. Ich blieb in Wien, um in unserem Sinne zu wirken und die maßgebenden Mächte für unsere Sache zu gewinnen. In der Aufregung damaliger Zeit, da jede Stadt, und vorzugsweise Wien, es mit sich selbst und den eigenen Angelegenheiten zu thun hatte, waren die Vorgänge in Prag der Hauptstadt, so zu sagen, ein Geheimniß geblieben. Man sah, daß sich Prag regte, und damit war man zufrieden: in jeder Bewegung, die damals immer als eine revolutionäre vorausgesetzt wurde, sah man einen Zuzug, eine Hilfe, ohne weiter zu fragen, wohin diese Bewegung strebte. Die Prager Bewegung war schon dieselbe, welche sieben Monate später den Fall Wiens herbeiführte. Ich hatte noch mehrere Besprechungen mit dem deutschen Verein, der in der That sofort in unserem Sinne, auf die deutschen Kreise Böhmens zu wirken anfing, und sprach in der Aula vor der Studenten und dann vor dem eigens zu diesem Zwecke zusammenberufenen Schriftstellerverein. Die Aula war von großer Wichtigkeit: die Studenten waren allmächtig. Aber ich machte daselbst eine überraschende Erfahrung. Kaum hatte ich gesprochen, als ein Student die Tribüne stürmte und mich, ganz im czechischen Sinne, auf das Gröbste und Rohste abkanzelte; diesem folgte ein anderer, etwas gebildeterer Redner, der aber ganz in demselben Sinne sprach und aus den Acclamationen, welche dort und da aus der Studentenschaft diese Redner empfingen, erkannte ich, daß die Wiener Aula vom Czechenthum inficirt, oder, um mich eigentlicher auszudrücken, daß

auch in der Aula das Czechenthum vertreten war und seine Vertheidiger fand. Die Bestrebungen der Czechen wurden als die der Freiheit dargestellt und mit deutscher Großmuth glaubte die Aula diese gewähren lassen zu müssen und weiter nicht viel darnach zu fragen, wie es, bei diesen Freiheitsbestrebungen, mit der Freiheit der Deutschen stehe. Glücklicherweise hatte mir die pöbelhafte Art des ersten Redners schnell eine Partei gemacht und mir zugleich die Punkte angegeben, die aufzuklären waren, und ich hatte die Genugthuung, in der Aula eine zum Deutschthum bekehrte Partei von Deutschen zu hinterlassen.

Es handelte sich aber vorzugsweise darum, daß unsere Bedrängniß bekannt und daß das Augenmerk Deutschlands auf uns gerichtet werde. Dazu sollte mir der Schriftstellerverein verhelfen. Auch dort fand ich Leute, die bereit waren, die Czechen gegen uns Deutsche als gegen Usurpatoren und Unterdrücker in den Schutz zu nehmen. Saphir war der erste, der mir mit Wärme beitrat, und am Ende erhielt ich die beinahe allgemeine Versicherung, daß man die Angelegenheiten Böhmens künftig nicht vernachlässigen wolle. Doch erinnere ich mich nicht, daß sich damals deutsche Zeitungen viel mit uns beschäftigt hätten. Ich erinnere mich nur einiger Artikel, die August v. Rochow, den ich in Wien traf, über die schlimme Lage der Deutschen in Böhmen in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte.

Nach drei Tagen folgte ich verabredetermaßen meinen Collegen. Am Bahnhofe zu Prag standen einige Studenten, die sich mit mir in ein Gespräch einließen, sich als gute Deutsche zu erkennen gaben und mich in mein Gasthaus begleiteten. Auf dem Wege erzählten sie mir, daß die Czechen in großer Aufregung und zu Allem entschlossen seien, um die Wahlen für Frankfurt zu verhindern. Der bloße Gedanke an Frankfurt mache die Swornosta wüthend. Auch wüßten

die Czechen ſchon Alles, was ich in Wien gethan und geſprochen, und ſie ſeien nicht gut auf mich zu ſprechen. — Für den Abend war eine große Verſammlung der Deutſchen angeſagt, in der ich Bericht erſtatten ſollte. Ich ging auf meine Stube und wechſelte die Kleider. Als ich wieder vor die Thüre trat, um mich in die Verſammlung zu begeben, ſtanden dieſelben Studenten noch da. Sie umringten mich und gingen mit mir in die Verſammlung. Ich fing an zu merken, daß ich eine Leibwache hatte.

Die Verſammlung im Convict-Saale war ſehr zahlreich beſucht. Als ich die Eſtrade beſtieg, um meinen Bericht zu erſtatten, flüſterte man mir zu, daß draußen, im Hofe bewaffnete Swornoſter umherſtreiften; in der That hatte ich in der Dämmerung ſelbſt einige bemerkt und Einzelne, von der Oeffentlichkeit unſerer Sitzungen Gebrauch machend, ſaßen ſogar mit ihren ſlaviſchen Sackmützen mitten unter den Deutſchen im Saale. Das machte mich ſtutzig, ebenſo der Umſtand, daß ein Redner vor mir, ein Mitglied unſeres Comités, mit dem ich mich noch nicht hatte beſprechen können, ſoeben mit zitternder Stimme der Verſammlung inſinuirt hatte, alle germaniſchen Tendenzen aufzugeben und ihr Deutſchthum nur dadurch zu beweiſen, daß man Geld ſammle, behufs der Bewaffnung der Tyroler gegen die Italiener. Ich nahm mir darum vor, keine Zeit zu verlieren, mit den kürzeſten Worten auf die frankfurter Wahlen zu kommen, zu ermahnen, daß man die Schritte der Regierung und ihre Erlaſſe nicht abwarte und ſelbſt die Wahlen nach Frankfurt zu proclamiren. Alles das ſagte ich in wenigen Sätzen und rief: Wir werden wählen! Auf dieſes Wort hin erhob ſich mitten im Saale ein furchtbares Getümmel und in demſelben Augenblicke drangen von allen Seiten Bewaffnete herein, ſchreiend, fluchend und alle möglichen Drohungen ausſtoßend. Die Deutſchen waren unbe-

waffnet. Es entstand eine ungeheure Verwirrung; viele Deutsche drängten zur selben Thüre hinaus, durch die die Czechen, Degen und Feuergewehre schwingend, hereindrangen. Im Momente gehörte der Saal ihnen und ehe man sich dessen versah, stand Hawliczek, ebenfalls bewaffnet und in Swornost-Tracht, auf der Tribüne und schrie deutschfeindliche Worte in das Getümmel hinein. Von Deutschen war nichts übrig, als einige Mitglieder des Comités.

Im Gasthause, in dem wir uns früherer Verabredung gemäß, nach der Versammlung zusammenfanden, saß schon eines der Comité-Mitglieder, derselbe Mann, der gerathen hatte, das Deutschthum durch Sammlungen für die Tyroler gegen die Italiener zu bethätigen. Er war in Thränen aufgelöst, gab Alles verloren und beschwor uns abzulassen, da unsere Bestrebungen nur Mord und Todtschlag zu Wege bringen können. Da wir darauf nicht eingingen, gab er seine Entlassung und schlich weinend davon. Der Rest des Comités blieb zusammen und schrieb an die verschiedenen Wahlkreise Deutschböhmens, sie sämmtlich auffordernd, die kaiserlichen Erlasse nicht abzuwarten, die Wahlen für Frankfurt vorzubereiten und diese unfehlbar am 10. Mai vorzunehmen, selbst wenn die Regierung sie bis dahin noch nicht ausgeschrieben haben sollte. Wenige Tage darauf hatten wir Antworten und alle freudigen Anzeichen, daß das Land auf unser Verfahren mit Energie einging. Um in lauern Gegenden die patriotische Gluth zu schüren, gingen einzelne von uns dahin ab und thaten das Ihre.

Die Czechen waren indessen auch nicht müßig gewesen. Unzählige junge und alte Emissäre durchzogen das Land und wagten sich selbst in deutsche Gegenden, um gegen das deutsche Interesse zu wühlen. Vorzugsweise aber bearbeiteten sie die czechischen Kreise, um, für den Fall, daß die Wiener Regierung doch die Wahlen ausschreiben würde,

diese von vornherein zu verdächtigen und unmöglich zu machen. In gemischten Bezirken kam es zu allerlei handgreiflichen Händeln. Die Parteienwuth ging bereits so weit, daß man, wie mir viel später erzählt wurde, einer armen alten Tante von mir, die von Politik so viel wußte wie von der baskischen Sprache, die verloren und in den allerärmlichsten Verhältnissen lebend in einem kleinen czechischen Städtchen stak, eine arge Katzenmusik brachte.

In Prag selbst wurde es düster. Diese alte Hauptstadt, deren Volk in verschiedenen Epochen so große Eigenschaften gezeigt hat, besitzt heute einen Pöbel, wie ihn nur wenige Städte des Continentes aufzuweisen haben. An Rohheit läßt er sich nur mit dem Londoner Mob vergleichen, doch ist er nicht so muthig wie dieser, obwohl zu allen Ausschweifungen leicht verführbar. Bier, Branntwein, materielles Elend, und die von dem österreichischen Systeme und dem Kirchenregimente gepflegte Unbildung haben ihn zu dem gemacht, was er ist — wenigstens noch im Jahre 1848 war. Dieser Pöbel stand hinter der Swornoſt, die ihn vermittelst einiger improvisirter und parodirter Kleone, wie z. B. durch den Fuhrmanns-Gastwirth Faster von der „Goldenen Gans" in Bewegung setzte, lenkte und leitete. Im April stand er in voller Gährung. Ich weiß nicht, wie weit die Anklagen gerecht sind, die sich damals überall erhoben und die behaupteten, daß Alles, was nun von diesem Pöbel geschah, im Sinne der czechischen Partei gewesen sei, die ihn für mögliche Fälle habe in Bewegung bringen, üben und zugleich ihre Macht habe zeigen wollen. Gewiß ist, daß diese Masse nur dieser Partei gedient haben würde, gewiß ist auch, daß die Swornoſt, die den größten Einfluß auf den Mob hatte, sich ihm bei allen Ausschweifungen am wenigsten entgegensetzte, ja ihn mit Ruhe gewähren ließ. Indessen ist es doch gewagt, eine solche Anklage aufkommen zu lassen: in solchen

Zeiten bedarf eine ſolche Maſſe nicht erſt des Anſtoßes, um in Bewegung zu gerathen und wenn die Swornoſt nichts gegen ſie that, ſo hat ſie ſich dieſe Unterlaſſungsſünde vielleicht nur zu ſchulden kommen laſſen, um ſich dieſelbe, die ſie vielleicht brauchen konnte, nicht zum Feind zu machen. Ihre Schuld wäre dann nur eine negative. Allerdings könnte auch Manches angeführt werden, was die Schuld der Swornoſt als eine poſitive erſcheinen läßt. Ich habe z. E. oben beſagten Faſter in ſeiner Bierſtube ſelber ſeine populären Gäſte gegen die Deutſchen aufreizen hören und auf einem Rundgange durch die Stadt, da ich in dieſer trüben Zeit die öffentliche Stimmung erkunden wollte, traf ich eines Abends einen gewiſſen Arnold, der von der czechiſchen Partei immer als einer der Ihren anerkannt wurde, von einem Volkshaufen umgeben, dem er predigte, daß mit dieſen Deutſchen kurzer Prozeß und ein raſches Ende gemacht werden müſſe.

Aber ich will nur weiter erzählen, welche Entwicklung die Prager Bewegung durchgemacht und was die Revolution, die überall ſo viel Erhebendes, Großes, Edles an's Licht gebracht, was dieſe ſelbe Revolution in Prag erbärmlich, gemein, widerwärtig machte.

Der Heldenſinn des Prager Pöbels, ſein Freiheitsdrang wandte ſich erſt gegen einige Bäckerläden, und in Folge dieſes Triumphes ermuthigt, gegen die Juden. Vielleicht war das nur eine Reminiscenz an die Zeiten König Wenzel's des Faulen, und hätte man ſich erſt recht huſſitiſch und böhmiſch gefühlt, wenn man in Allem und Jedem wie damals, zu Anfang des 15. Jahrhunderts aufgetreten wäre.

Schon ſeit mehreren Tagen ging das Gerücht, daß es auf eine Judenhetze abgeſehen ſei; die Behörden trafen ihre Maßregeln, aber ſie und die Nationalgarde waren ohnmächtig. Die Swornoſt, die etwas hätte thun können, that nichts. Die Juden, bereits mehrere Male im Tandelmarkte

angegriffen, schlossen ihre Kramläden und zogen sich in die Judenstadt zurück. Eines Tages, mit zwei Freunden in der Nähe des Theaters spazierend, hörten wir vom Tandelmarkt her einen gewaltigen Lärm: Geschrei und Gepolter, als ob Bretter und Balken übereinander stürzten. Wir eilten hin und sahen, wie ein wilder Haufe die leeren Kramstellen der Juden niederriß. Dies geschehen, schrieen sie: Auf die Juden! In die Judengasse! — Ich eilte nach Hause und holte meine Waffen, dann in's Carolinum, das Prager Universitätsgebäude. Ich fand eine Anzahl Studenten und unter diesen einige, die bereit waren, den armen Juden zu Hülfe zu kommen. Wir bildeten eine kleine Rotte und der brave Schiller, Lieutenant der Studenten, stellte sich als Führer vor den Zug. Neben mir marschirte Dr. Johannes Spielmann, der zweite Director des Irrenhauses. Auf dem altstädter Ringe angekommen fanden wir den ganzen Theil des großen Platzes, der an die Judenstadt stößt, von einer ungeheuren Volksmasse vollgedrängt. Sie schrie, sie schimpfte, sie erfand Anklagen gegen die Juden, um sich gegenseitig zum Angriff und zu Gewaltthaten aufzumuntern. Unser braver Führer commandirte vorwärts und wir marschirten, eng an einander geschlossen, durch die wüthende Menge. Ihre ganze Wuth richtete sich gegen uns, da sie erkannten, daß wir den Juden zu Hülfe eilten. Aber sie wagten es nicht, uns anzugreifen. Hätte nur einer den Muth gefunden, in unsere kleine Schaar hineinzugreifen, wir waren verloren. Sie begnügten sich, in Worten und mit Geberden zu wüthen. Ich werde nie das wuthblasse Gesicht eines Maurerpoliers vergessen, der einer der Massenführer war, immer neben uns einherlief und schnaubend, beinahe schäumend wiederholte: Ich bin auch ein gebildeter Mensch, aber daß man Juden beschützt, das habe ich nie gehört! — Wir kamen glücklich an dem Marmorbrunnen vor-

bei und in die Nähe der alten Nikolauskirche, in die schmale Gasse, die in die Judengasse, auf den Drei-Brunnenplatz führt. Es war ein schwerer Gang gewesen.

Dort fanden wir schon einige Studenten und unter diesen mehrere, die zur czechischen Partei gehörten. Wir bildeten eine Kette, fällten das Bajonett und schlossen die in die Judenstadt führende Gasse ab. Das Volk, mit Schimpfen und Schreien, drängte so nahe heran, daß wir unsere Bajonette oft zurückziehen mußten, um die vordersten nicht zu spießen. So standen wir stundenlang.

Es ist auffallend, daß wir die Judenstadt nicht schon im Besitze des Pöbels fanden und daß er jetzt noch nicht an den Angriff ging. Aber das hatte seine Ursache. Die Haufen waren schon diesen Morgen zurückgeschlagen worden und zwar auf die wunderbarste, auf eine wahrhaft biblische Weise. Sie drangen mit Wuthgeschrei und in der sichersten Hoffnung auf Beute bis auf den Drei-Brunnenplatz; der größte Theil der Juden flüchtete sich, Weiber und Kinder hatten sich versteckt. Es sah aus, als sollten sie ihre niedrigen Gelüste auf wohlfeile Weise büßen können. Aber ein einziger Mann machte ihre Hoffnungen zu Nichte und rettete die bedrängten Juden. Dieser, ein ehemaliger Kunstreiter, der nach mannigfachen Fahrten in seine heimathliche Judenstadt zurückgekehrt war, stürzte sich allein und waffenlos dem hereinstürmenden Haufen entgegen, dort wo ehemals das Thor der Judenstadt gewesen und wo noch heute nur ein schmaler Zugang offen ist. In dieser engen, hohen und düstern Gasse faßte er einen großen Schrank, der vor dem Laden eines Alt-Möbelhändlers stand, hob ihn in die Höhe, über seinen Kopf und stürzte so, wie Simson mit den Thoren von Gaza, den Philistern entgegen. Entsetzen ergriff die Anstürmer, als sie den gewaltigen Mann mit der noch gewaltigeren Waffe, wie einen stürzenden Berg, mit großen Schritten auf sich zu-

kommen sahen. Es muß ihnen gewesen sein, als sähen sie ein Wunder; die vordersten stürzten mit dem Schrei: Jesus, Maria und Joseph! auf die Knie, die andern ergriffen die Flucht.

Die Erinnerung an dieses Ereigniß war es wahrscheinlich, welche die eben so feige als abergläubische Masse von einem entscheidenden Angriff abhielt und die unserer kleinen Anzahl zu Gute kam. Nach und nach vergrößerte sich unsere Schaar durch Studenten und Nationalgarden, die durch andere Zugänge zu uns stießen. Unter den Studenten, die tapfer mit uns aushielten, war auch der junge Fürst Rohan, damals ein Kind vielleicht von 16—17 Jahren. Endlich nach langem Harren kamen einige Compagnieen Grenadiere, vom General Serbeloni geführt, einem sehr einnehmenden alten Soldatengesichte, der sich lächelnd durch die Massen tummelte. Mit den Grenadieren vereinigt säuberten wir den Platz. Die Menge vertheilte sich in die an die Judenstadt stoßenden Straßen, in denen ausnahmsweise auch Juden wohnen durften, und warf Steine in die Fenster. Aber die Gefahr war noch nicht beschworen und wir patrouillirten noch die ganze Nacht durch die Straßen und zwar nicht vergebens, da wir um Mitternacht einen Kahn am Landen verhinderten, welcher im Rücken der Judenstadt, in der Nähe des „Ufers" Plünderer an's Land setzen sollte. Da an diesem und an den folgenden Tagen die Einnahme der Judenstadt so verhindert worden, versuchte man eine Judenverfolgung auf andere Weise einzuleiten. Ostern war da und plötzlich tauchte die alte Geschichte von einem verschwundenen Christen-Kinde auf, das gewiß die Juden als Osterlamm geschlachtet hatten. Die Juden zitterten. Aber nunmehr war man auf seiner Hut und das Gewitter mit Blutregen zog vorüber.

Hat man bei solchen Erscheinungen nicht Recht zu sagen,

daß die Revolution in Prag einen widerwärtigen Charakter hatte? Aber sie war nicht nur widerwärtig; für die Deutschen hatte sie auch eine unendlich traurige Atmosphäre. Die Deutschen waren nicht beliebter als die Juden und gegen Deutsche sprachen sich czechische Parteigänger so offen aus und mit bewußtem Hasse als der Pöbel gegen die Juden. Ungefähr um dieselbe Zeit, da ich Faster, Arnold und andere stump-orators so, wie oben gesagt, predigen hörte, kam Frau Jenny Lutzer Dingelstedt, eine geborene Pragerin, auf Gastrollen nach Prag. Sie sollte die Hugenotten singen, bei der Gelegenheit, der herrschenden Mode huldigend, einige czechische Nationallieder einlegen. Man erwartete eine czechische Demonstration und ich ging in's Theater, um diese zu sehen, wie wenig es mir auch um's Theater zu thun war. Die Demonstration beschränkte sich auf fanatischen Applaus, mit dem die czechischen Lieder aufgenommen wurden. Mir machte Anderes Eindruck. Im Verlaufe der Vorstellung fiel mir die Aehnlichkeit unserer Lage mit der der Hugenotten auf. Die Deutschen in Böhmen waren von nicht minder fanatischen Feinden umgeben. Eine unsägliche Trauer überfiel mich und ich hätte weinen mögen, als eben ein bekannter czechischer Schriftsteller, der auch deutsch schreibt, an mir vorüberging und mir auf die Schulter klopfend und auf die Bühne deutend halb im Scherze, halb im Ernste sagte, als ob er meine Gedanken errathen hätte: So kann's Euch auch noch gehen. Ich lachte ihm in's Gesicht.

Bald darauf ging ich der Wahlen wegen auf's Land und wurde selbst gewählt. Da die Wahlen für Frankfurt in den deutschen Bezirken eine Thatsache waren, beschränkten die Slaven ihre Thätigkeit darauf, sie in Prag und in den czechischen Kreisen zu hintertreiben, was ihnen auch leicht gelang. Dieses, sowie die Macht der vollendeten Thatsachen hat sie etwas beruhigt. So wenigstens scheint es mir; als

Augenzeuge kann ich von diesem Moment an nichts mehr berichten, da ich bald nach meiner Wahl nach Frankfurt abging. Diese fand Statt, ohne daß der darauf bezügliche Regierungserlaß veröffentlicht worden wäre. In meinem wie in vielen anderen Wahlkreisen hinkte die Regierung dem fait accompli nach.

Als einige Passagiere des Elbschiffes erfuhren, daß sie einen Abgeordneten zur deutschen Reichsversammlung an Bord hatten, verlangten sie vom Kapitän, daß er die schwarz-roth-goldene Flagge ausstecke. Dieser aber weigerte sich. Er wolle das Leben seiner Passagiere nicht in Gefahr bringen; er habe die dreifarbige Fahne einmal aufgehißt, da sei vom Ufer aus auf das Schiff geschossen worden. Es sei ein Polytechniker gewesen. Seit damals wisse er sich beobachtet. Erst als wir Raudnitz hinter uns hatten, wurde die deutsche Einheitsflagge aus einem versteckten Winkel hervorgeholt.

So waren die letzten Eindrücke, die ich aus der Heimath mitnahm, welche ich nicht wieder sehen sollte.

Während ich dieses schreibe, höre ich von neuen Bewegungen in Böhmen; czechische Programme werden wieder veröffentlicht; alte Namen, die auch in diesen Zeilen genannt sind, tauchen von Neuem auf und ich sage mir, daß ich recht gethan mit Aufzeichnung dieser Erinnerungen. Es kann bald eine Zeit kommen, da diese Vergangenheit zur Belehrung dienen dürfte.

II.

Frankfurter Septembertage.

Ueber Motive und Entwicklung der unglückseligen Frankfurter Ereignisse des Septembers ist in den Antworten

auf die reactionären Entstellungen und Verläumdungen seiner Zeit schon die Wahrheit gesagt worden und es fällt mir darum nicht ein, mir und dem Publikum eine bereits erzählte Geschichte noch einmal zu erzählen. Was ich hier liefere, sind Memoiren-Bruchstücke, in denen ich mir aufzeichne, was ich persönlich gesehen und erlebt habe.

Auf der großen Volksversammlung der Bornheimer Heide war ich nur Zuhörer, aber ich sah so viele Tausende zum Handeln bereit, daß ich mit Blum und Vogt und der Majorität der Linken, als sie des Abends im deutschen Hofe dem Volke den Abschied gaben und sich gegen den Aufstand erklärten, unzufrieden war, beinahe eben so unzufrieden, als das Volk selbst, das im Hofe und in den Straßen in ungeheurer Menge versammelt war und eine andere Antwort erwartete. Als ich später, in der Nacht vom 17. zum 18. gegen zwei Uhr über die Promenade um die Stadt ging, begegnete ich überall großen Schaaren, die, enttäuscht, Frankfurt verließen und in ihre Heimath zurückkehrten. Denn die Städte und Dörfer auf viele Meilen in der Runde hatten ihr Contingent zur beabsichtigten Revolution geschickt. Von allen Seiten hallten Büchsenschüsse durch die milde Nacht; die Abziehenden entluden ihre Gewehre der überflüssig gewordenen Ladung. In der Stadt war es stille.

In der Sitzung des 18. waren die Linken von dem plötzlichen Sturm auf die Paulskirche und durch die Gewandtheit, mit der der dicke Gfrörer bei dieser Gelegenheit die Wände hinankletterte, gleich einer Riesenspinne, eben so überrascht und erfreut wie die Rechte; und nach der kurzen Sitzung waren sie es, die über die militärische Machtentfaltung in den Straßen erstaunten. Sie hielten sie für überflüssig; sie wußten ja, daß es keinen Aufstand geben sollte, daß die ungeheuere Mehrheit der Kampflustigen abgezogen war. Auf der Neuen Kräm stand eine preußische Compagnie und sah,

Gewehr bei Fuß zu, wie ungefähr vier Mann, nicht fünfzehn Schritte von ihnen entfernt, eine erbärmliche Barrikade bauten. Eine Dame, die ich am Arme hatte, äußerte den Wunsch, auch einmal eine Barrikade zu sehen, und der Hauptmann, der die Preußen commandirte, hatte das kaum gehört, als er die Reihen öffnete, die Dame höflich einlud vorzutreten und ihr die Honneurs der Barrikade machte. Zwei Mann hätten hingereicht, die Barrikade mit ihren Kolben zu zerstören. Es war an einen Kampf nicht zu denken.

Ich war von dieser Dame zu Tische geladen und begleitete sie nach Hause, vor die Stadt. Wir saßen kaum eine Viertelstunde beim Essen, als sich von der Stadt her ein sonderbarer Lärm hören ließ; ich horchte — zum zweiten Male — ich eilte auf den Balkon — es war kein Zweifel, die Regelmäßigkeit der Entladungen verrieth es — es waren Salven. Es war mir, als wäre man da drin in der Stadt wahnsinnig geworden. Sollte man nutzlos, zwecklos, zum bloßen Vergnügen oder aus Leichtsinn, vielleicht aus Perfidie Menschenblut vergießen? Ich lief in die Stadt — Salve auf Salve während des ganzen Weges. Außer mir kam ich in der Nähe des Hauptmanns an; dort stürzte mir der Abgeordnete Dietsch von Annaberg blaß, wie ein Verzweifelter entgegen: Man schießt auf's Volk! in der Dönniger Gasse! rief er einmal über's andere. Wo sind die Abgeordneten, daß man der Schlächterei ein Ende mache?

Wir liefen nach allen Seiten und fanden bald mehrere Mitglieder der Linken, die eben so aufgeregt herbeieilten. Im deutschen Hof fanden wir einige andere versammelt. Rasch wurde der Entschluß gefaßt, zum Reichsverweser zu gehen, und von ihm einen Befehl zum Einstellen des Feuers zu erlangen. Er war leider nicht im Taxis'schen Hause und

wir waren gezwungen, ihn in seinem Landhause auf der Bockenheimer Chaussée aufzusuchen. Das Eschenheimer Thor war geschlossen und wir verloren eine kostbare Zeit, bis wir die Oeffnung desselben erwirkten, und eine noch kostbarere Zeit verloren wir nach dem langen Wege beim Erzherzog selbst. In einem so wichtigen Momente war er auf dem Lande! Er ließ uns zwar nicht lange warten, aber überflüssig lange sprach er über seine Politik, über die gegenwärtige Lage der Dinge und dergl., bis ihn Raveaux unterbrach und den gewünschten Befehl zum Einstellen des Feuerns, zur Beilegung des nutzlosen Kampfes verlangte. Da erfuhren wir erst, daß wir umsonst gekommen waren. Der Reichsverweser konnte nichts thun; er bedauerte, er habe ja verantwortliche Minister — und dabei gab er halb mit Mienen halb mit Worten zu verstehen, daß das Institut der Verantwortlichkeit nicht immer viel tauge. Er entließ uns mit einem an den Reichs-Kriegsminister von Peuker gerichteten nichtssagenden Zettel. Alle Beredtsamkeit Blum's, Vogt's, L. Simon's, alles Stürmen des alten Grützner und alles Zureden Raveaux', dem so schwer zu widerstehen war und für den der Reichsverweser immer gerne eine große Vorliebe an den Tag legte, hatten nichts genützt. Der Reichsverweser bedauerte sehr, aber er blieb unerschütterlich, ruhig und kalt.

Wir eilten in's Ministerium zu kommen, wo wir Herrn von Peuker und Herrn von Schmerling fanden. Beide betrachteten den Zettel des Reichsverwesers, wußten, was davon zu halten, und legten ihn auf den Tisch. Der Kriegsminister nahm unsere Bitte mit noch mehr abstoßender Kälte auf als der Reichsverweser. Er verschanzte sich hinter das militärische point d'honneur; man könne die Truppen nicht zurückziehen, das sei gegen die Ehre. Sie aber gegen ein elendes Häuflein vorwärts marschiren zu lassen, gegen ein Häuflein,

das sich, unangegriffen, verlaufen hätte, und unnütz Blut zu vergießen, war nicht gegen die Ehre. Wir sahen bald ein, daß es den Ministern vorzugsweise darum zu thun war, eine Revolution, die man im Keime hätte erdrücken können, mit Lärm niederzuschlagen. Doch ließen wir nicht ab, mit Beschwören, mit Bitten und Gründen. Aber die Herren hatten ihre Gründe. Herr von Peuker blieb steif; Herr von Schmerling war blaß und schweigsam. Mitterweile war auch Herr von Gagern eingetreten. Er stand bei Seite und schwieg, in seine gewöhnliche Würde gehüllt. Wir, Grützner und ich, wandten uns an ihn, mit der Bitte, doch auch ein Wort zu sagen. Herr von Gagern antwortete mit jenem ihm eigenen, so berühmt gewordenen Pathos und Ausdruck, im tiefsten Baß: In Dinge, die mich nichts angehn, mische ich mich nicht! Den Präsidenten der Nationalversammlung ging es nichts an, daß man da draußen, einige Gassen weit, große Militärmassen auf ein Häuflein schießen ließ. Die Worte sind mir in's Gedächtniß gegraben blieben. Mit einem Seitenblick auf Ludwig Simon sagte er etwas Aehnliches, mit Beziehung auf dessen Rede von der Bornheimer Heide; aber dieser Ausspruch ist mir entfallen.

Endlich nach langer Arbeit wies uns Herr von Peuker an den österreichischen General von Nobili, der die Truppen commandirte. Dieser Umstand enthält vielleicht eine Entschuldigung seines ganzen Benehmens. Er wußte vielleicht, daß er als Reichsminister nicht die geringste Macht hatte, um auf einen österreichischen General irgendwie bestimmend zu wirken. Wenn etwas geschehen sollte, konnte es nur durch den commandirenden General selbst geschehen. Mit geringer Hoffnung begaben wir uns nach der Hauptwache, aber General Nobili beschämte unsere Hoffnungslosigkeit.

Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit ging er, wenigstens zum Theil, auf unsere Wünsche ein und bewilligte,

ohne Zeit zu verlieren, einen Waffenstillstand von anderthalb Stunden. Während dieser Zeit sollten die Truppen auf eine gewisse Distanz von den Barrikaden zurückgezogen werden, wenn wir es dahin brächten, daß die Insurgenten ihr Feuer einstellten und den Waffenstillstand aufrecht erhielten. Indessen könne man vielleicht zu einer Lösung kommen. Den Abgeordneten, Major von Boddien, der zugegen war, bat er, uns zu begleiten und als Militär den Truppen die Nachricht von dem Waffenstillstand zu bringen.

Im Sturmschritt liefen wir die öde Zeile hinab und riefen: Frieden! und um den Ruf zu erklären, schwenkten wir unsere Taschentücher als weiße Friedensfahnen. Da spielte mir der Zufall einen Streich, der mir übel hätte bekommen können. Ich zog mein Taschentuch hervor und schwenkte es: und siehe da, es war ein rother Foulard. Ich hatte die Kriegsfahne ausgesteckt, eine Farbe, gegen die die Soldaten, in deren Mitte ich eilte, besonders erpicht waren. Ich merkte es erst nach einiger Zeit und rief zu den Fenstern nach einem weißen Taschentuche hinauf; sogleich öffneten sich mehrere und eine Anzahl von Friedensfahnen wehten zu meinen Füßen herab. An der Constabler-Wache, wo die Hauptmasse der Truppen aufgestellt war und das heftigste Feuern stattfand, trat Herr von Boddien, seinem Auftrage gemäß, in die Wachtstube, nachdem er uns ein spöttisches: Jetzt vorwärts, meine Herren! zugerufen hatte. Soldaten halten den Muth für ein Privilegium ihres Standes. Es haben aber an diesem höchstgefährlichen Punkte alle diese bürgerlichen Abgeordneten ihre Pflicht aus Menschlichkeit eben so gut gethan, wie sie irgend ein Soldat aus point d'honneur gethan haben würde. Herr von Boddien glaubte mir am nächsten Tage große Lobeserhebungen machen zu müssen und Major Deetz, Deputirter und Commandant von Frankfurt, eine aufrichtige und grade Soldatennatur, wollte

mir auf dieſe Lobeserhebungen hin und auf das, was er ſelbſt geſehen hatte, von der Tribüne herab, eine öffentliche Anerkennung verſchaffen. — Major von Deetz handelte in der beſten und reinſten Abſicht, da ich aber ſchon erfahren hatte, daß man eine hervorragende Perſönlichkeit der Linken, die eben ſo ihre Pflicht gethan hatte, wie die Andern, zu verdächtigen ſtrebte und ich einſah, daß mein Lob gewiſſen Leuten nur als Folie jener Verdächtigung dienen ſollte, dankte ich dem guten Major Deetz für die gute Meinung und bat ihn, die Demonſtration fein zu laſſen.

Wir ſtanden in einem mehrfachen Kreuzfeuer. Die Inſurgenten ſchoſſen aus den Fenſtern mehrerer Häuſer und hinter zwei großen Barrikaden, am Eingange der Allerheiligen-Straße und hinter dem Conſtablerwachthauſe; ungefähr aus einem Halbkreiſe heraus und von der Höhe herab. Viele ihrer Kugeln klatſchten vor uns auf's Straßenpflaſter, da ſie von der Höhe herab kamen. Die Soldaten ſtanden in verſchiedenen Gruppen und einzeln vor und hinter uns und ſchoſſen außerdem aus der Conſtablerwache, die ebenfalls hinter uns war. Die Kugeln, die an unſern Ohren vorbei ſauſten, kamen von den Seiten, von vorn und hinten. Mit dem Wehen unſerer Tücher war nichts gethan, obwohl wir zwiſchen den Combattanten ſtanden; eben ſo wenig nützten Rufe und Zureden. Die Soldaten ſchlugen ſich mit Verbiſſenheit und großer Tapferkeit — oder beſſer geſagt — die Offiziere. Bei den gemeinen Soldaten bemerkte ich beinahe überall das Streben, ſich zu ſchützen, einen Punkt auszuwählen, wo ſie vor dem Schuſſe des Feindes ſicher waren. Viele ſprangen nach gethanem Schuſſe hinter die Conſtabler-Wache, um in Sicherheit neu zu laden. Die Offiziere aber — in meiner Nähe waren nur darmſtädtiſche Truppen — ſetzten ſich überall der Gefahr aus. Ich ſah einen Lieutenant, der, wie ein ausgeſtecktes Ziel, auf einer

Barrikade ſtand und ſich um die Kugeln, die ihn umflogen, nicht im Geringſten kümmerte, und das Alles, um einen kaum handgroßen rothen Lappen, der auf einer kurzen Stange wehte, zu entfernen. Mit einer Ausdauer, die einer beſſeren Sache würdig geweſen wäre, hieb er mit ſeinem Degen auf den Lappen los, als gälte es, einen übermächtigen Feind zu erlegen. Hart neben mir, beinahe auf mich, fiel ein darmſtädtiſcher Hauptmann, der ſeinen Truppen immer voraus geweſen. Ich ſehe noch die ſchwarzen runden, von grauen Kreiſen eingefaßten Löcher im Rücken ſeines Waffenrocks. Er ließ den Arm mit dem Degen ſinken und ſtützte ſich auf einen neben ihm ſtehenden Offizier, zu dem er ſchwach aber ruhig ſagte: Mit mir iſt's zu Ende, laſſe mich zu meiner Schweſter bringen, ſie wohnt nicht weit von hier. Ach, es war ſehr traurig!

Wir waren gezwungen, den Soldaten, und beinahe jedem Einzelnen, es zuzurufen, daß Waffenſtillſtand ſei und ſie an dem Arme zu faſſen, um ſie zurückzuführen. Aber ſie ſträubten ſich. Die drüben ſollten zuerſt zu ſchießen aufhören. Das ſchien die allgemeine Meinung und wir verließen die Soldaten, um die Barrikaden zu erklimmen, auf die ſie zu ſchießen fortfuhren und aus deren Lücken, an denen wir hinaufkletterten, die andern hervorſchoſſen. Als ich oben anlangte, ſah ich den alten Schlöffel ſchon drüben bemüht, das Volk zurückzuhalten. Ludwig Simon kroch mit mir zugleich auf die Barrikade, was mich, bei der ungeheuern Popularität dieſes Abgeordneten, hoffen ließ, daß es jenſeits raſch zur Ruhe kommen werde. Ich ermunterte ihn, ſchnell hinabzuſpringen, während ich rücklings auf der Barrikade ſitzend, mein Tuch ſchwenkte und nach beiden Seiten: Waffenſtillſtand! Friede! rief. Nach und nach verſtummte das Knallen und ich ſprang hinab. In demſelben Augenblicke aber war wieder Gefahr da, daß die Feindſeligkeiten aufgenom-

men würden. Aus einem Hause brachte man einen Todten hervor, der seine Wunde auf der Stirne trug. Die Weiber stürzten sich mit Geschrei auf die Leiche und die Männer kamen wieder in Aufregung und eilten nach vorn, um wieder zu feuern. Wir hatten die größte Mühe, sie aufzuhalten. Der alte Schlöffel mit seinem langen, halbgrauen Barte und dem schönen Gesichte war rührend anzusehen, wie er hin und her ging und bat und beschwor und sich mit ausgebreiteten Armen vor die Barrikade stellte, um die Combattanten davon abzuhalten. Armer Schlöffel! einige Monate später wurde ihm sein Friedensamt mit dem Tode des einzigen Sohnes vergolten.

Hinter der Barrikade sah es eigenthümlich aus. Eine Menge Volkes, aber nur sehr wenige Bewaffnete, so wenige, daß wir erstaunt waren, wie ihr Widerstand gegen so zahlreiche Truppen so lange habe dauern können. Doch waren gerade die Bewaffneten guten Muthes, in einer festlichen Stimmung und Anfangs nicht im Geringsten geneigt, dem Kampf durch Zurückziehen vom Kampfplatze ein Ende zu machen. Das unbewaffnete Volk allein war aufgeregt und empört.

Ein Theil der Abgeordneten kehrte in den Thurn-Taxis'schen Palast zurück, um, wie sie hofften, die Sache zu Ende zu bringen; ein kleinerer Theil blieb hinter den Barrikaden, um über Aufrechthaltung des Waffenstillstandes zu wachen und die Insurgenten zum Verlassen der Barrikaden zu überreden. Ich war unter diesen letzteren. Es gelang uns, Viele vom Kampf abzubringen, indem wir ihnen die Nutz- und Zwecklosigkeit ferneren Blutvergießens vorstellten; sie zerstreuten sich durch die Nebengassen oder stiegen auch über die Barrikaden und gingen bewaffnet mitten durch die Truppen heim. Nur eine sehr kleine Anzahl blieb hartnäckig hinter den Barrikaden und unsere Vorstellungen, die doch an

Gewicht zunahmen, je mehr ihre Anzahl abnahm, waren fruchtlos. Deſto mehr Urſache hatten wir für ſie beſorgt zu ſein, da die kurze Friſt des Waffenſtillſtandes ſchnell ablief, das Gerücht ſich verbreitete, daß zahlreiche heſſiſche und würtembergiſche Artillerie im Anzuge ſei, daß man aus Mainz noch Bundestruppen nachkommen laſſe, und bei all dem aus dem Palaſte von einem definitiven Abſchluſſe der Feindſeligkeiten und überhaupt nichts, zu hören war. Man ſchickte mich dahin ab, um Erkundigungen einzuziehen. Aber in der Nähe des Hôtel de Ruſſie auf der Zeile wurde ich von einem Haufen wüthender Frankfurter Bürger umringt, die mich theils mit Fragen, theils mit Vorwürfen beſtürmten. Sie wußten, daß Artillerie herbeiziehe und ſahen in ihrem Schrecke ſchon ganz Frankfurt bombardirt und alle ihre Häuſer in lichten Flammen. All das Unheil wurde der Linken zugeſchrieben; ſie hatte den ehrloſen Waffenſtillſtand von Malmoe verworfen, welcher die erſte Urſache der Aufregung war, ſie war überhaupt die Quelle alles Unheils und die Urheberin dieſes Blutbades, ſie, die Alles gethan hatte, um es zu verhüten, die das Volk, ihre einzige Stütze, deshalb vor den Kopf geſtoßen und ſich gewiſſermaßen von ihm getrennt hatte. Es war nicht möglich zu antworten. Die guten Leute ſchrieen zu ſehr und ſchloſſen den Kreis immer enger um mich, je öfter ich es verſuchte, mich von ihnen los zu machen, um meinem dringenden Auftrage, von dem ſo viel abhängen konnte, nachzukommen. Ich ſtand da als Gefangener und mußte Alles über mich ergehen laſſen. Nichts Schlimmeres als ein wüthender Philiſter. Aber meine Lage ſollte nicht nur unangenehm, ſie ſollte auch kritiſch werden. Plötzlich drängte ſich ein ungefähr vierzehnjähriger Knabe in Turnertracht durch die Menge und rief mit ſchrecklicher Naivetät: Fürſt Lichnowsky (er brauchte eigentlich einen Spitznamen, den ich hier nicht wiederholen will), Fürſt

Lichnowsky iſt ermordet! Hätten ihn die ergrimmten Bürger gehört, es hätte mir ſchlimm ergehen können. Der Turner, der ſich, wie es ſchien, auf ſeine Nachricht etwas zu Gute that, wiederholte mit lauterer Stimme: Fürſt Lichnowsky iſt ermordet! — und um einen Beweis der Wahrheit zu liefern, hob er ein ſchwarzes Tuchläppchen in die Höhe und fügte hinzu: das iſt von ſeinem Rocke! Aber, es iſt wunderbar, kein Menſch außer mir, hörte auf den Turner, wie ſehr er ſich auch Mühe gab, die Aufmerkſamkeit auf ſeine Nachricht zu lenken. Ich hatte Zeit, ihm die Hand auf den Mund zu legen, erkennend, in welche Gefahr er mich verſetzte, obwohl ich die Nachricht für falſch und für eines der Gerüchte hielt, wie ſie an ſolchen Tagen gerne entſtehen. Ich wußte ja nicht, daß der Fürſt ſich dazu hergegeben hatte, auf Recognoscirung auszureiten und daß er in die Hände des Volkes gefallen war, das er kurz vorher von der Tribüne herab verhöhnte und das ihn aufrichtig haßte. Die Artillerie brauſte heran; der Menſchenknäuel um mich mußte ausweichen; das ſchaffte mir Luft und ich eilte in den Thurn-Taxis'ſchen Palaſt, wo ich die Abgeordneten auf der Treppe ſtehend fand. Man zog ſie hin, — ſie konnten zu keinem Endziele gelangen. Löwe von Calbe ſagte mir achſelzuckend: Wir ſind betrogen; der ganze Waffenſtillſtand hat nur dazu gedient, um Zeit zu gewinnen und die Kanonen abzuwarten. Jetzt wird man mitrailliren.

Ich eilte zur Barrikade zurück; aber die Zeile war abgeſchloſſen und von Artillerie beſetzt — an ein Durchkommen nicht mehr zu denken. Die Kanonen donnerten und von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Blitz von der Conſtablerwache her auf unheimliche Weiſe die ganze Straße. Es war ſchon ſpät am Abend. Ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß auch die wenigen Kämpfer bei der Ankunft der Artillerie, gegen die ſie nichts vermochten, ihren Poſten verlaſſen haben würden. Das war

im Allgemeinen auch der Fall; die Kanonen donnerten mit großer Tapferkeit gegen Steinhaufen und umgestürzte Karren. Die folgenden Tage entsetzte man sich beim Anblick der Allerheiligen-Apotheke und der benachbarten Häuser, wie arg diese von den Kugeln zugerichtet waren und schloß daraus, was man der Absicht gemäß schließen sollte, daß der Kampf ein furchtbarer gewesen sein, und daß das Reichsministerium an dieser Stelle einen gewaltigen Feind niedergeworfen haben müsse: aber gerade diese Kugeln haben keinem Menschen weh gethan und die ganze Kanonade war eine Fanfaronade. Herrn von Schmerling gehört der Ruhm, schon zwei Jahre vor Louis Napoleon sich einen großen Feind erfunden und über den erfundenen Feind einen großen Sieg davon getragen zu haben. In Ungarn wird er seine dichterische Erfindungsgabe nicht anzustrengen brauchen. Dort wird ihm die Wirklichkeit verschaffen, was er sich in Frankfurt mit Phantasie und Dichtersinn erschuf: jedenfalls den Feind — ob auch den Sieg? Das lehrt das Ende.

Gegen eilf Uhr war Frankfurt ein friedliches Kriegslager. Ueberall brannten Wachtfeuer und wurde Stroh gestreut zum Lager der Vertheidiger der Ordnung und des Gesetzes, die vielleicht von hundert oder hundertundfünfzig Unbesonnenen angegriffen worden waren. Unter diesen Vertheidigern deutscher Ordnung und des momentanen Vertreters derselben, des deutschen Reichstages entdeckte ich zahllose spezielle Landsleute, Czechen, welche die deutsche Bundesfestung Mainz bewachten und jetzt in Frankfurt waren, um das Parlament zu vertheidigen und Herrn von Schmerling und Herrn von Gagern. Arme Czechen! Sie waren unfähig, sich mit den Bürgern, deren Ruhe sie überwachten, irgendwie zu verständigen.

Am 19. trat die Majorität des Parlamentes mit einer in der Nacht aufgesetzten Proclamation an die deutsche Nation auf, welche Proclamation bestimmt war, die Linke in

der Meinung Deutschlands und Europas zu Grunde zu richten. Die gestrigen Vorgänge schienen eine gute Gelegenheit und man wollte sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Aber Vogt trat auf die Rednerbühne und legte die Absurdität, das Mißwollen, die Ungerechtigkeit, das Lächerliche des Entwurfes so schlagend und mit so vielem Geiste dar, daß die Proclamation, von so vielen Gelehrten und patentirten Staatsmännern in langer Nacht zusammengeschweißt, geradezu eine Unmöglichkeit wurde. Niemand hatte mehr den Muth, für eine Kundgebung zu stimmen, die nach der Kritik Vogt's Jedermann nur noch komisch finden konnte. Man ließ sie fallen und der Feldzug gegen die Linke, die man nun als Mitschuldige am 18. September mit Leichtigkeit glaubte unterdrücken zu können, war in seinem Anfange mißlungen.

Noch heute, wo von den Frankfurter Septembertagen die Rede ist, gilt die Linke des Parlamentes als Anstifterin derselben und werden ihr die Vorgänge alle zur Last gelegt. Ihre Schuld liegt vielleicht gerade auf der entgegengesetzten Seite. Die Gründe, die Blum und Vogt gegen die Bewegung geltend machten und die die Majorität der Linken überzeugten, hatten gewiß ihr Gewicht; aber es ist trotzdem die Frage, ob es damals nicht geboten war, mit dem unverbesserlichen Parlamente zu brechen, anstatt abzuwarten, bis man die Majorität in demselben gewinne, und die gerechte Entrüstung des Volkes und seine noch nicht erdrückte Kraft in den Kampf zu führen. Drei Wochen später stand Wien auf.

Im Laufe des darauf folgenden Winters brachte mir eines Tages ein junger Dichter, Adolph Strodtmann, ein Trauerspiel im Manuscript: „Robert Blum." Das Stück begann und endete in Wien. Ich sagte dem Dichter, daß das Trauerspiel, das Robert Blum zum Helden hatte, in Frankfurt und zwar in den Septembertagen beginnen müsse, wenn es ein Trauerspiel mit echter tragischer Schuld sein

ſolle, denn in dieſen Tagen liege die tragiſche Schuld Robert Blum's. In Wien ging er an der und für die Idee zu Grunde, die er in Frankfurt aus Mangel an Vertrauen in die Kraft ſeines Volkes und in der zu großen Zuverſicht in formales Weſen, in einem Augenblick, aber in einem entſcheidenden Augenblicke, hatte fallen laſſen. Dies iſt die Vernunft, die Tragik in Robert Blum's Schickſal. Das war damals meine Meinung; ſie iſt es noch heute.

III.

Wiener Octobertage.

Die unglückſelige Veranlaſſung zur Wiener Deputation der Frankfurter Linken, war leider ich. Als die Nachricht vom Ausbruch der Wiener Revolution des 6. October in Frankfurt ankam, beſchloß ich nach Wien zu gehen. Offenherzig geſtanden, hoffte ich ſeit der Wahl des Reichsverweſers vom Parlament nicht viel und ſeit der Annahme des Waffenſtillſtandes von Malmoe und dem 18. September gar nichts mehr. Der Drang, etwas für die Sache zu thun, wie der Wunſch, eine thatkräftige und ſchöne Bewegung zu ſehen, war nach den niederdrückenden Prager Erlebniſſen und nach viermonatlichem Tagen in einer vertrauensſeligen Verſammlung nur natürlich. Man ſtrebte die Wahrheit über die Wiener Ereigniſſe ſo wenig als möglich aufkommen zu laſſen; Herr von Schmerling gab ausweichende Antworten, aber ſein Leichenbittergeſicht wie die tiefe Niedergeſchlagenheit des Herrn von Sommaruga verriethen, daß die populäre Sache geſiegt haben müſſe. Ich theilte meinen Clubcollegen des Donnersberges meinen Entſchluß mit; ſie billigten ihn, erſuchten mich aber einen Tag

zu warten; vielleicht daß man mir Aufträge zu geben hätte. Man versammelte sich zu diesem Zwecke und beschloß meiner Reise den Charakter der Abordnung des Donnersberges beizulegen und im Laufe der Discussion dieser Abordnung größere Ausdehnung zu geben, indem man noch einen Deputirten wählte. Die Wahl fiel auf Julius Fröbel, der mehrere Wochen des vergangenen Sommers in Wien zugebracht und daselbst viele Verbindungen mit der Demokratie angeknüpft hatte. Wir theilten unseren Beschluß der älteren Fraction der Linken, dem Club des deutschen Hofes mit: dieser fand ihn gut und wünschte sich bei der Deputation zu betheiligen. Robert Blum wurde einstimmig gewählt. Der Abgeordnete Trampusch, der versicherte, daß er in Wien viele Bekannte und in der Beamtenwelt viele einflußreiche Verbindungen und Verwandtschaften hätte und daß er uns in vieler Beziehung als Führer und Rather dienen könne, wurde Robert Blum beigegeben. Ich will hier gleich bemerken, daß der Abgeordnete Trampusch vom Augenblick unserer Ankunft in Wien für uns gar nicht mehr existirte und daß er uns endlich ganz aus dem Gesicht verschwand. Wir lernten ihn, der in der Linken eine vollkommen unbekannte Größe war, erst während der Reise kennen und waren nicht wenig erstaunt, in ihm einen vollkommenen österreichischen Beamten, ja bis zu einem gewissen Grade einen Ultramontanen, jedenfalls einen Reactionär zu entdecken. Weiß der Himmel, welche Naivität, ihn zum Mitgliede der Linken gemacht hatte. Er scheint es während der Reise eben so gut eingesehen zu haben, wie wenig er zu uns gehöre, und kurz nach unserer Ankunft war er — wie gesagt — aus unserem Gesichtskreise entschwunden und lebte er nur mit Beamten und Anverwandten, die sämmtlich antirevolutionär gesinnt waren. Ich mache diese ausführliche Bemerkung über den Abgeordneten Trampusch, um zu

erklären, warum ich ihn wahrſcheinlich nicht mehr nennen werde, und um die andere daran zu knüpfen, wie ungerecht und wie ſchlecht unterrichtet ſich die öſterreichiſche Regierung zeigte, als ſie ihn ſpäter, nur weil er mit uns geweſen und weil ſein Name mit auf unſerer Proclamation ſtand, zu vieljähriger Kerkerſtrafe verurtheilte, in welcher dieſer gute Unterthan vielleicht noch jetzt ſchmachtet.

Wir reiſten guten Muthes ab, wohl wiſſend, daß wir uns, wie Herr von Schmerling ſagte, in Gefahr begaben, in der wir umkommen konnten, aber froh, den Wienern ſagen zu können, daß die deutſche Demokratie ſie nicht vergeſſen und glücklich in der Hoffnung, die Revolution, die ſo großmüthig zu Gunſten der Magyaren begonnen worden, für die deutſche Demokratie benützen und im Kampfe, der bevorſtand, das Unſere thun zu können. In Breslau machten wir einen kurzen Aufenthalt, da es nützlich ſein konnte, mit den Geſinnungsgenoſſen dieſer Hauptſtadt der Provinz, die an der öſterreichiſchen Gränze liegt, ſich beſprechen zu haben. Als wir unſere Reiſe fortſetzten, wurden wir im Bahnhof auf ein verrottetes Schnapsgeſicht, das auf einem ziemlich grobknochigen Körper ſaß, aufmerkſam gemacht und wurde uns dieſes nichts weniger als Sympathie einflößende Geſicht als dem Herrn Witt-Döring gehörig bezeichnet, deſſelben Witt-Döring, der ſchon allen Polizeien diente und der im Jahre des Heiles, in dem ich dieſes ſchreibe, der öſterreichiſchen Polizei dient. Im Jahre Achtundvierzig war er in Schleſien anſäßig, hatte daſelbſt, wie man uns ſagte, eine Branntweinbrennerei und machte den Agenten der Junker-, vielleicht auch der Jeſuitenpartei. Robert Blum ſagte, als er uns gezeigt wurde: Es ſollte mich wundern, wenn es der Edle nicht verſuchte, uns irgend welche Unannehmlichkeit zu bereiten.

Im Coupé trafen wir mit dem Geſandten der Ver-

einigten-Staaten von Nordamerika und mit Herrn Bernays, einem in Frankreich nationalisirten Deutschen und jetzigen Secretär der französischen Gesandtschaft in Wien, zusammen. Er hatte seiner republikanischen Regierung auf den 6. October und die Lage Oesterreichs bezügliche Depeschen als Kourier überbracht und kehrte jetzt auf seinen Posten zurück. Er erzählte uns als Augenzeuge mit Begeisterung von der Art und Weise, wie sich Volk und Studenten am 6. October geschlagen hatten. So etwas, meinte er, sei in keiner der Pariser Revolutionen vorgekommen. Die Aufnahme des Kampfes auf dem Eisenbahndamme, im offenen Felde, auf ungünstigstem Terrain, gegen reguläre Truppen ꝛc. sei eine That höchster Kühnheit gewesen. Im Straßenkampfe verschmähte man die Barrikade; man schlug sich auf den Plätzen beinahe Mann an Mann mit den Truppen. Nur die Nationalgarde des Kärntnerthorviertels, die gegen die Revolution auftrat, habe sich hinter Mauern zu schützen gesucht, indem sie sich der Stephanskirche bemächtigte und aus den Fenstern auf Volk und Studenten schoß. Der Kampf um das Zeughaus, in der Nacht und während banger Stunden, habe mehr Muth von Seiten des Volkes bedurft, als die alten Bastillenstürmer zu beweisen brauchten, da nur ein enger Zugang in's Zeughaus führte und dieser von Artillerie sehr lebhaft vertheidigt wurde. Wir freuten uns ein so tapferes Volk am Werke zu sehen, denn wir wußten, daß Wien schon halb und halb von Windischgrätz cernirt wurde. — Im Laufe des Gespräches auf französische Politik kommend, fragten wir Herrn Bernays, wer, nach seiner Meinung, im Dezember zum Präsidenten der Republik gewählt werde, und wir erhielten die überraschende Antwort: Louis Napoleon. Diese Antwort schien uns paradox. Man erinnere sich, daß Louis Napoleon damals den Augen der ganzen Welt lächerlich war und daß er bei Jedermann für idiot galt. Herr Bernays

ſagte uns noch Manches voraus, was uns paradox ſchien und was ſich im Laufe der Tage doch verwirklichte. Ich habe bis auf den heutigen Tag noch keinen ſo exacten politiſchen Propheten kennen gelernt. Er prophezeihte auch, daß es nach der Wahl Louis Napoleon's in Frankreich nicht zu leben ſei, und daß er, Herr Bernays, ſich nach Amerika zurückziehen werde. So viel ich weiß, hat ſich auch dieſe Vorherſagung in beiden Theilen verwirklicht.

In Ratibor angekommen, war uns die Unannehmlichkeit, die Robert Blum vorhergeſagt hatte, durch Herrn Witt-Döring ſchon bereitet. Auf den Mittelſtationen war er regelmäßig, ſo oft der Zug Halt machte, vor unſerem Coupé auf und ab gegangen, um uns nicht aus den Augen zu laſſen, wie ein Sbirre vor der Zelle des Gefangenen, wie er es bei Ueberwachungsgeſchäften wahrſcheinlich ſeit lange zu thun gewohnt war. In Ratibor, dem Wahlort des Fürſten Lichnowsky, wo der Zug ſich lange zu verweilen hatte, ſahen wir ihn raſch aus dem Waggon ſpringen und in die Säle des Bahnhofgebäudes eilen, die von Beſuchern ſtark beſetzt waren. Auch wir ſtiegen aus, um Etwas einzunehmen, kaum wenige Minuten nach ihm, und ſchon hörten wir im Publikum hie und da unſere Namen flüſtern, und ſahen wir mit Fingern auf uns deuten. Als wir wieder einſtiegen, hatte ſich ſchon das Gerücht verbreitet, „die Mörder Lichnowsky's“ ſeien da. Der Bahnhof wurde von Herbeiſtrömenden überfüllt und durch die Menge drängten ſich plötzlich von allen Seiten Offiziere hindurch. Wir hörten wohl manches Wort, das uns galt, und bemerkten auch die Aufregung, die in der Maſſe von Minute zu Minute wuchs. — Nur ruhig bleiben, ſagte Blum, ich ſchlafe. — So ſprechend zog er den Mantel über den Mund, legte ſich in die Ecke und ſchlief. Ich beobachtete, was vor unſerm Wagenfenſter vorging. Ein Offizier nach dem andern kam heran, ſtarrte

herein, betrachtete uns wie wilde Thiere, murmelte oder schimpfte etwas und ging weiter, um einem andern Platz zu machen. Aber hinter diesen Offizieren stand eine bürgerliche Menge, die ruhig und beobachtend aus einiger Entfernung auf unser Fenster und auf die Offiziere sah. Ich glaube, daß dort unsere Freunde standen; vielleicht wußten das auch die Offiziere — es blieb beim Gemurmel, beim Hin- und Hergehn, beim Hereinstarren, bis sich der Zug, nach ungefähr einer halben oder dreiviertel Stunde in Bewegung setzte. Jetzt erst erhob sich ein hörbares Schimpfen, das uns aber beim Lärm der Lokomotive unarticulirt blieb.

Am nächsten Morgen hielten wir auf einer kleinen Station, diesseits der Donau, in der Nähe Wiens. Der Zug konnte in Folge von Befestigungen, welche die Wiener auf einer der Eisenbahnbrücken angelegt hatten, nicht weitergehn. Vor dem Bahnhofe stand ein junger Proletarier mit einem frischen, neuen Gewehr im Arm. Es war der äußerste Vorposten der Revolution. Ein Fiaker brachte uns in die etwas neblichen Straßen und in das Gasthaus zur Stadt London in der Fleischergasse.

Wir machten uns sofort auf, um das Studentencomité, das in dem an die Aula stoßenden Dominikanerkloster saß, zu besuchen. Blum setzte den Zweck unserer Reise auseinander und wir wurden mit Begeisterung aufgenommen. Noch während wir da waren, kamen viele Studenten an, die von verschiedensten Sendungen, vom Lande, von den Linien, von den verschiedensten Posten zurückkehrten und ihre Berichte erstatteten. Wir sahen sogleich, daß die Revolution, die Energie, der gute Wille hier zu Hause waren und wir waren davon nach dem Besuche des Reichstages noch mehr überzeugt. Daselbst erhuben sich sogleich im Ausschusse Zweifel, ob wir nur von diesem Ausschusse oder vom Reichstage selbst sollten empfangen werden und erhoben sich

ſogleich Discuſſionen, welche Reden an uns zu halten, welche Antworten uns zu geben ſeien. Der Reichstag war offenbar fern von aller Revolution, trotz dem 6. October, er war in Unterhandlung mit dem flüchtigen Hofe, den er gerne nach Wien zurückgebracht hätte; wäre gerne ſelbſt mit Windiſchgrätz in Unterhandlung getreten und freute ſich mit der fortwährenden Gegenwart des Miniſters Kraus, weil er ſich einbildete, daß zwiſchen ihm und dem Hofe kein Bruch exiſtire, ſo lange ein Miniſter da ſei und daß er auch den ſ. g. Rechtsboden nicht verlaſſen habe und verlaſſen werde. Dies Alles, während die Studenten, die man nicht entwaffnen konnte, in ihren revolutionären Beſtrebungen fortfuhren und während das ganze Volk auf Seiten der Aula ſtand, feſt entſchloſſen, ſich die Früchte des 6. Octobers, des heldenmüthigen Kampfes, nicht entreißen zu laſſen. Indeſſen hörte uns der Ausſchuß des Reichstages an und lud uns ein als Gäſte der Sitzung beizuwohnen. Lehner kam eben von ſeiner Sendung an den Hof von Olmütz zurück und erſtattete einen Bericht, der den Reichstag eigentlich zu entſchiedenem Handeln hätte bewegen müſſen; Lehner war in Olmütz, obwohl er Frieden und Verſöhnung anbot, förmlich mißhandelt worden. Aber der Reichstag war zerfahren; er ſah aus wie ein Bruchſtück. Die Czechen hatten ihn ſämmtlich verlaſſen, um loyal zu bleiben und um in Böhmen gegen die Wiener Revolution zu wirken; auch viele Deutſche waren davon gegangen; die galiziſchen Bauern ließen ſich vom Miniſter Kraus leiten; ſo blieben nur einige entſchiedene Polen mit dem Präſidenten Smolka an der Spitze und einige Deutſche, von denen die Einen aufrichtig revolutionär ſein, die andern vermitteln, die dritten den Rechtsboden wahren wollten. Bei dieſem Stand der Dinge iſt Meſſenhauſer's, des Wiener Commandanten, Unentſchiedenheit, da er vom Reichstage abhing, eben ſo ſehr durch die

Verhältnisse wie durch seinen Charakter zu erklären. Wir fanden ihn, den wir auch besuchten, kopflos. Viele seiner Adjutanten, die ihn fortwährend umgaben, wurden uns von wohlunterrichteten Leuten, die die Personen genau kannten, als treueste, schwarz-gelbste Anhänger des Hauses Habsburg-Lothringen bezeichnet. Er hatte diese Adjutanten aus dem früheren Generalstabe überkommen und hatte nicht den Muth, auch nicht das formelle Recht, sie abzuschaffen. So hatte Windischgrätz sehr intime Freunde in der nächsten Nähe des feindlichen Commandanten.

Allein es ist um so weniger meine Sache, diese Dinge und Verhältnisse auseinander zu setzen, als ich in der fernen Fremde schreibe, ohne das geringste Document vor mir, das mir als Beleg oder als Nachhülfe des Gedächtnisses dienen könnte. Aus diesem Grunde muß ich es auch aufgeben, die Daten der Tage zu nennen. Die wenigen Aufzeichnungen, die ich in jenen vielbewegten Tagen gemacht, mußte ich der größern Sicherheit wegen, in Wien zurücklassen, als ich flüchtete: ich habe heute keine andere Quelle als die Erinnerung. Auch will ich nicht eine Geschichte der Wiener Belagerung schreiben, sondern nur einen Beitrag liefern, indem ich einzelne, wenn auch nicht alle persönlichen Erlebnisse aufzeichne.

Nachdem wir die offizielle Welt, Reichstag und Commandantur, kennen gelernt, hatten wir alles Recht, bedenklich den Kopf zu schütteln und uns zu sagen, daß wir nichts Besseres zu thun haben, als uns an den lebendigen Theil Wiens, an die Aula, an die Revolution anzuschließen. Auf Aufforderung Blum's schrieb ich eine Proclamation an die Wiener, die er und Fröbel auch ohne Widerrede annahmen und unterschrieben, nur daß mir Blum einen Satz „als zu poetisch" ausstrich. Ich ließ ihn gerne gewähren, wie ich mich gerne als untergeordneten Secretär der Deputation betrachtet

hätte. Fröbel war ich persönlich sehr geneigt; Blum hatte mir während der Reise sehr imponirt und ich war jung und der Jüngste der Gesellschaft. Ich kannte Blum schon seit mehrern Jahren. Das Schillercomité in Leipzig hatte mich einmal aufgefordert, für das Schillerfest einen Prolog zu schreiben, und Blum, als Mitglied desselben, überreichte mir später ein Geschenk des Comité's, eine schöne Ausgabe der Braut von Messina. Doch war er mir weder damals noch im Parlamente näher bekannt worden; ja er war es vorzugsweise, der mit seiner zuwartenden Politik viele Mitglieder der Linken dazu brachte, aus seinem Club, dem deutschen Hofe, auszuscheiden und einen neuen Club, den Donnersberg, zu gründen, der die republikanische Idee früher und offener bekannte: die s. g. äußerste Linke. Diesem Club angehörig, kam ich mit R. Blum selten in Berührung. Erst während der Reise, da man lange und viel allein war und sich aussprechen konnte, war es mir vergönnt einen Blick in diese dicht und häßlich verpackte Seele zu werfen. Diese Seele aber war eine schöne, scharfe, zweischneidige Waffe in einem groben Futteral. In meinem Innersten beurtheilte ich bisher Robert Blum, wie ihn die Masse seiner Gegner beurtheilte, unwillkürlich dem Eindrucke gehorchend, den seine äußere Erscheinung, seine Formen machten, und diese hatten für mich etwas Abstoßendes, etwas, von dem ich geglaubt hätte, daß es mich für immer von ihm entfernen könnte. Aber er wurde mittheilsamer und jenes Etwas verflüchtigte sich mehr und mehr und es gab Momente, da ich ihn bewunderte. Ich erkannte einen Menschen, der seit Jahren mit unendlicher Energie Einen Gedanken hegte, Einen Zweck verfolgte und sich nur mit den Mitteln und Wegen zur Erreichung dieses Zweckes beschäftigte. Ich glaube, Garibaldi ausgenommen, keinen Menschen kennen gelernt zu haben, der so ganz Einem Gedanken

angehörte, wie Robert Blum. Unwillkürlich erinnerte ich mich, da ich ihn so kennen lernte, an vergangene Zeiten und an den Moment, da ich den Namen Robert Blum zum ersten Male aussprechen hörte. Es wird im Jahre 40 gewesen sein. Ein Bekannter kam aus Leipzig und ich erkundigte mich nach einem daselbst lebenden Freunde. Der, war die Antwort, liegt mit Robert Blum im Kornfeld und läßt sich von ihm von der Freiheit und Einheit Deutschlands vorreden. Nun aber zählten wir das Jahr 1848 und diese Gedanken von der Freiheit und Einheit Deutschlands waren mit diesem Robert Blum Eins geworden. Ich hörte einen Mann sprechen, der nicht mehr träumte und schwärmte und Luftschlösser baute; positive, bestimmte Pläne lagen fertig und ausgebreitet vor seinem Blicke; Alles, was er seit Jahren und Jahren gethan, unternommen und unterlassen, war mit Hinblick auf ein einziges gewisses, bestimmtes Ziel unternommen und unterlassen worden: aber alles Bisherige war nur Vorbereitung gewesen; ein Arsenal von Hülfsmitteln lag noch in diesem Kopfe bereit. Er hatte an Alles gedacht; er besaß überall Verbindungen und er hielt Fäden in der Hand, die nach den verborgensten und entferntesten Winkeln Deutschlands, ja Europa's ausliefen. Windischgrätz wußte schwerlich, was er that, als er Robert Blum erschießen ließ; vielleicht wollte er nur ein banales, brutales s. g. abschreckendes Beispiel geben, oder, was wahrscheinlicher, dem Frankfurter Parlament in's Gesicht schlagen: die Robert Blum kannten, können ihm die Versicherung geben, daß er mehr gethan, daß er seiner Partei, wenigstens für den Moment, einen großen Dienst erwiesen.

Ich sah ein, daß es am Besten sei, Robert Blum in Wien gewähren zu lassen und ihm zu folgen, ihm und Frödel, der in Wien sehr beliebt war, den so zu sagen theoretischen Theil unserer Sendung gänzlich zu überlassen, was übrigens

meinem ganzen Weſen, das damals noch jünger war als meine Jahre und dem erſten Zwecke meiner Reiſe ganz angemeſſen war. Ich wollte vor Allem an der activen Revolution Theil nehmen. Bei der Lage der Dinge waren auch Blum und Fröbel bald mehr auf die Barrikade als auf Politik und Agitation angewieſen.

Unſre Proclamation klebte an allen Straßenecken neben den Proclamationen und Decreten Windiſchgrätz', Meſſenhauſer's, des Reichstags, des Miniſters Kraus; unſere Beſuche bei den conſtituirten Körperſchaften waren gemacht, wir hatten uns ein wenig in der Wirrniß orientirt — aber nunmehr wußte ich nicht, was mit mir anzufangen. Als Deputation hatten wir nichts mehr zu thun. Die Aula hatte uns Ehrendegen geſchenkt; ich trug den meinigen an der Seite und den Calabreſer auf dem Kopfe, und war ein Müſſiggänger. Es iſt in einer großen, revolutionirten Stadt, beſonders wenn die Revolution ſchon einregimentirt iſt, nicht ſo leicht ſeinen Wirkungskreis zu finden; man ſieht fortwährend Bewaffnete hin und her ziehen, man hört von Kämpfen da und dort, die Kanonen donnern aus den verſchiedenſten Weltgegenden und ſiehe da, das Individuum, das nicht ein Theil eines Ganzen iſt, iſt Nichts. Ich zog auf Abenteuer aus. Ein Freund, der ſeine ärztliche Kunſt der Revolution zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung geſtellt hatte, und den ich zufällig traf, bewog mich, ihn in die Alſter-Vorſtadt, in die Gegend des Hospitals zu begleiten. Am Eingange dieſer Vorſtadt hörten wir plötzlich die Sturmglocke und im Augenblicke eilten die Bewaffneten aus allen Häuſern herbei und der Linie (ſo heißen in Wien die Barrièren) zu. Ich beſchleunigte meinen Schritt und erfuhr, daß die Oeſterreicher, d. i. die kaiſerlichen Truppen vorgerückt ſeien und ſich in der Nähe der letzten Barrikade befänden. An der Barrikade, welche die Linie ſchloß, konnte ich ſelber ſehen,

was geschehen war. Ein auf einer gewissen Höhe gelegenes Haus mit Bier- und Weingarten, ganz nahe der Linie, war plötzlich von den Oesterreichern besetzt worden. Von den Fenstern und der Gartenmauer aus konnten sie über die Barrikade hinweg die Straße bis tief hinein in die Vorstadt bestreichen. Es war vorauszusehen, daß sie, wenn man sie in dem Hause ließe, im Garten Artillerie aufstellen würden. Sie mußten delogirt werden. Hinter der Barrikade sammelte sich eine so große Menge Volkes, daß sie die Hintersten nicht mehr deckte und diese den Kugeln der Oesterreicher, die von den Fenstern aus ein starkes Feuer unterhielten, ausgesetzt waren. Man rieth, die Barrikade zu erhöhen. Nichts da! rief der Student, der an der Barrikade commandirte, wir müssen hinaus und die Oesterreicher aus dem Hause jagen und es selbst besetzen. Er ging durch die Reihen der Studenten, die Gewehr bei Fuß an der Barrikade standen, und wählte eine Anzahl von ungefähr dreißig aus, dann nahm er eine gleich große Anzahl Nationalgarden und bewaffnete Proletarier. Nachdem er noch einige Befehle gegeben, stellte er sich an die Spitze der ausgewählten Schaar und rief: Vorwärts! Es war ein Pole, ein junger Mensch von ungefähr einundzwanzig Jahren, schlank, blaß, braun, schwarzhaarig.

Kaum zehn Schritte von der Barrikade, die sie durch eine Seitenöffnung verließen, empfing sie ein Regen von Musketenkugeln. Sie stutzten einen Augenblick und schienen zu überlegen, ob es unter diesen Umständen möglich sei, bis an das Haus zu gelangen. Aber der Student wandte sich zu ihnen zurück und immer weiterschreitend und immer mit seiner Degenspitze nach dem Hause deutend, rief er: Vorwärts! Vorwärts! Seine Leute folgten ihm unwillkürlich; es war, als zöge er sie mit seinem Blicke nach sich. Die Kugeln regneten dicht und immer dichter. Plötzlich lag der Student auf dem Gesichte, aber im Fallen rief er noch einmal und

zwar ſtärker und gewaltiger als vorher: Vorwärts! Und liegend, immer den Arm mit dem Degen nach dem Hauſe ausgeſtreckt, rief er: Vorwärts! und die Leute ſtürzten in der That vorwärts, an ihm vorüber, und nun rief er ihnen fein: Vorwärts! nach, bis es immer ſchwächer und ſchwächer klang, „Vorwärts! vorwärts!“ und da die Leute am Hauſe waren, fiel ſein Geſicht in den Staub und ſterbend bewegte er noch die Lippen zu einem „Vorwärts!“ In dem Augenblicke war man von der Barrikade aus bei ihm angelangt und hatte man ihn aufgehoben. Er war todt. Studenten und Proletarier ſtürzten jetzt den andern nach in großer Menge; von allen Seiten kletterten ſie in den Garten; nach zehn Minuten war das Haus genommen und beſetzt. Die Oeſterreicher ſprangen zu den hinteren Fenſtern hinaus und zogen ſich von dieſem wichtigen Poſten zurück. — Es war das erſte Gefecht, deſſen Zeuge ich war und dies Gefecht war eine Heldenthat und das Sterben war ein Heldentod. Das Schweigen hinter der Barrikade, wo man zitternd, erwartungsvoll dem ganzen Schauſpiele zuſah, dabei das Laden der Gewehre von Seiten derjenigen, die es vorzogen den Freunden zu Hülfe zu eilen und ſich dafür vorbereiteten, das heftige Feuern der Oeſterreicher, das Läuten der Sturmglocke und bei all dem der herrliche Tod des jungen Mannes, der noch im Sterben nicht an's Sterben dachte und mit dem letzten Hauche Vorwärts! rief: Alles das machte einen Eindruck auf mich, den ich nie vergeſſen werde.

Zehn Minuten darauf war Alles wieder ruhig. Die Studenten, wahrſcheinlich Bekannte und Freunde des Gefallenen, waren ernſt und traurig, ohne es verrathen zu wollen; das Volk, Proletarier und einige Nationalgarde plauderte und ſteckte Cigarren an; ein Theil verlief ſich in die Häuſer, als die Nachricht kam, daß ſich die Oeſterreicher bis nach Nußdorf zurückgezogen.

Ich kehrte in die Stadt zurück, um der Verſammlung

beizuwohnen, die in der Aula gehalten wurde und in der die Frankfurter sprechen sollten. Aber die Aula war so gedrängt voll, daß es mir unmöglich war hinein zu gelangen und daß ich so die Rede Blum's nicht hören konnte, mit der man später zum Theil sein Todesurtheil motivirte.

Mittlerweile ging man daran, ein s. g. Corps d' élite zu errichten. Es sollte aus erprobten Menschen und aus Intelligenzen bestehen und kleine Abtheilungen desselben sollten überall den Posten beigegeben werden, um auf Geist und Stimmung der Combattanten zu wirken. Das Commando wurde einem ehemaligen österreichischen Offizier, Major Haugk übertragen, der seinen Patriotismus und seine Tapferkeit später an einem ungarischen Galgen büßte, zugleich mit den ungarischen Generälen, die in Arad hingerichtet wurden. Die Frankfurter Deputirten wurden in das Corps d' élite aufgenommen; Blum und Fröbel bekamen Offiziersstellen; auch mir, um mich als Abgeordneten zu ehren, trug man eine solche Stelle an, aber ich dankte. Was verstand ich von den Pflichten eines Offiziers? von der Kunst des Commandirens? Auch wollte ich mein in langen Jugendjahren gehegtes Ideal, einmal als gemeiner Soldat der Revolution zu dienen, verwirklicht sehen: und so blieb ich simpler Soldat des Corps d' élite. Doch sollte ich unerwarteter Weise wenigstens während einer Stunde zum Commando berufen werden. Mit den Abenteuern war es aus. Ich gehörte nun zu einem organisirten Corps und hatte weniger zu thun als vorher. Ich saß in der Aula, unserm Versammlungsorte und wartete da, es war ungefähr zwei Uhr Mittags, der Tag war sehr milde, aber herbstlich sanft umhüllt, als Major Haugk mit einer ganzen Schaar junger Leute aufgeregt, höchst erhitzt, zum Theil von Pulver geschwärzt hereinstürzte. Sie kamen von der Dampfmühle am Schüttel. Diese war von Kroaten umgeben, stand in Flammen und es hieß, daß sich viele Studenten darin verspätet und

nun von den Kroaten eingeſchloſſen, eines elenden Todes im Feuer ſterben müſſen. Haugk mit der eben heimgekehrten Schaar hatte es verſucht, die Kroaten zu verdrängen und die Dampfmühle zu nehmen, war aber zurückgeſchlagen worden. Er ſaß traurig und nachdenkend da, während die Studenten wegen des Schickſals ihrer Collegen in große Aufregung kamen. Plötzlich ſprang er auf und rief: Freiwillige vor! Sogleich ſtand eine Schaar Freiwilliger bereit. Ich war auch unter ihnen, aber ich muß ſogleich hinzufügen, daß mich weder überſprudelnder Muth, noch die Rückſicht auf das Schickſal der Unglücklichen, noch irgend ein Motiv größerer Allgemeinheit zum Anſchluſſe an die Freiwilligen bewogen. Es war ein rein perſönliches Motiv. Unter der Schaar, die eben vom Sturm auf die Dampfmühle zurückgekehrt war, befand ſich auch ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, der mir nahe ſtand und meinem Herzen ſehr theuer war. Sein Auge flammte, wie er mir von dem beſtandenen Kampfe erzählte; er ſah da aus wie ein Heldenjüngling. Jetzt, da der Major rief: Freiwillige hervor! war er, der noch vom Schweiße troſ, der Erſte, der hervortrat. Ich konnte ihn nicht allein gehen laſſen. Noch dieſen Morgen als er mit mir vom Hauſe weggegangen, hatte mir die Mutter nachgerufen: Geben Sie mir auf den Jungen Acht! — Es war nicht möglich, ihn von dieſem gefährlichen Gange abzuhalten, ich ſah auch ein, daß die Erwartung, in der ich die Zeit bis zu ſeiner Rückkehr zubringen würde, ſchwerer zu tragen wäre als die Gefahr — darum ſchloß ich mich den Freiwilligen an. Ein Studentenlieutenant, der ſich einen guten Namen gemacht hatte, führte uns.

Wir marſchirten über die Leopoldſtädter Brücke, den Donauarm entlang bis an die Franzensbrücke, wo eine Barrikade uns den Weg abſchnitt. Unſer Führer ließ uns Halt machen und beſtieg die Barrikade, um das Terrain zu

überblicken. Unser Weg führte, an dem einen Ende der Franzensbrücke vorbei, über eine Straße, die vom Bahnhof her fortwährend mit Mitraille bestrichen wurde; dann mußten wir, um zum Schüttelbade und zur Dampfmühle zu gelangen, einen viele hundert Schritte langen Dammweg passiren, von dem rechts und links kein Ausweichen war, da rechts die Donau fließt, links eine ununterbrochene Reihe von Häusern steht, die alle geschlossen waren. Bei der Dampfmühle, die in lichten Flammen stand, wurde der Damm von einer Barrikade abgeschnitten, die sich die Kroaten aufgeführt hatten und hinter welcher sie ein lebhaftes Feuer unterhielten, das den ganzen Damm bestrich. Unserm Führer schien es unmöglich, uns diesen Weg entlang zu führen, auf dem wir nur auf's Aergste dezimirt, an unserm Ziele anlangen konnten, um dann gegen eine Barrikade und ein gewaltiges, brennendes, vom Feinde besetztes Haus einen vergeblichen Kampf zu versuchen. Viele Nationalgarden, welche die Besatzung der Barrikade bildeten, stimmten ihm bei, und ich glaube heute, daß kein gewissenhafter Offizier einer stehenden Armee seine Leute diesen Weg geführt hätte. Unser Lieutenant erklärte, daß er auf keinen Fall weiter marschiren werde. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich aus unserer Schaar; das Schicksal der Collegen, die dort eingeschlossen sein sollten, ließ ihnen das Aufgeben der Unternehmung als unverzeihlich und feige erscheinen. Sie überhäuften den Lieutenant mit Vorwürfen und da er auf seiner Weigerung beharrte, empörten sie sich und ehe ich mich dessen versah, wurde ich, wie ein Cäsar von römischen Truppen, als Führer proclamirt. Der brave Junge, den zu behüten, ich mitgezogen war, der mir nichts unmöglich glaubte, hat mir den schlechten Dienst erwiesen, indem er meinen Namen nannte und die Wahl auf mein Haupt lenkte. Die Schaar stimmte sofort mit ein. Doch blieb ein

Theil bei unſerem bisherigen Lieutenant, dafür aber zogen einige Männer von der Barrikadenbeſatzung, ein alter Nationalgardiſt und mehrere Arbeiter mit uns.

Während wir raſch, aber doch einzeln, einer nach dem andern, je nachdem wir die Barrikade verließen, die Straße kreuzten, fingen die Oeſterreicher, aus ihrem Verſtecke am Bahnhofe an, ſie lebhafter mit Mitraille zu beſtreichen. Doch kamen wir unverſehrt hinüber, wo wir hinter den Häuſern vor ihnen geborgen waren. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn nunmehr befanden wir uns auf dem Damme, den die Kroaten von ihrer Barrikade aus beherrſchten und wir hatten auf einem verhältnißmäßig ſchmalen Wege ihren Kugeln gradezu entgegen zu gehen. Das Beſte, was wir thun konnten, war laufen, um dieſen böſen Weg ſo raſch als möglich hinter uns zu haben. Und in der That, wir wählten nicht den Paradeſchritt, mit dem die Engländer an der Alma der dreifachen Redoute entgegenmarſchirten. Wir liefen bis zur Athemloſigkeit. Es fiel nicht ein einziger Mann, doch begegnete uns etwas Schreckliches, das mir noch immer, ſo oft ich daran denke, wie ein gräuliches Traumgebilde vorſchwebt. Ein alter Mann in Hemdärmeln, mit einem zerlöcherten, ſchwarzen Hut auf dem Kopfe, kam uns blaß, mit weit aufgeriſſenen Augen, Todesangſt im ganzen Geſichte und in der ganzen Geſtalt, entgegengelaufen, ohne, wie es ſchien, etwas vor ſich zu ſehen oder auf etwas zu achten. Er rannte fort, als wollte er einem Ungeheuer entrinnen. Sage ich es nur in einem Worte: Er trug ſeine Gedärme in ſeinen Händen. Am Rande der Donau, uns gegenüber am andern Ufer lag ein Todter in bürgerlicher Kleidung auf dem Geſichte. Aber wir liefen weiter und fanden uns im Garten des Schüttelbades, oder deſſen Hofe zuſammen. Die Gartenwand zwiſchen dieſem und dem Garten der Dampfmühle war nie-

dergerissen und brannte, beinahe alle Bäume brannten; aus dem Dache der Dampfmühle und aus den Fenstern der beiden höchsten Geschosse schlug die Lohe in dicken Säulen. Dort waren wir außer dem Schusse der Barrikade, aber nicht sehr fern von ihr. Sie war nicht hoch und wir sahen die Kroaten bis unter die Brust. Um sie zu beschäftigen, ließ ich auf sie schießen; nach jedem Schusse trat der Schütze in den Hof zurück, wo er gedeckt war. Aber bald erschienen die Kroaten in den Fenstern der Dampfmühle und beschossen uns von der Höhe herab. Wir antworteten. Mir geschah bei meinem ersten Schusse etwas Lächerliches. Ich schoß aus einem ganz neuen, leichten Gewehre, das beim Zeughausſturme genommen worden war. Kaum war der Schuß gefallen, als ich mich selbst getroffen glaubte; ich hatte einen gewaltigen Stoß bekommen, taumelte und wäre hingestürzt, wenn mich mein Nebenmann, der alte Nationalgardist, nicht aufgefangen hätte. Als ich wieder zu mir kam, sah ich ihn herzlich lachen. Mein Gewehr war nämlich nicht geputzt und im Laufe verrostet. Daher der Stoß. Der Nationalgardist nahm es mir ab und gab mir das seinige. Indessen zogen sich die Kroaten aus der Dampfmühle zurück. Ein junger Mann mit grün und weißem Federbusche auf dem Calabreser hatte sich hinter einen brennenden Baum gestellt und mit größter Gemüthsruhe geladen, gezielt und geschossen; er scheint ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, vielleicht hatte er einen oder den andern getödtet, und sie richteten ihre Schüsse beinahe ausschließlich auf ihn, der sich darum aus seiner Position hinter dem Baume doch nicht vertreiben ließ. Als sie in den Fenstern erschienen waren, stellte ich meine Leute hinter einen Rest der Gartenwand und sie waren unserm Feuer mehr ausgesetzt, als wir dem ihrigen. Es mochte ihnen auch in dem brennenden Hause zu heiß geworden sein; ge-

nug, sie zogen sich zurück. Ich schickte einen Theil meiner Leute in die Dampfmühle, um nachzusehen, ob wirklich Studenten darin seien, oder ob sie von dorther etwas hinter der Barrikade entdecken könnten, während ich der andern Hälfte befahl, die Barrikade zu beschäftigen. Das thaten diese auf's Gewissenhafteste; einige eilten sogar mehrere Schritte vorwärts, als ob sie die Barrikade stürmen wollten. Mittlerweile aber kamen die andern nicht in's Haus; jener junge Mann mit dem grün und weißen Federbusche hielt sie hinter dem Hause zurück und ging allein durch eine Hinterthür hinein. Nach einiger Zeit kam er zurück und berichtete, daß er darin weder ein Spur von Studenten, noch von Kroaten gefunden habe, daß auch jenseits der Barrikade von Studenten nichts zu entdecken sei. Darauf stürmten mehrere das Haus, untersuchten es in allen Winkeln, in die sie noch gelangen konnten und kamen schweißtriefend, einige den stürzenden Balken kaum entronnen, mit demselben Berichte zurück. Das waren gute Nachrichten und gut war es auch, daß es jetzt hinter den Kroaten zu donnern begann, so daß sie sichtbar unruhig wurden und sich oft umsahen. Es war Robert Blum, der die Rasumovsky-Brücke besetzt hatte, seine Kanonen donnern ließ, einen Scheinübergang machte und uns so Luft verschaffte. Ich benutzte diesen günstigen Moment zu unserem Rückzuge. Wir liefen wieder auf dem bösen Wege, der uns jetzt verderblich werden sollte. Hageldicht flogen uns die Kugeln nach. Die Kroaten schossen jetzt energischer, als da wir gekommen und als da wir ihnen gegenüber gestanden hatten. Vielleicht war ihre Zahl indessen vergrößert worden. Ich lief neben einem Schneider, der in Hemdärmeln war, aber eine Nationalgardenmütze trug; ein guter, kleiner, magerer Kumpan, der an der Dampfmühle viel Muth gezeigt hatte. Plötzlich rief er im Laufen: Jesus Maria, ich bin weg, ich bin weg, ich bin weg! — Es wird nichts sein, sagte ich,

nur eine leichte Verwundung, Sie laufen ja noch so gut! — Aber kaum hatte ich die Worte gesprochen, als er neben mir zusammenbrach. Ich bückte mich zu ihm hinab, um ihm hülfreich zu sein; in demselben Augenblicke streifte eine Kugel meinen Hut. Sie hätte mich, wäre ich aufrecht gewesen, in der Mitte des Leibes erreicht. Die Thüre eines Hauses öffnete sich, um mich und den Schneider, den ich nach mir schleppte, aufzunehmen. Frauen hatten ihn fallen sehen und wollten uns barmherzig aufnehmen. Sie beschäftigten sich auch sogleich mit dem armen, tödtlich Verwundeten. Ich rief meinen Leuten zu und sammelte sie alle — ach, es waren nur noch zwölf — in dem Hause. Schon waren mehrere Verwundete in den Häusern, an denen wir bereits vorbeigelaufen waren. Die Bewohner hatten sich nur vor den Kroaten abgeschlossen, aber sie thaten ihre Thüren auf, um die Verwundeten aufzunehmen und sie pflegten sie überall mit Liebe. Die guten Wiener!

Wir beriethen uns, was weiter zu thun? Der Gardist schlug vor, den Rückzug durch die Gärten fortzusetzen, die sich hinter den Häusern in ununterbrochener Reihe fortzogen, da der Weg am Donauarm zu mörderisch war. Der Vorschlag wurde angenommen und ausgeführt. Aber die Gärten waren nur von geringer Ausdehnung und durch Plankenwände oder Palisaden von einander getrennt. Die Kroaten, die seit unserer Flucht wieder das Schüttelbad einnahmen, bemerkten uns von dort aus und begannen uns nachzuschießen, eine Schaar machte sich sogar auf, um uns durch die Gärten zu verfolgen. Eine Gartenwand nach der andern schnitt uns den Weg ab; wir mußten eine nach der andern überklettern; oben angekommen, waren wir wie ausgesteckte Ziele, wenn wir auch sicher waren, so lange wir uns in der Ebene befanden. Während wir oben waren, flogen die Kugeln in Menge um unsere Köpfe; dabei hörten

wir das Geheul der Verfolger immer näher kommen. Wir hatten höchſte Eile. Da erlebten wir wieder einen jener Züge der Aufopferung, die während dieſer Wochen ſo oft vorkamen. Ein Proletarier war immer der letzte, der über die Wände kletterte. Er hielt ruhig Stand, ſo lange noch ein Einziger von uns diesſeits war und half mit Arm und Schultern Einem nach dem Andern über das Hinderniß. Er ſelbſt hatte dann Niemand, der ihm geholfen hätte, und mußte ſich oft mit arger Mühe, allein, auf die manchmal hohe Wand hinaufhelfen, immer in Gefahr, von den Verfolgern erreicht zu werden. Dieſes Werk der Hülfe und der Aufopferung führte er mit Conſequenz bei allen Wänden durch, deren vielleicht zwölf oder vierzehn waren. Endlich kamen wir an der Franzensſtraße und hinter der Barrikade an. Es fehlte Mancher und unter den Fehlenden war auch der Junge, für den ich mitgezogen war. Glücklicherweiſe kam er nach einer halben Stunde zum Vorſchein und zwar friſch und wohlbehalten. Er hatte einen Freund, einen Studioſus Juris, der in's Knie geſchoſſen war und ſich nicht regen konnte, zuerſt in Sicherheit, dann zu einem Arzte gebracht. Wie traurig auch die Expedition ausgefallen war, ſo hatten wir doch beinahe die Gewißheit erlangt, daß die Studenten nicht in den Flammen der Dampfmühle zu Grunde gegangen ſeien. Auch erfuhren wir ſpäter, daß ſie ſich in der That, als die Kroaten die Dampfmühle, die ſie beſetzt gehalten, angeſteckt hatten, rückwärts, durch den Prater bis an die Jägerzeile durchgeſchlagen hatten, obwohl der Prater in der Gewalt der Oeſterreicher geweſen.

Von dieſer Expedition weiß ich, daß ſie meine erſte, thätige Theilnahme am Kampfe geweſen, denn die Gefühle des erſten Kampfes vergeſſen ſich nicht. Was darauf folgte, kann ich nicht mehr in chronologiſcher Ordnung erzählen; es ſind abgeriſſene, bruchſtückweiſe Erinnerungen.

Eines Abends zogen wir, an hundert Mann, Corps d'élite und Proletarier, unter Anführung des Majors Haugk an die Mariahilfer Linie, die allem Anschein nach diese Nacht angegriffen werden sollte. Das Burgthor wurde uns von einem polnischen Offizier geöffnet, der bei dieser Gelegenheit allerlei Unsinn sprach und viele schlechte Witze machte. Er war arg betrunken und gab uns einen bösen Eindruck mit auf den Weg. Es stand schlecht um eine Stadt, deren Thore so bewacht waren. Von der Mariahilfer Vorstadt kam uns rother Feuerschein entgegen, der den hellen Himmel purpurn färbte; sonst war die Nacht schwarzdunkel. Auf dem Marsche durch die unendlich lange Hauptstraße der Vorstadt flogen uns ununterbrochen, langsam, zischend und raschelnd, in großen Bogen glühende Bomben entgegen, die bald auf einem Dache in unserer Nähe, bald auf unserem Wege platzten. In den Thüren standen die Bewohner und sahen dem Schauspiele zu. Jeden Augenblick rief man uns eine Warnung entgegen: Mein Herrn, ziehen Sie sich links, die Schußlinie ist rechts! — Wir bogen nach links. — Meine Herrn, ziehen Sie sich rechts, die Schußlinie ist links! Wir bogen nach der rechten Seite. Die wiederholten Warnungen und die mehrfache Veränderung des Marsches, dabei der beständige Anblick der Kugeln, die uns langsam entgegenkamen, brachte eine große Unruhe in die Schaar und demoralisirte sie endlich ganz. Einzelne sprangen beim Fall und Platzen der Bomben aus den Reihen, die einen rechts, die andern links — man fluchte, man schrie — Viele wollten umkehren. Es war eine gräuliche Unordnung. Haugk ließ uns halten und sprach den Furchtsamen Muth ein. Bald aber war dieselbe Unordnung und in einem erhöhten Grade wieder da. Da befahl er das Bajonett zu fällen und jedem, seinen Vordermann niederzustoßen, sobald er Miene mache, aus der Reihe zu treten.

So kamen wir in schönster Ordnung, trotz Bomben und Granaten, an der Mariahilfer Linie an.

Wir lösten die Besatzung ab und besetzten selbst die Barrikade, von welcher aus wir bei einem Wachtfeuer die Oesterreicher wie Schatten hin und her gehen sehen konnten; von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Kanonenschuß ganze Gruppen und wir mochten uns überzeugen, daß wir eine ziemlich starke Macht uns gegenüber hatten. Die Bomben aber ließen uns unbehelligt; sie flogen in großen Bogen über unsere Köpfe weg in die Vorstadt. Nur von Zeit zu Zeit schlug eine Voll-Kugel in unserer Nähe ein, ohne uns den geringsten Schaden zu thun. — Ungefähr um Mitternacht regte sich etwas in nächster Nähe außerhalb der Barrikade; wir kamen in Alarm. Aber es war ein Proletarier, der sich sogleich als Freund zu erkennen gab, zu uns herein kam und uns versicherte, daß sich die Oesterreicher regen und daß gewiß etwas bevorstehe. Die Barrikade wurde doppelt besetzt und die Leute, die nebenan in einem kleinen Häuschen beim Weine gesessen hatten, kamen hervor, nahmen ihre Gewehre und standen in der Nähe bereit. In der That kamen nach weniger als einer Viertelstunde plötzlich die Oesterreicher hinter einem Hause der Vor-Vorstadt in Menge hervor und stürmten plötzlich auf unsere Barrikade los. Wir empfingen sie mit einer guten Salve und gleich darauf mit einer zweiten, da uns die Hintermänner augenblicklich unsere Gewehre abnahmen und ihre geladenen reichten. Sogleich zogen sich die Oesterreicher zurück, ohne einen Schuß gethan zu haben, und während dieses Rückzuges hörten wir einen Schrei, der die Luft auf schauerliche, auf jämmerliche Weise zerriß. Offenbar war es auf eine Ueberrumpelung abgesehen, die sie aber aufgaben, da sie uns so wachsam fanden. Bei dieser Gelegenheit wurde ich sehr leicht am Fuße verwundet und zwar von befreundeter Seite,

durch das Bajonett eines Nationalgardisten, als er auf die Barrikade stürmte, um uns zu Hülfe zu kommen.

Hierauf wurde es stille. Nur die Bomben fuhren fort von Zeit zu Zeit die dunkle Nacht mit einem feurigen Bogen zu durchkreisen. Ich saß in dem kleinen Häuschen, links von der Linie, und trank mit den Andern, als eine solche Bombe eine ganze Ecke des Daches abriß. Man ging hinaus, um den Schaden zu besehen, und ging dann wieder zurück, um weiter zu trinken und zu plaudern. Nach wenigen Tagen des Kampfes konnte ich an unzähligen Bürgern, Studenten und Proletariern jene Kaltblütigkeit beobachten, die man selbst an alten, berühmten Kriegern zu bewundern gewohnt ist. Wäre die Kraft und der Muth des Wiener Volkes gehörig gebraucht, wäre ein Commando, irgend ein Plan da gewesen, man hätte Wunder thun können. Aber im Commando war Anarchie, oder vielmehr, es gab gar kein Commando. Auf seinem Posten, auf dem er sich oft zufällig befand, that Jeder seine Schuldigkeit und mehr als das — aber Jeder auf eigene Faust; von einem Zusammenhange war nicht die Rede, Ein Plan, Ein Wille war nirgends sichtbar.

Ein anderes Mal wurde ich mit einem Theil des Corps d'élite zu einer polizeilichen Haussuchung verwendet. Es war eine Anzeige eingelaufen, daß sich in irgend einem der Häuser am Ende der Fuhrmannsgasse in der Leopoldstadt ein Waffendepot der Contrerevolution befinde. Das Haus sollte ausfindig gemacht werden und zwar sogleich, da Gefahr da war, daß dieser Theil der Stadt dem Feinde in die Hände falle. Schon schlug man sich auf's hartnäckigste im Augarten und schon wurde die Gegend der Fuhrmannsgasse beschossen. Ein Student, der bereits in Schleswig-Holstein als Offizier gedient hatte, führte uns. In der genannten Gasse standen die Einwohner, meist Weiber und Kinder, in den Hauseingängen, um sich vor den fallenden Kugeln und

den herabſtürzenden Dachtrümmern zu ſchützen. Wie ſehr ſie zitterten und bebten, hatten ſie für uns doch ein freundliches Lächeln. „Da kommen ja die Studenten!“ hörte man, „ach die braven Studenten!“ — Aber unter dieſen braven Studenten war einer, der beim Anblick des Unheils, das die Kanonenkugeln anrichteten, allen Muth verlor. Er fing förmlich zu heulen an, ſagte, das ſei unmenſchlich, ordentliche Menſchen ſolche Wege zu führen, was die ganze Geſchichte überhaupt zu bedeuten habe u. ſ. w., und behauptete am Ende, er ſei ein Vater, der fünf Kinder zu ernähren habe und deſſen Pflicht es ſei, ſein Leben zu ſchonen. Es war ein Menſch von ungefähr ſechsundzwanzig Jahren, ein Kaufmann oder Commis, der ſich in die Studentenlegion hatte aufnehmen laſſen. Der Lieutenant verwies ihm ſein Geſchwätz und ſeine Feigheit, da er aber immer lauter zu klagen anfing, wandte ſich jener zähneknirſchend um, faßte ihn am Kragen und warf ihn einer Gruppe von Weibern zu. „Verhaftet ihn und führt ihn auf den nächſten Poſten, die feige Memme!“ rief der Lieutenant. Die Weiber umringten ihn lachend und führten ihn in der That an Arm und Rockſchößen, trotz aller herabfallenden Kugeln, auf die Hauptwache in die Jägerzeile, wo man ihm nach drei Tagen auf unangenehme Weiſe den Abſchied gab, nachdem er ſich mit dem Gedanken an ein Kriegsgericht auf's Grauſamſte abgequält hatte.

Von Waffenvorräthen fanden wir in den Häuſern, die wir vom Keller bis unter's Dach unterſuchten, keine Spur. Die Einwohner, wo ſolche zugegen waren, lächelten gutmüthig über die Verkennung und daß man bei ihnen nach gegenrevolutionären Waffen ſuchte. „Ach nein,“ verſicherte man uns von allen Seiten, „wir ſein nicht gegen die Studenten; die ſein ja ſo gut!“ In einem Hauſe fanden wir ein junges, ſchönes Mädchen, das uns mit Thränen in den Augen beſchwor, doch abzulaſſen, „wir ſetzten es ja doch nicht

durch." Doch von diesem Mädchen habe ich schon an einem andern Orte erzählt *).

Bald nach dieser Haussuchung sollte ich wieder in dieser Vorstadtgegend beschäftigt sein.

Eines Abends marschirte ich mit noch ungefähr fünfzig Mann unter Anführung Fröbel's in die Leopoldstadt und in ein gewaltiges, ausgedehntes, sehr solid gebautes Haus in der Nähe der Jägerzeile. Unsere Bestimmung war, dieses Haus so schnell als möglich und so stark als möglich zu befestigen, da es mehrere Straßen beherrschte und von dieser Seite her bald ein Angriff auf die Leopoldstadt zu befürchten war. Die Kaiserlichen hatten schon den ganzen Prater und den Bahnhof besetzt und waren auch im Besitze des Augartens, den sie nach langem und hartnäckigem Kampfe eingenommen hatten. In dem Hause fanden wir schon eine kleine Besatzung und mit dieser vereinigt gingen wir sogleich an die Arbeit. Ich hatte den besten Willen mich nützlich zu machen, aber wo ich zugriff, war gleich ein Proletarier bei der Hand, der mich lächelnd zurückdrängte. „Das ist nicht für Sie", „das verstehen wir besser." So gutmüthig zeigte sich das Volk überall; nirgends eine Spur von jenem proletarischen Hohn, der sich mit Schadenfreude am Schweiße der an körperliche Arbeit nicht gewöhnten „Aristokraten" oder an der Ungeschicklichkeit der Hände ohne Schwielen erfreut. In der That konnte ich mit Hacke und Spaten nirgends an's Werk gelangen und wo ich einen Stein anfaßte, um ihn an den Ort seiner Bestimmung zu tragen, wurde er mir sofort aus der Hand genommen. Selbst als Handlanger konnte ich nicht dienen. Ich ergab mich in mein Schicksal, legte mich auf einen Strohsack und schlief vortrefflich bis zum Morgen, während man um mich herum wie in einem Bie-

*) Erzählungen eines Ausstäten. 1. Thl. S. 72.

nenkorbe arbeitete. Als ich erwachte, war das Haus eine Feſtung, in der man ſich ganz ſicher und behaglich fühlte. Aber wir ſollten uns nicht lange ſo fühlen.

Gegen ſechs Uhr Morgens erſchien General Bem vor dem Hauſe. Er warf einen raſchen Blick auf daſſelbe und in den Hof, fand, daß es gut war und befahl, daß wir nun weiter marſchiren ſollen. Er wartete nur, bis wir uns vor dem Hauſe verſammelt hatten, gab Fröbel ſeine Befehle und ritt dann weiter. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich den merkwürdigen Mann zum erſten Male, jenen Mann, der, wenn er mit dem Oberbefehl betraut geweſen wäre, der Belagerung Wiens und der ganzen Bewegung wohl einen andern Ausgang gegeben haben würde. Er trug weiße Reithoſen, die in hohen Stiefeln ſtacken, einen dunkelblauen, bis unter's Kinn zugeknöpften Rock und einen Calabreſer mit weißer Feder: eine ſchmächtige, magere Geſtalt, der man es nicht angeſehen hätte, daß ſie allen erdenklichen Mühſalen und Kriegsarbeiten gewachſen war. Auch das magere, gelbe, oder vielmehr graue Geſicht hätte wenig Kraft verrathen, wenn es nicht von einem energiſchen, geiſt- und kraftvollen Auge beleuchtet worden wäre. Nicht eines der Bilder, die von General Bem bekannt ſind, finde ich ähnlich; ſie geben ihm meiſt ein rundes und ziemlich freundliches Geſicht; das ſeine aber war länglich und erſchien um ſo länger, als die Wangen ſo eingefallen waren, daß ſie bereits Gruben bildeten und als es von einer hohen und ſchmalen Stirne überwölbt war. Freundlich war er nur, wenn er ſprach und ſich wohlmeinend über die jungen Soldaten und über den gefährlichen Poſten, auf den er ſie ſchickte, luſtig machte; ſonſt war ſein Geſicht gedankenvoll und nichts weniger als anziehend. Der Poſten, auf den er einen Theil der Beſatzung des Hauſes und mit ihr eine Abtheilung Steierer, vom ſteieriſchen Zuzuge, ſämmtlich unter Fröbel's Führung,

schickte, lag in der Nähe der Fuhrmannsgasse und war in der That nichts weniger als angenehm. Wir hatten eine lange Gartenmauer, eine Barrikade, und ein kleines, einstöckiges Haus, die zusammen eine Linie bildeten, zu bewachen und nöthigenfalls zu vertheidigen. Vom Feinde waren wir eigentlich nur durch die Chaussee getrennt, die zum Norddahnhof führt. Jenseits dieser Chaussee beginnt der Prater mit einem grünen Platze geringer Ausdehnung und jenseits dieses grünen Platzes beginnt der Praterwald, in welchem, ebenso wie im nahen Bahnhofe die Kaiserlichen standen. Sie waren durch das weitläufige Gebäude wie durch [illegible]ume unsern Blicken entzogen, konnten sich, ungesehen von uns, sammeln und uns binnen einer halben Minute überfallen. Da galt es wachsam sein. Auf Fröbel's Anordnung brach man Schießscharten in die Gartenmauer und stellte man das Haus so gut als möglich wieder her. Die Kaiserlichen hatten es nämlich Tags vorher in Brand gesteckt, die Wiener hatten den Brand wieder gelöscht; so war es zur Hälfte von Feuer und Wasser zu Grunde gerichtet und in einem jämmerlichen Zustande. Die Möbel waren gerettet worden, nur die Strohsäcke, vom Wasser getränkt, lagen in und außer dem Hause. An der Barrikade, an den Fenstern und an den Schießscharten mußte fortwährend ungefähr die Hälfte der Besatzung stehen, um den Prater und den Bahnhof zu beobachten. Das war ein sehr ermüdender Dienst. Von Zeit zu Zeit näherten sich die kaiserlichen Vorposten; man trieb sie mit Flintenschüssen zurück. Ein alter Soldat, ein Jäger, der noch seine Uniform trug, besuchte uns und leistete uns treffliche Dienste. An einem Fenster stehend entdeckte er, wo sich ein Oesterreicher zeigte, seine Beute im dichtesten Gebüsche; er schoß und traf beinahe immer. Nachdem er diese Jagd eine Zeitlang getrieben hatte, zogen sich die Vorposten weit zurück. Ein Steierer schlich nun in den

Prater, wie ein Gemſenjäger. Er ſprang von Baum zu Baum; hinter den Stämmen lud er, ſchlich dann hervor, ſuchte ſich ein Ziel und ſchoß. Kaum geſchoſſen, war er zwanzig Schritte weiter und die Kugel, die ihm antwortete, flog fern von ihm in's Leere. Oft verſchwand er uns auf halbe Stunden aus den Augen, aber mit dem Horn, das er an der Seite trug, ſchickte er uns nach jedem dritten Schuſſe Grüße zu, die uns über ſein Wohlergehen beruhigten. Ein Schneider, der mit uns war, ließ ſich durch dieſes Beiſpiel zu gleichen Thaten anfeuern und ſo zogen die Zwei wie Jäger durch den Wald. Den Muth der Schneider habe ich während der Wiener Belagerung überhaupt anders kennen gelernt, als ihn die populäre Tradition darzuſtellen liebt. Ich fand, daß es den Schneidern eigen iſt, überall dabei ſein zu wollen, beſonders wo es gilt, etwas Keckes oder Kühnes auszuführen.

In der Nacht mußte es natürlich auf einem ſolchen Poſten unheimlich ſein und war doppelte Wachſamkeit geboten. Ich ſehe immer noch einen gewiſſen jungen Poeten, der heute in Oeſterreich lebt und den ich darum nicht nenne, wie er gleich einer Tigerkatze die ganze Nacht auf der Barrikade lag und unbeweglich in die Dunkelheit hineinſtarrte, für Viele wachend, die indeſſen auf den durchnäßten Strohſäcken, unter freiem Himmel und in der Octoberfeuchtigkeit und Kälte ein Auge voll Schlaf zu erhaſchen ſuchten. Gegen Morgen erſchien eine gute, arme Frau aus der ſonſt verödeten Nachbarſchaft und brachte uns, was ſie vermochte, Suppe und Kaffee. Die gütige Samaritanerin ſorgte auf's mütterlichſte für uns, ſo lange wir auf dieſem Poſten verblieben. Als der zweite Abend kam, brachte ſie Kleider und Decken, um uns gegen die Kälte zu ſchützen, und lud die Unbeſchäftigten ein, wenigſtens unter ihrem Dache zu ſchlafen. Am zweiten Tage war ſie wieder mit Brod, Suppe und Kaffee da,

und unmöglich war es, sie, die arme, bedürftige Frau, zur Annahme einer Vergütung zu bewegen. Ich bin überzeugt, daß keiner meiner damaligen Kameraden das gute, von Wohlwollen durchstrahlte Gesicht der armen Frau vergessen hat, oder je vergessen werde. Wie oft haben wir, ich und Sigmund Kolisch, der mit auf dem Posten war, in ferner Fremde von der guten Frau gesprochen und erzählt. Möge es ihr wohl ergehen bis an ihr seliges Ende. Amen!

Am dritten Tage (wenn ich nicht irre), Vormittags wurden wir Müden abgelöst und in die Aula zurückgeschickt. Auf dem Wege begegneten wir großen Schaaren, die sämmtlich in die Leopoldstadt und meist nach der Jägerzeile zogen. In dieser waren zwei große Barrikaden aufgeführt; hinter einer derselben, vor einem kleinen Tischchen saß General Bem. Es sah aus, als sollte es bald zu etwas Ernstem kommen. In der That griffen die Oesterreicher an und noch selbigen Abend war die Leopoldstadt nach hartem Kampfe in ihrer Gewalt.

Aber die Tage wurden trüber; der Feind zog seine Kreise immer enger um die Stadt; Nichts geschah, um die Hülfe zu benutzen, die überall im Lande bereit war, oder nur sie heranzuziehen. Man wußte, daß noch starker Zuzug aus Oberösterreich und Steiermark gekommen war und daß er, nachdem er Tage lang in den Gebirgen gewartet hatte, wieder zurückging, da man sich mit ihm nicht in Verbindung setzte, um ihn im Rücken des Feindes agiren zu lassen, und nichts that, um ihm einen Weg in die Stadt zu öffnen. Bei der Annäherung des Feindes einerseits, bei der Anarchie im Oberbefehl andererseits sank die Hoffnung immer tiefer. Die erhebenden Momente wurden von niederdrückenden überwuchert. Einen solchen erhebenden und einen solchen niederdrückenden Moment erlebte ich eines Tages rasch nach einander. Ich kam aus der Singerstraße. Am Fuße des

Stephansthurmes ſtand eine Schaar ſteieriſcher Schützen unter Anführung des trefflichen Dr. Effenberger, der ſpäter ſein Leben in Kufſtein vertrauerte. Sie ſangen begeiſtert: Was iſt des Deutſchen Vaterland! und machten ſich froh und glücklich zu einem Kampfe bereit. — Was iſt? fragte ich. — Die Ungarn ſind im Anzug. Ich eilte in die Aula. In der That ließ man uns und viele bewaffnete Proletarier auf dem Platze in Reihe und Glied treten und man flüſterte ſich zu, daß wir einen Ausfall machen werden. Major Hangk ging, die Hände über den Rücken gelegt, vor uns auf und ab. Aber wir ſtanden und ſtanden; es kam kein Befehl; der Major ſchickte einen Boten nach dem andern ab; es veränderte ſich nichts. Meſſenhauſer ſtand auf dem Stephansthurm, beobachtete das Gefecht zwiſchen Oeſterreichern und Ungarn und hatte nicht den Muth, einen gewaltigen Ausfall zu machen, der die Oeſterreicher zwiſchen zwei Feuer genommen hätte. Er ſtand noch immer auf dem Rechtsboden. Doch war dies der entſcheidende Moment. In unſerer Mitte wie im Volke, das uns umgab, fühlte man das; die Bewaffneten wurden ungeduldig, im Volke gerieth man beinahe in Wuth. Damals ſah ich, wie ein Volk wird, wenn es die Hoffnung verliert und Alles an Alles ſetzen möchte. Da die Stunden vergingen und immer nichts geſchah und dabei noch die Ungewißheit obwaltete, ob wirklich die Ungarn gekommen ſeien, ob, wenn ſie gekommen, ſie Sieger oder beſiegt ſeien, kam das Volk in eine Art von Verzückung. Ich ſah Weiber, die ihre Kleider abriſſen, das Haar loslöſten und zu predigen und zu prophezeihen anfingen, als befänden wir uns in einer bibliſchen Stadt, vor deren Thoren Babylonier oder die Schaaren Aſſurs lägen. Ich begriff die Prediger und Propheten der Camiſarden. Die Weiber waren ekſtatiſch. Wären wir es doch auch geweſen! aber wir waren Theile eines Ganzen, wir waren ſchon disciplinirt — und warteten. So wurde

es drei Uhr Nachmittags und wahrscheinlich nur um uns zu beschäftigen, führte man uns auf die Bastei. Von da aus sahen wir denn, daß die Vorstadt Landstraße schon genommen war. Von dort und vom Glacis aus beschoß man uns. Wir setzten uns mit dem Rücken an das Parapet und sahen, wie die Kugeln in die Häuser vor uns flogen: eine Bombe platzte im Dache des Dominikanerklosters; das Haus, das die Fürstin Schwarzenberg, die Frau des Marschalls von Leipzig, bewohnte, wurde von den Kugeln der Kroaten arg mitgenommen. Man antwortete von der Bastei aus, aber welche Wirkung konnte das haben?

So wurde es von Tag zu Tage schlimmer. Jede Nacht sah Wien aus, als wäre es unter eine rothe Glasglocke gestellt; der Himmel glühte von Feuersbrünsten. Im Volke nahmen Entmuthigung und Verzweiflung zu und die schöne Stimmung der ersten Tage war dahin. Da sah ich Manches, was in den ersten Tagen unmöglich gewesen wäre. Vor der Aula erhob sich ein Streit zwischen zwei Leuten; in dem Streit zog der Eine eine Pistole und legte auf seinen Gegner an. In dem Augenblicke fiel das Wort: Ein Schwarzgelber! Auf dieses Wort hin zog einer aus dem Volke einen Strick aus der Tasche und näherte sich dem als Schwarzgelben Bezeichneten, mit der größten Gemüthsruhe, um ihn aufzuknüpfen. Wir retteten ihn nur, indem wir ihn verhafteten. Es zeigte sich später, daß der Gerettete den Strick wohl verdient hätte; es war ein Spion.

An der Aula hörte ich auch zwei übergegangene Grenadiere sich besprechen, wie sie sich, wenn Wien falle, erschießen wollten.

In dieser letzten Zeit begegnete ich zu wiederholten Malen dem durch seinen Tod bekannt gewordenen Jellineck, der, im Gegensatz zu seiner ganzen Umgebung, immer voll Hoffnung war; er gehörte nicht zu jenen Köpfen, die überall

gleich das Ende ſehen, wo ſie keinen Ausgang finden. Er konnte im Gegentheil kein Ende ſehen, wo er keinen Abſchluß ſah; hätte man ihm noch zwölf Lebensjahre gegönnt, er hätte Recht behalten. Wir ſehen heute, daß der Fall Wiens kein Ende war und dieſe ſelbſt, die ihn herbeiführten, ſind gezwungen, daran wieder anzuknüpfen. Was heute in Ungarn, in Wien, in ganz Oeſterreich vor ſich geht, iſt nur eine directe Fortſetzung jener Zeit. Es zeigt ſich, daß Alles, was dazwiſchen liegt und was man für ſo klug gehalten, nichts zu bedeuten hatte: handle es ſich um Männer, oder Dinge, oder Inſtitutionen. Wie hoffnungsvoll er war, ſo furchtlos war er auch, der arme Jellineck, der philoſophiſche Kopf. Was in ihm zum Begriffe geworden war, war ewig; was hatte er zu fürchten? Als man ihn nach dem Falle Wiens warnte und ihm rieth, doch auch, wie viele Andere, die Flucht zu ergreifen, ſagte er lachend: „Was kann er mir thun, der Windiſchgrätz? dieſer ungebildete Menſch!“ Der ungebildete Menſch hat ihn für einen Zeitungsartikel erſchießen laſſen.

Noch ein anderes Opfer Windiſchgrätz's ſah ich oft: den Muſikus Becher, damals mit Koliſch Redakteur des „Radikalen.“ Ich kannte ihn aus alter Zeit und hatte ihn oft in Neurer's Kaffeehaus, dem Stelldichein der höhern Wiener Literatur, und bei Lenau geſehen. Ich war erſtaunt, ihn nach Jahren ſo jung zu finden; die Revolution hatte ihn verjüngt und alle ſeine Kräfte neu aufgefriſcht. Er war der letzte Wiener Kämpfer, und daß und wie er es war, habe ich mit meinen Augen geſehen.

Meſſenhauſer hatte ſchon ſeit mehreren Tagen capitulirt und das Commando niedergelegt. Das will ſo viel ſagen, daß es nunmehr ſelbſt dem Namen nach keinen Oberbefehl mehr gab; auch Blum und Fröbel hatten als Offiziere in Folge der Capitulation die Waffen niedergelegt. Aber das Volk hatte nicht capitulirt und es wollte den Kampf noch

fortsetzen, als es schon auf den engen Raum der kleinen, innern Stadt Wien beschränkt war. Am letzten Kampftage ging ich in Gesellschaft Kolisch's auf die Kärntner-Thor-Bastei; uns gegenüber, auf der Wiedner Brücke war eine Batterie aufgeführt, die uns beschoß. Die Schaar der Vertheidiger war nur noch eine geringe; sie schleppte eine elende, alte Kanone herbei, um auch mit Artillerie zu antworten. Es sah ganz aus wie ein Ende. Als wir der Bastei zugingen, begegneten wir am Eingange der Spiegelgasse zweien Gesichtern, wie man sie in den letzten drei Wochen nicht gesehen hatte: alte, lächelnde, geschniegelte Hof- und Beamtengesichter. Wie sie uns mit unsern Gewehren hingehn sahen, begrüßten sie uns, redeten uns an und meinten, es sei ein schöner Tag. — Merken Sie was? sagte K. zu mir — diese Vögel kommen hervor; das sind unsere Todtenvögel ... Auf der Bastei sahen wir, was diese Vögel auguririten. Nachdem wir einige Schüsse auf die Batterie gethan, die übrigens außer Schußweite stand, verließen wir die Bastei wieder und kehrten in die Stadt zurück, deren Straßen schon vielfach von den Bomben aufgerissen und von dem Schutte, der von den Dächern fiel, bedeckt waren. Die Kugeln fielen überall. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß wir im Museum die Kugel einschlagen sahen, welche dort einen Brand entzündete. Ich halte diese Bemerkung für nothwendig, da man unter andern Verleumdungen auch die vorbrachte, daß die Revolutionäre Museum und Bibliothek haben in Brand stecken wollen. Sprach man doch auch von Plünderungen, zu einer Zeit, da die ganze Stadt dem Volke angehörte und ein einziger Mann, wie in tiefsten Friedenszeiten, vor der Bank Wache hielt, und vor dem Palaste Windischgrätz' auch nicht ein einziger Mann. So wenig hielt man es für nothwendig, das Eigenthum des feindlichen Feldherrn vor diesem Volke zu schützen, und

in der That wurde an diesem Hause nicht ein Nagel geschädigt. Nur einmal sah ich für einen Augenblick eine tendenziöse Zerstörungslust im Volke erwachen. Es wollte eines Abends die Statue des Kaiser Franz niederreißen; wenige Worte reichten hin, es von dem Vorhaben abzubringen, ein Vorhaben, das übrigens Wien von einer scheußlich-häßlichen Bildsäule befreit haben würde. Die sie stehen lassen, sind die Vandalen.

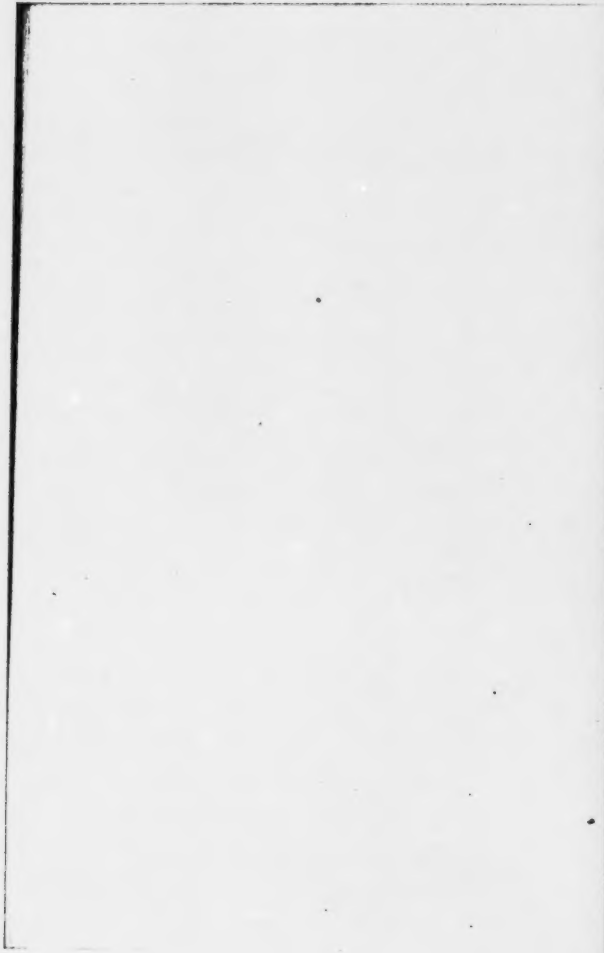
Nachdem wir auf dem Graben noch eine Zeit lang dem Bombardement zugesehen, gingen wir um eine befreundete Familie zu besuchen und ihr im Nothfalle beizustehen. Auf dem Bauernmarkt hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich sehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt sahen wir, woher der Ton kam. Dieser Platz war leer und öde, wie um diese Zeit alle Gassen und Plätze; die Einwohner hatten sich in die Keller geflüchtet oder hielten sich in den innersten Räumen der Häuser, wo sie sich vor den Kugeln sicherer wähnten. Ueber den großen menschenleeren Platz schritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Proletarierjunge. Der Junge trug eine große schwarz-roth-goldene Fahne; der Alte schlug die Trommel. Er sah nicht rechts, er sah nicht links; die Bomben flogen über seinen Kopf, sie platzten vor ihm, hinter ihm: er schritt vorwärts, gemessenen Ganges und schlug den Generalmarsch — und er schlug, als wollte er eine gestorbene Welt aus dem Todesschlafe wecken. Und der Junge mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Und der Alte schritt und schlug. — Wir blieben starr bei diesem Schauspiel und die Thränen traten uns in die Augen. — Lieber Freund, sagten wir ihm endlich, lassen Sie das; es ist Alles aus. — Nein, antwortete der Alte, sie

müssen heraus, sie müssen noch einmal heraus. Die Sache darf nicht verloren sein. So sprechend ging er immer weiter und schlug die Trommel, daß sie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig seine Fahne und sah nach allen Seiten, ob sie nicht kommen? Sie kamen nicht.

Die Abenddämmerung senkte sich schon leise herab, als wir wieder auf dem Graben ankamen. Da schwiegen plötzlich die Kanonen; es wurde ganz stille. Nach ungefähr zehn Minuten kamen vom Kohlmarkt her und liefen über den Graben dem Stephansplatze zu an dreißig Studenten und Proletarier. Laufend sahen sie rückwärts, als ob sie besorgten, verfolgt zu werden. Wieder nach einigen Minuten kam Becher, mit dem Degen in der Hand, desselben Weges, gefolgt von einer noch kleinern Schaar. Auch sie sahen sich um, während sie raschen Schrittes über den Graben gingen. Sie konnten nur vor den Oesterreichern fliehen. In der That hatten einige Nationalgardisten den Kaiserlichen das Burgthor geöffnet; die Schaar Becher's stand auf der Bastei; hätte sie sich nicht rasch zurückgezogen, wäre sie leicht abgeschnitten und umringt worden. Nicht zwei Minuten nach Becher erschienen denn auch die Oesterreicher auf dem Platze des Grabens. Zuerst kam eine kleine Abtheilung von vielleicht zwölf Mann mit gefälltem Bajonett; aber in der That war es schwer zu erkennen, in welcher Position sie das Gewehr zu halten beabsichtigten. Sie zitterten so sehr am ganzen Leibe und an den Armen, daß das Bajonett fortwährend auf und nieder ging. Dabei blickten sie ängstlich rechts und links nach den Fenstern und riefen fortwährend: Gut Freund! Gut Freund! Dasselbe that die ganze Compagnie, die ihnen auf dem Fuße folgte, die Gemeinen wie die Offiziere. Diese Letzteren schwenkten ihre Degen grüßend den Fenstern zu und riefen ebenfalls: Gut Freund! Gut Freund! Man konnte mit den armen Soldaten, die jetzt

noch einen Angriff fürchteten, nur Mitleid haben. Das Volk, das sie plötzlich überall umgab, verhielt sich stille. Da aber geschah etwas Ueberraschendes. Wie auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich hundert Fenster, die seit drei Wochen verschlossen und verhüllt gewesen, als gehörten sie ausgestorbenen Wohnungen an, sie füllten sich — hunderte von Taschentüchern wehten den Soldaten entgegen und „Vivat der Kaiser!“ erscholl es von allen Seiten. Das war wie ein Signal für das Volk: ein ungeheures Pfeifen erstickte die loyalen Rufe in Gegenwart, selbst in der Mitte der bewaffneten Sieger, die eben, freilich sehr schüchtern, ihren Siegereinzug hielten. Und das pfeifende Volk begleitete die Sieger bis auf den Stock-Am-Eisenplatz. Von dort her kamen noch einige Schüsse. Sie kamen von Becher. Noch einmal hatte er sich aufgestellt und empfing die Sieger mitten in der besiegten Stadt mit einer Salve. Dann war es stille. Die Nacht sank herab. Der Vorhang fiel nach einem großen Drama und die Orgie der Monarchie begann.

Was folgt: meiner Collegen wirkliche Verhaftung und Aburtheilung, die Vereitlung der meinigen, meine Flucht und mein Dank denen, welchen ich Freiheit und Leben schulde — Alles das gehört in ein anderes Kapitel und in eine andere Zeit — in eine Zeit, da ich nicht mehr zu fürchten haben werde, daß ich Freunde und daß ich Männer in hohen Würden bloßstellen könnte und in den Augen ihrer Collegen compromittiren als zu menschlich, als zu sparsam mit Menschenblut.



Die Franzöſelei am Rhein,

wie ſie kam, und wie ſie ging

(1790 bis heute).

Von

Ludwig Bamberger.

Die Erscheinungen in ihrer allgemeinen Bedeutung zu erfassen, das ist, worauf die Sehnsucht des Gedankens geht. Allein das Problem, um das er wirbt, gleicht der Prinzessin im Märchen. Es sendet ihn erst weit hinweg nach mühsamen Arbeiten, ehe daß ihm bei der Rückkehr sein Lohn werde. Ins Einzelne sich zu vertiefen, um das Zusammenwirkende zu begreifen, das ist der Weg des Erkennens.

Um ein volks-psychologisches Räthsel zu entziffern, welches sich ein halbes Jahrhundert hindurch den ganzen Rhein entlang abspielt, vom Elsaß bis nach Holland hinunter, hab' ich einen einzigen Punkt — allerdings den interessantesten — des Stromgebietes fixirt, und hoffe, was ich an Umfassung aufgegeben, vielfach an Sicherheit gewonnen zu haben. Beiläufige Schattirungen abgerechnet, entwickelt sich der nämliche Prozeß auf der ganzen Strecke, und der Theil ist der Spiegel des Ganzen.

Mein Vorsatz ist, zu zeigen: wie der deutsche Sinn am Rhein, indem er zu Falle kam, ein Opfer des Feudalismus war. Feudalistisch nenne ich schlechthin diejenige Staatsverfassung, welche Herrschafts- oder Regierungsgewalten auf etwas Anderes zurückführt, als auf die vernunftgemäß erkannten Bedingungen des Gemeinwohls; welche vielmehr Machtverhältnisse aus Privatrechten ableitet und ein politisches Eigenthum bevorzugter Familien anerkennt. Auch heute noch ist Deutschland ein Feudalstaat, und Der-

jenige, welcher, zu Häupten ihrer Geschicke stehend, die Einigung der Nation nicht anders zu begreifen vermag als unter Schonung jener sogenannten Rechte Dritter, der macht uns jede Täuschung über die Nichtigkeit seines Strebens unmöglich. Nur auf den Trümmern der Feudalherrschaft kann Deutschland die Geistesgröße finden, in der seine, wie jede Kraft ruht. Wer das Recht der Nation auf Selbsterhaltung und Wiedergeburt in eine Linie stellt mit dem Rechte Dritter, wer Deutschlands Sicherheit und Zukunft nicht heiliger hält als das longobardische Lehnrecht und das Instrumentum des osnabrückischen Friedens, der mag sich des Beifalls seiner hochgeborenen Standesgenossen freuen. An Deutschlands Zukunft hat er keinen Theil.

Das blutige Spiel des Kriegs besitzt eine tiefe Gewalt über die Gemüthsart des Franzosen. Diesem Zug von Barbarei vermochte sogar die große Revolution nicht beizukommen. Im Gegentheil sie hat ihm — einzig in seiner Art — vielleicht neue Kraft und Nahrung eingegeben. Jede Kampfbegierde braucht aber ein Länderziel, wie jeder Roman eine Heirath braucht, zum guten Ende. Das Liebchen der französischen Schlachtenphantasieen alle ist und bleibt der Rhein. Die Kanonen, welche in den Zeughäusern schlafen, von Bayonne bis Metz, träumen Jahr aus Jahr ein vom Wiedersehen mit unseren grünen Rebenhügeln. Und wie sie träumen, so denken von hundert Menschen neunzig in diesem Lande. Unter den zehn übrigen aber sind fünfe, welche nur mit Hülfe angestrengter Reflexion die gleiche Sinnesart überwinden. Sonderbar, daß man diesem Volke Beweglichkeit zum Vorwurf macht. Von allen Kultur tragenden ist keines so in Charaktereinförmigkeit ge-

bannt. Bei keinem gilt mehr Erblichkeit, mehr Allgewalt landläufiger Anschauungen. Zu letztern gehört der Glaube an die Berechtigung des Wunsches nach dem Besitz der Rheinlande. Darin eben unterscheidet sich dies Kriegsgelüste von ähnlichen. Der Gedanke an eine Fehde mit England bringt das französische Blut in viel heftigere Wallung, aber es sitzt auf dessen Grund viel mehr blinde Leidenschaftlichkeit als politische Ansicht. Die Antipathie gegen England ist so zu sagen bestialischer Natur. Es ist nicht mehr Rechtsbewußtsein in ihr, als in einem mit der Muttermilch eingesogenen Hasse sein kann. Noch weniger knüpft sich an sie die Vorstellung des dauernden Besitzes irgend eines Theils der britischen Inseln. Selbst an die Einbürgerung im katholischen Irland denkt Niemand ernstlich. Ganz umgekehrt verhält es sich mit dem Appetit nach einem Stück Deutschland, für welchen in den verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft verschiedene Legitimitätsrechnungen den Ausgangspunkt bilden. Jede derselben hat sich in ihrem betreffenden Kreise die Geltung einer notorischen Wahrheit verschafft. Die Massen, und dazu gehört auch der Soldat aller Grade (dies zu beider Ehre), knüpfen an den Besitzstand des Kaiserthums und der Revolution an und leben in der naiven Entrüstung fort, daß die Verträge von 1815 einen schändlichen Raub an Frankreich begangen hätten. Die Leute von der Presse und der Politik bearbeiten die Theorie der natürlichen Grenzen und der Abrundung in allen möglichen Tonarten; der profundeste Gelehrtenstand endlich, der sich mit dem Cultus des alten Gallierthums ein Steckenpferd nach Art unserer Jahne und Arndte aufgezäumt hat, beweist Euch, daß die ganze Bevölkerung des linken Rheinufers (geschweige denn die von Belgien bis an's Meer hinauf) ächt gallischen Blutes und nur durch oberflächliche Verfälschung etwas deutsch übertüncht worden

sei! Die Mehrzahl der Anhänger dieser drei verschiedenen Anschauungen stimmen dahin überein, daß die Franzosen am Rhein willkommene Gäste sein würden*).

Früher wurde der Deutsche kaum über die Richtigkeit dieser Voraussetzung befragt, heute thut man ihm wenigstens die Ehre an, ihn um Bestätigung derselben einigermaßen zweifelnd anzugehen. Immerhin bleibt es eine der demüthigendsten Mahnungen an die Schimpflichkeit unserer heimischen Vergangenheit und Gegenwart, solchen Interpellationen Rede stehen zu müssen, und rührten sie auch von dem Oberflächlichsten und Uebermüthigsten aller Franzosen her. Aber wenigstens haben wir doch jetzt den Trost, diesen Fragen mit gutem Gewissen einen feierlichen Protest entgegensetzen zu können, wenigstens vermögen wir ohne die Hülfe eines frommen Betrugs zu versichern, daß der Gedanke an einen Abfall von Deutschland in den Rheinlanden heute gänzlich verpönt und unmöglich geworden ist. — Ist es immer so gewesen? Sind die französischen Vorstellungen von der Zuneigung ihrer Gränznachbarn jedes historischen Vorwands ledig? Dies ist eine Frage, die *heute* vorzunehmen erlaubt ist, *heute*, da die Spukgestalten der undeutschen Gesinnung am Rhein todt und begraben sind, eingesargt in die Gruft der unverantwortlichen Geschichte, so gut wie der Verrath des falschen Ganelon von Mainz. Aber es ist noch nicht so lange her, daß es möglich gewesen

*) Die drei obigen Theorieen in einer Person vereinigt, sehe man in dem kürzlich von H. Théodile Lavallée in der Revue nationale veröffentlichten Aufsatze „Les frontières naturelles." Die Arbeit schließt mit folgenden Worten: „La Revolution de 1789 fit de l'idée des frontières naturelles une idée toute gauloise, qui devint comme on sait la passion de la foule et la pensée nationale." Herr Lavallée ist bezeichnender Weise Professor der Geschichte an der Militärschule von St. Cyr. Alle jungen Offiziere empfangen ihre historischen Ansichten aus seiner Hand.

wäre, diesen Verhältnissen zu Leibe zu gehen, ohne sich der Gefahr beschämender Geständnisse preis zu geben. Die Wetterscheide beider Zustände bildet einzig und scharf das Jahr 1848. So heilsam, so befruchtend ist Alles, was den Namen Freiheit trägt, daß selbst ein vergänglichster Hauch, ein traumhaftes Vorüberziehen dankenswerthe Keime des Guten ausstreut. Vom Anbeginn der neunziger Jahre bis zum ersten Erscheinen einer deutschen Volksvertretung treibt sich das Gebilde der Verschwisterung mit Frankreich in mannigfachen Schattirungen am Rhein herum, und die geschichtliche Untersuchung dieses Phänomens ist nach unserem Erachten mehr als jemals heutigen Tages ein anziehendes und lohnendes Studium. Wie gesagt, ist es aber auch erst in unseren Tagen möglich geworden, diesen Gegenstand in verlautbarer Weise aufzugreifen, weil er, von nun an erst aller Anfechtung entrückt, uns nicht mehr der Schmach aussetzt, in deutschen oder gar in fremden Augen den Anschein zu haben, als hielten wir es für nothwendig, noch lebendige Abtrünnigkeitsgelüste zu bekämpfen.

Die Vergangenheit ist der Spiegel der Gegenwart. Schauen wir hinein, und wir werden gar zu oft mit Schrecken an dem, was wir waren, erkennen, was wir sind. Der erste Theil unsres Rückblickes wird uns ein Zerrbild deutscher Wehrverfassung vorführen, welches in seinen gröberen Zügen uns lebhaft die Schäden entgegenhalten muß, an denen wir noch heute so hülflos herumflicken. Nicht blos werden Zerfahrenheit der Kräfte und Verwahrlosung der Mittel uns an die Sorgen der Gegenwart erinnern. Es werden auch die abenteuerlichsten Bilder eines unglaublich hohlen Selbstvertrauens und eines erbärmlichen Adels-Uebermuthes uns lehren, der Siegeszuversicht jenes dünkelhaften Junkerthums zu mißtrauen, welchem deutsche Regenten ohne Ausnahme die Führung ihrer Heere in allen Graden und damit

die Kraft des Landes überantworten. Noch weit mehr aber wird es unserer Aufmerksamkeit werth sein, zu beobachten, unter welchen Umständen der Abfall eines Theils der Nation von ihrem eignen Ich vor sich gehen konnte, und welcher Weise sie später wieder zu sich selbst zurückgekehrt ist. Nicht die äußersten Gegensätze werden dabei das Merkwürdigste sein, sondern die zwischenliegenden Uebergänge; und diesen mit dem Auge folgend, werden wir aus dem Prozeß des Erkrankens, mehr noch aus dem Prozeß des Gesundens, die wahren Ursachen nationalen Zerfalls und die Bedingungen nationaler Wiedergeburt mit Händen greifbar vor uns sehen. Nur Freiheit gewährt uns Schutz und Macht. Auf Schritt und Tritt wird dieser Gedanke sich aufdrängen.

Wir werden sehen, wie im Anbeginn keinerlei volksthümliche Ueberlieferung der Hinneigung zu einer fremden Nation vorgearbeitet hat, und wie die unteren Massen theils kalt theils heftig sich der zugemutheten Umgestaltung entgegenstemmen; wie aber die Contraste von Freiheit, Aufschwung und Macht einerseits, von Botmäßigkeit, Zerfall und Fäulniß andrerseits zuerst die besten Köpfe und die edelsten Gemüther der Bevölkerung zum ausländischen Elemente hinziehen; wie von diesen sodann abwärts der herrschende Gedanke sich ausbreitet und Wurzel faßt; wie später, da unter dem Kaiserthum das Anziehungsmittel der Freiheit verschwunden ist, der Vorzug einer geläuterten und gesicherten Rechtsverfassung und die politische Gleichheit noch hinreichen, die Hineinbildung in das französische Wesen zu befördern, und wie — abgesehen von jeglichem Inhalte — die äußere Thatsache des Zusammenstehens mit einem großen und gefürchteten Reichskörper noch verführerisch auf den Sinn ehemaliger Unterthanen eines Zwergstaates wirken muß. Wir werden ferner wahrnehmen, nicht nur, wie nach der Wiedervereinigung mit Deutschland dieselben Ursachen

noch eine geraume Zeit lang in Erhaltung von Ab- und Zuneigungen weiterarbeiten, sondern auch vornehmlich wie die undeutsche Gesinnung zuerst unter dem Einfluß der deutschen Kleinstaaterei und aller Folgen des Wiener Congresses ihre traurigste und abgeschmackteste Gestalt annimmt, indem sich die Mißgeburt des rechtsrheinischen Beamtenservilismus mit der Mißgeburt der linksrheinischen Französelei zum Urbild der Charakterlosigkeit zusammenthut. Schließlich werden wir erleben, wie der Sturm von 1848 die Luft von diesen Unreinlichkeiten säubert; wie ein einziges Jahr halbwegs freier Regung das Nationalgefühl in einer Bevölkerung auferweckt, die unter dem Ekel an dem erbärmlichen Wesen engerer und weiterer Vaterländer dreißig Jahre und darüber für deutsches Bewußtsein unempfänglich geblieben war; wir werden den Trost erübrigen, daß die unerbittliche und gehässige Reaction der fünfziger Jahre nicht alle im kurzen Freiheitslenz empfangenen Keime zu ersticken vermocht hat, indem ein guter Ansatz deutschen Nationalsinns zurückgeblieben ist: so zwar daß — mit vereinzelten Ausnahmen — die lächerlichen Figuren verschwunden sind, die alle Träume von Glück und Triumph in ein französisches Departement verlegt hatten. Der Staatsstreich und das daraus entstandene absolute Kaiserthum tragen schließlich das Ihrige dazu bei, die alten Verirrungen auszubrennen, denn es war durchschnittlich die Sympathie für französisches Wesen von liberalen Instinkten ausgegangen, die sich nunmehr mit Entrüstung vom Nachbarlande abwenden und damit das Bedürfniß politischer Existenz an den natürlichen Quell deutscher Wiedergeburt zurückweisen. So wahr ist es, daß Nationalität und Freiheit nur zweierlei Formen einer und derselben Wesenheit sind.

Um die ersten Berührungen der französischen — oder wie man damals sagte — der fränkischen Republik mit dem Kurfürstenthum Mainz erschöpfend aufzufassen, müßte man sich lebhaft versinnlichen können, wie das politische und bürgerliche Leben in einem deutschen Kleinstaate und dazu noch in einem geistlichen des achtzehnten Jahrhunderts beschaffen war. Der Rahmen gegenwärtiger Studie erlaubt nicht, sich dieser Schilderung hinzugeben, und dennoch kommt dem raschen Vorübergehen an solcher Aufgabe nicht — wie man zu glauben versucht sein könnte — die Beruhigung zu Hülfe, daß jene Zustände ihrem vorwiegenden Charakter nach als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden dürften. Nirgends mehr als bei der Untersuchung staatlicher Mißbildungen gilt der Satz, daß nur aus der Beobachtung des Einzelnen die Erkenntniß des Allgemeinen hervorzugehen vermag. Stünde der Politik Etwas zu Gebote wie die Retorte und das Mikroskop des Physiologen, so wäre kein Streit mehr darüber, ob Freiheit die unerläßliche Bedingung der Wohlfahrt sei. Aber mit der Erwerbung dieser Erkenntniß geht es dem Unterdrückten, wie dem Kurzsichtigen, der seine Brille vermißt. Um sie zu finden, müßte er vorerst eine Brille auf der Nase haben. Genug, wer nicht in kurzen Zwischenräumen sich die ausführliche Schilderung irgend einer Episode des mittelalterlichen Europas (und dies Mittelalter dauert bis zur französischen Revolution) vor die Seele führt, der vergißt, wie rechtlos und elend in jenen Zuständen der gemeine Mann war, wie übermüthig beschränkt und pfuscherhaft die herrschenden Klassen zu Werke gingen, welche ihn bis in seine Nahrung und Kleidung hinein ausbeuteten und bevormundeten. Hat doch noch heut zu Tage Niemand den deutlichen Einblick in die Masse ökonomischer Verkehrtheiten und Verwüstungen, welche von den deutschen Kleinstaaten an sich selbst und ihren Nächsten begangen werden!

An der Spitze unſeres Kurfürſtenthums ſtand ein von den zwanzig Domcapitularen auf Lebenszeit erwählter abſoluter Herrſcher. Bei ſolcher Verfaſſung konnte die Nichterblichkeit der Allgewalt nur ihre ſchädliche Seite herauskehren. Die privilegirten Mitglieder des Wahlkörpers ſicherten ſich bei jeder neuen Ernennung neue Zugeſtändniſſe, und jeder Neuernannte benützte ſeine Herrſchaft, um ſeine Verwandten und Günſtlinge mit fetten Aemtern auszuſteuern. Es war dabei um ſo mehr Eile nöthig, als der Erkorene meiſtens ſchon alt an's Ruder kam. Wenn keine Stellen ledig waren, ſo ſchuf man das Amt für den Mann. Alles wie in Rom unter den Päpſten. Die ganze ſogenannte Verwaltung natürlich in den Händen des Adels und der zumeiſt aus ihm rekrutirten hohen Geiſtlichkeit. Beide Stände im Genuſſe von zahlreichen Privilegien, von Gerechtſamen an Land und Leuten, von Zehnten, und überdies vollſtändiger Steuerfreiheit. Zwiſchen dem Fürſten und den hohen Ständen eine Mittelſtufe von ganz oder beinahe ſouveränen Herrſchaftlichkeiten, welche das patrimoniale Zaunkönigthum in's Unendliche hinein fortſetzen und jede das Ihrige zur Plackerei und Tributpflichtigkeit des Volkes mitwirken. Bei Gelegenheit der am 18. März 1793 abgegebenen Unabhängigkeitserklärung der ephemeren Rheiniſchen Republik erfahren wir, daß auf dem Landſtreifen von Landau bis Bingen allein benebſt dem Kurfürſten von Mainz noch 24 ſelbſtändige Regierungen walteten. Beim Klang jener endloſen Namen entſteigt dem vielgeknechteten Boden vor unſern Augen das ganze Jammerbild der Feudalwirthſchaft. Da galten noch außer dem Mainziſchen, die Rechte des Fürſten von Worms, des Fürſten von Speier, der Fürſten von Naſſau-Weilburg und Uſingen, des Markgrafen von Baden, des Fürſten von Salm, des Wild- und Rheingrafen vom Stein und zu Grumbach, des Fürſten von Leiningen-

Dürkheim, der Grafen von Falkenstein, der Grafen von Leiningen-Westerburg, Dachsburg und Guntersblum, der Grafen von Löwenhaupt und Manderscheid, der Grafen von Wartenberg, Degenfeld, Sickingen, Hallberg, der Freiherren von Dahlberg u. s. w. Wie es uns bei dieser Aufzählung zu Muthe ist, so mag es dereinst kommenden Geschlechtern sein, wenn sie die Contingentenliste der heutigen deutschen Bundesmatrikel überlesen; und sie werden ihre Großeltern bedauern wie wir die unserigen.

Zu allen von älterer Zeit überlieferten Mißständen hatte das achtzehnte Jahrhundert seine curiosen Eigenthümlichkeiten hinzugefügt, Jegliches noch bunter und verderblicher gemengt. Die Genußsucht der Mächtigen hatte die Formen des Uebermuths und der Verfeinerung von den bekannten Vorbildern angenommen, Maitressen waren bei den geistlichen Herren — den Kurfürsten nicht ausgeschlossen — eine gewöhnliche Erscheinung; Freigeisterei, Illuminaten-, Rosenkreuzer- und Freimaurerwesen durchflochten sich — manchmal in derselben Person und jedenfalls in derselben Regierung — mit Jesuitenherrschaft, Obscurantismus und Verfolgungssucht. Der vorletzte Kurfürst Emmerich Joseph (von Breitenbach) 1763—1774, ein Mann von guten Absichten und reinen Sitten, unterstützt von seinem wirklich strebsamen und thätigen Kanzler von Benzel hatte unter dem Einfluß der Basedow'schen Neuerungen den Grund zur Umbildung des Schulwesens gelegt, welches bis dahin in den Händen der unwissenden Mönche und Nonnen vertrottet war. Aber die Nachwirkungen eines verwahrlosten Volksunterrichts sind so schnell nicht zu beseitigen. Die Massen waren bigott und roh geblieben. Die Insassen von nicht weniger als zwanzig Klöstern hatten die Einwohnerschaft gegen die Aufklärungstendenzen fanatisirt, und beim Tode Emmerich Joseph's wurde unter erbärmlichen Pöbeldemon-

ſtrationen die Strenggläubigkeit wieder eingeſetzt. Um dieſe Epoche und von ihr an fortwirkend machte ſich nämlich eine durch den Klerus von unten aufgewühlte Reaction gegen die Aufklärungsverſuche Luft, denen das Emporkommen unſerer erſten claſſiſchen Literatur, die Regſamkeit zahlreicher Gelehrten und Publiziſten, die Gönnerſchaft einzelner bildungsfreundlicher Fürſten und ſchließlich die moderniſirenden Anwandlungen des Papſtthums unter Ganganelli beträchtlichen Nachdruck verliehen hatten. Mit des Letzteren famoſem Breve Dominus ac Redemptor noster und der darin decretirten Unterdrückung der Jeſuiten (1773) waren endlich auch in Deutſchland die Pfaffenfeinde zu einem praktiſchen Erfolg, aber gleichzeitig auch zu einem Wendepunkt in ihrem Einfluß gediehen. Der Kurfürſt von Mainz war einer der Erſten, welche das Breve in Vollzug ſetzten; aber als die frommen Väter unter einer Cavalerie-Escorte abzogen, folgte ihnen das Wehegeheul der Weiber, und zu den Fenſtern des Schloſſes ſtiegen die Verwünſchungen der Dummgläubigen hinauf. Bald darauf ſtarb Emmerich Joſeph, und der Nachfolger machte Miene (er mußte es ſchon, um ſeine Wahl zu ſichern), als Werkzeug jener Reaction aufzutreten, welche von damals ab, wie im Vorgefühl der kommenden Dinge, jeden neuen Regenten ergriff, dem ein Aufklärer vorausgegangen war.

Karl Friedrich begann in Mainz als Frömmler und Verdammer ſeines Vorgängers, wie ſpäter in Baiern Karl Theodor — innerlich gleich dem Mainzer Karl ein frivoler Weltling — die unter Maximilian Joſeph beſeitigte geiſtliche Oberherrſchaft wieder einſetzte; wie Leopold von Toscana — ſogar ein ehemaliger Lichtfreund — die Erbſchaft Joſeph's II. dem Klerus und der Ariſtokratie wieder in die Hände lieferte; wie endlich Friedrich Wilhelm II. mit ſeinen Wöllner und Biſchofswerder auf dem Grabe

Friedrich's des Großen seinen Sabbath aufführte. Ueberall Dunkelmänner mit der unzertrennlichen Maitressen- und Luxuswirthschaft als die instinctive Rückwirkung des Monarchismus gegen sich selbst, insofern er in den freigeisterischen Fürsten seiner Natur untreu geworden war.

Unser Karl Friedrich (von Erthal) jedoch hatte zum Despoten und Obscuranten kein rechtes Talent. Ob er auch damit begonnen, sich in süßliche Andächtelei zu hüllen, und eine kurze Periode von Redwitzischem Amaranthismus einzuweihen, während welcher die Hofsitte den Ton zu gottverzückter Brünstelei zwischen Pfäfflein und Betschwestern angab, so dauerte es doch nicht lange und es schlug der Wind von oben um. Die Triebfedern des jetzigen Fürsten waren andere als die seines Vorgängers. Lebsucht und Politik zogen ihn aus den Armen der finstern Orthodoxie. Er liebte Prunk, Jagd, Weiber und, zur Vervollständigung des Zeitbildes, freie Lectüre aller Art. Heinse, der Verfasser des Ardhingello, war sein Vorleser. Die Favoritin, Frau von Coudenhoven recitirte ihm die Pucelle d'Orléans und die Lettres Persanes. Dies verhinderte nicht, daß in den Reihen der Geistlichkeit die gleichgültigsten Ketzereien blutig verfolgt wurden, während derselben Zeit, daß der Kurfürst den Plan in Ausführung setzte, Mainz zu einer imposanten Universität umzuschaffen. Der früher wegen seiner Freisinnigkeit verabschiedete Benzel ward zurückberufen und zum Curator der Hochschule ernannt, Berühmtheiten wurden aus ganz Deutschland herbeigezogen, darunter zahlreiche Protestanten. Erinnern wir nur an die Namen, welche in der deutschen Wissenschaft sich ein bleibendes Andenken erworben haben, als da sind: Sömmering, Johannes von Müller, Georg Forster. Die Professoren Blau (Theologie), Vogt (Mathematik — mit seinem noch lebenden berühmten Namensvetter nicht verwandt), Wedekind (Arznei) und Hofmann (Philosophie), wenn auch

keine Größen ersten Ranges, doch ausgezeichnete Gelehrte, werden uns später mehr beschäftigen.

Diese bizarre Mischung widerstreitender Elemente deutet in augenfälliger Weise an, daß der Umbildungs-Prozeß, welchem der Ausbruch in Frankreich entsteigen sollte, auch in das deutsche Nachbarland (und in so manches andre) transspirirt hatte, etwa wie eine Feuchtigkeit, die über den Rand ihres eigentlichen Bodens tritt. Auch machte sich, sobald nur die ersten Geburtswehen der herannahenden Revolution fühlbar wurden, das Gesetz geltend, welches in solchen Fällen niemals zu beseitigen ist. Die politischen und sozialen Gegensätze, welche in einer Art von Unschuldsstand nebeneinander gelebt hatten, wurden sich sofort ihrer wechselseitigen Feindseligkeit bewußt. Was die Wurzel seines Daseins im alten Moder fühlte, entbrannte in blindem Eifer gegen die französischen Neuerer und ihre Nachahmer. Vergessen war die bisher dilettantisch betriebene Lichtfreundschaft, vergessen die beliebten Voltaire und Rousseau, vergessen Justinus Febronius und der Emser Congreß, vergessen der kleindeutsche Fürstenbund (dessen Hauptförderer unser Kurfürst gewesen) und von nun an waren Jesuiten, Kaiser, Papst, König und Kurfürst, Alles wieder ein Herz und eine Seele, im instinctiven Haß gegen die Revolution.

Sehr bezeichnend hat der General Eikemayer (dessen Memoiren durch den um die Schilderung jener Epoche so verdienten Heinrich König veröffentlicht worden sind) seiner Beschreibung der Uebergabe von Mainz die Erzählung einer „rettenden That" vorausgeschickt, deren Einzelheiten das classische Urbild des eigenthümlichen Reactionsgenies deutscher Fürsten und Ritter zusammensetzen. Die Geschichte

des Lüttich er Feldzugs ist ein historisches Museum der Armseligkeit, Feigheit, Barbarei und Ruhmredigkeit, mit welchen eine Reichstruppe zu Gunsten eines beim ersten Schreck ausgerissenen Landesfürsten intervenirt. Es ist zum Verwundern, wie der Erzähler — überhaupt ein ganz moderner Mensch — die interessante Seite jener Episode herausgegriffen hat, gleich als ob er mit einer Art zweiten Gesichts die künftigen Wiederholungen ähnlicher Kreuzzüge vorhergeschaut und seiner Nachwelt das Bleibende im Wechsel deutscher Junkerwirthschaft hätte vor's Gewissen halten wollen. Im Jahre 1789 war nämlich — immer mit den Pariser Ereignissen im Zusammenhang — der Fürstbischof von Lüttich aus seiner Residenz entwichen, versteht sich nachdem er Tags vorher den aufrührerischen Bürgern „Alles bewilligt" und sich im Triumph von ihnen hatte umher tragen lassen, — ob mit oder ohne schwarz-roth-goldne Fahne, verschweigt unser Berichterstatter. Darauf Reichs-Execution, um den gesetzlichen Landesherrn zurückzuführen. Der Kurfürst von Mainz hatte die Ehre, sein Contingent dieser glorreichen Expedition beizugesellen. Der Feldzug dauerte ein ganzes Jahr vom Frühling 1790 bis 91. Welch' ein Charakterbild vom ersten Anfang bis zum letzten Ende! Wie die Armee von 7000 Mann sich schwerfällig auf ängstlichen Umwegen zum Angriff begibt; wie sie vor einem einzigen Kanonenschuß Reißaus nimmt; wie aber wehrlose Kirchenbesucher von ihr niedergesäbelt werden; wie sie dann, zur Erholung, in den Cantonirungen auf ächt strafbairisch sich mästet; wie unter kläglichen Vorwänden, auf dem Rückzug einzelne Häuser niedergebrannt, Weiber und Kinder todtgeschossen, Wagen voll unschuldiger mit Ketten beladener Bauern von heroischen Bewaffneten umringt eingebracht werden; wie der Kaiser durch Märzverheißungen die Häupter der Liberalen gewinnt und diese — schwach und geblendet —

wiederum ihre Mitbürger zur Niederlegung der Waffen beſchwatzen; wie darauf die „ſiegreichen“ Truppen in der reactionären Stadt Verviers ſich von den vornehmen Damen mit Lorbeerkränzen und wehenden Taſchentüchern empfangen laſſen, und wie dann ſchließlich der nach Mainz zurückkehrende adelige Lieutenant ſeine Heldenthaten im Wirthshaus erzählt und bedauert, daß nicht wüthiger gegen die Rebellen gehauſt worden ſei, — das Alles lebt Einem beim Nachleſen ſo unter den Händen, daß man ſich beſtändig fragt, ob denn nicht doch von 1849 ſtatt von 1791 die Rede ſei?

Im ſtarken Bewußtſein dieſer Kriegsthat, trunken von jenem hohlen Uebermuth, welchen die Ariſtokratie auf allen Wegen, niemals aber ſo thöricht wie im Angeſicht der großen Revolution, entfaltet hat, beſchloß der erhabene Potentat von Mainz, Kriegsherr ganzer dreitauſend Mann Soldaten, die franzöſiſche Nation, welche ihm durch einen außerordentlichen Geſandten Frieden und Neutralität hatte anbieten laſſen, aus freien Stücken anzugreifen, indem er ſeine Armee den bereits im Felde ſtehenden öſterreichiſchen Truppen zu Hülfe ſchickte. Der Grund zu dieſem herausfordernden Benehmen muß aber nicht in etwaiger Lehenstreue gegen den Kaiſer geſucht werden (denn man kam ja eben erſt von der preußiſchen Fürſtencoalition gegen das Reichsoberhaupt), ſondern in der Beeinträchtigung, welche Karl Friedrich vermöge ſeiner Eigenſchaft als Lehensherr einer Hanau-Lichtenbergiſchen Landſchaft im Elſaß durch die berühmten Decrete der Nationalverſammlung vom 4. Auguſt erfahren zu haben glaubte. Leider vergönnt der Umfang dieſer Arbeit nicht, alle die charakteriſtiſchen Details wiederzugeben, von welchen jene Demonſtrationen begleitet waren, aber ich kann mir nicht verſagen, einzuflechten, daß, während der franzöſiſche Geſandte oben vom Kurfürſten ſtolz abgewieſen wurde, unten am Schloß die Emigranten einen Scheerenſchleifer poſtirt hatten, der

ihre Säbel abzog. Sollte man sagen, daß der Gardelieutenant so wenig ein Urgewächs der Mark Brandenburg sei? Bei den ausgelassensten Festgelagen versammelte der Kurfürst die Häupter des französischen Adels, den Kaiser Franz II., den König von Preußen, viele deutsche Fürsten nebst dero Gemahlinnen und Kronprinzen zu einem Congreß gegen die französische Nation; und Mainz, welches im neunten Jahrhundert die falschen Decretalen in die Welt gesetzt, im fünfzehnten das Concordat des Baseler Concils durch seine Kanzlei zu Gunsten der Päpste gefälscht, im achtzehnten den berüchtigten Bellarmin wieder aufgelegt und im neunzehnten die schwarze Commission beherbergt hat, kann sich auch rühmen, die Wiege des braunschweigischen Manifestes zu sein. Allda schrieb der wackere Herzog in die Welt hinaus*), daß er Paris der Erde gleich machen werde. Allda aber — das vergaß er dabei, das macht Alles gut — hatten auch einige Jahrhunderte früher die ersten Druckerpressen gestanden.

Wir können nicht lange verweilen bei den militärischen Vorgängen, welche den kurzen Zeitraum zwischen jenen Saturnalien einer aufgeblasenen Aristokratie und ihrer kläglichen Demüthigung ausfüllen. Da aber einmal die historischen Aufzeichnungen durch Vorurtheil und Bequemlichkeit veranlaßt uns über alles Soldatische viel ausführlichere Berichte erstatten, so müssen wir einige der letzteren hier aufführen. Auch verfallen wir damit nicht in die Einseitigkeit, deren wir Andere bezüchtigen, denn niemals konnte man so sehr überzeugt sein, aus dem Einen alles Andere kennen zu lernen. Bedenkt man, daß die vornehmen Herren ihren ganzen Verstand und alle Landeseinkünfte auf das edle Soldatenspiel verlegten, erfährt man anderseits, in welcher Verfassung sich

*) Das Manifest ist bekanntlich nicht sein eigenes Werk. Es wurde ihm aufgezwungen vom adeligen Gelichter.

ihr Kriegswesen befand, nachdem sie aus eignem Antrieb sich in Feindseligkeiten eingelassen, so kann man — gewiß aber nicht ausreichend — sich vorstellen wie es mit der bürgerlichen Verwaltung beschaffen gewesen sein mag. Was nur jemals die Komik hat erfinden können, um ein Heer von Krähwinkel zu beschreiben, das begegnet uns hier auf Schritt und Tritt. Obenerwähnter Armeebestand von 3000 Köpfen erfreute sich des Befehls ganzer zwölf Generale aus den ersten adligen Häusern. Die Thätigkeit des Geniecorps bewährt sich hauptsächlich im Gemüsebau auf dem Glacis und in den Gräben der Festung. Daß beim Ausbruch der Feindseligkeiten meistens die Geschütze und die Kugeln durch unverträgliches Kaliber in Mißverständniß mit einander gerathen, ist in den Annalen der Bundesgarnisonen bis auf unsere Tage etwas so Herkömmliches, daß es uns für damalige Zeit nicht befremden darf. Die Kopfzahlen, welche bei der thatsächlichen Kriegführung zur Sprache kommen, bleiben hinter denen zurück, welche heuer eine jede Hofoper beim Wallenstein oder dem Nordstern zur Dispositien hat. Da hören wir von 17 Husaren (ein starkes Drittheil der gesammten kurfürstlichen Cavalerie), welche dem anrückenden Feind entgegengeschickt werden; ein andermal von 6 Jägern, welche am Rhein postirt bleiben, um den Rückzug auf's rechte Ufer zu sichern (man kann sich denken, mit welchem Erfolg). Nach dem Gefecht bei Speier (30. September 1792), wo die Mainzer zum ersten Male an der Seite der Kaiserlichen im Felde gestanden hatten, verflog das kurfürstliche Heldenthum in einem Athemzug. Es waren seine schönsten Leute mit den schönsten Aufschlägen — das gelbe Regiment geheißen, wie in reichen Bauernhäusern das vornehme gelbe Zimmer — welche der erhabene Kriegsherr ausgeschickt hatte, um die lumpigen Republikaner zu Paaren zu treiben, und der sie befehligende Oberst von Winkelmann hatte — mit Braunschweigs Mani-

fest nicht zufrieden — einen eigenen Plan ausgedacht, wie man Paris verbrennen möchte, ohne auch nur einen Bewohner entrinnen zu lassen*). Jetzt kam die Schreckensbotschaft, und jetzt erst dachte man an ernstliche Vertheidigungsanstalten für die wichtigste Reichsfestung. Natürlich abermals nur eine zweite und verstärkte Auflage von Tölpelei, Fastnachtsspiel und hohler Bärbeißigkeit, die alles Frühere übertraf. Vor allen Dingen machten sich die hohen Herrschaften, den Kurfürsten an der Spitze, auf die Sohlen. Zu Wagen, zu Roß, selbst mit Ochsengespann, wälzte sich ein Zug von schwerbepackten mainzer Adligen und französischen Emigranten über die Rheinbrücke nach Frankfurt, Homburg, Darmstadt, Heidelberg, Aschaffenburg, Würzburg, immer weiter und immer weiter, getrieben theils vom eignen Schreck, theils gestoßen von der Angst der hohen Bundesgenossen, die jetzt ein Asyl geben sollten, die aber — vor einer Stunde noch in gemeinsamer Angriffswuth schnaubend — sich jetzt die compromittirenden Gäste verbaten und an ihren Frieden mit dem Reichsfeind dachten. Alle Schätze und Kleinodien des Staats und der Stadt, alle öffentlichen Kassen wurden in landesväterlicher Umsicht mit weggeführt, damit der zurückbleibende Bürger nachher allein die Ernährung des Feindes zu tragen habe. So weit ging die Bedachtsamkeit, daß auch die städtische Waisenkasse „gerettet" wurde. Doch muß den Hofbeamten nachgerühmt werden, daß sie ihre Anstrengung mehr auf Sicherung der eigenen Habe als auf diejenigen Schloßgeräthschaften verwendeten, welche der Souverain nicht selbst hatte mitnehmen können und die um deswillen auch zurückblieben. Nach richtig abgesandter Bagage und im Begriffe selbst in den Wagen zu steigen, erließ sodann jedweder hohe Beamte einen verzweifelten Aufruf an die

*) Ganz wie kürzlich der Ex-Herzog von Modena.

braven Bürger in dem noch heute üblichen Guts- und Blutsstyl. Und nun wurde aus allerhand Volks, einigen hundert Mann invaliden Oesterreichern, einigen kurmainzischen Soldaten, nassauischen und ysenburgischen Contingenten, Bürgern, Handwerksburschen, Lehrlingen, preußischen Werbefeldwebeln u. s. w. u. s. w. ein Festungsdienst organisirt, der natürlich in Wahrheit nur ein Possenspiel war. Wenn die Jungen aus der Schule kamen, liefen sie nach den Wällen und die sehr ermüdlichen Artilleristen riefen ihnen zu: Kommt her, Ihr Buben, helft einmal die Kanon' richten!

Das hab' ich mehr als einmal von Augenzeugen erzählen hören, und nicht minder jene bekannte Geschichte, wie der Festungscommandant General Freiherr von Gymnich des Vormittags zu Pferde am Neuthor hielt, auf dem Kopf eine baumwollene Nachtmütze und darüber gestülpt den Generalshut, und zu dem versammelten Volke sagte: Seid ruhig, Ihr Burger, forcht Euch nit, ich übergeb die Festung nicht, bis mir das Sacktuch hier im Sack brennt; und wie am folgenden Morgen durch dasselbe Neuthor kraft der vom General unterzeichneten Capitulation die Franzosen einzogen. Gleichermaßen hatte nach der Affaire von Speier der Staatskanzler Albini die Bürgerschaft versammelt und zum Sterben oder Siegen angefeuert: als die Nachricht laut wurde, des Herrn Kanzlers Packwagen habe soeben glücklich die Brücke passirt. Beim ersten Alarmschuß, dem verabredeten Signal, daß Jedermann sich auf seinen Posten begeben solle, hatte das Contingent des Fürsten von Nassau-Weilburg für gut befunden, sich aus dem Staube zu machen und in sein engeres Vaterland zurückzukehren. Unter solchen und ähnlichen Carnevalsscenen vergingen etwa 14 Tage. Einmal kam ein besoffener Husar (drei Mann war der ganze Vorposten stark) mit verhängtem Zügel angesprengt und brachte Alles in Alarm, ein andermal wurde das Angebot eines preußischen Feld-

wehels acceptirt, der sich (ächt preußisch) anheischig machte, ganz allein die Franzosen durch eine Kriegslist wegzutreiben. Bis daß der General Cüstine sich vor die Stadt legte und, von den Reichszuständen sattsam durch seine bisherige Erfahrung unterrichtet, mittelst einiger drohenden Anstalten und Zuschriften an den Commandanten die Capitulation durchsetzte, welche der Garnison freien Abzug bewilligte. (21. October 1792). So war das linke Rheinufer mit dem Bollwerk des Reichs von einer zusammengerafften, an Allem nothleidenden Armee von nicht 20,000 Mann ohne Belagerungsgeschütz und vor Allem ohne tüchtige Führung genommen worden. Denn Cüstine hatte weder Feldherrngabe, noch Muth, noch jene revolutionäre Ueberzeugungskraft, welche in andern Menschen seiner Zeit alle übrigen Fähigkeiten ersetzte. Er blieb den Republikanern stets als Ci-devant verdächtig, blamirte sich gleich nach der Einnahme von Mainz bei dem Zusammenstoß in Frankfurt, und noch viel gründlicher bei dem ganzen spätern Feldzug, den er, nebst Beauharnais, in Paris mit seinem Kopfe bezahlen mußte. Was aber mehr als Alles unser Augenmerk auf sich ziehen muß, und was wir deshalb so oft hervorgehoben haben, das ist der bodenlose Uebermuth, mit welchem die Fürsten- und Adelsclique durch Hegung der Emigranten, durch jedwede Anfeindung und schließlich durch directen Angriff selbst den Sturm herauf beschwor, dem sie auf so unbeschreiblich jammervolle Art erliegen sollte; nicht ohne vorher durch ihr Maulheldenthum, durch Guts- und Blutsgeschrei und Säbelschleifen dem leichtgläubigen Bürger ein albernes Selbstvertrauen eingeredet zu haben. Von Dresden bis München geht eben so Manches vor, zu dessen Beurtheilung uns jene historischen Exempel dienen sollten, und nicht minder die sehr denkwürdige Thatsache, welche wir hier noch beifügen wollen. Während der kurzen Verhandlungen nämlich, welche der Capitulation vor-

angingen, ließ der Kurfürst dem feindlichen General Einigungsvorschläge auf dem Fuß eines Separatfriedens, respective eines Neutralitätsversprechens machen. Der General aber war damals nicht in der Lage, einen monarchischen Rheinbund verwenden zu können.

Die hastige Schilderung, welche uns bis hierher von den Zeitverhältnissen und Ereignissen unmittelbar vor dem Uebergang von Mainz zu geben vergönnt war, könnte — obwohl der Aufgabe im strengsten Sinne fremd — schon aus dem Gesichtspunkt der Analogie älterer und neuerer Zustände als berechtigt erscheinen. Sie war aber hier um so unvermeidlicher, als nur mittelst der ihr zu entnehmenden Einsicht die Phänomene zu verstehen und zu beurtheilen sind, denen wir jetzt, als dem Mittelpunkt gegenwärtiger Darstellung, uns zuwenden wollen. Während nämlich der offizielle Kurstaat die Emigration beherbergt und seine Theaterblitze gegen die Pariser Rebellen geschmiedet hatte, war in den gebildeten Geistern und besonders im Gelehrtenstande eine Strömung von grade entgegengesetzter Richtung mächtig geworden.

Wir stehen an dem Momente, der uns den urplötzlichen Durchbruch einer unglaublich heftigen, entschiedenen, mächtig neuen Sinnesart enthüllt. Nichts Eigenthümlicheres, als die von Kopf bis zu den Füßen gerüstete Schlagfertigkeit, mit welcher die edelsten Bestandtheile der kurmainzischen Unterthanen — und darunter eine auffallend große Anzahl kurmainzischer Beamten — sich in Jakobiner und ihren kleinen Staat in eine Colonie der französischen Republik verwandeln. Vieles begreift sich dabei allerdings aus der Zauberkraft, welche in ihrer Heroenzeit die Pariser Revolution auf begeisterungsfähige Menschen ausüben mußte; Vieles begreift sich aus dem kosmopolitischen und darum so nachahmungslustigen Naturell des Deutschen. Aber nichtsdestoweniger war die ganze Erscheinung an Inhalt

und Gewaltigkeit ein vulkanischer Ausbruch und erklärt sich daher zureichend nur Demjenigen, welcher beschaut, was vorher unter der Oberfläche sich begeben; wie so lange schon die mannigfaltigsten Schichtungen sich unterirdisch durcheinandergelagert und in gährendem Zusammenstoß einer Eruption zugearbeitet hatten. Es waren damals, wie sie es heute noch sind, Deutschlands Ehre und Deutschlands Schmach dieselben: sein staatliches Rüstzeug unbrauchbar und rostzerfressen, sein Ideengehalt reif und großartig. Neben dem offiziellen Deutschland, welches, wie der General Gymnich, eine baumwollene Nachtmütze und darüber einen Dreimaster trug, den ellenlangen Zopf nicht zu vergessen, gab es ein gebildetes, angeregtes, modernes Deutschland, dessen classische Literatur seit zwanzig Jahren in mächtigster Entfaltung begriffen und schier auf ihrer Höhe angekommen war. Lessing und Kant waren mit ihrer Vollkraft durchgedrungen und neben ihnen die zahlreiche Schaar der so bedeutenden Zeitgenossen, deren Namen bei Nennung jener beiden von selbst in unserem Andenken heraufkommen. Schiller und Göthe hatten ihre Weltherrschaft mit leuchtender Herrlichkeit angetreten. Dichterbünde, Gelehrtenvereine, Zeitschriften hatten die Geister in lebhafte Wechselwirkung gebracht und selbst das politische Bedürfniß hatte in einzelnen Organen, wie vor allen in Schlözer's Staatsanzeigen sich lebendiger Befriedigung zu erfreuen gehabt. Während auf diese Weise das geistige Leben von den ernstesten Grundlagen aufwärts sich jugendlich emporgerungen, hatte der einmal aufgeregte Bildungs- und Neuerungstrieb in vielfältigen mehr oder weniger dilettantischen Formen die größeren Massen in das Problem des Jahrhunderts hineingezogen. Wir haben bereits oben auf die Rolle hingedeutet, welche die humanistische Aufklärungs- und Geheim-Bündelei bei der Vorbereitung des uns beschäftigenden Umschwungs ge-

ſpielt haben. Sie hatten den Klubgeiſt eingeübt; ſie hatten ſo zu ſagen zu der revolutionären Gymnaſtik erzogen, während von der Philoſophie und Literatur die ſtoffgebende Nahrung aufgeſpeichert worden war. So fanden ſich Form und Inhalt vorbereitet. Daß aber die Sachen, einmal ſo weit fertig, das franzöſiſche Gewand annahmen, das würde ſich ſchon hinreichend aus der verführeriſchen Leichtigkeit erklären, mit welcher die Umſtände daſſelbe herbeitrugen. In der That, ſo gewiß der Verſuch dieſer deutſchen Wiedergeburt in franzöſiſcher Geſtalt ein Irrthum war, ſo gewiß war der Irrthum damals verzeihlich. Vergeſſen wir nicht, daß die ganze Nationalitätsfrage erſt in unſerm Jahrhundert Gegenſtand des allgemeinen Nachdenkens geworden; und wie ungeweckt der nationale Inſtinkt auf dem Herzensgrunde jener Deutſchen ſchlafen mußte, welche ſeit Jahrhunderten halb dem Biſchof von Mainz, halb etwa dem Grafen von Salm und Stein und ſo gut wie nicht dem Schattenkaiſer angehörten. Ueberſehen wir nicht, wie die, welche hernach gern in der Noth des Augenblicks ein Deutſchthum heraufbeſchworen hätten, die Fürſten und Adeligen nämlich, ſelbſt am meiſten der franzöſiſchen Propaganda vorgearbeitet hatten. Denn was und wer hatte ſich der franzöſiſchen Art in den vornehmen Zirkeln entzogen? Der größte deutſche Regent dachte in der Sprache Voltaire's, wie die kleinſte gräfliche Maitreſſe im Style der Dubarry lebte. Die geſammte Aufklärungsliteratur war von jenſeits des Rheins herübergedrungen, und ſchließlich hatte der ſo vorwiegend humaniſtiſche Beruf des Jahrhunderts mit Recht die allgemeine Erlöſungsaufgabe ſo ſehr in den Vordergrund geſchoben, daß über der Arbeit an den Menſchenrechten die Arbeit an den Bürgerrechten zurückgeſtellt werden mußte. Was heute wie Abſtraction ausſieht, war damals eine ſehr concrete Kraft. Hüten wir uns vor undankbarem Achſelzucken über einen Zeitgeiſt,

der sich rühmen kann, ein Geschlecht von Riesen beherrscht zu haben, und unter denselben unsern edlen Schiller. Viel ausgesprochener aber noch als in der Gemeinschaft der universellen Aufklärung hatten sich deutsches und französisches Wesen in jenen der Epoche eigenthümlichen Verbrüderungen gemengt, deren mächtigste die Freimaurerei war. Die herrschenden deutschen Logen standen unter französischem Einfluß und zeitweise unter directer französischer Leitung.

Was Wunder also, wenn das revolutionäre Frankreich nur die Arme ausbreiten durfte, damit sich die der mittelalterlichen Hudelei entwachsenen Deutschen hineinstürzten? Denke man sich Menschen, entzündet vom Feuer der Wissenschaft und Freiheit, die noch von den Jesuiten als Neuerer verfolgt wurden, weil sie etwa Bürger statt Burger oder „an Gott" statt „in Gott glauben" zu schreiben wagten, oder auch weil sie das + in der Mathematik profanirten; versinnliche man sich, welchen Ekel und welche Ungeduld die falstaffische Vertheidigungswirthschaft in ihnen zu allem bereits Vorhandenen aufgehäuft haben mußte: und man wird sich deutlich vorstellen können, wie es im gebildetsten Theile der Einwohner aussah, während die kurfürstlichen Truppen bei der ersten Annäherung des Feindes die Außenwerke ohne Widerstandsversuch räumten und mit ihren harmlosen Kanonen auf den inneren Schanzen rumorten, alles Herrschaftliche aber in wilder Flucht davon rannte. Eben war der preußische Feldzug in der Champagne, so übermüthig begonnen, auf's Kläglichste zu Ende gegangen. Am 12. October hatte Verdun, am 18. Longwy den Franzosen übergeben werden müssen. Am selbigen Tag begann Cüstine die engere Einschließung von Mainz. Worms war 8 Tage früher ohne Schwertstreich in seine Hände gefallen Drei Tage darauf war Alles fertig und die Franzosen rückten in die Stadt ein.

Wie immer nach einer Niederlage durch eigne Unfähigkeit, ſchrie die kurfürſtliche Partei hinterher über Verrath. Der Major Eikemayer ſollte dem Commandanten erſt übertriebene Angſt eingeflößt und dann den Kriegsrath zur Uebergabe beſchwatzt haben. Eikemayer hat ſich von dieſer ſchon in ſich thörichten Anklage vollſtändig gereinigt und für wen, der mit uns einen Blick auf die Zuſtände geworfen, bedarf es erſt noch des Beweiſes, daß für die etwaigen Franzoſenfreunde in der Stadt jede Verrathsanſtrengung der purſte Luxus geweſen wäre, und daß Niemand, ſollte er auch Luſt verſpürt haben, die Zeit gefunden hätte, zum Verräther zu werden? Ob Cüſtine durch gleichgeſinnte Mainzer von der Widerſtandsunfähigkeit der Feſtung unterrichtet worden oder nicht, iſt, praktiſch wie pſychologiſch betrachtet, ganz gleichgültig. Hauptſache bleibt, daß weder kalte noch glühende Kugeln, weder Bajonett noch Hunger an den General Gymnich herandrangen, ſondern daß zwei bärbeißige Briefe Cüſtine's, in welchen dieſer den Jakobiniſchen Wauwau machte, hinreichten, dem gemüthlichen Commandanten alle Vertheidigungsluſt zu benehmen.

Am 21. October 1792 waren die Franzoſen eingerückt, am 23. bereits ward ein Klub unter dem Namen „Geſellſchaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit" im Akademieſaale des kurfürſtlichen Schloſſes eingeweiht. Kein Fremder hatte die Hand dabei im Spiele, die Sommitäten der Mainzer Bevölkerung hatten auf ganz eigne Fauſt die Sache in's Werk geſetzt. Sie waren längſt geſchult in Allem, was nach Pariſer Muſter dazu erheiſcht wurde. Es bedurfte nur des Decorationswechſels, damit die ſchon ſeit mehreren Jahren beſtehende Leſegeſellſchaft ſich in einen demokratiſchen Klub verwandelte. Vergebens hatte in der letzten Zeit die Cenſur die franzöſiſchen Zeitungen und Flugſchriften fern zu halten, vergebens hatten die emigrirten Adligen ſich

einzuſchwärzen geſucht. Die Augen hingen an Paris, die Herzen an der Revolution. Eines Morgens ſchon ein Jahr zuvor hatte man in den Straßen der Stadt die Emigranten einander triumphirend in die Arme ſtürzen ſehen. Es war die Nachricht eingetroffen, Ludwig XVI. ſei aus Paris entronnen. Des Abends füllte die feſtlich geſtimmte Adelsſchaar die Logen des kurfürſtlichen Theaters. Plötzlich bricht das Parterre in brauſenden Jubel aus. Was iſt geſchehen? Die Kunde iſt eingetroffen, daß Ludwig in Varennes gefangen und in die Hauptſtadt zurückgebracht worden: entſetzt verſchwindet die vornehme Welt aus den Logen. Das geſchah ſchon unter kurfürſtlichem Scepter. Was Wunder alſo, daß unter dem Bürger-General der neu-fränkiſchen Republik im Nu ein kleines Paris erſtand? Freilich miſchte ſich unreife Selbſtgefälligkeit in den Eifer, mit welchem der revolutionäre Apparat aufgerichtet wurde. Man hatte ſein Paris ſtudirt und wollte zeigen, daß man deſſen Grundſätze, Formen und Sprache vollſtändig los hatte. Aber ſei man deshalb nicht ungerecht, und glaube, es ſei nur äffiſche Nachahmungseitelkeit im Spiele geweſen. Zeit und Menſchen waren jugendlich, Alles war ſo neu, ſo unverbraucht, ſo unerprobt; denke man, welchen Zauber die pathetiſchen Formen noch heute auf unſer erfahrungsſattes, nüchternes Geſchlecht im gegebenen Augenblick zu üben vermögen, und berechne man, wie ſie damals packen mußten im Moment des grellſten Uebergangs und der in Wahrheit inhaltreichen Begeiſterung! Wie theoretiſch rein und rein theoretiſch die Triebfedern der ganzen Bewegung waren, erhellt am unzweifelhafteſten aus dem Umſtande, daß die Gelehrten aller Gattung und unter ihnen die ausgezeichnetſten an der Spitze ſtanden. Wir haben Forſter genannt; Gervinus und Schloſſer, gewiß zwei unverdächtige Zeugen, entheben uns der Mühe, ſeine Rettung zu unternehmen. Neben ihm ſtehen Andreas Hofmann, Profeſſor

der Philosophie, erst vor wenigen Jahren gestorben und bis zum letzten Augenblick seines hochbetagten Lebens ungebändigt in seinem starken ewigtreuen Freiheitssinn; Blau, Vorsteher des Seminars und erster Professor der Theologie, der liebenswürdigste, humanste Charakter aus jener Gruppe, den selbst die pöbelhaftesten Gegner nicht zu verdächtigen wagen; Wedekind, Leibarzt des Kurfürsten und Professor der Medizin, später Oberarzt der französischen Armee, der regsamste und feurigste der Klubisten, der Haupt-Redner und Journalist, überall gegenwärtig und zu Allem geschickt; ihm ähnlich Metternich, Professor der Mathematik; Enthusiasten von leichterer Art der Gymnasiallehrer Böhmer aus Worms und der ehemalige Mainzer Canonicus Dorsch; sodann noch der Professor Vogt, der Hofgerichtsrath Hartmann und der edle Enthusiast Adam Lux*), den ein Jahr darauf der Anblick der Pariser Blutwirthschaft zur Verzweiflung an seinem Freiheitsideale, zum Selbstmordsversuch und schließlich auf die Guillotine brachte, nachdem er absichtlich unter den Augen ihrer Richter die That der enthaupteten Charlotte Cordan verherrlicht hatte. Die wenigsten der genannten Männer waren geborene Mainzer. Lux gehörte zu diesen wenigen. Sein Vater trieb Landwirthschaft auf dem rechtsrheinischen Dorfe Kostheim bei Mainz. Er selbst hatte allda studirt. Die große Mehrzahl unserer deutschen Jakobiner gehörte zu den vom Kurfürsten aus andern deutschen Landen herbeigezogenen Universitätslehrern, zu ihren Schülern, den Studenten und zu den Beamten. Die profunde, man möchte sagen: wissenschaftliche Begeisterung, welche bei der ganzen Entpuppung obwaltete, liegt nicht in dem Charakter des Rheinländers. Er konnte sich mit seiner Beweglichkeit und Anstelligkeit

*) Obwohl der Name in dieser Abfassung historisch geworden, so schrieb er sich doch eigentlich: Luche.

rasch in das neue Wesen hineinfinden, auch dafür Feuer fangen, aber es Jahre lang aus der Ferne studiren, verfolgen, theoretisch anbeten, das war seine Sache nicht. Daher dominiren in der ganzen Bewegung die deutschen Ausländer, dabei sehr viele Norddeutsche und Protestanten. Der Kern der Bürgerschaft, die Kaufleute, die Gewerke sträubten sich bis zum Ende der ersten Occupation gegen die Französirung, vertraten den Stabilismus; um so begreiflicher, als Innungen und Zunftbann sie zu Bevorrechteten gemacht hatten, welchen die neue Ordnung zu nahe kam. Die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit ward nun der Mittelpunkt des politischen Lebens, welches in jugendlicher Ueppigkeit nach allen Seiten hin Blätter, Blüthen und auch viel Unkraut trieb. Beinah täglich Versammlungen im großen Akademiesaale des kurfürstlichen Schlosses. Reden ohne Zahl und ohne Ende, meistens im Brutus- und Cassius-Styl der französischen Vorbilder. Selbst Forster, der oft präsidirte, obwohl in seinen Reisen und Briefen so wahr und liebenswürdig, widersteht nicht der schlechten Mode pausbackiger Declamation und universeller Ueberschwänglichkeit, nicht blos im Fluß der Rede, sondern auch in seinen zahlreichen schriftlichen Veröffentlichungen, denn neben dem Klubwesen hatte sich alsbald auch eine lebhafte publizistische Thätigkeit entfaltet. Es regnete Journale, Wochenschriften, Brochüren. Wedekind, das wahre revolutionäre Factotum, gab unter Forster's lebhafter Mitwirkung in unregelmäßigen Heften den „Patrioten" heraus. Wenn uns heute schon die ihrer Zeit effectvollsten Reden der berühmten Convents-Mitglieder bombastisch und unverdaulich im Magen liegen bleiben, so darf man sich nicht wundern, auch an den Ergehungen des Patrioten, mögen sie nun von Forster oder von Andern herrühren, keinen Gefallen finden zu können. Doch begegnet uns hie und da auch ächter philosophischer Ernst

und philosophischer Gehalt; freilich mehr Rousseau als Kant, wie es eben natürlich und nützlich war. Von Gedichten ein undurchdringlicher Urwald. Drei verschiedene Uebertragungen des Marseiller Marsches; auch das deutsche ça ira fehlt nicht. Um nicht hinter dem Père Duchêne zurückzubleiben, erschien ein Almanach des Titels: „Vater Gerhard," eine Art von demokratischem Katechismus, in welchem die Hauptartikel der Freiheit und Gleichheit im Campe'schen Dialogstyl behandelt sind. Sehr bezeichnend für den naiv-radicalen Geist der Epoche ist eine ausführliche Anfrage der deutschen und holländischen Herrnhuter an den Bürger Anacharsis Klootz, des Endzwecks, sich von ihm in authentischer Weise über einige revolutionäre Dogmen beruhigen zu lassen, welche mit dem Bekenntniß ihrer Sekte in Widerspruch zu stehen schienen. Ein Auszug der französischen Verfassung erschien in fünftausend Exemplaren auf Betreiben und im Verlag eines der reactionären Chronik besonders anstößigen Demagogen mit Namen Friedrich Cotta, „Sohn eines in Deutschland allgemein bekannten Nachdruckers," setzt unser boshafter Historiker hinzu. Auch das Theater blieb nicht müßig. Es sind uns Muster aufbewahrt geblieben. Halb im pathetischen Ton der Zeit, halb im platten Lokalstyl, lassen Stücke, wie: „Der Aristokrat in der Klemme, — die Despoten auf dem Lande, — die Aristokraten in Deutschland" schon aus ihrem Titel errathen, daß sie hauptsächlich zum Gegenstand haben, die naive Entrüstung der höhern Stände über die neu proclamirten Menschenrechte zu schildern, welche ihnen im Katheder ton von großherzigen Volksfiguren beigebracht werden*). Endlich damit Nichts fehle, hatte sich

*) Der Verfasser dieser zahlreichen Komödien ist beinah ausschließlich der Maler Niklas Müller, erst vor einigen Jahren gestorben und bis dahin eine dem Mainzer bekannte Figur, in altdeutscher Derbheit und encyklopädistischer Vorurtheilslosigkeit treu bis in sein hohes Alter aushaltend. Er

neben der Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit auch ein ächter, sich so nennender Jakobinerklub gebildet und nach Abwicklung einer heißblütigen Correspondenz mit dem Vorstande des Pariser Mutterklubs sich von dem letzteren als integrirenden Bestandtheil affiliiren lassen. Neben ihm aber und zur letzten Vervollständigung des Zeitbildes gab es auch eine sich so bezeichnende Partei der Feuillants unter den Mainzer „Patrioten." Wie in der Mannigfaltigkeit der Formulirung, so in der Unerschrockenheit des Denkens wurde mit dem französischen Urbild gewetteifert. Während die kurfürstlich Gesinnten mit Sicherheit darauf rechneten, daß die französische Garnison bei der Nachricht von der Enthauptung Ludwig's XVI. in Meuterei ausbrechen würde, feierte der Klub dies Todtenopfer mit allen erdenklichen Beifallsdemonstrationen, und ein gewisser Teuer hielt eine Rede zur Widerlegung derjenigen, welche de Sèze, Ludwig's Vertheidiger, vor dem Convent gehalten hatte. Daß es bei dieser Verfassung der Köpfe nicht an symbolischen Auftritten mangelte, läßt sich bei der Richtung der Zeit und bei dem Charakter der zu dergleichen Veranstaltungen besonders geschickten und eifrigen Bevölkerung erwarten. Insonderheit das Pflanzen der Freiheitsbäume gab den willkommensten Anlaß zu Feierlichkeiten. Heben wir einige der bezeichnendsten Figuren aus dem Zug hervor, welcher am 13. Januar 1793 den größten dieser Bäume nach dem Marktplatz führte. Burlesk, wie sie uns erscheinen, versinnlichen sie uns doch lebendiger als jede andre Erzählung, den Geist der Zeit und des Orts. Also hinter zahlreichen Trommlern und Tambourmajors schritt einher der Studiosus der Medizin Staudinger in französischer Nationalgardenuniform, die rothe Mütze auf

war zuletzt Zeichnenlehrer am Gymnasium und ich bewahre ihm, wie wohl jeder seiner Schüler, nebst mancher andern guten Erinnerung, auch die an seine höchst massiven und radicalen Handgreiflichkeiten.

dem Kopf, und auf der Bruſt das für den Freiheitsbaum beſtimmte Schild, mit der Aufſchrift: „Vorübergehende, dieſes Land iſt frei, Tod demjenigen, der es anzugreifen wagt.“ Nach der Muſik, welche die Marſeillaiſe ſpielte, nach dem General Cüſtine, flankirt von zwei Bürgern mit Piken, folgten fünf Sklaven mit blechernen Ketten beladen; ſie trugen aus Pappe und Goldpapier angefertigt Krone, Scepter, Reichsapfel, Kurhut und ein Adelsdiplom als Inſignien des Despotismus. Unter den Klubbiſten, welche die Bänder-Ende des Freiheitsbaumes hielten, befand ſich auch der Pfarrer Rumpel von der Kirche zum heiligen Geiſt. Es fehlte da ſo wenig, wie in Frankreich, an geiſtlichen Jakobinern. (Hat doch der rheiniſche Klerus einen der merkwürdigſten Terroriſten geliefert in der Perſon des Eulogius Schneider, Domdechanten zu Köln, Verehrers der griechiſchen Claſſicität, Ueberſetzers des heitern Anakreon und ſchließlich elſäſſiſchen Carrier's.) Auf einem in Mitten des Marktes errichteten Altare brannte ein Opferfeuer, in welches Cüſtine den Adelsbrief und die andren Embleme warf. Mit dieſem unblutigen Autodafe ſchloß das Schauſpiel. Aber der Ernſt und die Conflicte der Wirklichkeit ſollten nicht ausbleiben. Was ſo leicht gewonnen worden, war doch ſchwieriger zu behaupten. Wie alle Eroberer, war auch Cüſtine mit der Erklärung einmarſchirt, daß er nicht erobern wolle. Die Bewohner des Rheinufers ſollten nur ſich ſelbſt angehören, einer Freiheit auf eigne Fauſt genießen. Eben ſo falſch gemeint, als unmöglich auszuführen. Die deutſchen Heere ſtanden an den Thoren von Mainz. Cüſtine hatte Frankfurt nicht länger behaupten können, als um eine halbe Million zu erpreſſen. In dem kleinen Freiſtaat, trotz ſeiner ſteifen Reichsperücke, war doch mehr ſelbſtändiger und nationaler Sinn möglich geblieben als bei den geplagten Unterthanen der geiſtlichen Monarchie. Als die Preußen wieder bis dicht

an das rechte Rheinufer vorgedrungen waren, fühlte sich die antifranzösische Partei in Mainz ermuthigt. Die Deutschgesinnten sorgten dafür, den Glauben an die baldige Wiedereroberung der Stadt zu verbreiten und besonders die Furcht vor der schrecklichen Rache, welche jeglichem franzosenfreundlichen Menschen im Voraus Seitens des Königs von Preußen angedroht war. Dieser durfte man sich in solcher Voraussetzung allerdings versehen. Frühere Erfahrungen hatten es gelehrt, spätere bestätigten es. Zu allen Zeiten war die Rohheit und Feigheit der Racheübung an den eignen Landsleuten ein Kennzeichen zwar aller, aber ganz besonders der deutschen Aristokraten.

Der Widerstand, welchem die Umgestaltung aller Dinge im Innern der Stadt begegnete, ward bald stärker, als man sich anfangs hätte erwarten können. Cüstine erließ eine Proclamation über die andre gegen die Möglichkeit seiner Vertreibung aus der Stadt, ja er befahl, auf den öffentlichen Plätzen Galgen zu errichten, an welchen man die preußischen Alarmisten aufknüpfen möchte. Doch kam es im ganzen Verlauf der Dinge im Mainzer Lande zu keiner politischen Hinrichtung, etwa den einzigen Fall ausgenommen, daß während der Belagerung ein französischer Emigrant ertappt und erschossen wurde. Der Convent selbst schickte von seinen fähigsten und thatkräftigsten Leuten in das neue Besitzthum, dessen strategische Wichtigkeit, vom Mehrer des Reichs so leichtsinnig preisgegeben, dieselben alsbald vortrefflich begriffen. Es hatte ohne Zweifel eine wohlberechnete Absicht bei der Wahl dieser Commissarien obgewaltet, die alle deutscher Herkunft waren. Reubell und Hausmann waren Elsässer, Merlin von Thionville (Diedenhofen) war in dem sogenannten französischen Luxemburg geboren, das nach der Schlacht bei Rocroy vom Reiche losgelöst worden. Zu ihnen gesellte sich bald noch ein Elsässer,

der General Kleber. Allen war im Laufe der Ereigniſſe noch eine anſehnliche Rolle vorbehalten. Die Ultra-Gallier unter den rheinlüſternen Franzoſen berufen ſich bis heute auf den patriotiſchen Eifer, welchen die Einwohner des Elſaſſes bei jeder Gelegenheit bewieſen haben. Sie wollen damit den Beleg liefern, daß die Racen-Gemeinſchaft trotz der Sprachverſchiedenheit bis an die Ufer des Stroms reiche. Aber wir könnten, wenn es nicht ein ſchimpfliches Argument wäre, ihnen entgegenhalten, daß nichts mehr den deutſchen Urſprung verrathe als dieſe Begeiſterungsfähigkeit für die Fremde; wir können weiter aus der unläugbaren Thatſache jener elſäſſiſchen Anhänglichkeit an Frankreich abſehen, welcher energiſchen und intelligenten Vaterlandsliebe die ſüdweſtdeutſchen Naturen fähig wären, wenn ihnen einmal ein beſſeres Geſchick ein politiſches und reſpectables deutſches Vaterland angedeihen ließe.

Die erſten Verſuche gegen die alten Einrichtungen hielten ſich ziemlich ſchüchtern. Der Lehrſtand hatte die Revolution gewollt, der Nährſtand fühlte weniger Neigung zu ihr und hatte ſchnell das wenige, wie immer bei den erſten materiellen Prüfungen, eingebüßt. Der König von Preußen hatte den Mainzern den Beſuch der Frankfurter Meſſe verboten, aus welcher der ganze Kleinhandel ſich alimentirte. Die meiſten Fahrzeuge der Schiffercorporation waren in St. Goar feſtgehalten worden. Die Zünfte und Gewerke, ihrem Geiſt und ihrem Inſtinkt nach, hielten zum Alten, erklärten, nicht vom Reich und ſeiner Verfaſſung laſſen zu wollen. „Giebt es etwas Wahnſinnigeres“, ſagt einer unſrer Geſchichtſchreiber, „als daß man einem Jeden erlauben will, ein Handwerk auszuüben, welches er ſich auswählt?“ Die Metzger beſonders blieben gut kurfürſtlich, was auf bedeutenden Verfall der Faſten-Obſervanz unter den geiſtlichen Herren hindeutet. In jenen erſten Zeiten ſahen ſich daher

die Neuerer bemüßigt, den Zünften ihren Fortbestand zuzusichern, um ihre Gegnerschaft zu besänftigen. Später, als es während der Belagerung zu gewaltsamen Conflicten kam, wurden die Zünfte dann förmlich aufgehoben. Während die französischen Behörden so provisorisch mit den verschiedenen Klassen und Beamten-Collegien zu vereinbaren suchten, arbeitete der von ihnen geleitete Klub oder die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit einer viel radicaleren Umbildung zu. Er sprach gegen alle Bürger die Erwartung aus, daß sie sich ausdrücklich für oder gegen die demokratischen Grundsätze erklären sollten, und, immer in derselben kindisch feierlichen Manier der Zeit, gerieth man auf den närrischen Einfall, zwei große Bücher aufzulegen, in welche sich Jeder nach seiner Gesinnung einzuschreiben hätte. Das Buch der Freiheit war stattlich in Roth gebunden, das der Sklaverei in Schwarz und mit schweren Ketten und Klammern beladen. In letzteres schrieb sich natürlich Niemand ein, aber auch in das rothe verfingen sich, wenn wir den meisten Erzählern glauben, trotz wiederholter Aufforderungen, nur einige Hundert Namen. Man hatte besonders und wohlweislich Angst, den deutschen Prügelstöcken mit dieser Liste künftig den Weg der Rache zu bezeichnen. Nach allen diesen fruchtlosen Versuchen, eine spontane Bewegung hervorzurufen, mußten sich endlich die französischen Delegirten, zu denen inzwischen zwei neue, Simon und Gregoire, gekommen waren, entschließen, die Sache in entscheidender Weise in die Hand zu nehmen. Es wurden Wahlen zu einer förmlichen Constituante ausgeschrieben, welche die Geschicke der kleinen rheinischen Republik in definitiver Weise ordnen, respective unbezweifelbar den Anschluß an Frankreich aussprechen sollte. Um aber wählen zu können, mußte man nach mehreren Conventsdecreten vom December 1793 einen Freiheits- und Gleichheits-

Eid ablegen, welcher zugleich die Formel der Abſchwörung von aller ſonſtigen Unterthanſchaft, ſo wie von allen Privilegien und Sonder-Rechten enthielt. Die Eintreibung dieſes Eides ward nun der Mittelpunkt der gouvernementalen Agitation. Die auf den 24. Februar ausgeſchriebenen Urwähler-Verſammlungen gaben den Vorwand ab. Es erſchienen Decrete auf Decrete, ihr nach und nach ſich ſteigernder gereizter Ton verräth, daß es mit dem Schwören ſchlecht voran ging. Namentlich auf dem flachen Lande hatten die zahlreichen franzöſiſchen Apoſtel ihre liebe Noth. Nous municipalisons à force, ſchreibt Merlin nach Hauſe, ohne ſich der geringſten Illuſion hinzugeben, und welcher Art die Begeiſterung war, auf die er glaubte rechnen zu dürfen, wird aus einem Erlaß anſchaulich, in welchem zur Belehrung der Eidverweigerer feierlich betheuert wird: es ſei nicht wahr, daß, wie man ausgeſprengt habe, der Freiheitsſchwur die Verpflichtung zum Kriegsdienſt für die Republik nach ſich ziehe. Auch das half nicht viel, wie es ſcheint: die Zünfte, die Geiſtlichkeit und die Dikaſterien beſtürmten die Commiſſare mit Vorſtellungen um Rücknahme der Eidesdecretirung. Der ungeſtüme Merlin wurde ungeduldig, und vom Bitten wurde zum Drohen, vom Drohen zum Ausführen geſchritten, beſonders in dem Maaße, als die Kriegsgefahr näher rückte. Güter-Confiscation und Austreibung wurden über die Nonjurors verhängt, zumal, wie wir weiter unten ſehen werden, als die nachmals eingeeingeſchloſſene und ausgehungerte Stadt in der Verfolgung zugleich eine Erleichterung ſuchte. Einſtweilen waren die Urwahlen zur Ernennung der Deputirten, Beamten und Richter mit größerem oder geringerem Anhang abgehalten worden und am 17. März 1793 conſtituirte ſich „der Convent der Rheiniſch-Deutſchen Republik der Völker von Landau bis Bingen.“ Er hielt ſeine Sitzungen im Rittersſale des Deutſchen Ordens-Hauſes,

ſchlechthin das „Deutſche Haus“ genannt. Die Zahl der Deputirten war ſechszig. Hofmann wurde zum Präſidenten, Forſter zum Vicepräſidenten erwählt. Als Geſchäftsordnung wurde kurzweg die des Pariſer Convents angenommen. Eines der erſten Decrete verfügte, „daß Jeder, welcher in dieſe nun frei gewordene deutſche Provinz kommen würde, um etwas mehr als Bürger ſein zu wollen, mit dem Tode geſtraft werden ſolle.“ Am dritten Sitzungstage endlich begann die entſcheidende Berathung über die drei Grundfragen: Soll Mainz mit dem ganzen linken Rheinufer eine für ſich allein beſtehende Republik ausmachen? Soll die neue Republik durch ein Bündniß mit Frankreich ſich unter den Schutz dieſer großen Republik begeben? oder endlich ſoll die neue Republik Frankreich bitten, daß es dieſen rheiniſch-deutſchen Staat mit ſich vereinige? Nach zweitägiger heißer aber nicht hitziger Debatte, denn alle waren derſelben Meinung, wurde einſtimmig beſchloſſen, wie folgt: „daß das rheiniſch-deutſche Volk die Einverleibung in die fränkiſche Republik wolle und bei derſelben darum anhalte, und daß zu dieſem Ende eine Deputation aus der Mitte dieſes rheiniſch-deutſchen Nationalconvents ernannt werden ſolle, um deſſen Wunſch dem franzöſiſchen Convente vorzutragen.“ Die Miſſion wurde den drei Abgeordneten Georg Forſter, Adam Lux und Kaufmann Patocki aufgetragen. Die Schickſale der beiden erſtgenannten ſind bekannt*). Beide liegen in Paris begraben, beide haben den Ernſt, die Heiligkeit ihrer idealen Ueberzeugung mit ihrem Tode beſiegelt. Ihr Weſen, erfüllt von deutſch-theoretiſcher, ſanft-gebildeter Freiheitsliebe, ward vom Anblick der eiſenherzigen brutalen Revolution zerſchmettert. Ihre Zeugenſchaft reicht aber auch hin, die ganze Epiſode, deren beſten Ausdruck ſie darſtellen, von dem Ver-

*) Patocki blieb ſpäter im Elſaß.

dachte eines hohlen Poſſenſpiels zu reinigen. Zahlreiche andre, im Dunkel gebliebene, Opfer haben nicht minder ihr Leben für dieſelbe, ehrlich gemeinte, aber falſch angelegte, Sache hingegeben.

Dem Mainzer Convente war kein langes Leben vorbehalten. Die alsbald ſich dicht herandrängenden Kriegsbegebenheiten ſchoben alles Andre in den Hintergrund. Am 30. März hielt er ſeine letzte Sitzung. Cüſtine und ſeine Generale hatten den Krieg rheinabwärts lau und ungeſchickt betrieben. Ende deſſelben Monats März hatten ſie nach einem erbärmlichen Widerſtandsverſuch den Preußen die Nahe-Linie, Bingen und Kreuznach überlaſſen. Preußen, Sachſen und Heſſen hatten ſich ſchon bis dicht um Kaſtel zuſammengezogen. Cüſtine, ebenſo leicht demoraliſirt wie übermüthig, mehr auf die Erhaltung ſeiner Verbindung mit Frankreich als auf die Behauptung des Rheins bedacht, retirirte nach dem Elſaß hin, dem General Doyré den Oberbefehl von Mainz überlaſſend. Ein Theil des Cüſtine'ſchen Corps aber konnte den Rückzug nicht durchſetzen, denn er ſtieß oberhalb Mainz auf den Feind und mußte nolens volens in die Feſtung zurückkehren, deren Mannſchaft dadurch auf ungefähr 22000 Köpfe gebracht wurde. Im April begann die engere Belagerung, und damit die Zeit der verzweifelten Maßregeln; um ſo mehr, als die Nähe der deutſchen Truppen allen Widerſtandsluſtigen neue Kräfte gab. In immer wachſenden Maſſen, mit immer zunehmender Strenge wurden die Ausweiſungen betrieben. Anfangs hatte man ſich auf die ausdrücklich Widerſetzlichen beſchränkt; von ihnen geht man jetzt zu den Verdächtigen über; zuerſt kommen die Geiſtlichen, dann ehemalige Beamte und Privilegirte, ſchließlich deren Angehörige an die Reihe. Politiſcher Verdacht und materielle Noth ſteigern gleichzeitig die Verfolgungsſucht. Den Ausgetriebenen wird verboten, irgend

etwas Anderes als die nothwendigste Habe, nur was sie selbst tragen können, mitzunehmen. Der Rest des Vermögens wird confiscirt, ebenso das Eigenthum derer, die vorher freiwillig ausgewandert waren: ein förmliches Emigrantengesetz nach französischem Muster. Endlich auch, nach einer damals bestehenden Gewohnheit, wird zur Sicherung künftiger Repressalien, eine gewisse Zahl angesehener Bürger als Geißeln in's innere Frankreich abgeführt, hauptsächlich Kaufleute (beinahe lauter noch heute gut bekannte Namen, Gröser, Werner, Kaiser, Ackermann). Der Sturm des Völker- und Bürgerkriegs ist entfesselt. Vor den Wällen schlägt man sich, beinah allnächtlich ein Ausfall, bald da, bald dorten; innen ersteht ein Revolutionstribunal, fünf Richter, ein öffentlicher Ankläger und auf alle politische Vergehen die Todesstrafe; und damit nichts fehle, auch Assignaten, nicht die französischen, sondern, wie man Alles auf eigne Faust macht, auch eine aparte rheinisch-deutsche Belagerungs-Münze. Denn man ist eben ganz und gar von Frankreich abgeschnitten, ohne irgend ein Mittel, die Truppen und deren Lieferanten anders zu bezahlen. Was in Paris vorgeht, weiß man seit Monaten nicht; hie und da erfährt man etwas vom Feinde, aber natürlich nur unter Vorbehalt, und mit Recht: denn es heißt (und spielt bei der Uebergabe der Stadt eine besondere Rolle), in Frankfurt würden falsche Moniteure gedruckt mit Erzählungen, welche auf die Einschüchterung der Belagerten berechnet seien. Unter solchen Umständen läßt sich denken, wie viel republikanische Begeisterung in dem deutschen Städter mag zurückgeblieben sein. Selbst die französischen Berichte wissen nichts zu rühmen. Wie groß überhaupt ist die Zahl der friedseligen Menschen, deren Gesinnung solchen Prüfungen widerstünde? von denen ein solcher Widerstand sich billigermaßen verlangen ließe? Und vollends hier; nach hundert-

jähriger Unmündigkeit und Spießbürgerei, nach einem darauf gefolgten kurzen Rausche, unter den Klängen einer fremden Sprache, dem Walten eines fremden Geistes? Wäre auch nicht das Zeugniß der weit und weiter getriebenen Ausweisungen vorhanden, das Bild der Zustände allein könnte genügen, uns die Ueberzeugung zu sichern, daß von einer freiwilligen, von Hause aus sympathischen Hinneigung zu Frankreich bei den Massen damals nicht die Rede war: trotzdem dies nicht nur bei den Franzosen bis auf den heutigen Tag ein Glaubensartikel ist, sondern zu allen Zeiten in Deutschland vielfach behauptet wurde; zunächst auf das Zeugniß hin der rachedurstigen Wiedereroberer, deren Brutalität nach einer möglichst großen Zahl von Opfern, nach Vorwänden für ununterschiedliche Plünderung verlangte. Kehren wir noch einmal zurück zu den Belagerten. Es ist Ende Juni geworden, und zu allen Schrecken des Kriegs ist die eigentliche Beschießung hinzugetreten. Tagelang regnete es Bomben. „Wir lebten unter einem feurigen Dache," sagt ein Augenzeuge. Die stattlichen Paläste, der Dom, viele Kirchen stehen nach der Reihe in Brand. Mangel an Fleisch, an Futter, an Medicamenten. Immer und immer wilder geht der Gang der Austreibungen. Nicht mehr hundert-, sondern tausendweise ziehen die Schaaren der Unglücklichen über die Rheinbrücke nach dem jenseitigen Ufer; einmal wird ein ganzes Dorf, Finthen, wegen Eidesverweigerung hinausgemaßregelt (die Ortschaft ist noch heute besonders gut katholisch und war 1848 der Bewegung weniger zugänglich als irgend eine andere Landgemeinde). Als höchst seltsam verdient ein besonderer Judenschub erwähnt zu werden, und zwar schon unterm 2. April erscheint vom Präsident Hofmann unterzeichnet ein Befehl: „Im Namen des souveränen Volks, wird den ungeschworenen Juden auf Befehl des Nationalconvents bedeutet, daß sie heute 12 Uhr,

und zwar unter Todesstrafe auf dem Schloßplatze erscheinen sollen (zur Wegführung von da). Wer sich heute nicht allda einfinden wird, soll ohne Weiteres aufgeknüpft werden." In allen Dingen hat die rheinische Republik dem französischen Muster folgen können: Gott, König und Vaterland hat sie überwunden: über den spezifisch deutschen Judenhaß kann sie nicht hinaus; Atta Troll muß sein Amendement stellen, so daß selbst der Bannstrahl die Absonderung aufrecht erhält. Und noch merkwürdiger: unter diesen gedrückten, schon seit jenen Zeiten her der Staatspolizei so verdächtigen Juden finden sich ganze Schichten, welche dem Abfall vom Reich das Exil vorziehen, und damit den Verlust des theuren Eigenthums. Es giebt sonderbare Naturspiele, von denen kein Rittergutsbesitzer eine Ahnung hat. Da schließlich alle Vorwände der Verfolgung erschöpft, aber immer noch zu viele Menschen in der Stadt sind, treibt der Befehlshaber zu freiwilligen Auswanderungen. Der Feind kann diese Erleichterung nicht zugeben. Er begrüßt die ausgestoßenen Landsleute mit Kanonen, der eben so erbarmungslose Himmel sendet ein Unwetter auf sie herab; so verbringen die Elenden, meistens hülflose Weiber und Kinder, eine schauervolle Nacht im Felde. Das Herz der französischen Soldaten öffnet sich zuerst der Menschlichkeit: die Chasseurs bringen Weiber und Kinder auf ihren Pferden, mit ihren Mänteln bedeckt, in die Stadt zurück. Die französischen Nationalgarden selbst, nicht für diesen eintönigen von der Heimath abgeschnittenen Festungskrieg gemacht, verlieren die Spannkraft. Selbstmord wird epidemisch, drei Offiziere erschießen sich in einer Nacht. Noch einmal — es war das letzte — erhebt die Republik ihr Haupt in festlichem Aufzug. Es ist der 14. Juli; Waffenstillstand. Vor den Wällen feiern die Preußen die Einnahme von Condé, innerhalb der Mauern wird das Jahrgedächtniß der Pariser

Föderation begangen. Auf dem Schloßplatze ist ein Altar der Freiheit errichtet, über welchem der General en Chef einem Neugebornen die republikanische Taufe giebt; Reden und Kanonendonner — doch Freude und Zuversicht sind verraucht; bereits wird heimlich mit den Preußen unterhandelt und am 22. desselben Monats capitulirt. Auch da ist wieder von Verrath die Rede. Es kommt hier nicht darauf an, die französische Ehre zu retten, aber das allgemeine geschichtliche Wahrheitsinteresse räth zu beiläufiger Verwahrung. Erst sollte Eickemeyer, später Cüstine, diesmal nach dem Einen Doyré, nach dem Andern Merlin, nach dem Dritten sollen Alle gekauft gewesen sein. Im Mittelalter sah man bei allem Unglück Hexerei, im 16. und 17. Jahrhundert überall Vergiftung, in Revolutionen sieht man überall Spionage und Verrath. Sichtbare Widerwärtigkeiten erklärt die Trägheit des Verstandes am liebsten mit dem schnell fertigen Unsichtbaren. Eins aber fesselt unsre Aufmerksamkeit in den Verhandlungen, welche der Uebergabe vorausgehen, in den Ereignissen, welche sich aus ihr entwickeln: das Schicksal nämlich jener Mainzer, die sich rückhaltslos in die republikanische Bewegung geworfen hatten und denen jetzt die Zuchtruthe des restaurirten Kurfürsten und seiner Verbündeten drohte. Ihr Loos, das Gebahren ihrer Verfolger wie ihrer Beschützer ist bezeichnend für den Geist der Parteien. Ihre Leiden beanspruchen unser inniges Mitgefühl, ihre Gleichgültigkeit gegen die deutsche Nationalität darf es ihnen nicht entziehen. Ein Jahr darauf finden wir ihre Peiniger, finden wir Oesterreich und Preußen um die Wette kabbalirend, wer dem Reichsfeind das linke Ufer an den Hals werfen dürfe, um sich eine andere Territorialentschädigung zu sichern. Wer empfand oder dachte damals etwas von deutscher Nationalität? Wenn wir glauben festgestellt zu haben, daß die Anzahl der Neuerungslustigen

nur in geringem Verhältniß zur Gesammtheit der Bürger gestanden hatte, so dürfen wir nicht verkennen, daß, wie schon angedeutet, Reinheit der Motive und der Ueberzeugung in dieser Minorität vorwaltete. Durch alle Prüfungen hindurch bewies sie nachmals heldenmüthige Ausdauer bei ihrer Sinnesart. Aber in den Augen der Obrigkeit von Gottes Gnaden ist kein Widerstand gehässiger als der des uneigennützig freisinnigen Denkers, und sie hat von jeher die süßeste Befriedigung hineingelegt, das Edle in ihm gestissentlich ignorirend, ihn als ehrlosen Verbrecher herabzuwürdigen. Schöngeistelnde deutsche Fürsten haben nach 1830 und nach 1849 mit besondrer Wonne Schriftsteller, Philosophen, Dichter zum Wollzupfen, Spinnen, Marmorschleifen anhalten lassen, ganz wie Ferdinand von Neapel seine Minister mit Mördern an eine Kette schloß. Auch dem damaligen König von Preußen lag nichts mehr am Herzen, als der Legitimität die Opfer eines wollüstigen Rachefestes zu sichern. Darüber läuft beinahe ausschließlich die Correspondenz zwischen den Befehlshabern in und außerhalb der Festung hin und her. Der König will unbedingt sich auf Nichts einlassen, was die sogenannten Patrioten vor künftigen Heimsuchungen schützen könnte. Merlin zeigt sich dabei eben so ehrenhaft und human, wie sein Gegner sich klein und brutal zeigt. Er erklärt im Kriegsrath, lieber die ganzen Verhandlungen abzubrechen, als diejenigen, welche auf die Republik vertraut hatten, ihren Feinden Preis zu geben; er bietet sich selbst als Geißel und Kriegsgefangenen an, wenn der König den Klubbisten freien Abzug gestatten wolle. Endlich vereinigt man sich zu einer Fiction, welche beiden Theilen aus der Verlegenheit helfen soll. In der Capitulation wird von den Patrioten nicht die Rede sein; da aber allen Franzosen freier Abzug verbürgt ist, so möge wer da wolle sich mit der Masse davon machen, der König verzichtet auf eine Controle der Abziehenden. Allein

es war schon dafür gesorgt, daß die Rache des Herrn nicht um ihren Fraß komme. Was unter der Bedeckung der ersten Colonnen marschirte, kam glücklich durch, aber die weiter hinten folgenden Anführer wußten sich der Schutzbedürftigen nicht mit der nöthigen Energie anzunehmen, die Haufen der ehemals Ausgetriebenen warfen sich nach Vergeltung lechzend auf die Klubbisten, und viele der letztern wurden tödtlich mißhandelt. In der Stadt ging es noch schlimmer her. Soldaten und Volkshaufen übten Plünderung und Mißhandlung in allen Häusern, welche dafür gelten mußten Klubbisten beherbergt zu haben. Diejenigen der letzteren, welche auf höheren Befehl gefänglich eingezogen wurden, kamen deswegen nicht besser davon. Mit Stricken an einander gebunden, über die Rheinbrücke geführt, wurden sie noch bis nach Frankfurt hin den Angriffen des Pöbels preisgegeben. Der harmlose, menschenfreundliche Professor Blau starb an den Folgen der an ihm verübten Rohheiten, ein neunzehnjähriges Mädchen wurde mit Gewehrkolben erschlagen, weil sie in einem klubbistischen Liebhabertheater mitgespielt hatte, ihren beiden Schwestern ging's ebenso. Männer und Frauen wurden in Menge nach den Festungen Königstein und Erfurt gebracht und da in feuchten Löchern einer elenden Gefangenschaft überlassen. Ein Theil dieser Unglückseligen war ausdrücklich dazu vorbehalten worden, deutschen Gefangenen in Frankreich zur Freiheit zu verhelfen. Das Geißelnehmen war nämlich, zur Unehre der Revolution, von dieser eingeführt worden. Die französischen Heere hatten schon 1792 bei ihren ersten Einfällen in Saarbrück, Bliescastel, Zweibrücken Geißeln aufgehoben und in's Innere geschickt. Die Oesterreicher übten hernach Vergeltung im Elsaß und sendeten die von ihnen Ausgehobenen nach Mainz und Wesel in die Festungen. Während der Belagerung hatte, wie oben erzählt, der Conventscommissar eine Anzahl Mainzer nach

Frankreich transportiren lassen. Man hielt sie in Metz und Nancy gefangen. Bei der Capitulation nun war ausgemacht worden, daß eine gewisse Kategorie von Klubbisten so lange zurückgehalten werden sollte, bis jene Mainzer Geißeln entlassen wären. Aber die Ausführung unterblieb lange, theils durch französische, theils durch deutsche Schuld. Mittlerweile verkamen die Gefangenen in den Gewölben alter Festungsverließe, obgleich sich nachträglich ein Umstand herausstellte, der ihre Ansprüche auf Erlösung verstärkte. Während nämlich Mainz durch die Belagerung von Frankreich abgeschnitten und ohne Kunde geblieben war, hatte der Convent das von Forster, Lux und Patocki überbrachte Angebot der Einverleibung in die fränkische Republik angenommen, und so waren diejenigen, welche dafür optiren wollten, beim Abzug des belagerten Heeres, französische Bürger. Zwei Jahr lang wurde darüber zwischen den Conventsleuten und den deutschen Autoritäten negozirt. Merlin nahm sich ununterbrochen rühmlich seiner ehemaligen Schutzbefohlenen an. In seiner öffentlichen und Privatcorrespondenz finden wir ihn fortwährend dafür thätig, sie aus ihrer Haft zu erlösen. Er betreibt, wie er immer kann, die Rücksendung der Metzer und Nanziger Geißeln, damit auch die Kerker von Erfurt und Königstein sich öffnen möchten. Unterdessen bleiben die gefangenen Klubbisten sowohl, wie die, welche nach Frankreich entkommen sind, mit der Naivetät ihrer ersten Schwärmerei der Revolution und der Republik zugethan. Ihre Briefe sind rührend zu lesen. Einer fällt an Merlin's Seite im Krieg gegen die Vendéer, nachdem er fünfmal in derselben Schlacht an der Spitze seiner Legion angegriffen hat. Er war Vater einer zahlreichen Familie, die in Paris zurückblieb. Sein Familien-Name Riffel ist seitdem in Mainz wieder zu besonders katholischem Klang gekommen. Rühmliches Andenken verdient eine Frau Falziola, geborene Meletta, deren

Mann, Sohn, Schwager, deren sämmtliche Freunde in deutschen Kasematten lagen. Sie ruhte und rastete nicht, die Sache der Unglücklichen zu betreiben, bald ist sie hinter dem Convent, bald hinter dem Wohlfahrtsausschuß, bald hinter Merlin her, und wirklich nicht ohne Verdienst an der schließlichen Erlösung. Dieselbe erfolgte während der zweiten Umzingelung von Mainz durch die Franzosen. Noch über fünfzig ehemalige Klubbisten wurden damals von dem preußischen Befehlshaber an die republikanischen Vorposten ausgeliefert. Es geschah dies am 9. Februar 1795. Merlin hatte wiederum die Correspondenz geführt. Die Befreiten gingen nach Frankreich, die meisten in's Elsaß. Nach dem, was sie erlebt und erlitten, war es nicht zu verwundern, daß ihre Wünsche und ihre Hoffnungen bei Frankreich blieben. Die Wiedereroberung des linken Rheinufers war für ihre Vorstellung die einzig denkbare Beendigung des Exils, und sie kehrten in der That beinahe alle nach dem Frieden von Campo Formio in die Heimath zurück. Jene Anschauung war ihnen um so weniger zu verargen, als selbst den Vorkämpfern deutscher Nation die Abtretung der Rheinlande an Frankreich während dieser ganzen Zeitläufte ein vertrauter Gedanke blieb und im genannten Friedensschluß nichts zur Erfüllung gedieh, als was bald österreichische bald preußische Diplomaten dem Wohlfahrtsausschuß und dem Directorium seit vier Jahren nahe gelegt hatten. Auch war es in der ganzen Zeit zwischen dem Rückzug der Franzosen und ihrer Wiederkehr deutscher Seits nicht zu einem friedlichen Besitzstand gekommen. Den Kurfürsten zwar hatten die preußischen Heere zurückgeführt. Er hatte während der Belagerung nur einen Besuch von wenigen Tagen bei den Zelten des Königs gemacht, und zur Schonung seines landesväterlichen Herzens vorgezogen, in Aschaffenburg zu residiren, während seine Heerde bombardirt wurde. Dafür fuhr er hinter den sieg-

reichen Truppen als Triumphator wieder ein. Die treuen Metzger, als Sinnbilder ohne Zweifel des vom Geist besiegten Fleisches, zogen seinen Wagen. Sein erster Regentenact war die Einsetzung eines Criminalsenats zur Untersuchung gegen die Hochverräther, unmittelbar darauf folgt eine ganze Reihe von Erlassen zur Annullirung aller Trauungen, Taufen, Absolutionen und sonstigen Verrichtungen der Priester, welche der Republik geschworen hatten. Alle Perücken der guten alten Zeit wurden von Neuem gekräuselt und gepudert. Von da ab hörte natürlich auch jede politische Meinungsäußerung in der Stadt wieder auf. Die Häupter waren vertrieben oder gefangen und der permanente Kriegsstand erdrückte alle Formen des bürgerlichen Lebens. Lange Zeit hindurch gerieth das ganze linke Ufer mit Ausnahme der Stadt Mainz wieder in französische Gewalt. Diese selbst wurde im Herbst 1794 umzingelt und im Laufe des Winters von 94 auf 95 förmlich belagert. Es war ein Jahr, welches im Kalender für seinen unerhörten Frost berüchtigt blieb. Auf der Eisdecke des Rheins manövrirten die Kanonen wie auf fester Erde; der französische Soldat, ohnehin entblößt, litt furchtbar. Aber weder der Convent, noch der Wohlfahrtsausschuß, noch die Generale mochten dem Gedanken Raum geben, auf Mainz, als den Schlüssel des Rheinlandes, zu verzichten. Auf welchem Stand sich damals das deutsche Nationalbewußtsein befand, ist in einer ebenso traurigen als denkwürdigen Art aus den Verhandlungen zu ersehen, die sich zunächst um den Baseler Frieden drehen. Preußen wie Oesterreich gaben dem Wohlfahrtsausschuß unter der Hand Aussicht auf die Rheinlande gegen Länderentschädigungen auf dem rechten Ufer, zu welchen Frankreich die Hand bieten sollte. Oesterreich verlangte Baiern, Preußen Hannover. In der Pariser Regierung gab es eine preußische und eine österreichische Partei. Merlin gehörte zu letzterer. Der

Friede mit dem Kaiser schien ihm wichtiger als der mit dem König, und „wenn wir jenem schließlich denn Baiern zugestehen müssen, um den Rhein zu erhalten," schreibt er nach Hause, „ma foi nous sauterons le bâton." Doch kam der Abschluß mit Preußen zuerst zu Stande. Das Schicksal der Rheinlande wurde künftigem Abkommen vorbehalten, ein großer Theil vorläufig für neutrales Gebiet erklärt. Inzwischen hatte Clerfayt die Franzosen zur Aufhebung der Belagerung von Mainz gezwungen und es blieb unter Oesterreichs Schutz, bis es von diesem im Frieden von Campo Formio an Frankreich definitiv abgetreten wurde.

Von da ab beginnt, wie man es im Lande nennt, die „französische Zeit;" denn die dreiundneunziger Episode, oder wie sie in der Ueberlieferung der Volkssprache heißt: die Guschtine-Zeit (Güstine) war nicht sowohl französischer als revolutionärer Gesinnung. Der Einverleibungsbeschluß des Convents, obgleich er auf alle Fälle zu einer Verschmelzung mit Frankreich hätte führen müssen, war in der Fiction seiner Urheber doch nur aus der mechanischen Nothwehr hervorgegangen. Bis dahin hatte es sich in ihrem allerdings leichtfertigen Sinn nur um Freiheit auf eigenen deutschen Füßen gehandelt. In keinem einzigen der massenhaften Erlasse der französischen Generale und Commissarien erhebt sich der Anspruch an eine Incorporation. Alle öffentlichen Actenstücke erscheinen blos in deutscher Sprache. Der Mainzer Convent selbst constituirt sich ausdrücklich für einen deutschen Freistaat, und die jenseitigen Versuche zur Berufung auf einen gemeinsamen Stammesursprung tragen, wo sie auftauchen, gerade das entgegengesetzte Gepräge derer, welche man uns heute vorbereitet. Die Revolution, der es doch an Kühnheit der Theorieen sonst nicht gebrach, hatte sich noch nicht dahin verstiegen, aus den deutschen Rheinbewohnern gallische Abkömmlinge machen zu wollen,

wie wir das heut erleben. Die Schüler Rousseau's, wesentlich auf das abstracte Vernunftrecht erpicht, kamen für ihr historisches Bedürfniß mit der Anlehnung an die antike Republik aus. Es war dem gelehrten Frankreich des 19. Jahrhunderts vorbehalten, seine historische Schule, welche gleich seiner romantischen aus deutschen Anregungen entsprungen ist, nach mystischen Belegen für die Ansprüche auf den Rhein auszusenden und letztere in dem angeblichen vorsündfluthlichen Besitzstand jener celtischen Nation zu finden, deren ganze Existenz von sagenhaften Problemen umhüllt ist. Wenn man heute das celtische Blut auf deutschem Boden nachweisen möchte, so appellirte man 1792 umgekehrt an die Nachweisung des germanischen Blutes auf dem französischen Boden. Und das hatte jedenfalls die Wahrheit für sich. Man machte Concessionen, statt sie zu verlangen. Man nannte sich die neu-fränkische Republik, um daran zu erinnern, daß man eigentlich nur ein Ableger jener alten Germanen sei, welche Gallien unterworfen und zu einem großen Theil bevölkert hatten; und bis in das Consulat hinein wurden aus den Bewohnern der Rheinlande besondere „fränkische Legionen" (Legions des Francs) in den Heeren der Republik gebildet. — Die Gesammtheit dieser Erscheinungen, obgleich für die spätere Geschichte ohne praktische Bedeutung, verdient unsere Aufmerksamkeit um des Unterschiedes willen, welchen sie zwischen der republikanischen und der monarchischen Propaganda nachweist. Das Princip der Freiheit ist dem Princip der Nationalität hold, wenn es nicht mit ihm gleichbedeutend ist. Obwohl die Idee der Nationalität als solche im 18. Jahrhundert entfernt nicht so entwickelt und popularisirt war, wie im gegenwärtigen, so konnte doch das erobernde Frankreich, so lange es selbst Freistaat war, nicht umhin, überall nationale Republiken und nicht Annexionen hervorzurufen, in

Italien, wie in Holland, wie am Rhein. War es auch nur Politik unter Vorbehalt, es war doch ein Tribut an den Grundsatz. Der Monarchismus dagegen, ohne Achtung für die Freiheit, ist auch ohne Achtung für die Nationalität. Unter dem Consulat und dem Kaiserthum werden die Gebiete des linken Rheinufers durch und durch assimilirt. Mainz wird eine französische Präfectur. Der einförmige Militärdespotismus hat bald verwischt, was von Anhänglichkeit an die französische Revolution oder an das deutsche Reich mochte übrig gewesen sein. Jede mechanische Gewalt hat die Mittel, sich der Masse der Geister zu bemächtigen, weil sie dazu nur die schlechten Instincte zu hegen und zu pflegen braucht, welche eben so wie die guten in jedem Volkscharakter schlummern. Ein Statusquo, welcher an die Seelengröße der Nation appellirt, wird sie groß finden; der sie aber kleinlich wünscht, braucht nur ihren Krämersinn wachzurufen. Das Kaiserthum blendete mit Macht und Pomp, bestach mit den Gewinnsten, welche dem Bürger aus den Anhäufungen und Durchmärschen der endlosen und übermüthigen Armeen zuflossen. Als eine Gränzfestung ersten Ranges sah die Stadt beinahe alle Colonnen des unermüdlichen Kriegers aus- und einziehen und da der Soldat, so lange er auf fremdem Boden war, keine Löhnung bezog, so ward Mainz für ihn, was die großen Hafenplätze für den Matrosen sind: ein Ort der Ausrüstung bei der Abfahrt, ein Ort des Genusses bei der Rückkehr. Mainz wurde wieder, seinem Ursprung getreu, ein Tummelplatz der Legionen, welche von diesem Lager aus die Erde überströmten. Wie vor zweitausend Jahren rief die heroische Willenskraft des Imperators große Civilisationsanstalten in's Leben: zunächst zum Zweck seiner Kriege die großen Heerstraßen, an denen es zu Kurfürstenzeiten gänzlich gefehlt hatte. Eine steinerne Brücke sollte sich über den Rhein er-

heben.' — Während eines halben Menschenalters tägliche Augenzeugen der in's Unbändige wachsenden Uebermacht auf der einen Seite, der Demüthigung des Vaterlandes auf der anderen, lebten sich die Bewohner des Rheinlandes in den Gedanken ein, wie das Elsaß, unzertrennlich mit Frankreich vereinigt zu sein. Die kaiserliche Allgewalt, welche schon so blendend wirkte, ließ sich sogar zeitweise zu den kleinen billigen Schmeicheleien herab, welche das Herz des Spießbürgers kitzeln. Mainz wurde zu einer der „bonnes villes de France" ernannt, um ihm keinen Zweifel mehr über seine Nationalität aufkommen zu lassen; Napoleon und Maria Louise residirten zeitweise in dem alten deutschen Ordenshause. So sehr hatte sich die Sinnesentfremdung eingenistet, daß selbst, als die Zeit der schweren Prüfungen kam, der Gedanke eines Abfalls nicht Raum fand. Die rasenden Conscriptions-Aushebungen der Jahre 1811,12 und 13, der Rückzug aus Rußland, die Kriegspest und der Typhus, welchen die schauerlich demoralisirten Truppen der Stadt einimpften, so daß die Bürgerschaft selbst von ekelhaften Krankheiten dezimirt wurde, kurz der concentrirte Ausbruch des ganzen Jammers, welchen die Napoleonische Barbarei über die Welt gebracht hatte, weckte nicht Haß gegen Frankreich, nicht Hinneigung zu Deutschland. Noch nach der Schlacht bei Leipzig, als die wirren Soldatenknäuel sich bei Hanau einen blutigen Rückweg gebrochen hatten und in die Zuflucht der Festung hineinströmten, verfiel in der Stadt Niemand auf den Gedanken, daß die Siege der Alliirten das Rheinufer wieder an Deutschland bringen könnten. Die ganze jugendfrische, heldenthümliche, patriotische Erhebung des Nordens hatte nicht das leiseste Echo in diesen Mauern wach gerufen. Im Gegentheil. Das Rachegefühl, mit welchem 1793 die preußischen Soldaten in die abtrünnige Stadt eingezogen, war auf beiden

Seiten zur gebässigen Ueberlieferung geworden. Das „Mainzer Klubbistenvolk" blieb als ein Gegenstand des Abscheus sprüchwörtlich im Munde der deutschen Offiziere, und nach dem Gesetze der Wiedervergeltung erhielt sich auf der andern Seite die Vorstellung einer deutschen Truppe unzertrennlich von der Vorstellung eines boshaft brutalen Stockprügelregimentes über alle bürgerlichen Sphären. Als 1814 nach dem Pariser Frieden Mainz an Deutschland zurückfiel, begegnete man sich mit diesen Reden auf den Lippen. Vor der Räumung der Stadt ging das Gespräch unter der Bürgerschaft: wer von den abziehenden Franzosen irgend etwas kaufe, werde mit den unvermeidlichen „fünfundzwanzig" tractirt werden. Diese heilige Zahl war das Gestirn, unter welcher das Licht der Nationalität wieder in den Augen der Leute aufging, und die Schaaren von Kosaken, Baschkiren, Rothmänteln, mit welchen ihre Häuser jetzt belegt wurden, trugen nicht sonderlich zur Milderung dieser Ansichten bei. Bis 1816 dauerte dieser Zustand. Einquartierungen und Kriegssteuern preßten die Stadt aus. Trotz einiger brüderlichen Proclamationen wurde sie als eine eroberte behandelt. Eine bairisch-österreichische Administration für die Provinz, eine österreichisch-preußische für die Stadt selbst stellten eine Art provisorischer Regierung vor, die im Juli des ebengenannten Jahres der hessen-darmstädtischen den Platz räumte. Wäre damals nicht Deutschland um den Lohn seiner blutigen Arbeit so schmählich betrogen worden, es würde ihm auch die Schmach erspart geblieben sein, einen Theil seiner Bevölkerung noch Jahrzehnte hindurch den Fallstricken einer thörichten Verirrung zu überlassen. Die Erscheinung, daß ein Landstrich sich, nach Austreibung des Fremden, unter dessen Herrschaft zurücksehne, ist in der Geschichte etwas so Unerhörtes und namentlich in unseren Tagen etwas so Unbegreifliches, daß die ganze Scheußlichkeit der Wiener Congreß-

Schöpfung dazu gehört, um sie zu erklären. Erstand den Deutschen ein politisches Vaterland, so war im selben Augenblick die böse Saat des französischen Zwischenreichs vernichtet, es war, wie die Volkssprache am Krankenbett sich ausdrückt, der Natur geholfen. Denn nicht nur leicht beweglichen Blutes ist der Rheinländer, sondern auch allen guten Regungen von Herzen zugänglich. Aber Alles, was er jetzt erlebte, drängte ihm nur die eine Empfindung auf: daß die deutschen Fürsten nichts Anderes erstrebten, als die Wiederherstellung jener verhaßten feudalen Kleinstaaterei, deren Sturz er mit Beifall begrüßt und im Lauf der Erfahrung gesegnet hatte; und es bemächtigte sich seiner Seele jener andre menschliche Zug, das Gute in die Vergangenheit zu verlegen. Wie Frankreich selbst im Ingrimm über das bourbonische Pfaffenregiment den Namen des gestürzten Despoten zum Losungswort des freisinnigen Widerstands machte und die Volksgeißel als Volksidol besang, so warfen sich die Rheinländer im Mißmuth über die deutsche Junkerwirthschaft in die Liebäugelei mit dem französischen Wesen. Glücklicher Weise mit geringem Erfolg. Kein Béranger und kein Thiers verherrlichten hier die gefahrvolle Richtung, kein Joinville führte die Todten zurück; und das Jahr Achtundvierzig versiegelte diesseits die Gruft, welche es jenseits wieder geöffnet hat. — Aber kehren wir zurück zum Jahr sechszehn. Nicht einmal den morschen Haltpunkt der treuherzigen Anhänglichkeit an einen alten Herrn gab die neue Seelenvertheilung dem Bewohner jener Provinz. Selbst die guten Leute, welche sich in Cassel an dem wiederkehrenden Anblick des kurfürstlichen Zopfes freuen mochten, fanden in Mainz nicht ihren Augentrost. Gab es doch deren bei uns noch lange, welche behaupteten: seit Kurfürsten-Zeiten wäre kein schöner Sommer mehr über das Land gekommen. Jetzt sollte ihnen auf einmal über Nacht Lieb' und Treu' zu dem Großherzog von Darmstadt aufblühen.

Was wußten sie von Darmstadt? Daß der Landgraf 1792 bei Cüstine's Anmarsch über Hals und Kopf seine Truppen an sich gezogen und, nachdem er mit den Andern bramarbasirt hatte, Mainz im Stiche gelassen, um seine Neutralität zu salviren*): daß später einmal der Großherzog von Bonaparte's Gnaden drüben bei Kastel an dem Brückenkopf zwei geschlagene Stunden lang de- und wehmüthig auf den Kaiser gewartet, um ihm seinen Bückling zu machen, und daß ihn der Mann im kleinen Hütchen Monsieur de Darmstadt geheißen! Natürlich schickte der neue Potentat Beamte, die auf seinem eigenen Mist gewachsen, zur Verwaltung und Assimilirung der frischerworbenen Provinz aus. Das war ihm nicht zu verdenken. Es hätte es Jeder an seiner Stelle gethan. Aber dem Linksrheinischen war eben darum der Rechtsrheinische nur noch mehr zuwider als ohnedies ein nächster Nachbar dem andern, da wo einmal der Geist des Particularismus überhaupt der Kleinlichkeit und Eifersüchtelei das Signal gegeben hat. Nichts hat mehr Drang zur Consequenz in's Unendliche hinein, als das Princip der Theilung. Schnurstracks geht seine Logik fort bis zum Atom. Bei der Theilung Deutschlands hatte die fürstliche Eigennützigkeit an die provinziale Selbstsucht, an das spießbürgerliche Vorurtheil appellirt, um einen populären Boden zu finden. Warum sollten diese politischen Untugenden just an den Grenzen stehen bleiben, welche die Phantasie der Diplomaten gezogen hatte? Wahres und

*) 1791 hatte der Landgraf von Darmstadt den Reichstag bestürmt, ihm zu seinen Gütern und Rechten im Elsaß zu verhelfen, auf daß nicht „ein seit Jahrhunderten verehrungswürdig gewesener Fürst der Ratten in seinem eigenen Lande auf's Möglichste unvermögend werde."

Als ihn ein Jahr darauf die Mainzer um Hülfe anriefen, antwortete er: „Die Franzosen hätten seine Güter im Elsaß so gut behandelt, daß er sich nicht mit ihnen verwerfen wolle." (K. Klein, Geschichte von Mainz.)

Falsches verbanden sich in der volksthümlichen Anschauung zum Widerwillen und zur Verachtung gegen Alles, was aus den jenseitigen Provinzen herrührte. „Darmstädtisch" wurde eine Bezeichnung für den Inbegriff der Abgeschmacktheit und Armseligkeit, der letztern besonders auch um deswillen, weil sich das gesegnete Rheinland als die Kornkammer ansah, von deren Reichthümern der von Haus aus dürftige Hof mit der ganzen Beamtenschaar der minder fruchtbaren Erbstaaten zehre. Sand und Zwiebeln, hieß es, sei Alles, was sie hervorbrächten, und was dergleichen nachbarliche Bosheiten mehr sind. War man doch überdies nicht blos dem Darmstädter unterthan, sondern noch dazu dem Oesterreicher und dem Preußen, welche mit deutsch-militärischer Brutalität das Regiment über die Stadt führten. Das Verhalten des Soldaten gegen den Bürger kam mehr als alles Andre der Vorliebe für den Fremden zu Hülfe. Seit den Feldzügen des Mittelalters hatte sich der französische Kriegsmann den Ruf der Urbanität, der spanische den der Habsucht, der deutsche den der Rohheit erworben. Die Gräuel, welche unter Ludwig XIV. begangen worden, kommen, wie die Dragonaden und alle dahin einschlagenden Teufeleien, ganz besonders auf die Rechnung des pseudogroßen Königs und des Katholicismus. Bei der Invasion von 1792 erregte die Menschenfreundlichkeit des republikanischen Heeres nicht blos das allgemeine Erstaunen, sondern sogar die Indignation der Gegner. Einem von Speyer zurückkommenden kurfürstlichen Offizier, welcher sich in Anerkennung darüber ausbreiten wollte, herrschte der Commandant zu, er möchte schweigen, und nicht den Feind populär machen. Es wäre ihm lieber, setzte er hinzu, daß Custine mit Feuer und Schwert gehaust hätte. Freilich sagte man, das sei lauter Berechnung und Politik. Aber wo Custine es für klug fand, schonend zu verfahren, da hätten ein Hannau oder Urban

gewiß Gründe entdeckt, aus Politik Weiber und Kinder füſtiliren zu laſſen. Der deutſche Offizier iſt ein fürſtlicher Leibgardiſt und in Haß und Verachtung gegen den Bürger großgeſäugt. Selbſt in den Zeiten der härteſten Prüfung hatte der Franzoſe ſeine Liebenswürdigkeit und Leutſeligkeit nicht verleugnet. Jene Epiſode aus der erſten Belagerung, die auch Göthe erzählt, haben wir ſchon oben erwähnt: ſogar auf dem Rückzug aus Rußland und nach der Flucht von Leipzig benahm ſich der Soldat nicht wüſt und wild. Wie ſtach dagegen das Auftreten der Fähndriche ab, welche von „Galgenſtrick“ und „Klubbiſtenvolk“ überſtoſſen! Schon Anno dreiundneunzig nach der Einnahme einer pfälziſchen Stadt hatte ein preußiſcher Oberſt die als jakobiniſch denunzirten Bürger, ja ſogar einige Frauenzimmer, unter vorgehaltenem Bajonett gezwungen, den Platz, wo der Freiheitsbaum geſtanden, mit Kehrbeſen zu ſäubern. Ganz wie kürzlich die Engländer mit den Indiern in Cawnpore verfuhren. Und wie ſtolz mag das Offiziercorps auf die Heldenthat geweſen ſein! Beſonders der preußiſche Lieutenant —

„den mein' ich immer, wenn ich Lieutenant ſage,“

mit ſeiner Combination von Uebermuth und Hungerleiderei ward dem harmloſen und wohlgenährten Bürger ein Ziel für Spott und Abſcheu. Ich höre ſie noch, die alten Leute, wie ſie ſich die unſterblichen Geſchichtchen erzählten. Statt der Weſten, ſagte der Eine, hatten ſie einen Lappen rothen Flanells zwiſchen die Bruſtſtücke des Fracks eingenäht; — unſre Talglichter, rief der Andre, ſtahlen die Feldwebel, um ſich die Zöpfe zu wichſen; — ach weißt du noch, rief die alte Frau dazwiſchen, der Lieutenant Grauer, der bei uns einquartiert, dem nichts recht zu machen war, und der des Abends, wenn er zu Ball ging, die ſchwarzwollenen Strümpfe der Köchin borgte! Solche Narretheien im Bunde mit dem

„eingefrorenen Dünkel“ waren außerdem nicht einmal nöthig, damit man sich von beiden Seiten abstieße. Die gemischte Besatzung selbst gab den Ton dazu an, daß der Deutsche den Deutschen als Fremden und als Feind behandle. Es kam in den ersten Jahren nach dem Frieden manchmal zu wahren Gefechten zwischen österreichischen und preußischen Soldaten. Die schöne Tradition ist bekanntlich noch heute nicht verklungen.

Die eigentliche Wurzel aber der Anhänglichkeit an die Fremde saß im bürgerlichen Rechtsleben. Hier war vor allen Dingen eine thatsächliche Gemeinsamkeit mit dem ehemaligen Eroberer, eine Scheidung von dem neuen Landesregimente stehen geblieben; und Alles darin zeugte von den Vorzügen des ersteren, von den Mängeln des letzteren. Es kann nicht gestattet sein, bei dieser Gelegenheit in eine Untersuchung der Materie selbst einzudringen. Die Sache ist bekannt und gewürdigt. Seit fünfzig Jahren ringt Deutschland und bis jetzt nur mit theilweisem Erfolg nach jenen ersten Bedingungen einer vernünftigen Gesetzgebung, welche das Genie der Revolution in seiner kurzen Blüthezeit mit unerreichter Meisterschaft vollendet hat. Geschworenengerichte, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, ein aller Welt zugängliches feststehendes Gesetzbuch, allgemeine Gleichheit vor demselben bildeten einen leuchtenden Gegensatz zu den mittelalterlichen Institutionen der angränzenden Lande von Darmstadt oder Nassau. Inquisitionsgerichte, unendliches Schreiberwesen, privilegirte Gerichtsstände, Vermischung der Justiz und Verwaltung und ein legislativer Wust, der auf die Verhältnisse des modernen Lebens nicht mehr anzupassen war, erfüllten den Rheinländer mit Grauen vor einer legalen Berührung mit den allernächsten Städtchen. Wie sollte er Geschäfte machen mit seinem Nassauer oder Darmstädter Nachbar? Bei dem ersteren gab es nicht den Schatten

eines Wechsel- oder Handelsrechtes, bei dem letzteren ward es Einem dunkel vor den Augen, wenn man den Spinngeweben des Starkenburger, Solmser, Lycher, Katzenellenbogener Landrechts nahe kam, ich nenne nur die erhabensten. Ist es da zu verwundern, daß sich im Juristenstande vor allen anderen die Französelei festsetzte? Er blieb das Gefäß der lebendigen Erinnerung an die Fremdherrschaft, der Antipathie gegen das Alterthümliche, welches von jenseits eifersüchtig herüberlugte. Man sagt, es gebe keine Nase, die ganz lothrecht auf dem Gesichte stehe. Mehr noch als die Nase ist der Verstand des Menschen von Natur einseitig. Das Schwergewicht seiner Selbstliebe und seines Ruhebedürfnisses drängt ihn aus der schwebenden Unparteilichkeit in die festgepfählte Beschränktheit hinein. Die Verehrung des Franzosenthums ward in unsern Gerichtsleuten zum Steckenpferd, um so widerwärtiger, als ihm der Ausgangspunkt des politischen Liberalismus bei der Mehrzahl nach und nach abhanden kam.

Eine der wenigen Gründungen der französischen Gesetzgebung, an welche die hessische Regierung sogleich Hand anzulegen gewagt hatte, war die freie Advocatur. Sie hatte mit richtigem Instinkte auch diese von ihrer Ernennung abhängig gemacht. Der Richterstand blieb zwar unabsetzbar, doch ist diese äußere Garantie gegen herrschaftliche Einflüsse überall da sehr bedingt, wo das Avancement von der Regierung abhängt, denn auf letzteres ist der Richter angewiesen, und am allermeisten bei dem französischen System, welches — zum mindesten damals — ihn höchst kümmerlich bezahlte. So drängte sich leicht von der einen Seite der Beamtenservilismus ein, ohne von der anderen das antideutsche Vorurtheil hinauszudrängen. Nur der Spiritus des revolutionären Instinktes ging zum Teufel. Die Eitelkeit der fremden Form blieb vorzugsweise Gegenstand

der Verehrung. Schauer der Unendlichkeit rieselten den Rücken herab, wenn die Sprache auf die rothen Talare des Pariser Cassationshofs kam, und mit ehrfurchtsvoller Rührung erzählten die ergrauten Kanzlisten uns spätgeborenen Candidaten, wie zur guten alten Zeit der Assisenpräsident seinen feierlichen Aufzug gehalten und einer Schildwache vor seiner Thüre genossen habe; und was der Schnurren dieses Calibers mehr waren. Besonders lebhaft schillerten alle diese Thorheiten da, wo sich die soldatischen Reminiscenzen einmischten, denn diese waren vielfach im Juristenstand vertreten. Mancher hatte beim Regierungswechsel den Degen mit der Toga vertauscht, und die Leute, welche sich als Offiziere der großen Armee in Spanien und Rußland herumgeschlagen hatten, wurden nicht eben die schlechtesten Praktiker. Aber sie blieben stolz auf ihre Feldzüge, verzeihlicher Weise. Es schmeichelte dem Selbstgefühl, an den fabelhaften Zügen einer alexandrinischen Periode thätigen Antheil genommen zu haben. Daß man zu Deutschlands Erniedrigung mitbeigetragen habe, mochte Keinem beikommen. Es hatte vorher kein Deutschland gegeben und gab keines nachher. Wer sich davon überzeugen wollte, brauchte blos die Acten der schwarzen Commission nachzusehen, die er unter der Hand hatte, oder die des Bundestags, die ihm nahe lagen. In der besten Gesellschaft hatte man dem Korsen gedient. Prinzen aus dem Geblüt des eben neu angestammten Herrschers erinnerten sich mit Wohlgefallen ihrer französischen Campagnen. Hatten doch von jeher die kleinen deutschen Fürsten mit Stolz unter französischen Bannern gedient. Die Namen der zwölf deutschen Regimenter, welche unter dem vierzehnten, und der fünfundzwanzig, welche unter dem fünfzehnten Ludwig in der französischen Armeeliste figuriren, haben die Erinnerung jener Dienstbarkeit verewigt. Eines derselben hieß sogar aller-

eigentlichst: Hesse-Darmstadt. Neben ihm gab es: ein Regiment Furstenberg, Royal Allemand, Royal Bavière, Salm, Lamark, Nassau, Royal Deux-Ponts, u. s. w.*) Der Soldat, hinter dem kein großes national fühlendes Vaterland steht, kann bei der besten Charakteranlage nichts werden, als ein Landsknecht. Was natürlicher, als daß der Veteran des Rheinbunds lieber in der Gloriole seiner Waffenthaten fortlebte, als in dem zerknirschenden Bewußtsein der Erniedrigung, an der er selbst mitgearbeitet hatte? In dem Maaße als die Kaiserzeit der Geschichte anheimfiel, bildete sich das heroische Element ihrer Abenteuer noch legendenhafter aus, und ihre Ueberbleibsel mochten sich nicht den Luxus versagen, sich selbst und den Nachgeborenen ein Gegenstand der Verehrung zu werden. Ein förmlicher napoleonischer Cultus wurde in Gestalt der s. g. Veteranenvereine hergestellt. Der Zusatz von historischer Ehrwürdigkeit, welcher die Sache etwa bei nachsichtiger Beschauung hätte retten können, verschwand unter der läppischen Selbstgefälligkeit, welche dem paradeseligen Spießbürgerthum und dem ruhmredigen Alter beiwohnt; und vollends unerträglich war die Naivetät, mit welcher die guten Leute sich in gänzlicher Unwissenheit zu der Rolle verhielten, welche sie als Deutsche unter ihrem großen Kaiser gespielt hatten. Wer nur immer durch die verzweifelten Aufgebote der letzten Widerstandsversuche Bonaparte's für einige Tage unter's Gewehr gekommen war, kredenzte sich jetzt die Süßigkeit, als ein Trümmer der „Großen Armee" wieder aufzutauchen. Alljährlich am 5. Mai begingen die Vereine die Todesfeier ihres Feldherrn. Ein trophäengeschmückter Saal empfing die Getreuen. Namen für Namen wurde aufgerufen und der Ueberlebende antwortete stolz mit dem

*) Fieffé, Hist. des troupes étrangères au service de la France.

urtextlichen „Présent“! Die Trommel wirbelte die alten Märsche, und der großmüthige Rhein lieferte in Fülle den Saft der Begeisterung zum Andenken an seine eigene Entehrung. Ganz natürlich und ohne allen Arg thronte zu Häupten der Gesellschaft und noch über dem Idol von Austerlitz die Büste Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Hessen und bei Rhein. Die loyalen Imperialisten erfreuten sich der allerhöchsten Protectionen. Staatsbeamte der obersten Rangstufen präsidirten, Gerichtspräsidenten, Richter, Advocaten, Notare stiegen brüderlich herab zu dem gemeinen Handwerker. Die schöne Idee der französischen Herrschaft verband alle Gemüther!

Die Regierung, welche dem unschuldigen Bruder Studio sein schwarz-roth-goldnes Band nicht gönnen mochte, ließ die Sonne ihrer Huld über dem kaiserlichen Adler leuchten. Und mit Recht: denn obgleich die Burschenschästelei beschränkt und ungefährlich war, wie die Fransquillonerie, so lag doch in jener prinzipiell wenigstens der bedenklichere Keim. Der Gedanke einer nationalen Wiedergeburt ist den Fürsten von jeher schrecklicher gewesen als der Gedanke eines Angriffs von Außen. Der wesentliche Dienst, welchen der Cultus der französischen Reminiscenzen dem Landesoberhaupt leistete, bestand in der Unterhaltung des provinzialen Sondergeistes. Mochte man auch der absurdesten und streng genommen feindseligsten Ueberlieferung anhangen, man war doch nicht brüderlich deutsch gesinnt; mochte das Auge nach Frankreich hinüberschielen, wenn nur das Ohr dem Pulsschlag eines gemeinsamen Vaterlands im Herzen der Nation taub blieb. Die Gährung, welche der Pariser Julirevolution in Deutschland nachfolgte, fand unter solchen Umständen wenig Nahrungsstoff in Rheinhessen. Wahrhafter Freiheitstrieb ist ohne nationales Bewußtsein nicht denkbar. Einzelne Persönlich-

keiten, die ihren Geiſt an deutſchen Hochſchulen erweitert hatten, betheiligten ſich wohl an den deutſch-patriotiſchen Verſuchen, deren Schauplatz das nahe Rheinbaiern ward, allein die Geſammtbevölkerung blieb beinahe gleichgültig. Selbſt der Krawall im benachbarten Frankfurt und die von da eingebrachten und den Feſtungsgefängniſſen übergebenen Studenten erweckten kein lebendiges Mitgefühl. Wenn andrerſeits mit dem allmähligen Ausſterben der älteren Generation die Verehrung für die Tricolore erkalten mußte, ſo wuchs an ihrer Stelle doch mehr Gleichgültigkeit als deutſcher Sinn auf. Die Drohungen des Miniſterium Thiers vermochten ebenſo wenig nationale Begeiſterung anzufachen, als es die Ermunterungen der Wirth und Siebenpfeiffer zehn Jahre vorher auf umgekehrtem Wege vermocht hatten. Mit völliger Gemüthsruhe und wie Etwas, das ihn wenig kümmerte, ſah der luſtwandelnde Bürger zu, wie die Oeſterreicher und Preußen ihre Feſtung verpalliſadirten. Es iſt wahr: man wünſchte nicht mehr die Franzoſen herbei, aber man zitterte auch nicht vor dem Gedanken ihrer Rückkehr. Das ſchlechte Lied von Niklaus Becker ward einigen Singvereinen andoctrinirt, aber populär wurde es hier nur mit einer ſehr ausgeſprochen ironiſchen Betonung. Nirgends mußte man auch beſſer wiſſen, daß frei und deutſch und Rhein ſich nur ſpottweiſe reimen ließ.

Wie ſehr in dieſem unvermeidlichen Bewußtſein und in der hiſtoriſch begründeten Hoffnungsloſigkeit einer vaterländiſchen Regeneration der Indifferentismus der Epiſoden von 1830 und 1841 gewurzelt hatte, das erhellt ganz augenſcheinlich aus dem urplötzlichen Stimmungsumſchlag des Jahres Achtundvierzig. Beim erſten Lichtblick einer großen deutſchen Zukunft war der ganze Spuk im Nu zerronnen, die Erinnerung ſelbſt an die herkömmliche Ausländerei war wie weggewiſcht, und Jedem lag es ſonnenklar

vor Augen: der Instinkt der politischen Freiheit befand sich zum ersten Male auf dem rechten Wege, als er die Idee eines einigen deutschen Vaterlands empfangen hatte. Keinen Augenblick während der vielgestaltigen Bewegung dieses Jahres erhob sich der Schatten der Französelei aus dem Grabe, in welches ihn die neue Zeit für immer gebettet hat. Ja, was noch mehr ist: alle Schamlosigkeiten der nun folgenden zehnjährigen Reaction vermochten nicht, den Volkscharakter von dieser Seite zu demoralisiren. Von allen die einzige Märzerrungenschaft, welche übrig blieb, war die Vereinigung im Geiste mit einer — allerdings noch zu schaffenden — deutschen Nation. Natürlich: es war auch die einzige Errungenschaft, welche nicht großherzoglichen Bewilligungen verdankt wurde. Was die Großmuth der Krone in ihren Nöthen gegeben hatte, das nahm sie alsbald zurück bis auf den letzten Faden. Und so ist's recht: denn geschenkte Freiheit ist wie des Spielers gewonnenes Geld. Sie kehrt dahin zurück, woher sie gekommen. Nur was die Krone nicht gegeben hatte, das konnte sie auch nicht nehmen: die Erkenntniß des einzigen Heils für alle Zukunft.

„Ein unglückliches Volk hat kein Vaterland," sagt ein Redner der großen Revolution. Man muß aber auch hinzufügen: ohne Vaterland giebt es kein Volksglück. In diese beiden sich ergänzenden Sätze faßt sich die Einsicht zusammen, welche wir aus der Verfolgung des bisher geschilderten Entwicklungsganges gewinnen wollten. Nicht müßige Unterhaltung an schon oft erzählten Vorfallenheiten war unser Endzweck, sondern der praktische Schluß auf Verhältnisse einer brennenden Thatsächlichkeit.

Es ist überflüssig, nachzuweisen, wie nahe die Möglichkeit kriegerischer Ausbrüche vor uns liegt. Königliche Reden erinnern uns oft genug daran, wenn es gilt, die Steuern

und die Bataillone zu vermehren. Daß es damit allein nicht geſchehen, fällt den erhabenen Sprechern in ihrer Beſorgniß um die „Rechte Dritter“ nicht ein. Auch mit der bloßen Beſeitigung der Ausländerei iſt es nicht gethan. Nichts Geringeres kann uns retten, wenn die oft angerufene Gefahr einmal hereinbrechen ſollte, als der lebendige, feurige, ſachbewußte Glaube der Nation an ſich ſelbſt. Dazu gehört aber, daß ſie als Nation, als ſtaatliche Einheit vorhanden ſei. Mit der idealen Einheit der für Gott im Himmel ſingenden Zungen iſt es ein unfruchtbares Weſen. Schwärmerei und Betrug abwechſelnd haben aus dem Nationalitätsprinzip ein myſtiſches und abſtractes Ding gemacht. So konnte es nur erſcheinen, wenn es von dem Geſammtbegriff, deſſen es nur ein Theil iſt, losgelöſt wurde. Dieſer Geſammtbegriff aber iſt nichts andres als die Selbſtherrlichkeit der Völker: die Freiheit. Daß ein Volk auf ſeine Weiſe frei ſei, das heißt: Nationalität. Sie wird wie alle Erſcheinungen des Lebens nur da zur Wahrheit, wo die materielle Thatſache für die geiſtige Empfindung die Möglichkeit der Exiſtenz ſchafft. Der dynaſtiſche Egoismus hat ſich der Nationalitätsfrage, wie aller andern Probleme, abwechſelnd in den widerſprechendſten Deutungen bedient. Oft hat er die ganze Sache höhnend abgeläugnet, andre Male wieder hat er dieſelbe Sache mit ſolcher endloſen Conſequenz bejaht, daß jede Quadratmeile autonom werden ſollte. Ein drittes Mal endlich, und dies iſt im deutſchen Bunde der Fall, hat er ſie, wie alles Unterthanenglück, in ein geiſtiges Jenſeits verlegt, in den Himmel des Fühlens und Dichtens. Dieſe Platoniſche Einheit kann aber heute noch weniger frommen als je. Dem Stoffe iſt das Jahrhundert ergeben, und ſtofflich will es beſitzen, wonach es verlangt. Der ganze enthuſiaſtiſche Aufſchwung der nationalen Triebe iſt nichts andres, als dies Bedürfniß: aus dem Reich des abgezogenen

Denkens in das Reich der körperlichen Thatsachen überzugehen. Jede Nation will sein, d. h. sie will nicht blos Einen Geist, sondern auch Einen Körper haben. Selbstbestimmung, äußere, wie innere, ist der höchste Ausdruck des sittlichen Lebens. Aus dem Recht auf sie, aber auch nur aus diesem, entquillt das Recht auf Anerkennung der Nationalität. Allerdings kann ein Volk Nationalitätsdrang besitzen ohne gleichzeitig erkanntes Bedürfniß nach politischer Freiheit, aber doch nur so, wie das im Werden begriffene Individuum mit dunklen Instinkten der Ernährung sich zu der Einsicht der bewußten Selbsterhaltung emporringt. Warum es auf nationale Weise hat sein wollen, begreift ein Volk erst, wenn es auch die Freiheit begriffen hat. Umgekehrt aber auch kann eben deshalb ein Volk, welches seine politische Naivetät abgelegt hat, an seine Nationalität nicht mehr glauben ohne den Glauben an seine Freiheit. Darum war das Gesammtbewußtsein der Italiener, besonders derer des Nordens, zäher als das der Deutschen, weil jene in ihren Republiken wenigstens das Bild der Freiheit vor Augen hatten, diese aber im Anblick von Zwergdespotismus den Sinn jeder politischen Existenz aus dem Gesichte verlieren mußten. Der Absolutismus in Form der Kleinstaaterei hat von jeher den Fremden nach Deutschland hereingeführt, bald als Bewerber um die Kaiserkrone, bald als Verbündeten, bald als Feind. Was in der Ausländerei liberaler Instinkt war, das unterhielt er durch den Contrast, was von Knechtssinn in ihr stack, durch die Verwandtschaft seiner Engherzigkeit. Die wenigen Franzosenverehrer, welche es noch heute in der Rheinprovinz geben mag, sind alle — deß sei man sicher — vortrefflich darmstädtisch gesinnt. Die Kleinstaaterei ist die Brücke zwischen Frankreich und Deutschland, nicht minder ist sie die Scheidewand zwischen Deutschland und sich selbst, seinem Gesammtbewußtsein, seiner Kraft, seiner Existenz als

Großmacht, die nur in der wirklichen Staatseinheit zum Daſein kommen kann. Alle föderaliſtiſchen Surrogate, die eine ſolche Einheit entbehrlich machen ſollen, ſind jämmerliche Quackſalbereien: kein bloßes Parlament und keine Trias, noch ſonſtige Phantaſiegeburt abenteuerlicher Doctrinäre vermag derjenigen geiſtigen und phyſiſchen Kraft die Waage zu halten, welche der moderne Großſtaat aus ſeiner ſtrengen Einheit zieht. Die Zeit, welche begriffen hat, daß zur humanen Erziehung das Turnen gehört, ſollte auch begreifen, daß zur geiſtigen Volkseinheit eine ſtrenge körperliche Ineinanderbildung unentbehrlich iſt. Der Föderalismus hat nirgends die Probe beſtanden von Hellas bis Nordamerika. Es iſt die letzte, aber vergebliche Transaction des Familiengeiſtes mit dem politiſchen Beruf. Natürliche Gränzen hat nur die Gemeinde. Zwiſchen ihr und dem Staat ſoll es nichts Drittes geben. Ueberall iſt der Fortſchritt auf dem Wege der Union, überall das Gegentheil auf dem Wege der Bündelei. Großbritannien, Frankreich, die Schweiz haben Freiheit und Kraft erſt in der vollſtändigen Einigung gefunden, Italien erlebt das Nämliche, und nur die Feinde ſeiner Zukunft bemühen ſich ihm Conföderation mit einem Dutzend Autonomieen aufzuſchwatzen. Während im äußerſten Weſten der Föderalismus eines der glorreichſten Staatengebilde nach kurzer Blüthe auflöſt, um die Sklaverei heilig zu ſprechen, zerſprengt im äußerſten Oſten der innere Entwicklungsdrang eines wenn auch vorerſt nur despotiſch vereinigten Landes die Bande der Leibeigenſchaft.

Außer den allgemeineren geſchichtlichen Hülfsquellen, außer zahlreichen von mir benützten Journalen und andren Druckſachen der Zeit, verweiſe ich beſonders auf nachſtehende Schriften und Actenſtücke:

Darſtellung der Mainzer Revolution oder umſtändliche und freimüthige Erzählung aller Vorfallenheiten, die ſich

seit dem entstandenen französischen Revolutionskrieg zugetragen, und die einen Bezug auf den Krieg, auf die Uebergabe der Festung oder auf den Klub und dessen grausames Verfahren gegen die Andersgesinnten haben, mit allen nöthigen Beilagen. Frankfurt und Leipzig 1794. — Die Belagerung der Stadt Mainz durch die Franzosen und ihre Wiedereroberung durch die deutschen Truppen. Mainz 1793. — Mainz im Genusse der durch die Franzosen errungenen Freiheit und Gleichheit. Deutschland 1793. — Der Patriot, vom J. 1793. — Georg Forster's Schriften, herausgeg. von Gervinus. — Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrh. von Friedrich Hurter. Schaffhausen 1840. — Memoiren des General Eikemaner, herausgegeben von H. König. — Geschichte der Politik, Kultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts, von Bruno Bauer. — La Vie de St. Just par Harel. — Revolution de la Commune de Strasbourg. — Vie et Correspondence de Merlin de Thionville par Reynaud. — Berichte der Convents-Commissarien, besonders: Rapport des frontières du Rhin; Rapport des commissaires de l'armeé du Rhin An II. L. 39. No. 15. 43 et 44 in der Bibl. Richelieu — Annuaires statistiques du Départ. du Mont-Tonnerre. — Rheinhessen in seiner Entwicklung von 1798 bis 1834 von W. Hesse ꝛc.

Nachträgliche Bemerkung.

Im Augenblick, da mir die letzten Correcturen durch die Hand gehen, führt mir der Buchhandel die zwei ersten Lieferungen von Prof. Karl Klein's eben erscheinender Geschichte von Mainz 1792 bis 93 zu. So sehr ich bedauern muß, diese ausführliche Arbeit nicht rechtzeitig gekannt zu haben, so sehr befriedigt mich, daß, so weit das mir Vorliegende reicht, die Vergleichung mir weder Lücken noch Widersprüche in den Thatsachen ergeben hat.

Die

Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten.

Von

Friedrich Kapp.

Erinnern Sie sich noch des reizenden Märchens von Chamisso, des armen Peter Schlemihl, der seinen Schatten dahin gegeben und trotz aller dafür eingetauschten Reichthümer, trotz der üppigsten Genüsse und des nimmer endenden Ueberflusses, seines Lebens nicht mehr froh werden kann, weil der Gedanke an seinen Verlust, die Verzweiflung ob seiner Schattenlosigkeit ihn unstät von einem Orte zum andern treibt und planlos durch alle fünf Welttheile peitscht?

Ich habe diese „wundersame Geschichte" als Knabe und Jüngling oft gelesen; allein, solang ich in Deutschland war, erschien mir der Schmerz ihres Helden über den verloren gegangenen Schatten stets ein wenig übertrieben und unnatürlich. Seitdem ich aber in der Fremde lebe, habe ich den bittern Kern des duftigen Phantasiegebildes nur zu sehr erkannt. Mir ist's, als wäre Peter Schlemihl mein alter Freund und Bruder, als wäre er ein Stück von mir. Sind wir Deutsche im Auslande doch alle nur Peter Schlemihle, die vergebens nach ihrem natürlichen, ihnen abhanden gekommenen Schatten, dem Vaterlande suchen! Und Chamisso's Dichtung ist die mit dem Herzblut des Verbannten geschriebene tief poetische Elegie eines edlen Mannes, der, ein Franzose in Deutschland und ein Deutscher in Frankreich, mitten in thatenreicher Zeit zum thatenlosen Zusehen verdammt war und selbst nur zu gut wußte, daß er seinen Schatten, das Vaterland, nicht wiederfinden würde.

Sind wir Deutschen der Gegenwart besser daran? Soweit es sich um uns, die im Auslande weilenden Söhne der gemeinsamen Mutter handelt, gewiß nicht! Schattenlos, wie Schlemihl, schlagen wir unsere Wanderzelte am Atlantic und Pacific, am Mississippi und La Plata, in Australien und am Cap der guten Hoffnung auf, suchen vergebens nach dem verloren gegangenen Schatten, nehmen ihn hie und da auf Probe wieder an, aber können ihn doch nicht festhalten und enden sehr häufig im „Schlemihlium."

Es ist jetzt schon länger denn zehn Jahre her, daß die letzte politische Auswanderung Deutschland zu verlassen anfing. Sie hat ein ganzes Decennium dazu gebraucht, um sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Entweder mit ihren eigenen, nächstliegenden Angelegenheiten zu sehr beschäftigt oder zu gleichgültig gegen die Vergangenheit, als daß sie dem Vaterlande Rechenschaft über ihr Thun und Treiben hätte geben können oder wollen, ist sie in ihrer großen Mehrzahl den heimischen Interessen schon entfremdet oder wird ihnen täglich fremder. Sie weiß, daß sie drüben bei lebendigem Leibe so gut wie vergessen ist, daß ihre Plätze schon lange wieder ausgefüllt sind. Noch einige Jahre mehr, und die Fäden der gegenseitigen Beziehungen werden kaum mehr zu erkennen sein. Es scheint mir darum jetzt an der Zeit, einen Rückblick auf das Geleistete und Errungene zu werfen. Vielleicht wird sogar den Freunden in der Heimath ein möglichst sachlicher, von jeder persönlichen Verstimmung freier Bericht über die Stellung der deutschen politischen Einwanderung in den Vereinigten Staaten nicht unwillkommen sein.

Frei tritt der Einwanderer hier an's Land; allein seine Freiheit ist nichts als das nackte Leben, welches er aus dem politischen Schiffbruch gerettet hat. Vom ersten Tage seiner Ankunft an auf seine eigene Kraft angewiesen, muß er Alles

von vorn wieder anfangen und findet selten eine Stütze in seinen früher eingewanderten Landsleuten, welche ihn lieber ausbeuten oder wegen seiner „Grünheit“ bemitleiden, noch in den Eingebornen, welche ihn mit einem nur zu natürlichen Mißtrauen betrachten. Entweder — oder, er muß biegen oder brechen, Ambos oder Hammer sein! Es bleibt ihm keine andere Wahl, als daß er sich sofort in den Maelstrom des amerikanischen Lebens stürzt, um mit den Andern ringend und kämpfend nach einem Ziele zu schwimmen. Es ist der Krieg Aller gegen Alle! Wer nicht oben bleibt, wird erbarmungslos unter die Füße getreten. Diese eiserne Nothwendigkeit wirkt selbstredend ganz niederdrückend auf den Einzelnen. Unbekanntschaft mit der Sprache und den Sitten des Landes, eine Fülle ungewohnter Anschauungen und Eindrücke und die Unbehaglichkeit des ersten Einwohnens in die neuen Verhältnisse, alle diese Mißstände tragen nicht gerade dazu bei, das Selbstvertrauen zu heben oder die Freudigkeit des Schaffens zu erzeugen. In dieser mißlichen Lage macht sich bei schwachen Naturen eine dumpfe Resignation geltend, während sie bei energischen und kräftigen Menschen einen unbezähmbaren Thätigkeitstrieb, ein ungestümes, sehr häufig planloses Vorwärtsstreben erzeugt. Selbst der dem Ankömmling keineswegs lieblich klingende deutsch-amerikanische Trost, daß erst der letzte europäische Thaler ausgegeben sein müsse, ehe an ein selbständiges Fortkommen in Amerika zu denken sei, gilt in nur beschränktem Grade für den politischen Flüchtling, da er in der Regel gar keine oder nur sehr wenig Thaler zu verlieren hat.

Wie Deutschland im vorigen Jahrhundert bei jeder religiösen Bewegung seine Emigranten nach Amerika sandte, so begann im 19. Jahrhundert mit den politischen Kämpfen der zwanziger Jahre seine politische Auswanderung. Die Demagogen-Verfolgungen, welche den Carlsbader Be-

schlüssen folgten, trieben zuerst eine kleine Anzahl von Führern hierher, meist bedeutenden und später hier einflußreich gewordenen Männern, als deren würdigster Repräsentant hier Carl Follen angeführt werden mag. Den unzufriedenen Massen waren die Vereinigten Staaten zu jener Zeit fremder geworden, als sie es ihnen vor der französischen Revolution waren. Die Unruhen der dreißiger Jahre zogen Tausende, die aus politischen Gründen Deutschland verließen, namentlich frühere Bürger der Pfalz, Nassau's, Hessens und überhaupt der Kleinstaaten auf diese Seite des Wassers und hatten ganze Niederlassungen im fernen Westen bis an den Mississippi und Missouri zur Folge. Die bekanntesten darunter sind Belleville in Illinois und Hermann in Missouri. Die achtundvierziger Revolution endlich schleuderte Hunderttausende von politisch Verfolgten und Mißvergnügten nach Amerika, welche durch ihre große Zahl ganze Staaten bevölkerten und deren Charakter bestimmten.

Es war übrigens nicht blos die deutsche Emigration, welche nach den Jahren 1848 und 1849 hierher strömte; Franzosen und Italiener, Polen und Ungarn suchten in den Vereinigten Staaten eine Zuflucht. Sie waren alle an Zahl geringer als die Deutschen und zählten mehr die Führer als sämmtliche Classen der Bevölkerung in ihren Reihen. Zudem suchten die Meisten von ihnen hier ein blos provisorisches Unterkommen, um bei dem ersten günstigen Winde in die Heimath zurückzukehren. Bei uns Deutschen überwog im Gegensatz zu ihnen das Massenhafte; sie waren eine mehr aristokratische, und wir eine mehr demokratische Emigration. Alle Volkskreise und Berufszweige waren unter uns vertreten und die realen Tendenzen unserer bürgerlichen, denkenden und arbeitenden Zeit fanden in der deutschen Einwanderung ihren vollgültigsten Ausdruck. Es ist ein hoher Beweis für die intellectuelle und sittliche Bildung des deut-

schen Volkes, daß seine, allen Ständen angehörigen Söhne in richtiger Erkenntniß des fremden Volkes und Landes sofort all ihre Energie an die Erringung einer unabhängigen Existenz setzten und sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch die Arbeit des Kopfes oder der Hand eine ehrenvolle Selbständigkeit gründeten. Leicht war die Aufgabe nicht. Daß einzelne, durch äußere Umstände bevorzugte Individuen sie glücklich lösten, ist kein Verdienst; allein daß die ungeheure Mehrzahl der Einwanderer, mochten sie nun Bauern oder Handwerker, Gelehrte oder Künstler sein, mit gleichem Erfolg das erstrebte Ziel erreichten, ist das beste Zeugniß dafür, daß der Deutsche, wo er freien Spielraum für alle seine Kräfte hat, jede Schwierigkeit überwindet und hinter keiner Nation der Welt zurücksteht. Die Angehörigen anderer Völker werden durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einem großen Ganzen gehoben und getragen; der Deutsche ist ausschließlich auf sich selbst angewiesen. Was er sich daher an Achtung und Anerkennung im Auslande erwirbt, kommt nur lediglich auf seine eigene Rechnung. Natürlich äußern sich in einem solchen Kampfe manche harte und rohe Züge, die Gemüthlichkeit kommt dabei immer zu kurz, der Proceß vollzieht sich nicht ohne innere und äußere Conflicte; indessen werden alle diese Nachtheile hundertfach aufgewogen durch die humanen Ziele und Erfolge des Allen gemeinsamen Strebens, durch den Gewinn einer freien unabhängigen Existenz, welche selbst den rohesten Menschen geistig hebt und fördert.

Bei diesem von Erfolg gekrönten Streben ist allerdings ein gewaltiger Vortheil nicht zu übersehen, den die hiesige politische Einwanderung vor derjenigen in irgend ein europäisches Land voraus hat. In älteren und bevölkerteren Staaten, wie in der Schweiz, Frankreich, Belgien und England, wo jeder Platz schon durch Eingeborene besetzt ist,

bleibt ein Flüchtling, wenn nicht immer, ſo doch lange Jahre ein Fremder. Es gelingt ihm in der Regel erſt nach jahrelangem Warten, nach unſaglichen Anſtrengungen, einen beſcheidenen bürgerlichen Berufszweig zu finden; Hunderte gehen weniger aus Hang zum Müßiggang als aus Mangel der Unmöglichkeit der Verwerthung ihrer Kraft zu Grunde oder werden ſich und Anderen zur Laſt. So ſind die Flüchtlinge namentlich für die erſten Jahre ihres Aufenthalts im fremden Lande auf den Umgang mit Leidensgefährten angewieſen, in deren Kopf bei dem Ueberfluß an freier Zeit dann allerlei abenteuerliche Pläne und Verbindungen entſtehen und in deren Kreiſen die mit Recht ſo ſehr in Verruf gekommene ſogenannte Flüchtlingspolitik eine ſo große Rolle ſpielt. Ein an ſich ganz berechtigter Thätigkeitstrieb artet unter ſolchen Verhältniſſen zur krankhaften Marotte der Selbſtüberſchätzung aus. Denn in Nichts redet ſich der Menſch ſo leicht und gern hinein als in die Ueberzeugung von ſeiner Unentbehrlichkeit und in nichts denkt er ſich ſo gern als in die Idee des Märtyrerthums. Von hier bis zum politiſchen Meſſiasdünkel iſt aber nur ein Schritt.

In den Vereinigten Staaten dagegen iſt noch Platz für Hunderttauſende. Der neue Ankömmling ſteht von vornherein jedem Andern gleich. Er nimmt vom Tage ſeiner Ankunft an Theil an der gemeinſchaftlichen Arbeit des Volkes. Wenigſtens ſtellt ſich ihm keine geſetzliche Schranke hindernd in den Weg. Die Vereinigten Staaten brauchen immer neue Arbeitskraft; je mehr, deſto beſſer! Ein Amerikaner rechnet ſich ſehr ſchnell den Nutzen aus, den ſeine nächſte Umgebung aus dem Einwanderer zieht; er iſt alſo nur ausnahmsweiſe dem Fremden mißgünſtig oder gar feindlich geſinnt. Die politiſchen Geſetze der jungen Staaten des Nordweſtens gehen ſogar ſoweit, daß ſie dem Anſiedler ſchon nach einem ſechs- oder zwölfmonatlichen Aufent-

halt das Staatsbürgerrecht ertheilen und ihn dadurch sehr schnell ganz in ihren Interessenkreis ziehen. Aber auch im Osten und im ganzen Lande findet Jeder einen weiten Spielraum für die Geltendmachung seines Wesens und seiner Kraft. Wenn auch gerade keine bürgerliche Empfehlung, so ist das Flüchtlingsein hier wenigstens kein Vorwurf und kein Hinderniß im Wege des Einzelnen. Dieses Streben nach positiven Zielen, diese alle Energie des Kopfes und Körpers in Anspruch nehmende Arbeit auf einem realen Boden, dieses Mitteninnestehen in einer praktischen Thätigkeit erhält den Geist frisch und lebendig und läßt vor Allem jenes Kränkeln an des Gedankens Blässe, jene nörgelnde Verbitterung nicht aufkommen, welcher politisch Unzufriedene sonst so leicht zu verfallen pflegen. Es hat darum auch in den Vereinigten Staaten nie eine sogenannte Flüchtlingspolitik gegeben, wie wir sie von London, Paris und der Schweiz aus kennen. Wenn sie überhaupt in ganz verkleinertem Maßstabe existirte, so reichte sie nur bis zum Staatsstreiche Louis Napoleon's, wo es der Mehrzahl der alten Revolutionäre klar wurde, daß für die nächsten Jahre andere politische Strömungen das Leben der europäischen Nationen beherrschen würden. Tausende aber, welche drüben während der krassen Reactionszeit ökonomisch und vielleicht auch geistig zu Grunde gegangen wären, haben sich hier, ohne die Ideale ihrer Vergangenheit aufzugeben, eine geachtete Existenz errungen und zählen zu den einflußreichsten und gemeinnützigsten Bürgern.

Wie das Verhältniß der politischen Auswanderung zur Heimath sich am klarsten und offensten in ihren geistigen Beziehungen zu Deutschland, in der Hochhaltung seiner literarischen Schätze und in der Pflege deutscher Wissenschaft widerspiegelt, wie diese Beziehung in der Wirklichkeit die einzige feste Brücke zum Vaterlande bildet, so kann als unzwei-

deutiger Maßstab für die Bedeutung der Achtundvierziger im amerikanischen Leben ihr Auftreten und ihre Stellung in der hiesigen Politik gelten. Wir haben es hier vorläufig mit der letztern zu thun.

Der amerikanische Geist äußert sich in seiner höchsten Potenz ebenso einseitig kaufmännisch und politisch als der Deutsche sich gemüthlich und philosophisch manifestirt. Fichte, im Süden der Vereinigten Staaten geboren, hätte vielleicht sein absolutes Ich, ein zweiter Calhoun, in der hiesigen Politik zu verwirklichen gesucht; Jefferson, statt die Unabhängigkeitserklärung zu schreiben, wäre in Deutschland ein Schüler Kant's und wahrscheinlich Professor der Philosophie geworden; Seward wäre möglicher Weise ein von den theologischen und juristischen Pfaffen an die Luft gesetzter Privatdozent der Staatswissenschaften, und Feuerbach hätte, statt das Wesen des Christenthums, eine ebenso gründliche Abhandlung über das Wesen der Sklaverei geschrieben oder sich mit der ganzen Energie seines Wesens in die Abolitionistenbewegung geworfen. Wir Deutsche als Nation haben bisher Andere unsere Interessen wahrnehmen oder gar verschachern lassen und waren zufrieden, wenn der Lärm der Außenwelt nicht in unsere Studierstuben drang, wenn keine freche Hand die Zirkel unsrer Gedankenwelt störte. Erst neuerdings wird das anders und besser. Wir fangen an zu lernen, daß die Theilnahme am Staate die höchste Pflicht und daß das Operiren mit den realen Interessen eine Sache der Uebung ist, die, wie jede andere Fertigkeit, erlernt sein will. Noch sind wir in der Politik zu eigensinnig und halten jede Concession für eine Schwäche, wir sind zu sehr Prinzipienreiter, steifen uns auf unsere Ansichten und gehen eher unter, als daß wir nachgeben. Wir haben keine Partei-Disciplin und kämpfen lieber auf eigene Faust; wir hassen unsere politischen Gegner blind, weil wir nicht an die

Aufrichtigkeit ihrer Ansichten glauben, oder deren relative Berechtigung verkennen, ja, wir behandeln sie nur zu oft als unsere bittersten Feinde statt als Mitarbeiter auf einem gemeinschaftlichen Felde. Wir sind zu vielseitig und concentriren unsere Kraft zu wenig auf einen Punkt, wir haben zu viel Pläne und Ziele auf einmal im Auge, so daß wir nicht einmal das nächstliegende verwirklichen können. Wir thun das Gute meistens deßhalb nicht, weil das Bessere dahinter steht, und unsere privatrechtliche Anschauung öffentlicher Verhältnisse, unsre eckige und ängstliche Gewissenhaftigkeit macht uns zu einem (bisher wenigstens) durchaus unpolitischen Volke.

Kurz, wir müssen erst lernen, daß staatliche Freiheit unentbehrlich ist für die geistige Größe einer Nation. Wir kümmern uns um alles Andere in der Welt und höchstens in letzter Instanz oder gar nicht um uns selbst. Wie wir in unserm Privatleben Schulden machen, um nur unsern Nachbarn helfen zu können, so werfen wir in der Politik fremden Völkern unsere Sympathieen nach und haben zuletzt keine mehr für uns selbst übrig. Wir begeistern uns für die Freiheit Anderer und lassen uns dafür zu Hause jeden Eingriff in unsere Rechte gefallen. Diese schlechte Oekonomie und diese sentimentale Humanität bewirken natürlich das gerade Gegentheil von dem, was sie bezwecken. Andere Nationen werden vom Ausland anerkannt oder gar überschätzt; nur wir Deutschen werden stets unterschätzt und selten anerkannt, wenn wir uns nicht durch unsere eigene That, durch unser eigenes Verdienst zur Geltung bringen. Das deutsche Volk hat eben keine oder wenig Sympathieen mit sich und für sich selbst. Wie könnte es also erwarten, daß sie ihm von Fremden geschenkt würden, daß diese in ihm ehren, was es selbst nicht besitzt?

Der Amerikaner, seiner kolonialen Vergangenheit und

kaufmännischen Gegenwart getreu, lebt von heute auf morgen und erhält sich durch möglichst praktische Benutzung der Umstände. Wie er seinen Staat und seine eigene Existenz den Elementen abrang, so nimmt er sich auch heute noch nicht die Zeit, sich viel um die einer Frage zu Grunde liegenden Prinzipien zu kümmern. Die Basis des öffentlichen und privaten amerikanischen Lebens ist naturwüchsige Empirie. Es handelt sich hier immer um den concreten Fall und um die Gegenwart. Die Politik ist für den Einzelnen ein Rechenexempel, durch welches er mit möglichst wenigen Opfern möglichst viel für sich zu gewinnen sucht. Er ordnet sich zu dem Ende willenlos unter und ist der Sklave seiner Partei. Was die Staatsraison in den absolutistisch regierten Ländern, das ist in der hiesigen Politik das Parteiinteresse. Erfolg ist darum auch das höchste Ziel des Ehrgeizes, die Art, wie er errungen und behauptet wird, aber untergeordnet oder gleichgültig. Sieht der Amerikaner, daß er Alles nicht auf einmal erreichen kann, so läßt er mit sich handeln; er thut nur, was ihm augenblicklich gut und zweckmäßig erscheint. Er concentrirt all seine Kraft auf einen Punkt, schweift nie von dem gerade vorliegenden Gegenstande ab und erreicht deßhalb, was er will. Seine politische Moral ist die eines Krämers, die Staatskunst wird meist zum bloßen Handwerk, und dem entsprechend hat er seit Begründung seiner nationalen Unabhängigkeit alle großen Prinzipienfragen, die sich seiner Entscheidung aufdrängten, durch Handeln und Schachern, durch Compromisse zu erledigen gesucht. Diese um die Folgen ganz unbekümmerte Gewissenlosigkeit sichert dem Amerikaner die größten politischen Erfolge des Augenblicks; allein sie hat schon angefangen, die Basis der Republik selbst zu untergraben.

Dagegen hat er eine große politische und ökonomische Tugend. Er hilft zuerst sich selbst und denkt dann an Andere;

er will zuerſt ſelbſt politiſch und ökonomiſch unabhängig ſein, ehe er dem Mitgefühl für fremde Leiden ein Recht einräumt. „Charity begins at home!“ Wie er in Folge dieſer praktiſchen Handlungsweiſe ſich von Jugend an in ſeiner Perſönlichkeit fühlen lernt, ſo entwickelt ſich in ganz natürlicher Uebereinſtimmung mit ſeinen Lebensanſchauungen jener geſunde politiſche Egoismus in ihm, ohne welchen keine Nation eine machtgebietende Stellung erobern und behaupten kann.

Es iſt nicht ſchwer einzuſehen, daß im vorliegenden Falle die Wahrheit in der Vermittlung beider Extreme zwiſchen deutſchem und amerikaniſchem Weſen liegt. Deutſche Prinzipientreue und amerikaniſche Vermittlungsſucht, deutſcher Idealismus und amerikaniſcher Realismus können, ſo ſchroff ſie ſich urſprünglich auch gegenüberſtehen, doch von einander annehmen, lernen und ſich gegenſeitig fördern. Das Reſultat eines derartigen Läuterungsproceſſes wird gerade die richtige Miſchung von Theorie und Praxis, eine glückliche Harmonie zwiſchen der Unverrückbarkeit ſittlicher Vorausſetzungen und Geſetze und zwiſchen der Bereitwilligkeit zur Vermittlung in bloßen Zweckmäßigkeitsmaßregeln ſein.

Die Achtundvierziger haben ſich in dieſem lernenden und lehrenden Sinne an der amerikaniſchen Politik betheiligt. Gerade die Zeit, welche zwiſchen dem mexikaniſchen Friedensſchluß und der Wahl Lincoln's liegt, bildet den Wendepunkt in der innern Entwicklung der Vereinigten Staaten. Wie ihre erſte Hälfte (1848 bis 1854) durch den erfolgreichen Kampf der zum Werkzeug der Pflanzerariſtokratie herabgeſunkenen demokratiſchen Partei auf Nationaliſirung der Sklaverei und auf die Herunterdrückung der freien Staaten zu einer bloß geduldeten Ausnahmeſtellung ausgefüllt wird, ſo bezeichnet ihre letzte Hälfte (1854—1860) das all-

mälige Heranwachſen einer freiheitlichen Oppoſition und den endlichen erſten Sieg der republikaniſchen Partei, welcher letztere nur durch die maſſenhafte Betheiligung der Deutſchen möglich gemacht wurde. Die frühere deutſche Einwanderung beſtand faſt ausſchließlich aus Bauern und Handwerkern, verleugnete alles Vaterländiſche und bewunderte in der Regel ganz blindlings alles Amerikaniſche. In der Politik gehörte ſie unbedingt der demokratiſchen Partei an. Zu einer Zeit, wo deren Ziele noch keine freiheitsfeindliche waren, zu ihr herübergezogen, war ſie aus Gewohnheit, Denkfaulheit und Reſpect vor dem bloßen Namen der Demokratie ihr immer treu geblieben. Sogar im Jahre 1850 galt es unter den hieſigen Deutſchen noch als eine Ketzerei, kein Demokrat zu ſein. Whig zu heißen oder zu ſein war in den Augen eines geſinnungstüchtigen Deutſchen der ſchlimmſte Vorwurf, den man Jemanden machen konnte: er war gleichbedeutend mit Ariſtokrat, herzloſem Geldmenſchen und Böſewicht. Die Stellung dieſer Deutſchen in der Partei ſelbſt war von der untergeordnetſten Art. Sie hatten nie oder ſelten ein Wort mitzuſprechen und wurden bloß als Stimmvieh (voting cattle) behandelt. Vor der Wahl waren ſie die german friends und nach derſelben die damned dutchmen, deren Führer man in ihrem politiſchen Ehrgeiz hie und da durch ein Conſulat dritten Ranges und ein paar niedrige Stellen im Zollhauſe oder im Poſtfache abfand. Wenn ausnahmsweiſe ein Deutſcher ſich in eine höhere Stellung ſchwang, ſo verdankte er ſeinen Erfolg weniger ſeiner Eigenſchaft als Deutſcher denn ſeinem engen Anſchluß an die amerikaniſchen Politiker. Er mußte den Deutſchen erſt abgeſtreift haben, ehe er der Berückſichtigung gewürdigt wurde.

Die deutſchen Zeitungen jener Zeit waren und ſind theilweiſe noch das getreue Spiegelbild jener Miſère.

Meiſtens mit der Scheere redigirte und in einem ſchrecklichen deutſch-engliſchen Kauderwelſch geſchrieben, ohne jedes Verſtändniß der innern Politik des Landes, dafür aber deſto reichlicher mit Schimpfworten geſpickt, waren und wollten dieſe Blätter nichts Anderes ſein, als gehorſame Parteiorgane, die ſich räuſperten und ſpuckten wie ihre Herren, die Parole austheilenden amerikaniſchen Politiker, und ihre Selbſtändigkeit höchſtens durch perſönlichen Skandal oder durch geſinnungstüchtiges Wüthen gegen die „europäiſchen Tyrannen“ zu zeigen glaubten. Irgend ein halbausgebackener Student oder ein verlaufener Candidat der Theologie, ein Druckergeſelle oder ſonſt ein verkommenes Subject war hier gut genug für den Redacteur und fand für ſeine Mißhandlung der deutſchen Sprache und der Logik ein nur zu dankbares Publikum, das ſeiner Seits wieder mit demſelben Reſpecte zum Amerikaner aufblickte, wie in Deutſchland etwa der Bauer zum „gnädigen Herrn.“ Die Eingeborenen waren an ihr eingebildetes Uebergewicht über die Deutſchen durch deren eigene Schuld ſo ſehr gewöhnt, daß ſie es zuerſt gar nicht verſtanden, als ihnen die Achtundvierziger gewiſſe Bedingungen und Zugeſtändniſſe für ihre politiſche Mitwirkung abverlangten.

Die jüngere Immigration trat von vornherein politiſch ſelbſtdenkend auf, brachte überhaupt einen gediegenen Fond von Bildung und Kenntniſſen mit und zeigte überall ein Intereſſe an öffentlichen Angelegenheiten, wie es nur politiſch bewegte Zeiten erzeugen können Sie griff zuerſt zu einer Zeit praktiſch in die hieſige Politik ein, wo die Propaganda für Ausdehnung der Sklaverei ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, und wo die nativiſtiſche Bewegung, zum Theil durch das ſelbſtändige Auftreten der Deutſchen mit veranlaßt, den Kampf der Oppoſition gegen die Sklaverei nur erſchweren konnte. Es galt zunächſt, die fremden feindlichen Tendenzen in dieſer, all-

mälig zur republikanischen Partei sich entwickelnden Opposition zu ersticken und ihre ganze Energie auf die brennende Frage des Tages zu concentriren. Wenn auch mit manchem stillen Vorbehalt, so gaben die Amerikaner doch in der Sache selbst nach. Die im Juni 1856 in Philadelphia abgehaltene Convention, welche Fremont zum Präsidentschaftscandidaten ernannte, zog die jüngeren Deutschen in Masse auf die Seite der republikanischen Partei. So kämpften bei der Wahl von 1856 fast alle alten Gesinnungsgenossen unter demselben Banner, unter welchem sie 1848 und 1849 in Deutschland gestanden hatten. Der sittliche Ernst, die gehobene Stimmung und die hohe Begeisterung der Massen während jener Wahl ist zum großen Theil dem deutschen Idealismus zuzuschreiben, der bei dieser Gelegenheit zuerst das sonst so nüchterne amerikanische Wesen belebend und hebend durchdrang und der ganzen Bewegung einen gewissen poetischen Schwung verlieh.

Es gab gleichwohl kaum einen Einzigen unter den Achtundvierzigern, dem das Programm der republikanischen Partei völlig genügt und entsprochen hätte. Dem Einen war sie in der Fremdenfrage nicht entschieden genug, dem Andern mißfielen ihre schutzzöllnerischen Tendenzen, dem Dritten waren ihre gegen die Sklaverei gerichteten Ziele zu eng begränzt, und den Meisten stand als europäischen Revolutionären die radicalere Abolitionistenpartei viel näher. Wenn sich trotzdem die ungeheure Mehrzahl der jüngern Einwanderung den Republikanern anschloß oder vielmehr diese erst bilden half, so wurde sie durch die ganz richtige Erkenntniß geleitet, daß wir in der Politik nicht immer thun können, was uns das absolut Beste erscheint, daß wir also, wenn wir das, was wir für gut halten, nicht auf einmal verwirklichen können, uns damit begnügen müssen, so viel Gutes zu thun, als uns augenblicklich möglich ist. Unter den

obwaltenden Umſtänden waren aber und ſind noch jetzt die Republikaner die einzige Partei, welche den Demokraten die Herrſchaft entwinden und dadurch die Ausdehnung der Sklaverei auf bisher freies Gebiet verhindern können. Dieſer unumgänglich nothwendige, ganz unerläßliche Schritt muß aber erſt gethan werden, ehe an einen weiteren Fortſchritt gedacht werden kann. Es ſpricht aber für die politiſche Bildung der Achtundvierziger ſowohl als für die politiſche Bildungsfähigkeit der hieſigen Deutſchen überhaupt, daß ſie ihre perſönlichen Wünſche und Anſichten dem allgemeinen Intereſſe unterordneten und, ohne irgend etwas von ihren Prinzipien aufzugeben, gemeinſame Sache mit den Republikanern machten, mit denen ſie ſo lange Hand in Hand zu gehen verſprachen, als ſie ihren ſelbſtgeſteckten Zielen treu bleiben würden.

Wie 1856 etwa die Hälfte, ſo ſtanden im Jahre 1860 bei der Wahl Lincoln's mehr als zwei Drittel der achtundvierziger Einwanderung auf Seiten der Republikaner. Wenn Sie bedenken, daß laut Ausweis der Einwanderungslisten vom Herbſt 1851 bis zum Herbſt 1855, alſo innerhalb vier Jahren mehr als 720,000 Deutſche in den Vereinigten Staaten angekommen waren, von denen wenigſtens 120 bis 150,000 Stimmberechtigte ihr, jetzt zum erſten Male in Anſchlag kommendes Votum abgaben; wenn Sie ferner bedenken, daß mehr als die Hälfte dieſer coloſſalen, zum größten Theile den bemittelten und mittleren Ständen angehörenden Einwanderung ſich in den nordweſtlichen Staaten niedergelaſſen hatte und unter der Leitung ihrer alten Führer von 1848 kämpfte: ſo können Sie ſich einen Begriff von der ungeheuren Bedeutung des deutſchen Elements für die Wahl von 1860 machen, welche denn auch nur durch die Deutſchen zu Gunſten der Republikaner entſchieden iſt. Durch dieſe ihre Haltung haben ſich unſere

Landsleute wohlverdient um die Freiheiten Amerika's gemacht und jede Verbindlichkeit, die ihnen etwa aus der hier gewährten Zuflucht erwachsen sein könnte, mehr als dreifach getilgt. Hier ein Beispiel aus vielen! Von den fünf nordwestlichen Staaten, welche vorzugsweise von der jüngeren deutschen Einwanderung aufgesucht sind, gaben (in runden Zahlen) Indiana 23,000, Illinois 12,000, Iowa 15,000, Wisconsin 21,000 und Minnesota 10,000, also alle zusammen im Ganzen etwa 80,000 Stimmen Majorität für die republikanischen Candidaten, während ohne die mehr als 100,000 deutschen Stimmgeber der ganze Nordwesten, gegen sein Interesse und gegen seine Bestimmung, sich für die Sklavenhalter ausgesprochen haben würde. Dieser glänzende Sieg wurde übrigens nicht blos durch die Zahl, sondern noch viel mehr durch den Geist, die Bildung und die Selbständigkeit unserer Landsleute mit entschieden. Der republikanischen Convention in Chicago, welche den Präsidentschafts-Candidaten aufstellte, wohnten aus fast allen Staaten zwanzig deutsche Delegaten — eine bis dahin ganz unerhörte Anzahl — bei. Sie faßten denjenigen Theil des Parteiprogrammes ab, der sich auf die Fremdenfrage bezog, und übten einen so maßgebenden Einfluß auf die Versammlung aus, daß die nativistischen Blätter in ihrer ohnmächtigen Wuth die ihnen anstößigsten Stellen als die dutch planks of the platform bezeichneten und von dem verderblichen Einmischen der unverbesserlichen europäischen rothen Republikaner in die Geschicke der Vereinigten Staaten die schlimmsten Folgen vorausſagten. Unter den 183 Präsidentschafts-Wählern der freien Staaten befanden sich 12 Deutsche, und unter ihnen allein 3 aus dem Staate New-York, während früher nur ausnahmsweise ein deutscher Elector gefunden wurde. Es ist diese Stellung unbedingt die ehrenvollste, welche die Parteien zu vergeben haben, sie

wird ſogar eifrig von alten verdienten Gouverneuren und Senatoren geſucht. In Sklavenſtaaten wie Miſſouri und Maryland, wo bisher noch kein eingeborener Politiker gewagt hatte, eine republikaniſche Wahlliſte aufzuſtellen, waren es namentlich die Deutſchen, welche offen gegen die Sklaverei auftraten, dem republikaniſchen Präſidentſchafts-Candidaten eine anſehnliche Stimmenzahl gaben und jenes Selbſtvertrauen, jene Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache in den zagenden Gemüthern weckten, welche die ſicheren Vorboten des Sieges ſind. Wenn z. B. im Jahre 1856 die kleine deutſche Winzerſtadt Hermann der einzige Ort im ganzen Staate Miſſouri war, der für Fremont 65 Stimmen abgab, ſo belief ſich im Jahre 1860 das republikaniſche Votum Miſſouris auf mehr denn 17,000 Stimmen, unter denen über $^2/_3$ Deutſche waren. St. Louis gab an 10,000 republikaniſche Stimmen ab; hier ſind die Deutſchen, durch tüchtige Zeitungen unterſtützt, die Träger der ganzen freiheitlichen Bewegung. „Man hat mir überall, wohin ich in Miſſouri kam, geſagt," — ſo äußerte ſich der N. Y. Senator Seward in ſeiner im October 1860 in St. Louis gehaltenen Rede: — „die republikaniſche Partei dieſes Staates beſtehe namentlich aus der deutſchen Bevölkerung von Miſſouri. Ich freue mich, daß dies ſo iſt. Denn wo immer die Deutſchen hinkommen, iſt es ihre Aufgabe, der Freiheit eine Gaſſe zu brechen. Wer das Recht gegen das Unrecht vertheidigt, iſt überall an ſeinem Platze, wo immer er geboren ſei. Laßt alſo getroſt Miſſouri germaniſirt werden. Es war der germaniſche Genius, der die „Magna Charta" in England erobert hat, — es war die deutſche Philoſophie, die, wohin immer ſie gedrungen, die Herzen aller freien Männer mit Hoffnung erfüllte, — ja, es war nur der deutſche Genius, welcher überall auf dem ganzen Erdenrunde zur Freiheit ermuthigt hat."

„Sind es darum die Deutschen, welche Missouri frei machen sollen, so laßt es immerhin die Deutschen sein. Doch will ich nicht gerade sagen, daß man da oder dort geboren sein müsse, um ein freiheitglühendes Herz im Busen zu tragen; aber ich behaupte, daß der deutsche Geist der Geist der Toleranz und der Freiheit ist, und daß er die Unterdrückung überall und in welcher Maske und Vermummung sie auch auftreten möge, bekämpft."

Diese Hochachtung, welche der Amerikaner vor uns Deutschen hegt, hat ihm nicht der preußische oder österreichische Geschäftsträger in Washington eingeflößt, auch nicht der jämmerliche politische Zustand des Vaterlandes, sondern dessen ausgestoßene Söhne, welche durch ihren persönlichen Werth und unbedingte Hingabe an die Freiheitsinteressen der Vereinigten Staaten den „deutschen Genius" selbst unter einem so nüchternen, nur praktische Erfolge anerkennenden Volke wie den Amerikanern zu Ehren brachten.

Wenn in Sklavenstaaten, wie Missouri, diese Thätigkeit der Deutschen in schrofferem Gegensatze zum Geiste der Majorität der Bevölkerung stand und darum viel mehr in die Augen stach, so war sie in den freien Staaten nicht minder tiefgehend und erfolgreich. Von den größeren deutschen Zeitungen waren nur noch zwei demokratisch; die übrigen stehen alle auf Seiten der Republikaner und viele von ihnen können durch ihren Inhalt kühn mit den besseren amerikanischen Blättern wetteifern. Auf dem Gebiete der periodischen Literatur hatte vor Allem die neue Einwanderung den heilsamsten und wohlthuendsten Einfluß ausgeübt und die Tages- und Wochenblätter zum Vermittler zwischen europäischem und amerikanischem Leben erhoben. Die tüchtigsten Kräfte haben sich zeitweise oder für immer der Presse zugewandt, und es ist kein Compliment, sondern eine Thatsache,

wenn ich conſtatire, daß man mit Hülfe der beſſeren deutſchen hieſigen Zeitungen die politiſche und geiſtige Entwicklung Deutſchlands genau verfolgen kann, daß der Einzelne für ſeine Weiterbildung nicht mehr ausſchließlich auf die jenſeitigen Organe des öffentlichen Lebens angewieſen iſt. Selten hat ſich wohl in verhältnißmäßig ſo kurzer Zeit ein ſo totaler Umſchwung als in der hieſigen deutſchen Preſſe vollzogen. Die Achtundvierziger ſind jetzt die Führer des geiſtigen und politiſchen Lebens in den Vereinigten Staaten; ihr Einfluß und ihre politiſchen Anſichten ſind in amerikaniſchen Kreiſen maßgebend und von der frühern Unterordnung unter die letzteren iſt nichts mehr zu bemerken. Mit kaum nennenswerthen Ausnahmen ſteht Alles, was ſich durch bürgerliche Stellung, Bildung und Einſicht unter den jüngeren Deutſchen auszeichnet, auf Seiten der Republikaner, deren Ziele und Aufgabe den Eingeborenen ſogar von deutſchen, engliſch ſprechenden Rednern, wie Carl Schurz, beſſer und erſchöpfender als von den Amerikanern ſelbſt auseinandergeſetzt wurden.

Wenn die achtundvierziger Einwanderung ſich dem Amerikanerthum gegenüber dadurch zur Geltung und zu Anſehen gebracht hat, daß ſie ihrer Vergangenheit treu blieb und ihre höhere humane Bildung nicht muthwillig von ſich warf, ſondern ſie ihre nun praktiſche Thätigkeit veredelnd und läuternd durchdringen ließ, ſo konnte ſie natürlich ihre Hauptkräfte nur aus der Pflege und Hochhaltung der geiſtigen Schätze der Heimath ſchöpfen. Sind die deutſchen Niederlaſſungen in den Vereinigten Staaten auch keine ſüditaliſch-griechiſchen Kolonieen, welche ihren Homer beſſer kannten als die Stammesgenoſſen in der Heimath, ſo hat die deutſche Literatur hier doch überall eine heimiſche Stätte gefunden und die geiſtigen Beziehungen zum Vaterlande

wach erhalten. Es war indessen nicht sowohl die Einfuhr deutscher Bücher, welche erst in den letzten Jahren eine regelmäßige geworden ist, als vielmehr der Nachdruck, welcher in Zeitungs- und in Buch-Form dem hiesigen Deutschen das geistige Leben der Heimath vermittelt.

Diese Nachdrucksfrage läßt sich durchaus nicht vom rein gesetzlichen Standpunkt aus entscheiden. Die deutschen Gesetze gelten hier einfach nicht. Es ist aber eine mehr als naive Erwartung, daß eine Bevölkerung, die von der Heimath ausgestoßen ist, noch jenseits des Oceans die Gesetze beobachten soll, welche den Bildungsinteressen der Ausgewanderten hemmend in den Weg treten. Sich hier dem Monopole der deutschen Buchhändler unterwerfen, hieße die Mittel der geistigen Fortbildung und Entwicklung muthwillig von sich schleudern. Die Art und der Charakter des Nachdrucks nun bildet den besten Maßstab für die Bildung der ältern und jüngern Einwanderung.

Der älteste deutsche Nachdruck im Gebiete der jetzigen Vereinigten Staaten wurde im Jahre 1743 von Christoph Sauer in Germantown bei Philadelphia veranstaltet. Er druckte die lutherische Bibel in Quart, die überhaupt eine der ältesten, in den damaligen Kolonieen veröffentlichten Bibeln war und die gemüthlichen, religiösen und literarischen Bedürfnisse der deutschen Ansiedler völlig befriedigte. Sauer hatte nicht allein die Schrift, sondern auch die Druckerschwärze zu importiren und mit Schwierigkeiten bei der Ausführung seines gemeinnützigen Unternehmens zu kämpfen, von denen wir uns heut zu Tage kaum einen Begriff machen können. Gleichwohl verkaufte er das Exemplar für 18 englische Schillinge. Von den drei Auflagen dieser Bibel, jede von 1200 Exemplaren, fiel die letzte in den Revolutionskrieg; sie wurde von den Soldaten zu Patronen verbraucht. Dem

Nachdruck der Bibel folgte ſpäter Arndt's wahres Chriſtenthum und Stark's Gebetbuch. Außer dieſen Religions- und Andachtsſchriften kennt das ganze vorige Jahrhundert keinen deutſchen Nachdruck. In der erſten Hälfte des gegenwärtigen erſtreckte er ſich faſt ausſchließlich auf die deutſchen Volksbücher, Kalender und die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur. Till Eulenſpiegel und Schinderhannes, die Geheimniſſe Alberti Magni und Traumbücher, die Geſchichte der ſchönen Pfalzgräfin Genovefa und die Haimonskinder nebſt praktiſchen, für die Hausfrauen berechneten Anhängen mit Rezepten gegen Würmer und Verſtopfung der Kinder, ergötzten den deutſchen Farmer und Handwerker hier in demſelben Grade als drüben. In den dreißiger und vierziger Jahren kamen die Ueberſetzungen franzöſiſcher Romane von Sue, Dumas u. A., vor Allem aber Zſchokke und Hauf dazu, welche letzteren auch heut zu Tage noch ſtark gekauft und geleſen werden. Erſt im letzten Jahrzehnt wurden Schiller und Leſſing, Göthe und Humboldt in Philadelphia in ſehr wohlfeilen Ausgaben nachgedruckt. Der Verleger, welcher zugleich Herausgeber einer deutſchen Zeitung war, druckte, um Satz zu ſparen, ganze Werke von Göthe im Feuilleton ſeines Blattes ab und brach den Satz dann ſpäter in Buchform um. So erinnere ich mich noch des komiſchen Eindruckes, den vor etwa acht Jahren Werther's Leiden in den löſchpapiernen Spalten jenes Blattes auf mich machten. So ſchlecht und fehlerhaft dieſe Nachdrücke auch waren, ſo hatten ſie doch die gute Folge, daß Cotta dieſer unerwarteten Concurrenz dadurch zu begegnen ſuchte, daß er beſonders für die Vereinigten Staaten berechnete Ausgaben von Schiller, Göthe und Leſſing, die zuſammen jetzt nur zehn Dollars koſten, in zahlloſen Exemplaren über das ganze Land verbreitete und die bedeutendſten ſeiner Verlagsartikel im Preiſe herabſetzte. Humboldt's Anſichten der Natur koſten hier in der Original-

Ausgabe nur 50 Cents (21½ Sgr.); von seinem Kosmos ist jeder einzelne Band für einen Dollar zu haben, sodaß beide Werke sogar mit Profit nach Deutschland zurückverkauft werden.

Heine's sämmtliche Werke wurden ebenfalls 1854 und in folgenden Jahren in Philadelphia nachgedruckt und in fünf Auflagen abgesetzt. Weniger gut gingen die gesammelten Schriften von Ludwig Börne in zwei verschiedenen Ausgaben, ein New-Yorker und ein Milwaukier Nachdruck. Es spricht für die gesunde politische Anschauungsweise der Emigration, daß sie der Börne'schen Verbitterung keinen Geschmack mehr abgewinnen konnte. Von Freiligrath's Werken erschien im Jahre 1858 die erste vom Dichter selbst besorgte Original-Ausgabe bei Fr. Gerhard in New-York in sechs Bänden. Sogar Nellstab's neuester Roman „Drei Jahre von den Dreißigen" ist trotz seines großen Umfanges in New-York nachgedruckt und in 1500 Exemplaren abgesetzt. Der jüngste mit der Schiller-Feier in engster Verbindung stehende Nachdruck traf die populäre Schrift Scherr's: „Schiller und seine Zeit," die einen ganz beispiellosen Erfolg hatte. Im Westen handeln die Farmer diese ihnen durch Hausirer zugetragene Literatur für ihre Producte ein. In einer der jüngsten deutschen Ansiedelungen des Westens, nur acht Meilen von der Indianergränze, wo noch zehn Monate vorher die Wilden ihre Feinde skalpirt hatten, fand ich in einem Blockhause die wohlfeilen Ausgaben von Schiller, Lessing und Göthe. In einer andern deutschen Niederlassung, fast außerhalb des Bereiches der Civilisation, fiel mein Auge, noch ehe ich das erste Haus erreichte, auf eine große, roh zusammengezimmerte Tafel, an die ein großer halber Bogen geklebt war, des Inhalts: „Hier ist zu haben Menzel, der Franzosenfresser, von Ludwig Börne, für nur 25 Cents!" Zugleich wurden die guten

Farmer der Nachbarſchaft vom New-Yorker Nachdrucker belehrt, daß Börne ein noch größerer Pamphletiſt als Paul Louis Courier ſei.

Ich ſelbſt war im Herbſte 1858 in einer jungen, von Achtundvierzigern gegründeten Niederlaſſung im äußerſten Nordweſten zugegen, als einige Exemplare der Freiligrath'ſchen Werke an den Meiſtbietenden verkauft wurden. Der Auctionator war ein Lehrer aus der Pfalz, der durch die Liebkoſungen der dortigen Geiſtlichkeit nach Amerika getrieben war, alſo ſelbſtredend nicht anders als radical ſein konnte. Das Publicum beſtand aus einem Doctor juris aus Darmſtadt, der Fuhrmannsdienſte zwiſchen dem „Settlement“ und den benachbarten Forts that und jetzt mit ſeinem Joch Ochſen dem Verkauf beiwohnte, einem ehemaligen kurheſſiſchen Juſtizbeamten, der gebaſſenpflugt worden war, ein paar ehemaligen Hanauer Freiſchärlern, einem Arzte, der in der ungariſchen Armee gedient hatte, einem frühern preußiſchen Offizier, und einem Dresdener Schneider, der in Folge der dortigen Revolution nach Amerika gegangen war, und etwa einem halben Dutzend Frauen und Kindern. Ich glaube nicht, daß ſämmtliche Bieter zuſammen drei Dollars baar beſaßen; allein dieſer Mangel trat dem Verkauf nicht hindernd in den Weg. „Ihr wißt ja Alle,“ rief der Meiſter der Schule mit aufrichtigem Pathos, „welchen großen Dichter wir heute verkaufen wollen. Wer von Euch kennt nicht unſern Freiligrath? Socrates, Chriſtus und Freiligrath ſind die größten Männer der Geſchichte.“ (Der Dresdener Schneider ruft begeiſtert „Bravo!“ während der Doctor aus Darmſtadt ſeine langen Waſſerſtiefel in die Höhe zieht und „ein verdammter Blödſinn!“ in den Bart brummt.) „Hört einmal das herrliche Gedicht: „Die Revolution!“ Der Lehrer trug eine tiefergreifende Stelle mit großem Eindruck daraus vor.

„O nein — sie stellt sie vor sich hin, sie schlägt sie trotzig, Euch zum Trotz!
Sie spottet lachend des Exils, wie sie gerettet des Schaffots,
Sie singt ein Lied, daß Ihr entsetzt von Euren Sesseln Euch erhebt,
Daß Euch das Herz — das feige Herz, das falsche Herz! im Leibe bebt!

Geld war, wie gesagt, nicht da. Der Darmstädter Doctor bot zuerst für die sechs Bände eine Ladung Brennholz und erhielt sie zugeschlagen. Der Exoffizier gab je einen seiner selbstgemachten Stühle für je einen Band, ein Dritter zahlte in Mehl und ein Vierter in Sägeblöcken, bis endlich, trotz aller Armuth der Bietenden, etwa sechs vollständige Exemplare abgesetzt waren. „Laß uns wenigstens die Gedichte kaufen," sagte eine verkümmert und verarbeitet aussehende Frau zu ihrem Manne, wäre es auch nur um das schöne Gedicht „Ehre jeder Stirn voll Schweiß!" Der Blick, mit welchem die Frau ihren Mann ansah, und die Freude, mit welcher sie das gegen zwei irdene Krüge erhandelte Buch einsteckte, hatten etwas ungemein Rührendes und enthielten eine vollständige Passionsgeschichte. Ueberhaupt boten die Art und Weise, wie die Angebote gemacht, die Verhandlungen gepflogen und die Abschlüsse zu Stande gebracht wurden, eine eigenthümliche Mischung von amerikanischer Gegenwart und europäischer Vergangenheit, geistiger Regsamkeit und leiblichem Mangel.

Die Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag ist von den Deutschen in den Vereinigten Staaten mit der allgemeinsten Begeisterung und Einmüthigkeit begangen worden. Die erste Anregung dazu ging fast ausschließlich von der jüngern Immigration aus: indessen schloß sich ihr die ältere gern an. Man begegnet in den Beschreibungen des Festes einer wahren Musterkarte von Namen aus dem Jahre 1848 und 1849. Von den atlantischen Küstenstädten an bis zum stillen Ocean, in den kaum gegründeten Niederlassungen in Minnesota und Kansas bis herunter nach New-

Orleans und Texas ließen unsere Landsleute am 10. November die gewöhnliche Arbeit des Tages ruhen und widmeten ihn der Verherrlichung unsers nationalsten Dichters. Es war das mehr als eins der hier so häufigen Schau- und Spectakelstücke; es war eine ernste und erhebende Festlichkeit, hervorgerufen nicht allein durch die allgemeine Popularität Schiller's, sondern auch durch das lebendige Gefühl des geistigen Zusammenhangs mit der Heimath. Ist es nicht rührend, wenn die einundzwanzig deutschen Einwohner von Yorktown in Texas zu Ehren Schiller's dessen Braut von Messina aufführen oder wenn die Deutschen einer jungen Niederlassung in Kansas an seinem Geburtstage ihr Schulhaus gründen? Es ist aber ein Beweis für die in der politischen Emigration vertretene geistige Bildung, daß das beste Gedicht, welches überhaupt zu Ehren Schiller's an jenem Tage veröffentlicht wurde, das von dem New-Yorker Schillerverein gekrönte Preisgedicht R. Solger's in Boston ist, besser selbst als die Herwegh'schen, Prutz'schen oder Freiligrath'schen Festlieder.

So erfreulich und bleibend nun auch die Anregungen sind, welche die Schiller-Feier gegeben hat, so will es mir doch fast scheinen, als ob mit ihr die hiesigen Deutschen auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung und geistigen Bedeutung für die Vereinigten Staaten angelangt seien. Das Fest bezeichnet einen Abschluß in der Geschichte der deutschen Einwanderung.

Die hiesige deutsche Bevölkerung wird zwar noch eine Zeitlang auf ihrem jetzigen Standpunkt stehen bleiben, dann aber, wenn nicht neue Ereignisse einen neuen Strom der Einwanderung nach Amerika führen, entschieden zurückgehen. Denn jede Auswanderung bedarf, um in lebendigem Zusammenhang mit dem Mutterlande zu bleiben, des unaufhörlichen Zuflusses von drüben, und die zersplitterten Bruchtheile einer

Nation können im Auslande keine selbstständige Bildung aus sich herauserzeugen. Sie können dieselbe vielmehr nur aus der Heimath empfangen. Wo der Wechselverkehr mit der letztern aufhört oder in's Stocken geräth, da sinkt natürlich auch der Bildungs- und Kulturzustand der Auswanderer. —

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— —

Nachschrift des Herausgebers.

Was unser geschätzter transatlantischer Mitarbeiter am Schlusse seines Artikels über das nur zu lange beobachtete theilnahmlose Verhalten des deutschen Volkes und namentlich der deutschen Presse unsern politischen Flüchtlingen gegenüber, mit nur zu gerechtem Unmuthe zu sagen hatte, gestaltete sich glücklicher Weise, unter seiner Feder noch, zu einem Anachronismus. Wenigstens hat bei Gelegenheit der inzwischen eingetretenen preußischen Amnestie, die öffentliche Meinung Deutschlands in Schrift und Wort bekundet, wie tief jener durch ungroßmüthige gouvernementale Clauseln verkümmerte „Gnadenact" unter den Wünschen und Erwartungen des deutschen Volkes geblieben ist. So hat jene Amnestie das Gegentheil von dem bewirkt, was Amnestieen meistens bezwecken: sie hat, statt die öffentliche Meinung für die Grundsätze der Regierung zu gewinnen oder zu bestechen, in den Herzen des Volkes wieder Sympathieen belebt, die niemals hätten schweigen sollen — die Sympathieen für die Männer, denen ob ihrer Liebe zum Vaterlande das Exil zu Theil ward. — Aber auch der Verfasser fand in seinem Herzen keinen Vorwurf mehr für die Vergeßlichkeit des deutschen Volkes, die er hier zu rügen beabsichtigte — daher der abrupte Schluß. —

Ob aber der obige Artikel in dem gegenwärtigen Momente, der das Geschick Nordamerika's der Entscheidung nicht zu berechnender Katastrophen anheimstellt, noch die Aufmerksamkeit unsrer Leser beanspruchen darf? — Ich meine — gewiß und in noch höherem Maße als zuvor. Denn mit sichern Zügen weist er auf die bedeutungsvolle Stellung hin, welche in diesem Kampfe das deutsche Element zu behaupten die Mission übernommen hat. Wir dürfen uns der Zuversicht getrösten, daß unsere in der Heimath gedemuthigte Nationalehre jenseits des atlantischen Oceans ihre Auferstehung feiern wird. Die Gräbern des deutschen Vaterlandes werden fremden Nationen die lang vorenthaltene Achtung für den deutschen Namen abzutrotzen wissen. So waltet die Nemesis! —

Die

beiden Welfen Ernſt Auguſt und Georg V.

und

das Land Hannover.

Von

* * * * *

Hannover oder „das angestammte Land," wie es in der Kunstsprache des Hofes heißt, errichtet Ernst August eine prächtige Reiterstatue.

Schon ist der Grundstein vom hohen Brocken herabgeschleift in das Thal der Leine und in der Residenz auf dem Platze zwischen dem Bahnhofsgebäude und den fünf Wirthshäusern: dem Hôtel royal, der s. g. Bierkirche, dem Union Hôtel, dem Rheinischen Hofe und Russischen Hofe, in die Erde gesenkt. Freilich sind die Gelder dazu erst nach jahrelangen preß- und bettelhaften Sammlungen durch die Behörden kümmerlich zusammengebracht. Selbst der Hofmaler Frerichs ereiferte sich in seinem Hannoverschen Courier, dem gesinnungslosesten und plattesten aller deutschen Blätter, gegen die Art und Weise der Zusammenbettelei der Beiträge, welche sich, nach der Bekanntmachung des Comité's vom 7. Januar 1860, der Herren von Malortie, von Münchhausen, Stadtdirector Rasch und Oberst von Slicher, auf 4597½ Thlr. Gold und 22,752 Thlr. Courant beliefen, darunter ein Betrag von 2000 Thlr. aus der Stadtkasse der Residenz.

Aber die Statue wird bald dastehen: „als ein Zeichen der Liebe und Verehrung des Volkes," und wir werden lange Reden hören von den glänzenden Eigenschaften dieses Königs. Ob unsere Kinder und Enkel Georg V. auch ein Denkmal setzen werden? ein Denkmal, wie er es verdient?! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Wir wollen ihre Blätter aufschlagen.

Ernst August war das achte Kind, der fünfte Sohn des kinderreichen Georg III. und seiner Gemahlin Sophie Charlotte, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. England sah in seiner Geburt nur eine Vermehrung der Apanagen und hat seiner ersten Entwicklung geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Man weiß nur, daß er mit seinen beiden jüngeren Brüdern, August Friedrich, dem spätern Herzog von Sussex, und Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge, im Schlosse Kew bei London von einem Herrn Cookson und Dr. Hughes erzogen wurde.

Wenn die „Hannoversche Zeitung" (Nr. 273 d. J. 1851) sagt: „vollendet sollte die Bildung Ernst August's werden durch einen Aufenthalt auf der Universität Göttingen, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem Höhepunkt ihrer Blüthe stand, durch den Ruhm ihrer Gelehrten Heyne, Pütter, Schlözer, Blumenbach, Eichhorn, Spittler, Gatterer, Kästner u. A.," so scheint von dem Bildungsglanze dieser Namen nothwendig etwas auf Ernst August abzufallen. Allein die Hannoversche Zeitung zeigt sich von der wirklichen Sachlage ebenso schlecht unterrichtet, wie die „Times," welche den Mund noch voller nimmt. Sie sagt am 21. November 1851: „seine Universitätsstudien genoß Ernst August in Göttingen, welche Hochschule er am 6. Juli 1786 mit den Herzogen von Sussex und Cambridge bezog, jeder begleitet von einem Hofmeister, einem Privatlehrer, einem Gesellschaftscavalier und einer genügenden Dienerschaft. Sie wohnten beisammen, und ihre auf freizebigem Fuß eingerichtete Haushaltung kostete über 5000 Pfd. Sterl. — Vom Professor Meyer erhielten sie Unterricht im Deutschen, vom berühmten Heyne im Latein, von Leß in der Theologie, von Heyder in der Moralphilosophie; jeder dieser Gelehrten bezog dafür ein Honorar von 400 Pfd. Sterl. jährlich." — Man sollte dabei

wirklich an wiſſenſchaftliche Bildung und an einen Curſus denken, wie ihn Metternich etwa um dieſelbe Zeit in Göttingen durchmachte. Allein von Herzogen war damals noch ſo wenig die Rede, wie von einer wiſſenſchaftlichen Bildung: es waren die Prinzen Ernſt, Auguſt und Adolph, welche nach Göttingen geſchickt wurden, um dort Deutſch zu lernen. Ernſt war damals 15 Jahr alt, Auguſt 13 Jahr und Adolph erſt 12 Jahr. Es waren das alſo mehr Knaben als Jünglinge. Der Unterricht der Prinzen beſtand in dem allergewöhnlichſten Unterricht im deutſchen Leſen, deutſchen Schreiben und Rechnen. Dazu gehörte nach engliſcher Sitte etwas Religionsunterricht, den Leß ertheilt haben mag. Einen Profeſſor Heyder hat es, nach Pütter's Gelehrtengeſchichte, nie in Göttingen gegeben; ſollte die „Times“ an Herder gedacht haben, ſo war der für Göttingen zu freiſinnig befunden worden. Wer der Profeſſor Meyer geweſen, der die Prinzen im Deutſchen unterrichtet haben ſoll, iſt mir gleichfalls unerklärlich; Tobias Meyer, der Berechner der Mondtafeln, wird es nicht geweſen ſein. Daß keiner der Lehrer der Prinzen ein Honorar von 400 Pfd. Sterling erhalten, mehr als Heyne, Pütter, Käſtner u. ſ. w. an Gehalt bezogen, iſt gänzlich unzweifelhaft, darüber fände ſich irgend Etwas in den uns überlieferten Briefen jener Zeit; der Neid der Uebrigen würde ſo etwas nicht unerwähnt gelaſſen haben. Die Annalen der braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Kurlande nennen als Begleiter der Prinzen den Oberſten von Malortie, den Rittmeiſter von Linſingen, den Lieutenant von Uslar vom 3. Infanterie-Regiment, den Lieutenant von Hanſtein von der Garde, den Lieutenant von Jonquiers vom erſten Leibregimente und einen Herrn Tetter. Erſterer fungirte als Hofmarſchall, der zweite als Oberhofmeiſter, wenigſtens wurde er ſo genannt. Neben dem Unterricht im Deutſch-

Lesen und Schreiben wurde der Reitunterricht des alten Ayrer benutzt. Ein Bereiter, Schweppe, war täglicher Begleiter der Prinzen, und das Gerücht wollte wissen, daß die schöne Frau desselben dem jungen Prinzen Ernst den ersten Unterricht in der von Ovid beschriebenen Kunst ertheilte. Auch für die übrigen Prinzen nannte man in den letzten Jahren ihrer Studien Damen, für welche sie sich interessirten, und als ich 1825 in Göttingen studirte, wurden mir eine alte Jungfer W. und eine Hauptmännin als prinzliche Leidenschaften und wunderbare Schönheiten des vorigen Jahrhunderts bezeichnet.

Die Beschäftigung der Prinzen bestand in den Jahren 1789 und 90, also zu einer Zeit, wo der Blitz der französischen Revolution schon eingeschlagen hatte, darin, daß sie nach eingenommenem Frühstück sich in's Fenster legten und mit dem damals beliebten joujou spielten, ein Spiel, das auch große Leute betrieben. Die Prinzen setzten ihren Ehrgeiz darin, hierin zu excelliren, das joujou an einer langen, durch zwei Etagen reichenden Litze zu spielen mit dem Kopfe, mit den Zähnen, mit den Armen. Man hatte joujous von allen Größen, von der Größe eines Thalers bis zu der Größe eines Tellers, und wie ich aus den ungedruckten Briefen eines Zeitgenossen ersehe, waren an schönen Frühlingstagen alle Fenster der prinzlichen Wohnung mit Joujou-Spielern besetzt und die Schönheiten Göttingens, welchen die Prinzen oder ihre Begleiter den Hof machten, oder welche von ihnen bemerkt zu sein wünschten, pflegten um diese Zeit auf der Prinzenstraße spazieren zu gehen und die Kunstfertigkeit der jungen Herren zu bewundern*). Nachmittags wurde geritten und gefahren. Abends

*) Die Manie des Joujou-Spielens scheint in Göttingen noch bis 1792 grassirt zu haben; wir finden wenigstens, daß Bürger seiner dritten Frau, der liederlichen Schwäbin Elise, Vorwürfe darüber macht,

begab man ſich in Geſellſchaften (Pütter und Böhmer gingen damit voran ſolche zu geben, und die übrigen Profeſſoren folgten), oder man beſuchte Concerte und namentlich die ſo beliebten Pickenick's, wo man mit den Frauen und Töchtern der bepunderten und bezopften Hofräthe und Profeſſoren tanzte, Blindekuh und Pfänderſpiele ſpielte und allerlei Kurzweil trieb, mit einer Naivetät, von der man heute zu Tage kaum einen Begriff hat. Daß in Privatzirkeln auch um Geld geſpielt wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Unter den reichen Grafen und Herren, namentlich Kurländern, war mindeſtens das Hafardſpiel ſehr eingeriſſen, und die verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Wechſelſchulden, die Prinz Ernſt namentlich bei ſeinem Abgange von Göttingen hinterließ, ſcheinen auf ſo etwas hinzudeuten.

Ernſt Auguſt, der König, hatte ſich wenig Wochen vor ſeinem Tode noch mit liebenswürdiger Offenherzigkeit, in einem für die Oeffentlichkeit beſtimmten Briefe, über ſeinen damaligen Aufenthalt in Göttingen dahin ausgeſprochen: „er hätte in Göttingen als junger Mann viel profitiren können, aber Jugend habe keine Tugend, und ſtatt ſeine Zeit gut zu benutzen, fürchte er, er habe Vieles verloren.“ Man darf daher eben ſo wenig von wiſſenſchaftlichen Studien des Prinzen Ernſt und ſeiner Brüder in Göttingen ſprechen, wie es in allen Lebensbeſchreibungen geſchieht, als man ſagen darf, daß derſelbe während dieſer Göttinger Zeit ſeine Gewohnheiten und ſeinen Geſchmack nach feſt-

daß ſie ſich nicht um den Haushalt bekümmere, wohl aber darum: „ob der Herzog von York ſein Joujou mit den Zähnen oder mit dem Hintern ſpiele“ — (Burger's Ehestandsgeſchichte. Leipzig 1812). Ein Herzog von York hat überall nicht in Göttingen ſtudirt, 1792 waren auch ſämmtliche engliſche Prinzen nicht dort, der Name ſteht alſo wohl, um ſchlechthin einen der hohen Studirenden zu bezeichnen, oder bezieht ſich auf das Jahr 1791.

ländiſchem Muſter gebildet habe, wie die Times thut. Im 15—19. Lebensjahre pflegt ſich ein Charakter ſelten auszubilden; auch fehlte dazu in Göttingen die Gelegenheit. Ob die Prinzen mit Grafen Metternich, Grafen St. Simon aus Paris und Grafen v. Broglie, welche gleichzeitig in Göttingen ſtudirten, Umgang gepflogen, iſt mir nicht bekannt. Jedenfalls gehörte zu dieſem näheren Umgangskreiſe bis 1788 der Freie von Münſter, deſſen Vater erſt am 22. Juli 1792 durch den Reichsvicar Carl Theodor von Baiern in den Grafenſtand erhoben wurde, und der in die Lebensſchickſale der Prinzen ſo entſchieden eingriff*).

Der Prinz Ernſt trat nach einigem Aufenthalt in Hannover am 17. März 1790 als Hauptmann in das 9. leichte Dragoner-Regiment, und führte dieſes in dem 1792 an Frankreich erklärten Reichskriege in den Niederlanden. Bei Tournay, noch mehr in der Schlacht bei Famars, dann vor Valenciennes und in einer Reihe ſpäterer Gefechte zeigte ſich der alte Muth der Welfen auf das Glänzendſte — berichtet die Hannov. Zeitung, und ich habe keinen Grund an dieſem perſönlichen Muthe des jungen Prinzen zu zweifeln. Im Gefechte von Tournay wurde Ernſt am Arme verwundet und

*) Zunächſt erfuhr Prinz Auguſt die Einwirkung Münſter's. Er hatte ſich 1793 im April zu Rom mit Lady Auguſte Murray, des ſchottiſchen Pairs Johann Murray's, Grafen von Dunmore Tochter, ebenbürtig, aber ohne die im royal marriage act von 1772 vorausgeſetzte Einwilligung des Königs, vermählt, aus welcher Ehe Auguſt Friedrich von Eſte geboren iſt, hannov. Kronprätendent. Graf Münſter erhielt nun Befehl, ſich zu dem Prinzen nach Italien zu begeben und ihn auf dazu beorderten Kriegsſchiffen nach England zu bringen. Dies geſchah. 1794 ging Münſter auf Befehl Georg's III. mit den Prinzen abermals nach Italien, wo ſie fünf Jahre verweilten. Es iſt bedeutſam, daß der Biograph Münſter's, Hormayer, in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege ſo wenig Ernſt Auguſt's als Scheele's erwähnt, obgleich das Münſter'ſche Hausarchiv unzweifelhaft weſentliche Aufſchlüſſe enthalten muß.

verlor ein Auge. So die „Times“, die H. Zeitung will von letzterem Umſtande Nichts wiſſen. Schon am 18. Auguſt 1794 avancirte der 23jährige Prinz zum General-Major, und wie er früher die Vorpoſten im Heere Wallmoden's befehligt hatte, befehligte er jetzt die Nachhut des brittiſch-hannoverſchen Heeres auf dem Rückzuge durch Holland, und blieb bis 1795 im Commando der Demarcationslinie, bis nach dem Friedensſchluſſe von Baſel das hannoverſche Heer in die Heimath zurückzog. Hier wurde er 1798 General-Lieutenant, 1803 General. — Seit 1799 wurde er Herzog von Cumberland und Teviotdale, Earl von Armagh in der Pairie von Irland, erhielt eine vom Parlamente bewilligte Apanage von 12,000 Pfd. Sterl. und nahm ſeinen Sitz im Oberhauſe ein, wo er als Führer der Hochtory-Partei nachher eine nicht unbedeutende Rolle ſpielen ſollte. Wo aber war der Herzog von Cumberland 1803, als die königliche Botſchaft vom 8. März den Krieg mit Frankreich verkündete und dieſes ein ſtarkes Armee-Corps in Holland ſammelte? Verließ man ſich in London auf die Verſicherung Bonaparte's, die Rheinprovinz werde der Republik heilig ſein? gehörte das Verbleiben des Generals und Prinzen in England auch zu dem Wallmoden ertheilten Rath: „Alles zu vermeiden, was Ombrage erregen könne“? oder zu dem claſſiſchen Befehle: den Truppen nicht zu geſtatten, zu feuern und nur im dringendſten Nothfalle von dem Bajonette, jedoch mit Moderation Gebrauch zu machen? — oder verließ man ſich auf den Schutz Preußens? Genug — Hannover blieb damals von England, von Deutſchland, von der Dynaſtie der Welfen verlaſſen und die ſchmähliche Convention von Sublingen, vom 3. Juni, die das Land, das Heer, ein Kriegsmaterial, von 10 Millionen Thalern im Werthe, den Franzoſen preisgab, war wahrlich nicht die Schuld Wallmoden's. Die H. Zeitung beantwortet dieſe Fragen

mit einer dunklen Phrase: „Als es unmöglich wurde, der Lage der Dinge eine Wendung zu geben, welche die spätere Katastrophe von Sublingen und Artlenburg zu verhindern geeignet gewesen wäre, trieb es den Herzog von Cumberland nur um so mehr, seinen beständigen Wohnsitz in England zu behalten." — Ernst August nahm jetzt das Amt eines District-Commandeurs an, um die Vorbereitungen und Rüstungen zu leiten, mit denen man der befürchteten Landung der Franzosen begegnen wollte.

Es ist bekannt, daß Graf Münster 1809 die unermüdlichsten Anstrengungen für eine vierte Coalition machte, und daß er Oesterreich durch Wollmoden und den Grafen Waldstein-Dux eine brittische Landung in der Weser und der Elbe auf Mai 1809 zugesichert hatte, daß ein Aufstand, der an einem Tage von Emden und von der Elbe-Mündung bis zum Harz ausbrechen sollte, verabredet war, daß Wersebe schon mit Waffen, Geld und Männern bis in das Innere Hannovers eingedrungen war, daß aber dieser Versuch, der, zeitig vor der Schlacht bei Wagram und vor dem Waffenstillstande von Znaym gemacht, von unberechenbarem Einfluß auf die Geschicke Oesterreichs gewesen sein würde, an der Hartnäckigkeit Castlereagh's scheiterte. Man weiß genau, daß der Herzog von York, Canning und Münster damals Alles aufboten, diesen Plan durchzusetzen; von Ernst August hört man aber nicht, daß er sich betheiligte, das Land, das er einst regieren sollte, von der Fremdherrschaft zu befreien, er unterstützte vielmehr den Plan des Premier-Ministers, der Napoleon's Lieblingsetablissement Antwerpen nehmen wollte und die brittische Armee in holländischer Sumpfluft zu Grunde richtete. —

Die „Times" erzählt von dieser Zeit: „An der früheren Periode des Krieges gegen Napoleon hatte Ernst August thätigen Antheil genommen, aber während des

späteren wichtigsten Theils dieses großen Kampfes wohnte er in England, ohne mit einem Militär- oder Civilamte betraut zu werden, außer der Kanzlerschaft der Dubliner Dreifaltigkeits-Universität (mit der wahrscheinlich eine hohe Einnahme verbunden war). Georg III. gebrauchte ihn jedoch dann und wann zu Unterhandlungen, die mit der römisch-katholischen Frage zusammenhingen; denn wiewohl sein Vater die Unregelmäßigkeiten des Herzogs mit großer Strenge ahnete, so vertraute er doch häufig der Schlauheit, dem Muthe und Partei-Eifer Sr. Königl. Hoheit." —

Welches der Grund war, warum weder Pitt, Wellesley, oder Castlereagh, deren Partei der Herzog doch immer vertrat, ihn zu einem höheren Civil- oder Militär-Posten gebrauchten, ist dunkel; Münster mußte es wissen. Nach 1810 mag ein unglückliches Ereigniß, über dem gleichfalls ein gewisses Dunkel schwebt, den Ministern die Besorgniß eingeflößt haben, durch Anstellung Ernst August's die öffentliche Meinung zu verletzen.

In der Nacht vom 31. Mai 1810 wurde ein Attentat auf den Herzog verübt. „Er wurde nämlich," erzählt die „Times" 1851, „im Schlafe von einem Mann angefallen, der ihm mit einem Säbel mehrere Wunden am Kopfe versetzte. Der Herzog, außer Stande zu vermuthen, woher diese Streiche kamen, sprang aus dem Bette und machte Lärm, aber sein Angreifer folgte ihm und hieb ihn über die Schenkel. Als Hülfe herbeikam, fand man den italienischen Kammerdiener Sellis, welcher — so behauptet man — den Herzog angefallen hatte, in seinem verschlossenen Zimmer mit abgeschnittenem Halse: auf dem Estrich des zu Sellis' Zimmer führenden Ganges bemerkte man Blutflecken. Am folgenden Tage saß über Sellis' Leiche eine Coroners- (Königliche Todtenschauers-) Jury vier Stunden lang, um Zeugen abzuhören, und fällte nach einstündiger

Berathung das Verdict: felo de se (Selbstmörder). Der Herzog erholte sich bald von seinen Wunden, aber dies sehr leidige Ereigniß veranlaßte großen Scandal, und man muß zugeben, daß des Prinzen Verachtung gegen die öffentliche Meinung ihn häufig einer Art von Anfeindung aussetzte, die ein besonneneres Verfahren leicht vermeidet." — Die Whigs — bemerkt der Standard, der die traurige Geschichte durch die Sparsamkeit des Herzogs, welche den Kammerdiener, einen Menschen schwachen Geistes, erbittert habe, entstehen läßt und das Hauptgewicht darauf legt, daß der Obmann der Jury, Mr. Francis Place, ein radicaler Schneider von Charing Croß, gewesen sei, die Whigs, — so verrätherisch waren die Hoffreunde vor vierzig Jahren —, trugen kein Bedenken anzudeuten, der Herzog sei der Mörder, und seine Wunden hat er sich selbst beigebracht. —

So viel steht fest, daß der Herzog damals zu allen Verläumdungen schwieg, aber 1826 sich veranlaßt sah, bei der Kingsbench eine Libellklage gegen ein Winkelblatt zu erheben, und daß er die Verurtheilung desselben erwirkte.

Georg III. hatte schon 1788 einen Anfall von Wahnsinn gehabt, wurde aber vom Dr. Willis für hergestellt erklärt, 1792 wiederholte sich dieser Anfall, und man begann die Regentschaftsfrage zu erörtern. Da der Prinz von Wales, Georg Friedrich August, sich Fox, Burke, Moira, Sheridan, den Führern der Opposition, angeschlossen hatte, beantragte Pitt eine Bill, welche die Regentschaft als kein mit der Person des Thronfolgers verbundenes Recht ansah, sondern dasselbe vom Parlamente ertheilt wissen wollte, und erhielt im Unterhause die Majorität. Die Bill trat nicht in Wirksamkeit, als der König genas; 1804 wiederholte sich der Krankheitsanfall, und man beschäftigte sich auf's neue mit der Regentschaftsfrage. Erst als der Wahnsinn 1810 heftiger als je zurückkehrte, war die Regentschaft nicht zu um-

geben. Die „Times“ berichtet nun vom Herzoge von Cumberland, „daß er, in allen Perioden ſeines Lebens ein Mann von ſtarken Leidenſchaften und Vorurtheilen, ſich auch mit Feuer auf die Regentſchaftsfrage einließ und dem Miniſterium in vielen Punkten Oppoſition machte.“ „Als Prinz von Geblüt Mitglied des Oberhauſes und einer fließenden, mitunter energiſchen Beredſamkeit mächtig, machte er ſeinen Einfluß während der ehrgeizigen Kämpfe um Amt und Gewalt fühlbar, die der Bildung des Miniſteriums Liverpool vorangingen,“ d. h. er kämpfte wahrſcheinlich gegen Canning, der ſich im Jahre vorher mit Caſtlereagh geſchoſſen hatte. Georg, Prinz von Wales, wurde am 6. Februar 1811 als Regent beeidigt, allein er berief nicht ſeine bisherigen Freunde in das Miniſterium, ſondern behielt das Tory-Miniſterium Liverpool-Caſtlereagh, zum Unglück Deutſchlands, ja Europa's bei. Auch jetzt brachte es Ernſt Auguſt zu keinem Staatsamte, ſondern nur einmal wurde er von ſeinem Bruder zu Miniſterial-Unterhandlungen bevollmächtigt, „ein Auftrag, der ſelten erfüllt wird, ohne Feindſchaft zu erregen, und jener Fall machte keine Ausnahme von der Regel,“ bemerkt die „Times“.

Die Befreiungskriege begannen. Welche Thätigkeit entwickelten nun patriotiſche Männer, namentlich Münſter! Und Ernſt Auguſt? Hören wir die Hannoverſche Zeitung: „Er begab ſich 1813 über Schweden nach dem Continente in das Hauptquartier. Außer den Verhandlungen hier, wohnte er auch am 30. Auguſt der Schlacht bei Kulm bei und begab ſich alsdann ſogleich nach dem Rückzuge der Franzoſen aus Deutſchland in die alten hannoverſchen Stammländer, um ſie für die rechtmäßige Dynaſtie in Beſitz zu nehmen und die alten nationalen Einrichtungen wieder an die Stelle der weſtphäliſchen und franzöſiſchen treten zu

lassen." Die H. Z. thut dem Herzog von Cumberland indeß großes Unrecht, wenn sie ihm die Wiederherstellung der alten traurigen Wirthschaft und die Abschaffung der größtentheils besseren französischen Institutionen zuschreibt; er ist an Allem völlig unschuldig. Schlägt man die Ausschreiben, Verordnungen und Bekanntmachungen vom Frühlinge des Jahres 1813 nach, so findet man wohl den Namen eines russischen Generals, der als Befreier auftritt, nicht aber den des Herzogs von Cumberland. Die provisorische Regierungs-Commission in Lüneburg erläßt am 23. April ähnliche Bestimmungen. Indessen die erste Proclamation vom 19. März 1813 ist von dem General Tettenborn an die Lauenburger. Der General findet in dem Jubel, womit die russischen Truppen aufgenommen, eine Bürgschaft für den kräftigen Willen dieser bald darauf an Dänemark verhandelten Hannoveraner, „daß das Werk der Rettung Deutschlands" nicht ohne sie vollbracht werde. Am 20. März tritt auf russischen Befehl der Landdrost Herr v. Döring als Regierung zu Lauenburg auf. Am 21. März macht der Präsident der Bremen-Verdenschen Landschaft G. Marschalck bekannt, daß Tettenborn den Ständen der Herzogthümer aufgetragen habe, aus ihrer Mitte eine provisorische Regierungs-Commission zu ernennen. Am 27. März wird bekannt gemacht, daß eine solche in den Personen des Präsidenten von Marschalck, des Drosten von Lütken, des Regierungs-Secretär Hallermann erwählt sei. An demselben Tage sind auch die Mitglieder der lüneburgischen Landschaft zusammengetreten und fordern die Herrn v. Lenthe, G. v. Meding, v. der Wense und Krukenberg zu freiwilligen Beiträgen auf für Equipirung der Vaterlandsvertheidiger. Am 2. April macht die Bremen-Verdensche Regierungs-Commission die Herstellung des verfassungsgemäßen Stempelgesetzes bekannt, dem am 6. April die Einführung der vor dem 1. Sept. 1810 bestan-

denen Steuerverfaſſung, am 8. April ein Ausſchreiben über proviſoriſche Beſtimmungen des Juſtizweſens folgen.

Später trat der bekannte Rückſchlag ein: Hamburg wurde wieder von Franzoſen beſetzt, und nun erfolgt die Proclamation Georg's, des Prinz-Regenten im Namen Georg's III., von London 5. Oct. 1813 datirt, welche die kurbraunſchweig-lüneburgiſchen Unterthanen Sr. Großbritanniſchen Majeſtät „zum heiligen Kampfe für Freiheit und Vaterland“ aufruft. Am 18. Oct. werden der Geh. Cabinetsrath Nieper, Hofrath Rehberg und Hofrath Dommes als proviſoriſche Regierungs-Commiſſäre in dem Aller-Departement, am 29. Oct. im Auftrage Wallmoden's dieſelben als Reg.-Commiſſäre in Hannover beſtellt; am 4. Nov. haben ſich die Geheimräthe von Bremer und Decken eingefunden und fungiren als Miniſter. Von dieſem Tage und vom 13. Dec. datirt der Untergang des franzöſiſchen Rechts. Ich finde nirgends irgend welche Theilnahme des Herzogs von Cumberland und wäre der H. J. für Belehrung dankbar: nur darf ſie nicht auf die „Times“ verweiſen, welche in denſelben Fehler verfällt, der daher von allen Zeitungen ſpäter wiederholt iſt. Am 8. Nov. feierte auch die alte Domainenkammer ihre Wiedergeburt, am 19. Dec. trafen Graf Münſter und der Herzog von Cambridge, der zum Commando der Truppen beſtellt war, ein. Die inneren Angelegenheiten lagen in der Hand des Grafen Bremer, welcher mit ſeinem Freunde Rehberg, unterſtützt von Münſter, einen neuen beſſeren Zuſtand einzuführen ſtrebte. Miniſter Decken dagegen wollte wo möglich, nach Art Kurheſſens, ganz das Alte herſtellen, er wollte Landſchaften, wo Bremer Stände, er wollte Wiedereinführung der Gremien, wo jener die Abſchaffung beizubehalten beabſichtigte. Decken dachte nur an Provinzen mit Perſonalunion des Königs, während Münſter, Bremer, Rehberg den Gedanken eines

modernen Staats gefaßt hatten. Man ſchlug 1814 den leidigen Mittelweg ein — man bildete eine proviſoriſche Ständeverſammlung aus den alten Elementen der Landſchaften, erließ die ſ. g. tranſitoriſchen Geſetze, die gleichfalls eine Mittelſtraße gingen, aber doch Alles vernichteten, was zur Verbeſſerung bäuerlicher Verhältniſſe geſchehen war, — nahm ſelbſt Verkäufe der Hildesheimer Domainen und Kloſtergüter zurück. Der erſte Schritt zu einer Staatseinheit wurde aber doch gethan, als es gelang, aus der proviſoriſchen Ständeverſammlung die Vereinigung der Finanzen der Provinzen zu einem Ganzen hervorgehen zu laſſen. Dabei wurden Lüneburg, Bremen und Hoya ſtark verletzt, aber den Landſchaften war der Lebensnerv abgeſchnitten, das Princip der Stände war gerettet. Daß man es damals noch ehrlich meinte, daß die von Stein angeregten Gedanken durch Münſter noch nach außen vertreten wurden, das beweiſen nicht nur viele Privatſchreiben, das beweiſet namentlich die hannoverſche Erklärung vom 21. Oct. 1814.

Indeſſen war Napoleon von Elba zurückgekehrt: und jetzt ſtößt man zuerſt auf eine Thätigkeit des Herzogs von Cumberland. Derſelbe rüſtete ein Regiment Huſaren aus, in welchem ſich der Adel ſammelte. Das Regiment trug den Namen ſeines Führers, machte dieſem bei Waterloo aber keine Ehre.

Warum der Prinz-Regent, warum Münſter dem Herzoge von Cumberland, welcher 1813 brittiſcher Feldmarſchall geworden war, den Wunſch nicht gewährten, das neue Königreich Hannover zu gouverniren, — liegt im Dunkeln. Hormayr, der Auskunft darüber hätte geben können, ſchweigt wohlweislich. Die Münſter'ſchen Acten werden wohl noch die nöthigen Data enthalten. Münſter war nicht der Mann darnach, einen ſo großen politiſchen Fehler zu machen, den

muthmaßlichen Thronfolger von dem Lande, das er einſt regieren ſollte, fern und fremd zu halten, wenn er nicht die entſchiedenſten Gründe dazu gehabt hätte. Daß die Prinzeſſin Charlotte von Wales, erſte Gemahlin des nachmaligen Königs Leopold von Belgien, damals noch lebte, mochte mitwirkend ſein, keinenfalls war es entſcheidend. —

Der zweite Pariſer Frieden zeigte die Nullität der kleinen und mittleren Staaten im neugeordneten europäiſchen Concert — ſelbſt das unter Englands Protectorat ſtehende Hannover mußte Lauenburg abgeben, damit nur der Caſtlereagh-Wellington'ſche Plan eines burgundiſchen Reichs verwirklicht werde. Hannover gewann freilich Oſtfriesland, Meppen, Lingen und das nördliche Eichsfeld, blieb aber in ſeiner ſüdlichen Hälfte ganz von Braunſchweig durchſchnitten und hatte ſelbſt mit ſeinen weſtlichen Provinzen Osnabrück und Oſtfriesland keine Verbindung als durch Preußen. In dieſe Zeit der mächtigſten Erregung fällt Ernſt Auguſt's Vermählung mit der Verlobten ſeines Bruders, des Herzogs von Cambridge, der Wittwe des Prinzen Louis und der geſchiedenen Frau des 1814 geſtorbenen Fürſten Solms-Braunfels. Sie war die Nichte der Königin Charlotte von England, die Schweſter des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, die Schweſter auch der Königin Louiſe von Preußen, der unvergeßlichen, die ſie an Schönheit noch übertraf, deren Gegentheil ſie aber war in Eigenſchaften des Geiſtes. Die Ehe war mit Genehmigung des Prinz-Regenten, aber gegen den Wunſch der Königin-Mutter geſchloſſen, welche ihre Nichte und Schwiegertochter, ſo lange ſie lebte, nie am Hofe empfing, auch gegen alle Vorſtellungen unerbittlich blieb. Während der Regierung Georg's IV. wurde die Herzogin dagegen regelmäßig vorgeſtellt und fuhr von da an fort, den Hof zu beſuchen. Die Chronique scandaleuse findet ſich bei Vehſe.

Aus dieser Ehe, deren glückliche Häuslichkeit viel gerühmt ist, wurde am 27. Mai 1819 der jetzige König von Hannover, Georg V. geboren. Ob derselbe schon bei der Geburt der Sehkraft des einen Auges beraubt war, liegt im Dunkeln, wie denn auch nicht feststeht, auf welche Weise er das zweite Auge verloren hat. Man erzählt, daß er sich beim Spiel mit der Börse in das Auge geschlagen habe.

Ernst August lebte seit 1814 meist in Berlin, von wo er sich nur nach England begab, wenn es sich um wichtige hochtorystische Fragen handelte; z. B. um den Prozeß gegen die Königin Caroline, als deren entschiedenster Gegner er auftrat. Ein Antrag auf Erhöhung seiner Apanage auf 18000 Pfd. Sterl. wurde 1818 im brittischen Parlamente mit 143 gegen 136 Stimmen abgelehnt, später solche aber bewilligt, sogar auf 21000 Pfd. Sterl. erhöht.

Unterdeß wurde Hannover nach wie vor von dem Adel regiert; der Herzog von Cambridge war zu schwach und zu wohlwollend, in irgend welcher Frage sein persönliches Gewicht in die Wagschale zu legen. In der provisorischen Ständeversammlung bildete sich eine geschlossene Adelsopposition, welche bestrebt war, Alles an die Provinzial-Landschaften zu schieben, namentlich die Grundsteuerexemtionen. In der Versammlung hatte diese Adelsclique die Majorität davon getragen, aber Rehberg, von Münster und Bremer unterstützt, erdrückte die Sache nach dem Standpunkte des einheitlichen Staates und wies in der Form von Rescripten ad mandatum (vom 27. Juli 1817) die Beschlüsse zu Gunsten der Landschaften zurück. Die Carlsbader Beschlüsse und die Intriguen Metternich's brachten indeß eine Umstimmung in den Ansichten des Grafen Münster hervor. Er begann offenbar sich vor der nahenden Sündfluth zu fürchten und glaubte, ihr Dämme entgegenthürmen zu müssen. Sein nach Hormayr unzählige Male wiederholtes Wort: „Die

Antichambre will durchaus in den Salon, das iſt ein Hauptkampf unſerer Zeit" bezeichnet ſeinen Standpunkt. Münſter nun befahl plötzlich die Theilung der Verſammlung in zwei Kammern und ordnete durch Reſcript vom 19. Oct. 1818 die modificirte Wiederherſtellung der Provinzial-Landſchaften an. Die Ständeverſammlung opponirte, aber ohne Saft und Kraft, indem ſie bat: daß Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent erſucht werden möge, von der Einrichtung zweier Kammern wegen der daraus für das Ganze erwachſenden verderblichen Folgen zu abſtrahiren. Die Gründe waren ſodann ausführlich beigefügt. Es war aber die Zeit der Gründe entſchieden vorüber, und ein Reſcript, nicht an die proviſoriſche Stände-Verſammlung ſondern an die erſt in's Leben gerufenen Provinzialſtände gerichtet, fertigte den Beſchluß damit ab, daß derſelbe nur von einem Theile der Mehrheit herrührte, und durch Patent vom 7. Dec. 1819 wurde ſodann eine Verfaſſung octroyirt, welche eine ritterſchaftliche und eine bürgerliche Kammer einführte. Das Land ſchwieg dazu. Eine hannoverſche Preſſe gab es überall nicht, und die deutſche ſtand unter den härteſten Cenſur-Maßregeln. Rehberg, von Bremer verlaſſen, wurde geſtürzt, der Adel feierte ſeinen Triumph. Das Patent vom 7. Dec. hatte die Rechte der Stände, überhaupt das Materielle einer Verfaſſung nicht geordnet, und jene ſtrebten auf Grund der hiſtoriſchen Rechte der Landſchaften nach feſtem Boden. Wenigſtens die erſte Kammer, denn in der zweiten überwog ſchwächliches Staatsdienerthum. In der erſten Kammer kräftigte ſich die Adelsoppoſition durch Münſter's Unterſtützung, der dadurch dem Miniſter Bremer, mit dem er in Differenzen gerathen war, ſeine Stellung erſchwerte, und es dem Staatsdienerthum unmöglich machte, die Exemtionen des Adels aus dem Wege zu räumen, wozu es an gutem Willen bei der Regierung nicht fehlte. Dieſe letztere war

wieder wie vor 1803 in die Hände der Generalsecretäre und Miniſterialreferenten gefallen, welche arbeiteten, während die adligen Miniſter die hohen Gehalte bezogen. Der Geheime Kabinetsrath Roſe leitete ſeit Rehberg's Ungnade die Finanzen und das Ständeweſen d. h. Alles. Münſter's Verhältniß zu Metternich war ſeit 1822 abermals ein anderes geworden, er fühlte das Drückende der öſterreichiſch-preußiſchen Hegemonie in Bundesſachen, hatte gegen die Grundſätze des Congreſſes von Verona in Frankfurt ſeine Stimme abgegeben, darauf gedrungen, daß die Beiträge zur Erhaltung der Bundesfeſtung Mainz aus dem noch immer zinslos bei Rothſchild ſtehenden Capital der 21 Millionen genommen würden, und in der holſteiniſchen Frage gegen Oeſterreich geſtimmt. Dazu kamen ſeit 1826 die braunſchweigiſchen Händel. In Hannover ſuchte ſich Bremer von der Allgewalt der Londoner Kanzelei zu emanzipiren. Die Kammern hatten ſeit 1830 in Wallmoden und Stüve Vermittlungspunkte gefunden, und noch vor der Juli-Revolution kam eine Art von Vergleich zu Stande, wonach die zweite Kammer in die Verminderung der Grundſteuer, die erſte in Ablösbarkeit der Zehnten, Dienſte und ſonſtigen Gefälle willigte. Die Oſteroder-Göttinger Unruhen wurden von Hannover aus benützt, Münſter die Allmacht aus den Händen zu winden, den Schwerpunkt der Regierung, der ſeit 1813 in London geweſen, nach Hannover zu verlegen. Mit abermaliger Umgehung des zweitnächſten Thronfolgers wurde der Herzog von Cambridge zum Vice-König ernannt.

Der Herzog von Cumberland hatte indeß in England als eifrigſter Beſchützer der Hochkirche gegen die Emanzipation der Katholiken gekämpft, der ſeine Brüder, die Herzoge von Clarence und von Suſſex, ſich günſtig zeigten. Die Orange-Logen, — die man einer Verſchwörung zur Aenderung der Thronfolge beſchuldigte und deretwegen man eine

Unterſuchungscommiſſion niederſetzte, in welcher Anträge auf Sendung verſchiedener Perſonen nach Old-Baily laut wurden, ſtanden unter ſeinem beſonderen Schutz; er war Gegner der Corporation- und Teſtacte, wie der Reformbill, und die Engländer ſahen mit ſteigender Unruhe Perſonen, die zwiſchen ihm und dem Throne ſtanden, hinwegſterben.

Die Katholiken-Emanzipation war durchgeſetzt, ſelbſt Wellington zu ihr übergetreten, Georg IV. war geſtorben, Wilhelm IV. hatte den Thron beſtiegen, die Reformbill ſiegte. Jetzt ward auch Hannover eine Verfaſſung, auf die das Land drang, verheißen. Die Verhandlungen, die in der Ständeverſammlung darüber gepflogen wurden, zogen ſich in die Länge. Das Reſultat war, daß die erſte Kammer, wie ſie bisher beſtanden, beibehalten, daß die zweite, ſchon 1832 durch bäuerliche Elemente geſtärkt, noch mehr durch ſolche verſtärkt wurde. Vereinigung der Kaſſen, — welche den Ständen eine gewiſſe Controle über den Staatshaushalt gab, aber dem Könige das Recht reſervirte, ſeine Krondotation in Domanialgrundſtücken ausſcheiden zu laſſen, — ein Steuerbewilligungsrecht, — das ſelbſt in den Wiener Miniſterialconferenzen von 1834 als correct befunden wurde, — einige Vermehrung ſtändiſcher Befugniſſe waren die kümmerliche Frucht jahrelanger Berathung. Die Regierung modificirte aber auch dieſe Errungenſchaften noch, und publicirte das Staatsgrundgeſetz im Jahre 1833 mit Aenderungen, die den ſtändiſchen Beſchlüſſen nicht entſprachen. Das Staatsgrundgeſetz ſicherte kein einziges weſentliches Volksrecht, es kräftigte höchſtens das Staatsdienerthum.

Die 1833 gewählten Stände lieferten den beſten Beweis von der Schwäche der Verfaſſung und der Gleichgültigkeit des Volkes gegen dieſelbe. Das bürgerliche Staatsdienerthum hatte in der zweiten Kammer die Majorität, aber weder die Macht, die grundgeſetzlich ausgeſprochene Auf-

hebung der Exemtionen durchzuführen, noch die Kraft, die verheißenen Ersparungen im Civiletat durchzusetzen. Dagegen wurden Reductionen im Militär-Etat durchgeführt und ein neues Steuersystem geschaffen, das bald mehr Steuern lieferte, als man zu den Ausgaben bedurfte. In der ersten Kammer hatten Geheimrath Scheele, Feldzeugmeister von der Decken, von Voß, von Lütken u. A., wie 1815—19 gegen Rehberg, so gegen Rose eine Adelsopposition gebildet, die an Kraft zunahm, als man in Hofkreisen von der schwankenden Gesundheit Wilhelm's IV. genaue Kunde erhielt. Man war mit dem, in Berlin von dem Herzog Carl von Mecklenburg und Genossen in der Kunst über Deutsche zu herrschen unterrichteten Thronfolger in Verbindung getreten und hatte von diesem das Versprechen erlangt, die Ablösungsordnung aufzuheben, ihm dagegen Beihülfe zum Sturz des Staatsgrundgesetzes und zur Wiedererlangung der Domainen zugesichert. Der Thronfolger hatte große Schulden in Berlin; er kam 1836 und im Frühjahr 1837 nach Hannover und knüpfte die Verbindungen enger. Man suchte auch den Grafen Münster, der in ländlicher Zurückgezogenheit in Derneburg lebte, in das Complott zu ziehen und ihm die Führerschaft anzubieten; es scheint indeß, daß er ablehnte und mehr vermitteln wollte.

Am 24. Juni wurde Hannover von der Nachricht des am 20. Juni erfolgten Todes Wilhelm IV. überrascht. Nun lautes Frohlocken und übermüthiges Jubeln in der Adelskammer, Schwäche bei dem Ministerium und bei dem überredungstüchtigen Rose, Schwäche aber vor allen in der zweiten Kammer, die den Kopf gänzlich verloren zu haben schien. Die Adelskammer wollte nicht, daß in einer Adresse an den König der Verfassung auch nur Erwähnung geschehe. Das allein hätte die zweite Kammer zu Energie auffordern sollen. Allein in dieser fehlten die Führer, welche eine

Partei hinter ſich gehabt hätten, nur der junge Lang führte die bremiſchen Bauern oder wurde von ihnen geführt, und ihn hielt der eigene Vater ſchon damals für unzuverläſſig. Die Liberalen von 1831, die Chriſtiani, Freudentheil, Honſtedt, Stüve, Theodor Meyer, Syndicus Lang, Bodungen, Syndicus Schwarz, Dr. Lang, Sandroſſ u. A. hatten nichts Gemeinſames, was ſie zuſammenhielt, dagegen zahlreiche Antipathieen, ſie wollten alle Führer ſein und erkannten Niemand an, dem ſie ſich unterordneten, ſelbſt Stüve nicht. Nicht einmal zu Verabredungen kam es unter ihnen. Vier Tage wartete man auf die Ankunft des neuen Königs. Man betrachtete das Ereigniß im Volke als ein Glück, ſeit 123 Jahren hatte man die Monarchie eigentlich nicht gekannt, ſondern nur Oligarchie, und dieſe hatte ſich bei der Reſtauration von 1815 als unfähig erwieſen. Von einem König *im Lande*, referirt Stüve, erwartete man ein unbeſtimmtes Glück; die Umſtände waren der abſoluten Gewalt höchſt günſtig. Am 28. Juni traf Ernſt Auguſt in Hannover ein und wurde von Volksjubel begrüßt. Der Graf Münſter, Erblandmarſchall und als ſolcher Repräſentant der Stände, begehrte vergeblich eine Audienz für eine ſtändiſche Deputation. Am 29. wurden die Stände vertagt. Der König hatte die Formen, die das Staatsgrundgeſetz für einen Regierungswechſel vorſchrieb, nicht beobachtet, — ein Patent, den Regierungsantritt verkündend, in welchem er bei ſeinem königlichen Worte die unverbrüchliche Feſthaltung der Landesverfaſſung verſprach, *nicht* erlaſſen, alſo im Sinne der Verfaſſung die Regierung noch gar nicht angetreten. Man ließ ſich die Vertagung in zweiter Kammer ſchweigend gefallen, — man begrüßte ſie in erſter mit Jubel.

Der König degradirte die bisherigen Staatsminiſter zu Departementsminiſtern, und berief den Geheimen *Rath Scheele*, der im weſtphäliſchen Staatsrathe ſeine Ritter-

ſporen verdient und am Hofe Jerome's der Welfen vergeſſen, wenn nicht gar ihrer geſpottet hatte, zum Cabinetsminiſter. Jedenfalls war er einer von den Adligen, die, wie Hormayr ſagt, „Frauen und Töchter auf die Weide trieben an einem Hofe, der wenigſtens an Sittenloſigkeit mit jenem Ludwig's XV. auf gleicher Höhe ſtand.“ Ein Patent vom 5. Juli ſprach aus, daß der König die Rechtsverbindlichkeit des Staatsgrundgeſetzes bezweifle, indeß die Sache noch einmal prüfen wolle. Noch wäre es Zeit geweſen, den verfaſſungsmäßigen Weg einzuhalten, wenn in den bisherigen Miniſtern nur ein wenig Anhänglichkeit und Liebe zu dem Werke geweſen wäre, das ſie ſelbſt geſchaffen, nur ein wenig Manneswürde, und ein Fünkchen Unabhängigkeitsſinn. Es würde ihnen gelungen ſein, den Verfaſſungsbruch zu meiden, denn der König ſchwankte. Nun aber rief Scheele einen Mann, der ſein Genoß am weſtphäliſchen Hofe und in Jerome's Staatsrathe geweſen war, den Kanzleidirector Leiſt zur Hülfe, und Beide trieben den König auf der verderblichen Bahn weiter. Der ehrliche Juſtizrath von Bothmer ſtand ziemlich allein. Das Patent vom 1. November erklärte das Staatsgrundgeſetz für ungültig.

Das Land erſtarrte unter dieſer nicht geahnten Gewaltmaßregel. Sie war auf die Feigheit der Menge berechnet, die man ſich eben ſo feig und niederträchtig dachte, als ſich Miniſter und Hofvolk gezeigt hatten. Die ſieben Profeſſoren Dahlmann, J. Grimm, Albrecht, W. Grimm, Ewald, W. Weber und Gervinus brachen indeß das Schweigen mit einer würdig gehaltenen Proteſtation, um der ſtudirenden Jugend nicht als Männer zu erſcheinen, welche mit Eiden ein leichtſinniges Spiel treiben. Als man ſah, daß das „Federvieh in Göttingen“ dieſen Muth hatte, mußte ein neuer Gewaltſtreich folgen, um von jeder Nachfolge abzuſchrecken: man entſetzte die Sieben ohne Urtheil und Recht, ja man vertrieb

Dahlmann, Jacob Grimm, Gervinus zugleich aus dem Lande ohne Richterſpruch und verbinderte die Studenten, ſo viel man durch polizeiliche Maßregeln und Drohungen konnte, ihren Lehrern das Ehrengeleit zu geben.

Die Hannoverſche Zeitung hatte ſchon früher bei Gelegenheit der Rethenkircher Adreſſe ein Syſtem der Fälſchung und Lüge angefangen, das an die kraſſeſten Vorgänge Napoleoniſcher und franzöſiſcher Zeit mahnte. Von Napoleon und Hieronymus hatte Herr von Scheele gelernt, wie man dem Volke befehlen könne, ſeine Freude durch Deputationen u. dergl. an den Tag zu legen. Demgemäß wurden zunächſt die Provinziallandſchaften befohlen, dem Könige ihre Glückwünſche zur Thronbeſteigung durch Deputationen darzubringen; ſpäter ließ man den König Reiſen durch das Land machen und Huldigungen entgegennehmen, um die Welt zu täuſchen und dieſelbe glauben zu machen, Alles, was das Cabinet Scheele im Namen des Königs thue, finde die Zuſtimmung des Volkes. Allein es begann von Osnabrück aus, unter Stüve's Leitung, eine in den Schranken des Geſetzes gehaltene maßvolle Oppoſition, die ſich bald über alle bedeutenderen Städte und viele ländliche Wahlcorporationen des Landes ausdehnte. Dieſe Oppoſition focht für die Rechtsgültigkeit des Staatsgrundgeſetzes und hatte ihre Hoffnung auf den deutſchen Bund geſetzt. Der Bund ließ das Volk natürlich im Stiche, erklärte ſich für incompetent und legte Alles in die Hände einer durch Minoritätswahlen corrumpirten, mit dem ungemeinſten Wahlzwange zuſammengebrachten kaum beſchlußfähigen Ständeverſammlung*).

*) Vier Bände des hannoverſchen Portfolio, das deutſche Staatsarchiv und neuerdings eine Darſtellung von Oppermann „Zur Geſchichte Hannovers" geben eingehende Schilderungen der damaligen Zuſtände, der geübten Gewalt. Wer Erfinder der Confinationen war, durch die man Wehner, Detmold, Böſe auf den engſten Raum ihres Wohnſitzes be-

In diesen corrumpirten so genannten Ständen benutzte der Adel der ersten Kammer die Schwäche der unvollständigen zweiten Kammer, die Provinziallandschaften zu befestigen, die Exemtionen zu schützen. Man gab die Unabhängigkeit der Justiz Preis — im Competenzconflictenhofe; rettete aber vor der auch hier nachgiebigen zweiten Kammer, das Zustimmungsrecht zu den Gesetzen, da Ernst August ernstlich darauf drang, dem Dinge ein Ende zu machen. Das Verfassungsgesetz vom August 1840 stellte die Kassentrennung her und belastete, nach einer Berechnung Stüve's, die Landeskasse um jährlich 460,000 Thlr. — Hannover, Osnabrück, Hameln protestirten noch im letzten Augenblicke gegen die Publication des Verfassungsgesetzes, — natürlich vergebens. — Das glänzendste Zeichen der innern Fäulniß und Verwerflichkeit setzten sich aber die Stände durch das Wilddiebstahlsgesetz von 1840, das den Jäger ermächtigte, auch den fliehenden Wilddieb todt zu schießen.

Im Sommer 1841 machte die Opposition, welche in der zweiten Kammer die Majorität hatte, noch einmal einen schwachen Versuch, dem Bunde und der öffentlichen Meinung zu zeigen, daß man am Staatsgrundgesetze festhalte: man enthielt sich nämlich einer eingehenden Berathung der Regierungsvorlagen, und wenn die Geschäftsordnung es auch nicht erlaubte, eine förmliche Incompetenz-Erklärung auszusprechen oder wenn dazu der rechte Muth fehlte, so brachte man es doch dahin, daß bei dem Abschluß des Steuerjahres die Steuern unbewilligt blieben. Nun erfolgte die Auflösung der Stände und jene aufsehenerregende Proclamation

schränkte und sie mit Gensdarmen umgab, die ihnen auf Schritt und Tritt folgten, weiß ich nicht. Das Alles ohne Urtheil und Recht. Die Entsetzung Rumann's und der Tumult der Hannoveraner, manche ernste, manche ergötzliche Episode wäre noch zu erzählen, wenn es nicht am Raum gebräche.

vom 14. Juli 1841 — welche der Kammer vorwarf, sie habe „das schmachvolle Schauspiel geboten, daß schlichte, biedere, in ihren Privatverhältnissen jeder Achtung würdige Landleute, durch unwahre Vorstellungen von gekränkten Rechten verleitet — während es sich bei Uns nur um Erhaltung und Wiederherstellung des wahren und wirklichen Rechts gehandelt hat, — daß, sagen Wir, solche Landleute zu rein mechanischen Werkzeugen der gefährlichsten und rücksichtslosesten Despotie, nämlich der der heutigen so genannten liberalen Partei herabgesunken waren, einer Partei, die kein öffentliches Recht noch Privatrecht achtet, der jedes Mittel willkommen ist, wenn es gilt auf Kosten der Regierung oder der Unterthanen ihren staatsgefährlichen Lehren Opfer zu bringen." In dem Tone solcher bekannten Gentzischen Phrasen ging es weiter. Namentlich wurde der Präsident der zweiten Kammer Theodor Meyer aus Lüneburg, der spätere Minister Ernst August's nach freier Wahl, als ein Mann charakterisirt, von dessen Bemühungen, die untheilbare landesherrliche Gewalt unter ein Mitregiment der Stände zu bringen, die ständischen Verhandlungen seit 1833 den Beleg lieferten. Es wurde ihm Befangenheit, Trugschlüsse, Geringschätzung der materiellen Interessen des Landes vorgeworfen. Die Mehrheit der zweiten Kammer war eines bösen staatsgefährlichen Willens bezüchtigt, ja verbrecherische Pläne, die dazu geeignet waren, ihre Urheber mit Abscheu und Verachtung zu belasten, als nicht unwahrscheinlich dargestellt. Mit Widerwillen habe der König des verbrauchten wahrhaft aufrührerischen Behelfes zu gedenken, unter Betheuerungen der Treue für seine allerhöchste Person, sich in Schmähungen gegen seine vertrauten Diener zu ergießen.

„In allen wichtigen Staats- und Regierungsangelegenheiten sind Unsere getreuen Rathgeber die Vollzieher Unseres königlichen Willens." So hieß es, und so war es: der

königliche Wille regierte allein, verantwortliche Minister gab es nicht mehr, die Stände waren oder sollten wenigstens nur leerer Popanz sein, das Auge des blöden Volkes zu täuschen. —

Die allerhöchste Person des Landes selbst war durch diese fortwährenden Kämpfe um die Verfassung kaum zur Ruhe gekommen und wenn sie Scheele auch, nach Jerome's französisch-westphälischer Art, das Land bereisen und befohlene Huldigungen in Empfang nehmen ließ, der König war durch seine Stellung als Parteiführer im Oberhause doch so scharfblickend geworden, daß er einsah, er habe sich durch Scheele's Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen zu einer ganz unnöthigen Gewalt. Diese Einsicht und körperliche Krankheitsfälle machten denselben häufig sehr übellaunig, und diese schlechte Laune entlud sich dann nicht selten auf die Departements-Minister, welche sich 1837 so ohne allen Widerstand seinem absoluten Willen unterworfen hatten.

Die Königin, welche Ernst August allein zu beherrschen verstand und welche an der vielfach im Lande verübten Gewalt keinenfalls schuldlos war, war am 29. Juni gestorben. Der König war über diesen Verlust sehr erschüttert, denn wie er Frauen immer sehr geliebt, seine Frau hat ihn zu fesseln gewußt*). Der Kronprinz war erblindet, das ließ sich, so sehr man es zu verhehlen bemüht war, nicht mehr der großen und offiziellen Oeffentlichkeit verbergen. Kurz nach der Auflösung der Stände am 3. Juli 1841 wurde denn auch

*) Der König hat dem Schlosse Herrenhausen gegenüber, dicht an der Bremen-Minder Eisenbahn ein von Parkanlagen umgebenes Mausoleum bauen lassen, von Außen unansehnlich, im Innern von carrarischem Marmor. Die von Rauch ausgeführte Statue der Königin Friederike, auf einem Ruhebette liegend, befindet sich in der oberen Halle. Später ist auch die des Königs selbst hinzugekommen.

durch ein königliches Patent feſtgeſetzt, wie die Unterſchrift des einſtigen Königs, wenn er blind bliebe, durch Zeugen feſtgeſtellt werden ſollte. Zwölf Perſonen wurden bezeichnet, die eidlich zu verpflichten ſeien, und von denen zwei zu jedem Acte, der eine Unterſchrift heiſche, zugezogen werden und bezeugen ſollten, daß dem Kronprinzen die Ausfertigung in ihrer Gegenwart vollſtändig vorgeleſen und von ihm unterzeichnet ſei.

Es war dieſes Patent ohne alle ſtändiſche Genehmigung erlaſſen, und doch betraf es eine Einrichtung, die über alle Rechtsformen und allen Rechtsinhalt im Lande geſetzt war, eine Einrichtung, welche die wichtigſten Geſetze, Entſchließungen, Reſcripte in ihrer mitgetheilten Form vom Vorleſen abhängig machte. Der Kronprinz war nur durch ſeine einfache Genehmigung an dieſe Einrichtung gebunden, welche ſo wenig Sicherheit gewährte, und welche durch neue Einrichtungen mit noch größerem Monopole in jedem Augenblicke, wo dieſelbe dem künftigen Könige irgend unbequem wurde, erſetzt werden konnte. Daß das Surrogat einer Verifications-Commiſſion das Selbſtſehen des Königs in keiner Weiſe erſetzen konnte, bedurfte keines Beweiſes. Daß trotz aller Zeugen als Zuhörer der vortragende Miniſter etwas Anderes leſen konnte als geſchrieben ſtand (und wie wichtig iſt oft ein kleines Wort), wer mochte das bezweifeln? Es war daher unmöglich, zu conſtatiren, daß der Regierende wirklich ſeinen eigenen Willen unterſchrieben. Dazu kam der Uebelſtand, daß außer den Miniſtern noch immer zwei Perſonen in die wichtigſten, oft geheimen, Staatsacte eingeweiht werden und daß die 12 Beglaubigungs-Männer bei Ausübung ihrer Functionen nothwendig einen politiſchen Einfluß gewinnen mußten. Einen blinden Herrſcher kannte man nur im byzantiniſchen Kaiſerthum. Sowohl die alte Geſchichte als das Mittelalter hielt Blindheit und Regieren für abſolut

unvereinbar, und die Deutſchen verlangten von ihren Kaiſern, daß keiner derſelben vitiatus in corpore aut infectus ſei, nicht einmal ſchielen durfte er. Um regierungsunfähig zu machen, pflegte man im Mittelalter zu blenden, wenn man nicht tödten wollte. Ihr Mitarbeiter Dr. H. B. Oppenheim hat 1844 ſtaatsrechtlich erörtert, daß nach römiſchen, Feudal- und Reichsrechten, wie nach altem Volksrechte der Kronprinz von Hannover gar nicht ſucceſſionsfähig war, wie auch das Staatsgrundgeſetz von 1833 die eigene Ausübung der Regierung verlangte, die bei Blindheit unmöglich war. Daß der § 17 des Landesverfaſſungsgeſetzes nur von einem ſolchen geiſtigen Zuſtande ſprach, welcher den Regierungsnachfolger zur Führung der Regierung unfähig mache, konnte die beſtehende Rechtsnorm nicht ändern, ganz abgeſehen von den Gründen, welche das Landesverfaſſungsgeſetz ſelbſt als ungültig entſtanden erſcheinen ließen.

Ende des Jahres 1841 ward eine neue Ständeverſammlung berufen. Ich ſchweige von den frevelhaften Mitteln, welche angewandt wurden, um nur der Regierung ergebene Perſonen in die Kammer zu bringen, aber ich muß der königlichen Verordnung gedenken, wodurch beſtimmt wurde, daß der gewählte Deputirte vor Annahme der Wahl einen ſchriftlichen Revers auszuſtellen habe, durch den er ſich verpflichte, auf Ehre und Gewiſſen das Landesverfaſſungsgeſetz vom 6. Auguſt 1840 als unbedingt verbindliche Vorſchrift anzuerkennen; ſich verpflichte, den Verſuch, die Wirkſamkeit der Stände oder einer Kammer zu hemmen oder fruchtlos zu machen, als verfaſſungs- und pflichtwidrig zu betrachten, und gelobe, ſich einem ſolchen Verſuche niemals anzuſchließen. Obgleich dieſe Verordnung ohne ſtändiſche Genehmigung nicht hätte erlaſſen werden dürfen, wurden dadurch weitere Verſuche, die Rechtsbeſtändigkeit des

Staatsgrundgesetzes zu wahren, abgeschnitten und die Anerkennung des Verfassungsgesetzes gleichsam erzwungen.

Die Geschichte Hannovers im Jahre 1841 hat mit der Geschichte Kurhessens im Jahre 1860 die größten Aehnlichkeiten. Die Wahlen fielen trotz aller Anstrengungen nicht im Sinne des Cabinets aus, und die Stände von 1841 bis 1847 haben, da beide Kammern durch das Medium des Schatzcollegiums mindestens in allen Finanzfragen zusammenhielten, dem Könige den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt. Was die Theilung der Ueberschüsse der Vorjahre anbetraf, kam es zwar zu einem für die königliche Kasse nicht ungünstigen Vergleiche, dagegen waren alle Anstrengungen, eine Bewilligung für Verstärkung des Heeres, namentlich der äußerst kostspielig formirten, mit überflüssigen Offizieren versehenen Cavallerie zu erhalten, vergeblich, und Hülfe des Bundestages blieb aus. Nun war es aber eine Lieblingsidee des Königs, die schönste und beste Cavallerie auf dem Continente zu haben. Nach dem Lüneburger Lager waren die Urtheile der Sachverständigen sehr getheilt, darin allein war man einig, daß die hannoversche Cavallerie nach den Blauen, die Ernst August in England commandirt hatte, die kostspieligste Truppe der Welt wären. Der König fügte sich den ständischen Beschlüssen, welche eine Verringerung der Cavallerie auf den bundesmäßigen Etat beantragten, indeß nicht, sondern gab die Erklärung ab, daß die Augmentations-Mannschaft fortan aus der königlichen Kasse gehalten werden solle, ein Umstand, der die Zustände dieser so befriedigend erscheinen ließ, daß Stände nothwendig zu dem Schlusse kommen mußten, daß der ständische Zuschuß von 100,000 Thlr. zu dieser Kasse nicht mehr nöthig sei. In der That aber lag die Sache so, daß die Militärverwaltung an anderen Dingen, mochten sie auch noch so nothwendig oder nützlich sein, zu

ſparen ſuchte, um die Koſten dieſer Augmentations-Mannſchaft zu erſchwingen, wurde doch ſelbſt die Extravergütung von 8 Pfennigen für den Tag, welche die Stände den eingeſtellten Militärpflichtigen (Infanterie) bewilligt hatten, mehrere Monate nicht ausbezahlt, bis das Geſchrei über dieſe Verkürzung zu groß wurde.

Der Kronprinz Georg, der am 27. Mai 1843 vierundzwanzig Jahr alt wurde, hatte ſich im Jahre vorher verlobt mit Marie Alexandrine, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, die ein Jahr älter war als er ſelbſt. Die Vermählungsfeierlichkeiten fanden am 18. Februar 1843 ſtatt, zwölf Excellenzen hielten bei Hof einen majeſtätiſchen Fackeltanz, die Silberkammer mußte ihre Hauptzierden ſpenden, und die königlichen Tafeln wollten ſchier brechen unter der Maſſe von Silber und Gold, mit der man ſie überladen hatte. Die Reſidenzphiliſter machten die größten Anſtrengungen, durch Ehrenpforten, Illumination u. ſ. w. ihre Huldigungen darzubringen. Der König ließ ein Feuerwerk abbrennen, eine damals in Hannover noch ſeltene Erſcheinung. Den Mittel- und Oberbehörden in allen Landestheilen wurde befohlen Deputationen zu ſenden, denen ſpäter ſogar geſtattet wurde an den Hoffeſtlichkeiten theilzunehmen, auch wenn ſie nicht hoffähig wären, was indeß bei dem ungeheuren Andrange der Hoffähigen, der Ritter und Offiziere aus allen Provinzen und Ecken des Landes, der auswärtigen Fürſten und Würdenträger, Wenigen gelang. Eine Amneſtie für die politiſchen Vergehen, namentlich für Magiſtrat und Bürgervorſteher der Reſidenz, denen man nebſt dem Advocaten Detmold wegen einer Eingabe bei dem Bunde einen Majeſtätsbeleidigungs-Prozeß gemacht, wurde vergeblich erwartet.

Das junge Paar, dem die Stände eine ausreichende, wenn auch nicht übermäßige Apanage bewilligt hatten, be-

gann nun ſeine eigene Haushaltung im Fürſtenhofe. Das Publikum hatte bis dahin ſehr wenig von dem Kronprinzen vernommen: er ſchien vom Vater und vom Hofe ignorirt zu werden und wurde es daher auch von der großen Maſſe.

Auf die Bildung des Kronprinzen hat allem Anſchein nach ſein Adjutant und Quaſi-Erzieher, der ſpätere Oberforſtmeiſter von Düring, den geringſten Einfluß; die mütterliche Erziehung hat wohl zunächſt und hauptſächlich beſtimmend auf ihn gewirkt. Schon in früher Jugend ſoll der mütterliche Oheim, Prinz Carl von Mecklenburg, das Ideal des Prinzen geweſen ſein, in deſſen Phantaſie ſich myſtiſche Bilder von Majeſtät und Königswürde, wie ſie am byzantiniſchen Hofe und im Hauſe der Stuarts einſt in Geltung waren, bildeten. Ein ehemaliger Hauslehrer des Prinzen von Bentheim-Steinfurth, der durch Fürſprache des Prinzen Bernhard von Solms-Braunfels „Vorleſer Sr. Königl. Hoheit" wurde, der Hofrath Bode, war ein Mann von zu beſchränktem Geiſte und zu demüthigen, kriechenden Weſens, als daß derſelbe irgend erheblichen Einfluß auf die Erziehung des herriſchen Prinzen hätte gewinnen können. Welche Zeitungen, welche Werke aus der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Literatur dem Kronprinzen vorzuleſen ſeien, das wurde Bode bei Lebzeiten der Königin von dieſer, nach deren Tode von der einflußreichen Umgebung des Königs Ernſt Auguſt vorgeſchrieben. Der Prinz zeigte von früh an eine große Neigung ſich in der hannoverſchen Landesgeſchichte zu unterrichten; wie dieſe Neigung befriedigt und aus welchen Quellen er ſeine in der That großen Kenntniſſe in dieſer Beziehung geſchöpft hat, weiß man nicht; Spittler's vortreffliche Anfänge und Moſer's Werke ſcheinen indeß dieſem Studium nicht zu Grunde gelegt zu ſein, — vielleicht Pfeffinger und andere Chroniſten, und die braunſchweig-

lüneburgiſche Geſchichte von Havemann, dem Exdemagogen, für die Jugend. Die militäriſche Umgebung des jungen Fürſten, Rittmeiſter von Hedemann und Adjutant Ernſt von Freeſe, konnten nach ihren Charakteren einen ſchlimmen Einfluß auf den Prinzen nicht üben, denn, wenn auch adelsſtolz und hochfahrend, war letzterer doch wahr, derb, männlich, erſterer eine zu ritterliche Geſtalt, als daß ſie den Prinzen etwa in der Kunſt des Schauſpielens hätten unterrichten ſollen.

Endlich iſt noch ein Conſiſtorial-Rath Bergmann, ein anſcheinend trockener Actenmenſch von abſolutiſtiſcher Geſinnung, zu erwähnen, welcher erkoren war, dem Thronfolger juriſtiſche Disciplinen beizubringen; wir lernen dieſen Mann ſpäter als Miniſter des Cultus noch näher kennen. Wie ſich in dieſer Umgebung ein Charakter wie der Georg's V. bilden konnte, das wird erſt die ſpätere Geſchichte aufklären.

Das Verhältniß des Königs zu dem Kronprinzen war damals noch ein leidliches. Lord Granville, der bei drei aufeinander folgenden Generationen des brittiſchen Zweiges des Hauſes Braunſchweig in Gunſt ſtand, hatte einſt im Rathe der Miniſter geſagt: „dieſe Familie hat immer gehadert und wird von Generation zu Generation immer hadern.“ Es iſt wahr, von der Zeit des Fürſten, der, wie Macaulay ſagt: „nicht eine Zeile von Pope leſen konnte und der nichts liebte als Punſch und fette Weiber,“ bis herab zu der Zeit des Prinz-Regenten, gab es vier Prinzen von Wales, die mit ihren Vätern in Streit lebten und faſt fortwährend in der Oppoſition ſtanden. Es ſchien, als wenn „dieſe Eigenthümlichkeit des Hauſes Braunſchweig“ bei dem Enkel Georg's III. nicht ſtattfände, man hörte nie von der geringſten Oppoſition des Kronprinzen, er ſchien ſich dem Willen des ſehenden kräftigen Vaters fügſam unterzuordnen, und man

bedauerte ihn im Publicum, daß er vom Vater ſo abhängig und ſtreng behandelt wurde. Zwar reiſte der König Ende Mai nach England und übertrug officiell dem Kronprinzen die Regierung, allein dies war mehr Schein als Wirklichkeit, es war nur ein Verſuch, dem Lande, Deutſchland und den Agnaten in England zu zeigen, daß der blinde Sohn regieren könne, es ſollte die oben erwähnte Verifications-Verordnung einmal zur Anwendung gebracht werden. Ernſt Auguſt war ſo eiferſüchtig auf ſein Regiment, daß während ſeiner dreimonatlichen Abweſenheit eigentlich Nichts geſchah, ſelbſt das Nothwendigſte nicht; eine Verordnung vom 8. Juni gegen die Vertreibung des Netzes und Grindes bei den Pferden erließ er von London aus. Der Regent verkündete während des ganzen Zeitraums nur ein Patent von wenig Worten, den mit Dänemark zur Beförderung des Verkehrs zwiſchen den hannoverſchen und holſteiniſchen Elbufern geſchloſſenen Vertrag, dagegen lebte der kronprinzliche Hof während dieſer Zeit auf und es zeigte ſich, wie ſehr der jungen Kronprinzeſſin, trotz ihrer Hinneigung zum Pietismus, das Vergnügen und die Abwechslung Bedürfniß ſei.

Nachdem das Tribunal in Celle das Erkenntniß der hannoverſchen Juſtiz-Canzlei gegen den Magiſtrat der Reſidenz, welches auf Geldſtrafe lautete, beſtätigt, hatte, noch vor der Abreiſe des Königs, Rumann ſeinen Abſchied gegen den Willen des Magiſtrats gefordert, Frieden mit dem Könige geſchloſſen und empfing aus deſſen Chatullkaſſe ſeine Penſion von 3000 Thlr. Die übrigen Magiſtratsmitglieder hatten auch klein beigegeben, waren deßhalb begnadigt. Nur Detmold wurde beſtraft. Die Stadt präſentirte nun kurz nach der Abreiſe ihren bisherigen Syndicus Evers zum Magiſtratsdirector, einen Mann, der ſpäter der Stadt für 25000 Thlr. Kaſſenſcheine entwendete und ſich dann im Bade tödtete. Dieſer Menſch wußte es dahin zu bringen, daß, als

der König im September von England zurückkehrte, dieser von der Bürgerschaft auf das feierlichste eingeholt und mit Glockengeläut, Illumination u. s. w. begrüßt wurde, was seit seiner Ankunft noch niemals wieder geschehen war. Zugleich bedankte sich der Magistrat für die Begnadigung. So hatte auch die Residenz mit dem König ihren Frieden geschlossen und Magistrat und Bürgerschaft sich gedemüthigt, recht tief gedemüthigt. Und doch war während dieser Anwesenheit Ernst August's in London dort etwas Außerordentliches geschehen, etwas, das bis dahin in der deutschen Geschichte noch nicht vorgekommen war. Der König von Hannover hatte der Königin Victoria von England den Huldigungseid geleistet, geschworen, ihr treuer Unterthan zu sein. Es gab also fortan in dem Rathe deutscher Fürsten einen Unterthan der Königin von England. War dies rechtlich zulässig, war es mit der Würde der deutschen Nation vereinbar? Freilich bezog nun Ernst August seine Apanage als englischer Prinz und Unterthan der Königin, 21000 Pfund, bis zu seinem Tode. —

Seitdem der Schmerz über den Tod der Königin sich gelegt, gelangte Wittwe Gräfin von Grote, geb. v. Schachten, zu einem großen Einfluß. Sie erhielt als erste Staatsdame einen Gehalt von 2000 Thlr. Ernst August machte ihr beinahe jeden Morgen einen Besuch, Nachmittags fuhr sie zum Diner des Königs, Abends war sie an dessen Theetisch. War der König durch Podagra oder andres Unwohlsein an das Bett gefesselt, so mußte Frau v. Grote an seinem Bette sitzen; sie las dem Könige die diplomatischen Depeschen vor, sie erheiterte durch ihre lebhafte Unterhaltung den König in gesunden, wie kranken Tagen. Man nannte die von dieser Dame beeinflußten Personen wohl die Camarilla. Unter den männlichen Mitgliedern dieser Camarilla war der General G. von Düring, bis er Anfang des Jahres

1848 plötzlich in eine bis jetzt unerklärte Ungnade fiel, als Generaladjutant der gefürchtetste Mann am Hofe, obgleich Viele den Hofmarschall Ernst Ulcer von Malortie, der den Grafen von Wangenheim und Herrn von Steinberg hatte verdrängen können, für einen noch größeren Intriguanten hielten. Oeffentliche Blätter haben Düring als Chef des im Palais befindlichen, selbst von hochgestellten Personen gefürchteten schwarzen Cabinets bezeichnet. Nach möglichst genauer Erkundigung über dieses zuerst 1849 von der „deutschen Zeitung" erwähnte schwarze Cabinet, schloß man aus dem Verschwinden angeblich an den König gerichteter Briefe und Bittschriften, Adressen u. dergl., daß diese geöffnet und wenn sie etwas enthielten, was dem Könige unangenehm wäre, verbrannt wurden. Das Ganze beruht auf Vermuthung, der man um so weniger Glauben schenken darf, als G. von Düring den Beinamen „der Biedermann" führte.

Im Cabinet scheint schon seit 1840 der Einfluß von Scheele's, der 1844 starb, vor dem des feineren und leidenschaftsloseren Politikers und Diplomaten von Falcke in den Hintergrund getreten zu sein. Die Departements-Minister waren ohne allen Einfluß und wurden von Ernst August mit einer augenscheinlichen Mißachtung behandelt. Seit 1847 gewann der Kammerrath Alexander von Münchhausen, der bisdahin als hoyaischer Ritter in erster Kammer wohl Opposition gemacht hatte, neben dem jüngeren Scheele festen Boden. Er war Schwiegersohn der Frau von Grote geworden und war ein Mann von vielen Kenntnissen und großem Ehrgeiz, der durch seine Ruhe selbst dem Könige zu imponiren wußte. In den inneren Angelegenheiten wurde man seit 1844 zu einigen Fortschritten gedrängt. Die anfänglichen Ueberschüsse der königlichen Kasse wurden durch Schloß- und Theaterbauten, Straßenerweiterungen u. s. w.

verbraucht, die Mißjahre drückten die noch immer zum großen Theil in Korngefällen, Zehnten u. s. w. bestehenden Einnahmen herab und machten die Regierung von den Ständen viel abhängiger, als sie es unter dem Staatsgrundgesetz je gewesen war. — Erste wie zweite Kammer hatten im April 1847 um Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen gebeten. Der König ließ antworten:

„Oeffentlichkeit sei nur in solchen Staaten von Nutzen, in denen den Organen des Volkes eine wesentliche Theilnahme an der Regierung eingeräumt sei, in denen die monarchische Gewalt durch Verantwortlichkeit der Minister gegen die Stände eine Theilung erlitten habe. So weit sei es Gottlob in Hannover noch nicht gekommen. Die Oeffentlichkeit würde für Hannover nur von Uebel sein und daher sei es unabänderlich beschlossen, sie niemals zu gestatten."

Das Land antwortete auf diese Erklärung im Herbst 1847 mit entschieden liberalen Wahlen. Nun kam der März 1848. Der König schlug die ersten in Adressen und Petitionen laut werdenden Forderungen kurz ab, und während in Süddeutschland von den Fürsten Concessionen auf Concessionen gemacht waren, baten die Hannoveraner noch vergebens um Aufhebung der Censur.

Erst als Metternich gestürzt war, als in Berlin die Dinge zum Aeußersten standen, am 17. März, gab man dem Andrange der Bürger der Residenz in allen Punkten nach, man opferte das bisherige Princip und ließ die Träger desselben sich mit hohen Pensionen zurückziehen, ehe der Sturm sie ereilte. Dieses Nachgeben auf einmal bewies die politische Klugheit Ernst August's. Man wandte sich an den Mann aus dem Adel, welcher als Schatzrath und Mitglied erster Kammer dem bisherigen System die entschiedenste Opposition gemacht hatte, an den Grafen von Bennigsen. Dieser wollte nur Stüve zum Minister des Innern. Wie man zu den übrigen: Braun, Lehzen,

Düring, Prott kam, iſt noch Geheimniß. Dies Miniſterium veröffentlichte am 22. März ein Programm, das zwar dem Wünſchen und Hoffen der Altliberalen entſprach, keineswegs aber die Erwartungen der damals zuerſt auftauchenden Demokraten befriedigte, namentlich nicht in ſeiner Unbeſtimmtheit in Beziehung auf Hannovers Verhältniß zu Deutſchland. Stüve hatte ſelbſt wiederholt erklärt, das Miniſterium habe ſich zur Aufgabe gemacht, den weiter gehenden Forderungen entgegen zu arbeiten und die Revolutionirung Deutſchlands zu bekämpfen. Das Miniſterium war aber auch gegen das Streben nach deutſcher Einheit, weil es darin, nach dem Umritt Friedrich Wilhelm's IV. in Berlin, weiter Nichts erblickte als eine Ausbeutung dieſes Strebens zu preußiſcher Machtvergrößerung, weil es darin namentlich die Beſtrebungen von 1798 und 1806 wiederholt ſah, weil es die geheimen Artikel von Kaliſch, kurz das Verſchlucktwerden Hannovers durch Preußen fürchtete. Das Miniſterium war durch und durch hannoveriſch. Hatte der König am 17. März dem an ſeine Thür klopfenden Volke ſchon Aufhebung der Cenſur, Amneſtie und Rehabilitation politiſcher Verbrecher, Aſſociationsrecht, Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verhandlungen, Vereinigung der königlichen und Landeskaſſe d. h. Mitaufſicht der Stände in Beziehung auf die Verwaltung der Domainen, Verantwortlichkeit der Miniſter gegenüber dem Lande zugeſichert, hatte derſelbe alſo den abſolutiſtiſchen und feudaliſtiſchen Standpunkt, den er noch am 21. April 1847 für ſeinen unwiderruflichen Beſchluß erklärt hatte, ſchon verlaſſen, ſo wurde er jetzt ganz zu dem conſtitutionellen Syſtem des Rechtſtaats, dem Syſtem, das es durchaus ehrlich meinte, übergeführt, und er verſicherte wiederholt auf ſein königliches Wort, daß er halten werde, was er verſpreche.

Das Miniſterial-Programm enthielt, was die innere

Entwicklung anbetraf, alle Garantieen, welche die Constitutionellen irgend hochhielten: Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, Aufhebung des eximirten Gerichtsstandes, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in bürgerlichen wie peinlichen Sachen, so wie Schwurgerichte in letzteren, Rechtsweg in Polizeistrafsachen, Rechtsweg wegen aller Handlungen der Verwaltungsbehörden, wenn sie ihre Zuständigkeiten überschritten, größere Selbständigkeit der Landgemeinden und Aufhebung aller Befreiungen von den Gemeindelasten, Erlassung einer freisinnigen Städteordnung für das Königreich.

Da man die absolutistischen Gesinnungen des Kronprinzen kannte, so drang das Ministerium Bennigsen, das nach Aufhebung des Cabinets ein Gesammt-Ministerium bildete, darauf, daß die Grundsätze des Ministerial-Programms auch die Beistimmung des Kronprinzen erhielten. Diese Beistimmung wurde ertheilt, und daß sie ertheilt sei, öffentlich bekannt gemacht. Wir werden jedoch sehen, daß auch diese Vorsichtsmaßregel zu Nichts nützte.

Diese Grundsätze, die den Staat Hannover aus einem absolutistisch-feudalen in einen wahrhaften Rechtsstaat verwandelten, sollten nun aber streng auf dem verfassungsmäßigen Wege in's Leben geführt werden, d. h. die bestehende Verfassung von 1840 wurde als Basis angenommen, und mit der nach dieser Verfassung componirten Adelskammer und zweiten Kammer sollte eine neue Verfassung nach den erwähnten Grundsätzen vereinbart werden. Das Ministerium glaubte die Schranken, die der Schlußparagraph des Verfassungsgesetzes jeder Verfassungsänderung in den Weg gestellt hatte, dadurch beseitigen zu können, daß dieser durch einhelligen, dreimal wiederholten Beschluß beider Kammern aus der Welt geschafft würde. Im

Jahre 1840 hatte man es nämlich für unmöglich gehalten, daß erste und zweite Kammer jemals eine Verfassungsbestimmung einhellig aufhöben. Der Adel in erster Kammer hatte sich 1833 und 1840 so störrisch und unnachgiebig gezeigt, in irgend ein Aufgeben seiner eigenen angemaßten Rechte zu willigen, hatte jeden auf Schwächung der königlichen Macht gerichteten Antrag der zweiten Kammer so übermüthig zurückgewiesen, daß man glaubte, derselbe würde zu keiner Zeit in irgend eine übereilte Abänderung der Verfassung willigen, mindestens würde sich ein ritterlicher Mann zeigen, der Nein! sage und damit die Verfassungsänderung mindestens um zwei Jahre zurückhielte. Allein im April 1848 fand sich kein Ritter, der sein Veto einlegte; der §. 180 wurde durch einhelligen Beschluß beider Kammern aufgehoben und konnte nun der verfassungsmäßige [illegible] innegehalten werden, indem Verfassungsänderungen [illegible] Gesetze durch Majoritätsbeschlüsse und Uebereinst[illegible], beider Kammern möglich gemacht waren. Ein einz[illegible] in, das diesen Weg abschnitt, hätte aber auch die Rev[illegible] hervorgerufen, und diese hätte sich zunächst geg[illegible] Adel Luft gemacht.

So wurde denn auf dem langsamsten Wege von Commissionsberathungen, zweimaligen Berathungen in jeder Kammer, Conferenzen und verstärkten Conferenzen mit der größten Vorsicht die Rechtscontinuität aufrecht erhalten und jenes Gesetz vom 5. Sept. erst zwischen beiden Kammern vereinbart, dann vom Könige sanctionirt. Auch zu diesem Gesetze ertheilte der Kronprinz seine volle, öffentlich proclamirte Zustimmung.

Der Inhalt dieses Verfassungsgesetzes darf als bekannt vorausgesetzt werden. Es war das Landes-Verfassungs-Gesetz, umgemodelt nach den Grundsätzen des Stüve'schen Programms. Nachdem die erste Kammer in der Adresse erklärt

hatte, daß die Aufhebung der Vertretung des Adels als solchen in der allgemeinen Ständeversammlung und die Aufhebung aller Vorzüge der Geburt für den Adel unbedingt erforderlich sei, um das neue Leben zu schaffen, von dem der König in der Thronrede gesprochen hatte, war der Plan einer ersten Kammer vorgelegt, welche etwa zur Hälfte aus großen Grundbesitzern, zur Hälfte aus Deputirten des Handels und der Gewerbe (10), der Kirche und Schule (10), und der Rechtsgelehrten (4) bestehen sollte.

Man handelte und mäkelte mit der ersten Kammer nicht nur über die Zahl der großen Grundbesitzer, die man von 21 auf 33 in die Höhe schrob, sondern namentlich um den Begriff, wobei man sich schließlich dahin einigte, daß diejenigen 150 Grundeigenthümer, welche die höchste Grundsteuer zahlen, in ihren, nach den Provinzen verschiedenen Wahlbezirken, eben als große Grundbesitzer durch directe Wahlen wählen sollten. Das Höchste, was die eifrigsten Adeligen damals verlangten, war ein Census von 60 Thlr. Grundsteuer. Die zweite Kammer wurde ohne Census gewählt, aber durch indirecte Wahlen. Im Uebrigen war die Verfassung den Grundsätzen des Minister-Programms gemäß umgemodelt.

Stüve beging bei seinen Vorschlägen aus Vorneigung für das Bestehende und Abneigung für die Idee, einen großen Fehler, daß er das gänzlich unnütze Institut der Provinzialstände bestehen lassen wollte, nur sollte die allgemeine Gesetzgebung (Regierung und Stände) daraus etwas zweckmäßig Neues bilden, die Provinzialstände aber darüber gehört werden. Das was Stüve aus den Provinzialständen machen wollte, eine Art Ständeversammlung und Controlbehörde für die Provinzialregierungen, also die Verwirklichung eines alten Stein'schen Gedankens, war in der That etwas Neues, das sich bei der Verschiedenheit der

Provinzialregierungen und Provinzialſtände kaum zweckmäßig an das Alte anknüpfen ließ und das jedenfalls viel beſſer aus dem Fundamente auferbaut, als auf ein morſches und verrottetes Fundament aufgeleimt wurde. Denſelben Fehler, den er in Bezug auf Inſtitute beging, weil ſie einmal geſchichtlich hergebracht waren, beging er in Bezug auf Perſonen. Er ließ die Leute, welche ſich als die abſoluteſten Knechte des Cabinets erwieſen, welche ihn ſelbſt auf's ärgſte chikanirt hatten, von Lütken, Voſſ, Klenze u. ſ. w. in ihren einflußreichen Stellen. Gerade dieſe Inſtitute und dieſe Perſonen aber, die er ſchonte, waren es, die ſpäter ſein ganzes Werk zertrümmerten.

Es erhob ſich gegen die Art und Weiſe, wie Stüve ſeine Reformpläne durchführen wollte, eine ſehr mächtige demokratiſche Oppoſition, welche auf conſtituirende Verſammlung drang, indem ſie dem Werke, welches von einer Adelskammer, wie ſie beſtand, geſchaffen wurde, durchaus kein Vertrauen zuwenden zu können behauptete. Dieſe Oppoſition, welche hauptſächlich von den ſ. g. Condeputirten ausging, grub ſich indeß durch übereilte Schritte bald ſelbſt ihr Grab. Der Hildesheimer Aufſtand befreite das Miniſterium von der Agitation eines ihm in der That gefährlichen Volksführers, des Advocaten Weinhagen. Die Unterdrückung des Aufſtandes innerhalb 12 Stunden gab dem Miniſterium Kraft. Die Oppoſition gegen das Zweikammerſyſtem war innerhalb, wie außerhalb der Kammern zu ſchwach. — Die Oppoſition gegen das Miniſterium in Bezug auf ſeine deutſche, oder richtiger hannoverſche Politik, exiſtirte nicht in den Kammern, ſondern eigentlich nur in der Preſſe und in den demokratiſchen Volksvereinen. Es war daher eine für das Land gänzlich unnöthige Demonſtration, zu welcher das königliche Schreiben vom 7. Juli bei Schluß des Landtages benutzt wurde; der Zweck der-

selben war, auf Frankfurt zu wirken und die übrigen deutschen Fürsten zu ermahnen, dem Souveränetätsschwindel des Frankfurter Parlaments ein Ende zu machen. Sie that weder das Eine noch das Andere. In Frankfurt übte sie keine Kraft, veranlaßte nur das Centrum, die Bassermänner und Genossen, zu übermüthigen Redensarten: die andern deutschen Fürsten, Preußen an der Spitze, mitsammt ihren Ministerien, hatten nicht den Muth, mit ihren Herzensgedanken so offen an das Licht zu treten, als Ernst August und Stüve es thaten. So übte denn dieses Auftreten für die Souveränetät der Kleinstaaten, dieses sich Sträuben gegen eine straffe Centralgewalt, dieses Drohen das Land zu verlassen nur die Wirkung aus, daß im Lande alle zahlreichen Vereine, welche sich schon nach constitutioneller und demokratischer Richtung gespalten hatten, die Lehre von der Unterwerfung unter die constituirende Macht der Centralgewalt predigten und Ernst August nebst seinem Ministerium zu Concessionen drängten, denen man in Frankfurt freilich viel mehr Bedeutung beilegte, als sie hatten. In der That wurde die Centralgewalt mit einer Phrase abgefunden, und der alte Sinn blieb. Stüve und Ernst August waren gerade in dem wichtigsten Punkte ein Herz und eine Seele: Beide ächt welfisch gesinnt, wollten Beide von einer deutschen Einheit, die auf Kosten der Souveränetätsrechte der Fürsten geschaffen werden müßte, Nichts wissen. Das Hannoverthum mit der Musterverfassung vom 5. September unterlag aber schon bei den ersten Wahlen nach der neuen Verfassung. Die Kammern wollten die Durchführung der Grundrechte, und zwar die zweite Kammer beinah einstimmig ohne allen Vorbehalt, während die erste Kammer sich in dieser Beziehung den Vorbehalten Stüve's anschloß. Stüve bot seine Entlassung, aber Lang, der Syndicus aus Verden, war nicht im Stande, das ihm angebotene Ministerium zu bilden, auch schien es,

als wenn der König, im Bewußtſein dieſer Schwäche der Führer der Oppoſition, nur ſeinen Spaß mit dem Anerbieten des Portefeuille getrieben hatte. Die Kammern wurden vertagt, und als ſich im April 1849 die einzelnen Deputirten unter Leitung des Literaturhiſtorikers Karl Gödeke, Lang II., und Rath Wachsmuths für die inzwiſchen in Frankfurt beſchloſſene Reichsverfaſſung und die Kaiſerwahl regten, als ſelbſt die Volksvereine für das preußiſche Kaiſerthum petitionirten, wurde die zweite Kammer am 25. September aufgelöſt; die erſte Kammer war nicht auflösbar.

Magiſtrate, Bürgerweſen, conſtitutionelle und demokratiſche Vereine agitirten im Mai für die Gültigkeit der Reichsverfaſſung. Namentlich war es der Redacteur der Zeitung für Norddeutſchland, Althaus, der bis zum letzten Augenblick für die Durchführung der Reichsverfaſſung kämpfte, ja die Niederſetzung eines Landesausſchuſſes nach Art des pfälziſchen empfahl. Derſelbe wurde verhaftet und ſpäter verurtheilt, ſein Herz verblutete an dem Nichtzuſtandekommen des deutſchen Reichs. Seine Blätter „Aus dem Gefängniß“ werden ſein Andenken erhalten.

Die Aufregung war in allen Theilen des Landes ſehr groß und nur der Beſonnenheit der Führer der hannoverſchen Demokratie, die am 6. Mai auf der Volksverſammlung in Eistrup warnten, den auf den 7. Mai projectirten Maſſezug in Hannover vorzunehmen, iſt es zu danken, daß es an jenem Tage in Hannover nicht zum Blutvergießen kam, zu dem von einer Seite alle Vorbereitungen getroffen waren.

Stüve überwand ſeine Abneigung gegen Preußen, er reiſte am 4. Mai nach Berlin, um gemeinſchaftlich mit Sachſen den Entwurf einer Reichsverfaſſung auszuarbeiten. Das war das Drei-Königs-Bündniß. Hannover und Sachſen hatten Oeſterreichs Mitwirkung zur Bedingung gemacht und zogen ſich zurück, als Radowitz eine andere Inter-

pretation zur Geltung brachte und die Komödie von Erfurt spielen ließ.

Während man nicht wußte, was aus der Union des Berliner Bündnisses werden solle, wurden die Neuwahlen zur zweiten Kammer vorgenommen. Das Resultat war dem Ministerium günstig. Es waren nur wenig Demokraten von reinem Wasser gewählt, mehr von einer süßlichen Mischung aus Gothaerthum und Demokratie. Die Rechte und das Centrum überwogen die Linke und die äußerste Linke, wie die fünf oder sechs Männer, die consequent an der Reichsverfassung festhielten, die Herren Bühren, Detering, Gerding sich nannten. In der deutschen Frage siegte eine Windhorst'sche Phrase über eine andere von dem zweideutigen Führer der Linken, Lang II. und über den Antrag Bühren's. Alle Organisationsgesetze wurden in einer bis zum Juli 1850 dauernden Diät im Sinne des Ministeriums und im Sinne der Centren der Versammlung erledigt.

Stüve glaubte den Staat gerettet, als am 10. Mai 1850 sechs Stimmen in Frankfurt, Hannover durch Detmold vertreten, eine Bundesplenarversammlung constituirten. Damit war aber lediglich der erste Spatenstich zum Grabe seiner eigenen Organisationen gethan. Die Gesetze, welche die Organisationen enthielten, waren vollendet, aber es fehlte noch an der Hauptsache, an der Unterschrift des Königs. Ernst August, welcher allen diesen Gesetzen im Prinzipe, wie im Entwurfe seine Zustimmung gegeben, Ernst August, welcher den Hannoveranern zugerufen hatte, daß sie doch wohl wissen sollten, daß er das, was er sage, vorher überlege, dann aber auch halte, — hatte jetzt im Sommer 1850 auf einmal allerlei Bedenklichkeiten gegen diese Gesetze, an denen die Stände nur Modificationen vorgenommen hatten, im Interesse der Macht der Krone. Mit Mühe und nur durch einträchtiges Zusammenhalten hatten

die Miniſter dem Könige die Unterſchrift zu dem Geſetz über Aufhebung der Jagd auf fremdem Grund und Boden am 5. Auguſt abgerungen, ſeitdem war nicht weiter zu kommen. Hier beginnt die geheime Geſchichte, die Geſchichte des unberechenbaren und leiſen Einfluſſes der Umgebungen auf die Handlungen des Fürſten — die in der That in ruhigen Zeiten weit mehr das bewegende Prinzip der Weltgeſchichte iſt, als die Actionen, Anträge und Beſchlüſſe von Ständeverſammlungen. Im Jahre 1848 und 1849 war Stüve vom Hofe und vom Adel als Retter des Vaterlandes gefeiert, Alles, was zu den Ohren des Königs drang, verkündete ſein Lob. Ernſt Auguſt ſelbſt hatte, als er ſich einmal überwunden die perſönliche Bekanntſchaft Stüve's zu machen, in demſelben mehr mit eigenen Anſchauungen Uebereinſtimmendes gefunden, als er jemals erwartet; Stüve umgekehrt in dem Könige ſo viel ſtaatsmänniſche und wirklich wohlwollende Sympathieen, daß er überall ſeine hohe Verehrung für dieſen ausſprach. Man hatte ganz unerwartet gut miteinander harmonirt.

Der Mohr hatte indeß ſeine Dienſte gethan, das Volk war beruhigt, in Süddeutſchland und Sachſen, in Preußen und vielen kleinen Staaten hatte die Reaction ſchon ihre Siege gefeiert, der Mohr konnte gehen. Der Adel, der 1848 ſo kleinmüthig geworden, machte jetzt im Geheimen ſchon ſeine alten Prätenſionen geltend. Der Bund, den die Adelskette bildet, hat den Schlüſſel zu den Verbindungen mit den Fürſten und Höfen und iſt dadurch viel mächtiger als man glaubt. Die Siege der Kreuzzeitungsritter ſtachelten die hannoverſchen Junker. Sie konnten es Stüve nicht vergeben, daß er ſie aus der erſten Kammer hinausgedrängt und dieſe den größeren Bauern geöffnet hatte, obgleich ſie wußten und wiſſen mußten, daß das Reſultat der Wahlen zu erſter Kammer ein anderes geweſen als Stüve vorausge-

ſetzt, und daß er ſeinem Verſprechen nachkommen würde, zu einer dem grundbeſitzenden Adel günſtigern Kammercompoſition die Hand zu bieten, ſobald die Reaction weitere Fortſchritte gemacht hätte. Stüve hatte ſich in dem Sinne, daß er nur etwas Proviſoriſches ſchaffen wolle, ſchon in der Verfaſſungscommiſſion im April 1848 offen ausgeſprochen. Daß Stüve die Ritterſchaften nun aber aus den neu zu organiſirenden Provinzial-Landſchaften verdrängen, und ſtatt ihrer nur Vertreter der größeren Grundbeſitzer zulaſſen wollte, das mußte hintertrieben werden, und keins von den tauſend Mitteln und Mittelchen, die möglich waren, um auf Ernſt Auguſt einzuwirken, blieb unverſucht. Wir wollen gern glauben, daß Alexander von Münchhauſen, der Kammerherr, ſich nicht weſentlich betheiligte, unzweifelhaft aber that es ſeine Schwiegermutter die Frau von Grote; daß die intriguante Gräfin Adelaide von Hardenberg, geborene Kielmannsegge, Frau des Ober-Jägermeiſters, nicht unthätig war, verſteht ſich von ſelbſt; daß Unico von Malortie müſſiger Zuſchauer geblieben, iſt kaum anzunehmen, daß Adolph von Malortie mit geholfen, iſt unzweifelhaft, daß es die Grafen Platen nicht an Zuflüſterungen haben fehlen laſſen, iſt wahrſcheinlich, daß endlich die zahlreichen von der Decken, daß der über alles ehrgeizige Borries, Lütken der Landdroſt, von Bülow der Landdroſt, Voß der Kammerdirector und viele Andere durch unmittelbaren und mittelbaren Einfluß am Hofe den König gegen das Miniſterium einnahmen und ihn abhielten, den Geſetzen die erſehnte Sanction zu geben, iſt gewiß, und mag es immerhin unentſchieden bleiben, wer von ihnen mehr oder weniger Einfluß geübt hat. Den größten und entſcheidendſten Einfluß, das ſagt Stüve im Staats-Wörterbuche ſelbſt, hat aber der Fürſt Schwarzenberg durch den öſterreichiſchen Geſandten Baron von Kreſſenſtein geübt. Schwarzenberg hätte dem Miniſterium Bennigſen-

Stüve dankbar sein müssen, denn hätte Hannover festgehalten am Dreikönigsbündnisse, so hätte sich im Norden ein so fester Kern um Preußen gebildet, daß der Süden nachgezogen wäre, zumal bei der Unmöglichkeit, ohne den Zollverein fertig zu werden. Allein Schwarzenberg konnte es Stüve nicht verzeihen, daß sich Hannover im Februar 1850 von dem Münchner Bündniß (dem Vierkönigsbündnisse) fern hielt. Selbst daß Hannover — durch den frühern Advokaten und Reichsminister Detmold vertreten — nicht nur an der sogenannten Plenarversammlung vom 2. September Theil nahm, sondern sich auch an dem sogenannten Bundesbeschluß vom 21. September gegen die kurhessische Steuerverweigerung betheiligte und Truppen an der Gränze gegen Cassel aufstellte, vermochte das Märzministerium in den Augen Schwarzenberg's nicht zu rechtfertigen, — es sollte fallen.

Dennoch würde eine Krisis sehr wahrscheinlich abgewendet sein, wenn es schwieriger gewesen als es war, ein neues Ministerium zu bilden. Allein die als Vertrauensmänner über die Stüve'schen Organisationen zu Rathe gezogenen Männer, mindestens einige von ihnen, waren ehrgeizig genug, sich nur allzubereitwillig zu zeigen, in die Stellen ihrer alten Freunde einzutreten, sie waren eitel genug zu glauben, das Mittel gefunden zu haben, wie man die Ritter versöhnen könne. Den Provinzialständen war nämlich im Spätherbst 1849 der Stüve'sche Reorganisationsplan vorgelegt, allein nicht eine einzige Landschaft hatte ihre Uebereinstimmung damit erklärt, vielmehr hatte jede Provinziallandschaft ganz verschiedene Vorschläge gemacht, um sie an die Stelle jenes Planes zu setzen. Nun war zwar verfassungsmäßig eine Zustimmung der Provinzialstände nicht erforderlich — die Reorganisationen sollten durch die allgemeine Gesetzgebung nach Vernehmung derselben erfolgen, — allein die Ritter interpretirten diese „Vernehmung"

schon als „Zustimmung," beriefen sich auch außerdem auf ihr altes durch die Wiener Schlußacte geschütztes, durch die Regierung und allgemeinen Stände unantastbares Recht. Sonst machten sie Propositionen, in die Ritterschaften alle bäuerlichen Grundbesitzer aufzunehmen, die eine Grundsteuer von 50 bis 120 Thlr. zahlten. Der Oberbürgermeister von Lüneburg, der bisherige Präsident der zweiten Kammer, glaubte nun, wenn er den Landschaften im Punkte des Census nachgäbe, wenn er das Geschrei einiger Beamten: mit einer Amtsvertretung nach Stüve'schem Plan d. h. mit einem ständigen Ausschusse derselben lasse sich nicht regieren, durch Aufgeben des ständischen Ausschusses beseitigte; wenn er die Städteordnung einigermaßen modificirte, die Stüve'schen kleinen Aemter nicht in's Leben führte, sondern die Aemter bestehen ließe, wie sie etwa wären, er glaubte damit alle Opposition, welche Ritter und Büreaukratie gegen die Verwaltungsorganisationen machten, beseitigen zu können. Während Stüve und seine Collegen von ihren durch die Stände genehmigten Organisationen Nichts fahren lassen wollten und an der Möglichkeit einer Neubildung des Ministeriums zweifelten, ließen sich Lindemann und Theodor Meyer bereit finden die angedeuteten Aenderungen in zweiter Kammer durchzusetzen. Das Ministerium Stüve erhielt im October 1850 seine Entlassung, der Schwiegersohn der Frau von Grote wurde Ministerpräsident, Lindemann erhielt das Ministerium des Innern, Theodor Meyer wurde Cultus-Minister, Jakobi Kriegs-Minister, von Rössing Justiz-Minister, später von Hammerstein Finanz-Minister. Für diese Concessionen, welche die erste große Bresche in das Stüve'sche System schlugen, machte der König Ernst August die Gegenconcession, die Justizorganisationsgesetze nebst der bürgerlichen und Strafprozeßordnung, gegen welche eine Abneigung überhaupt nicht stattfand, zu unterzeichnen und seinen.

Beiſtand gegen die Provinziallandſchaften zu verſprechen, wenn dieſe auch etwa gegen die neuen Reorganiſationspläne Oppoſition machen wollten. Der König ſagte bei dieſem Miniſterwechſel dem Lande nochmals die Innehaltung der bisher befolgten Grundſätze feierlichſt zu. — Das Miniſterium begann nun vom neuen Verhandlungen mit den Landſchaften; den Rittern genügte aber das, was ſie bisher gefordert, längſt nicht mehr, ſie machten viel weiter gehende Anſprüche, Anſprüche ſo verſchiedener Art zugleich, daß eine einheitliche Geſetzgebung dabei undenkbar war.

In Heſſen war der Kriegszuſtand erklärt, Strafbaiern waren eingerückt, es ſchien als wenn die Frage zwiſchen Oeſterreich und Preußen auf heſſiſchem Boden ausgekämpft werden ſollte, indeſſen kam es nur zu dem Schimmeltreffen von Bronzell, Manteuffel's zaghafte und unpreußiſche Politik gab in Olmütz Heſſen dem Bundestage, Holſtein der Politik Oeſterreichs Preis und brachte es zu den freien Conferenzen von Dresden. Auf dieſen bewahrte Hannover, durch Herrn von Münchhauſen und den Legationsrath von Scheele vertreten, wenigſtens den Schein conſtitutioneller Geſinnung, indem es für Volksvertretung beim Bunde ſtimmte. Man kennt das klägliche Ende vom Liede: Herr von der Pforten triumphirte über Manteuffel, und Oeſterreich errang über Preußen einen Sieg, der dieſes ſelbſt in Beziehung auf den Zollverein bedrohte. Oeſterreichiſche Truppen durchzogen Hannover, um Schleswig-Holſtein zu pacificiren. Im Januar fand das neue Miniſterium Hannovers nur bei den Rittern Schwierigkeiten, welche ſogar ein eigenes Organ zur Vertretung ihrer Intereſſen, die „Niederſächſiſche Zeitung“ gründeten. Die Majorität beider Kammern willigte in alle Verſchlechterungen, welche das Miniſterium an den Stüve'ſchen Verwaltungsorganiſationen vornahm, namentlich in den Geſetzentwurf über die Provin-

ziallandschaften, welcher den Begriff des „großen Grundbesitzes“ im Sinne der Ritter bestimmte und über kurz oder lang eine Aenderung des Wahlgesetzes für die erste Kammer nach sich ziehen mußte. Es war indeß nicht die Opposition, welche dieser Reaction ihre Zustimmung gab, sondern gerade die Rechte und das Centrum. Dieselben Personen, welche in der Diät des vorigen Jahres die Dinge im Stüve'schen Sinne fertig gemacht, bekannten schon im Jahre darauf ihre Schwäche. Die Genehmigung des Gesetzes über die Provinziallandschaften reizte zwar den Adel am Hofe mächtig zur Opposition, allein Frau von Grote verstand ihren Schwiegersohn zu schützen, und dieser selbst war Manns genug, den König bei seinem gegebenen Worte festzuhalten. Die Ritterschaften erhielten am 31. Juli auf ihre Beschwerden abschlägliche Entscheidungen, das Gesetz die Städteordnung betreffend, und das Gesetz vom 1. August über Reorganisation der Provinziallandschaften wurde verkündigt, allein der Tag, an welchem dieselben ins Leben treten sollten, blieb vorbehalten. Es war diese Bekanntmachung das Aeußerste, wozu Ernst August zu bewegen war, die Sanction der Gesetze über die Verwaltungsbehörden, die Amtsvertretung u. s. w. war abermals nicht zu erlangen, obwohl diese Gesetze jetzt in Gemäßheit derjenigen Grundsätze modificirt waren, denen der König bei Eintritt des Ministeriums Münchhausen seine volle Zustimmung geschenkt hatte. Eben so stockte die Einführung der Justizorganisation, welche bis dahin noch eng mit der Verwaltungsorganisation zusammenhing. Die Ritter, die sich von reactionären Professoren und Facultäten, von Zöpfl und Bertin Gutachten erkauft hatten, welche bewiesen, daß ohne Einwilligung der Provinziallandschaften an deren Statuten niemals etwas durch König und Stände geändert werden könne, gingen nun an die Bundesversammlung. Hier, wo ihre Vettern und

Genossen aus allen deutschen Ländern die Fürsten vertraten, hofften sie Beistand, und fanden ihn. Der reactivirte Bundestag, der damals schon die Revisionen aller nachmärzlichen Verfassungen angeordnet hatte, erließ am 3. October 1851 auf die Beschwerden der Osnabrückschen und Lüneburgschen Ritterschaft einen Beschluß, dahin lautend: Königliche Regierung zu ersuchen, mit Gesetzen und Verfügungen gegen die bestehenden Provinzialverfassungen einstweilen inne zu halten. —

Herr von Münchhausen antwortete zwar mit Entschiedenheit, daß eine solche Einmischung der Bundesversammlung in die inneren Angelegenheiten Hannovers ein unbefugtes Eingreifen in die Selbstständigkeit der Landesregierung, das oberste Princip der Bundesgesetze, sei, und trug darauf an, die Beschwerdeführer aus formellen Gründen zurückzuweisen, allein die Ritter hatten erreicht, was sie wünschten, der Stillstand trat von selbst ein, man hatte eine neue Handhabe, womit man auf den König einwirken konnte. — Das Ministerium Münchhausen hatte wenig Monate vorher, am 23. August keinen Anstand genommen, dem Bundesbeschlusse über den Mißbrauch der Preßfreiheit und über die Aufhebung der Grundrechte beizutreten, und somit an einer Einmischung des Bundes in die inneren Verhältnisse verschiedener kleinen Staaten, in denen diese sogenannten Grundrechte gesetzliche Kraft hatten, sich zu betheiligen. In Beziehung auf die hannoverschen Angelegenheiten meinte es das Ministerium aber wirklich ehrlich und schien entschlossen, den Kampf gegen die siebenköpfige Schlange der Provinziallandschaften mit Kraft und Entschiedenheit auszufechten — handelte es sich in diesem Falle ja doch um die Selbsterhaltung. Um seinen Zweck zu erreichen, hatte es sich an Preußen angeschlossen. Die Agitation des Fürsten Schwarzenberg gegen das Ministerium Stüve schien einen

ganz unerwarteten Erfolg haben zu sollen, das Band, welches Oesterreich und Hannover so eng verbunden, wurde gelockert, und Preußen, damals von aller Welt verlassen, fand einen Bundesgenossen an Hannover, einen Genossen in Beziehung auf den Zollverein, der dadurch erst die Nordseeküste gewann. Man brauchte in Hannover zwar außergewöhnliche Summen für Durchführung der neuen Organisation, aber eine Nothwendigkeit, sich deshalb dem Zollverein anzuschließen, war darum doch nicht vorhanden, die Mittel waren schon beschafft, die Volkswünsche standen nicht auf dieser Seite, und in volkswirthschaftlicher Hinsicht mochte es sich sehr fragen, ob bei einer so schutzzöllnerischen Tendenz, wie sie den Binnenstaaten beiwohnte, Hannover mit Oldenburg nicht besser thue, sich mit den beiden freien Städten Bremen und Hamburg, vielleicht mit Mecklenburg zu einem mehr freihändlerischen Bündnisse zu einigen. Aber das Ministerium bedurfte einer Hülfe gegen die Ritter, einer Hülfe am Bunde und einer Hülfe am Hofe, und diese Hülfe sagte Preußen zu.

Der Septembervertrag zwischen Hannover und Preußen bedurfte der Genehmigung der Stände, und die Minister wünschten auch aus andern Gründen deren baldige Zusammenkunft, als Ernst August erkrankte und am 18. Nov. 1851 verschied.

Die Ritter und Junker hatten, als sie sahen, daß es das Ministerium Münchhausen doch ernstlich meine mit der Reorganisation der Provinziallandschaften, auch am Hofe des Kronprinzen Verbindungen angeknüpft. Denn war dieser bei Lebzeiten des Königs auch ohne allen und jeden politischen Einfluß, so wußte der Hof über den Gesundheitszustand Ernst August's mehr als das Publikum. Als sich das Leben Ernst August's seit dem October 1851, eigentlich schon seit dem Besuche des Königs von Preußen am 15. Aug.,

ſichtbarer ſeinem Ende zuneigte, wurden dieſe Verbindungen enger geknüpft und der Juſtizrath von der Decken und Regierungsrath von Borries aus Stade als ſolche Perſonen genannt, welche nach dem Regimente unter dem künftigen Könige ſtrebten und die man dem Kronprinzen ſchon bei Lebzeiten des Vaters als Miniſter empfohlen habe.

Ernſt Auguſt ſtarb als 80jähriger Greis. Er hatte am Ende ſeines Lebens eine gewiſſe Popularität erlangt. Das Volk iſt ſo dankbar. Man rechnete es dem Neſtor der europäiſchen Fürſten ſo hoch an, „daß er, während der jugendliche Kaiſer in Wien den Abſolutismus herſtellte, als älteſter Fürſt den redenden Beweis unwandelbarer Treue des gegebenen Worts gebe.“ Dieſe Popularität iſt noch vermehrt durch die Folie, welche das Verhalten Georg's V. dieſem Worthalten gegeben hat. Vor einer ſtrengen Kritik hält aber dieſer Grund der Popularität kaum Stich, denn daß Ernſt Auguſt weder dem Miniſterium Stüve-Bennigſen, noch dem Miniſterium von Münchhauſen-Lindemann die gegebenen Zuſagen ganz und voll erfüllte, iſt unzweifelhaft, und wie lange er bei fortſchreitender Reaction an dem Geſetz vom 1. Auguſt 1851, wie an dem ganzen Verfaſſungsgeſetze von 1848 feſtgehalten haben würde, ſteht dahin. Zweifelloſer möchte uns das ſein, daß er einen zu hohen Begriff von ſeiner Souveränetät hatte, als daß er ſelbſt den Bundestag zu einer Einmiſchung in die hannoverſchen Angelegenheiten aufgefordert haben würde, daß er ſelbſt viel zu offen und geradezu war, als daß er hinter juriſtiſche und ſophiſtiſche Deductionen und hinter Bundestagsbeſchlüſſe ſich verſteckt hätte, wollte er einmal die Verfaſſung von 1848 anders als mit Zuſtimmung der Stände ändern.

Ernſt Auguſt's Leib wurde ſeiner eigenen Anordnung gemäß im Thronſaale des königlichen Reſidenzſchloſſes, in

die englische Feldmarschallsuniform gekleidet, ausgestellt und von einer großen Menge in Augenschein genommen.

In der Nacht vom 25/26. November wurde die bisher in der Schloßcapelle befindliche Leiche der Königin Friederike in feierlichem Conduct und bei Fackelschein im Mausoleum niedergelegt, die Leiche des Königs nach Herrenhausen gebracht, um am 26. in Gegenwart vieler fürstlichen Personen, des hohen Adels und der höheren Militärchargen im Mausoleum beigesetzt zu werden. Bei dieser Gelegenheit wurde an einen alten Diplomaten, der die Verhältnisse und Personen des hannoverschen Hofes kannte, die Frage nach den Eigenschaften des neuen Königs gestellt. Die Antwort lautete: Georg V. hat nicht einen Zoll von seinem königlichen Vater, dagegen alle Eigenschaften der Mutter. Sapienti sat.

So hatte Hannover also einen blinden König, den 32 Jahr alten Georg V.

Es mag bemerkt werden, daß Ernst August durch Verordnung vom 24. November 1850, im Einverständnisse mit dem Kronprinzen, die Formen für künftige königliche Erlasse sehr erleichtert hatte. Regierungs-Angelegenheiten, welche der landesherrlichen Entschließung bedurften, sollten von dem Minister, zu dessen Geschäftskreise sie gehörten, in Gegenwart der übrigen, mindestens eines anderen Ministers, vorgetragen werden. Dieselben sollten sodann im Concept und in der Reinschrift vom Könige unterzeichnet werden, und ein dabei gegenwärtiger General-Secretär sollte über den königlichen Beschluß sowie über die Unterzeichnung ein Protokoll führen. Die verbindende Kraft königlicher Erlasse in Regierungsangelegenheiten hinge von der Beobachtung dieser Form ab. Das war abermals eine vom gemeinen Recht über Verificationen gänzlich abweichende Vorschrift, die zur größeren Bequemlichkeit des Königs wie der Minister dienen, auch in Beziehung auf

Bewahrung des Geheimnisses sich empfehlen mochte, die aber noch weniger Rechtssicherheit gewährte, als die ältere Vorschrift.

Durch Patent vom 18. November trat Georg V. seine Regierung an. Er versprach in diesem Patente, in Gemäßheit der Verfassung, die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung bei seinem königlichen Wort. Dies Patent, mit dem Regierungssiegel versehen, wurde in Urschrift dem Archive der allgemeinen Ständeversammlung übergeben und durch die Gesetzsammlung verkündet. Dasselbe war in Gegenwart sämmtlicher bisherigen Minister von dem Generalsecretär des Gesammt-Ministeriums, Bening, vollzogen. — Am 19. November wurde gleichfalls in Gemäßheit der Verfassung die Huldigung ausgeschrieben. Am 20. November brachte der Magistrat der Residenz seine Condolenz- und Glückwunschansprache dar. Der junge König wußte durch seine Rede und herablassende Herzlichkeit die Augen aller Anwesenden mit Thränen zu füllen. Es ist diese Rede charakteristisch, so daß ich ein Bruchstück derselben mittheilen muß:

„Ich erflehe täglich von Gott, und ich wünsche nichts mehr, als daß alle meine Unterthanen ihre Gebete mit den meinigen vereinen mögen, daß Er mir Kraft und Licht gebe, mein schweres Amt zum Segen meines Volkes zu verwalten. Es wird mein Bestreben sein, mein Volk und mein Land nach allen Kräften, so weit es an mir ist, glücklich zu sehen."

Der Unverstand und das Philisterthum jubelte, als der König bei seinem königlichen Worte die unverbrüchliche Festhaltung der Verfassung gelobt hatte, als wenn überhaupt ein Regierungsantritt ohne diese Form juristisch denkbar gewesen wäre, und als wenn nicht diese Verfassung dem Blinden überhaupt das Recht die Regierung anzutreten erst gegeben hätte, ein Recht, das nach dem Staatsgrundgesetz zweifelhaft, nach gemeinem Recht höchst bestritten war.

Dieſer Jubel ſollte ſich indeß bald in bange Beſorgniß verwandeln, als ſchon der 23. November die Entlaſſung des bisherigen Miniſteriums und die Bildung eines neuen Miniſteriums unter dem Vorſitz des bisherigen Bundestagsgeſandten Freiherrn von Scheele brachte, eines Miniſteriums, als deſſen Mitglieder der bisherige Oberſtaatsanwalt Backmeiſter als Cultus-Miniſter, der Ober-Appellationsrath Windhorſt als Juſtizminiſter, Herr von Brandis als Kriegsminiſter, der Regierungsrath von Borries als Miniſter des Innern und endlich etwas ſpäter der Juſtiz-Rath von der Decken als Finanzminiſter deſignirt wurden. Im Volke knüpfte man an den Namen des Herrn von Scheele Befürchtungen, die ſich nachher freilich in keiner Weiſe rechtfertigten, man mißtraute den übrigen Mitgliedern des Miniſteriums. Nur die Katholiken jubelten, hatte doch das proteſtantiſche Hannover jetzt zum erſten Male einen Katholiken zum Miniſter und zwar einen ſehr klugen Mann, wie derſelbe als Führer der Rechten und als Präſident zweiter Kammer ſchon bewieſen hatte.

Die Stände wurden auf den 2. December berufen. Eine Thronrede erfolgte nicht, das königliche Schreiben, welches den Ständen die Vollziehung des Patents anzeigte, ſprach kein Wort von Verfaſſungsänderungen, vielmehr wurde auch in ihm der liebe Gott angefleht, er möge das Band der Eintracht zwiſchen König und Volk feſtigen und unauflöslich bewahren. Die Stände antworteten im gleichen Sinne, bedauerten, daß Ernſt Auguſt dahin geſchieden, ehe er das ausgeführt, was er zur Neubegründung der Landesverfaſſung unternommen, rühmten denſelben wegen der klaren Einſicht, womit er ſeine Zeit begriffen, und auf verfaſſungsmäßiger Bahn feſt fortgeſchritten, nahmen endlich mit herzlichem Vertrauen das königliche Wort entgegen,

welches die unverbrüchliche Feſthaltung der Landesverfaſſung verſprach. Dem allen war byzantiniſcher Zierrath in reichem Maße hinzugefügt.

Das Miniſterium erklärte ſich bereit, die Juſtizorganiſationen mit einigen Abänderungen von unweſentlicherem Intereſſe in's Leben zu führen, ebenſo die Städteordnung und Aemtereinrichtung, dagegen ſehe es ſich wegen des Inhibitoriums des Bundestags veranlaßt, das Geſetz wegen Reorganiſation der Provinziallandſchaften, wegen Einrichtung der Landdroſteien und der Amtsvertretung noch nicht einzuführen. Die Regierung halte die Erledigung der durch die Beſchwerden der Ritterſchaften angeregten Fragen jedoch im Wege der Verſtändigung für allein heilſam.

Die Stände wollten von einer Modification der Juſtizorganiſationen Nichts wiſſen, die zahlreichen Juriſten drangen vielmehr auf ein einſeitiges Vorgehen mit der Inslebenführung dieſer Organiſationen, abgeſehen von den Verwaltungsorganiſationen, während Lehzen und die Anhänger Stüve's die Verwaltungsorganiſationen nur mit jenen in's Leben gerufen wiſſen wollten, indem ſie hofften, daß das allgemeine Drängen nicht nur des Volkes, ſondern namentlich der Beamten nach der Inslebenführung der Juſtizorganiſationen die Verwaltungsorganiſationen mit durchbringen würde. Im Uebrigen ſprachen die Stände aus, daß der Einführung der geſammten Organiſationen kein Hinderniß im Wege ſtehe, und daß ſie die königliche Regierung erſuchten, mit der ſehnlichſt erwarteten Ausführung der geſammten Organiſationen förderſamſt fortzuſchreiten. Es war damit ausgeſprochen, daß ſie die Befugniß des Bundes zu einer Einmiſchung nicht anerkennen und in dem Bundesbeſchluſſe vom 3. October ein Hinderniß nicht finden könnten. — Nach heftigen Debatten wurde auch die Genehmigung zu dem September-Vertrage ertheilt, obgleich öſterreichiſcher Einfluß in den Regierungs-

kreisen selbst schon von neuem Wurzel geschlagen, so daß es eine mächtige Partei am Hofe wie in der Regierung gab, welche es gern gesehen haben würde, wenn die Stände den Anschluß an den preußischen Zollverein abgelehnt hätten.

In dem Ministerium hatten sich indeß zwei verschiedene Ansichten gebildet über die Art und Weise, wie die Wünsche der Ritter erfüllt werden könnten. Der Minister-Präsident Scheele wollte den Streit durch Verhandlungen im Lande selbst beschwichtigen, er hielt eine Einmischung des Bundes für eine Schwächung der königlichen Macht und verlangte von den Rittern Nachgiebigkeit. Herr von der Decken und Herr von Borries wollten die Verfassung durch den Bund umstürzen. Der Streit wurde so heftig und persönlich, daß Scheele, der viel ächt ritterliches Blut in sich hatte, den Herrn von der Decken forderte. — Georg V., dem die Stimme des Volkes von allen Seiten zurief, den verfassungsmäßigen Weg innezuhalten, entschied sich der Zeit für Scheele; Graf von Rostiz, der preußische Gesandte, leistete dabei gute Hülfe, und die Annahme des Septembervertrags von Seiten der Stände war größtentheils Frucht der politischen Constellation. Man hoffte bei dem Bunde die dem Ministerium Münchhausen von Preußen zugesagte Hülfe, d. h. Abweisung der ritterlichen Beschwerden aus formellem Grunde. Herr von Borries und Herr von der Decken schieden aus dem Ministerium, und der frühere Minister von Hammerstein trat als Minister des Innern wieder ein, von Reiche wurde Cultus-Minister, während Backmeister das Finanz-Ministerium übernahm.

Es setzte dies Ministerium die Inslebenführung der Justizorganisationen, der Städteordnung und Aemtereinrichtung durch; dann berief man im Mai 1852 gleichzeitig die allgemeine Ständeversammlung und die Vertreter der Provinzialstände, um der ersteren verschiedene Verfassungsveränderungen anzusinnen, den letzteren Vergleichsvorschläge

auf der Basis vorzulegen, welche 1849—1850 von den Ritterschaften selbst proponirt war. Von ersteren hebe ich nur die wichtigsten hervor. Den Gerichten sollte das Recht, über ihre eigene Competenz zu entscheiden, genommen, und ein Staatsgerichtshof für Competenzconflicte geschaffen werden. Sodann sollte den Ritterschaften und den Majoratsherren der Eintritt in die erste Kammer wieder erschlossen werden, neben den großen Grundbesitzern, die Stüve'sche Interessen-Vertretung aber größtentheils hinwegfallen —, dies Alles aber nur als Provisorium, da der Plan der Regierung Einigung mit den Provinziallandschaften voraussetzte. Die Stände waren nicht geneigt auf ein derartiges Provisorium einzugehen, dahin deutete wenigstens die von beiden Kammern gewählte Verfassungs-Commission. Während diese Commission, in der Bennigsen, Bezin, Neubourg, Wyneken, Wisch und Scheele von erster Kammer, Stüve, Lehzen, Lindemann, Ellissen, Dammers, Groß von zweiter Kammer neben Windhorst saßen, noch arbeitete, mußte die Regierung das sogenannte Junker-Parlament, ohne Einigung erzielt zu haben, entlassen. Die Junker machten Prätensionen, die selbst Herrn von Scheele viel zu groß waren, sie wollten nur unter der Bedingung die Corporation der Ritterschaften ändern und große Bauern darin aufnehmen, daß den so gebildeten Ritterschaften die ausschließliche Vertretung des großen Grundbesitzes in erster Kammer eingeräumt werde. Genug, man stellte Bedingungen, welche das Ministerium nicht annehmen konnte. Im Hochsommer mußte man die Stände vertagen. Diese Vertagung benutzte Stüve zu einem Sendschreiben an seine Wähler in Münden, in welchem er den König ermahnte, sich von dem schlüpfrigen Wege fern zu halten, sein einmal gegebenes Wort unter dem Vorwande, es widerspreche demselben nicht, wenn man die Abänderung der Verfassung durch den Bundestag nach dem Vorgange

Kurheſſens bewirken laſſe, zu brechen. „Wehe dem Lande und dem Fürſten“, ſchrieb er, „wo nicht Offenheit, Wahrheit und einfaches Worthalten, ſondern ſolche juriſtiſche und ſophiſtiſche Deductionen regieren.“ Er warnte aber auch den Bund vor einer Einmiſchung, ſei es ohne oder auf Antrag der Regierung.

Die geſammte Preſſe ſprach ſich in gleichem Sinne aus. Die Bureaukratie ſchien mit der Errungenſchaft, endlich zu wiſſen, woran ſie ſei; mit den Verſetzungen und neuen Beſoldungen, wobei man nach Kräften ihren Wünſchen entgegengekommen war, vollkommen zufrieden. Man mußte überall arbeitſam ſein, um ſich in die neuen Formen des öffentlichen und mündlichen Lebens hineinzugewöhnen, kurz, den Winter von 1852 bis 1853 verlebten die zahlreichen Beamten des Landes Hannover ſo glücklich und ruhig, wie keinen der Winter vorher; war doch die Ungewißheit, in welcher tauſende von Familien wegen des Wie? und Wo? ihrer künftigen Exiſtenz geſchwebt hatten, beſeitigt. Es waren von den Stadtgerichten und Patrimonialgerichten, welche beide aufgehoben waren, eine Menge Angeſtellter in den Staatsdienſt übernommen, und in vielen Städten des Landes bildete ſich in Folge der Einrichtung von Ober-Gerichten ein neues geſelliges Leben, friſches Blut ſtrömte durch dieſe Kreiſe, und die Maſſe der Bevölkerung theilte dies Gefühl der Erneuerung, des Wohlbehagens und der Sicherheit. Ueberall gab man ſich der Hoffnung hin, die Miniſter würden einſehen, daß es auf die vorgeſchlagene Weiſe mit den Verfaſſungsänderungen nicht gehe, daß aber, um zu einem Definitivum zu gelangen, Stände und Land den Rittern wohl einige Conceſſionen machen dürften. Nur eine der Zahl und der volkswirthſchaftlichen Macht nach unendlich ſchwache, und ihrer Schwäche verbitterte Partei war es, die gegen die Verfaſſung im Stillen

fortagitirte und keines der Mittel verſäumte, die ihre Verbindungen am Hofe ihr gaben, den König zum Werkzeug ihrer Pläne zu machen. Sie ſcheint den Winter gut benutzt zu haben, und die ſich dem Abſolutismus ohnehin zuneigende Geſinnung des Königs kam ihr ſehr zur Hülfe. Im Frühjahr 1853 machte Herr von Scheele einen abermaligen Verſuch zur Verſtändigung mit den Rittern — die Einwirkungen und Einflüſterungen des Winters waren vor der eindringlichen Sprache, die er mit dem Könige geredet hatte, gewichen; dieſer hatte ſich entſchloſſen, den Rittern eine Art Ultimatum zu ſetzen, das er ihnen am 3. April perſönlich verkündete, als man mit den Bevollmächtigten derſelben abermals zu einer Verſtändigung nicht gelangt war. Das Miniſterium Scheele nahm nun den ſchon von Stüve angegebenen Plan auf, das Geſetz vom 1. Auguſt 1851, die Organiſation der Provinziallandſchaften betreffend, fallen und die Landſchaften in ihrer bisherigen gänzlich bedeutungsloſen Lage fortexiſtiren und vegetiren zu laſſen; die hauptſächlichſten Befugniſſe, welche man den neuen Provinzial-Landſchaften hatte übertragen wollen, in Wegeſachen, aber einer neu zu errichtenden Behörde, einem Wegerath, zu übertragen. Dadurch entzog man jeder Einmiſchung des Bundestages auch die Scheingründe. Zugleich wurden den Ständen, die am 25. April zuſammentraten, Vorſchläge auf Abänderung der Verfaſſung, auf Modification der Zuſammenſetzung erſter Kammer und Aenderung des Wahlgeſetzes für die zweite Kammer vorgelegt. Der Begriff des „großen Grundbeſitzes“ ſollte, nach den Provinzen verſchieden, an eine Grundſteuerzahlung von 50 bis 120 Thlr. geknüpft werden, die Deputirten ſollten in jeder Provinz in einer einzigen Verſammlung gewählt werden, der König ſollte das Recht haben, jeden Majoratsherrn zum erblichen Deputirten in der Kammer zu machen. Die Abgeordneten für Handel

und Gewerbe sollten bei etwas erhöhtem Census von 10 auf 6 beschränkt werden, die Abgeordneten für die Volksschulen ganz wegfallen, die Abgeordneten der Rechtsgelehrten von 4 auf 2 reduzirt werden.

An den Wahlen zur zweiten Kammer sollten nicht mehr alle bisherigen Wähler, sondern nur die in Gemeindesachen Stimmberechtigten Theil nehmen; auch sollten in den Städten Magistrat und Bürgervorsteher ein für allemal Wahlmänner sein, zu denen noch eine gleiche Anzahl Wahlmänner hinzugewählt würden. — Auch sollte die erste Kammer aufgelöst werden können.

Es waren Vorschläge, auf die hin sich unterhandeln ließ, — so war mindestens die Ansicht der älteren, während die jüngeren und die jüngsten Mitglieder der zweiten Kammer von Unterhandeln durchaus Nichts wissen wollten, immer nur auf ihr gutes Recht pochten und das Banner dieses Rechts so hoch hielten, als sie konnten. Dennoch würden die theoretischen Gründe, mit welchen Bühren, Bauermeister, Ellissen, Gerding, Plank, Groß u. A. die mehr demokratischen Grundlagen erster und zweiter Kammer vertheidigten, nicht ausgereicht haben, wenn man Vertrauen zu der Macht und Entschiedenheit der Minister gehabt hätte. Man wußte aber einmal, daß Herr Backmeister, lüstern nach der Stellung eines Minister-Präsidenten, gegen Scheele intriguirte, daß der Einfluß des Ministeriums, namentlich des Minister-Präsidenten, bei dem Könige in starkem Abnehmen war, daß den Ministern sehr häufig eine Audienz beim Könige verweigert wurde, daß endlich die Minister auf die Ritter ganz ohne Einfluß waren und diese ihr Ziel nicht aus den Augen verloren. Man glaubte daher, das Ministerium sei nur ausersehen, Bresche in die Verfassung zu schießen, um dann einem rein junkerlichen Ministerium Platz zu machen, das mit den durch die Revision in erster Kammer gewonnenen

Kräften die Verfaſſung von 1848 ganz beſeitige. Es hatte ſich ein unendliches Mißtrauen gegen den guten Willen des Königs bei den Kammermitgliedern verbreitet, — eine Menge kleiner Umſtände und Aeußerungen deutete an, wie ſehr die Herrn Borries, v. der Decken, Kielmannsegge, Graf Platen und ihre Anhänger an Terrain gewonnen hatten. Viele gingen ſo weit, den König in Verdacht zu haben, daß er die widerſpenſtigen Ritter unter der Hand zum Widerſtande gegen die Scheele'ſchen Verſtändigungsverſuche aufmuntere. Die Partei Stüve, in der Kammer durch Lehzen, Buddenberg u. A. vertreten, die Exminiſter Theodor Meyer und Lindemann waren für Annahme der Verfaſſungs-Veränderung, auch in erſter Kammer waren die Hauptleiter, ſo Wyneken, Breuſing, Exterde, Wiſch, dieſer günſtig, die großen Grundbeſitzer ſelbſt zeigten weniger Selbſtſtändigkeit und ſchienen das eigene Intereſſe noch nicht gehörig zu würdigen. Wie zweifelhaft die Sache ſtand, bewies, daß der Regierungs-Antrag wegen Aufhebung des Geſetzes vom 1. Aug. 1851 von ziemlich großer Majorität angenommen wurde, und daß von Seiten der Linken durch Horſt II. ein Urantrag in dieſer Beziehung angekündigt wurde, welcher der Regierung noch größere Freiheit gewährte, als der Ausſchuß-Antrag. Es galt, da der Minoritäts-Antrag der Herren Plank, Elliſſen, Groß nur mit 42 gegen 35 Stimmen geſiegt hatte, vielleicht nur die Stimmen einiger Wenigen, Schwankenden, zu gewinnen. Das Miniſterium wartete aber nicht einmal eine zweite Abſtimmung ab, die zweite Kammer wurde am 30. Juni aufgelöſt.

Dieſe plötzliche Auflöſung ſoll nicht aus einem Beſchluſſe der Miniſter, ſondern aus dem Willen des Königs hervorgegangen ſein. Dieſer hatte ſich von Tage zu Tage mehr von der Herrſchaft, die Herr von Scheele über ihn ausgeübt hatte, emanzipirt — zeigte die höchſten Begriffe von ſeiner

Berechtigung, konnte Oppoſition in keiner Weiſe ertragen und begann den Miniſtern das Leben ſchwerer zu machen, als es Ernſt Auguſt in übelſter Laune, von Gicht geplagt, jemals gethan hatte. Es trat ſchon jetzt bei dem königlichen Ehepaare eine Eigenſchaft hervor, welche den entſchiedenſten Einfluß auf die Geſchicke des Landes geübt hat. Weder König noch Königin kannten den Werth des Geldes, beide waren mit Geſchenken an Muſiker, Schauſpieler, Schauſpielerinnen, Hofdamen, Dienerſchaften fremder Gäſte äußerſt freigebig, ebenſo gelangte ſelten ein Geſuch um Unterſtützung an dieſelben, ohne daß es Gewährung fand. Die Knappheit, worin die kronprinzliche Hofhaltung bei Ernſt Auguſt's Lebzeiten gehalten war, mochte das Bedürfniß freierer Bewegung hervorgerufen haben, kurz, die Ausgaben wurden nicht nach den Einnahmen beſchränkt, ſondern es ſtellte ſich bald das Verlangen ein, die Einnahmen nach den Ausgaben zu reguliren, was denn einen ſo ſparſamen und gewiſſenhaften Mann, wie den Hofmarſchall von Malortie in häufige Verlegenheit brachte.

Nach der Auflöſung der zweiten Kammer lagerte ſich dumpfe Stille über das Land; man fürchtete, der König würde von den Rittern zum Verfaſſungsbruch gedrängt werden; die Oppoſition der zweiten Kammer war ihres Sieges nicht froh, und wenn man dieſelben Stände im Herbſt wiederberufen hätte, es unterliegt kaum einem Zweifel, daß dann die Scheele'ſchen Propoſitionen die Majorität gefunden haben würden, vorausgeſetzt, daß ihr Urheber gegen die Ritter feſtgeſtanden hätte. Allein es ſollte anders kommen. Die Zeit des Sommers und eines Herbſtaufenthalts der königlichen Familie in Ketenkirchen wurde zu Intriguen gegen Scheele benutzt, denen, es iſt kaum glaublich, Herr von Bismark-Schönhauſen ſehr nahe geſtanden haben ſoll. Allein Preußens Diplomaten arbeiteten ja immer in

die Hände Oesterreichs. Daß man österreichischer Seits bemüht war, ein Ministerium zu beseitigen, das den September-Vertrag, wenn nicht abgeschlossen, doch nicht verhindert hatte, ist begreiflich. Backmeister in seinem Durst nach Macht soll nach öffentlichen Blättern gleichfalls gegen Scheele, der noch immer die Verfassung aufrecht erhalten wollte, intriguirt haben. Die geheime Geschichte jener Tage ist noch im Dunkeln.

Am 21. November wurde das Ministerium Scheele entlassen und von Lütken mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt. Es gab kaum einen verhaßteren Namen, und nach dem, was wegen Erwerbung der Elbinsel Kahlensand noch vor wenig Jahren in den Ständen verhandelt war, konnte keine ungeeignetere Persönlichkeit zum Minister-Präsidenten gewählt werden. Lütken umgab sich beinahe nur mit bürgerlichen Ministern: Geheimer Kriegsrath Wedemeyer, früher General-Secretär im Kriegs-Ministerium, übernahm das Innere, ein Ober-Gerichtsdirector Busch die Justiz, der frühere Lehrer des Königs, Consistorialrath Bergmann, das Cultus-Ministerium, Ernst v. Lenthe die auswärtigen Angelegenheiten, der Kriegs-Minister blieb.

Das Land antwortete auf diese Ministerernennung mit der Wahl einer zweiten Kammer, in welcher das Ministerium bei einer Gesammtzahl von 78 Mitgliedern kaum auf 10 Stimmen zählen durfte. Mochte es aus diesem oder einem andern Grunde sein, das Ministerium Lütken legte keinerlei Vorschläge von Verfassungsänderung vor; wohl aber forderte man außerordentliche Mittel für die Armee, welche die Stände bereitwilliger gewährten, als sie bei sorgfältiger Prüfung gedurft hätten. Aber man wollte den Vorwurf nicht auf sich laden, daß sich mit diesen Ständen nicht regieren lasse. Gleich nach dem Ministerwechsel wurde ein Mann nach Hannover zurückberufen, den Scheele entfernt hatte, der vorma-

lige Archiv-Secretär G. Zimmermann. Er war in Kiel Professor geworden, dann in dänische Dienste übergegangen und wurde jetzt als Geheimer Regierungsrath zurückberufen und zum Ministerial-Referenten ernannt. Er hatte ein Buch gegen die constitutionelle Monarchie geschrieben und beweisen wollen, daß sie für Deutschland nicht passe. Der König war entzückt darüber, und bald besaß Zimmermann mehr Einfluß als die Minister. Er war es, der mit einer neuen Erklärung der hannoverschen Regierung an den Bund betraut wurde. Seine Denkschrift vom November 1854, die man lange als ein Staatsgeheimniß betrachtete, liegt jetzt in der Lenthe'schen Zeitschrift gedruckt vor.

Wenn man diese Denkschrift gelesen, so versteht man erst, was der damalige Minister von Hammerstein, bei Empfehlung der Scheele'schen Verfassungsänderungen am 22. Juni 1853 in zweiter Kammer äußerte: Mit dem Umstoßen des gegenwärtigen Regierungs-Systems durch Ablehnung der Anträge stehe mehr auf dem Spiele, als man sich im ersten Augenblicke wohl denke — es stehe das ganze ständische Princip, das Prinzip der Vertretung des Volkes durch eine allgemeine Ständeversammlung auf dem Spiele. Soweit gingen also schon damals die absolutistischen Gelüste Georg's V., daß das Ministerium Scheele Furcht hatte, mit seinem Sturze könne derselbe das ganze ständische Prinzip beseitigen wollen.

Jene Denkschrift brachte Georg V. in Widerspruch mit der von Münchhausen abgegebenen Erklärung, die am Schlusse sagte: „daß aber der deutsche Bund keine neue Ungunst auf sich lade, das hat jeder Deutsche, vor allen haben es die Fürsten und Völker der kleinen Staaten dringend zu wünschen. Welche Gefahren ihnen ohne den Bund drohen, das hat das Jahr 1849 gezeigt, ohne seinen Schutz ist ihre Unabhängigkeit, ja die Existenz gefährdet, und was diese

trifft, das trifft zunächst und am schwersten die regierenden Geschlechter; denn mögen die Länder dereinst vielleicht auch Ersatz finden, den Dynastieen bleibt keine Aussicht für ihren Verlust entschädigt zu werden —". Der König provocirte jetzt selbst die Einmischung des Bundes, er stellte sich dem Kurfürsten von Hessen gleich.

Der Bund, welcher sich 1839, als das Volk ihn anrief, für incompetent erklärte, erkannte sich jetzt, da die Ritter ihn anriefen, für competent, und diese für legitimirt. Die März-Minister suchten einer Widerlegung, welche die Unrichtigkeiten und Sophismen der Zimmermann'schen Denkschrift darstellte, beim Bunde vergeblich Eingang zu verschaffen. Er faßte die berüchtigten Beschlüsse vom 12. und 19. April. Der erste Beschluß erklärte den § 33 der Verfassung als auf verfassungsmäßigem Wege nicht entstanden, und forderte die Regierung auf, den Rittern wiederum eine ihren althergebrachten Rechten entsprechende Vertretung in erster Kammer einzuräumen. Durch den zweiten Beschluß wurde die hannoversche Regierung ersucht, Verfassung und Gesetzgebung des Königreichs, unter Bezugnahme auf den Ausschußbericht, einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen, und die Uebereinstimmung mit den Grundgesetzen des Bundes zu bewirken. Der Regierung wurde die Art und Weise und die Ausdehnung der Revision überlassen, mit einer unbestimmten Einwirkung (Strafbaiern oder Strafpreußen?) war gedroht, wenn die Abänderungen auf Hindernisse stoßen sollten, einer der beliebten dunkeln Sätze fehlte nicht — „es finde die Pflicht, den in Art. 56 der W. S.-A. verzeichneten Weg einzuschlagen, insoweit nicht statt, als es sich um Wiederherstellung von Bestimmungen des noch unter dem Schutze jenes Artikels stehenden Landes-Verfassungs-Gesetzes von 1840 handle."

Die Regierung hatte es daher noch immer in ihrer

Hand, bei dieſer Reviſion den verfaſſungsmäßigen Weg einzuſchlagen oder zu octroyiren. Das Land erhob ſich beinah einſtimmig, um in unzähligen Petitionen Georg V. um Aufrechterhaltung der Verfaſſung zu bitten. Dies war ſchon geſchehen, als nur erſt das Gerücht von Frankfurter Berichten der Art auftauchte, alſo Ende März. Da der verfaſſungsmäßige Zeitpunkt zur Zuſammenberufung der Stände am 1. Febr. eingetreten war, ſo baten alle Petitionen um ſofortige Berufung der geſetzlichen Vertreter des Landes, die meiſten erinnerten den König daran, daß er zweimal freiwillig bei ſeinem königlichen Worte die Aufrechterhaltung der Verfaſſung verbürgt habe, und daß Liebe und Vertrauen das unſichtbare Band ſei, welches das Volk mit ſeinem Fürſten vereine, die Verfaſſung aber das ſichtbare Band, welches beide umſchlinge, ein Band, das nicht zerriſſen werden könne, ohne daß jenes gelockert ſei. — Was halfen aber alle Gründe? Es war beſchloſſen, die Verfaſſung zu vernichten. Ob dem Könige jene zahlreichen Petitionen der Vertreter der größten wie der kleinſten Städte wirklich wörtlich vorgeleſen ſind, — wer weiß es? Wenn dem ſehenden Ernſt Auguſt manches zu ſeinen Händen adreſſirte Document vorenthalten werden konnte, um wie viel leichter konnte das bei dem blinden Könige geſchehen!

Das Miniſterium ſchien lange zu ſchwanken, ob man die Stände berufen, oder ob man friſch darauf los octroyiren ſolle. Endlich entſchloß man ſich zu Erſterem. Die Kammern ſetzten eine Verfaſſungs-Commiſſion nieder aus den ausgezeichnetſten Capacitäten der Verſammlung: Stüve, Lehzen, Franke, Elliſſen, Plank, Gerding, Bauermeiſter, Adickes, Wyneken, Hilling, von Exterde, Matthäi. Der Ausſchuß erklärte ſich dem Könige gegenüber zur gütlichen Verhandlung bereit, wenn die Sache der Bundes-Verſammlung wieder entzogen ſein würde; gegen die Miniſter wurde

die Verfaſſungs-Widrigkeit des beobachteten Verfahrens geltend gemacht, ohne daß man zur Anklage ſchritt, ja ſelbſt nur von dem Beſchwerderechte Gebrauch machte. Die Perſonen der Miniſter ſchienen dazu den Ständen zu unbedeutend, dieſelben, namentlich Lütken, wurden auch während der ganzen Sitzung von Zimmermann wegwerfend behandelt. Die Voranträge der Commiſſion waren gedruckt, eben ſo eine Adreſſe an den König, in welcher es hieß, daß die Miniſter das, was ſie gethan, auf die geheiligte Perſon des Königs ſelbſt zurückwürfen, deſſen zweimal, am 9. September 1848 und am 18. November 1851, frei ertheiltes Königswort dem Lande den ſicherſten Schutz ſeiner Rechte und ſeiner Verfaſſung gewähre. Stüve war zum Berichterſtatter der Commiſſion beſtimmt; als die Verhandlungen aber beginnen ſollten, wurden die Stände am 12. Juli vertagt. Am 31. Juli wurde das Miniſterium Lütken entlaſſen und ein rein junkerliches Miniſterium eingeſetzt. Miniſter-Präſident wurde der Graf v. Kielmannsegge, bisher Bundestags-Geſandter, nebenbei Finanz-Miniſter; Cultus-Miniſter der bisherige Präſident des Ober-Gerichts in Celle: Ernſt Auguſt von Bothmer — der ſogenannte Criminaliſt; Juſtiz-Miniſter der Juſtiz-Rath v. d. Decken; Miniſter des Innern v. Borries; Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Platen Hallermund. Dieſe ließen den König am 1. Auguſt eine Verordnung unterſchreiben, in welcher das Verfaſſungs-Geſetz von 1848 ganz willkürlich nach Anleitung des Ausſchuß-Berichts feſtgeſetzt wurde, die Adelskammer wiederhergeſtellt war.

Während bei den früheren Miniſterwechſeln die General-Secretäre geblieben, höchſtens aus einem Miniſterium in das andere übergegangen waren, konnten jetzt bei dem Verfaſſungsumſturz die Verfaſſungsgetreuen nicht

mehr bleiben; Bening war schon unter Wedemeyer durch einen aus einem Winkel des Landes herbeigeholten Assessor ersetzt, der sich dadurch das glänzendste Zeugniß der Armuth gegeben, daß er von 1850—1860 nicht ein einziges Mal in der Stände-Versammlung gesprochen hat; der Ober-Justizrath Lichtenberg wurde durch einen Ober-Gerichtsrath Dankert, einen Protegé Decken's ersetzt; Küster und von Witzendorf blieben.

Dieser Verfassungsbruch brachte denn bei allen Gebildeten einen ungemeinen Eindruck hervor, man hielt denselben für viel schlimmer, als den Verfassungsbruch von 1837, denn Ernst August hatte die Haltung des Staats-Grundgesetzes niemals bei seinem königlichen Worte versichert. Man wußte nur nicht, sollte man mehr empört sein gegen die Adelspartei, welche die unmittelbarste Veranlassung war, oder gegen die nächsten Rathgeber des Königs, gegen Zimmermann und Genossen. Die königliche Familie fuhr, als wenn Nichts geschehen, zum Seebade nach Norderney, und der König nahm dort kreuzzeitungsritterliche Gratulationen in Empfang über den bewiesenen Muth.

Der Schwindel, durch Industrie-Unternehmungen schnell reich zu werden, von Frankreich ausgegangen und durch den französischen Crédit mobilier immer von Neuem angefacht — auf der anderen Seite der orientalische Krieg, zogen damals die Aufmerksamkeit Deutschlands von der hannoverschen Angelegenheit ab. In Preußen namentlich zeigte sich nur bei dem „Preußischen Wochenblatte“ einiger Sinn und einiges Verständniß für die Ereignisse in Hannover. Im Ganzen begriff man kaum den ungeheuern politischen Fehler, den, abgesehen von der Perfidie, Preußen am Bundestage beging, als es die Ausschuß-Anträge befürwortete. Georg V. sollte es aber bald gewahr werden, wie das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen ihm und seinem Volke zerrissen sei. Schon

seit 1855 griff eine gänzliche Theilnahmloſigkeit gegen die Geſchicke der Dynaſtie um ſich. Es bildete ſich mit Naturnothwendigkeit der Gedanke aus, daß das Recht und die Freiheit in den einzelnen deutſchen Staaten nie geſichert ſei, ſo lange nicht Deutſchland einig, ſo lange nicht das deutſche Volk einig zuſammenſtehe zur geſetzlichen Vertheidigung ſeiner Freiheit, wie jetzt die deutſchen Regierungen zur Unterdrückung derſelben. So ſprach ſich ſchon damals Plank in einem gedruckten Schreiben an ſeine Wähler aus.

Am meiſten niedergeſchlagen waren die „eigentlichen“ Conſtitutionellen, die Partei Stüve's und ſeine Freunde, die 1848 unter ſo großer Anſtrengung die Rechtscontinuität aufrecht erhalten, während im demokratiſchen Lager Stimmen laut wurden, die darauf hinwieſen, was denn nun alle Rechtscontinuität, aller vertragsmäßige Abſchluß der Verfaſſung, was das in das Archiv der Stände niedergelegte Patent über die unverbrüchliche Haltung derſelben geholfen habe? Stüve, welcher mit ſolcher Vorliebe am deutſchen Bunde gehangen, zu deſſen Reactivirung ſo thätig mitgewirkt, der noch 1852 das einzige Heil Deutſchlands in demſelben geſehen — war auf dieſe Weiſe abermals durch Thatſachen überführt, daß der Bund — ein Fürſtenbund ſei und bleibe, und daß er Rechtsſicherheit nie gewähren werde. Lehzen ſtarb in der That an dem Schmerz über den Verfaſſungsbruch, nachdem er ſein vorzügliches Werk über hannoverſche Finanzen eben vollendet.

Macaulay ſagt von einer Epoche während der Regierung Georg's III.:

„es war eine Zeit, wo es für ausgemacht zu gelten ſchien, die Regierung könne nur durch die ſchlechteſten, unſittlichſten Kunſtgriffe aufrecht erhalten werden.“

Eine ähnliche Zeit kam jetzt für Hannover.

Das Schatzcollegium hatte Beschwerde wegen Verfassungsverletzung bei dem Bunde erhoben. Obgleich dasselbe dazu verfassungsmäßig legitimirt war, wurde die Beschwerde einfach zurückgewiesen*).

Damit war das erfolgreichste Mittel des Widerstandes unwirksam gemacht. Es fragte sich, ob die Gerichte die Rechtsgültigkeit der Octroyirungen anerkennen würden. Als sich nun der kleine Senat des Ober-Gerichtes zu Aurich, auf Antrag des Referenten Ober-Gerichts-Assessors Plank für die Rechtsungültigkeit der Verordnung vom 1. August 1855 ausgesprochen hatte, wurde ohne ständische Genehmigung ein sogenanntes Nothgesetz verkündet, — unmangelhafte Befolgung der Gesetze und Verordnungen, so wie Einrichtung eines Staatsgerichtshofes betreffend — welches jedes Mitglied eines Gerichts oder einer Verwaltungsbehörde, Magistrate wie Kirchendiener inbegriffen, wenn dasselbe in amtlichen Erlassen und Handlungen die Verfassungsmäßigkeit und Rechtsgültigkeit der von der Regierung erlassenen Gesetze und Verordnungen seiner Beurtheilung unterzieht und bestreitet, wegen solcher Auflehnung gegen die königliche Prärogative mit sofortiger Dienstentlassung bedrohte, die im Disciplinarwege von einem vom Könige ernannten, in Hannover seßhaften Staatsgerichtshofe erkannt werden sollte. Dadurch wurden alle Richter und Verwaltungsbehörden rechtlos gemacht, die Bestimmungen des Staatsdienergesetzes willkürlich umgestoßen. Das Gesetz enthielt eine unzweifelhafte Verfassungsverletzung. — Petitionen wegen Aufrechterhaltung der Verfassung, wie solche in muthiger Sprache von

*) Schatzrath Lang war diesen Bestrebungen entgegengewesen, er hatte sich, wie jetzt allgemein bekannt wurde, schon früher den Rittern verkauft: der Kaufpreis sollte jedoch erst 1836 bezahlt werden.

Osnabrück ergangen waren, wurden als Staatsverbrechen verfolgt, und als die Schwurgerichte freisprachen, am 28. December eine Verordnung octroyirt, welche Staatsverbrechen der Competenz der Schwurgerichte entzog. — Das Wahlgesetz ward einseitig auf eine Weise geändert, welche der Regierung den größten Einfluß gab. Gegen geachtete Staatsdiener, von denen man wußte, daß sie verfassungstreu waren, wurden Härten geübt, man suchte sie, wenn es Richter waren und kein anderes Mittel zu Gebote stand, durch unmotivirte, ihnen persönlich unangenehme Versetzungen zu strafen. Gegen Plank leitete man eine Disciplinar-Untersuchung ein und cassirte ihn. Die Presse ward auf alle mögliche Weise geknebelt, nicht blos die inländische, sondern auch die auswärtige. Minister von Borries und Polizeidirector Wermuth ließen z. B. den Verleger wie den Redacteur der in Bremen erscheinenden „Weser-Zeitung" nach Hannover kommen, um sie, unter Drohungen des Verbots der Zeitung, zu vermahnen. Herr von der Horst II., welcher gewohnt war, seinen Wählern nach jeder Session der Kammern Bericht abzustatten, klagt in dem Berichte von 1855 darüber, daß er im Hannoverschen keinen Drucker habe finden können, der diese mit der größten Mäßigung und Vorsicht verfaßte Schrift druckte. Correspondenten auswärtiger Zeitungen fühlten den weitreichenden Einfluß des Herrn v. Borries in so entschiedenem Maaße, daß sie die Correspondenzen aufgaben, weil ihre Briefe von den Redactionen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wurden. — Wo irgend ein Druck auf liberale Persönlichkeiten auszuüben war, da wurde er geübt. Alles, was vom Hofe, von den Domänen, von den Eisenbahnen mit Arbeit beschäftigt wurde, mußte sich politisch dienstbar zeigen. Die Polizei in Hannover, zu einer Centralstelle erhoben, war ungemein thätig. Jede Reise eines Verfassungsfreundes wurde überwacht, und wenn ein Mit-

glied der frühern Opposition nach Hannover kam, folgte man ihm auf Schritt und Tritt. Wermuth, früher Advocat und Director der Weser-Dampfschiffahrtsgesellschaft in Hameln, schon von Ernst August nach Hannover berufen, hatte sich in so hohem Grade das Vertrauen des Königs zu erwerben gewußt, daß er auch in andern als zu seinem Ressort gehörenden Dingen um Rath gefragt wurde. Er mußte jeden Morgen Sr. Majestät über die Polizeivorfälle der Residenz und des Landes referiren, und dies gab dann Gelegenheit zu Anknüpfungen anderer Art. In den Fragen der höheren Politik blieb Zimmermann der Hauptrathgeber, in anderen Dingen hatte der König mancherlei Begünstigte. Um jene Zeit war es einer der vielen Schleswig-Holsteiner, Schow, zum Bürgermeister in Leer gewählt, welcher sehr häufig von Leer her zum Könige beschieden wurde, um seinen Rath zu ertheilen.

Georg V. zeigte sich in der Huld gegen seine Günstlinge nicht so ausdauernd als sein Großvater. Wie hatte derselbe sich z. B. noch vor kaum einem Jahre im Hause des Justiz-Ministers Busch so freundlich und holdselig gezeigt, sich zum Gevatter angeboten und die ganze Familie mit Liebe und Freundschaft überhäuft! Jetzt war von Busch nicht mehr die Rede. Auch ein anderer Personenwechsel fiel auf. Die Hofschauspielerin Fräulein Baumeister war längere Zeit hindurch befohlen worden, Sr. Majestät vorzulesen. Diese beim Publikum sehr beliebte Schauspielerin wurde plötzlich entlassen. Da das müßige Publikum keinen Grund dieser plötzlichen Ungnade kannte, legte es sich auf Conjecturen und behauptete, die Königin habe diese Entlassung verlangt und durchgesetzt. Eine neue Person, die von der höchsten Gnadensonne beschienen wurde und den allergrößten Einfluß auf die Person des Monarchen gewann, tauchte um diese Zeit auf, — der Friseur Lüprecht. Woher das

große Vertrauen des Königs zu dieſer als Großalmoſenier u. ſ. w. benützten Perſönlichkeit rührt, darüber giebt es verſchiedene Lesarten, die hier nicht mitgetheilt werden können. Daß die Baumeiſter in Lüprecht's Hauſe wohnte, und dieſer zuerſt von ihr dem König empfohlen ward, wird wahr ſein. — Die Königin, da wir ihrer einmal erwähnt haben, hatte nach dem Kronprinzen, der am 21. September 1845 geboren war, dem Könige zwei Prinzeſſinnen am 9. Januar 1848 und 3. December 1849 geboren, und man glaubte ſchon an eine Nachkommenſchaft wie die Georg's III., als ein Ende da war. Man ſprach von einer weiblichen Krankheit. Wenigſtens wurde mit Aerzten viel gewechſelt, und nachdem der Rath des Wunderdoctors und Kräutermannes Lampe in Goslar, der vom Könige mit dem Titel Director begnadigt war, nicht angeſchlagen hatte, wandte man ſich am Hofe der Homöopathie zu. Die Königin miſchte ſich nicht in Politik, ſie war nicht geiſtig bedeutend genug dazu; hatte ſie doch ihre Freude daran, vor den Genoſſen des frühern ſo ſehr beſchränkten Altenburger Hofkreiſes jetzt als Königin glänzen, es der Schweſter Eliſabeth, der Großherzogin von Oldenburg, zuvor, der Schweſter Alexandra, Gemahlin des Großfürſten von Rußland, beinah gleich thun zu können, und die Couſinen von Reuß-Greiz weit hinter ſich zu laſſen. Wurde auch ihre Laune vorübergehend getrübt, wenn eine Gräfin Münſter, eine Fürſtin Dolgorucki in einem neuen, vielleicht ſchöneren Schmuck bei Hofe erſchien, als zufällig eben die Königin trug, ſo waren die Mittel ja da, am nächſten Hoftage eine glänzende Revanche zu üben. In Kleidern und Juwelen wurde am Hofe der Königin im hohen Maaße Luxus getrieben. Es tauchte auch 1856 in dem Kopfe derſelben ſchon der Gedanke auf, daß es gar ſchön wäre, wenn ſie im Lande der Welfen, das an Raubſchlöſſern nicht arm, ſo eine alte Ritterburg habe wie der König von Preußen

und der Prinz von Preußen in Stolzenfels und Rheinstein. Da Hannover aber keinen Rhein hat und die Reisenden das alte Schloß doch sehen mußten, so sollte dasselbe an der Eisenbahn liegen. Ein Bergabhang bei Nordstemmen wurde gekauft, ein Künstler, der den Plan zu einem alten Schlosse entwarf, fand sich leicht, andere mannichfache Uebelstände, Kalkbrennereien mit ihren die ganze Gegend verpestenden Dämpfen, der Mangel an sonstigem Grundeigenthum u. s. w. wurden übersehen, und der Bau der Marienburg bei Nordstemmen wurde beschlossen. Wer von Hannover oder Hildesheim nach Göttingen reist, sieht den mittelalterlichen Bau, wenn es dem nicht unterrichteten Fremden auch schwer wird, den Zweck zu ergründen. Die Inconvenienzen der Lage und der beschränkten Räumlichkeit des umgebenden Grundeigenthums haben sich schon jetzt in starkem Maaße herausgestellt, und die Königin Marie wird wohl nicht zu häufig auf der Marienburg residiren.

Großfürstin Constantin hatte sich, ich glaube im Sommer 1856, über die beschränkten Räume des Schlosses Montbrillant, der königlichen Sommerresidenz, ausgesprochen. Als Winterresidenz hatte der König schon das Wangenheim'sche Palais und das daneben liegende Gebäude am Friedrichswalle erworben, da das alte Palais an der Leinstraße in dem Zustande bleiben sollte, in welchem Ernst August es bewohnt hatte, das Schloß selbst aber zu ungemüthlich und groß war. Es tauchte also der Gedanke an einen großartigen Schloßbau in Montbrillant mit glasverdecktem Hof und Spielplatze auf, und der Hofkammeister Tramm hatte im Winter 1856 57 den Plan dazu schon fertig. Die Geldmittel sollte die Chatoullekasse hergeben, wie es damals hieß. Aber es war Ebbe in den königlichen Kassen, und diese Ebbe war es, die dazu drängte, daß man den Ständen von 1856 eine Veränderung des vom Bunde

unangetaſtet gelaſſenen Finanzcapitels anſann, nämlich die 1833 zwar als rechtlich möglich dargeſtellte, aber als unthunlich unterlaſſene, 1848 als verderblich gänzlich beſeitigte Ausſcheidung eines Domanialcomplexes, mit einem Einkommen von 500,000 Thlr. zur eigenen Verwaltung des Königs, und zugleich eine Erhöhung der Kroudotation von 500,000 Thlr. Conv.-Münze auf 600,000 Thlr. Daneben wollte man, in der Furcht, daß doch wohl einmal eine Zeit kommen könne, wo Hannover in Preußen und dieſes in Deutſchland aufgehen werde, dem geſammten Domanialcomplexe, — der ja nur theilweiſe aus alt-welfiſchen Hausgütern ſtammte, zum Theil durch Staatsverträge, Käufe ꝛc. erworben war, — wo möglich den Charakter des reinen welfiſchen Privateigenthums aufdrücken; endlich wollte man die Rechte der Stände bei der Steuerbewilligung weſentlich beſchneiden und das Schatzcollegium, dieſen unbequemen Controleur und Wächter der Verfaſſung, gänzlich beſeitigen.

Auf die erſte Kammer glaubte man unter allen Umſtänden rechnen zu können, mußten doch die Ritter ſich dankbar bezeigen für die Reſtauration ihrer ſogenannten Rechte. Dagegen waren die Wahlen zur zweiten Kammer — die demokratiſche Partei hatte in Hannover nicht, wie in Preußen, auf die Betheiligung verzichtet — nicht nach Wunſche ausgefallen. Zwar hatte man die eifrigſten Vertheidiger der Verfaſſung vom Rechtsſtandpunkte aus, die jungen und alten Demokraten Albrecht, Bauermeiſter, Elliſſen, Gerding, Plank nicht wieder erwählt, dagegen aber die Alt-Liberalen aus der vormärzlichen Zeit, die Exminiſter und die Mehrzahl jener Bauern, die ſchon in den Verfaſſungskämpfen von 1838 mitgewirkt hatten. Die Regierung ſuchte ſich dadurch zu helfen, daß ſie nicht nur allen Staatsdienern, deren ſie nicht ſicher war, ſondern auch namentlich allen Magiſtrats-Mitgliedern,

welche sie fürchtete, den Urlaub verweigerte. Dadurch kamen aber gerade zum Theil die Exminister, die als Ersatzmänner doppelt und dreifach, Lehzen sogar sieben Mal, gewählt waren, in die Kammer: Graf Bennigsen für Osnabrück, Braun für Harburg, Münchhausen für Stade, Theodor Meyer für die Universität, Windhorst für Papenburg. Lehzen starb inzwischen, für ihn trat als Ersatzmann Dr. Oppermann ein.

Die erste Kammer machte es sich auf den Sitzen, welche 6 Jahre hindurch von den großen bäuerlichen Grundbesitzern, Kaufleuten, Deputirten der Rechtsgelehrten eingenommen waren, ganz bequem und nahm eine Miene an, als wären die Jahre 1848—1856 gar nicht in der Welt gewesen. Die Bauern thaten nach ihrer Meinung besser, wenn sie die langen blauen Röcke, oder gar die modernen Fracks wieder auszögen, um in der Jacke hinter dem Pfluge herzugehen.

In der zweiten Kammer zeigte sich zwar eine entschiedene Opposition gegen diese Minister und diese Regierungsmaßregeln, allein den rechten Muth, der Sache zu Leibe zu gehen, wo sie faul und unhaltbar war, hatte man nicht, man stellte sie vielmehr auf den Standpunkt des fait accompli, und wollte von da aus das bestehende Finanzcapitel von 1848 vertheidigen, die auch selbst nach der octroyirten Verfassung rechtsungültigen Nothgesetze beseitigen.

Nur der Landcommissair v. Honstedt erklärte von vornherein: daß die durch Verordnung vom 1. August 1855 publicirten Verfassungs-Veränderungen auf verfassungsmäßigem Wege nicht erlassen seien, er solche für rechtsverbindlich nicht halte und daß er sich als Deputirter denselben nur unter Wahrung aller Rechte des Landes unterwerfe, dem Machtgebote der Ereignisse folgend. Herr v. d. Horst II. gab erst

viel ſpäter für ſich und im Namen ſeiner Freunde die Erklärung ab: ſie befänden ſich nicht auf dem Boden des Rechtes, ſondern dem der Thatſache. Offener als die Ritter 1848 befürworteten ſie, daß ſie ſich den Thatſachen nur fügten, ſo lange dieſelben ſtärker ſeien als das Recht. Was dieſe ſagten, dachten alle nicht ſchon corrumpirten Stände-Mitglieder und alle denkenden Landeseinwohner.

Die ſich bildende Oppoſition fiel der Führung des gewandten Windhorſt anheim, denn weder Graf Bennigſen noch Münchhauſen beſuchten die Vorverſammlungen, in welchen die bisherigen Demokraten im Vereine mit den Exminiſtern und Alt-Liberalen beriethen, Windhorſt mag ſich wieder mit Münchhauſen und Bennigſen verſtändigt haben. Es galt eine vollkommen „correcte" Oppoſition zu machen, an der ſelbſt Metternich Nichts auszuſetzen gehabt hätte. Deshalb kam man auch dem Könige bei der Forderung für den Militäretat mit viel größerer Geneigtheit entgegen, als man bei gewiſſenhafter Prüfung hätte thun dürfen, man erhöhte den Militäretat von 1,700,681 Thlr. auf 2,620,820 Thlr. In die Verfaſſungs-Commiſſion wählte man zwar Oppermann und Krönke, welche Aenderungen des Finanzcapitels überhaupt nicht wollten, allein man wählte ſie wohl nur, damit ſie den „correcten" Anträgen der Majorität, welche auf die Beſtimmungen des Staatsgrundgeſetzes hinauswollte, zur Folie dienen könnten. Alle Correctheit und eine Stimmenmehrheit von 50 gegen 31 in allen Hauptfragen half der zweiten Kammer indeß Nichts, die erſte Kammer erklärte ſich günſtig für die Regierung und ließ ſelbſt den Schatzrath von Bothmer, welcher das Finanzcapitel im ſtändiſchen Intereſſe redigirt wiſſen wollte, im Stiche. Die erſte Kammer war nicht dahin zu bringen, die Verfaſſungswidrigkeit und Verwerflichkeit der Nothgeſetze anzuerkennen, die Ritter

derſelben erſchienen überhaupt als Ritter von der traurigſten Geſtalt.

Während die Stände im Mai und Juni vertagt waren und nur die Commiſſionen arbeiteten, ereignete ſich eine äußerſt charakteriſtiſche Begebenheit, welche unwillkürlich an Georg III. erinnert. Als der Herzog von Devonſhire, Fürſt der Whigs genannt, einſt jenem Könige ſeine Aufwartung machen wollte, ſagte dieſer zu einem der Pagen: gehe zu ihm und ſage ihm, daß ich ihn nicht ſehen will. Der Herzog riß ſeinen goldnen Schlüſſel ab und entfernte ſich kochend vor Wuth. — So „widernatürlich halsſtarrig", wie Macaulay bemerkt, Georg III. war, er hat ſich ſpäter bitter demüthigen müſſen. — Der Exminiſter von Münchhauſen hatte nun in der Commiſſion dem ſchwachen Präſidenten derſelben die Herrſchaft aus der Hand geriſſen, und er war es, der ſich, wenn auch nicht der Kronausſcheidung ſelbſt, doch der Art und Weiſe derſelben nach 20jährigem Durchſchnittsertrage und durch königliche und ſtändiſche Commiſſarien geſchehend, entſchieden widerſetzte. Da die Mitglieder zweiter Kammer zuſammenhielten, und von der erſten Kammer wenigſtens der Schatzrath v. Bothmer das ſtändiſche Princip zu wahren ſtrebte, ſo blieben die beiden Miniſter Kielmansegge und von Bothmer beſtändig in der Minorität, ſie waren auch außerdem ſo wenig ſelbſtſtändig inſtruirt, daß ſie über alle Vorſchläge erſt die königliche Genehmigung einholen mußten und der König dann erſt wieder Zimmermann, der das Finanzcapitel entworfen hatte, zu Rathe zog. In dieſer Situation ließ der König dem Exminiſter von Münchhauſen ſagen: er wünſche ihn und ſeine Gemahlin fortan nicht bei Hofe zu ſehen. Der Hofmarſchall hatte die Botſchaft nicht ausrichten wollen, ich glaube, daß Herr v. Borries ſich dazu hergab. Das war für den ganzen hoffähigen Adel eine ſo unerhörte Maßregel, daß man daran dachte, ſich

im nächsten Winter in Masse vom Hofe zurückzuziehen. Den bürgerlichen Exministern ging, so viel ich weiß, ein solches Verbot nicht zu, sie erschienen von selbst nicht bei Hofe, auch Graf Bennigsen, von dem der König geäußert: er sei ein Engel gegen Münchhausen — („aber ein viel rötherer", sagte ein Witzbold) erschien dort nicht.

Alle Correctheit der Opposition half nicht, die Stände wurden vertagt, dann aufgelöst, und das Geschäft des Octroyirens rücksichtslos weiter getrieben.

Am 7. September 1857 wurde ein neues Finanzcapitel octroyirt, scheinbar die alte Kassentrennung, da diese nach den Organisationen ohne große Belastung der Kronkasse aber nicht durchzuführen war, in der That ein gänzlich beliebiges Provisorium hinsichtlich der Hauptsache der Ausgaben, welche altherkömmlich und nach dem Verfassungsgesetze von 1840 auf der königlichen Kasse ruhten; eine ganz einseitige Erhöhung der Krondotation auf 600,000 Thlr. —

Es war freilich gesagt, es sollten mit den Ständen Verhandlungen über die Vertheilung der Ausgaben eingeleitet werden, außerdem hatte der König die Gnade, er wußte wohl warum, zu erklären: falls die allgemeine Stände-Versammlung auf Wiedereinführung der Kassenvereinigung gerichtete Wünsche aussprechen sollte, erkläre sich die Regierung zwar geneigt, auf dieselben einzugehen, aber nur unter der Voraussetzung, daß die von der Regierung alsdann zu machenden Vorschläge genügendere Berücksichtigung fänden, als dies während der letzten Diät in zweiter Kammer der Fall gewesen sei. — Ein rechtlicher Grund für die Octroyirung war nicht angegeben, denn weder das Verhalten zweiter Kammer, noch der Bundestags-Beschluß vom 19. April 1855, der aussprach, daß der Ausschuß über diese Verhältnisse im Unklaren sei, konnte als solcher gelten. Graf Kielmansegge,

der Finanzminister, hatte Niemand finden können, der seine Krondotations-Ausscheidungspläne und ein Budget, wie er es bedurfte, zurecht machte. Der General-Secretair im Finanz-Ministerium, Baar, unehelicher Sohn des alten Erblanddrosten, aber, wie häufig, der legitimen Linie an Geist unendlich überlegen, war damals noch zu ehrlich, um einem Systeme zu huldigen, das er mit seinen Anschauungen verdammen mußte, einem Systeme, das, wie der Volksmund sagt, bewirkt haben würde, daß sich sein alter Freund und Gönner, Lehzen, im Grabe herumdrehte. Nun geschah das wahrhaft Abscheuliche. Ein Mann, der als Schatzrath der Verfassung besondere Treue geschworen, der gegen Stüve und alle folgenden Ministerien den liberalen Oppositionsmann gespielt und so eine Art Führerschaft der Liberalen errungen hatte, Schatzrath Lang gab sich dazu her, als Lückenbüßer einzutreten und die gehässigste, dem Lande verderblichste Maßregel durch Octroyirungen in's Leben zu führen.

Die liberale Presse in Hannover und in Bremen und Hamburg war so eingeschüchtert, daß sie zu dieser neuen Gewaltmaßregel schweigen mußte. Nur die altpreußische Partei im Preußischen Wochenblatte, die Augsb. Allg. Zeitung, auch wohl die Kölner Zeitung wagten sich auszusprechen. Die Regierung kaufte auch noch ein in Nienburg von einem Buchdrucker herausgegebenes Blatt, die „Hannoversche Dorfzeitung", welche fortan als „Hannoversche Nachrichten" alle den Abhub und Skandal aufnehmen mußte, welchen man der officiellen Hannoverschen Zeitung nicht aufzubürden wagte. Diese Nachrichten wurden in der schlechtesten Manier des Kreuzzeitungs-Zuschauers redigirt. Neue Wahlen waren auf Februar ausgeschrieben.

Macaulay erzählt von einer Periode während der Regierung Georg's III. — „für die Rache des Hofes war nichts

zu niedrig, die Aechtung erſtreckte ſich auf Zollwächter, Viſitatoren, Thürſteher.“ Ganz ſo ſchlimm war es jetzt freilich unter Georg V. in Hannover nicht, aber ſchlimm genug. Wie man das Land mit dem Schreckbilde einer octroyirten Kaſſentrennung ängſtigte, ſo drohte und ſchreckte man jede bei der Wahl thätige Corporation, und in dieſer wieder alle diejenigen, welche irgend einen Einfluß auf die Wahl ausüben konnten. Borries bereiſte die Provinzen, die ganze Junkerſchaft war thätig in ſeinem Intereſſe. Die Beamten mußten oft gegen ihre innerſte Ueberzeugung vollbringen, was ihnen von Oben anbefohlen war. Die Landdroſten mußten nach Hannover kommen, um perſönlich Inſtructionen wegen der Wahlen zu empfangen; von den Centralſtellen der Eiſenbahnen, Poſten, Forſten, Steuern, ergingen an das geſammte Unterperſonal die gemeſſenſten Befehle, wie ſie ſich bei den Wahlen zu verhalten hätten; der Juſtiz-Miniſter ließ durch die Staatsanwälte wirken, der General-Adjutant ſchrieb ſogar an die penſionirten Landwehroffiziere von 1813, das Oberhofmarſchallamt verſäumte nicht, ſeinen Einfluß auf alle vom Hofe Abhängigen geltend zu machen bis herab zu den Orcheſter-Mitgliedern und Thürſtehern im Theater. Wo man mit Drohungen nichts zu erreichen wußte, wandte man Verſprechungen und Zuſicherungen an, hier war eine Garniſon, dort eine Schleuſe, dort Sitz eines Ober-Gerichts oder Amts-Gerichts, dort eine Eiſenbahn oder ein Bahnhof wenigſtens der hingeworfene Köder. Die Oppoſition wurde der niedrigſten Motive beſchuldigt: der „Nachrichter“, wie das neue Organ, das man den Leuten umſonſt in die Häuſer brachte, vom Volkswitz betitelt wurde, ſtrotzte täglich von Schmähungen gegen die Führer der aufgelöſten zweiten Kammer.

Dazu war die Zeit leider darnach angethan, jedes edle patriotiſche Gefühl als lächerlich erſcheinen zu laſſen. Der

industrielle Schwindel hatte in Hannover durch Begünstigung von Seiten des Finanz-Ministers überhand genommen, Alle, welche etwas Geld hatten, wollten auf wohlfeile Art reich werden. Das Peiner Hüttenwerk, die Neustädter Schwindelei, die Georg-Marienhütte, zu der König und Königin die Namen hergaben, die Hannoversche Bank, die Nienburger chemische Fabrik, die Gindecker Zuckerfabrik und eine Masse anderer Unternehmungen ähnlicher Art zogen das Interesse von den politischen Vorgängen ab. Tausende von Familien hatten bei diesen Unternehmungen, die bis auf die Hannoversche Bank sämmtlich dem Bankerotte oder der Liquidation nicht entgangen sind oder entgehen werden, ihr Vermögen verloren. Die Opposition hatte außerdem durch ihr laxes Verhalten in Beziehung auf den Rechtspunkt das Vertrauen eingebüßt, mindestens zu einer Begriffsverwirrung, die sich schwer rächte, Veranlassung gegeben.

Herr von Berries brachte eine Wahl zu Stande, deren Resultat der Regierung günstig war, mindestens konnte von einer compacten Mehrheit der Opposition in der zweiten Kammer nicht mehr die Rede sein. Da aber eine große Anzahl neuer Leute, namentlich aus dem Bauernstande gewählt waren, deren man nicht sicher war, so schritt man wieder auf dem Wege des einseitigen Eingriffs in die Gesetzgebung voran. Unter der Form einer Ausführungs-Verordnung erließ man einen wesentlichen Zusatz zum Staatsdienergesetze, wonach pensionirte Staatsdiener den Ministerial-Departements, in denen sie angestellt gewesen, untergeordnet, und die mit Ruhegehalt entlassenen Minister der unmittelbaren Dienstherrlichkeit des Königs unterstellt wurden, so daß nunmehr die Pensionirten die Erlaubniß ihrer Oberbehörde, namentlich des Königs, bedurften, um in die Stände-Versammlung einzutreten. Kraft dieser Verordnung, welche der ständischen Genehmigung bedurft hätte,

wurde denn den Miniſtern Stüve, Graf Bennigſen, Braun, v. Münchhauſen, Theodor Meyer und Windhorſt der Urlaub verweigert, und die Kammer dadurch der alten Führer, welche namentlich durch ihr Anſehen in Beziehung auf die Neuerwählten gefährlich waren, beraubt. Wahrhaft ſcandalös war der Grund, den man anführte, um dem Obergerichts-Anwalt von der Horſt den Eintritt in die Kammer zu verweigern. Derſelbe ſollte durch die oben erwähnte Verwahrung von 1856 ſich für unfähig erklärt haben. Man ließ ihm frei, ſeinen Eintritt durch Widerruf jener Erklärung zu erwirken, er weigerte ſich deſſen, und die Majorität der zweiten Kammer erklärte auf den Antrag des Amtsrichters Klee die Beanſtandung der Wahl für gerechtfertigt. Die Wahl in Emden wurde beanſtandet, weil der Gewählte, der früher ſchon unangefochten Mitglied der erſten Kammer geweſen, Mennenit ſei. Die geſammten Wahlen der oſtfrieſiſchen Grundbeſitzer wurden beanſtandet. Nachdem man ſo eine Kammer zurecht gemacht*), in der man der Majorität ſicher war, wurden die etwa zweifelhaften Bauern von Regierungsräthen und Amtmännern in die Mitte genommen und nicht aus den Augen gelaſſen, ſo daß man ihre Zuſammenkunft mit liberalen Deputirten die erſte Zeit gänzlich verhinderte. Es heißt deshalb im Liede: „Lammann hütet die Bauern.“

Mit dieſer Majorität zweiter Kammer und einer ſich im Großen und Ganzen vom Hofe immer abhängig zeigenden Majorität erſter Kammer iſt es Herrn v. Borries gelungen, ſeine Mißregierung bisher weiter zu führen. Wer da glaubt,

*) Der Ausdruck paßt ganz und gar, denn es wurde für alle Mitglieder, welche der Führung Borries' folgten, ſogar der Platz in der Kammer beſtimmt und octroyirt, nur die an ſich zuverläſſigen ließ man dieſen ſelbſt wählen.

daß Borries ein Mann von irgend welchem organisatorischen Talent wäre, irrt sehr. Aus seinem Gehirne ist auch noch nicht eine schöpferische Idee hervorgegangen, seine ganzen Organisationen sind nur auf das Gegentheil von dem gerichtet, was Stüve, der ursprüngliche Schöpfer derselben, in's Leben rufen wollte, er hat die Stüve'schen Organisationen nur in seinem Sinne revidirt, d. h., Alles daraus entfernt, was dem Volke die Selbstregierung gab oder es zum Selbstgouvernement erzog, Alles entfernt, was nach Freiheit und Demokratie irgend schmeckte, dagegen Alles hinzugefügt, was die Regierungsmacht verstärken konnte, was der Büreaukratie und dem Absolutismus in die Hände arbeitete. Denn bei der Art und Weise, wie bei uns regiert wird, läuft alle Verstärkung der büreaukratischen Gewalt schließlich auf Verstärkung der absoluten Gewalt hinaus. Borries ist ein sehr arbeitsamer Mann, hat große Arbeitskräfte, vielerlei Wissen, guten Willen zur Hebung des Ackerbaues, angeborene Vorliebe für seine Provinz, das Bremische, daneben ist er von großer Zähigkeit, hat eine eiserne Stirn und einen breiten Rücken. Wenn Herr von Bennigsen in der Kammer eine Philippika gegen ihn hält, geht er mit grinsendem Gesicht zu seinen Vertrauten in der Kammer, diesem eine Prise bietend, jenem auf die Schulter klopfend. Er ist sehr selten aus der Fassung zu bringen, nur einmal ging die Zunge mit ihm durch und diesem unglücklichen Zufalle verdankt er seine europäische Berühmtheit durch den Kladderadatsch und seinen Grafentitel.

Wie Borries eigentlich mit dem Könige fertig wird, ist ein Geheimniß. Zerwürfnisse mit andern Ministern — denn eigentlich pfuscht Borries in alle Ministerien hinein — und Hofintriguen haben ihn mehrmals der königlichen Ungnade nahe gebracht, er scheint aber von Georg V. noch immer als das beste Werkzeug erachtet zu werden, durch welches das

Welfenhaus die von Gott verliehene Herrschaft über das angestammte Volk ausüben könne.

Was in Hannover seit dem August 1855 geschehen ist, um dies zu bewerkstelligen, läßt sich mit kurzen Worten aufzählen.

1. Zunächst wurde 1857, nachdem die s. g. Stände, durch einen desfallsigen Antrag des Amtmann Ostermeyer überrascht, um Beibehaltung der Kassenvereinigung gebeten hatten, ein neues Finanzcapitel im Sinne des von Zimmermann ausgearbeiteten, von den Ständen von 1856 zurückgewiesenen Entwurfes, mit einigen scheinbaren Concessionen gegen die erste Kammer vereinbart. Darin ist die Ausscheidung einer Krondotation nicht nur bewilligt, sondern ein Verfahren dafür festgesetzt, welches die schließliche Entscheidung der Sache den Händen der Kammern gänzlich entzog und sie in die Hände von vier ständischen, vier vom Könige ernannten Commissarien legte. — Sämmtliche Domainen und Regalien, auch die durch Staatsverträge erworbenen, die einträglichen Domanialbesitzungen und Polder in Ostfriesland, sind für königliches Fideicommiß erklärt und das Eigenthumsrecht des Königs auf diese Domainen, die freie Disposition desselben über sie, „welche durch den Begriff des staatsrechtlichen Eigenthums verflüchtigt worden," ist wieder klar hingestellt, oder wie Georg V. in einer berühmten Rede sagte, der Raub, den die Stände an ihm ausgeübt, ist ihm zurückerstattet. Das Bewilligungsrecht der Stände ist ferner wesentlich beeinträchtigt, das Schatzcollegium zu einer Illusion und Sinecure gemacht. —

2. Durch eine sogenannte Revision des Staatsdienergesetzes ist die Unabhängigkeit der Staatsdiener, die Richter eingeschlossen, vollständig gebrochen, ja der Begriff des Staatsdienerthums hat völlig vertilgt

werden ſollen; es giebt ſeitdem in Hannover nur königliche Diener in dem Sinne, daß die Obrigkeit von Gottes Gnaden Dienſttreue zu fordern habe von dem ganzen Menſchen, und dieſer als ein Mann des Königs im Sinne des Lehnrechts daſtehe. Daß ein ſolcher keine eigene Ueberzeugung, keinen eigenen Willen haben dürfe, davon wurde 1858 bei Berathung dieſes Geſetzes ſelbſt, ein eclatantes Beiſpiel gegeben.

Der Generalſecretair im Juſtiz-Miniſterium Herr Oberjuſtizrath Dankert, Deputirter der Stadt Nienburg, wagte in zweiter Kammer in Beziehung auf die Selbſtändigkeit der Staatsdiener in einem Punkte anderer Meinung zu ſein als Herr Borries. Se. Majeſtät war über dieſes Benehmen ſo erzürnt, daß nicht nur Herr Dankert ſofort entlaſſen wurde, um ſpäter als Obergerichtsdirector nach Lehe verſetzt zu werden, nach einem der damals ſchon dem Untergange geweihten Obergerichte, ſondern ihm wurde befohlen, die Reſidenz ſofort zu verlaſſen und als Deputirter für Nienburg zu reſigniren. — Später erſchien auch eine Verordnung, nach welcher die Staatsanwaltſchaften fortan Kronanwaltſchaften genannt werden ſollten. Der Begriff Staat ſollte überall aus der Geſetzgebung fort und Jedermann klar werden: L'état c'est moi.

3. Die Städteordnung wurde revidirt, um die Magiſtrate, deren Befugniſſe man erweiterte und deren lebenslängliche Ernennung man begehrte, von der Regierung gänzlich abhängig zu machen, ſie von der Gemeinde mehr zu trennen, die Befugniſſe der Bürgervorſteher zu ſchmälern. Seit 1856 ſind eine Unzahl Wahlen von Magiſtratsmitgliedern vom Könige nicht beſtätigt worden, ohne alle Angabe von Gründen. Der Verdacht liberaler Geſinnungen oder der Umgang mit Perſonen, die liberaler Geſinnung nur verdächtig, reichte hin, die Beſtätigung verweigert zu ſehen.

Es ist wohl keine einzige Stadt im hannoverschen Lande, welche nicht ähnliche Erfahrungen gemacht hat. Zugleich ward den größeren Städten die Polizeiverwaltung entzogen und königliche Polizeidirectionen wurden eingerichtet.

4. Eine neue Landgemeindenordnung brach die Selbständigkeit der Gemeinden, und vermehrte die Rechte der einer Gemeinde angeschlossenen ritterschaftlichen Güter.

5. Das Gesetz über Amtsvertretung wurde verstümmelt, indem nicht etwa gewählte Vertreter, sondern die Vorsteher der Gemeinden, die immer in Abhängigkeitsverhältnissen zu den Beamten stehen, die Gemeinde vertreten sollten.

6. Die Justizorganisationen sind zwar bei einigem Widerstande, den die erste Kammer leistete, nicht in der Weise verderbt, als man beabsichtigte, allein man hat tief genug eingeschnitten und den Grund gelegt, um nach Ablauf einer gewissen Zeit von Neuem hier ändern zu müssen. Justiz-Minister von der Decken nahm seinen Abschied, weil er so tief einschneidende Veränderungen nicht für nöthig hielt, und weil er sich die Einmischungen des Herrn von Borries in sein Departement nicht gefallen lassen wollte. Man hat einen Oberappellationsrath von Bar zum Justiz-Minister gemacht, dessen Kopf voll aristokratisch-feudalistischer Begriffsverwirrungen steckt, und der sich beinah bei jedem öffentlichen Auftreten als unfähig erwiesen hat. Es ist derselbe, der wegen einer seiner Vorfahren, des Testamentserben der Prinzessin von Ahlden, mit Herrn Vehse einen literarischen Streit führte.

7. Die Aburtheilung einer großen Menge von Polizeivergehen wurde den Gerichten entzogen und den Verwaltungsbehörden übergeben, um das

Ansehen und die Macht derselben zu vergrößern. Nach den Stüve'schen Organisationen sollte der Beamte weniger als Befehlender, denn als Rathender, Belehrender, den Amtseingesessenen die Ueberzeugung beibringen, daß das, was die Regierung verlange, wirklich zu ihrem Besten gereiche. Herr von Borries brauchte Paschagewalt für seine Beamte.

8. Die Gesetze über Anwaltskammern sind in der Weise verändert, daß die Disciplinargewalt in höchster Instanz nicht den Standesgenossen, sondern dem höchsten Gerichte oder einem von diesem beauftragten Obergerichte zufällt, daß den Kronanwaltschaften eine directe Einmischung gestattet und daß so auch der Anwalt- und Advocatenstand in eine Abhängigkeit von der Regierung versetzt ist, die in einzelnen Fällen so weit geht, daß ein Anwalt zu jeder Abwesenheit von einem Tage die Erlaubniß der Kronanwaltschaft einholen soll, weil diese darüber zu wachen habe, daß das Publikum den Anwalt auch immer zu seiner Disposition finde. Der wirkliche Grund ist indeß, daß man Herrn von der Horst II. die Redaction des hannoverschen Theils der Zeitung für Norddeutschland unmöglich machen wollte.

9. Das Jagdgesetz ist zum Nachtheil der Gemeinden, denen auch die Einnahmen von den Jagdscheinen entzogen sind, und zum Nutzen derjenigen, welche der noblen Passion der Jagd obliegen, geändert. Man wäre gern weiter gegangen und hätte nach dem Vorbilde von Kurhessen u. s. w. das alte Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden wiederhergestellt, allein wie 1838 sich die Ablösungsordnung als unangreifbar erwies, so 20 Jahre später die Ablösung der Jagd. Man hätte, wenn man einen Schritt weiter ging, sofort die Bauern, welche man mit Mühe gewonnen, und damit die Majorität zweiter Kammer verloren.

10. Gegen Verwaltungsbehörden iſt Recht kaum noch zu bekommen. In einem Falle, wo die Generaldirection des Waſſerbaus Anlagen gemacht hatte, welche Privaten ſehr erheblichen Schaden verurſachten, und nicht nur ein Obergericht, ſondern auch der höchſte Gerichtshof die Einrede, daß die Sache von der Verwaltungsbehörde zu entſcheiden ſei, zurückgewieſen hatte, wurde, nachdem in erſter Inſtanz ein verurtheilendes Erkenntniß erlaſſen, in zweiter Inſtanz Competenzconflict erhoben, — und der Competenzconflictshof entſchied für die Verwaltung. Es iſt überall kein Fall bekannt geworden, in welchem dieſer Competenzconflictenhof für die Gerichte entſchieden hätte.

11. Die Finanzen des Landes haben ſich ſeit 1856 erheblich verſchlechtert. Trotzdem, daß die directen Steuern, mit Ausnahme der Grundſteuer, an die man ſich des Adels und der Bauern wegen nicht wagt, bedeutend erhöht ſind, namentlich die Häuſerſteuer und die Perſonenſteuer, ſteht das Land ſtatt der früheren Ueberſchüſſe jetzt an einem Deficit. Die Ausgaben für das Militär mehren ſich von Jahr zu Jahr.

Es ſcheint beinah eine politiſche Demonſtration ſein zu ſollen, daß man in Beziehung auf Formation, Uniformen u. ſ. w. die preußiſchen Muſter gänzlich beſeitigt und ſich öſterreichiſchen zugewendet hat. In der Reſidenz hatte man koſtbare Kaſernenbauten veranſtaltet und eine unverhältnißmäßige Menge von Truppen dort aufgehäuft, aus Beſorgniß vor künftigen Unruhen. Die Krondotation des Königs iſt um 87,000 Thlr. vermehrt, außerdem aber hat nach mäßigen Berechnungen die Kronkaſſe bei der Art und Weiſe, wie die Ausſcheidung der Domainen zu ihren Gunſten vollzogen iſt, einen Profit von jährlich 200,000 Thlr., ſodaß

die königlichen Einnahmen auf mehr als eine Million angeschlagen werden können, eine Bedarfsumme, welche die Einnahmen der Krone in Sachsen, Würtemberg und verhältnißmäßig auch in Bayern und Preußen bei weitem übersteigt. Dazu kommen Ausgaben für Schloßbauten.

12. Daß das Vereinsrecht wesentlich beschnitten; die Presse in der Weise geknebelt ist, daß das Damoklesschwert des lediglich im Verwaltungswege auszusprechenden Verbots über jeder Zeitung schwebt und man mit Verwarnungen nicht sparsam ist; daß das Institut der Bürgerwehr abgeschafft, ist eigentlich Selbstfolge des Systems und braucht nur erwähnt zu werden.

Ich würde noch einen Bogen in Anspruch nehmen müssen, wenn ich alle die Unbilden aufzählen wollte, welche das Land Hannover während der Regierung des Herrn von Borries erduldet, zum Theil durch eigene Schuld erduldet, weil das Rechtsbewußtsein und der Eifer in Vertheidigung der vertragsmäßig entstandenen Verfassung dem hannoverschen Volke viel mehr fehlte als den benachbarten Hessen.

Statt dessen will ich mich bemühen, die geschehenen Dinge zum Theil aus den Ansichten und Anschauungen der höchsten Spitze des Staats zu erklären und einige Notizen über dessen Leben, die in die Oeffentlichkeit gedrungen, mittheilen.

Am 14. Januar 1857, gerade am Tage der Wahlen in der Residenz, ließ sich der König Georg V. in den Freimaurerbund aufnehmen, erhielt an einem Tage alle drei Grade und wurde Großmeister der hannoverschen Logen. Viele Freimaurer versprachen sich von diesem Eintritte des Königs die allergrößten Erfolge für die Freimaurerei. Ich kann darüber nicht urtheilen, in wiefern solche eingetreten, nur so viel verlautete in öffentlichen Blättern, daß seitdem

mehrere Offiziere ſich in den Orden aufnehmen ließen, daß man in Hannover vorſichtiger wurde bei Aufnahmen, und nicht jeden Commis voyageur, der die Freimaurerzeichen als Handgriffe benutzte, ſich Kundſchaft zu erwerben, recipirte. Der Hoffriſeur Lüprecht wurde auf Vorſchlag des Königs als Bruder aufgenommen und möglichſt raſch promovirt.

Eine Schweſterloge wurde zum erſten Male in Hannover abgehalten und vom Könige, laut der „Hannoverſchen Zeitung", beſucht; die Königin war durch Unwohlſein gehindert. Laut ferneren öffentlichen Nachrichten, pflegt der König die Loge ſehr häufig zu beſuchen und ſich namentlich bei Tafellogen bis Mitternacht und darüber zu betheiligen, bei welchen Gelegenheiten er auch nicht ſelten redet. Ueber dieſe Reden verlautet nach Privatberichten, daß ſie ſich beſonders um das Thema einer beſondern Treue drehen, welche der Maurer gegen das hohe Haus der Welfen zu hegen und zu pflegen habe. Man hat geſagt, die Freimaurerei ſei eine königlich hannoverſche geworden. Einmal verlautete von Maßnahmen gegen Aufnahme von Juden, welche von der Großloge in Hannover ausgingen. Es iſt aber wieder ſtill davon geworden, und man ſcheint nicht durchgedrungen zu ſein. In einigen kleinen Städten, z. B. Verden und Harburg, ſind ſeitdem neue Logen entſtanden. Ob der Eintritt des Königs einen politiſchen Einfluß ausgeübt hat, darüber iſt das Urtheil verſchieden. Zweifellos war der Eintritt im Jahre 1857 nicht ohne Einfluß auf das damalige Wahlreſultat, aber nachhaltige politiſche Wirkungen laſſen ſich nicht verſpüren, zumal das Inſtitut der Freimaurerei überhaupt ſeine Bedeutung verloren hat und nie wiedergewinnen wird, ſo lange es ſich in Dunkel und Heimlichkeit verhüllt. —

Im Juli 1857 war der König vom Magiſtrate der Reſidenz zur Schützenhofsfeier eingeladen. Der Miniſter

von Borries eröffnete darauf dem Magistrate, daß eine solche Einladung zur Zeit und bis zum Aufgeben der prinzipiellen Opposition des Magistrats und des Bürgervorstehercollegiums noch nicht angenommen werden könne. Das Bürgervorstehercollegium verwahrte sich dagegen. Nunmehr erfolgte auf Befehl des Königs eine Verfügung, worin Form und Ausdrucksweise dieser Verwahrung gerügt wurden, in der man nur einen ferneren Beleg erblicken könne, wie zu Allerhöchstem Leidwesen die kundgegebene Ungnade eine wohlverdiente sei. — Als man sich von Seiten des Magistrats und der Bürgervorsteher entschuldigte und erklärte, man habe die Deputirten der Residenz nicht gewählt, um prinzipielle Opposition zu machen, kam am 1. October von Nordernen eine königliche Antwort, in der hervorgehoben war, welchen Verdienst die Stadt durch den Aufenthalt des königlichen Hauses, der vielen Behörden und des Militärs habe — in landesväterlicher Milde und Nachsicht von einer Prüfung der versuchten Entschuldigung Abstand genommen, und die Versicherung ertheilt wurde, man wolle der Residenz Huld und Gnade wieder zuwenden in der Voraussetzung, daß sie ihre Ergebenheit auch bethätigen, und besser wählen würde.

Diese Art und Weise, offen seine Ungnade gegen Städte auszusprechen, ist etwas durchaus Charakteristisches an Georg V. Daß sich dann an solche Aussprüche bei der nächsten Wahl die albernsten Gerüchte und Drohungen knüpften, z. B. der König würde die Residenz nach Celle verlegen, die Ministerien und alle hohen Behörden sollten von Hannover entfernt werden, ist natürlich, eben so daß bei einfältigen und furchtsamen Residenzphilistern damit gewirkt wird.

In einer Anrede an 12 Missionäre, welche von Hermannsburg ausgerüstet waren, sprach der König aus, daß

die Lage des Königreichs an der Nordsee und der Besitz dreier großen schiffbaren Flüsse den Willen und die Absicht Gottes bekunden, daß das welfische Königshaus und sein Königreich mit vollster Kraft thätig sei, sein göttliches Wort in fremden Landen auszubreiten, damit der Herr an dem Tage, wo er erscheinen werde, in allen Ländern Gläubige finde, die ihm froh entgegenkommen. —

Der sich bei allen Gelegenheiten kundgebende christlich orthodoxe Sinn des Königs war denn von keinem Stande früher bemerkt und ausgebeutet worden als von dem der Geistlichen. Pastöre und Pfaffen, die bis 1851 ein ganz liberales Christenthum exercirten, drehten den Mantel, seit sie zur Einsicht kamen, daß unter Georg V. nur solche Leute befördert und bestätigt werden, die auf die symbolischen Bücher schwören und ihnen nicht nur die Vernunft opfern, sondern auch die Bibel. Hannover hat bei der Wahl Steinacker's, Celle bei der Wahl Hartwig's Beispiele von Unduldsamkeit und Willkür Seitens des Consistoriums erlebt, die im 19. Jahrhundert merkwürdige Zeichen der Zeit sind. Das protestantische Pfaffenthum drängt offenbar zum Katholicismus zurück. Die Gesangbuchsfrage im Osnabrückschen und die Pfaffenwirthschaft unter Münchmeyer, Kranold und Consorten scheinen es zu einer Entscheidung zu treiben, wozu in jüngster Zeit ein Pastor Sulze Veranlassung gegeben. Daß jene Herren die Gemeinden gerade immer mehr von Kirche und Christenthum entfremden, scheint man mit blöden Augen nicht sehen zu können. Wahrhaft ergötzlich sind die politischen Expectorationen eines Pastor Ernst in zweiter Kammer. Beförderung einer heuchlerischen Frömmigkeit hat indeß noch niemals zur Stütze der Throne gereicht. —

Als am 2. Januar 1858 die Stände wieder zusammenberufen waren, wurden sämmtliche Mitglieder der ersten und

zweiten Kammer zur königlichen Tafel auf das Schloß geladen. Georg V. hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, in welcher er sagte: unter dem gnädigen Beistande des Allmächtigen sei der Verfassung ein Finanzcapitel verliehen, welches man mit Recht als ein Muster-Finanzcapitel für alle Verfassungen bezeichnen könne, wodurch der Raub (so versichern Ohrenzeugen — die Hannoversche Zeitung bringt statt dessen das Wort Eingriff) geübnt worden, der schon einmal 1833 und leider abermals 1848 durch die frevelnde Hand der Revolution an dem Eigenthum des Herrscherhauses geschehen sei. Die spätern Geschlechter würden dankend anerkennen, was die Stände im Jahre 1857 vollbracht — und, so schloß die Rede:

„Ich trage keinen Anstand zu behaupten, daß Ihrer Namen insgesammt, Meine Herren, ja des einzelnen Namen eines Jeden von Ihnen, die zur Vollbringung dieses Werkes beigetragen, in den Blättern unserer Landesgeschichte stets mit Ruhm und Stolz Erwähnung geschehen wird!“

Das ist freilich nicht eingetroffen, Viele von denen, die 1857 für das Finanzcapitel stimmten, würden heute schon Anstand nehmen dies zu thun, jedenfalls wird die Geschichte ein ganz andres Urtheil über die Männer fällen als der König es gethan, ihre Namen werden aufbewahrt werden, aber wahrlich nicht zu ihrem Ruhme und nicht zum Stolze des Landes, man wird vielmehr sagen: das waren die Männer, die das gute Recht des Landes, das Georg V. zweimal mit seinem königlichen Worte verbürgt hatte, um eitler Drohungen, um des Eigennutzes und lächerlicher Eitelkeit willen opferten. —

In der zweiten Kammer, der man in Stüve, Bennigsen, Münchhausen, Braun, Meyer, Windhorst die Hauptführer entzogen hatte, hatte sich in dem Deputirten der Stadt Göttingen, dem Obergerichtsassessor Bennigsen, der den Staatsdienst quittirte, um gänzlich unabhängig dazustehen,

eine jugendliche Kraft mit einer Fülle von Wissen und einer Gabe der Rede hervorgethan, wie sie diese Versammlung seit ihrem Bestehen noch nie gehört hatte. Bennigsen fiel von selbst die Führerschaft der Opposition zu, die ihm die älteren Männer, der vielseitig erfahrene und überaus tüchtige Oberbürgermeister Barkhausen von Lüneburg, der Bürgermeister Neubourg von Stade und Andere mit Vertrauen überließen. Auf Bennigsen's Seite kämpften außer den eben Genannten, der immer schlagfertige, witzige, den Nagel auf den Kopf treffende Bauer Rädeker, Deputirter der Stadt Dannenberg, Obergerichtsanwalt Albrecht für Hildesheim, Adickes aus dem Bremischen, Landrath Hilling für Ostfriesland, Obergerichtsanwalt Müller aus Verden u. A. Diese Minorität erfocht mit jeder Niederlage, die sie durch den geschlossenen Phalanx der Majorität in der Abstimmung erlitt, einen Sieg in der öffentlichen Meinung, und Göttingen war stolz auf seinen Deputirten. Göttingen hatte mit schweren Geldopfern eine Kaserne erbaut, sie stand seit Jahren leer, die königliche Ungnade lastete auf Stadt und Universität. Man verhandelte jetzt eine Garnison gegen eine Loyalitätsadresse und der schwache Bürgermeister Oesterlei, der seine Strebungen für das Verfassungswerk von 1848 vergessen machen wollte, war dazu behülflich. Nachdem der Zweck theilweise erreicht war, wurde der Besuch der königlichen Familie zugesagt, um zu zeigen, daß die Gnadensonne über Göttingen wieder aufgegangen wäre. Die Stadt hielt es für nöthig, dem Könige ein Festgedicht zu überreichen, und sang denselben folgendermaßen an:

Willkommen, Gottwillkommen Dir,
Du Deines Landes treuster Vater,
Du Fürsten-Vorbild, Schmuck und Zier,
Du Segensspender, Trost, Berather,

Du guter König, der ein Herz
Wie Keiner hat für Deutschlands Ehre,
Für Deutschlands Freude, Deutschlands Schmerz,
Du Mann des Wortes und der Wehre!

Du unser König, unser Hort,
Hannovers Glück, Hannovers Freude,
Hannovers Hoffnung fort und fort
Und seiner treuen Herzen Weide! —

So ging es noch in 13 Strophen weiter fort, zu Ehren der Königin und des dreizehnjährigen Kronprinzen, der als „Ritter vom Geist" besungen wurde.

Es ist nicht anders möglich, als daß Lobeserhebungen der Art das Gemüth eines blinden Mannes, der von dem wirklichen Leben gar keine Anschauungen, sondern nur Phantasiegebilde hat, noch mehr zu jener Exaltation von seiner Gottessendung u. s. w. reizen mußten, von der alle seine Reden Kunde geben. In dieser Beziehung erwähne ich nur der Rede, die am 21. September 1859 bei Grundsteinlegung der Christkirche gehalten wurde, in welcher wieder von den besonderen Beziehungen des Welfischen Hauses und seines Erbkönigreiches (? 1814) zu der göttlichen Vorsehung die Rede war und deren Schluß also lautete:

„Mit diesen heißen Gebeten für die Kirche, die Gemeinde und Mein Volk, Ihn innig anflehend, daß das alte Band des Welfischen Herrschers mit seinen Landen in vereinigter Glaubenswärme und Gottesfurcht bis zu jenem Tage umschlingen möge, wo wir zusammen vor unserem göttlichen Heilande erscheinen und durch sein theures Blut, welches Er am Kreuze für uns vergossen, die Segnungen der Seligkeit erhalten, lege Ich den Grundstein der Christuskirche im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

An demselben Tage wurde auch das Richtfest des in der Nähe der neuen Kirche stehenden Schlosses, zu dessen

Bau die Stände 500,000 Thaler bewilligt hatten und das den Namen „Königssitz" führen soll, gefeiert. Dasselbe ist nicht ohne architektonische Schönheiten, allein es hat den unglückseligsten Platz, der bei Hannover irgend ausgesucht werden konnte. Die Fronte ist nach der Herrenhäuser Allee, die alle Aussicht auf das schöne Leinethal und die Deisterberge abschneidet, hin gekehrt, nach Osten sieht man auf den Judenkirchhof und auf die alte jetzt mit der Stadt vereinigte Vorstadt, — nach Norden ist gar keine Aussicht, und nach Süden sieht man auf die Stadt. Alle diese Uebelstände besprach das Publikum, schon ehe der Bau begonnen wurde. Dem Könige konnten sie nicht einleuchten, der Königin sollen sie erst aufgefallen sein, als ihre Schwester, die Großfürstin, ihre allerhöchste Verwunderung ausgesprochen über ein Schloß, in dem man einen der vielen Thürme besteigen müsse, um mehr zu sehen als die Herrenhäuser Allee. „Königssitz" würde sich zu Herrenhausen, im Georgenpark, in dem früheren Wallmoden'schen Garten prächtig ausnehmen, — da wo es steht, ist es beinahe unsichtbar, und schon jetzt spricht man davon, daß es die Bedürfnisse nicht befriedige. Es ist seitdem vor den neuen Kasernen auch noch ein „Welfenplatz" entstanden. —

Die bekannteste Rede des Königs, welche durch den „Kladderadatsch" eine eigenthümlich populäre Verbreitung gefunden, ist wohl die von Emden, obgleich sie nur einen schon häufig ausgesprochenen Gedanken in präciserer Form wiedergiebt. Es muß bemerkt werden, daß in Folge einer zwischen der Demokratie einerseits und dem Magistrate und der alt-liberalen Fraction andrerseits eingetretenen Spaltung im Jahre 1857 zum ersten Male in Emden ein unfreier, dem Ministerium Borries anhängender Deputirter gewählt war, der Kaufmann Vocke. Man hatte der Stadt Emden wegen Erweiterung der Schleuße und

Verlegung des Fahrwassers, Dinge, die offenbar Staatssachen, nicht Stadtsachen waren, Zusicherungen gemacht, deren Erfüllung sich jedoch, da man in Hannover Geld immer zu anderen Dingen gebrauchte, in die Länge zog. Bis 1859 war indeß in der Stadt selbst ein Umschwung vor sich gegangen, und zahlreiche Bürger hatten sich bei einer Erklärung vom 19. Juli 1859, die Bennigsen und andere ständische und liberale Notabilitäten im Sinne des Eisenacher Programms abgegeben, einer Erklärung, welcher der Nationalverein seine hauptsächlichste Entstehung verdankte, betheiligt. Diese Beitrittserklärungen, welche eine Centralisation Deutschlands unter Preußens Führung verlangten und welche dem Welfenhause zumutheten, einen Theil der erst 1814 auf dem Wiener Congresse demselben beigelegten Souveränetätsrechte zu opfern, waren in Hannover höchst ungern gesehen und man schritt sofort mit Arbeitsentziehungen, Contractbrüchen u. dgl. gegen alle Einzelnen, auf die man dadurch wirken zu können glaubte, vor, erlangte hie und da auch in der That Widerrufe. Man legte ein grünes Buch, nach Muster des Dresdner Schwarzen Buches an, in welchem alle diejenigen verzeichnet waren, die der nationalen Bestrebung anhingen. Dabei ward allen Behörden aufgegeben, mit solchen Individuen keinerlei Contracte und Geschäfte im öffentlichen Interesse abzuschließen, sie in keiner Weise zu befördern, den Gerichten sogar angedeutet, Advocaten und Anwälte, welche sich bei diesen Bestrebungen betheiligt, nicht zu Curatoren bei Concursen zu wählen. — Trotz aller dieser Maßnahmen hatten gerade in Emden eine große Anzahl von Bürgern ihren Beitritt zu jenem Programm erklärt.

Die königliche Familie hielt sich im Spätsommer 1859 in Norderney auf, und der Magistrat der Stadt Emden hielt es für angemessen, eine Deputation dorthin zu senden, welche

den König begrüßen, für die Verlegung des Amts und Amts-Gerichts Greetsyhl sich bedanken und bitten sollte, der Stadt ferner Gnade und Wohlgewogenheit angedeihen zu lassen. Die Deputation ward am 26. Aug. empfangen, und der König, nachdem er hervorgehoben, daß sein Bestreben immer gewesen sei, das Aufblühen der Stadt Emden zu fördern, erwiderte:

„Dagegen muß Ich indeß auch erwarten, daß die Bürger und Bürgervorsteher Mir in Meinen Bestrebungen entgegenkommen, nicht aber Mir und Meiner Regierung — wie noch jüngst durch Beitritt zu der durch einige Meiner Unterthanen abgegebenen bekannten Erklärung und die darin liegende Richtung geschehen — entgegentreten. Geschieht dies fernerhin, so werde Ich nicht mehr an das Aufblühen der Stadt durch thunlichste Hebung ihrer mercantilen und sonstigen Interessen, wie Ich es bisher durch die Anlegung der Eisenbahn und aller zum Aufschwunge des Handels damit verbundenen Einrichtungen gethan, denken können, namentlich werde Ich nicht Mein Augenmerk auf die **so nothwendige** Verbesserung der Schleuße und Verlegung des Fahrwassers lenken können, um, wenn die Zeit gekommen sein wird, dies thunlichst zu fördern."

Diese Rede machte nicht nur in Ostfriesland und Hannover das ungemeinste Aufsehen, sondern auch in ganz Deutschland. Denn wenn auch die öffentliche Meinung noch nicht mit Fichte den Zweck der monarchischen Regierung darin sieht, sich selbst entbehrlich zu machen, so zweifelt doch Niemand daran, daß das Wohl und Gedeihen der Unterthanen die Pflicht jedes Monarchen ist, und daß diese von Gott auferlegte Pflicht ihm nicht erlassen werden kann, wenn einzelne Einwohner einer Stadt eine ihm mißfällige politische Richtung einschlagen. War die Verbesserung der Schleuße und des Fahrwassers nothwendig, wie der König selbst erklärte, so mußte darauf das Augenmerk des Staatsoberhauptes gerichtet werden um so mehr, da ja nicht aus dem Säckel des Königs, sondern dem des Landes die Bau-

kosten bestritten wurden. Als daher bei der Rückreise von Norderney das Dampfschiff, welches die königliche Familie, den Grafen Borries und vieles Hofpersonal aufgenommen hatte, die Fluthzeit verfehlte und auf einer Untiefe sitzen blieb, wo man bei gräßlichem Wetter viele Stunden, nicht ohne Lebensgefahr, frierend, hungernd und dürstend ausharren mußte, da lag der von „Kladderadatsch" ausgebeutete Gedanke nahe, daß der Flußgott sich über die königliche Rede erzürnt habe. Wäre es dem Könige vergönnt gewesen, bei jener Gelegenheit in den Herzen seiner „angestammten Unterthanen" zu lesen, so würde er gesehen haben, wie sehr das Band der Liebe und Treue durch die mindestens begünstigten, wenn nicht provocirten Verfassungsbrüche gelitten habe*).

Als eine Eigenthümlichkeit im Wesen des Königs muß die Art und Weise betrachtet werden, in welcher er vor der Welt seine Blindheit zu verstecken sucht und verlangt, daß seine Umgebung dieselbe ignorire. Georg V. nimmt Paraden ab, er wohnt Revüen bei und läßt stundenlang die Truppen an sich vorüberziehen, die Haltung derselben lobend; er besucht Kunstausstellungen und äußert seine Meinung über Bilder; er redet bei Hofe und bei Hoffesten die Menschen an, als wenn er sie sähe. Der König hat es zu einer besonderen Virtuosität darin gebracht, bei Tafel, wo 20—30 Personen speisen, genau zu wissen, wo jeder seinen Platz hat. Er richtet dann plötzlich das Gesicht dorthin und redet den

*) Der Kladderadatsch brachte ein Gedicht, das indeß mit Variationen schon lange im Volke circulirt hat und manches Charakteristische enthält:

Du hast die Seebach und Niemann,
Hast Lüneburg, ein stattliches Heer,
Marienhütten-Actien —
Mein König, was willst du mehr u. s. w.

Der König soll nicht wenig stolz darauf gewesen sein, daß Niemann in Baden-Baden dem großen Protector Napoleon III. vorsingen durfte.

Mann an, ſo daß dies für denjenigen, der es zum erſten Male erlebt, wirklich etwas Erſchreckendes und Ueberwältigendes hat. Bei Vorſtellungen kommt in der Regel der Adjutant zu Hülfe, oder der Angeredete ſpringt, wenn er nicht ſchon vor dem Könige ſteht oder vorgeſchoben wird, raſch vor dieſen hin. Es ſollen da zu Zeiten, beſonders wenn der König in ihm unbekannten Räumen ſich bewegt, ſpaßhafte Verwechslungen vorkommen, z. B. daß ein Ofen ſtatt eines Menſchen angeredet wird. Eine ähnliche Anekdote erzählt man ſich z. B. von einer Scene in Verden bei Gelegenheit des letzten Herbſtmanövers, wo der König den „einzigen loyalen Advocaten im Lande“ anredete, und wo ihm „der getreuſte aller ſeiner Unterthanen,“ der Steuerdirector Bronnenberg, vorgeführt wurde. Wenn Georg V. zur Zeit, wo ſich das Lager bei Verden befand, in der Umgegend herumritt, Bauerhäuſer beſuchte und ſich die Einrichtung und den Viehſtapel zeigen ließ u. ſ. w., ſo fragt der geſunde Menſchenverſtand natürlich, was das ſolle? Es liegt etwas entſetzlich Unwahres in dieſer Art des Auftretens, für das es nur an dem rechten Ausdrucke fehlt, das aber allem übrigen Thun und Laſſen einen gewiſſen Charakter, daß es anders ſei, anders gemeint ſei, als es ſich giebt, aufdrückt.

Was müſſen 6000 oder 10,000 Krieger denken von einem Könige, der ſich ihnen gegenüber ſtellt, als könne er ſehen, während jedes Kind weiß, daß er nicht das Geringſte ſehen kann? Die Umgebung Georg's V. hat dieſen durch den knechtiſchen Sinn, mit dem ſie ſich ſeinen Launen gefügt, zu einem viel gefürchteteren Manne erzogen, als es Ernſt Auguſt ſeiner Umgebung jemals war. Ein Beiſpiel möge genügen. Eines Morgens bittet Wermuth, nachdem er ſeinen Polizeibericht abgeſtattet, oder Lüprecht, nachdem er die Neuigkeiten aus der Couliſſenwelt referirt, irgend einem von ihnen protegirten Manne eine untergeordnete Stelle in irgend einer

Brauche zu verleihen. Der König sendet sofort einen der Adjutanten zu dem Büreauchef, in dessen Ressort die Sache fällt und läßt ihn den allerhöchsten Wunsch wissen, die fragliche Stelle an X. zu verleihen. Der Büreauchef bedauert, Sr. Majestät nicht willfahren zu können, da die Stelle gestern einem der Anciennetät nach Berechtigten verliehen sei. Hierauf bittet der Adjutant den Büreauchef: er möge ihm diese Resolution schriftlich mitgeben. — Wie weit muß die sklavische Furcht gediehen sein, wenn der Beauftragte nicht mehr wagt, die Antwort, welche er erhalten, seinem Herrn mündlich zu hinterbringen, weil er fürchtet, ein Theil des Zornes oder der bösen Laune wegen der mißliebigen Antwort könnte sich auf ihn ablagern!

Nur solche sklavische Devotion und kriechende Schmeichelei kann dem Blinden die schwindelhafte Vorstellung von der Größe und Macht Hannovers eingeflößt haben, wie er sie besitzt. Man erzählt sich, daß, als Graf Platen dem Könige im vorigen Jahre eine diplomatische Depesche vorlas, worin die Königreiche Sachsen, Würtemberg, Hannover als Mittelstaaten bezeichnet waren, derselbe auffuhr: „Mittelstaaten geht nicht, muß Mittelreiche heißen.“ Platen meinte, daß Mittelreiche nicht correct und in der diplomgtischen Sprache nicht gebräuchlich sei, — es half Nichts.

Doch genug. Auch der Kronprinz wird in dem Systeme erzogen. Man läßt den jetzt 15jährigen Knaben Reisen machen durch das Land, um Unterthanenjubel und Schmeicheleien in Empfang zu nehmen. Auf einer dieser Reisen in Reinhausen bei Göttingen, im Frühjahr 1860, äußert der 15jährige junge Mann: „Göttingen will ich nicht sehen, ich bin den Göttingern ungnädig, weil sie Bennigsen zum Deputirten gewählt haben,“ und er reiste auf einem Umwege

um die Stadt. Herr Past ist sein Erzieher, ein schlimmes Omen. Den Gouverneur des Prinzen, Oberst-Lieutenant Freiherrn von Issendorf hat man in diesen Tagen entlassen, weil er sich dem Plane, den Kronprinzen mit Gewalt zur speciñschen Frömmigkeit zu erziehen, widersetzte.

Da Sr. Majestät den Getreuen, welche das Finanzcapitel fertig gemacht und seitdem nach der Pfeife des Grafen Borries getanzt, eine Ehrensäule noch nicht errichtet haben, so schließe ich damit, diese Würdigen hier dem deutschen Publikum vorzustellen und die Belohnungen, welche bis jetzt an sie verausgabt sind, zu registriren.

Die vom Könige ernannten Mitglieder zweiter Kammer Graf Borries, Landdrost von Bülow, und General-Post-Director von Brandis sind mit Titeln, Orden und einträglichen Stellen reichlich belohnt, letzterer ist aus dem Militär an die Spitze der Postanstalten versetzt. Die Dotirung des Grafen Borries mit entsprechendem Grundbesitz läßt noch auf sich warten, da die Ebbe, trotz des Finanzcapitels und seiner Vortheile, nicht schwinden will.

Die Deputirten der Stifter, die Pastoren Raven und Ernst und der Ober-Schul-Inspector Röbbelen sind nicht nur sämmtlich seit 1857 mit Orden versehen, sondern Ernst ist an die reich dotirte Pfarre zu Großen-Goltern versetzt.

Der Deputirte des Consistoriums zu Hannover, Heise, war unter dem Ministerium Windhorst aus Dankbarkeit für seine den bisherigen Ministerien bewiesene Anhänglichkeit vom Amtsassessor zum Ober-Gerichtsrath mit 1500 Thlr. Gehalt befördert. Er hat es durch seine von Bennigsen und der Linken sehr häufig empfundene Unparteilichkeit als Präsident zweiter Kammer und seine Fügsamkeit, auch wohl seine nahe Verwandtschaft mit Wermuth zum Oberjustizrath,

Generalsecretär des Justizministeriums, einem Gehalt von 3000 Thlr. und zum Ritter des Guelphenordens gebracht.

Der Deputirte des Consistoriums zu Osnabrück, Näber, ein alter Burschenschafter, ist von Freiburg an der Elbe an das sehr einträgliche Scheffel versetzt, mit der 4. Classe des Guelphenordens bedacht. Domdechant Merz für Hildesheim hat die 4. Classe bekommen (Cardinal Antonelli zu Rom 1858 das Großkreuz mit Brillanten der achtungswerthen Gesinnung und des würdigen Strebens dieses Mannes wegen).

Der Stadtdirector Rasch geht nicht durch Dick und Dünn mit Borries, sondern nur durch Dünn, er hat nur das Ritterkreuz bekommen. Oberst Schomer, für die Stadt Northeim, Generalsecretär des Kriegsministeriums, ist reich decorirt. — General-Polizei-Director Dr. Wermuth hat das Commandeur-Kreuz und die höchste persönliche Gnade Sr. Majestät; für seine Verwandten: z. B. Finanzrath Didrichs ganz passabele Stellen und seit dem 27. Mai d. J. auch Decorationen.

Amtsrichter Ludowig für Einbeck — 4. Classe. Bürgermeister Brehl für Osterode — Ritter; Ober-Regierungs-Rath Rascher für die kleinen Göttinger Städte, Ritter; Regierungs-Rath Blumenbagen, der Hofgelegenheitsversemacher, für Münden das Großkreuz; A. A. Bürgermeister Sudendorf, für die kleinen calenbergischen Städte, durch seine Schlauheit in dem großen Criminalprocesse gegen die unschuldig zum Tode verurtheilten Ziegenmeyer und Busse bekannt, Ritter; Oberbergmeister Pape für die Bergstädte — 4. Classe; Ober-Steuer-Inspector Stock für Harburg, Ritter; Kammerrath von Linsingen für die kleinen Lüneburgischen Städte; Ober-Zoll-Rath Cammann für Clausthal und Zellerfeld — hat bei der Schatzrathwahl, die auf seinen Schwager Ostermeyer fiel, sich seinen Ober-Zoll-

rath förmlich ausbedungen und das Gehalt darnach, außerdem mit der 4. Claſſe decorirt. — Amtsaſſeſſor und Bürgermeiſter Raſch für Nienburg iſt bis jetzt leer ausgegangen; Amtsrichter Jäger für die hannöverſchen Flecken iſt im Jahre 1858 nicht penſionirt oder auf Wartegeld geſetzt, aber 1860 mit der 4. Claſſe bedacht; Amtmann Denicke für Dieyholz — Ritter; Amtsaſſeſſor von Engelbrechten für die kleinen osnabrückſchen Städte, Ritter.

Amtmann Bödicker für Meppen und Lingen, Ritter; Bürgermeiſter von Krogh, ein Schleswig-Holſteiner, der jetzt an der Spitze der großen Volksabſtimmung, ob Welfen oder Nationalverein, ſteht, für Peine, Ritter; Amtmann von Linſingen für die hildesheimer kleinen Städte, Ritter; Kaufmann Bocke zu Emden, Ritter; Regierungs-Rath Erxleben für Eſens, Ritter; General-Director Hartmann für Leer, Großkreuz. — Ortsvorſteher Kemna, die ſilberne Verdienſtmedaille (das gewöhnliche Ehrenzeichen für verdiente Stabstrompeter u. dergl.). Amtmann Schwarz 4. Claſſe, Oeconom Hanſtein, Hofbeſitzer Keil, die ſilberne Verdienſtmedaille. Bauermeiſter Rudolph, ſilberne Verdienſtmedaille; die Genannten vertreten die Grundbeſitzer in Calenberg, Grubenhagen, Göttingen. Hofrath Wilhelmi für Hohenſtein, 4. Claſſe. —

Aus dem Lüneburgiſchen haben ſich Hofbeſitzer Wehling und Stein die ſilberne Verdienſtmedaille, Major Fiſcher, Amts-Richter Klee das Ritterkreuz erſtimmt. Weshalb die Treue des Amtmanns Melle von der Decken, welcher der Stadt Dannenberg drohte, Heinrich der Löwe habe das ungetreue Bardowick zerſtört, Dannenberg möge in ſich gehen, noch nicht beſſer belohnt, muß ſeine beſonderen Gründe haben. Die bremiſchen Marſchen haben den Amts-Richter Schaumburg und Hausmann von Thun geliefert, ſie gehen vorläufig nur mit durch das Dünn. Von

den hoyaiſchen Freien ſind der Domainenpächter Düvel und der Gutsbeſitzer Schumann als Ritter decorirt, ein früherer Landwehr-Lieutenant hat den Titel Major und das Ritterkreuz bekommen, Herr Major Strauß. Von den Vertretern der Meppen-Lingenſchen Bauern hat Amtsrichter Hey ſich das Ritterkreuz erſprochen, Colon Böhmer die ſilberne Verdienſtmedaille erſtimmt. Letztere haben auch der Ortsvorſteher Heſſe und Strube aus dem Hildesheimſchen für gutes Verhalten erhalten, Herr Landesökonomie-Commiſſär Thölke wird mit der 4. Claſſe bedacht ſein, oder am 27. Mai nächſten Jahres bedacht werden.

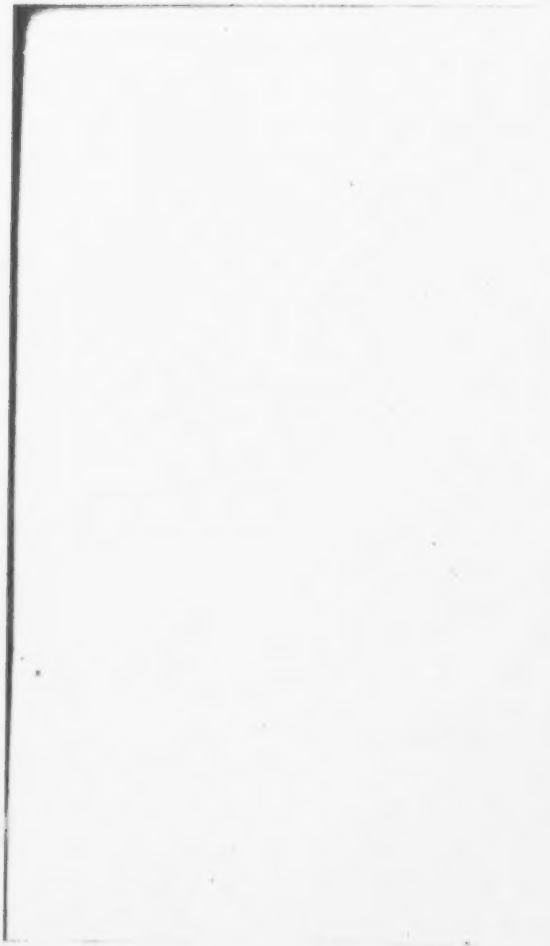
Das wären die Pappenheimer des Grafen von Borries, — würdige Leute alleſammt, beinah ſämmtlich decorirt. Eigentlich gehört noch hierher Schatzrath Oſtermeyer, der ſich 1857 um die Sache als Deputirter der hoyaiſchen Flecken, wie oben erwähnt, verdient gemacht, dafür mit Hülfe der Regierung, nachdem man Gammann abgekauft, von der zweiten Kammer zum Schatzrath gewählt und mit der 4. Claſſe geſchmückt iſt. Als Schatzrath wagt er dann und wann etwas Oppoſition zu machen, da er mit der Carriere zufrieden iſt und nicht weiter ſteigen will.

Ihnen ſtehen als Undecorirte und Männer der Linken gegenüber: Bennigſen für Göttingen, Schütz für Hannover, früher Barkhauſen, jetzt Baring für Lüneburg, Brauer Wolde für Celle, Kaufmann Hoyer für Uelzen, Hofbeſitzer Redecker für Dannenberg, Landrath Bürgermeiſter Neubourg für Stade, Kaufmann Richter für Buxtehude, Obergerichtsanwalt Dr. Müller für Verden, Banquier Breuſing für Osnabrück, Obergerichtsanwalt Linkelmann für Goslar, Amtmann a. D. Meier für Bentheim, Brauer Haſtedt für die Grundbeſitzer um Harburg, Hausmann Addix, Adickes, Krönke für Lehe,

Hagen, Land Wursten, Neuhaus-Osten, Vollhüfner Lehmann, Gutsbesitzer Müller, Hofbesitzer Mahlstedt für die bremische Geest, Schultheiß von Borstel und Dr. med. Wiebalk für das Land Hadeln, Vollmeier G. H. Meyer aus Heiligenloh im Hoyaischen, die Colonen: Buddenberg, Feldmann, Uhrberg aus dem Osnabrückischen, Hofbesitzer Gott aus dem Hildesheimschen, die Oeconomen v. Düffel, Leehoff, Steinbömer, Dicken und Landrath Hilling aus Ostfriesland, Colon Tigler aus dem Bentheimschen. Da sich, wie ich erfahre, eine Broschüre des Obergerichtsanwaltes Dr. Miquel im Druck befindet, welche die Geschichte der Domanial-Ausscheidung zum Vorwurfe hat, so habe ich diesen Gegenstand nur kurz berührt und die Verdienste, welche sich Herr Amtmann Schwarz und der Hofbesitzer Kemna um die Krone erworben, nicht näher berührt.

Zur

Geschichte eines kleinen Staates.



Wenn man auf der Cöln-Mindener Eisenbahn, vom Rhein herkommend, die monotonen Ebenen der Grafschaft Mark und des Münsterlandes und dann die jene Ebenen abschließende Bergkette des Osning passirt hat, so öffnet sich dem Auge eine freundliche Landschaft, ein wohlangebautes, mit Gehöften und einzeln stehenden kleinen Häusern besäetes, von lebendigen Hecken und anmuthigen Hainen durchschnittenes, von wellenförmigen Erhebungen durchbrochenes Niederland, das rings am Horizonte von Bergen umrahmt scheint. Man verläßt bei der preußischen Stadt Bielefeld den südwestlichen Theil dieses Rahmens und hat in einer halben Stunde die preußische Stadt Herford und damit den nordöstlichen Saum der die Landschaft einfassenden Berge erreicht. Aber derjenige Theil des Niederlandes, den man während der kurzen Fahrt zur Rechten liegen sah, und die Hügel und Berge dahinter südwärts waren lippisches Gebiet.

Mancher mag auf diese Art einen guten Theil der deutschen Monarchie, die Lippe-Detmold heißt, überschaut haben. Ein Anderer fuhr vielleicht die Weser hinab und ward unterwegs an einer Haltstelle, wo ein schwankender Kahn einen vereinzelten Passagier an Bord brachte, von einem wohlunterrichteten Reisegefährten belehrt, daß das Dörfchen an dem linken Flußufer zu den Staaten Sr. Durchlaucht des Fürsten von der Lippe gehöre. Einen Dritten führte sein Weg von Westphalen nach Thüringen, und er sah

von der Paderborner Eisenbahn aus prächtig bewaldete Berge, welche einen Theil des teutoburgischen Waldes und des lippischen Forstes bilden. Aber betreten wird das Land von den wenigsten unserer Leser sein. Der große Strom der Reisenden, die von Nord nach Süd, von Ost nach West Deutschland täglich durcheilen, fließt an ihm vorüber. Von den Arterien und Venen des modernen Verkehrslebens, den eisernen Straßen, durchkreuzt und berührt es keine. Die Weser streift es nur an einem vorspringenden Winkel. Das Fürstenthum, von der Natur keineswegs stiefmütterlich bedacht — im Gegentheil ausgestattet mit einem reizenden Wechsel von Berg und Thal, von Hain und Feld, mit herrlichem Laubwald, — besitzt doch nicht die eminente landschaftliche Schönheit, welche die Menge der Touristen verlocken könnte, seinetwegen die Eisenbahn zu verlassen und sich schwerfälligen Postgäulen anzuvertrauen. Die lippischen Städtchen sehen den Landstädten Westphalens von gleicher Größe (1900—5000 E.) ähnlich und bieten wenig Sehenswürdigkeiten. Ein zum Badeort avancirtes lippisches Dörfchen, Meinberg, fristet in der Concurrenz mit dem altberühmten waldeckischen Pyrmont und dem neuberühmten preußischen Oeynhausen eine siechе Existenz und sieht selten „ausländische" Gäste. Der Versuch, der deutschen Einheit auf einem lippischen Berge ein Denkmal zu bauen, ist ebenso verunglückt, wie diese Einheit selbst, und die Ruine des Hermannsdenkmals kann natürlich nur geringe Anziehungskraft üben auf Fremde. Die lippischen Ackerfelder, fruchtbar allerdings und ergiebig an sich, produciren kaum mehr als den Bedarf der Bewohner, — von lippischer Industriethätigkeit verlautet wenig, von lippischer Kunst und Wissenschaft noch weniger, — und was bleibt dann übrig, das viele nichtlippische Menschenkinder in diese Gauen zu führen vermöchte?

Wie das Fürſtenthum abſeits des großen Verkehrs liegt, ſo dringt aus ihm auch ſelten ein Ton herüber in die deutſche Welt. Der lippiſche Moniteur, das Intelligenz- und Anzeigeblatt, iſt zwar auf einem grünlich-grauen Löſchpapier gedruckt, das ſeines Gleichen nicht hat, aber über die Landesgränzen kommt er nichts deſto weniger nicht hinaus. Die Localpreſſe der benachbarten preußiſchen und hannoverſchen Provinzen nimmt wohl hie und da Notiz von den „Ereigniſſen“ im Ländchen, aber die größern Organe der Tagespreſſe gedenken des letzteren in der Regel nur, wenn ein Fürſt ſtirbt oder ein Miniſterium wechſelt, oder wenn ein Schöppenſtädter Streich paſſirt, der den Gelehrten des Kladderadatſch in die geſchickten Hände gefallen iſt.

Gleichwohl hat dies kleine Territorium von faſt inſularem Charakter, deſſen von der Außenwelt iſolirte Bevölkerung anſcheinend noch heute ſchafft und denkt und lebt, wie ſie vor fünfzig und hundert Jahren ſchaffte, dachte und lebte, — gleichwohl hat dieſes Territorium von 21 Quadratmeilen einen hervorragenden Anſpruch, in der neueſten Geſchichte Deutſchlands berückſichtigt zu werden. Die Revolution und Reaction der jüngſten Zeit hat in keiner deutſchen Monarchie tiefere Furchen gezogen, als in dieſer; nirgends tritt das Elend unſerer Kleinſtaaterei, der Fluch der Duodez-Souveränetät von Gottes Gnaden ſichtbarer hervor, als hier. Und wenn ſich anderswo der Verlauf der Dinge dramatiſcher geſtaltet hat, ſo möchte derſelbe kaum anderswo lehrreicher ſein. Wir wollen es verſuchen, dieſe Entwicklung in kurzen Zügen darzuſtellen.

Die Märztage von 1848 fanden das lippiſche Ländchen vorbereitet und unvorbereitet, — je nachdem man die Sache anſieht.

Vorbereitet inſofern, als es an Mißvergnügen und Unzufriedenheit nicht fehlte, unvorbereitet inſofern, als die

Oppoſition gegen das Beſtehende aus den heterogenſten, unzuſammenhängendſten Elementen beſtand.

Die lippiſche Fürſtenkrone trug damals Leopold I. (1820—1851), der Sohn und Nachfolger der berühmten Fürſtin Pauline. Dieſe Letztere hatte zu den aufgeklärten, humanen und energiſchen Regenten, wie es deren im vorigen Jahrhundert mehrere, in unſerm wenige gab, gehört, welche ihre Pflicht gegen die Unterthanen ſchärfer im Auge hatten, als ihr Recht. Ihre achtzehnjährige vormundſchaftliche Regierung hatte das Gepräge einer Autokratie gehabt, aber einer wohlwollenden und verſtändigen Autokratie. Sie hatte ihr Land mit möglichſt geringem Schaden durch die napoleoniſche Zeit zu bringen und nach dem Frieden die während der Kriegsjahre geſchlagenen Wunden möglichſt zu heilen gewußt, — durch ſparſame Finanzwirthſchaft, einſichtsvolle Wahl ihrer Rathgeber, durch Zugänglichkeit und Leutſeligkeit, durch eifrige Sorge für die Bildung und den Wohlſtand der Bevölkerung, durch Reformen in der Juſtiz ſich ein bleibendes Andenken geſtiftet. Ihr Sohn Leopold war der Mutter wenig ähnlich. Er war ein Mann von beſchränkten Gaben, von mäßiger Bildung, von engem Horizont, von geringer Energie. Dieſe Schwächen traten indeß nicht auffällig hervor. Der Fürſt hielt ſich in einer unnahbaren Ferne, er kam wenig in Berührung mit den Geſellſchaftskreiſen der Reſidenz, er kam gar nicht in Berührung mit dem Volke. Er liebte es nicht, Audienzen zu ertheilen, und man ſah ihn nur im Theater oder im raſchen Vorüberfahren auf dem Walle Detmolds — er mied, wenn irgend möglich, die Straßen der Reſidenz — oder auf den Chauſſeen des Landes. Leopold I. liebte mehr, als ſeiner Geſundheit zuträglich war, den Wein, er war ein Freund der Jagd und eines wohlgehegten Wildſtandes, mehr als ſeinen feldbauenden Unterthanen recht ſchien, er war ein paſſionirter Liebhaber des Theaters und der Muſik, ohne

ängſtlich zu berechnen, ob die Koſten dieſer Paſſion in richtigem Verhältniß ſtanden zu den Einkünften des Landes. Man lobte ihn jedoch als treuen Gatten und ſtrengen Vater, und ſollten wir das Urtheil, das die öffentliche Meinung über ihn fällte, in wenige Worte zuſammenfaſſen, ſo würden wir ſagen: der kleine dicke Herr mit gerötheten Geſicht und mit militäriſcher Haltung war nicht beliebt und nicht unbeliebt, aber der lippiſche Landmann und Bürger blickte mit angeſtammter Pietät und royaliſtiſcher Devotion zu ihm auf. In der That, der Fürſt hätte ſich bei ſeiner Abneigung, irgendwie die Initiative zu ergreifen, vortrefflich geeignet für einen conſtitutionellen Monarchen. Er folgte den Vorſchlägen ſeiner Räthe, unterſchrieb, was ſie ihm vorlegten, griff nicht willkürlich ein in Regierung und Juſtiz. Aber Lippe war keine conſtitutionelle Monarchie, ſondern ein Staat von abſolutiſtiſcher Façon, in welchem der Abſolutismus nur gemildert war — nicht etwa durch die allerdings vorhandene ſtändiſche Verfaſſung — ſondern durch den guten Willen der Büreaukratie. Dieſe letztere erlebte unter Leopold I. ihre goldene Aera.

Die lippiſche Büreaukratie von damals hatte die Licht- und Schattenſeiten, die dieſer Race im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt eigen waren. Sie repräſentirte ohne allen Zweifel die Intelligenz des Ländchens. Ihre Mitglieder waren faſt die einzigen Bewohner des Fürſtenthums, welche einen über das knappe Maß der Volksſchule hinausreichenden Jugendunterricht erhalten, und welche um der Studien willen ein paar Jahre ihres Lebens jenſeits der lippiſchen Gränzen zugebracht hatten. Sie waren zum größeren Theile das, was man aufgeklärte und anſtändige Leute nennt, und es herrſchte unter ihnen im Allgemeinen ein löblicher Geiſt der Ordnung und der Geſetzlichkeit. Aber ſie hatten auch ein ſtarkes Bewußtſein von

ihrem Privilegium der Bildung, Gesittung und bevorzugten Stellung in der Gesellschaft. Es mochte gegen 30—40 Familien geben, welche dem Lande den Hauptbedarf an Beamten lieferten. Aus ihnen wurden die Posten der Administration und Justiz, die Pfarren, die höhern Schulämter, die Offizierstellen besetzt. Der pater familias hatte studirt, und es galt für eine Art von Degradation, wenn einer seiner Söhne ein bürgerliches Gewerbe ergriff, die Töchter blieben lieber ledig, als daß sie einem Gewerb- oder Handeltreibenden ihre Hand gegeben hätten. Wurde für irgend ein Amt Jemand aus dem Auslande berufen, etwa ein Philologe, weil es im Inlande an dieser Species mangelte, oder ein Anderer, der sich einflußreicher Connexionen erfreute, so ging ein Gemurmel des Mißfallens durch jene büreaukratische Gilde. Studirte der Sohn eines Handwerkers, so hatte er gewiß länger zu dienen, als Jakob um die Rahel, um der Ehre, als vollberechtigtes Mitglied der besten Gesellschaft zu gelten, theilhaftig zu werden. Wehe aber demjenigen, der Herz und Hand an eine hübsche Bürgerstochter verschenkte, wehe dem, der den Umgang mit seinen Standesgenossen zu Gunsten der Philister vernachlässigte! Beamtentöchter und Frauen waren seine Ankläger, — und hatte er getäuscht, so wurde er wieder getäuscht, er wurde nicht befördert und blieb sitzen, wo er saß. Sonst galt die Zukunft dessen, der erst einmal einen Posten irgend einer Art erlangt hatte, als gesichert. Er wurde — ob fähig ob unfähig — nach der Ancienneté befördert, oder man gab ihm Gratificationen und Zulagen, überwies ihm Nebenämter, wenn die wachsende Familie oder sonstige Gründe das „standesmäßige" Leben erschwerten.

Das Hauptquartier dieser durch Kreuz- und Querheirathen vielfach untereinander verzettelten Kaste war natürlich die Residenz, ihre Spitze das Regierungscollegium.

Das letztere beſaß, wenn es auch immer mit kluger Rückſicht den „Willen des gnädigſten Fürſten“ als höchſte Potenz hinſtellte, eine ausgedehnte, unbeſchränkte Gewalt. Es verſah auf der einen Seite die Functionen eines Miniſteriums und war auf der andern Seite mit den wichtigſten Zweigen der Specialverwaltung betraut. Mitglieder des Regierungs-Collegiums ſaßen z. B. in der Kammer oder Landrentei (der Domanialverwaltung), in der Ober-Kirchen- und Ober-Schul-Behörde, in der Militär-, Polizei- und Steuerverwaltung, während ſie qua Regierungsräthe die Oberaufſicht über alle dieſe Einzelbehörden hatten. Sie übten alſo einen unmittelbaren und mittelbaren Einfluß auf das Beamtenperſonal und auf die Bevölkerung des Landes nach allen möglichen Richtungen hin, und ſie befanden ſich in der glücklichen Lage, über Beſchwerden, welche gegen ihre Verfügungen als Kammerräthe, Conſiſtorialräthe erhoben wurden, ſelbſt endgültig mit entſcheiden zu dürfen, — abgeſehen davon, daß ſich durch jene Nebenämter ihr Einkommen ſteigerte*). Wenn eine ſolche, keines Widerſpruchs gewohnte, völlig uncontrollirte, allem Anſcheine nach lebenslängliche Machtfülle den Quintumvirn der Regierung Schwindel erregte, ſo konnte das kaum Wunder nehmen. Sie galten allerdings in ihrer Mehrzahl für geſchäftskundige Männer, für fleißige Arbeiter, ſie gaben in ihrem Privatleben keinen Anſtoß, ſie beobachteten in ihren Verfügungen die Tehors, die Landesgeſetze, noch mehr, ſie huldigten faſt alle einem gewiſſen Liberalismus und Rationalismus. Die büreaukratiſche Kehrſeite ihres Weſens kam jedoch zum Vorſchein, wenn ihre Gewalt angefochten und angezweifelt wurde. Sie wurden dann brutal und

*) Einer der Regierungsräthe z. B. bezog, außer ſeinem Gehalte als ſolcher, an Honorar: aus der Conſiſtorialkaſſe 20 Thlr., aus der Steuerkaſſe 201 Thlr. 13 Gr. 4 Pf., aus der Sportelnkaſſe 102 Thlr. 6 Gr. 8 Pfennige.

ſchlugen wie mit Keulen drein. Einen klaſſiſchen Ausdruck hat dieſe büreaukratiſche Brutalität im Landtagsabſchiede von 1847 gefunden. In jenem Jahre hatten die Landſtände eine außergewöhnliche Selbſtſtändigkeit gezeigt, nicht nur Vorlagen der Regierung abgelehnt, ſondern auch von ihrem unbeſtrittenen Recht, Wünſche an den Stufen des Thrones niederzulegen, einen ausgiebigen Gebrauch gemacht. Sie waren unter Anderem auf Geldforderungen nicht eingegangen, hatten ihre Einwilligung in eine Trennung des Staatshaushalts vom Domanialhaushalte von Bedingungen abhängig gemacht, ſich der Beſchwerden über Wildſchäden angenommen, wegen des Gebrauchs der Schußwaffen gegen Wilddiebe reclamirt, Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in der Juſtizpflege, Beſteuerung der Staatsdiener, Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen, Aufſtellung eines General-Finanzetats beantragt, ſich über Erhöhung des Salzpreiſes beſchwert, und den Wunſch ausgeſprochen, daß die Verhältniſſe der Juden anders geordnet werden möchten. Eine ſchnödere Abfertigung möchte nicht leicht einer Ständeverſammlung geworden ſein, als die lippiſche Regierung ſie in jenem Landtagsabſchiede den Vertretern des Adels, der Städte und der Bauern gab. In trockenen Worten wurden die Wünſche abgewieſen und den Ständen bezüglich der nicht bewilligten Geldforderungen bemerklich gemacht, daß ſie die Befugniſſe einer zum Rathertheilen berufenen Verſammlung überſchritten hätten. „Eine Abänderung, den Gebrauch der Schußwaffen gegen Wilddiebe betreffend", ließ die Regierung den Landesherrn ſagen, „bleibt zu unſerem Ermeſſen verſtellt, und werden wir dieſelbe verfügen, ſobald wir es für erforderlich erachten. Zur Competenz getreuer Stände gehört dieſer Gegenſtand nicht." Und in Bezug auf die verweigerten Gelder: Wir ſehen uns „zu unſerem Bedauern in die unangenehme Nothwendigkeit

verſetzt, einſtweilen, damit die Landesverwaltung ihren geregelten Fortgang behalte, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, ſelbſt wenn dadurch die beſtehenden Verhältniſſe getrübt und vielfache Intereſſen verletzt werden ſollten, in welcher Hinſicht wir die Verantwortung zum voraus von uns ablehnen."

Nahm die Regierung keinen Anſtand, den Landtag in ſo wegwerfender Weiſe zu behandeln, ſo verfuhr ſie noch rückſichtsloſer jeder andern Spur von Oppoſition gegenüber. Wie bemerkt, — die einzelnen Regierungsräthe huldigten im Privatleben einem gewiſſen Liberalismus. Unter ihren Augen raiſonnirte man an den öffentlichen Orten der Reſidenz ſo frei über deutſche und europäiſche Politik, wie etwa in der Kneipe zu Leipzig, wo Robert Blum ſein Töpfchen Bier zu trinken pflegte. Das hinderte das Regierungscollegium indeß nicht, jedem Verſuch, lippiſche Zuſtände öffentlich zu beleuchten, entgegenzutreten. Die Herausgabe politiſcher Journale wurde nicht geſtattet. Brochüren u. ſ. w. unterlagen ſtrenger Cenſur. Ein Cenſor legte der Regierung in übergroßem Eifer das politiſche Manuſcript eines jungen Mannes vor, und ſie gab neben der Verweigerung der Druckerlaubniß die charakteriſtiſche Antwort: der Verfaſſer habe es nur ſeiner Jugend zuzuſchreiben, daß nicht criminaliter gegen ihn verfahren werde. In den vierziger Jahren bürgerte ſich der Pietismus in Lippe ein. Es war die nothwendige Reaction gegen das rationaliſtiſch-büreaukratiſche Regime, dem die Kirche verfallen war. Die Pfarrer, vom Conſiſtorium ohne alle Mitwirkung, oft gegen den Willen der Gemeinde ernannt und verſetzt, führten die Kirchenbücher ganz gut und verſahen prompt ihre Geſchäfte, aber die meiſten von ihnen ſtanden der Gemeinde auch nur als Beamte gegenüber. Die Regierung, im Einverſtändniß mit dem rationaliſtiſchen Conſiſtorium und der Maſſe der rationa-

listischen Prediger, war dem Pietismus abhold. Sie verbot alle Privatzusammenkünfte zu religiösen Zwecken, brandmarkte solche mit dem Namen „Conventikel," und veranstaltete förmliche Treibjagden auf die Reiseprediger und die allerdings martyrdurstigen Betbrüder. Wo ein Dutzend Menschen zusammenkamen und Choräle sangen, schritt die Polizei ein. Und als man sich des Singens enthielt und mit weniger lauten Andachtsübungen begnügte, half das keineswegs: die Polizei drang in die Wohnhäuser, wo die Gläubigen sich zusammenfanden, schickte die Zuhörer nach Hause und nahm die sogenannten Rädelsführer in Strafe. Es war eine ganz ähnliche Hetzjagd, wie die im folgenden Jahrzehnt gegen die Mitglieder der freien Gemeinden in andern deutschen Staaten ausgeübte.

Nur zu gut fanden sich die Beamten in diesen im Regierungscollegium heimischen Geist. Mit Ausnahme der Städte war das Land in Aemter getheilt. An der Spitze jedes Amtes stand ein Amtmann oder Amtsrath. In seiner Hand lag die Justiz und die Administration, und er donnerte wie ein Jupiter im Kleinen in seinem District. Wohl milderten Verstand und Humanität bei Einzelnen solche Allmacht, aber es gab doch auch Amtleute, die schamlosen Mißbrauch von ihrer Gewalt machten und Gegenstände des Schreckens und des Hasses waren, andere, welche die Geschäfte maßlos verschleppten. Ein solcher Haß ruhte auf den Namen Helwing und Liebich. Namentlich der Letztere, Beamter im Amte Barenholz, war das Urbild eines Tyrannen, ein Geßler im Frack des neunzehnten Jahrhunderts. Seinen Hut hat er freilich nicht auf eine Stange gesteckt, aber wer ihm nicht die unbedingteste Devotion bewies, an dem rächte er sich auf die eine oder andere boshafte Art. Er provocirte Polizeivergehen, um sie hinterher strafen zu können. Er blieb selbst über die Polizeistunde hinaus im Wirthshaus

und ſchickte unmittelbar nach ſeinem Fortgange die Poliziſten, um die durch die Anweſenheit des Amtmanns ſicher gemachten Gäſte in Strafe zu ziehen. Die einfachſten Sachen zog er in die Länge. Keiner trieb unerbittlicher Gerichtsſporteln und Geldſtrafen ein von armen Leuten als er, und ſeine Art Geſtändniſſe zu erpreſſen galt allgemein als Tortur. Sein Hochmuth gränzte an Verrücktheit und erregte das Gelächter Derjenigen, die nicht zu ſeiner Jurisdiction gehörten. Aber er war der Schrecken des ihm untergeordneten Landvolks. Ein Ausgewanderter ſchrieb von Amerika: er ſei drüben in einem herrlichen Lande, es gebe dort keinen Liebich und keinen Paul (der Untervogt, das Factotum des Amtmanns), und dieſe Phraſe trug man von Mund zu Mund. Allerdings nicht in ſo ſchlimmem, aber auch nicht in gutem Rufe ſtand der Amtsrath Helwing, er galt für einen ſo auserleſenen Grobian, daß die ganze rothe Erde nicht ſeines Gleichen habe. Aber im Reſultat war ſeine Amtsführung um wenig beſſer. Der Untervogt Sonntag, ein ehemaliger Corporal oder Feldwebel, war ſein allmächtiger Günſtling. Und dieſer übte ſeine Macht in ſolcher Weiſe, daß er zuletzt ſeines Lebens nicht mehr ſicher war und nach Sonnenuntergang nur bis an die Zähne bewaffnet das Haus verließ.

Die Regierung ließ das Alles geſchehen, obſchon Beſchwerden bei ihr erhoben wurden. Sie gab beiden Beamten durch den Titel „Amtsrath“ Zeichen ihrer Gnade. Sie folgte der echt büreaukratiſchen Maxime, man muß den Beamten unter allen Umſtänden ſchützen gegen die Unterthanen, den Beamten höhern Ranges gegen den niedriger ſtehenden. In Bezug auf den erwähnten Liebich kam es zu förmlichem Eclat. Derſelbe war auch ein Tyrann gegen die ihm untergebenen jüngeren Juriſten. Eine Verſetzung zu Liebich galt gleich einer Strafe, gleich einem Exil. Manchen hatte er

ſchon zur Verzweiflung gebracht, endlich ſtieß er auf eine kernfeſte Natur, die ihm männlich entgegentrat. Beide beſchwerten ſich über einander bei der Regierung, das fluchwürdige Treiben des erſten Beamten wurde nun auch officiell enthüllt. Und — man ſchlug die Sache nieder.

Es waren einzelne Diſtricte, einzelne Klaſſen der Bevölkerung, die unter dieſem Gebahren der Büreaukratie litten und eine ſtumme Erbitterung gegen die Regierung mit ſich herumtrugen. Anderes hatte andere und weitere Kreiſe mit Mißbehagen erfüllt. Lippe war dem preußiſchen Zollverbande beigetreten, ohne Rückſicht zu nehmen auf die allgemeine Antipathie der Bevölkerung, hatte die Regierung den Anſchluß durchgeſetzt. Nicht aus merkantilen Rückſichten, nicht aus nationalen, — lediglich aus fiskaliſchen. Lippe war damals, wo das angränzende Hannover noch einen freihändleriſchen Tarif hatte, nicht im mindeſten genöthigt, beizutreten, — es war aus volkswirthſchaftlichen Gründen nicht einmal berechtigt dazu, denn es hatte keine Fabriken, denen ein Schutz zu Gute gekommen wäre, ſeine ackerbauende und gewerbtreibende Bevölkerung mußte nur die Colonial-Waaren und Fabrikate, die ſie bisher völlig ſteuerfrei bezogen hatte, höher bezahlen. Aber die Averſionalſumme von 100,000 Thlr., welche jährlich in die Regierungskaſſe fließen ſollte, lockte. Die Oppoſition des Landtags ward gebrochen: die Regierungsräthe gaben Diners und Soupers, um die einzelnen Ständemitglieder zu bearbeiten, ſie ſchwindelten ihnen vor von Hebung der Fabrikation und Induſtrie, ſie ſchlugen die nationale Seite an, ja, ſie erklärten, die Souveränetät des Fürſten ſei bedroht, wenn Lippe ſich noch länger vom Zollverbande fern halte. Dem widerſtanden nicht die Beamten, nicht die Bürgermeiſter, nicht die Bauern. Es wurde raſch abgeſtimmt und in aller Eile der Vertrag mit Preußen ſogar unter ſchlechteren Bedingungen, als ſie andere Kleinſtaaten

erhalten hatten, zu Stande gebracht. Im Jahre 1842 war der Anſchluß erfolgt, im Jahre 1848 war der Regierung der Streich noch nicht vergeſſen.

Ein anderer Alp, der auf dem Lande laſtete, war die Domanialverwaltung. Dieſelbe ſpielt in Lippe — wir ſprechen hier im Präſens, weil dieſe Verhältniſſe noch heute unverändert fortbeſtehen — eine wichtige Rolle. Ein volles Fünftheil des ganzen Landes iſt Domanium. Daſſelbe beſteht zum Theil aus Forſten, die unmittelbar verwaltet werden, zum Theil aus Landgütern, die verpachtet ſind. Von dem Reſte des Landes iſt der weitaus größere Theil in den Händen von Bauern, deren Grundbeſitz nach altem Brauch untheilbar vom Vater auf den älteſten Sohn vererbt. So bleibt nur ein kleiner Theil des Territoriums übrig für die Maſſe der Bevölkerung. Die Auswanderung nach Amerika iſt nicht gering, aber ſie conſumirt bei weitem nicht den Zuſchuß, den das Proletariat theils durch ſeine eigene natürliche Vermehrung, theils durch die ihm verfallenden jüngern Söhne der Bauern beſtändig erhält. Demnach exiſtirt in Lippe ein immer wachſendes Proletariat, das nicht im Stande iſt, ſich durch Spinnen oder Tagelöhnerarbeit im Lande zu ernähren. Jährlich gehen 8—10000 Menſchen außer Landes, um Arbeit zu ſuchen. So regelmäßig wie Zugvögel ziehen ſie im Frühling aus, ſo regelmäßig wie dieſe kommen ſie im Spätſommer oder Herbſte wieder. Sie ſind die wahrhaften Kuli's Deutſchlands. In Holland, in Jütland, Holſtein, Mecklenburg verdingen ſie ſich, Ziegelſteine zu bereiten, Gras zu mähen u. dgl. Von Speck, den ſie im Schnappſack mitnehmen, von Brod, Kartoffeln und Kaffee nähren ſie ſich in frugalſter Weiſe die Sommermonate hindurch, um nachher den Lohn möglichſt ungeſchmälert nach Hauſe zu bringen. Von dem Lohne zehrt die Familie dann den Winter über. Dies Prole-

tariat betrachtet das Domanium als einen ihm mit Unrecht verschlossenen Garten Eden. Es wirft lüsterne Blicke auf die wohlangebauten Felder, die üppigen Saaten, eine kleine Parcelle davon würde den Familienvater glücklich machen, lüsterne Blicke auf den Holzreichthum des lippischen Forstes. Und nicht dabei bleibt es: ein ewiger Krieg herrscht zwischen den lippischen Proletariern und der Domanialverwaltung: die Bittschriften um pachtweise Ueberlassung kleiner Stücke Landes nehmen kein Ende, die Strafurtheile über Forstfrevel bilden in vielen Aemtern des Landes ein langes Register, das sich jährlich in die Hunderte beläuft. Und nicht allein dies Proletariat steht mit bösem Blick auf das Domanium und dessen Verwaltung, die Landrentei. Die letztere ist auch für den Besitzer kleiner Ackergüter ein Pfahl im Fleische. Während der Inhaber eines großen Gehöftes, das Ablösungsgesetz benutzend, sich von Lasten möglichst befreit hat, ist sein minder begüterter Nachbar, der auf einem in früherer Zeit vom Domanium abgetrennten Grund und Boden sitzt, der Landrenteikasse nach allen Dimensionen verpflichtet. Unter hunderterlei Titeln, die uns in's graue Mittelalter zurückversetzen, schöpft die Landrenteikasse den Rahm von der Milch. Sie erhebt ablösliche oder unablösliche Gefälle, Erbpacht, Mühlenpacht, Zehnten und Canon, Fleischzehnten, Blutzehnten, Korn- und Heidezehnten, Canon von Leibeigenthum und Gutseigenthum, von Gärten, Ländereien und Wiesen, Schaftriftengeld und Kuhweidengeld, Pfingst- und Michaelis-Kuhgeld, Schweinemahlungsgeld und Lämmergeld. Sie bezieht Viehabgaben in natura oder das Geld dafür von Hühnern und Eiern, Gänsen, Mahlschweinen, Mahlkühen, Mahlhammeln. Unter dem Titel Dienstgeld giebt es Burgfestdienstgeld, Extradienstgeld, Erntedienstgeld, ständiges Dienstgeld, auch erobertes Dienstgeld. Andere Abgaben und Gefälle sind rubrizirt als:

Jakobischulden, Heilige-drei-Königsschulden, Jesuitergefälle, Mittensommerschatz, Mittenwinterschatz, Michaelis- und Osterschatz ꝛc. Die Landrentei hat außerdem Gewerbconcessionen auf dem platten Lande zu ertheilen, sie bestimmt die Holzpreise, sie giebt Erlaubniß zum Holzsuchen und Laubsammeln, verpachtet die Güter-Complexe, sie hat den Betrieb des Salzwerks, stellt also eine Menge Leute an. Unzählige sind direct oder indirect von ihr abhängig. Es war im Jahre 1847 nur eine Stimme im Lande, daß sie ihre Gewalt mißbrauche. Das tiefe Geheimniß, worein sie gehüllt war, mehrte die Erbitterung. Unbegründete Anklagen kamen auf diese Weise zu den begründeten. Abgesehen von denen, die von der Landrentei begünstigt wurden und von denen, die aus Scheu, bei dem einflußreichen Regierungs- und Kammerrath Rohdewald in Ungnade zu fallen, schwiegen, war der Unwille gegen die Landrentei allgemein. Dieser Unwille traf aber die Regierung mit, nicht nur deßhalb, weil mehrere ihrer Mitglieder zugleich in der Domanialverwaltung saßen, sondern auch deßhalb, weil sie der überall gewünschten Trennung des Staatshaushaltes vom Domanialhaushalte Hindernisse in den Weg legte.

— — — — — — — — — — — — — —

Der März des Jahres 1848 rüttelte im Fürstenthum Lippe alle unzufriedenen Elemente auf, — rascher als in den meisten andern deutschen Staaten. In den ersten zehn Tagen des Monats hatte die Bevölkerung wirklich eine revolutionäre Miene angenommen. Alles forderte einen Umschwung der Dinge, alle im Vorigen erwähnten Beschwerden und Anklagen und viele andere wurden plötzlich laut. Es war wenig Uebereinstimmung, gar keine Organisation in der Bewegung, nur der Ruf erscholl überall: „ziehen wir nach Detmold!“ Was da geschehen sollte, war ungewiß, — aber in der Residenz kreuzten sich unheimliche Gerüchte:

es hieß, die Landleute wetzten ihre Aexte und Sensen, sie beabsichtigten das Theatergebäude in Brand zu stecken u. dgl. m. Dieser revolutionären Haltung des Landes gegenüber hielt die Büreaukratie nicht Stand, sie wartete den Choc nicht ab, sie brach zusammen über Nacht.

Zwar wurden Versuche gemacht, der Bewegung die Spitze abzubrechen. Ein Mann, der durch eine oppositionelle Haltung im Landtage eine bedeutende Popularität genoß und zugleich als der Sohn eines Regierungsrathes den leitenden Kreisen nahestand, Justizrath Petri, legte dem Detmolder Gewerbeverein eine Petition an den Fürsten vor, welche angeblich die Wünsche des Landes enthielt. Jedoch in dem Vereine selbst fand er einen Widerstand, dem er nicht gewachsen. Ein junger Advocat, Karl Vette, warf ihm eine andere Petition entgegen, welche viel weitgreifender war, und die große Mehrzahl des Gewerbevereins fiel dieser zu.

Von diesem Augenblick an hatte die Bewegung ein Ziel und einen Führer. Die V[illegible]'sche Petition ward mit fabelhafter Schnelligkeit im ganzen Lande verbreitet, überall adoptirt, sie hieß die Volkspetition, und dem Verfasser fiel wie von selbst die Leitung der für die Durchsetzung der gestellten Forderungen zu ergreifenden Maßregeln zu. Seinem Vorschlag, am 12. März Deputirte aus allen Landestheilen zur Ueberreichung der Petition nach Detmold zu senden, wurde allseitige freudige Zustimmung. Die Communalbehörde der Residenz, vermuthlich im Einverständniß mit der Regierung, versuchte es nochmals, dem Sturme Einhalt zu thun und richtete eine Petition an den Fürsten, die sofort am 8. März dahin beantwortet wurde, daß die Landstände demnächst zusammenberufen und mit ihnen über die andern Wünsche berathen werden solle. Aber das nichtssagende Zugeständniß befriedigte nicht mehr, es bestärkte nur den Entschluß, die

Volkspetition am 12. zu überreichen. Vor dieser Ueberreichung zitterten alle Behörden. Der 8. März war für Detmold ein Tag entsetzlicher Angst. Eine bedrohliche Nachricht über die andere kam aus dem Lande: aus jenem Dorfe hätten sich 40 berittene Bauern auf Sonntag, den 12. angemeldet, aus einem andern 30 und so fort. In den Städtchen hätten viele Bürger ihre Wagen unentgeldlich zur Verfügung gestellt, um Jeden, der wolle, nach Detmold zu transportiren. Einige Gemeinden hätten bei Vette anfragen lassen, ob sie scharfes Geschirr mitbringen sollten. In Beamtenhäusern wurden Silbersachen und andere Kostbarkeiten eingepackt. Man bestürmte Vette und seine Freunde, [illegible] möchten den Zuzug abbestellen. Umsonst. Da entschloß sich die Communalbehörde, für die Stadt das Aeußerste fürchtend, dem Fürsten nochmalige dringende Vorstellungen zu machen. Sie beschwor ihn, die in der Vette'schen Petition geforderten Concessionen, und zwar eiligst, zu gewähren. Seine fürstliche Durchlaucht hatte keine Ahnung von der in der Stadt herrschenden Aufregung. Er war im Theater, als ihm die Petition überreicht wurde. Einige Hofcavaliere gaben ihm den Commentar zu der Bitte der Stadtbehörden, und er — erklärte sich geneigt, auf die Forderung einzugehen. Früh am 9. März setzte eine vorläufige Bekanntmachung der Stadtbehörde und einige Stunden später eine von den Regierungsräthen contrassignirte Proclamation des Fürsten Detmold davon in Kenntniß.

Damit war die Revolution in Lippe geschlossen. Die Massendemonstration am 12. unterblieb. Der gefürchtete Tag ging unter allgemeinem Jubel ruhig vorüber.

Und was war durch die Revolution erreicht, was war der Inhalt der fürstlichen Concessionen?

Im Allgemeinen war wirklich gewährt, was gefordert worden. Der Landtag sollte sofort einberufen, Oeffentlich-

keit seiner Verhandlungen gestattet werden. Die entscheidende Mitwirkung des Landtags in allen legislatorischen Fragen wurde anerkannt, und die Regierung versprach über eine Umgestaltung der bestehenden Verfassung und der Finanzwirthschaft dem Landtag Vorschläge zu machen. Mitglieder des Regierungscollegiums sollten nicht ferner Mitglieder der Landrentei sein. Wir erwähnen das Versprechen der Einführung einer Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, Einführung einer Bürgerwehr, einer Revision der Zollverhältnisse, einer Verminderung der Kosten des Militärs. Natürlich fehlte auch nicht die Gewährleistung der Preßfreiheit und die Zusage, die Regierung werde auf eine deutsche Volksvertretung hinwirken.

Zum Belege, daß es mit den Concessionen ernst gemeint sei, erfolgte auch ein Personenwechsel im Regierungscollegium. Der Präsident desselben, Eschenburg, ein nach Lippe berufener Braunschweiger, nahm und erhielt unter dem Drucke der volksthümlichen Forderung, daß keine unfähigen Ausländer wieder in die Regierung berufen werden möchten, und um dem Unwillen, den seine Thätigkeit beim Abschluß des Zollvereinstractats erregt hatte, ein Opfer zu bringen, — seine Entlassung. Der Regierungsrath Rohdewäld schied aus der Regierung, um an die Spitze der Domanialverwaltung zu treten, deren Seele er immer gewesen war. Dagegen wurden, allerdings nur vorläufig, die beiden hervorragendsten Mitglieder der ständischen Opposition, Justizrath Petri und Amtmann Helbmann in's Regierungscollegium berufen.

Es gab allerdings auch einige Leute, die mit den Concessionen noch nicht zufrieden waren. Sie vermißten namentlich die Zusicherung, daß der Fürst mit einer Civilliste, wie die Volkspetition forderte, sich einverstanden erkläre. Sie fanden in der Reorganisation der Regierung keine hinreichende Garantie, sie wiesen auf die Abnormität hin, daß Petri Vater

und Petri Sohn in dieſem Collegium ſitze, und ſie hätten das Zuſtandekommen der Maſſenpetition gewünſcht, damit der Fürſt ſelbſt aus dem Munde von Deputirten der verſchiedenſten Theile des Landes die volle Wahrheit über die Motive der revolutionären Haltung erfahre. Indeß in der allgemeinen Befriedigung verhallten ihre Stimmen, und man warf ihnen entgegen, daß der Landtag oder die neu zu ſchaffende Volksvertretung das Alles erledigen werde.

Bis die neue Volksvertretung in's Leben trat, verfloß jedoch noch weit über ein Jahr, erſt am 11. Juni 1849 ſollte ſich dieſelbe verſammeln. Dieſe lange Zwiſchenzeit benutzte die Büreaukratie, um ſich von dem Schlage, der ſie getroffen, zu erholen.

Sagten wir, daß die Revolution mit dem 9. März abgeſchloſſen war, ſo iſt das freilich nicht ſo zu verſtehen, als ob damals ſofort die landesübliche büreaukratiſche Ordnung zurückgekehrt ſei. Darüber verging noch eine Weile. Die Executivgewalt war vorläufig ohnmächtig, ſie ließ die Anwohner des lippiſchen Forſtes Haſen und Rehe ſchießen nach Herzensluſt, ſie ließ den einzelnen Gutsbeſitzern, welche vom Proletariat bedroht wurden, nur ſehr dürftigen Schutz — die Executivgewalt war für eine Spanne Zeit auf den Advocaten Vette übergegangen. An ihn wandte man ſich von allen Seiten, von unten — damit er Petitionen entwerfe, Beſchwerdeſchriften aufſetze, von oben — damit er die Gährung beſchwichtige. Er gefiel ſich in dieſer Rolle, er machte von Detmold aus Expeditionen in's Land, er trat rettend ein, als einen Beamten des Obergerichts in der Reſidenz eine Katzenmuſik bedrohte, er präſidirte in Volksverſammlungen, aber er benutzte die Gewalt, die der Moment ihm zugeworfen hatte, ſchlecht, — für das Land, wie für ſich. Ein Mann von ſcharfem Verſtand, von hervorragender Redegabe, von einer einnehmenden Perſönlichkeit, erſchien er zum Volkstri-

bunen wie geboren, aber er beſaß gar zu wenig Arbeitskraft und gar zu viele Paſſionen, er würde der neuen Regierung der gefährlichſte Gegner geweſen ſein, wenn ſie etwa raſch in die Bahnen der Reaction hätte hineinlenken wollen, er machte ſich allmälig ſelbſt unſchädlich bei der zuwartenden Haltung, die jene einnahm.

Aus der Eile, womit die neue Regierung die Landſtände berief, — am 23. März ſchon traten ſie zuſammen, — ſchien hervorzugehen, daß die Ausführung des Patents vom 9. März überhaupt möglichſt beſchleunigt werden ſolle.

Die Landſtände mit ihrem Drei-Curien-Syſtem, mit ihrem chapeau unter dem Arm, mit ihrer ſchlecht verhehlten Scheu vor der Oeffentlichkeit, begriffen doch damals in ſo fern die Zeit, als ſie einſahen, daß es ſich für ſie nur darum handle, mit Anſtand zu ſterben. Sie erhoben keinen Widerſpruch gegen die Verfaſſungs-Aenderung, die ritterſchaftliche Curie verzichtete am 31. März einſtimmig auf ihre Vorrechte und erklärte ſich bereit, einer wirklichen Volksvertretung den Platz zu räumen. Und nicht Schuld der Stände war es, wenn ein Stillſtand eintrat. Die Regierung fand bei dieſer mittelalterlichen Corporation Widerſtand, als ſie die junge Preßfreiheit geſetzlich einzuſchränken und als ſie die fürſtliche Verheißung vom 9. März, daß der Landtag eine entſcheidende Stimme bei der Geſetzgebung haben ſolle, in abgeſchwächter, weſentlich modificirter Form zum Geſetz zu machen verſuchte. Unter nichtigen Vorwänden ſchob ſie die Beſchlußfaſſung über ein neues Wahlgeſetz auf und vertagte den Landtag.

Das „Zeitgewinnen“ kommt unter allen Umſtänden dem zu Gute, der einmal das Räderwerk der Staatsmaſchine zu ſeiner Dispoſition hat, — um ſo mehr in einer Duodez-Monarchie und in einer ſo durchweg büreaukratiſchen, wie

das Fürſtenthum Lippe. Gebt den Bewohnern einer kleinen Reſidenz, die trotzig auf das Recht des mündigen Volkes pochten, nur Zeit, und ſie erinnern ſich erſchreckt, daß der fürſtliche Hofhalt eine Quelle ihres Verdienſtes, — gebt ihnen Zeit, und die Phraſe: „die Beamten ſind von uns beſoldet,“ wandelt ſich in die andere um: „wir leben doch von den Beamten,“ gebt ihnen Zeit, und ſie grüßen wieder mit alter Devotion, ja mit inniger Rührung den ſo leutſelig gewordenen Rath und Geheimerath. Laßt den Nachwuchs der Büreaukratie, der in den Tagen des März die Volksſouveränetät proclamirte, ſich nur beſinnen, und er duckt ſich und bückt ſich und trägt Rechnung der Hoffnung auf Avancement und erkennt die Intereſſen ſeiner Kaſte. Laßt den Bauern, der die von ſeinem Paſcha-Amtmann ihm angelegte Kette zu brechen entſchloſſen war, erſt eine Weile überlegen, und er wird wieder der Bauer der Gellert'ſchen Fabel. Bringt eine Revolution zum Stillſtand, ruft die conſervativen Elemente, deren immer mehr ſind, als der revolutionären, aus ihrem gelähmten Zuſtande wach, — und ihr habt gewonnen. Die Revolution erringt ihre Siege durch raſches Handeln, die Reaction durch Zaudern.

Im Sommer 1848 bildeten ſich in Lippe die politiſchen Parteien. Während der Märztage war Jedermann Demokrat; ein paar Monate ſpäter galt Derjenige, der ſich einen Demokraten nannte, ſchon für einen gefährlichen Menſchen. Die Urſache dieſer Wandlung lag nicht etwa bloß in dem Verlaufe der großen Politik, ſie lag in den Localverhältniſſen Lippe's. Der rechte Demokratismus iſt nur eine Frucht der Kultur, er wächſt nicht wild auf dem Ackerfeld des Bauern oder auf dem „Kampe“ des „Einliegers“ oder „Kötters.“ Er war in Lippe nur vertreten durch einzelne Leute aus den höhern Ständen, größtentheils junge Juriſten und Theologen, und durch eine Anzahl Volksſchullehrer; im Uebrigen

bezeichnete der Name Demokratie nur das äußerste Maß der Unzufriedenheit. Jene jungen Leute verdankten ihren momentanen Einfluß nur ihrer Keckheit, ihnen fehlte aber meist das gewisse Alter, der gewisse Rang, das gesicherte Einkommen und das warme Interesse für die localen Zustände, lauter Eigenschaften, die in einer so primitiven Welt die nothwendige Basis einer dauernden politischen Geltung sind. Sie hatten im ersten Rausch der Märztage ein politisches Journal gegründet*), und verfochten den theoretischen Demokratismus nicht übel, aber in die Details der lippischen Administration und Justiz drangen sie nicht ein. Herangereift an der radicalen Literatur der vormärzlichen Zeit, boten sie gerade im Theoretisiren der lauernden Reaction zahlreiche Angriffspunkte. Ihre unverhohlene Sympathie für die deutsche Republik ward von den Gegnern benutzt, um den nur schlummernden Royalismus, die Pietät für den angestammten Fürsten wach zu rufen; ihre Aufforderungen, für das Proletariat Etwas zu thun, legte man aus als communistische Gelüste, und benutzte sie als wirksames Schreckgespenst bei dem wohlhabendern Theile der Landleute. Die demokratische Partei hatte auch selbst das Bewußtsein ihrer Schwäche. Gleich bei der Wahl eines Abgeordneten für das Frankfurter Parlament trat das hervor. Die Partei wagte es nicht, einen Candidaten aufzustellen, sie votirte für einen Mann, Professor Schierenberg, Director des Detmolder Gymnasiums, der Abgeordneter werden wollte um jeden Preis, und den seine krankhafte Eitelkeit bewog, durch öffentliche und private dehnbare Versicherungen sich Freunde auf der Rechten und Linken zu suchen, — sie votirte für diesen, um nur die Wahl des Regierungscandidaten zu vereiteln. Der eigentliche Candidat der Demokratie, Theodor Althaus, bewarb sich be-

*) Die „Wage", redigirt von Vette, Volckhausen und Wolff.

ſcheidenermaßen nur um den Poſten eines Stellvertreters und blieb auch dabei in der Minorität.

Als der Hauptherd der Demokratie galt die Stadt Lemgo. Dort hatte ſeit vielen Jahren die Bürgerſchaft im Streite gelegen mit dem Magiſtrat und bei der Regierung unabläſſig Klage geführt über jenen, der eine beiſpiellos liederliche Verwaltung, und — wenn man der öffentlichen Meinung glauben wollte — noch viel Schlimmeres durch büreaukratiſche Geheimnißkrämerei verdeckte. Die Regierung hatte die oft geforderte Abhülfe immer darauf beſchränkt, daß ſie dem Magiſtrate, wenn dieſer die Rechnungsablage, welche den Stadtverordneten jährlich gemacht werden ſollte, um einige Jahre verzögert hatte, Verweiſe ertheilte und ihm ſchließlich einen Boten ſandte, der von dem Bürgermeiſter ſo lange verpflegt werden mußte, bis die Rechnung vorgelegt wurde. Die Revolution rief den Bürgern von Lemgo alles erlittene und jahrelang mit ohnmächtigem Grimme erduldete Unrecht in's Gedächtniß. Aber ſie verſäumten den rechten Moment. Statt eine ſichre und prompte Volksjuſtiz zu üben und die Schuldigen mit Gewalt vom Amte zu ſuspendiren, bis eine Unterſuchung die Schuld oder Unſchuld derſelben erwieſen haben würde, verließen ſie ſich auf den allgemeinen Umſchwung der Dinge, auf das Patent vom 9. März, auf die neue Regierung. Sie fingen abermals an zu petitioniren, ſich zu beſchweren, Unterſuchung zu fordern. Aber die neue Regierung war ſo wenig geneigt, ernſtlich einzuſchreiten, als die alte, war doch der Bürgermeiſter von Lemgo, der als der Hauptſünder betrachtet wurde, der Bruder des Regierungspräſidenten Petri und der Oheim des Regierungsraths Petri, und die Sache dauerte den Lemgoern zu lange. Sie wollten nun ihre Lokal-Revolution ſpielen nach der Univerſal-Revolution, ſie hielten Volksverſammlungen, zu denen mit Trommeln und Poſaunen einberufen wurde, ſie ängſtig-

ten die verhaßten Beamten, und sie kamen endlich eines Tages in hellen Haufen nach der Residenz, um dem Fürsten eine Petition zu überreichen. Aber der Sinn für Ordnung hatte indeß schon solche Fortschritte gemacht, daß die Detmolder Bürgerwehr sich beeiferte, die Petenten mit gefälltem Bajonnet zum Thor hinauszutreiben, und daß die Detmolder Demokraten, wenn auch mit saurem Gesicht, nicht wagten, sich von der Attaque auszuschließen. Dieser Eclat hatte denn nun freilich eine Untersuchung der von der Lemgoer Bürgerschaft erhobenen Beschwerden zur Folge. Ein Regierungs-Commissär wurde nach Lemgo gesandt. Die Anklagen gegen den Magistrat stellten sich als vollkommen begründet heraus: außerdem daß jene verzögerte und nur durch gewaltsame Maßregeln erzwungene Rechnungsablage nun im Detail constatirt wurde, kam eine frevelhafte Unordnung im Allgemeinen an den Tag: da waren die Nachweise über die Stadtrechnungen lückenhaft, dort fehlten Quittungen, im andern Falle waren Rechnungen vom Bürgermeister quittirt, aber es stellte sich heraus, daß die Betreffenden kein Geld bekommen hatten; Decennien hindurch war fast kein einziger Concurs zur Erledigung gekommen, Stipendien, auf die jeder Bürger ein Anrecht hatte, waren 10 Jahre lang für die Familie des Stadtsecretärs in Beschlag genommen u. dgl. m. Aber die Regierung ließ den Bürgermeister im Amte und dictirte den Petenten Zahlung der Untersuchungskosten.

Die Bewohner Lemgo's wurden durch ein solches Verfahren allerdings der Demokratie in die Arme getrieben, und zwar in dem Maaße, daß die Stadtverordneten im Herbst 1848 einen an die deutsche Nationalversammlung gerichteten Protest gegen die in Frankfurt zur Sprache gekommene Mediatisirung der Kleinstaaten, den die Regierung eifrig und mit Erfolg im Lande colportiren ließ, nicht nur nicht unterzeichneten, sondern eine entgegengesetzte Eingabe machten und

drucken ließen. Sie erklärten darin, sie hätten gegen die beabsichtigte Mediatisirung des lippischen Fürstenthums Nichts zu erinnern. „Wir glauben," sagte die Petition, „die Mediatisirung wird von großem Vortheil sein, insofern als dadurch der Regierungskosten — durch Einziehung der Apanagen und Vereinfachung der Verwaltung — weniger und der Nepotismus, der wie ein Alp auf dem Lande lastet und ein Fluch aller kleinen Staaten ist, beseitigt werden würde." So gewann die Opposition in dieser Stadt an Terrain, allein der unschädliche, ziemlich harmlose Lärm der revolutionären Trommel und Posaune hatte die Bürgerschaft Lemgo's und mit ihr die übrige lippische Demokratie bei ängstlichen und conservativen Leuten, die vor allen Dingen Ruhe wünschten, in Verruf gebracht.

Die Wirksamkeit eines im Interesse des „gemäßigten" Liberalismus gegründeten Organs, der „Vaterländischen Blätter," und den Erfolg seiner Polemik gegen die Demokratie durfte man nicht zu hoch anschlagen. Das Blatt trat mit all der Zurückhaltung und Unselbstständigkeit auf, die der offiziösen Presse eigen; loyale Beamte abonnirten darauf, in der Masse fand es keinen Anklang. Eine kräftigere Unterstützung kam der Regierung dagegen von einer andern Seite.

Den unmittelbarsten Gewinn von der neuen, durch das Patent vom 9. März garantirten Freiheit hatte eine Partei gezogen, die dieser Freiheit grade am meisten abhold war, — die pietistische. Das Verbot der Conventikel, die Hetzjagd auf Reiseprediger hörte mit dem März natürlich auf, und das Vereinsrecht, die Religionsfreiheit, bald auch die Preßfreiheit wurden von den Pietisten im weitesten Sinne des Wortes ausgebeutet. Eine sogenannte „freie evangelische Gemeinde" bildete sich, ein „erweckter" Prediger aus dem Wuppertale trat an ihre Spitze. Eine Zeitschrift, „das lippische Volksblatt" wurde gegründet und wetteiferte mit dem be-

rüchtigten „Hallischen Volksblatt“ und mit dem „Zuschauer“ der „Kreuzzeitung“ in der Anpreisung des Fürstenthums von Gottes Gnaden und in der Verleumdung aller derer, die sich zur Demokratie hielten. Wir würden ein Unrecht begehen, wenn wir nicht ausdrücklich bemerkten, daß die Regierungsräthe wie die große Mehrzahl der Beamten überhaupt für die theologischen Velleitäten des Pietismus wenig Sympathieen bewiesen, — doch die politische Doctrin der Pietisten mußte, der Natur der Sache nach, der um ihre Machtfülle besorgten Regierung zu Nutze kommen.

In solchem Parteitreiben verlief der Sommer und Herbst 1848. Die günstige Zeit für Ausführung des Patents vom 9. März, für Reorganisation der Verwaltung und Justiz, für Erledigung der Domanialfrage ging damit für die Volkspartei unwiederbringlich verloren. Die Absicht der Regierung, welche der durch die Revolution erhobene Regierungsrath Petri bei einer öffentlichen Wahlrede verrathen hatte, die Absicht, Zeit zu gewinnen, wurde vollständig erreicht. Im December 1848 endlich wurden die alten Landstände nochmals einberufen, ein Wahlgesetz für die neue Volksvertretung und eine Instruction, — wenn wir es so nennen dürfen, — für dieselbe mit ihnen vereinbart. Der künftige Landtag sollte demnach sich mit den zur Einführung der Grundrechte nöthigen Gesetzen, mit der Umgestaltung der Finanzverhältnisse und der Verfassung beschäftigen, bis zur erfolgten Feststellung einer neuen Verfassung sollten die neuen Abgeordneten „sämmtliche, den seitherigen Landständen verfassungsmäßig zustehenden und durch unser Patent vom 9. März 1848 verliehenen Rechte“ ausüben.

Am 11. Juni trat der neue Landtag — wie oben bemerkt — zusammen. Er war, und Nichts konnte bezeichnender sein für die Stimmung des Landes — trotz aller im Vorigen angedeuteten Verhältnisse und trotz eines keineswegs libera-

len Wahlgesetzes — in überwiegender Mehrheit freilich nicht demokratisch, aber oppositionell. Das Gesetz verordnete eine indirecte Wahl und öffentliche Stimmgebung, es schloß alle Diejenigen, die je wegen eines Holzdiebstahls bestraft worden, also, da jährlich der Holzdiebe gegen 8—10000 verurtheilt wurden, eine Menge Menschen aus, es machte, indem es das passive Wahlrecht an die Bedingungen eines Alters von 30 Jahren knüpfte, grade zum Nachtheil der demokratischen Partei nicht wenige jüngere Leute wahlunfähig, — trotzdem brachte die entschiedene religiös-politische Reaction nur 3 oder 4 Abgeordnete in den Landtag, und wenn man dieselben mitzählte, konnte die Regierung in den entscheidendsten Fragen höchstens auf 8—9 Stimmen unter der Gesammtheit von 25 rechnen.

Dieser Landtag von 1849 bildet den Glanzpunkt in der — mit Ausnahme der Regierungszeit der Fürstin Pauline — ziemlich düstern lippischen Geschichte. Es gab da grade keine durch eminentes Rednertalent glänzenden Männer, keine brillanten Capacitäten, die Versammlung im Ganzen hatte etwas Kleinstädtisches, etwas Philisterhaftes, sie kam über manche, mit so kleinstaatlichen Verhältnissen nothwendig verknüpfte Vorurtheile nicht hinweg, es kam ihr im Einzelnen auf eine Inconsequenz gar nicht an, aber die Mehrheit bestand aus Menschen, die Detailkenntniß und Arbeitskraft, redlichen Sinn und ehrlichen Eifer, den kranken Staatskörper zu heilen, besaßen. Feste, geschlossene Parteien gab es da nicht, die Mehrzahl bildeten sogenannte praktische Leute, die einen Prinzip-Menschen zur Verzweiflung bringen konnten, die mit sich reden und handeln ließen, die in allen Fällen gemäßigt, in vielen nachgiebig, in manchen conservativ waren, die aber in der Hauptsache eine beifallswerthe Zähigkeit entfalteten. Eine Anzahl werthvoller Gesetze ging aus dem Landtage hervor, umfassendere Reformen wurden

angebahnt, und in den Hauptsachen, Verfassung und Finanzwesen, wäre sicher ein der Entwicklung des Landes günstiges Resultat erzielt, wenn die Regierung nur einigermaßen auf billige Forderungen und Wünsche eingegangen wäre.

Sie, die bisher sich passiv und zuwartend verhalten hatte, kehrte dem Landtage gegenüber ihr eigentliches Wesen wieder heraus. Sie hatte sich seit dem März den Zeitumständen in allen ihren Phasen willig accommodirt und sich den Anschein gegeben, als lasse sie, auf alle Initiative verzichtend, lediglich den Thatsachen, welche mächtiger als sie, und dem Rechte den Lauf. Sie hatte die Bürgerwehr dem Reichsverweser huldigen lassen, die Reichsverfassung anerkannt, die Grundrechte proclamirt, sie war aber auch sofort bei der Hand gewesen, den preußischen gegen die Reichsverfassung gerichteten Bestrebungen beizutreten. Sie hatte der Organisation der demokratischen Volksvereine und der pietistischen Vereine mit anscheinender Unparteilichkeit zugesehen, nur das schärfere und mißtrauische Auge entdeckte in einzelnen Symptomen ihre retrograde Tendenz. Wenn sie z. B. das Verfahren der Oberschulbehörde, — welche schon im Sommer 1848 es mit dem Amte eines Gymnasiallehrers für unvereinbar erklärte, ein Blatt, in welchem die Volkssouveränetät proclamirt werde, zu redigiren — billigte, wenn sie gegen die Lemgo'schen Ruhestörer und gegen Preßvergehen die alten Formen des Inquisitionsprocesses und das alte Criminalrecht, das Majestätsverbrechen mit Zuchthausstrafe belegte, in Anwendung brachte, und von Amnestie wie von Geschwornengerichten Nichts wissen wollte, so konnten freilich schwache Seelen immer noch ihrem Liberalismus vertrauen. Aber ihr Auftreten dem Landtage gegenüber enthüllte ihr eigentliches Wesen. Dies war Nichts als der vormärzliche, zwar aufgeklärte, aber herrische und anmaßende, wirklichem constitutionellen Treiben abholde Büreaukratis-

mus. Er trat auch hier nicht sogleich und nicht bei untergeordneten Verhandlungen hervor. Eine Reihe von Gesetzen wurde erledigt, ohne daß ein Conflict zwischen den beiden Factoren der Gesetzgebung ausgebrochen wäre. Gegen die Aufhebung der Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden hatte das Regierungs-Collegium, dem man eine Vorliebe für adliche Passionen nicht nachsagen konnte, Nichts einzuwenden. Ein Schulgesetz kam zu Stande, das freilich die in den Grundrechten vorgeschriebene Trennung der Schule von der Kirche nicht durchführte, aber immer noch liberal genannt werden durfte. Ein Staatsdienergesetz, eine Verwaltungsordnung für die Landesstrafen-Anstalt wurde vereinbart, das Ablösungsgesetz verändert, Familien-Fideicommisse aufgehoben, die Bestimmungen über Verhaftungen und Hausuchungen außer Kraft gesetzt u. dgl. mehr. Aber in den Cardinalfragen, in der Verfassungssache und in der Trennung des Staatshaushaltes vom Domanialhaushalte, kam es nimmer zur Einigung.

Die Regierung legte dem Landtage einen Verfassungsentwurf vor. Da dieser als formell und materiell unbrauchbar bei Seite geschoben und ein von einem Ausschusse ausgearbeiteter Entwurf der Berathung zu Grund gelegt wurde, gab der Commissarius bereits die patzige Erklärung ab: er könne den Verhandlungen über die Details nicht beiwohnen. Diese im ersten Zorn ausgestoßene Drohung wurde allerdings nicht verwirklicht, aber der vom Landtage beschlossenen Verfassung ward nicht nur die Zustimmung versagt, sondern der Versammlung schließlich sogar noch eine Rüge ertheilt, daß sie der an sie ergangenen Aufforderung, den Entwurf der Regierung zu prüfen, nicht nachgekommen sei.

Nicht besser erging es in der Domanialangelegenheit. Daß sie eine Lebensfrage für das Land ist, ward im Eingange

schon angedeutet. Zum Verständniß der Sache ist aber noch Einiges hinzuzufügen. Nach altem Herkommen und Gesetz hatte der lippische Landesherr aus seiner Landrentei nicht nur die Kosten der Hofhaltung, sondern auch die der Landesverwaltung und der Gerichtspflege zu bestreiten, das Land oder die Landkasse sollte ihm nur, wenn das Bedürfniß es erforderte, zu Hülfe kommen. Das Wort Bedürfniß ist ein sehr elastischer Begriff, es läßt sich sehr verschieden interpretiren. Bis zur Revolution stand es mit der Interpretation folgendermaßen.

Die Einnahme der unter ständischer Controle stehenden Landkasse betrug circa 149,000 Thlr., wovon 119,000 Thlr. aus Zollrevennen, 28–29,000 Thlr. aus Grundsteuer und der Rest aus verschiedenen Quellen flossen. Hiervon wurden für das Militär 31,000 Thlr., für den Wegebau 34,000 Thlr. und kleinere Summen für Medicinalwesen, Schulwesen u. s. w. verausgabt. An die Landrenteikasse wurden gegen 29,000 Thlr. gezahlt (darunter sogenannte Sublevationsgelder, circa 12,800 Thlr., sogenannte Herrengelder 8500 Thlr.). Die Landrentei dagegen hatte eine bei weitem größere Einnahme von — jene 29,000 Thlr. eingerechnet — weit über 200,000 Thlr., welche für den Hofhalt, Apanage, für Verwaltungskosten, für Gehalte der Beamten u. s. w. ohne Controle verausgabt wurden. Wenn die Regierung nun auch die Nothwendigkeit einer Reform anerkannte, und dem Landtage Vorschläge machte, so gingen ihre Vorschläge doch von der eine Reform in der Wurzel vergiftenden Fiction aus, daß das gesammte Domanium, Landgüter, Forsten, Salzwerk, nebst den aus gutsherrlichem Verbande entsprungenen Abgaben, Privateigenthum des fürstlichen Hauses sei, und von dem eben so schlimmen Postulate, die Verwaltung dieses Domaniums müsse ohne Concurrenz des Landtages dem

Landesherrn verbleiben. Die Vorschläge der Regierung liefen nur darauf hinaus, daß einerseits der Zuschuß der Landeskasse zur Landrentei von circa 29,000 Thlr. aufhören, andererseits der Landkasse circa 18,000 Thlr. an Gefällen aus Regalien u. s. w. überwiesen werden sollten. Für diesen kargen Gewinn von circa 46,000 Thalern sollte die Landkasse die Verpflichtung übernehmen, die Kosten der Landesverwaltung und der Gerichtspflege zu bestreiten. Ja, jener karge Gewinn sollte noch geschmälert werden, indem eine Berechnung über die Domanial-Einkünfte und Ausgaben — freilich ohne die Basis einer Uebersicht des Besitzstandes — vorgelegt und daraus das Verlangen hergeleitet wurde, die Landkasse solle noch 9—10,000 Thlr. zu den Bedürfnissen des fürstlichen Hauses zuschießen. Der Landtag konnte auf solche Vorschläge nicht eingehen. Er machte billigere Gegenvorschläge, er erklärte sich, als diese schroff von der Hand gewiesen wurden, bereit, die Eigenthumsfrage in suspenso zu lassen, er schlug vor, dem Fürsten die volle, für nöthig erklärte Summe von jährlich 85,000 Thlr. nebst Benutzung der Schlösser, der Jagd und verschiedene Naturalien, dazu Apanagen u. s. w. zu garantiren und dagegen nur die Ueberschüsse für das Land und die Controle über die Verwaltung für den Landtag in Anspruch zu nehmen. Auch diese Vorschläge, so bescheiden und maßvoll sie waren, lehnte die Regierung trocken ab. Die Erledigung der Domanialfrage ward in infinitum vertagt.

Der Landtag rächte sich, indem er die oben erwähnten Zuschüsse der Landkasse zur Landrenteikasse, die Herrengelder und Sublevationsgelder verweigerte. Die Regierung erwiderte darauf im Landtagsabschiede vom 13. Aug. 1850 unter Berufung auf ein altes Gesetz von 1783, das, wenn man das Patent vom 9. März 1848 nicht ganz sophistisch auslegte, erloschen war, Folgendes:

„Wir vermögen dem am Landtage gefaßten Beschlusse (über die Herrengelder) keine Folge zu geben und haben die Auszahlung der Herrengelder zur Landrentei im vollen Betrage verfügt."

„In Bezug auf die Sublevationsgelder erkennen Wir das Recht des Landtages zu deren Bewilligung an. Mit diesem Rechte ist gleichzeitig aber die Pflicht zu deren Bewilligung verbunden, sobald das Bedürfniß zur Bestreitung der Kosten der Landtagsverwaltung nachgewiesen wird. Ein solcher Nachweis war dem Landtage durch die ausführlichen Vorlagen über den Stand der Landrentei geliefert." — — „Indem Wir gegen den gefaßten Beschluß Unsere landesherrlichen Rechte hierdurch verwahren, haben Wir für jetzt verfügt, daß der für die Fortführung einer geregelten Verwaltung nothwendige Betrag vorläufig aus der Leihekasse angeliehen werde." Eine schiedsrichterliche Entscheidung über beide Posten ward vorbehalten.

Hiermit hatte die lippische Regierung die abschüssige Bahn der rettenden Thaten beschritten. Alle folgenden Acte der Reaction sind nur eine Fortsetzung dieses ersten. Die Regierung kehrt mit diesem Landtagsabschiede auf den vormärzlichen Standpunkt zurück. Die angekündigten Reformen stocken, die begonnene Entwicklung erlahmt, der Landtag verkommt in apathischer Hoffnungslosigkeit, über das Land breitet sich allmälig wieder die dumpfe Stille der vierziger Jahre.

Da starb am 1. Januar 1851 der regierende Fürst Leopold I., und sein ältester Sohn, Leopold II., folgte ihm nach. In seinem Namen lud die Regierung die Landtagsabgeordneten durch Circular auf den 22. Januar nach Detmold ein, um nach Vorschrift der ständischen Verfassung von 1836 dem neuen Regenten zu huldigen. An und für sich war diese Berufung des Circulars auf die antiquirte stän-

diſche Verfaſſung ſchon ein böſes Omen, aber es war auf eine viel ſchlimmere Ueberrumpelung der Abgeordneten abgeſehen, als die Beſorgteſten erwarteten. Der Eid, der dem Landtage zugemuthet wurde, lautete:

„Ich gelobe und ſchwöre u. ſ. w., daß ich Sr. Hochfürſtlichen Durchlaucht, dem Herrn Paul, Emil, Friedrich, Leopold, treu, hold, gewärtig und gehorſam ſein werde, ſo wahr mir Gott helfe!"

Alſo kein Wort von Treue gegen die verfaſſungsmäßigen Geſetze, nur Treue, unbedingte, unbegränzte, gegen den Herrn, den Fürſten. Die Formel wurde den Abgeordneten auf ausdrückliches Verlangen kaum eine halbe Stunde vor der Landtagsſitzung mitgetheilt, — zur Discuſſion, zur Einigung über das einzuhaltende Verfahren blieb keine Zeit. In der Sitzung ſelbſt wurde keine Erörterung über die Eidesformel geſtattet, einfach die Wahl gelaſſen, ſchwören oder nicht. Zwanzig Abgeordnete leiſteten den Schwur, einige davon unter motivirten Erklärungen, fünf weigerten ihn. Der Repräſentant des Fürſten, der Geheime Oberregierungsrath Piderit, — der Fürſt ſelbſt war an dem Tage nicht in Detmold — rief den letzteren nach, das Weitere werde ſich finden.

Und das Weitere fand ſich in der That. Die fünf eidweigernden Abgeordneten, — der Stadtrichter Franz Hausmann, der Kanzleirath z. D. Althof, der Lehrer Echterling, der Bauer Hagemann, der Paſtor Kulemann — waren ſo unbeſtreitbar in ihrem Recht, daß die Regierung ſich weislich auf eine Widerlegung der Gründe ihres Verhaltens, die in das Protocoll des Landtags und in an die Wähler gerichteten Flugblättern niedergelegt wurden, nicht einließ. Die Ablegung eines ſolchen Eides war nicht nur an ſich unvereinbar mit den Pflichten eines Abgeordneten, die Berufung der Regierung auf die Verfaſſung von 1836

war ein durchaus nichtiger Vorwand. In dieſer Verfaſſung war gar kein Huldigungseid formulirt, und die Formulirung eines ſolchen konnte unmöglich der Regierung allein zuſtehen. Ueberdies hatte die Verfaſſung von 1836 nur eine durch das Patent vom 9. März 1848 begränzte Geltung, und die Regierung ſelbſt hatte dies in bezeichnender Weiſe anerkannt, indem ſie den zur Herſtellung einer Verfaſſung im Jahre 1849 berufenen Abgeordneten gar keinen Eid abforderte. Was aber endlich eine Hauptſache war, der Fürſt ſelbſt hatte ſich ſeinerſeits zu Nichts verpflichtet. Sein Commiſſar hatte mündlich Etwas davon geſagt, daß der Fürſt im Geiſte des Vaters regieren und die (antiquirte) Verfaſſung von 1836 mit den geſetzlichen Modificationen befolgen werde, aber keine Vollmacht zu dieſer Erklärung vorgelegt.

Alſo das Weitere fand ſich, die Regierung erklärte die Sitze der eidweigernden Abgeordneten für erledigt und ordnete aus ſouveräner Machtvollkommenheit Neuwahlen an. Nur eine kleine Minorität in den betreffenden Wahldiſtricten wählte, die Mehrzahl proteſtirte. Aber der Rumpf des Landtags ſelbſt drückte dem Verfahren der Regierung eine Art von geſetzlichem Stempel auf. Auch er entſchied, als er im Mai zuſammentrat, daß jeder Abgeordnete verpflichtet geweſen ſei, den Eid zu leiſten, und daß der den Eid Verweigernde nicht Abgeordneter ſein könne. Gegen die eigenmächtig von der Regierung verfügte Anordnung der Neuwahlen ward Anfangs proteſtirt, doch fand man ſich nachher damit ab, daß die Regierung ein Protocoll ausfertigte, wonach ſie die Sache ſo angeſehen haben wollte, als hätten die fünf Abgeordneten *ſelbſt* ihr *Mandat niedergelegt*. Dieſes Auskunftsmittel war um ſo lächerlicher, als jene am 14. Mai, abgeſehen von ihrem Proteſt, ſelbſt im Abgeordnetenſaal erſchienen waren, um ihre Plätze einzunehmen, von der Majorität aber ausgeſtoßen wurden.

Durch dieſen empörenden Gewaltact war der Landtag — ein freiſinniger Abgeordneter, der den Eid geſchworen, Amtmann Meyer, legte unmittelbar nach den erzählten Vorgängen ſein Mandat nieder — von allen eigentlich demokratiſchen Elementen purificirt, und der Oppoſition überhaupt war namentlich mit dem Ausſcheiden Hausmann's, des Vicepräſidenten der Verſammlung, eines im ganzen Lande in hoher Achtung ſtehenden, unerſchütterlichen Mannes, eines Demokraten von Einſicht und Beſonnenheit, der Lebensnerv zerſchnitten: die Seſſion von 1851 ſchleppte ſich in der Erledigung der laufenden Arbeiten und mit der Vorbereitung von kümmerlichen Organiſationsplänen hin. Die Berufung der Regierung auf den wieder erſtandenen Bundestag, von dem Vorkehrungen zu erwarten ſeien, wodurch die zwiſchen Landtag und Regierung obſchwebenden Streitigkeiten betreffs der Finanzen erledigt würden, deutete ſchon auf neue Gewaltthaten hin.

Aber ſie ſollten nicht von der Regierung vollzogen werden, welche die erſten ausgeübt hatte. Die Reaction verſchlingt wie die Revolution ihre eigenen Kinder.

Der Fürſt von der Lippe, Leopold II., dreißig Jahre alt, als er die Regierung antrat, hatte die Räthe ſeines Vaters anfangs ſämmtlich an ihrem Poſten und die Regierungsmaſchine in ihrem gewohnten Lauf gelaſſen. Niemand erwartete auch von ihm eine eigentliche Selbſtherrſchaft, ja die Büreaukratie hatte Grund zu der Hoffnung, ſich unter ſeiner Regierung einer noch größeren Autonomie zu erfreuen, als unter der des Vorgängers. Die geiſtige Beſchränktheit des neuen Regenten war, wenn nicht landes-, ſo doch reſidenzkundig. Nicht alle Lehrer des jungen Prinzen waren völlig discret geweſen, und man erzählte ihnen nach, daß es, trotz aller väterlichen Zwangsmittel, in dem Kopfe des jungen Menſchen unheimlich öde ausſehe.

Als der Prinz nach Beendigung seiner Studien von Bonn und später von Berlin, wo er in der Garde diente, in die Residenz heimkehrte, war es nicht besser geworden. Wie die Bonmots Friedrich Wilhelm's IV. in Berlin, so circulirten die Etourderien, die der Erbprinz einer Dame beim Tanz oder einem Staatswürdenträger beim Diner gesagt hatte, in Detmold, und wurden ebenso wie jene, nur vielleicht mit anderer Miene, belacht. Zu dieser geistigen Schwäche gesellte sich, wir wissen nicht von welchem Zeitpunkt an, die körperliche. Sie äußerte sich in einem nervösen Zittern, das ihm nicht erlaubte, Löffel und Gabeln von gewöhnlicher Schwere zum Munde zu führen; und diese physische und psychische Schwäche haben den jungen Mann bereits zum Hypochonder gemacht. Seine Ehe, im Herbst 1851 mit einer rudolstädtischen Prinzessin geschlossen, war nicht glücklich. Sie ist kinderlos. Nach dem Verlauf einiger Flitterwochen trat eine Disharmonie unter den Gatten ein, die gar nicht verhehlt werden konnte, und von der man sich im Lande zahlreiche Anekdoten erzählt, die wir aber, als außerhalb unsers Bereichs liegend, übergehen wollen.

Die Büreaukratie indeß, wenn sie auf die Eigenschaften des Fürsten wirklich Hoffnungen baute, verrechnete sich vollständig. Auch schwache Geister haben ihre Passionen, und gegen die Passionen eines Regenten hat der freche Büreaukratismus so wenig ausreichende Mittel wie der demüthige Constitutionalismus der Männer von Gotha und Erfurt. Leopold II. hatte in Berlin als preußischer Gardeoffizier die Ideen eingesogen, welche aus der Kreuzzeitung hinlänglich bekannt sind. Bei Lebzeiten des Vaters, der zwischen Bürgerlichen und Edelleuten in seiner Umgebung kaum einen Unterschied gemacht hatte, und in der ersten Zeit nach dem Tode jenes trat das wenig hervor, liefert doch Detmold auch kaum das Material, um einen bocharistokratischen,

durch keinerlei bürgerliche Beimischung inftzirten Kreis herzustellen. Das ganze Land zählt nur wenige Junker, und die paar adeligen Cavaliere in der Residenz waren zum Theil mit der bürgerlichen Gesellschaft durch lange Gewohnheit eng verwachsen. Aber seit der Verheirathung des Fürsten machte sich seine Vorliebe für das Vollblut immer stärker geltend. In diesem Punkte stimmten seine Neigungen mit denen seiner Gemahlin überein. Ein im fürstlichen Stalle angestellter Herr von Unger, ehemaliger braunschweigischer Referendar, Freiherr von Stietencron, ein aus Mecklenburg stammender, in Lippe ansässiger Junker, und der Hofjägermeister von Donop wurden die vertrautesten und einflußreichsten Rathgeber des Fürsten. Unter ihrem Einfluß wurde der Entschluß gefaßt, mit der Revolution völlig zu brechen. Auf den 20. Oktober 1852 berief der Fürst den Landtag ein und ließ ihm die Zumuthung machen, in die Aufhebung des Wahlgesetzes von 1849 und in die Restauration der Verfassung von 1836 zu willigen. Der Landtag lehnte das ab, und der Fürst löste ihn auf. Im März 1853 verkündete eine „Verordnung" dann die Wiederherstellung der Verfassung von 1836.

Obwohl diese sämmtlichen Verordnungen von einem Mitgliede der Regierung contrasignirt waren, so mag es immerhin richtig sein, daß, wie das Gerücht sagte, die Regierung die Rückkehr zur alten Verfassung mit Mißfallen und den Einfluß der die Person des Fürsten umgebenden Junker mit Besorgniß ansah. Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie direct von jenem Vorgehen abgerathen hat: die Junker indeß wußten auch gegen die Regierung Rath.

Unter dem 13. September 1853 erschien in der Gesetzsammlung eine vom Regierungspräsidenten unterzeichnete fürstliche Verordnung, wonach dem Regierungs-Collegium die Angelegenheiten des Aeußeren und des fürstlichen Hauses,

die Landtags- und Militärſachen, die Oberaufſicht über Juſtiz und Polizei, Kirche und Unterricht, Anſtellung der Staatsdiener, Recurs- und Gnadenſachen entzogen und einem „Cabinet“ übertragen wurden. Die Regierung war damit zu einer einfachen Verwaltungsbehörde degradirt. Und wer bildete dies Cabinet oder Cabinetsminiſterium, dem ſie den Platz räumen mußte? Der aus dem Stalle hervorgezogene Herr von Unger und ein Mann, deſſen Name ein Begriff geworden iſt, Dr. Laurenz Hannibal Fiſcher. Der letzte ward Miniſter, der erſte Secretär.

Das Regiment Hannibal Fiſcher iſt der zweite Act der lippiſchen Reaction. Er hat zwei Jahre gedauert, und ſein Verlauf iſt ziemlich bekannt. Nur wird er für gewöhnlich in ſo fern falſch beurtheilt, indem man ihn mehr als eine mit der Vergangenheit nicht im Zuſammenhang ſtehende Epiſode, denn als eine Fortſetzung anzuſehen pflegt. Allerdings iſt dieſe zweite Phaſe der Reaction von der vorangegangenen verſchieden, aber mehr der Quantität als der Qualität nach, mehr in Bezug auf die Perſonen, als in Bezug auf die Prinzipien, mehr in der Form als im Weſen.

Wir brauchen die rettenden Thaten Fiſcher's, die mit der Ausſchreibung der Wahlen für die Ständeverſammlung (am 13. Okt. 1853) — ein beim Bunde erhobener, natürlich erfolgloſer Proteſt des Landtagsausſchuſſes hatte dieſe Ausſchreibung verzögert — begannen, nicht im Detail zu verfolgen. Wer dieſelben in ihrer Totalität überblicken will, kann ſie nachleſen in Fiſcher's politiſchem Märtyrthum, wo er ſie in widerlicher Ausführlichkeit und mit ſervilem Behagen beſchreibt; für uns genügen einige kurze Bemerkungen über ſein ſchamloſes Treiben und deſſen Erfolge.

Fiſcher kam in's Land, durch Herrn von Stietencron dem Fürſten empfohlen. Der Junker mag zu der Empfehlung vielleicht gute Gründe gehabt haben, der Fürſt legte eine Probe

der größten Kurzsichtigkeit ab, wenn er diesen Menschen, in dem der gegen den Bundestag gehegte Haß und die auf demselben ruhende Verachtung zugleich so zu sagen Fleisch geworden waren, zum Cabinetsminister machte. „Ausländische" Beamte sind in Lippe überhaupt, wie wiederholt bemerkt ist, ungern gesehen, nun vollends ein solcher? — Fischer brachte den regsten Eifer und das weiteste Gewissen in seinen Herrendienst mit. Er bot ohne Zaudern die Hand zur gröbsten Gesetzlosigkeit. Mit dem Landtage von 1848 vereinbarte Gesetze, z. B. das Jagdgesetz, das über Haussuchungen, über Fidei-Commisse — wurden aufgehoben — ohne ständische Mitwirkung — per „Edict." So weit das Vorschreiten Fischer's negativer Art war, nahm man es im Lande geduldig hin. Aber der Cabinetsminister wollte auch eine schöpferische Thätigkeit entfalten, er hielt sich für einen Meister im Organisiren, wollte Alles umgestalten nach seinen confusen Begriffen von väterlichem Regimente, und er heckte täglich neue Pläne aus, obwohl er das Land und dessen Verhältnisse gar nicht kannte. So großen Anklang er damit beim Fürsten fand, so wenig bei der Büreaukratie. Zum Theil um der Beschaffenheit seiner Projecte willen, mehr jedoch um seiner Person willen. Hätte auch nicht der Gedanke, gerade von einem solchen berüchtigten Subjecte abhängig zu sein, jeden Beamten gewurmt, so genügten seine brüsken Manieren, sein aller büreaukratischen Regelmäßigkeit widersprechendes Verfahren, ihm seine Untergebenen zu Feinden zu machen. Die Mitglieder der degradirten Regierung ballten gegen ihn die Faust in der Tasche, gingen mit finstern Gesichtern umher und legten ihm Hindernisse in den Weg, wo sie konnten. Die Beamten der Landrentei machte er sich abhold, indem er dem Fürsten vorrechnete, daß demselben bei deren Verwaltung Hunderttausende verloren gingen. Das Obergericht wurde ihm aufsässig, da er will-

kürlich und täppisch in die Rechtspflege eingriff. So wurde ihm von allen Seiten ein passiver Widerstand entgegengesetzt in den Geschäften. Was von den zu seiner Zeit verfügten Anordnungen ihm ganz ureigen gehört, dürfte sich schwer angeben lassen. Vielleicht die Heranziehung der Jesuiten und die Aufhebung der Kirchenordnung! In der Gesellschaft behandelte ihn mit Verachtung, wer es irgend wagen zu dürfen glaubte. Fischer scheint das Gefährliche seiner Stellung geahnt, und darum mitunter darnach gehascht zu haben, sich im Volke Popularität zu erwerben. Einige Verfügungen zu Gunsten armer Leute und Bemerkungen darüber in seinem Märtyrerthum deuten darauf hin. Er hat aber nie eine Popularität besessen.

Die Verhaftung Fischer's in Coburg ist allerdings der Anlaß, aber nicht der Grund seiner Entlassung gewesen. Flotten-Fischer taugte nicht zum Werkzeug einer Partei, dafür war er bei all seiner Devotion viel zu eitel, hing seinen eigenen Projecten nach und bestand zu sehr auf seinem Kopfe. Er war wohl im Stande, den schwachen Fürsten an sich zu fesseln, auf die Dauer aber konnte er sich mit der religiös-politischen Reaction, die ihn hergerufen und die den Fürsten umgab, nicht vertragen. Er befriedigte weder die Junker, noch die Betschwestern. Er hatte für beide Etwas gethan, aber er wollte nicht Alles thun, und das rechnete man ihm zur Schuld an. Jene nahmen es ihm übel, daß er auch den Ständen, in welchen sie die erste Curie bildeten, die entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung bestritt und beim Bundestage ein ihren Ansprüchen nicht günstiges Urtheil erwirkte. Diese verziehen es ihm nicht, daß er die von den Pietisten geforderte Einführung des Heidelberger Katechismus verweigerte. So wurde der Fürst nach der Coburger Katastrophe bestürmt, den Cabinetsminister zu entlassen. Und er willigte nach langem Schwanken darin ein.

Was das Cabinetsminiſterium Fiſcher noch zu thun übrig gelaſſen hatte, um aus dem Fürſtenthum Lippe einen reactionären Muſterſtaat zu machen, das that das Cabinet Oheimb.

Herr von Oheimb, der Nachfolger Fiſcher's, iſt auch ein Ausländer, ein Preuße, früher Regierungsaſſeſſor in Coblenz. Als ein echter Zögling der Manteuffel'ſchen Schule regierte er mit ähnlichen Mitteln, wie ſein Vorgänger und in ähnlichen Gleiſen, wie der, aber das Hauptfeld ſeiner Thätigkeit iſt ein anderes. Auf dem politiſchen Gebiete haben die erſte Phaſe der Reaction und die zweite das Meiſte erledigt, Herr von Oheimb ſucht ſeine Lorbeern vorzugsweiſe auf dem Gebiete der Kirche. Er iſt der Raumer des Fürſtenthums Lippe. Der Pietismus hat an ihm ſeinen treueſten Ritter. Im Uebrigen iſt er von Flotten-Fiſcher auch darin verſchieden, daß er enthaltſamer iſt im Projectenmachen und daß er die büreaukratiſchen Formen im gewöhnlichen Geſchäftsgange nicht ſo muthwillig verletzt.

Die ſchreiendſten Gewaltthaten des Herrn v. Oheimb auf kirchlichem Gebiete ſind die Beſeitigung des Predigers Rudolf Kulemann und die Einführung des Heidelberger Katechismus geweſen. Der Erſtere, als eidweigernder Landtagsabgeordneter ſchon früher erwähnt, ſtand bei der Reaction natürlich ſchlecht angeſchrieben. Schon Fiſcher hatte einem wegen Verleumdung Kulemann's gerichtlich verurtheilten pietiſtiſchen Geiſtlichen die Strafe erlaſſen und denſelben noch belobt, daß er in der Zeit der Revolution treu zu ſeinem Fürſten geſtanden. Hr. von Oheimb ſchritt gegen Kulemann direct ein. Er ließ über denſelben im Oktober 1856 plötzlich eine außerordentliche Kirchenviſitation verhängen, welche ſeine acht Jahre zuvor bei ſeiner Wahl zum Prediger in Lemgo angezweifelte Rechtgläubigkeit prü-

sen sollte. Zur Ausführung dieser Inquisition berief Herr v. Oheimb die geeigneten Visitatoren von auswärts her: zwei fanatische Pietisten, Münchmeier aus dem Hannoverschen, und Reiche aus Bückeburg; ein lippischer Pfaff, Heinrichs, von dem man voraussetzen durfte, daß er sich jeder Majorität anschlösse, ward ihnen als drittes Commissionsmitglied beigegeben. Sie trafen in Lemgo ein; Kulemann stellte sich ihnen nicht und protestirte gegen ein so componirtes Gericht. Die nichtswürdige Visitations-Commission forderte nun die Mitglieder seiner Gemeinde auf, Beschwerden über ihren Prediger zu erheben. Nachdem 4—500 Personen, Männer und Frauen, erschienen waren, um zu erklären, daß sie keine Beschwerden hätten, wandte man sich an die aus Kulemann's Gemeinde ausgetretenen, der freien evangelischen Gemeinde des „erweckten" Pfarrer Steffann angehörigen Leute, um Klagpunkte zu finden. Was von ihnen ausgesagt, wissen wir nicht. Inzwischen ließ sich das lippische Consistorium, — um das Herr v. Oheimb sich sonst gar nicht kümmerte, obwohl es des beklagten Predigers zuständige Behörde war, — herbei, Kulemann zu suspendiren, und die Untersuchung sollte beginnen. Ehe es jedoch dazu kam, fand sich der vielfach gehetzte, durch die Chicane seiner fanatischen Gegner und Amtsgenossen ermattete Mann mit Herrn v. Oheimb gütlich, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, ab. Er erklärte sich gegen eine Pension bereit, auf seine Predigerstelle zu verzichten. Sie feilschten eine Weile mit einander: endlich einigten sie sich über eine Pension von 200 Thlr. und Kulemann verließ das Land, zu welchem Zweck ihm auch noch die Umzugskosten vergütet wurden. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß dieser verfolgte Mann nicht etwa ein Freigemeindler war, sondern daß er nach theologischer Terminologie etwa als rationaler Supernaturalist zu classificiren sein würde. Eine Schrift, worin er die Fragen, welche die Visitatoren ihm

ſchriftlich vorgelegt, nachträglich freiwillig beantwortet hat, documentirt ſeine Gläubigkeit zur Genüge.

Wurde in dieſem Falle freilich das Recht im Allgemeinen, aber doch nur in den Perſonen eines Predigers und einer Gemeinde verletzt, ſo kränkte Herr v. Oheimb in der Katechismusfrage die religiöſen Gefühle der ungeheuren Mehrzahl der Prediger, der Volkslehrer, der ganzen Bevölkerung des Landes in nicht minder gewaltthätiger Weiſe. Im Fürſtenthum Lippe iſt ſeit langer Zeit ein den Namen des früheren um das Schulweſen hochverdienten Generalſuperintendenten Weerth tragendes Religionslehrbuch — der Weerth'ſche Leitfaden — im Gebrauch. Er iſt im Sinne eines gemäßigten Rationalismus geſchrieben und hat ſeit Decennien die Galle der Pietiſten erregt. In den vierziger Jahren bemühten ſich ſchon die wenigen Geiſtlichen dieſer Richtung um die Erlaubniß, den Heidelberger Katechismus an ſeine Stelle ſetzen zu dürfen, und Leitfaden und Katechismus waren in den Jahren der Revolution und der Reaction die Symbole oder Banner der Parteien. Herr v. Oheimb erledigte die Frage, indem er den Heidelberger Katechismus zum gemeingültigen Religionslehrbuch ſtempelte. Die Maſſe der Prediger, der Lehrer, der Gemeinden petitionirte oder proteſtirte. Alles vergeblich. Der Heidelberger Katechismus mit ſeiner wüſten Orthodoxie, ſeinen unſäthigen Verfluchungen iſt im Schul- und Confirmanden-Unterricht eingeführt.

Dieſen einzelnen Gewaltthaten entſprechend führt Herr v. Oheimb ſein Regiment überhaupt. An die Spitze des Schullehrer-Seminars hat er eben jenen Geiſtlichen geſtellt, der den Paſtor Rudolf Kulemann verleumdet hatte und, deßhalb verurtheilt, von Fiſcher begnadigt war und hat denſelben zugleich in's Conſiſtorium geſchoben. Aber der Cabi-

netsminister weiß wohl, daß er in Lippe selbst nicht genug gefügige und passende Werkzeuge finden kann, welche seinen Intentionen dienen. Er beruft also seiner würdige Genossen aus dem Auslande. Als Consistorialpräsident fungirt ein College von ihm, Herr de la Croix, ehemaliger Regierungsreferendar zu Coblenz, und dieser schuhriegelt nach den Eingebungen seines Meschores, des Consistorialschreibers Düsterstek, die Geistlichkeit und die Lehrer des Landes, die mit wenigen Ausnahmen im Stillen gute Rationalisten geblieben sind. Ein Adept der Kreuzzeitungspartei nach dem andern ist aus Preußen oder Kurhessen verschrieben. Ein einflußreicher Posten nach dem andern wird mit solchen oder mit den wenigen einheimischen Parteigängern des Pietismus besetzt.

Und wie verhält sich das Land diesem gesetzlosen Treiben, dieser schnöden Willkür gegenüber? Es ist nicht zu leugnen, daß der Pietismus einige Fortschritte auch in der lippischen Bevölkerung gemacht hat. In einem so isolirten Mikrokosmus wie Lippe, wo dem Denken der einfachen Menschen so wenige Objecte zu Gebote stehen, wo die Neigung, sich hervorzuthun, so wenig Spielraum findet, herrscht für die Dogmatik ein größeres Interesse als anderswo. Man streitet sich in den Dörfern, Flecken und Städten des Teutoburger Waldes in der That noch um den Sinn und Wortlaut Paulinischer Episteln, um die Dreieinigkeit und das Verhältniß des Sohnes zum Vater u. dergl. mehr. Dazu kommt, daß es seine Vortheile hat, dem Pietismus zu huldigen, und daß es einen Reiz auf den armen Mann übt, in der Betstunde sich mit dem Vornehmsten gleichgestellt — mit ihm sich demüthigend vor Gott — zu sehen. Aber die Masse der Bevölkerung knirscht mit den Zähnen über dieses Regiment. In dem Haß dagegen sind — mit Ausnahme der kleinen pietistischen Partei — Alle einig. Die Mitglieder der Regierung ver-

fluchen es ebenſo gut wie die Anhänger der Demokratie. Man gehorcht, wo man nicht anders kann, man leiſtet keinen activen Widerſtand, aber man rächt ſich durch paſſiven Widerſtand, wo nur irgend möglich. Die fremden Beamten, die Fiſcher und Oheimb in's Land gezogen haben, ſind ein Gegenſtand des allgemeinen Haſſes, man nennt ſie höhniſch die Fremdenlegion, man erzählt ſich ſchadenfroh Geſchichten von ihrer Unfähigkeit, ſich heimlich ärgernd, daß man dieſe Leute doch ernähren muß. Aber wie geſagt, — eine active Oppoſition exiſtirt in Lippe nicht. Die Landſtände, welche 1853 von den Todten erweckt wurden, machen, wenn es hoch kommt, eine Oppoſition um des Kaiſers Bart. Etwa ſo wie zu Fiſcher's Zeit, wo er ihnen vorſchlug, das Budget en bloc zu bewilligen, und ſie dies ablehnend vier Wochen beriethen, um endlich doch das Ganze zu genehmigen. Die Ritter, welche 1818 auf ihre Privilegien verzichteten, nehmen das Vorrecht der Abſtimmung nach Curien wieder in Anſpruch. Auch in der zweiten und dritten Curie des Landtags, die die Städte und das platte Land vertreten, ſitzen nur ſehr zahme Leute, die die Fauſt in der Taſche ballen wie alle andern, aber keinen energiſchen Widerſtand wagen. Wenn die Stände zur fürſtlichen Tafel geladen werden, weiſ't man, Vertreter des Adels und der Bürger und Bauern abſondernd, den letzteren den Platz am Katzentiſch an. Sie laſſen ſich das ruhig gefallen. Dem Bruder des Fürſten, dem Prinzen Woldemar, der ſich verheirathete, haben ſie ein reichliches Jahrgeld bewilligt, und man ſagte ihnen nach, ſie hätten das ſogar mit einer Art von patriotiſcher Begeiſterung gethan, da die Heirath bei der Kinderloſigkeit des Fürſten die Hoffnung auf Erhaltung des lippiſchen Regentenſtammes gewährte. Wirklich oppoſitionelle Elemente weiß das Cabinet übrigens von vorn herein aus dem Landtage fern zu halten. Vor einigen Jahren, als die Stadt

Horn ihren Richter, Hausmann, in die Ständeversammlung wählte, erklärte sich dieser, die factische Beseitigung der Gesetze von 1849 anerkennend, bereit, die Wahl anzunehmen. Obwohl er alle gesetzlichen Eigenschaften besaß, und den Ständeeid abzulegen sich erbot, bestätigte das Cabinet die Wahl nicht. Es deducirte, er habe durch die Verweigerung des Huldigungseides die zu einem Deputirten erforderliche Qualität ein für allemal verloren, und die Landstände selbst, auf den Gedanken der Regierung eingehend, wußten ihm keinen bessern Rath zu ertheilen, als dem Fürsten seine Reue auszusprechen. Der Ehrenmann hat den Rath nicht beantwortet. — Auch die Octroyirung des Katechismus hat keinen ernstlichen Widerstand gefunden. Alles hat sich gefügt. Keine Gemeinde, kein Prediger, kein Lehrer, kein Privatmann hat dem allmächtigen Cabinet offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen gewagt. Mit Murren und Sträuben ist der Katechismus gekauft und benutzt, — aber gekauft und benutzt wird er doch.

Die Bevölkerung Lippe's ist in eine dumpfe Resignation versunken: sie läßt geschehen, was geschieht. Sie betrachtet die in vollständiges Geheimniß gehüllte Verwaltung der Landrentei, die schwerfälligen, alten Formen der Justiz, die Lähmung des industriellen Aufschwungs, die Aussaugung des Landes durch Fremde höchstens mit Ironie*), — denn sie hat auch nicht die mindeste Aussicht auf eine Aenderung im gewöhnlichen Verlauf der Dinge. Diese Fremdenlegion läßt sich auch bei einem Regierungswechsel nicht mehr beseitigen, schon

*) Im Jahre 1860 wurde ein Anwohner des lippischen Forstes von Beamten neben einem getödteten Hirsche angetroffen. Der Anwalt desselben erwirkte zu allgemeinem Erstaunen ein freisprechendes Urtheil. Aber das ganze Land jubelte auf, daß dem strengen Gesetze über Wildfrevel ein Schnippchen geschlagen war. — Solche Dinge sind die „Freuden" der Lipper.

die Rückſicht auf die unerſchwinglichen Penſionen läßt den Gedanken nicht aufkommen. Lippe kann nur noch Etwas erwarten von extraordinären Ereigniſſen. Und in der That iſt der Gedanke an eine Mediatiſirung, an eine Annexion an Preußen, nirgends ſo populär als da. In dieſer Beziehung hat ſich die Stimmung ſeit 1848 merkwürdig verändert. Was damals die Stadtverordneten von Lemgo der Nationalverſammlung in Frankfurt ausſprachen, würden heut, wenn man vor üblen Folgen eine Gewähr gäbe, 90 Procent der Bewohner des ganzen Landes unterſchreiben. Die Pietät gegen die fürſtliche Familie iſt ganz erſtorben. Den Fürſten ſelbſt beurtheilt man nach ſeinen Cabinetsminiſtern Fiſcher und Oheimb, und wie das Urtheil darnach lautet, braucht nicht ausgeführt zu werden. Was im Uebrigen von eigenen Aeußerungen deſſelben im Lande umläuft, dient nicht, die Antipathie gegen ihn zu mildern*).

Die Fürſtin hängt Paſſionen nach, die ſehr verſchiedener Natur, aber gleich unpopulär ſind unter den Lippern. Sie trägt ihre Sympathie für den Pietismus offen zur Schau, und macht die Exercitien deſſelben mit. Sie beſucht Buß- und Betſtunden und pilgerte im vorigen Jahre zum Grabe eines pietiſtiſchen Heiligen, eines Bauern, und pflanzte Blumen auf deſſen Gruft. Auf der andern Seite fröhnt ſie der

*) Eine Anekdote mag zum Beleg dienen. Vor nicht zu langer Zeit befand ſich ein Maler in Detmold, der bei Hofe zu thun hatte. Eines Tages brauchte er gewiſſe Farben und erkundigte ſich nach einem Telegraphenbüreau, um dieſelben eilig zu beſtellen. Man gab ihm zur Antwort, ein ſolches Büreau exiſtire in Detmold nicht. Als der Maler das nächſte Mal zur Tafel geladen war, fragte er den Fürſten, wie es komme, daß Detmold keine Telegraphenverbindung habe. Der Fürſt erwiderte: Ich liebe derartige Einrichtungen der Neuzeit nicht, ſie führen revolutionäre Ideen herbei, von denen ich mein Land rein halten möchte. Es kann ſein, daß das auf die Dauer nicht möglich iſt, aber wenigſtens will ich thun, was ich kann.

noblen Paſſion der Parforce-Jagd. Bei Lippſpringe, auf der preußiſch-lippiſchen Grenze iſt zu dieſem Zwecke ein großes Areal zuſammengepachtet, ein Piqueur mit 1000 Thlr. Gehalt angeſtellt, der hundert Hunde unter ſeiner Aufſicht hat. Der Herzog von Naſſau, lippiſche Prinzen und weſtphäliſche Edelleute kommen dort zuſammen und hetzen die armen Haſen zu Tode. Die Fürſtin macht dies grauſame Spiel mit.

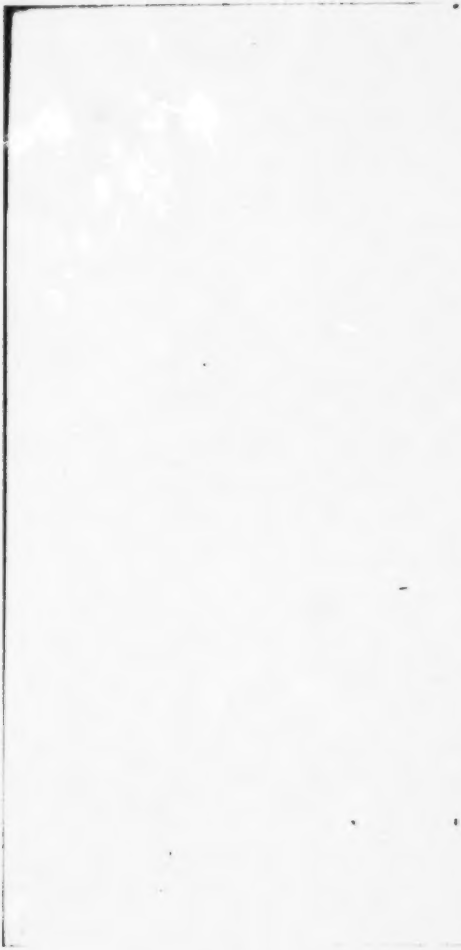
Der Bruder des Fürſten, Woldemar hat in der preußiſchen Garde gedient wie jener und theilt die politiſche Richtung deſſelben. Die jüngeren Brüder treiben ſich im Auslande umher.

Lippe iſt ein widerſtandloſes und hoffnungsloſes Opfer der rothen Reaction, es iſt nichts als ein Aſyl der Manteuffel-Raumer'ſchen Sippſchaft. Wie lange wird Deutſchland dieſer Sippe die bequeme Freiſtätte laſſen? —

Gotthold Ephraim Lessing.

Von

F. Lassalle.



Gotthold Ephraim Lessing.

1. Lessing vom culturhistorischen Standpunkt.
2. G. E. Lessing's Leben und Werke, von Adolph Stahr. Berlin bei Guttentag. 2 Bde. *)

Wir leben in einer Epigonenzeit, und grade zu ihrer Ueberwindung läßt sich gegenwärtig schwerlich Besseres in ihr thun, als uns in die leuchtenden und abgeschlossenen Gestalten unserer größeren Vorfahren zu vertiefen und in ihnen Sammlung und Stärkung, Gewißheit unseres nationalen Berufs und Auffrischung unseres nationalen Genius zu suchen.

Dies ist auch der mehr oder weniger instinctive Grund, der die literarische Production unserer Zeit so überwiegend auf das Ende des vorigen Jahrhunderts, auf den unvergänglichen Ruhm unserer Göthe- und Schillerperiode zurückwirft. Aber so glänzend diese war, sie war selbst nur wieder das Entwicklungsresultat der ihr voraufgehenden Epoche, und diese ist es, welcher der Lorbeer gebührt, Deutschland aus der unsäglichen geistigen Verdumpfung gerissen zu haben, in die es seit dem westphälischen Frieden, fast ein volles Jahrhundert, versunken war. — Die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist die Periode, von der wir

*) Wir bemerken, daß der nachfolgende Aufsatz bereits im November 1858 kurz nach dem Erscheinen von Stahr's „Lessing's Leben und Werke," welches uns zu demselben den äußern Anlaß gab, von uns niedergeschrieben worden ist, seine Veröffentlichung aber damals unterblieb.

Der Verfasser.

sprechen, und in zwei Männer faßt sie sich ganz und gar zusammen, die, wie sehr auch getrennt durch Stellung und Verhältnisse, wie sehr auch einander entgegengesetzt durch Bildung und Geschmack, durch Neigung und Richtung, dennoch nur einen und denselben Zeitgedanken in der so verschiedenen Sphäre ihrer Thätigkeit verwirklichen: — Friedrich der Große und Lessing.

Von beiden pflegt man zu sagen, daß sie ihrer Zeit unendlich überlegen gewesen seien. Aber seiner Zeit noch so weit überlegen sein, heißt nur: sie zum vollständigsten Ausdruck bringen! —

Werfen wir einen Blick auf das Charakteristische jener Epoche, so liegt dies in Frankreich wie Deutschland übereinstimmend darin, daß eine Wirklichkeit vorgefunden wird, welche, nach allen Seiten hin ein unlebendiges und verknöchertes Product vergangener Jahrhunderte, dem Individuum nirgends die Möglichkeit eines Eingreifens in dieselbe, einer Bethätigung seiner eigenen Lebendigkeit und seiner geänderten Bedürfnisse gestattet. Hergebrachte, mit der damaligen Gegenwart selbst in keinerlei Zusammenhang mehr stehende Formen beherrschen alle Gebiete des Daseins, sind in Staat und Religion, in Kunst und bürgerlichem Leben die allein gültigen, unantastbaren Normen, die jeden lebendigen Trieb im Voraus ersticken und Allem, was geschieht, diese scharf ausgeprägte Physiognomie eines altgebornen philiströsen Zopfthums geben, welche in Deutschland jene Periode kennzeichnet.

Bei einem solchen Tode des Geistes ist die ihn in seinem Innersten beschäftigende Frage nur die eine: ob er das Grabgewölbe seiner Wirklichkeit wird sprengen können, oder ob er in dieser Versteinerung verharren muß, durch kein entzauberndes Wort zu neuem Leben, zu neuem Rechte auf sich selbst erweckt.

In Frankreich war dieſe Spannung gegen das Gewordene eine ſo ungeheure und comprimirte, daß man eben deshalb ſogar mit dem Begriff der Geſchichte und ihrer Entwickelung überhaupt (Civiliſation) gänzlich brach und auf den Naturzuſtand des Subjects als das dagegen Wahre und Höhere zurückgehen wollte. (Rouſſeau.) Und eben weil in Frankreich keine beſtehende Macht von oben herab dieſen Umſchwung vollzog, iſt er dort in der Wirklichkeit ſpäter zum Durchbruch gekommen, aber deshalb auch von um ſo gründlicheren Conſequenzen begleitet geweſen.

In Deutſchland war es Friedrich der Große, welcher in ſeiner Auflehnung gegen alle hiſtoriſchen Machtverhältniſſe, gegen Kaiſer und Reich, dieſen Umſchwung in die Hand nahm. Das war kein Krieg im gewöhnlichen Sinne, in dem es ſich nur um die gleichgültige Frage handelte, ob ein Landſtrich dieſem oder jenem Fürſten gehören ſolle, das war eine — Inſurrection, welche der Marquis von Brandenburg, wie er am Hofe der Madame von Pompadour genannt wurde, gegen die Kaiſerfamilie, gegen alle Formen und Ueberlieferungen des deutſchen Reichs, ja gegen den einmüthigen Willen des europäiſchen Continents unternahm, eine Inſurrection, die er durchkämpfte wie ein ächter, auf ſich ſelbſt geſtellter Revolutionär, das Gift in der Taſche! Und gleichſam damit auch in den Formalien nichts fehle, was dazu dienen konnte, die Bedeutung des großen Kampfes in ſein rechtes Licht zu ſtellen, unterließ es das deutſche Reich eben ſo wenig ſeinen Achtprozeß gegen Friedrich zu ſchleudern, als es deſſen Geſandter in Regensburg unterließ, den die Inſinuation beſorgenden Reichstagsboten unter dem Beifallklatſchen von ganz Deutſchland die Treppe hinunterwerfen zu laſſen.

Es ſollte ſich jetzt zeigen, ob die Gegenwart die Kraft noch beſitze, die hiſtoriſche Wirklichkeit nach eigenem Willen

wieder in Fluß zu bringen, oder ob sie sich für immer verloren geben müsse an das verknöcherte Gebäude eines überlebten Staatszustandes.

Und es zeigte sich! Als der Hubertsburger Friede geschlossen wurde, hätte der deutsche Kaiser der Sache nach bereits ganz eben so gut die deutsche Kaiserkrone niederlegen und die Auflösung des Reichs proclamiren können, wie er dies ungefähr 40 Jahre später bei der Stiftung des Rheinbundes wirklich that.

Die Ohnmacht des Bestehenden war dargethan, die Mumiendecken waren von dem Leichnam des deutschen Reichs gerissen worden. Das Ueberlieferte war als todt und machtlos nachgewiesen — ein neues Leben mußte beginnen.

Blos von dieser *insurrectionellen* Bedeutung seines Kampfes aus läßt sich der Zauber begreifen, den die Erhebung Friedrich's auch außerhalb seiner Staaten, und trotz der Gräuel und Lasten des Kriegs, auf das ganze zujauchzende Deutschland ausübte.

Wie in Rußland am Osterfeste die Begrüßung ist: „Christ ist erstanden!“ und die Antwort hierauf: „Ja wahrhaftig, er ist erstanden!“ so ging ein solches aufjubelndes Gefühl erlösender Auferstehung durch die erstaunten Länder. Der Alp war gestürzt, der so lange das Leben zusammengeschnürt hatte. Es gab wieder eine *Gegenwart*, eine nicht mehr nur historische, eine *neue*, eine *selbsterworbene* Lage der Dinge!

Und es verminderte die intensive Macht dieses Dranges in nichts, es verallgemeinerte nur seine Ansteckung, wenn er, wie fast stets nothwendig, in Zuschauern und Acteuren des großen Erstehungsdramas mehr oder weniger unklar über seinen eigenen Inhalt und seine nothwendigen Folgen wie ein geistiger Instinkt, wie eine die Einzelnen unbewußt durchdringende Atmosphäre wirkte. Die Worte, mit denen

ſich Leſſing's Major von Tellheim darüber rechtfertigt, Dienſte unter Friedrich dem Großen genommen zu haben: „Ich ward Soldat, aus Parteilichkeit, ich weiß ſelbſt nicht für welche politiſche Grundſätze" — ſo konnte damals eben ſo ſehr das ganze beifallklatſchende Europa ſich ſelber antworten, wenn es ſich um den innerſten Grund dieſes Beifalls hätte fragen wollen. Und merkwürdig ähnlich im Hauptpunkt ſchreibt Friedrich der Große ſelbſt, ſchon als er ſich in den erſten ſchleſiſchen Krieg begiebt, an ſeinen Freund Jordan: „Meine Jugend, das Feuer der Leidenſchaften, Begierde nach Ruhm, ſelbſt, um Dir nichts zu verhehlen, Neugierde und endlich ein geheimer Inſtinkt haben mich der ſanften Ruhe, die ich genoß, entriſſen." (H. W. VIII. S. 85.)

Auch die Reformen Friedrich's im Innern ſind nur die nothwendigen Folgen der hier aufgezeigten Bedeutung ſeiner Erhebung, und die Aufklärung, wie man jene Periode zu bezeichnen pflegt, iſt überhaupt nichts anderes als: die zum Bewußtſein gekommene Ueberlegenheit des Subjects über die Welt ſeiner Ueberlieferungen. War dieſe zum Prinzip proclamirt, auf welchem das Beſtehen des Staates nach Außen beruhte, ſo mußte ſie ſich auch nun von ſelbſt in dem Innern des Staats und der Verwaltung durchführen. —

Aber alles Revolutioniren in der äußern Wirklichkeit bleibt ſelbſt äußerlich und verläuft im Sande, wenn es dem Geiſt nicht gelingt, eben ſo ſehr mit der hiſtoriſch überlieferten Welt des geiſtigen Innern fertig zu werden, ſein neues Princip durch alle ihre Inſtanzen und Gebiete durchzuführen und ſie von neuem aus ihm aufzubauen.

Und hierzu erfand die Geſchichte — Leſſing.

Wir ſagen, ſie erfand ihn. Denn gleichwie ein Inſtrument in ſeiner Einrichtung und Geſtaltung im Voraus

die Zwecke und Functionen an sich trägt, die es vollbringen soll, so lagen in dieser merkwürdigen und reichen Natur alle die gewaltigen und sich scheinbar widersprechenden Eigenschaften vereinigt, diese Frische und dieser vor keinem Bücherstaub zurückschreckende Wissensdurst, dieser unmittelbare Schönheitssinn, und dieser Trieb des tiefsten begrifflichen Denkens, diese Allseitigkeit und diese Fähigkeit, sich in jedes Einzelne so zu vertiefen, als wenn es Alles wäre, diese zerschmetternde Stärke der Persönlichkeit und dieser Haß gegen alle Willkür derselben, diese wesentlich kritische Richtung und diese Fähigkeit, die Kritik zum eigenen positiven Schaffen steigern zu können, — deren Vereinigung allein ihn befähigte, zu werden, was er ward: der siegreiche Revolutionär im Reiche des Geistes, der Rächer und Wiederhersteller der untergegangenen Präsenz des lebendigen Selbstbewußtseins in Literatur, Kunst, Religion, Ethik, Geschichte.

An dem Faden *dieses Einen Begriffs*, das Prinzip der lebendigen Präsenz des Selbstbewußtseins und seiner treibenden Innerlichkeit zum Durchbruch zu bringen in allen Adern der geistigen Welt, die nicht weniger als die äußere von todten Ueberlieferungen beherrscht, von äußerlichen Normen und dem Formelkram einer um allen inneren Zusammenhang mit der Gegenwart gekommenen Vergangenheit eingeschnürt und erdrückt war, — an diesem Faden hängt die gesammte Thätigkeit Lessing's; alle seine so mannigfaltigen Productionen sind nur Radien diesem einheitlichen Centralpunkt entflossen. Was jetzt gelten soll, muß sich dem Subjecte durch sich selbst bewähren, und diese Bewährung liegt nur *darin*, daß es der *eigenen innern Natur des Subjects entspricht*. Lessing ist nichts anderes als der *weltliche Luther*, als der durch keine *religiöse Voraussetzung* mehr *beschränkte*

Luther. Die unmittelbare innere Gewißheit des Glaubens schlägt daher hier in die entwickelte innere Gewißheit verständigen Denkens um. Das Testimonium spiritus sancti wird hier zum immanenten Selbstbewußtsein des Subjects, zu seinem eigenen verständigen Begriff von der Sache.

Und eben deshalb ist Lessing nichts anderes als — wir schreiben dies Wort nieder ganz unbekümmert um alles etwaige Naserümpfen, — der größere Luther, der dort das Gebiet der Religion nicht weniger als alle andern Felder des Geistes seinem neuen Begriffe unterwarf.

Zuerst ging es an das Drama. Hier herrschte im ungestörten Alleinbesitz die französirte antike Tragödie. Die Regeln des gleich einem Kirchenvater kanonisirten Aristoteles waren in dem seichtesten Formalismus verkommen. Stoffe, die einer fernen, in ihrem innersten Wesen nicht mehr verstandenen Vergangenheit entnommen waren, sollten das Kunstmonopol haben, die tragische Erschütterung hervorzubringen. — Es war nicht zweifelhaft, in welcher Weise sich die geschilderte Richtung zu dieser Versteinerung des Tragischen verhalten mußte. Es war nicht zweifelhaft, aber darum nicht weniger eine weltbewegende That. An Stelle jenes überlebten formellen Kanons setzte Lessing seine auf den innern Begriff der tragischen Kunst zurückgehende Kritik derselben, die ihn zu dem Resultate brachte, daß der um die Regeln des Aristoteles so unbekümmerte Shakespeare dem wahren Wesen der antiken Tragödie näher stehe als die Franzosen; an Stelle der Corneille-Racine-Voltaire'schen Tragödie setzte er das bürgerliche Drama, und zunächst Miß Sara Sampson. Die gegenwärtige Welt des Geistes, — das ist der weltbewegende Charakter dieser That — diese lebendige Quelle seiner Leiden und Freuden, sollte vom Geiste auch im Gebiete der tragischen Kunst sich

erobert, die tragiſche Kunſt zur Darſtellung ſeines ihn bewegenden und erfüllenden gegenwärtigen Inhalts umgeſtaltet werden. Man muß bei dem „bürgerlichen Drama“ bei Leſſing an nichts weniger denken, als an die geiſtloſe Verſumpfung, in welche dieſer Begriff ſpäter in der Iffland'ſchen Periode verfiel. Bei Leſſing handelt es ſich ſtets um die großen Gegenſätze des Geiſtes, um ſeine reellen und wahren Intereſſen. Minna von Barnhelm iſt bereits ein politiſches Drama. Bis vor Kurzem noch lag unſere heutige Bühne unter dem Drucke eines Verbots, welches nicht geſtattete, Fürſten des preußiſchen Regentenhauſes auf die Bretter zu bringen. Nun, in Minna von Barnhelm iſt bereits nicht die Perſon, aber der Geiſt Friedrich des Großen, ſeine Regierungshandlungen und Maximen, der ſiebenjährige Krieg, der Gegenſatz zwiſchen Sachſen und Preußen, der ganze Charakter und die Lebensluft jener Periode, wie ſie durch das große Ereigniß des eben beendigten Kriegs beſtimmt war, in Scene geſetzt und auf die Bühne gebracht. (Man vergleiche die ſchöne Ausführung Stahr's hierüber, Band I. p. 216—222.) —

Selbſt die Proſa, welche Leſſing in Minna von Barnhelm und der Emilia Galotti zur Sprache des Dramas machte, ſpäter übrigens im Nathan ſelbſt wieder aufgab, war damals dem ſteifen Alexandriner gegenüber ein Fortſchritt, war eine durch jenes inhaltliche Princip ſelbſt hervorgebrachte Form. Es war die Sprache der realen Natürlichkeit, die nur für den Inhalt der Gegenwart, unmöglich für eine nothwendig auf Stelzen einherſchreitende Heroen- und Götterwelt gebraucht werden konnte. —

Von dieſem Prinzip der geiſtigen Gegenwärtigkeit als der allein bewegenden Seele des Dramas iſt Leſſing nie wieder abgegangen. Jener bis aufs Aeußerſte getriebene Conflict zwiſchen der inneren Freiheit des Sub-

jects, seinem Recht auf Selbständigkeit und Ehre, und einer äußeren Uebermacht, welcher in Emilia Galotti spielt und zuletzt in ächt römisch-republikanischer Weise mit einem Selbstmord Seitens der Helden, ja mit einem Morde des eigenen Kindes, als dem höchsten Triumphe der unbesiegbaren Freiheit und Selbstbestimmung der Person endet, — dieser Conflict hätte damals ebensogut in jedem kleinen deutschen Fürstenthume spielen können. Und wie schön hat Lessing in dem Prinzen diese moderne Fürstennatur, die im Unterschiede von der alten Tyrannis nichts selbst verschuldet, sondern in heuchlerischer Selbstbelügung Alles dem Diener aufbürdet, zu schildern gewußt!

Vom Nathan, der drei Religionen dramatisirt, bedarf es vollends keiner Bemerkung, wie er nur den innersten Geist der Zeit zu seinem Inhalt hat, und hier wie in jedem Lessing'schen Drama ist es immer nur der volle Werth des auf sich selbst gestellten, von Geburt, Religion, Lage, Gunst der Großen und allen objectiven Umständen unabhängigen Selbstbewußtseins, welcher gefeiert wird.

Lessing ist daher par excellence der Dichter der humanen Idee. Brechen seine Helden auch noch nicht wie Tell zur äußern Freiheit durch, — obgleich Lessing auch hierzu schon in den Fragmenten des Spartacus und des Henzi den Anlauf nahm — so verstehen sie es dafür meisterhaft, sich in ihrer innern zu behaupten. Ja sogar scheinbar abweichende Züge stimmen hiermit überein. So ist aufgefallen, daß Lessing wiederholt mit Vorliebe den Soldatenstand, im Tellheim wie in Odoardo Galotti, gefeiert hat. Aber der Soldatenstand ist in der That derjenige, der, wenn ihn nicht besondere historische Verhältnisse in einen Gegensatz zum Land und dadurch in eine culturfeindliche Stellung werfen, vorzüglich geeignet, individuelle Tüchtig-

keit und Selbständigkeit zu erzeugen. Im Felde, wie Schiller sagt:

„— Da steht kein Andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein."

Klar genug spricht sich Tellheim darüber aus, wenn er sagt, daß er Soldat ward — „aus der Grille, daß es für jeden tüchtigen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen, Kälte und Entschlossenheit zu lernen." Es ist der ächte Lessing'sche Begriff der selbständigen Persönlichkeit, der uns hier entgegentritt. —

Wie klar bewußt sich Lessing über sein treibendes Prinzip in der tragischen Kunst war, wie warm durchdrungen er war von dem Begriff des nationalpolitischen Dramas als der intensivsten Steigerung, zu welcher es die geistige Gegenwärtigkeit des dramatischen Conflicts in der Gemüthswelt der Hörer zu bringen vermag, wie er in diesem höchsten Inhalt der geistigen Interessen die Macht und den Stoff sieht, die am tiefsten das Individuum zu bewegen und zu ergreifen haben, spricht sich vielleicht am deutlichsten in seinen Aeußerungen über Du Bellon's „Belagerung von Calais" aus, ein Stück, welches damals ein so großes Aufsehn in Frankreich erregt hatte. „Wenn es dies Stück nicht verdiente," sagt Lessing, „daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dies Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, auf das die großen Thaten seiner Vorfahren ihren Eindruck nicht verloren haben, das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um das sich nur geschäftige Müßiggänger kümmern. —

Wie weit ſind wir Deutſche in dieſem Stück noch hinter den Franzoſen! Es grade herauszuſagen, wir ſind gegen ſie noch die wahren Barbaren. — — Man erkenne es immerhin für franzöſiſche Eitelkeit. Wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu einer ſolchen Eitelkeit fähig ſein werden*)!"

Und es iſt wieder nur eine — und eine wie deutliche — Conſequenz ſeines oben entwickelten Prinzips, wenn er anderwärts und über ein andres Gebiet den gewaltigen Satz aufſtellt, daß der Name eines wahren Geſchichtſchreibers nur demjenigen zukomme, „der die Geſchichte ſeiner Zeiten und ſeines Landes beſchreibt." —

Vom Drama war nur ein Schritt zur Kunſt überhaupt. Was bei den Franzoſen das große Wort in der Aeſthetik jener Zeit führte, war „der gute Geſchmack," dies reine willkürliche Belieben, das noch heute unſere ſogenannte gebildete Geſellſchaft beherrſcht. Und da bei der reinen Willkür niemals ſtehen geblieben werden kann, da ſie ferner als das ſelber der Sache Aeußerliche ſich wieder nur an Aeußerlichkeiten hinverlieren kann, ſo erforderte „der gute Geſchmack" wieder „die Muſter." Die Willkür des einen hatte zu ihrer nothwendigen Folge die Aeußerlichkeit der andern.

So war es in letzter Inſtanz auch hier wieder das Aeußerliche, das Gegebene als ſolches, welches die Kunſt überhaupt beherrſchte, die eben dadurch jeder immanenten Gliederung nach ihrem innern Begriff entnommen war. Die Claſſiker, beſonders Homer, galten einmal für „ſolche Muſter" im Reiche des Schönen, und ſo war denn durch dieſe Aeußerlichkeit der Geſchmackswillkür und ihrer Muſter die confuſeſte Verwirrung in den

*) Leſſing's W. B. VII. S. 79. Maltzahn'ſche Ausgabe.

Gebieten dieses weiten Reiches eingetreten. Was für das Eine galt, sollte unterschiedslos auch für das Andere gelten. In blendenden Antithesen wurde die Poesie aufgefaßt als eine „redende Malerei," die Malerei als eine „stumme Poesie." Das Wesen der bestimmten Künste und damit nothwendig der Begriff des Schönen überhaupt war verloren gegangen.

Lessing wurde die Willkür des guten Geschmacks und die Aeußerlichkeit der Muster zugleich los, indem er auf den Begriffsunterschied der redenden und der bildenden Künste zurückging, grade hiermit den Begriff des Schönen der bestimmten Kunst, und somit den des Kunstschönen überhaupt entwickelte.

Diese That, die Lessing in seinem Laokoon vollzog, war eine der folgenschwersten für die Entwickelung des deutschen Geistes, sie war nicht weniger im höchsten Sinne historisch und revolutionär als seine andern Thaten. Auch das Schöne wurde hierdurch der Aeußerlichkeit und Positivität, der Jenseitigkeit überhaupt entrissen, in welcher es bis dahin noch für den Gedanken vorhanden war, und welche es, als die Sphäre der Sinnlichkeit, der unmittelbaren Wirkung auf Gefühl und Empfindung u. s. w. sogar nothwendig an sich zu haben schien. Das Schöne war in die Innerlichkeit des Denkens zurückgeführt, war verinnerlicht worden. Oder der Gedanke hatte jetzt auch die angebliche Jenseitigkeit und Selbständigkeit durchbrochen, welche dem Schönen um seiner Sinnlichkeit willen zukommen sollte. Er war selbst dieser Sphäre der Unmittelbarkeit gegenüber in sein Souveränetätsrecht eingesetzt, er war als die bestimmende Seele des Sinnlich-Schönen nachgewiesen.

Hierdurch ist Lessing nicht nur Kritiker und Kunstrichter, er ist der Vater und Schöpfer der modernen Kunstphilosophie überhaupt geworden. Und wenn heutzutage nicht nur von

unſerer gebildeten Welt, ſondern ſelbſt von unſern Kritikern ſo häufig noch der Standpunkt feſtgehalten wird, daß der Gedanke an das concrete Schöne „nicht heran kann," wenn man ſich noch heutzutage nur allzuoft — wie Leſſing im edlen Zorne ſagt — „beim Pöbel wie bei den Gelehrten mit dem elenden Sprüchwort begnügt, daß man über den Geſchmack nicht ſtreiten könne," wenn alſo auch für dieſe Alle Leſſing *nicht* geſchrieben hat, ſo hat der deutſche Geiſt doch nichts deſtoweniger mit dem Leſſing'ſchen Erbtheil zu wuchern gewußt, und eine das geſammte Gebiet des Schönen zu einem ſyſtematiſchen Organismus des Begriffs gliedernde, die poſitiven Geſtaltungen des Geiſtes der Freude ſeines eigenen Selbſtverſtändniſſes erſt erſchließende Kunſtphiloſophie iſt die glorreiche Folge des glorreichen Schrittes geweſen, den jener Eroberer auch auf dieſem Felde des Geiſtes gemacht hat. —

Und die Fahne des Gedankens in der Hand, getrieben von dem Feuer ſeines Begriffs, immer weiter ſtürmte er von Schanze zu Schanze gegen alle Poſitionen der geiſtigen Welt! Faſt war das Intereſſe an jeder einzelnen mit der Breſche verloren, die er ſiegreich in ſie geſchoſſen hatte. Von der Kunſt trieb es ihn zur *Religion*. —

Der Proteſtantismus beruht auf der Vorausſetzung der Inſpiration und dieſe wieder auf jener der *hiſtoriſchen Aechtheit* und *Wahrheit* der Schrift. Aber wie ungewiß bleibt nicht jeder hiſtoriſche Beweis, alle hiſtoriſche Gewißheit überhaupt? Und wie unmöglich iſt es demnach, dieſe zur Grundlage jener *abſoluten Gewißheit*, jener unantaſtbaren innern Ueberzeugtheit machen zu wollen, welche der religiöſe Glaube erfordert? „Wenn wird man aufhören" — rief Leſſing daher gegen dies hiſtoriſche Gerüſt ſich kehrend aus*) — „*an den Fäden einer Spinne* nichts Gerin-

*) Werke. B. X. S. 60. Vergl. ebend. S. 40 fg.

geres als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen? Nein! so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt. Wie? Es soll nicht wahr sein, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und abertausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft und Geschichte Anlaß geben, auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen können?" Im Grunde war der Gedanke nicht unerhört, nicht neu. Schon Episcopius (geb. 1583) hatte gesagt: „Impossibile omnino est, id quod dictum, factum, scriptumve ab aliquo est, postquam auctor in vivis esse desiit, ita probare ab eo scriptum, dictum factumve esse, ut cavilli aut tergiversationis locus nullus reliquus maneat." (Disp. de autor. sacr. scr. Opp. II. 2. p. 444.) Aber wenn Zwei dasselbe sagen, so ist es darum nicht dasselbe. Episcopius machte aus diesem Satze eine Bemerkung, Lessing dagegen, seinem Begriffe gemäß, ein alles dem Geiste Aeußerliche und Historische von sich abstoßendes System. „Freilich," fährt er fort, „wenn dies wahr ist, wo bleiben alle historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion?" „Wo sie wollen!" — war seine von Energie strotzende Antwort. Und nun zog er seine großen Consequenzen: „Zufällige Geschichtswahrheiten können nie der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten werden*)," und kam so zu den Resultaten: „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern diese lehrten sie, weil sie wahr ist**)," und zu dem Schlusse, daß „die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten schlechterdings nothwendig sei, wenn dem

*) W. S. X. S. 39.

**) s. das IX. und X. Axiom S. X. S. 148 fg.

menſchlichen Geſchlecht damit geholfen ſein ſolle*)." Mit andern Worten: alle hiſtoriſche Beglaubigung iſt für das denkende Selbſtbewußtſein äußerlich und darum nichtig. Die Wahrheit der religiöſen Dogmen kann nur darin beſtehen, daß die Innerlichkeit des Selbſtbewußtſeins in ihnen präſent iſt, daß es ſich in ihnen wiederfindet.

Wie in der Dogmatik, ſo iſt es auch in der religiöſen Ethik nicht weniger dieſer ſelbe Begriff von der immanenten Präſenz des Selbſtbewußtſeins, der mit Leſſing zum Durchbruch kommt. Auf die evangeliſchen Handlungen angewendet, erzeugt dieſer Begriff die Tugend als den von allen religiöſen Geboten und Verheißungen unabhängigen Selbſtzweck, als die innere Freude des Bewußtſeins an dem Guten als ſeiner eigenen Natur. Das Chriſtenthum ſelbſt iſt Leſſing nur der Vorläufer eines „neuen Evangeliums," einer Zeit, wo der Menſch „das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und ſtärken ſollten, die inneren beſſeren Belohnungen deſſelben zu erkennen**)." So wird Leſſing — nach Spinoza — zum Begründer der philoſophiſchen Ethik, welche die Tugend als die Realiſirung des eignen Begriffs auffaßt. Aber eben weil hier das Handeln des Menſchen als ein durch ſeinen eigenen Begriff nothwendig beſtimmtes erſcheint, iſt auf dieſem Standpunkt ſchon nicht mehr von der blos formellen Freiheit des „bald ſo bald anders handeln Könnens" — dieſer nicht aus ſich ſelbſt beſtimmten und darum unfreien Willkür — die Rede, und wenn man die Hegel'ſche Auffaſſung der Freiheit in die Antitheſe zuſammendrängen kann: Frei-

*) W. W. X. S. 323. §. 76.

**) W. W. S. 324. §. 85 u. 86.

ſein heißt *müſſen* (nämlich: den ſubſtantiellen menſchheitlichen Begriff realiſiren *müſſen*), ſo erhebt ſich bereits Leſſing zu dem formalen Grundgedanken dieſer Erkenntniß in ſeinem gewaltigen Ausruf: „Ich danke dem Schöpfer, daß ich *muß*, das *Beſte muß*." —

In dieſem ausſchließlichen Intereſſe des Selbſtbewußtſeins an ſeiner eigenen Innerlichkeit, in dieſer Ausſchließung alles deſſen, was, ob Vergangenheit, ob Zukunft, dem Selbſtbewußtſein ein Jenſeitiges iſt, ſchwingt ſich Leſſing zu dem, grade durch die Hypotheſe, die darin noch zugelaſſen wird, erſchütternd kühnen Satze auf: „*Wenn* es auch *wahr* wäre, daß es eine Kunſt gäbe, das Zukünftige zu wiſſen, ſo ſollten wir dieſe Kunſt lieber *nicht* lernen. Wenn es auch *wahr* wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns *von jenem Leben unzweifelhaft unterrichtete*, ſo ſollten wir *lieber dieſer Religion kein Gehör geben*."

Am deutlichſten aber vielleicht ſpricht Leſſing den ihn beherrſchenden Begriff in jenen eben ſo berühmten wie ſchönen ſich faſt bis zur Paradoxie treibenden Worten aus: „Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz der Menſch iſt oder zu ſein vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den *Beſitz*, ſondern durch die *Nachforſchung* der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz. Wenn Gott in ſeiner Rechten *alle Wahrheit* und in ſeiner Linken den einzigen *immer regen Trieb nach Wahrheit*, obſchon mit dem Zuſatz, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen bielte und ſpräche zu mir: wähle! — ich *fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke* und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein*)."

*) W. W. X. S. 53.

Natürlich! die Wahrheit, als ein für ſich fertiger Inhalt gedacht, iſt der geiſtigen Natur des Subjects äußerlich, ſchrumpft zu einem unlebendigen, todten Satze zuſammen. Seine eigene innere Selbſtentwicklung, ſein eigenes Streben — das iſt es, was die Hauptſache bildet für den Geiſt, welcher mit der Gültigkeit des Objectiv-Aeußerlichen gebrochen hat, und in der Lebendigkeit ſeines inneren Entwickelungsproceſſes ſein Weſen zu haben weiß. Das eigene Suchen nach Wahrheit, das iſt die Wahrheit ſelbſt, wie ſie vorhanden iſt, für das triebvolle Selbſtbewußtſein. Freilich

„es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt."

Aber wenn alles Streben Irren iſt, ſo iſt eben deshalb auch das Irren als poſitive Strebung aufzufaſſen, und ſo gelangt Leſſing zu der übergreifenden Erkenntniß: „Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Ortes einzig und allein entwickeln kann und entwickeln ſoll, als über eine derſelben entweder lächeln oder zürnen? — Gott hätte ſeine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unſern Irrthümern nicht*)?" d. h. es iſt jetzt nicht nur in der Gegenwart dem Objectiv-Gegebenen der Anſpruch auf normalitive Gültigkeit und Verbindlichkeit gegen das Selbſtbewußtſein genommen, ſondern dies iſt auch rückwirkend durch das Reich der Vergangenheit durchgeführt und die Geſchichte ſelbſt zu einer innern Entwicklung des Selbſtbewußtſeins geworden.

Hier iſt es, wo der deutſche Genius in Leſſing am prinzipiellſten ſich von Rouſſeau ebenſo wie Voltaire unterſcheidet. Die Geſchichte hört hier auf, ein Reich des Unſinns und der Willkür zu ſein. Das Selbſtbewußtſein tritt aus ſeiner

*) W. W. X. S. 83.

negativen Stellung gegen das Hiſtoriſche in die *poſitive* über, in diejenige, welche das Hiſtoriſche als ſeine eigene Entwickelung zu begreifen weiß. Leſſing iſt ſo derjenige geweſen, der den erſten Grundſtein gelegt hat zu der höchſten That, durch welche ſpäter die deutſche Philoſophie ihren culminirenden Gipfelpunkt erreicht hat, — zu der als die Selbſtentwicklung des Geiſtes begriffenen Geſchichte. (Doch iſt auch der tiefe Begriffsunterſchied, der jene Leſſing'ſche Geſchichtsbetrachtung noch von der Hegel'ſchen trennt, nicht zu überſehen. Bei Leſſing iſt, ſeinem nachgewieſenen Geſammtſtandpunkt gemäß, die Geſchichte die Entwicklung des ſubjectiven *Selbſtbewußtſeins* — des „menſchlichen Verſtandes," wie er ſelbſt ſagt — bei Hegel iſt ſie die Entwicklung des *objectiven Begriffes des Geiſtes*.) Zugleich iſt erſt durch dieſe *poſitive* Stellung, welche das Selbſtbewußtſein zu dem Gegebenen einnimmt, ſein Sieg der *totale* geworden, indem jetzt nicht nur die gegenwärtige ſelbſtändige Gültigkeit und Verbindlichkeit des Hiſtoriſchen für das Selbſtbewußtſein, ſondern ſogar die *Selbſtändigkeit* ſeines *Urſprungs* in der Vergangenheit getilgt und zu einer innern Geſchichte des *Selbſtbewußtſeins* umgewandelt iſt.

So hat ſich in Literatur, Drama, Kunſt, in Dogmatik, Ethik, Religion, ja in der Geſchichte überhaupt das Selbſtbewußtſein in ſein übergreifendes Recht geſetzt und iſt ſich als der Schöpfer dieſer Welt zum Bewußtſein gekommen. Der centraliſche Begriff Leſſing's hat ſich durch alle Radien ſeiner Thätigkeit hindurchgeführt.

Freilich lag wohl ſchon bei der oben gegebenen Wendung, die Religion ſei wahr, nicht wegen der Inſpiration, der Auferſtehung Chriſti und aller dieſer und anderer hiſtoriſchen Facten, ſondern *weil* ſie wahr ſei, d. h. wegen ihrer *innern*, dem Selbſtbewußtſein entſprechenden Natur, es lag, ſage ich, ſchon in dieſer Wendung klar zu Tage, wie hierdurch

die Religion als ſolche vollſtändig aufgehoben war. Denn ſie war hiermit in das Selbſtbewußtſein als in ihre höchſte Inſtanz zurückgenommen. Nicht die Religion als ſolche war wahr, ſondern Dasjenige, was das Selbſtbewußtſein in ihr als ſich und ſeiner eigenen Natur entſprechend vorfand.

Wie klar ſich Leſſing ſelbſt über dieſe totale Aufhebung der Religion geweſen, zeigen ſehr deutlich ſeine ſo nachdrücklichen Worte an Mendelsſohn hinſichts der Antwort deſſelben auf die Lavater'ſche Aufforderung, Chriſt zu werden: „Ich bitte Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdruck zu thun. Sie allein können und dürfen in dieſer Sache ſo ſchreiben und ſind daher unendlich glücklicher als andre ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

O, wie recht hatte doch Göze und ſein Anhang, als er Leſſing für „einen der frechſten Störer des öffentlichen Friedens" erklärte, der „die Grundfeſten des heiligen römiſchen Reichs wankend zu machen ſuche." Ueber die Thoren, welche nicht einſehen, daß das ganze Unrecht der Göze's von damals wie heut eben nur darin beſteht, — Recht zu haben!

Nicht minder bezeichnend war die Stellung, welche Leſſing in dem durch die Wolfenbüttler Fragmente veranlaßten großen Streit gegen den flachen Rationalismus und die Aufklärungswirthſchaft in der Theologie jener Zeit einnahm. Wie Jeder, der einen wahrhaften Begriff zu Markte bringt, haßte Leſſing die elenden Vermittlungshalbheiten, weit ſtärker und energiſcher, als die alte ungeſchminkte Orthodoxie. Er erklärt offen, jene entſchiedene Orthodoxie als

den ehrlicheren, als den minder gefährlichen Feind, der „mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streite, während die neuere Theologie denselben lieber bestechen möchte," der Verlegenheit und Halbheit dieser letzteren vorzuziehen; er hält es für nützlicher, „sich mit seinem offenbaren Feinde zu vertragen, um gegen den heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können;" er erklärt, die Orthodoxie vorzuziehen, „weil, wenn einmal die Welt mit Unwahrheiten hingehalten werden soll, die alten gangbaren jedenfalls besser sind als die neuen." (S. Stahr, B. II. S. 277 fg.)

Im Grunde war dies nur eine Folge seiner schon bei der Vertheidigung Berengar's gegen Mosheim in noch allgemeinerer Gültigkeit ausgesprochenen Prinzipien. Der mache sich — sagt er daselbst — um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, der uns „grobe Irrthümer benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit, dahingegen der versteinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist." „Wer nur darauf denkt" — schreibt Lessing aus seiner großen Natur heraus — „die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen*)." Wenn man das „auf ewig" in dem vorletzten Satze in ein „auf um so längere Zeit" mildert, so ist damit eines der tiefsten Gesetze der geschichtlichen Bewegung ausgesprochen. Aber so wenig der Laokoon für unsere gebildete Gesellschaft, so wenig sind diese Worte Lessing's für die Kuppler von heute geschrieben, welche wieder auf so vielen Gebieten des Lebens,

*) B. B. S. VIII. S. 26.

und mehr denn je, die offenen, ehrlichen Gegensätze in dem „unreinen Wasser“ ihrer elenden Vermittlungshalbheit ersäufen möchten. —

Allein wenn wir den Begriff Lessing's durch die Gebiete der Kunst, Religion, Geschichte durchgeführt haben, wie ist es mit der Politik? Doch — fast könnte es Boshaften erscheinen, als wäre schon alles Bisherige nichts als Politik gewesen, und wem das nicht genügt, der lasse sich mit dem Lessing'schen Fragmente des Spartacus genügen. Der Consul höhnt den Spartacus:

„Ich höre, Du philosophirest, Spartacus!“
Spartacus.
„Was ist das: — „„Du philosophirest““?
Doch ich erinnere mich. Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können.
Wo Du nicht willst, daß ich philosophiren soll —
Philosophiren, — es macht mich lachen! Nun wohlan!
Wir wollen fechten!“

Zwei Decennien drauf — und die Prophezeiung traf ein. Rousseau hatte genug vergeblich philosophirt, und der Spartacus der französischen Revolution fing an zu fechten!

Und „das wird auch wohl das Ende vom Liede sein in dem Handel zwischen dem Spartacus und dem Consul der Zukunft“ — sagt Stahr, indem er dies Bruchstück anführt Bd. II. S. 327.

Doch die Größe des Gegenstandes hat uns fortgerissen. Es ist Zeit, uns endlich dem Werke selbst zuzuwenden, welches unsere Betrachtungen veranlaßt hat.

Wenn Adolph Stahr einen Lessing schrieb, so mußte dies von vornherein gewisse hochgespannte Erwartungen erregen. Wer Stahr's Thätigkeit in der Philologie, Archäologie, Aesthetik, Geschichtschreibung u. s. w. verfolgt hat, der weiß, für wie besonders befähigt man ihn voraussetzen

mußte, Leſſing's Wirken ganz zu verſtehen und zur Darſtellung zu bringen. Seit ſo geraumer Zeit auf faſt allen den Feldern productiv, in welchen Leſſing ſein ſchaffendes Genie bethätigt hatte, mußte Stahr aus einer langen Erfahrung, und aus einer ſo detaillirten, wie ſie nur die eigene Beſchäftigung mit einer beſtimmten Fachwiſſenſchaft erzeugt, wiſſen, wie unendlich viel jede dieſer Disciplinen dem neugeſtaltenden Geiſte Leſſing's zu danken hat.

Und indem er in jedem dieſer Gebiete eine geraume Strecke an der leitenden Hand Leſſing's zurückzulegen genöthigt war, mußte ſich hieraus bei ihm die Liebe zu dieſem Genius zu einer Wärme ſteigern, wie wir ſie nur einem verehrten Lehrer gegenüber zu empfinden pflegen. Die Wirkſamkeit Leſſing's auf die nationale Entwicklung war ſo bei Stahr überall zu einer Einwirkung auf ſeine perſönliche Entwicklung, war ihm zu einem perſönlichen Erlebniß geworden.

Es kam aber noch eine andere Seite hinzu, welche dazu beitragen mußte, die Erwartung zu einer ungewöhnlichen Höhe zu ſpannen. Schon Leſſing klagte über den ungewöhnlich ſcharfen Gegenſatz, der in Deutſchland Schriftſteller und Gelehrte im engeren Sinne zu trennen pflegt. „Unſere ſchönen Geiſter," ſagt er, „ſind ſelten Gelehrte, und unſere Gelehrten ſelten ſchöne Geiſter. Jene wollen gar nicht leſen, gar nicht nachſchlagen, gar nicht ſammeln, kurz gar nicht arbeiten; und dieſe wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchicklichkeit, ihrem Stoffe eine Geſtalt zu ertheilen." Dieſer Gegenſatz, der im Allgemeinen heute in noch größerer Schärfe beſteht als damals, — er dürfte faſt bei keinem der gegenwärtigen Schriftſteller zu innigerer Verſöhnung und Ausgleichung gekommen ſein, als bei Stahr, und hierin ſehen wir einen Hauptdienſt, welchen er der deutſchen Literatur geleiſtet hat. —

Durch das vorliegende Werk hat nun Stahr alle dieſe ſo hoch geſpannten Erwartungen, er hat ſich ſelbſt bei weitem übertroffen. Es iſt daſſelbe weitaus die größte ſeiner Thaten, es iſt eine der geſchloſſenſten Leiſtungen im Gebiete der geſammten deutſchen Literatur. Keine einzige Seite dieſes ſo reichen Stoffs, welche nicht mit jenem tiefen Sinn für das Hiſtoriſch-Bedeutſame, den Stahr der modernen Philoſophie verdankt, die ſeine Bildungsgrundlage ausmacht, behandelt und zur prägnanteſten Form herausgerungen worden wäre!

Was aber die größte Seite dieſes Werkes bildet, iſt die, daß Stahr aus demſelben ein Volksbuch hat machen wollen und gemacht hat. Aller gelehrte Ballaſt, welcher das verdienſtvolle Danzel-Guhrauer'ſche Werk zu einer nur für den Literaturhiſtoriker und Gelehrten beſtimmten Quelle gemacht hat, iſt von Stahr fortgelaſſen worden. Er hat es verſtanden, die tiefſten und ſchwierigſten Fragen in einer Kürze, Einfachheit und Leichtigkeit zur Darſtellung zu bringen, welche ſie den Gebildeten, wie dem Volke faſt ſpielend zugänglich machen und hierdurch dieſem Werke die eingreifendſte Wirkung auf die geſammte deutſche Nation ſichern müſſen. Es iſt uns nicht wohl ein Buch bekannt, welches bei einer ſo geringen Mühe eine reellere Belehrung und tiefere Gedankenbildung hervorzubringen geeignet wäre. Dies Buch ſoll nicht nur ein Volksbuch werden, es wird dies auch ohne Zweifel ſein. Die Gebildeten werden es anblättern wollen, um ſich aus ihm bequemen Stoff zu holen, über Leſſing „mitzuſprechen" — und keiner von ihnen wird es aus der Hand legen, ohne zu ſeiner eigenen Ueberraſchung durch daſſelbe zu einem Ideengang und einem Verſtändniß der wichtigſten Intereſſen des Geiſtes emporgehoben zu werden, welche jenen äußerlichen und frivolen Zweck bei weitem überſchreiten. Das Volk aber, das deutſche Volk,

welches ernste Arbeit niemals scheut, sofern sie seinen Kräften nur eben möglich ist, wird dies Buch mit Liebe und Eifer ergreifen, um aus ihm die Bedeutung und Wirksamkeit eines der größten deutschen Genien zu erfahren, die jemals für die Entwickelung des freien Geistes gekämpft haben.

Und indem es diese seine frühere Wirksamkeit erfahren will, wird es ihm eine neue geben. Wir sprechen es mit der vollständigsten Sicherheit aus, daß, während die 13 Bände füllenden und zu ihrem Verständniß die genaue Kenntniß damaliger Zustände voraussetzenden Schriften Lessing's, während aus ähnlichen Gründen das gelehrte Danzel-Guhrauer'sche Werk dem Volke unzugänglich und Lessing somit einer Einwirkung auf das gegenwärtige Volksbewußtsein so gut wie entrückt war, durch diese comprimirte und alle nöthigen Elemente des Verständnisses in sich selbst tragende Stahr'sche Darstellung eine neue und zweite Periode der Wirksamkeit Lessing's auf unsern Volksgeist beginnen wird, nicht viel geringer als jene, die Lessing auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat.

Was die Verführung der Schrift vergrößern wird, ist ihr Styl. Sie muß als ein fortlaufendes Stylkunstwerk bezeichnet werden. Ihre Eigenthümlichkeit in dieser Hinsicht besteht in einer gewissen keuschen Gemessenheit der Formen, in einer gedämpften Wärme, in einer von nichts mehr als von Kälte entfernten meisterhaften Mäßigung des Ausdrucks, die, je weniger sie selbst sagt, umsomehr Herz und Geist des Lesers zu ihrer Ergänzung zu erregen weiß, und besonders in einer gewissen Ethik des Styls; denn man fühlt es aus diesem Styl heraus, daß er schwerlich der Rücksicht auf das heutige Publikum entsprungen ist, welches solchen Styl nicht zu verlangen pflegt, und sich dadurch auch beinahe des Rechts begeben hat, ihn zu begehren; daß er nicht einmal der Rücksicht des Verfassers auf seinen eigenen

ſchriftſtelleriſchen Ruhm entſprungen, daß er vielmehr ſeinen Quell in der tiefen, ſittlichen Ehrfurcht hat, die den Darſteller vor ſeinem Gegenſtande durchdringt. Ein Denkmal Leſſing's, ſagte ſich der Darſteller — denn dies iſt es, was man als die läuternde Macht dieſes Styls herausfühlt, dies iſt es, was wir als die Ethik deſſelben bezeichnet haben — durfte nur gegoſſen werden aus einem glockenreinen Metall, aus einem Erze, aus dem jede Schlacke ausgeſchieden. Beſonders jene Kapitel, welche Leſſing's Lebensſchickſale behandeln, ſind wahre Meiſterwerke in dieſer Hinſicht. —

Dies bringt uns auf eine letzte Seite dieſes Werks, welche eine der bedeutendſten derſelben bildet und uns hauptſächlich zu dem veranlaßt hat, was wir ſoeben über die unzweifelhafte Wirkſamkeit deſſelben auf das Volksbewußtſein der Gegenwart geſagt haben. Es iſt dies das eigentlich biographiſche Element des Werkes. Welch kämpfendes Heldenleben! denn dies Leben war ein fortgeſetzter, ein bis zu ſeinem letzten Athemzuge ununterbrochener Kampf gegen die ganze Miſere, wie ſie nur deutſche Zuſtände in ſolcher Allſeitigkeit aufzuweiſen haben. Wenn irgend Jemand zum Glück geboren war, ſo war es die heitere, freudige, ſich ſelbſt klare Natur Leſſing's! Wenn irgend Jemand wenigſtens dem Unglück vollſtändig unnommen ſchien, ſo war es, durch ihre unbeſiegliche Stärke und Thatkraft, durch die vollſtändige Abweſenheit jeder ſentimentalen Weichheit, die durch und durch geſunde Natur Leſſing's. Und ſie haben dieſen Mann trotz alledem ſoweit zu bringen gewußt, daß er ſich mit Selbſtmordgedanken trug, und nur der Stolz ihnen das Gegengewicht hielt! „Und heute noch — ſagt Stahr II. S. 237 — wie viele Deutſche, die ſich an Nathan dem Weiſen erquicken, wiſſen es denn, daß Leſſing, während er das erhabenſte Werk ſeines Genius ſchuf, mit der

drückendsten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brod zu kämpfen hatte?" In der That stand es damals so, damals, wo Lessing auf der Höhe seines Ruhmes und seines Wirkens sich befand, daß, wie er selbst an seinen Bruder über die beabsichtigte Veranstaltung einer Subscription auf Nathan den Weisen mit einer unendlich comprimirten, einschneidenden Bitterkeit schreibt, sogar wenn seine Freunde hinlänglich eifrig wären, dennoch „vielleicht das Pferd verhungert sei, ehe der Hafer reif geworden!"

Dieser fortgesetzte Lebenskampf Lessing's ist von Stahr mit einer tiefergreifenden Wahrheit und Einfachheit, mit einer erschütternden Wirkung dargestellt. Die Anstellung in Wolfenbüttel hatte den äußeren Sorgen ein Ende machen sollen. Grade sie verstrickte ihn für immer in eine Misere, in der er von nun an unwiderruflich langsam verbluten und zu Grunde gehen sollte. Lessing sollte erfahren, was es auf sich hat, für einen Mann von Verdienst und Seelenadel, mit Fürsten zu thun zu haben. In der ungeschminkten Darstellung dieses Verhältnisses, und damit des Charakterbildes von Lessing überhaupt, hat Stahr eine unendliche Ueberlegenheit über das Danzel-Guhrauer'sche Werk, welches z. B. Bd. II. S. 277 sich nicht scheut, jenen Fürsten noch darzustellen als „einen Prinzen, welcher nach Art der großen Seelen des Alterthums (!) den Heldenruhm des Feldherrn mit der Achtung vor den Heroen des Geistes in Poesie und Philosophie verband, der wie zur Zeit kein anderer deutscher Fürst sich freute, sie im eigenen Vaterland zu finden, ja aufzusuchen."

Wenn Danzel-Guhrauer genau wissen, daß dies damals der beste Fürst im deutschen Vaterland in dieser Hinsicht war, so — gratuliren wir!

Die einfache Wahrheit jener loyalen Darstellung ist nämlich die: mit üblicher Selbstverlogenheit wollte man mit

dem Genie und den Heroen des Ruhms kokettiren, man wollte sich in effecthaschender Eitelkeit mit dem Besitze eines Lessing's wie mit einem Putze schmücken, ohne irgend ein Opfer für ihn bringen, ohne selbst nur für eine erträgliche Gestaltung seiner Existenz das Geringste thun zu wollen. Wenn man nur Lessing in seinen Diensten hatte, — was kam es darauf an, ob er in dem verkommenen und ungesunden Wolfenbüttel, aufgerieben von den unwürdigsten Sorgen und der drückendsten Noth, verkümmerte und geistig und leiblich zu Grunde ging?

Und als es schien, daß Lessing sich vielleicht doch noch erinnern könne, er sei als — „Vogel auf dem Dach" niemals elender, niemals in ärmerer und kummervollerer Lage gewesen, da griff man zu einem Spiel — doch lassen wir lieber Stahr reden: „er (Lessing) sollte schrecklich enttäuscht werden. Denn nun beginnt ein Schauspiel empörendster Art, ein Spiel fürstlicher Herzlosigkeit mit dem Schicksale, dem Leben und Charakter des ausgezeichnetsten Mannes, den Deutschland besaß, ein Spiel, das zwei Jahre lang diesen edelsten Charakter bis zu hoffnungsloser Verzweiflung verbitterte und seine leibliche und geistige Vollkraft für immer untergrub. In Lessing's Briefen aus dieser Zeit sind die Zeugnisse enthalten für die Prometheus-Qualen, die eines Fürsten leichtsinnige Wortbrüchigkeit über ihn verhängte, und zugleich ein unaustilgbares Brandmal für das Andenken des Prinzen, der sein ganzes Leben lang beflissen war, den Schein eines hochgebildeten, humanen, Kunst und Wissenschaft schützenden Fürsten durch geschickte Repräsentation um sich zu verbreiten, der mit einem Moses Mendelssohn über Philosophie gefühlvoll correspondirt und sich den Anschein gab, denselben Lessing in seiner ganzen Bedeutung und Größe zu erkennen und zu würdigen, den er Jahre lang im Elende verschmachten ließ." Und Lessing selbst schreibt an seine

Braut, nur gewisse Arbeiten, mit welchen er nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden könne und müsse, wenn er nicht alle seine daselbst zugebrachte Zeit verloren haben solle (er meint offenbar die bald darauf erfolgte Herausgabe der Fragmente), hielten ihn zurück. Dann aber solle nichts in der Welt ihn länger halten:

„Ich denke überall so viel wieder zu finden, als ich hier verlasse. Und wenn ich es auch nicht wiederfände. Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen."

Der Herzog hatte Lessing eine Stelle gegeben, die ihn so arm ließ, daß er, als er starb, auf Staatskosten begraben werden mußte!

Doch — vielleicht beweisen uns die Danzel-Guhrauer, daß jener Fürst auch dies wieder nur aus antiker Begeisterung that, um Lessing auch dadurch den Helden des Alterthums um so ähnlicher zu machen! O, über die deutschen Gelehrten! —

Dennoch ist diese Biographie von nichts mehr entfernt als davon, einen niederdrückenden Eindruck auf den Leser zu machen. Denn diese Misere wird noch weit überboten durch den stets sich gleichbleibenden Stolz und die Tapferkeit Lessing's. In dieser langen Verwicklung von Elend nicht Ein Athemzug, nicht Ein Gedanke, nicht Eine Regung, deren er sich zu schämen gehabt hätte! Dieser Triumph sittlicher Kraft ist es, den Stahr auf die erschütterndste Weise zur Darstellung zu bringen gewußt hat, und der seinem Buche die erhebende Wirkung giebt. Ja, es ist ein Heldenleben, wie nur irgend eines jener Helden des Plutarch, aber um so unendlich ergreifender, als dies Heldenthum ausgeübt wird in Umständen und Conflicten, welche den heutigen Verhältnissen um so viel näher und analoger sind. Darum wird dieses Buch zündend wirken auf die deutsche Jugend, kein ernster Leser wird es

aus den Händen legen, ohne durch daſſelbe beſſer und ſittlicher geworden zu ſein. Die Katharſis, welche dies Werk in jedem eines geiſtigen Eindrucks nur einigermaßen fähigen Gemüth hinterlaſſen wird, iſt die, es zu erheben über die Qualen und Conflicte, die ihm ſelber zuſtoßen können. Eines edeln, eines nur irgend wahrhaft beſcheidenen Gemüths wird ſich eine edle Gleichgültigkeit bemächtigen gegen Alles, was uns ſelbſt widerfahren kann in einem Kulturkampf, in welchem die Größten und Beſten langſam und qualvoll verblutet ſind. —

Und ſo kommt denn dieſes ſo vortreffliche und bedeutende Werk dreimal zur Zeit! Die Geſchichte kann eine fortlaufende Reihe von Dramen genannt werden, und die dramatiſche Situation von heut iſt der von damals wieder äußerſt ähnlich geworden.

Leſſing's eigenes großes dramatiſches Geſetz aber war: „ähnliche Situationen erzeugen ähnliche Charaktere!"

Vom enthüllten

Polizeistaate und was daran hängt.

Zwei offene Briefe

an den

Herrn Minister des Innern, Grafen Schwerin Excellenz ꝛc.

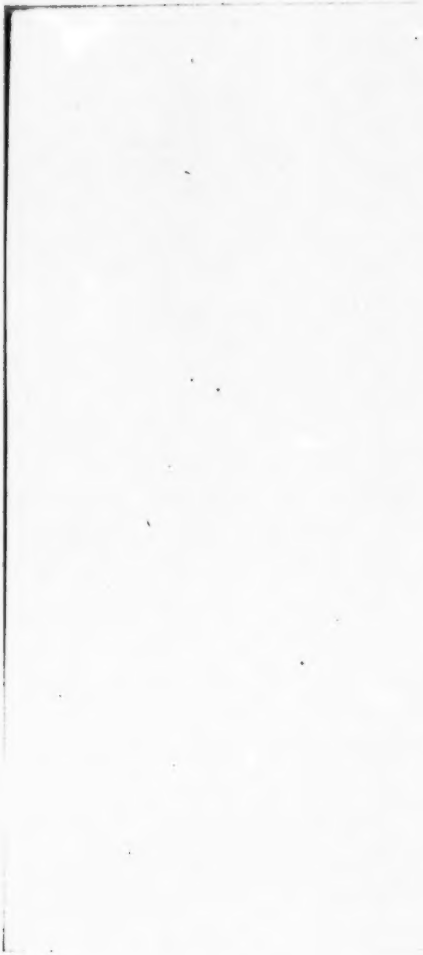
von

einem Ostpreußen an der Elbe.

Motto:

— — „Verfassungen, wie meine, wollen geschmeichelt sein."

Von Carlos und das constitutionelle Deutschland.



I.

An der Elbe, im Bonnemond 1861.

Excellenz!

Warum ich gerade Ihnen, der sich erhaben und unerreichbar über die öffentliche Meinung gestellt, und der vor Allem die Presse bisher keiner andern als einer höchst bedenklichen Aufmerksamkeit werth erachtet hat, diesen offenen Brief schreibe oder eigentlich widme? —

Es geschieht aus einem Gefühle der Dankbarkeit, dessen Ausdruck Sie nicht von sich ablehnen können, wenn Sie auch wollten. Denn, wie Bettina zu Göthe sagte: „Wenn ich Dich liebe, was geht es Dich an?“ so würde ich Ihnen zurufen: „Wenn ich Ihnen dankbar bin, was geht es Sie an?“ —

Und, in der That, geht es Sie persönlich gar nicht an. Ich bin Ihnen dankbar für die Geschichte Ihres Ministeriums, die lehrreicher ist, als seit lange die Geschichte eines preußischen Ministers gewesen. Wie keine bisher hat sie uns einen tiefen Blick durch die sumpftrübe Oberfläche unsrer Zustände auf den Grund derselben gestattet; sie hat uns gezeigt, daß unser Rechts- oder Verfassungsstaat Nichts sei, als ein thönernes, zerbrechliches Götzenbild, gestellt auf die ehrnen Fundamente des Polizeistaats. Allerdings eine unerfreuliche Entdeckung. Aber im politischen Leben haben

wir Urſache für eine melancholiſche Wahrheit erkenntlicher zu ſein, als für die glücklichſte Selbſttäuſchung.

So bezwecken auch dieſe Blätter nicht Ihnen für dieſen Polizeiſtaat, ſeinem ganzen Umfange nach, die Verantwortlichkeit aufzubürden. Sie haben ihn nicht erfunden, ja nicht einmal geſehen, als ihn ſchon Jeder mit Händen greifen konnte, möglich ſogar, daß Sie noch nicht an ihn glauben. Er hat ſich an Ihnen enthüllt, wie ein großes Naturgeſetz ſich dem Auge des Forſchers an einem willenloſen Gegenſtande enthüllt, der das Spiel einer bisher unverſtandenen Naturkraft geworden, wie der Apfel, der Newton die Geſetze des Falles verrieth. Warum ſoll es nicht auch für den Fall von Staaten ewige Geſetze geben?

Excellenz! Ich ſpreche von der Geſchichte Ihres Miniſteriums, als von etwas bereits Abgeſchloſſenem. Und das iſt ſie in der That. Sie ſind nicht mehr in der Lage, noch ein Codicill zu Ihrem politiſchen Teſtamente zu machen, wenn auch Nichts Sie hindern darf, Ihr fünfundzwanzigjähriges Miniſterjubiläum auf's Feſtlichſte zu begehen. —

Geſtatten Sie mir einen Blick auf dieſe lehrreiche Geſchichte zu werfen.

Man begrüßte in Preußen den Moment, in welchem das Portefeuille des Miniſters des Innern aus verhaßten Händen in die Ihrigen überging, freudig als den Anbruch einer „neuen Aera.“ Ja, das ganze deutſche Volk wünſchte ſich Glück dazu. Denn noch immer, ſo oft Preußen in die Bahn des Fortſchrittes einlenkt, bedeutet es — Deutſchland! Um ſo größer daher die Geringſchätzung der öffentlichen Meinung des übrigen Deutſchlands gegen Preußen, um ſo lauter das Frohlocken ſeiner Neider und Widerſacher, ſo oft und ſo ſchnöde Preußen die Hoffnungen des Vaterlandes täuſcht. — Und was man von Ihnen erwartete,

beruhte auf keiner unbescheidenen Zuversicht zu Ihrer staatsmännischen Weisheit, auf keiner Ueberschätzung Ihres Charakters. Niemand versah sich zu Ihnen, daß Sie Preußen eine großartige Politik geben könnten; daß an Ihren Namen sich eine Epoche kühner Reformen knüpfen würde. Denn, um gerecht zu sein, selbst wenn Sie gewesen wären, was Sie nicht sind — ein großer Mann — so war doch Preußen nicht in der Lage, einen großen Mann gebrauchen zu können, und es wird nicht eher in einer solchen sein, als bis eine Macht, die höher steht als die Throne — das Unglück — die Berufungspatente der Minister contrasignirt. So wenigstens lehrt uns die preußische Geschichte dieses Jahrhunderts. — Die freudige Genugthuung, mit der Deutschland und Preußen Sie damals empfing, galt lediglich dem seit lange nicht erlebten Schauspiele, einen ehrlichen Mann an der Spitze der Staatsverwaltung zu sehen. Für einen solchen, der als Minister erfüllen würde, was er als Abgeordneter versprochen, wurden Sie, Herr Graf, ohne Ausnahme von allen Parteien gehalten. Ihr Name galt dem Lande als Bürgschaft für die verfassungsloyalen Intentionen des Regenten, der Sie zum leitenden Minister berufen. Alle Welt glaubte zuversichtlich, daß mit Schwerin die manteuffel'sche Mißregierung für alle Ewigkeit zum Manteuffel gegangen sei; daß die zehn Jahre lang mit Füßen getretene Verfassungsurkunde endlich eine volle, unverkümmerte Wahrheit werden würde.

Wahrlich, niemals haben bescheidenere Erwartungen einen gerechteren Anspruch auf Erfüllung gehabt! Eine Bescheidenheit, welche einem intelligenten und, wie es sich dessen rühmt, mannhaft kriegerischen Volke von sechszehn Millionen, auf den Blättern der Weltgeschichte kaum zur Ehre gereichen dürfte. Bedenken Sie — die Verfassung! Jene Verfassung, die das rettende Novemberministerium dem

Lande octroyirt und — gebrochen hatte, das war Alles, was das gemißhandelte Preußen von seinem neuen Minister erwartete.

Und dennoch haben Sie die Erwartungen Preußens und Deutschlands getäuscht. Ihre Ministerregierung war keine „neue Aera" — sie war blos ein Amendement zur Regierung Manteuffel. Was haben Sie gethan, um der Welt zu beweisen, daß Sie die Gewaltthaten verabscheuen, welche Ihr Vorgänger zum Regierungssystem erhoben hatte? Welche Sühne boten Sie dem preußischen Volke für sein zehn Jahre lang gehöhntes und geschändetes Recht? Welche Garantie für die Nimmerwiederkehr solcher Zustände? — Sie duldeten, daß die Paschas des Herrn von Manteuffel ruhig in ihren Paschaliks, in Ostpreußen wie am Rheine, in Posen wie in Schlesien, in Pommern wie in Sachsen weiter regierten. Alles, was Sie thaten, war, daß Sie biedere Rescripte an dieselben erließen, um sie an die Verfassung zu mahnen. Hat doch ein ganzes Jahr lang collegialisch, Seite an Seite mit Ihnen, der manteuffel'sche Minister Simons, ganz wie ehedem, in Preußen — das Recht gewaltet! Es war nicht der Einfluß Ihres sittlichen Widerwillens, der diesen Mann mit der ehernen Stirne doch endlich veranlaßte, sein Amt niederzulegen. — Sie setzten der öffentlichen Meinung dieselbe ostensible Geringschätzung entgegen, die sich an einem Herrn von Manteuffel allerdings motiviren ließ — Sie aber, Sie verdankten dieser öffentlichen Meinung Ihr Ministerportefeuille. Sie deckten mit Ihrer ministeriellen Autorität criminell anrüchige, von Ihrem Vorgänger übernommene Beamte, auf die das Volk mit Fingern wies, und entschädigten dieselben mit Belohnungen für die Ungunst des allgemeinen Urtheils. Confiscationen mißliebiger Blätter, Preßprozesse und was dahin gehört, kennzeichnen Ihr Ministerium, wie sie das alte System

gekennzeichnet haben. Sie blieben taub gegen die Vorstellungen von Abgeordneten und Magistraten, welche dringend die Beseitigung pflichtvergessener Staatsdiener und der durch diese herbeigeführten Mißstände forderten. Und wenn man anfangs zu Ihrer Staatsleitung die Zuversicht hatte, daß Sie wenigstens dem Gange der Justiz gegen amtlichen Mißbrauch ungehemmt und unbeeinflußt freien Lauf lassen würden, so hat der Stieber-Schwarck'sche Prozeß bewiesen, daß auch Graf Schwerin so gut wie Herr v. Manteuffel eine der Regierung unbequeme, rücksichtslose Rechtspflege übel zu vermerken und zu strafen wisse. — Selbst die von Ihnen verantwortlich gegengezeichnete, lang genug vergebens erwartete Amnestie, die einzige That Ihrer Ministerverwaltung, für die Ihnen Herr v. Manteuffel keine Schablone hinterlassen hat, und die Ihnen volle Gelegenheit darbot, den liberalsten Zug Ihres Herzens mit den peinlichsten Rücksichten der „Staatsraison" in Einklang zu bringen, hätte von einem Triumvirat Manteuffel-Simons-Westphalen nicht kläglicher zugerichtet werden können. Ein in einem bedeutungsvollen Momente im Namen des Fürsten erlassener Gnadenact — bestimmt, die Zeit des Zerwürfnisses zwischen Thron und Volk für immer der Vergessenheit zu übergeben — mit polizeilichen Hintergedanken und Clauseln, welche dem aus weitem Exil Heimkehrenden an der Schwelle des ersehnten Vaterlandes das Recht der Heimath höhnend aufkündigten; eine Amnestie, welche von dem Manne, der in schweren Prüfungen seine Charakterehre bewährt hat, ein demüthigendes, reuiges Bittgesuch fordert, bevor er ihrer Vergünstigung theilhaftig werden soll; die sogar dem unbesonnenen Vertrauen auf die rückhaltlose Versöhnlichkeit der Regierung halspeinliche Anklagen, Festungskasematten und Zuchthauszellen in Aussicht stellt! — Weit und gastlich, mit Friedenspalmen und den Zweigen des Oel-

baums geschmückt, sind die Pforten des Vaterlandes seinen flüchtigen Söhnen geöffnet, dahinter aber liegen tückische Fußangeln und Fallgruben! — Wird die Weltgeschichte diese Amnestie amnestiren können? —

Doch es ist nicht zu läugnen, daß unter Ihrem Ministerium Manches in Preußen besser geworden! —

Um so schlimmer! muß man sagen. Denn nicht überall trifft das Sprichwort zu: „das Bessere ist der Feind des Guten." — In einem Staate, in welchem das lang unterdrückte Recht wieder proclamirt wird, da soll es nicht besser werden, sondern gut, d. h. anders, weil es eben kein Mittelding, keinen neutralen Boden, kein Compromiß geben darf zwischen Unrecht und Recht. — Sie haben hie und da Mißbräuche beseitigt, nicht den Mißbrauch, nicht die Missethäter. Unter Manteuffel wurde das Böse verübt aus ministerieller Willkür, unter Schwerin das Gute, consequenz- und principlos, aus ministeriellem Gutdünkel.

Was gereichte dem Lande mehr zum Heil und weniger zum Verderben?

Wer die Wohlfahrt der Staaten nach dem Stande der öffentlichen Moral beurtheilt, kann nicht zweifelhaft sein. Das manteuffel'sche Regierungssystem hatte wenigstens das Gute jeder decidirten politischen Stellung. Dadurch, daß es seine willigen Beamten zu Scherzen demoralisirte, ihnen den Platz dem Volke gegenüber anwies, hatte es endlich doch den heilsamen Ingrimm des tief verletzten öffentlichen Rechtsgefühls im Volke geweckt und wach erhalten. Eine Regierung, die sich ehrlich den allgemeinen Abscheu zu verdienen weiß, hebt den Geist selbst verkommner Nationen bis zur — Erhebung! — Ihr haltloses Schwanken zwischen Recht und Eigenwillen; Ihre Versuche, den Staat verfassungsmäßig mit verfassungsscheuen Beamten zu regieren, hat Alles dazu gethan, die schlechten Beamten durch den

Dünkel ihrer Unentbehrlichkeit noch zu verſchlechtern, und wiederum Alles, das Rechtsbewußtſein des Volkes irre zu leiten; ſeinen geſunden, ſittlichen Haß gegen amtliche Niedertracht abzuſtumpfen. Sie waren auf dem beſten Wege, nach Art der „guten“ und „edlen“ Miniſter von ehedem, aus der Zeit des patriarchaliſchen Abſolutismus, jede Rechtsgewährung zu einer Wohlthat, zu einer Gunſtbezeugung zu erniedrigen, für die Ihnen Dank gebühre. — Daß bei all dem die öffentliche Moral vor der entnervenden Wirkung Ihrer Regierung bewahrt wurde, iſt nicht Ihr Verdienſt; es iſt das Verdienſt der von Ihnen verhorreſcirten Preſſe. Ein paar Flugblätter rauſchten wie die Kraniche des Ibycus über das Theater hin und — „ſieh da, ſieh da, Timotheus!“ das böſe Gewiſſen unſeres Staates hatte ſich verrathen und

„Die Scene wird zum Tribunal!“

Wie vergnügt mag ſich Ihr Vorgänger, Herr von Mantenffel, die Hände gerieben haben über die Scandalſuppe, die im Grunde Niemand als e r Ihnen eingebrockt hatte und die Sie ſo treuherzig ausgelöffelt haben! Welche Genugthuung für ihn, daß gerade unter dem Miniſter des angeblich regenerirten Rechtsſtaats die Beſtialität des degenerirten Polizeiſtaats ſich ſo herrlich offenbaren mußte! — In der That die Geſchichte Ihres Miniſteriums wird ſich in Zukunft, von Epigonen, die mehr Grund zum Lachen haben als wir, wie ein Capitel aus dem „Reineke Fuchs“ leſen laſſen, nur daß — falls dies zu Ihrer Beruhigung dienen könnte — Niemand S i e für den Reineke halten wird.

Denn, bei Alledem, wie Sie auch die Erwartungen Preußens und Deutſchlands von der „neuen Aera“ getäuſcht haben mögen, Sie ſind ein ehrlicher Mann geblieben in jeder Beziehung des Wortes. Gewiß, Sie bekennen ſich noch zu derſelben politiſchen Ueberzeugung, der Sie oft auf der Abgeordnetentribüne am Dönhofsplatze den freimüthigen

Ausdruck gegeben; Sie haben ſich noch jene Biederkeit Ihres Weſens und alle die braven pommerſchen Umgangsformen erhalten, die Ihnen Jeder nachzurühmen wußte, dem Sie perſönlich näher getreten waren. Wer wäre zu glauben berechtigt, daß die Geſinnungstreue des Abgeordneten dem verführeriſchen Ehrgeize des Miniſters erlegen ſei? daß Sie um die traurige Selbſttäuſchung zu beklagen wären, man werde ein großer Staatsmann, wenn man aufhöre ein ehrlicher Mann zu ſein? — Ihr beſcheidnes Selbſtbewußtſein wird Sie vor ſolchem Wahne gehütet haben. Dem ſtaatsmänniſchen Genie eines Burke konnte allerdings die Welt noch immer ihre Bewundrung nicht entziehen, als ſie ihn bereits wegen des Abfalls von ſeinen Principien verachten gelernt; die Verirrungen eines Mirabeau machte das Pantheon vergeſſen; Talleyrand beſiegelte mit ſeinen Meineiden die Geſchicke Europas; der Name Metternich wird unſterblich ſein, ſo lange ihm Deutſchland flucht; welche ſtaatsmänniſchen Eigenſchaften aber beſitzen Sie, die den Ruf Ihrer Ehrlichkeit auch nur um einen Tag überleben könnten? —

Und auch was man im ſchlicht rechtlichen, im bürgerlichen Sinne des Wortes unter einem ehrlichen Manne verſteht, ſind Sie als Miniſter geblieben — kein Menſch in Preußen wagt es daran zu zweifeln. Wie bald oder wie ſpät Sie auch Ihr Miniſterhôtel zu verlaſſen genöthigt ſein mögen, Sie werden aus demſelben um keinen Thaler reicher fortziehen, als den, welchen Sie ſich etwa von Ihrem Gehalte erübrigt haben, geſchweige denn bereichert um eine unbegreifliche halbe Million, deren dunkler Urſprung vor indiscreter Wißbegier unter den Schutz der Staatsanwaltſchaft geſtellt werden müßte. Sie würden in jedem Augenblicke mit gutem Gewiſſen den Hypothekenſchein Ihrer Güter der Oeffentlichkeit zur Einſicht vorlegen und der Welt beweiſen

können, daß Sie eben ſo berechtigt ſind Ihre Nationalkokarde am Hute wie Ihren Ordensſtern auf der Bruſt zu tragen. Freilich, ein Zeugniß, wie es jeder unbeſcholtene Hausknecht in ſeinem Dienſtatteſte führt. Aber, Excellenz, es macht Ihnen wahrlich keine Schande, wenn Sie daſſelbe Ihren Perſonalacten beifügen. Denn, leider, ſeit Preußen durch die Novemberthat des Jahres 1848 gerettet worden, hat die vordem nie angezweifelte Integrität des preußiſchen Beamtenſtandes, in den niedrigſten wie höchſten Sphären, aufgehört etwas Selbſtverſtändliches zu ſein. Nicht immer ſeitdem war die öffentliche Meinung in der Lage, abgetretenen Miniſtern in's Dienſtzeugniß ſchreiben zu können, daß das, was ſie in's Privatleben mit ſich genommen — die Achtung des Landes geweſen wäre. —

Mit einem Worte, Excellenz, Sie ſind noch immer der Graf Schwerin von der liberalen Verfaſſungsgarde des Abgeordnetenhauſes, die bei Ihrem Miniſterantritte von der linken Seite des Hauſes plötzlich nach rechts hinüber ſchwenkte und die Schlachtlinie der Feudalen aus ihrer bisher inne gehabten Poſition auf die linke Seite ſchob; einer der ſinnreichſten Flankenmärſche, von denen bisher die parlamentariſche Kriegsgeſchichte zu berichten weiß. Die Oppoſition wurde conſervativ, um Sie dem Lande zu conſerviren, und fragt das enttäuſchte Land: wozu? — ſo liegt das blos darin, daß daſſelbe von einem möglichen Miniſter — Unmögliches erwartet hat. —

Excellenz! Sie ſind Gothaer.

Nicht Ihres Liberalismus wegen erhielten Sie ein Portefeuille, ſondern wegen der Harmloſigkeit Ihres Liberalismus. Man wollte den böſen Manteuffel durch den guten Gothaer vergeſſen machen. Das war Alles. Und — es iſt faſt ein Pleonasmus, es noch zu bemerken — Sie ſind Gothaer geblieben, wie alle die andern miniſtermöglichen Herren „von

jener Seite des Hauses," Herr v. Vincke nicht ausgenommen, Gothaer bleiben würden, wenn sie einmal ausgingen die preußische Magna Charta zu suchen und ein Ministerportefeuille fänden. Was sollten Sie mit Ihren Grundsätzen aus den stenographischen Berichten in der Sphäre jener „Staatsraison" anfangen, wo die Rücksicht nach oben und die Vorsicht nach unten ganz besondere Vor- und Rücksicht fordert, und wo selbst das Einmaleins aufhört eine ewige Wahrheit zu sein? Daß Sie heute noch wie ehedem von der Wahrheit Ihrer oft genug Angesichts des Landes ausgesprochenen Ueberzeugungen — überzeugt sind, kann dem Lande wenig nützen. Glauben Sie denn, daß es nicht auch in den Reihen der crassesten Reaction Leute gibt, die sehr wohl wissen, was Recht und Gesetz ist? — Ueberzeugungen, die dem Vaterlande zu Gute kommen sollen, müssen ein scharfes Schwert sein, mit dem der Mann von Charakter rücksichtslos und unbarmherzig gegen Alles, was in der Staatsführung verlogen und niederträchtig ist, den Kampf aufnimmt. Die Herren von Gotha aber bedienen sich ihrer Ueberzeugungen als Regenschirm. Sie spannen ihn auf, wenn der politische Horizont sich verdunkelt, und meinen das böse Unwetter beschworen zu haben, weil sie trocken und sicher darunter wegzukommen gewußt. Bei heiterem Wetter aber führen sie ihr Gesinnungsparaplnie unterm Arm, wie einst der gallische Bürgerkönig Louis Philipp, allerhöchstseligen Andenkens, stets mit seinem Begleiter, dem wackern Regenschirm „Rifiard," — so benannte ihn das gottlose Charivari — im Volke erschien, um durch dieses harmlose Werkzeug des Friedens die Herzen friedliebender Gewürzkrämer zu gewinnen. — Meine Herren von Gotha! Niemand wird in Abrede stellen können, auch Sie haben mit Ihrem hübsch glatt zusammengelegten, in prächtigen Taffetfarben schillernden Liberalismus sich die Liebe und Hoch-

achtung aller conſtitutionellen Philiſter des deutſchen Vaterlandes gewonnen, welche vor Nichts mehr Angſt haben, als vor ihrem „guten Rechte“ und die es gern ſehn, daß man der Freiheit gute Worte gibt, damit ſie nicht gar zu früh, am liebſten gar nicht komme. — Aber der bürgerfreundlich liberale Riſtard hat den guten Louis Philipp nicht vor der Februarrevolution geſchützt. Mit Regenſchirmen ſchlägt man keine Schlachten. Und wenn das Volk erſcheint, laſſen ſich die Gewürzkrämer entſchuldigen. —

Excellenz! Ihre ehrenwerthen Geſinnungen, An- und Abſichten haben nicht ausgereicht, von Preußen jenen Scandal fern zu halten, der dem „Kladderadatſch“ ein volles Anrecht auf preußiſche Geſchichtſchreibung gegeben hat.

Während an faſt allen Staaten Europas, in gewaltigen Bewegungen, Kriſen und Kataſtrophen, der politiſche Läuterungsprozeß unſrer Zeit ſich offenbart; während Italien durch einen großen Mann, der ein opferfreudiges Volk gefunden, ſeine einheitliche Geſtaltung in kürzerer Zeit erringt als die Incompetenzerklärung des deutſchen Bundestages auf eine landſtändiſche Petition wegen Verfaſſungsbruches abſeiten eines unſrer Duodezтyrannen erfolgt; während in Rußland die Despotie, wie von einem unſichtbaren Geiſte getrieben, den Kampf gegen ſich ſelbſt aufnimmt und die Bahn der modernen Staatsreform beſchreitet; während das aus ſeinen Fugen gehende Oeſterreich, wenn auch ſpät, vielleicht zu ſpät, an ſeinem alten Syſtem verzweifelnd, aus einem Concordatsſtaate ſich zum freien Verfaſſungsſtaate bekehrt; während jenſeits des atlantiſchen Oceans das als ſelbſtſüchtig verſchrieene Yankeethum alle Schrecken und Opfer eines Bürgerkrieges auf ſich nimmt, um die große Schöpfung Waſhington's von der Schmach der Sklaverei zu befreien, kurz während überall etwas geſchieht, was —

sei's Gutes, sei's Schlimmes — von dem lebendigen Odem der Geschichte zeugt, in Ungarn, in Polen, in Griechenland, Syrien, Montenegro, China, auf St. Domingo u. s. w., haben über Preußen die Zeitungsblätter nichts Bedeutenderes mitzutheilen als die Chronique scandaleuse des sich enthüllenden Polizeiregiments, von den Milchkühen der bucolischen Polizeischöpfung in Rummelsburg, vom Stachelschimmel des Herrn von Zedlitz, von unsichtbaren Schutzmannschaften, die gleich Schutzengeln nirgends existiren als im Reiche des Idealen und auf dem Papier, und die dennoch auf Kosten der Berliner Commune mit grauen Commißhosen bekleidet werden müssen und was dergleichen polizeiliche Gaunerstückchen mehr sind. Und die Gauner? Sie sind die Helden des Tages. Sie beschäftigen die öffentliche Meinung, die Presse, die Magistrate, die Gerichtshöfe, das Abgeordnetenhaus, die Minister, das Cabinet; sie sind das Schiboleth der Parteien, sie sind Prinzipienfragen, sie sind Ministerpolitik, sie sind Cabinetspolitik, sie sind mehr als das! — —

„Patzke ist arretirt!" Auf den Flügeln des elektrischen Blitzes eilt diese Kunde von Berlin nach allen Richtungen der Windrose, so weit der Erdball in den Fäden des Telegraphennetzes eingesponnen liegt. „Wer ist Patzke?" fragt man sich ängstlich an den Börsen von Amsterdam, Paris und London. Niemand weiß, ob diese Nachricht den Frieden Europas bedroht oder befestigt, ob Patzke die Hausse bedeutet oder die Baisse. „Patzke," lautet die Antwort kundiger Zeitungsleser, „ist ein königl. preußischer Polizeibeamter, der den Berliner Magistrat mit gefälschten Schneiderrechnungen und dergleichen betrogen hat." — „Und darum die Telegraphen in Bewegung setzen und alle Welt erschrecken?" — Ja, aber Preußen, aber Deutschland sieht auf Patzke! — — — Und wenige Wochen später schwirren wiederum die geflügelten Telegramme aus Berlin weit hin über Land und

Meer: — „Der Polizeipräſident von Zedlitz iſt beurlaubt.“ Bedeutet das eine Miniſterkriſis? fragt das Ausland. — Nein, preußiſche Miniſter leiden an keinen conſtitutionellen Krankheiten. Doch das preußiſche, das deutſche Volk jubelt ob dieſer Botſchaft. Opfert eine Hekatombe der blinden Themis! Endlich, nach langen, ſchweren Kämpfen hat die gute Sache geſiegt. Gerechtigkeit und Friede küſſen ſich auf dem Molkenmarkt, denn Herr v. Zedlitz iſt beurlaubt und kann mit hoher und höchſter Genehmigung eine Badereiſe machen.

Excellenz! Iſt es etwa auf der einen Seite die Freude am Scandal, auf der anderen der Verdruß über denſelben, was ſo klägliche Thatſachen zum Gegenſtande einer — es iſt nicht zu viel geſagt — nationalen Aufregung in unſerm Vaterlande machen konnte? — Glückliches Preußen, wäre dem ſo! — Aber in Wahrheit es handelt ſich um weit mehr, als um pikante Polizeianekdoten oder um das Leben und Treiben einiger confiscirten Subjecte, die kaum die Druckerſchwärze werth ſind, die nur allzureichlich an ihren Namen verſchwendet worden, oder um einen höheren Beamten, den Unfähigkeit und bureaukratiſcher Hochmuth zum willenloſen Mitſchuldigen ſeiner Untergebenen gemacht: nein! was der enthüllende Tag an's Licht gefördert hat und immer mehr an's Licht fördert, iſt das Symptom einer durch den Organismus des Staates verderblich ſchleichenden Krankheit, die, wenn ihr nicht bald und kräftig, mit dem Eiſen und dem Feuer des Hippokrates Einhalt geſchieht, ſeine edlen Lebensſäfte immer mehr vergiften, ſein ſittliches Mark verzehren, ihm Nichts laſſen wird als den gleißneriſchen Schein ſeiner tief unterwühlten Oberfläche. Er ſtürzt zuſammen vor dem bloßen Windesbrauſen einer herannahenden Kataſtrophe. — Was daher Patzke, was Stieber, was Lindenberg, was Peters, Ohm, Gödſche, was Rummelsburg, was Stachel-

ſchimmel, was Schutzmannshoſen, was Lumpen und Lumperei und kein Ende? —

Der Geolog wirft gleichgültig das aus dem Felſen herausgeſchlagene Steinſtückchen fort, an welchem ſich ihm die Beſchaffenheit eines mächtigen Bergzuges geoffenbart hat.

Wir unterſuchen an dem mikroſkopiſchen Stückchen Polizeimiſere das innerſte Weſen unſres Vaterlandes — denn wir ſprechen von Preußen und dem ganzen Bundesdeutſchland, wenn wir von der Polizei ſprechen — und werfen dann die Lumpen zu den Lumpen.

Möchten Ew. Excellenz jedoch nicht glauben, daß das bloße Wort „Polizei“ nun einmal der Demokratie ein gar verhaßter Klang ſei und daß in dieſem, von einem Buche colportirten Briefe, welches ſein demokratiſches Glaubensbekenntniß offen auf dem Titel führt, ſich nichts Anderes erwarten ließ als ſo eine Art von Barrikadenmarſeillaiſe mit dem Refrain: „Nieder mit der Polizei! Es lebe die Freiheit!“ — Ganz im Gegentheil lautet mein Ruf: „Es lebe die Polizei, damit die Freiheit lebe!“ darum aber auch: Nieder mit der Polizei! — Es iſt mir alles Ernſtes Ernſt damit, wenn ich das bekannte Wort Voltaire's: „Wenn Gott nicht exiſtirte, müßte man ihn erfinden“ umſchreibe: „Wenn die Polizei nicht exiſtirte, müßte man ſie erfinden“ — und ich bezweifle, daß der Atheiſt von Ferney es mit ſeinem Ausſpruche ſo aufrichtig gemeint habe als ich mit dem meinigen. — Ja, ich gehe in dieſer Ueberzeugung weiter als meine politiſchen Gegner, denen die Demokratie in ihrer letzten Conſequenz das Chaos bedeutet. Mir gilt die Polizei für keines jener ſogenannten „nothwendigen Uebel,“ mit denen doctrinäre Weisheit nur allzureichlich unſern Staat bevölkert hat — da ich überhaupt glaube, daß kein Staat ſich mit Bewußtſein ein Uebel anthun oder ein angethanes dulden ſoll. Ich halte vielmehr die Polizei für eine Wohlthat, welche die

zum bürgerlichen Gemeinweſen geeinte Geſellſchaft ſich ſelbſt erweiſt, um Jedem, der ihr angehört, unter dem Schutze der öffentlichen Ordnung die unverkümmerte Verwendung ſeiner freien Kraft zu ſichern. Das Unterordnen des Einzelnen unter dieſe öffentliche Ordnung, d. h. der Verzicht auf einen Bruchtheil des individuell freien, des naturwüchſigen Wollens zu Gunſten des Gemeinwollens, iſt kein Opfer, da eben jener, in der vereinten Kraft der geordneten Geſellſchaft aufgehende Bruchtheil das ermöglicht, wozu er in der freien Dispoſition des auf ſich angewieſenen Einzelmenſchen ohnmächtig wäre. So iſt, was die Einzelnen von ihrer perſönlichen Freiheit der öffentlichen Ordnung hingeben, eben ſo gut eine Steuer wie die baare Münze, die ſie zum Bedarf des Staatshaushaltes beitragen — zuſammengeſchoſſenes moraliſches Capital, das, im Intereſſe des Gemeinweſens verwaltet, jedem Beitragenden mit dem höheren Zins, den das große Capital erarbeitet, wieder zu Gute kommen ſoll. Man brauchte daher gar Nichts dagegen zu haben, wenn die ganze ſtaatliche Ordnung im umfaſſendſten Sinne des Wortes — Juſtiz und Verwaltung zugleich — „Polizei“ genannt würde, die ja auch urſprünglich und ihrem Namen nach (πολιτεία) das ganze demokratiſche Staatsweſen bedeutet, ſo daß in dieſem Sinne der eigentlich demokratiſche Staat der eigentliche Polizeiſtaat iſt. —

Doch warum mich auf das Gebiet theoretiſcher Entwickelungen verirren? — Spricht doch ein nur flüchtiger Blick auf dasjenige, was die Polizei im techniſchen Sinne des Wortes tagtäglich zu Nutz und Frommen des Ganzen, wie des Einzelnen leiſten ſoll, deutlicher als alle Theorie. —

Ihr, die mit ſtets offenen Augen über dich wacht, dankſt du's, daß du dich an einer haarſträubenden Criminalgeſchichte aus dem „neuen Pitaval“ gemüthlich in den Schlaf

leſen kannſt, ohne einen ſechsläufigen Revolver unter deinem Kopfkiſſen. Sie bietet dem Kenner ſocialer Verderbtheit und ſocialen Elends das wunderbare Schauſpiel, daß hinter der zerbrechlichen Scheibe des Juwelierladens das funkelnde Geſchmeide vor allen Leidenſchaften lüſterner Habgier und ſelbſt vor der Verzweiflung des Hungers ſo ſicher geborgen iſt, wie die engliſchen Kronjuwelen in den Gewölben des Towers. — Sie faßt die Hand des Diebes, die ſich eben in eine deiner ſorglos offenen Taſchen verirrt; ſie überliefert, zur Beruhigung der gefährdeten Geſellſchaft, den flüchtigen Räuber und Mörder der ſtrafenden Gerechtigkeit: ſie ſchützt die öffentliche Sitte, den Wohlanſtand vor den Attentaten der Gemeinheit. Sie warnt dich vor den Gefahren, mit denen Feuer und Waſſer und andere Nöthe dich bedrohen, und bietet dir zu ihrer Bekämpfung die helfende Hand. Sie entfernt aus deinem Wege den Stein des Anſtoßes und auch das dem Auge Widerliche. Nichts, was dich an Leib und Beſitz ſchädigen könnte, entgeht ihrer Aufmerkſamkeit, nicht Raupenfraß, nicht die Tollwuth der Hunde, nicht Klauenſeuche, Milzbrand, anſteckende Pferdekrankheiten ꝛc. Selbſt auf das mit giftigen Farben bemalte Spielwerk, das du unbeſonnen deinem Kinde in die Hand giebſt, erſtreckt ſich ihre Fürſorge. — — — — — — — —

Ich bin überzeugt, daß es, mit Ausnahme von profeſſionellen Dieben, Mordbrennern und ſonſtigem qualificirten Zuchthaus- und Galgengeſindel, keinen Menſchen im Staate giebt, der nicht mit klarem Bewußtſein oder doch mit inſtinctivem Wohlbehagen einen ſolchen Zweck polizeilicher Inſtitutionen dankbar anzuerkennen und nach Kräften zu fördern bereit wäre. Selbſt der Aermſte im Volke, von dem die geringſchätzige Phraſe des Beſitzes ſagt, daß er Nichts zu verlieren habe, hat immer noch genug zu verlieren, was ihm ein hohes Gut bedeutet und ein höheres noch zu er-

ſtreben, als daß er vertheidigungs- und ſchutzlos ſeine Sache auf Nichts ſtellen ſollte.

Excellenz dürfen daher glauben, daß die Liebe und die Hochachtung, welche ich ſo ſegensreicher Wirkſamkeit der Polizei zu widmen geneigt bin, nicht minder aufrichtig iſt als die Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe, mich zu zeichnen, als

Ew. Excellenz

gehorſamſter ꝛc.

II.

An der Elbe, in der erſten Hälfte des Juni 1861.

Excellenz!

Woher kommt es bei Alledem, daß in unſrer Heimath keine Behörde dem Volke widerwärtiger erſcheint oder — um mich des Ausdrucks unſres Geſetzbuches zu bedienen — warum erregt keine mehr „Haß und Verachtung" gegen ſich als gerade die Polizei? Warum iſt es ſogar eine ſtrafbare Injurie (ein Königsberger Richterſpruch aus der Manteuffel-Zeit hat es actenmäßig conſtatirt), einen Poliziſten — einen Poliziſten zu nennen? Warum iſt bei jeder Volksbewegung der erſte Stein noch immer in die Fenſter eines Polizeigebäudes geſchleudert worden? Warum, um von dem zu ſprechen, was wir eben erlebt, dieſe von allen Ständen und Schichten der Bevölkerung getheilte Schadenfreude, dieſer

unbarmherzige Hohn über die Entlarvung einiger armſeligen Polizeicreaturen, die ſich vergangen haben, wie auch andere ſündige Menſchenkinder ſich vergehen? — Liegt es im Charakter oder auch nur im Intereſſe des Volkes, den treuen Wächter ſeiner Perſon und ſeiner Habe zu haſſen und zu verabſcheuen? ihn zu mißhandeln und ſchadenfroh der Nemeſis Beifall zu klatſchen, die ihn über einem Fehltritt ereilt? —

Man wende mir hier nicht ein, was ich oben ſchon beſeitigt zu haben glaube, daß die von der Polizei im Intereſſe des Allgemeinen gehandhabte Ordnung eine rückſichtsloſe Strenge der Ausführung fordere, die ihr den Haß der Vielen zuzieht, die ſich ſolcher Ordnung nur mit Widerſtreben fügen. Es bedarf nur eines Blickes auf das „Land der Erbweisheit ſonder Gleichen," wie man ehedem ſagte, oder auf das „Vaterland der Macdonalds," wie man jetzt ſagt, um uns eines Beſſeren zu belehren. Warum gehört in England die Polizei zu den geachtetſten Behörden im Lande? Warum findet dort der unterſte Conſtabler, der dem Publikum durch keine Pickelhaube, kein beklunkertes Schwert an der Seite imponirt, im dichteſten Volksgedränge achtungsvollen Gehorſam gegen ſeine Anordnungen „im Namen des Geſetzes"? Warum laſſen ſich reſpectable engliſche Bürger freiwillig als Polizeimänner einſchwören, um ſich der Polizeibehörde, im Falle ihrer Unzulänglichkeit, zur Verfügung zu ſtellen, während bei uns, im ähnlichen Falle, der bewaffnete Bürger die gefährdete öffentliche Ordnung nur dadurch herzuſtellen vermag, daß er die verhaßte Polizei aus den Augen des Volkes verſchwinden läßt? Woher dieſer Unterſchied zwiſchen zwei Nationen, auf deren germaniſche Stammverwandtſchaft die Culturgeſchichte ſo oft hingewieſen?

Die Erklärung liegt auf der flachen Hand, wie die Er-

ſcheinung ſelbſt. Weil was drüben Vernunft iſt, bei uns Unſinn, was drüben Wohlthat iſt, bei uns Plage geworden; weil drüben in England die Polizei dient und weil ſie in Deutſchland herrſcht! Der aus unſerm Säckel beſoldete Wächter hat den ihm anvertrauten Spieß umgekehrt. Er wacht nicht über das Volk, er überwacht es; er hat ſich zu ſeinem Vormund aufgeworfen, ſeinem Tyrannen.

Statt durch Wegräumung von Hinderniſſen dem Bürger die Bahn frei zu machen für die Arbeit ſeines Kopfes und ſeiner Hände, damit er in dem Ringkampf um ſeine irdiſche und geiſtige Exiſtenz nirgends ein Hemmniß finde als an dem, dem ſeinigen gleich gemeſſenen Rechte Andrer, hat die Polizei das ganze bürgerliche Leben mit vexatoriſchen Verfügungen, Verordnungen und Strafbeſtimmungen umſponnen und eingeſchnürt. Es gibt nichts, was ſie nicht erlauben müßte, nichts, was ſie nicht verbieten dürfte. Mit hoher polizeilicher Bewilligung werden wir geboren, mit hoher polizeilicher Bewilligung werden wir begraben. Du mußt Dir ihre Zuſtimmung erbitten, nach Neigung und Fähigkeit Dich und die Deinigen rechtlich ernähren zu dürfen. Der edelſten Berufsthätigkeit wie der gemeinſten, ja ſelbſt dem ehrloſen Gewerbe drückt ſie den Stempel ihrer Autoriſation auf. Sie conceſſionirt Schaubühnen und Hundekomödien, höhere Töchterſchulen und Bordelle, vagirende Harfeniſtinnen und Gouvernanten, Spielbanken und Fröbel'ſche Kindergärten, Schnapskneipen und Leſecabinete und was nicht? — Auch dasjenige, was ſie unleugbar zur Sicherung der bürgerlichen Geſellſchaft ausführt, deutet mit keinem Kennzeichen darauf hin, daß ſie dabei vom Bewußtſein ihrer Dienſtpflicht und Schuldigkeit gegen das Gemeinwohl geleitet wird. Sie verfügt das Zweckmäßige und Gute befehlshaberiſch, wie auch Despoten Nützliches verfügen. Die Behörde iſt der Herr, das Publikum der Unter-

than. Ihre Autorität, ihre Strafgewalt zu beweisen, das ist die Hauptsache. Ihr Ermessen der leitende Gesichtspunkt. — Nicht um Haus und Hof des Bürgers vor freventlichem Einbruch sicher zu stellen, verfolgt sie gemeingefährliche Uebelthäter — würde sie doch selbst mehr Achtung vor dem Hausrechte des Bürgers zeigen, wenn sie von solcher Absicht ausginge — sie verfolgt den flüchtigen Verbrecher aus Liebe zur Jagd, wie der Spürhund das flüchtige Wild verfolgt. Und selbst die nicht beabsichtigte Wohlthat, welche bei alledem aus dieser polizeilichen Jagdpassion der bürgerlichen Gesellschaft erwächst, wird von dieser theuer genug bezahlt. Denn um unter Tausenden von ehrlichen Leuten einen Spitzbuben herauszufinden, fordert die Polizei gebieterisch von Tausenden ehrlicher Leute den beleidigenden Nachweis, daß sie keine Spitzbuben sind. Nirgends in der Welt spielen die Legitimationspapiere eine so monströse Rolle wie in Deutschland. Ein Deutscher, der in seinem Vaterlande sich als halbwegs unbescholten legitimiren will, muß aufweisen einen Geburtsschein, einen Taufschein, einen Impfschein, seine Schulzeugnisse, seine Dienstzeugnisse, seine Militärpapiere, seinen Trauschein, seinen Bürgerbrief, seinen Heimathsschein, sein Leumundszeugniß, eine genügende Menge Fünfthalerscheine und, wenn er etwa eine Erholungsreise über den letzten Schlagbaum seines engeren Vaterlandes hinaus machen wollte, auch noch außer seinem Passe, einen von seiner Frau ausgestellten Erlaubnißschein zur Reise*). — Der ganze deutsche Mensch ist mumienhaft in seine Personalacten eingewickelt und lebendig eingesargt. Vom

*) Vergl. das vielbesprochene kunst- und polizeigeschichtliche Abenteuer, das dem Berliner Landschaftsmaler Gschke auf einer Studienreise nach Helgoland vor einigen Jahren in der freien Hansestadt Hamburg begegnete, zur Zeit als Se. Wohl- und Hochweisheit Herr Senator Blumenthal das Polizeiregiment besagter Republik führte.

Wanderleben des deutſchen Handwerksburſchen haben unſere Lyriker gar manches herzinnige Lied voll ſchelmiſchen Humors geſungen. Aber wie grauſam ſpottet die Polizei der poetiſchen Fiction! —

Wer auch nur eine Ahnung davon hat, wie unſre armen Handwerksburſchen auf den Fremdenbüreaux deutſcher Polizeibehörden, wo ſie von Ort zu Ort ihre Wanderbücher viſiren laſſen müſſen, gebudelt, geſchimpft und herumgeſtoßen werden — im Königreiche Bayern müſſen ſie ſich ſogar von jeder Ortsbehörde, nach vorangegangener körperlicher Beſichtigung, beſcheinigen laſſen, daß ſie nicht krätzig ſind — der könnte höchſtens an den Galgenhumor eines ſolchen qualvollen Wanderlebens glauben. —

Daß die Werkzeuge einer ſolchen „discretionären“ Gewalt überhaupt nicht ſonderlich geneigt ſein können, ihre amtlichen Verkehrsformeln mit dem Publicum nach den Rückſichten der Schicklichkeit und der humanen Sitte zu modeln oder irgend welchen Anwandlungen von Billigkeits- und Rechtsgefühlen zu erliegen, iſt nur zu menſchlich wie vieles Unmenſchliche. So ſind hochfahrender Dünkel und brutale Herrſchſucht von unſrer vaterländiſchen Polizeipflege untrennbare Begriffe geworden. Denn, da vom höchſten Chef der Polizei bis zum unterſten Polizeiſergeanten und Gendarmen, Jeder ſeinem Publicum gegenüber, den Tyrannen ſpielen darf, was ſoll ihm die Selbſtüberwindung auferlegen, ihn nicht zu ſpielen? — Eben ſo erklärlich iſt es, daß keine Beamten mehr der Beſtechung — ausgeſetzt ſind als die der Polizei. Es liegt in der Natur ihrer Functionen. Um durch die Finger ſehen zu können, muß man zuvor die Hand öffnen. Wohl taucht hie und da einmal ein Polizeihäuptling auf, der nach dem grimmen Nero den gerechten Harun al Raſchid ſpielt. Aber liegt nicht gerade darin der Beweis, daß unſre Polizei ein total normloſes,

dem persönlichen Schalten und Walten überlassenes Institut sei? —

Excellenz werden es gewiß zugestehen können, die öffentliche Meinung in Deutschland hat wenig Veranlassung, einer derartigen Polizei absonderlich hold und gewärtig zu sein. Und doch haben wir hier lediglich die polizeilich gehandhabte Hausordnung im Staate geschildert, die, als „ehrwürdiger Mißbrauch", aus jener Zeit des patriarchalischen Regiments stammt, als der liebe Gott jede vier Quadratmeilen deutscher Erde mit einem besondern Landesvater begnadete und für jede Kehrseite eines deutschen Unterthanen einen eignen Haselstock wachsen ließ. Es ist am Ende nur eine inveterirte Unart, ein fauler Fleck, der eine edle Staatsform wohl zu verunstalten, nicht aber ein in seinen Fundamenten auf Recht und Verfassung begründetes Staatswesen in seiner organischen Entwickelung zu hindern vermöchte. Ich erinnere an die Zeiten, in welchen, trotz einer solchen ressortmäßigen Polizeiwillkür, selbst noch unter absolut monarchischer Regierung, die preußische Justizpflege die traditionelle Ehre Preußens sein konnte; an die Zeit, in welcher das Volk beim Kammergerichte Schutz gegen den König suchte und fand.

Aber die enthüllte und sich immer mehr enthüllende Polizei ist mehr als ein fauler Fleck am Staatskörper; sie ist die immer weiter über den ganzen Staatsorganismus sich verbreitende Corruption, die sich alle Factoren der Regierung, vom höchsten bis zum niedrigsten dienstbar macht, alle sittlichen und rechtlichen Garantien des Staates zu hohlen Lügen verzerrt, und nur eine einzige Wahrheit bestehn läßt — die Gewalt! Es ist die politische, die tendenziöse Polizei, die, sich selbst Zweck, auch den ganzen Staat zu ihren Zwecken erniedrigt — wir können es kurz sagen — es ist der Polizei gewordene Staat! —

Excellenz! Man hat ſich daran gewöhnt, die zehn Jahre lang unter dem Miniſterium Manteuffel und Conſorten über Preußen verhängte Herrſchaft einer monarchiſchen Polizeigewalt für eine Epiſode in der Entwickelungs-Geſchichte des preußiſchen Rechtsſtaats zu halten. Völker ſind eben ſanguiniſch wie Individuen. Sie glauben an ihre Erlöſung, ſo oft das Joch auf ihrem Nacken ein wenig gelockert wird und der Jahre lang ſchwer empfundene Druck ſich weniger bemerklich macht. Kann dieſer Glaube auch vor der Logik der Thatſachen beſtehen? — Verläuft ſich eine ſolche Epiſode natürlich und leicht wieder in den Zuſtand normaler Entwickelung, wie die bunten Wechſelbilder der dissolving views eines in das andre verlaufen? — Eben hatte uns noch die camera obscura ein winterliches Nachtſtück vorgeführt, das unter der manteuffel'ſchen Zuchtruthe geknechtete und gemißhandelte Preußen, da erhellt ſich allmälig der Hintergrund, nebelhaft vermiſchen ſich die Konturen des düſteren Bildes mit denen einer immer kräftiger ſich hervordrängenden blühenden Frühlingslandſchaft — endlich iſt das erſte Bild ganz verſchwunden und wir ſehen das conſtitutionelle Preußen als eine ſchöne Gegend, die Schöpfung des Grafen Schwerin, leibhaftig vor uns.

Excellenz! So anmuthig ſpielt leider die Weltgeſchichte nicht mit den Geſchicken der Völker. Ihr unerbittliches Geſetz lautet: die Thatſache weicht nur der That; darum — wer nicht kämpft, kann nimmer ſiegen. — Und Sie fanden Thatſachen, gegen welche ſelbſt erfolglos aber muthig und pflichttreu gekämpft zu haben, dem beſten preußiſchen Staatsmanne zur Ehre gereicht haben würde. — Denn wahrlich dieſe Thatſachen waren mächtig. — Um eine intelligente Nation von über 18 Millionen zehn Jahre lang außer dem Geſetze erklären, einer Willkür unterwerfen zu können, wie ſie ſo cyniſch kaum eine feindliche Invaſion gegen ein

durch die Gewalt der Waffen unterworfenes Land üben würde, dazu bedurfte es — und war das Volk auch noch so matt — einer Armee von willigen Schergen. Und Hr. v. Manteuffel brauchte sie sich nicht erst zu schaffen; er hat sie vorgefunden. Ueberall, allüberall, wo es in Preußen einen Oberpräsidenten gab oder einen Polizeisergeanten, von Memel bis Saarlouis, stellten sich den Regierungsmaximen des Herrn v. Manteuffel gehorsame Beamte zu Gebote, die sich von ihrem Herrn und Meister nicht erst ausführliche Instructionen zu holen brauchten, wie man Verfassungseide bricht, wie man den Rechtsboden durchlöchert, wie man einem gemißhandelten Volke höhnend die zerrissene Urkunde seiner Rechte in's Gesicht wirft. Die Willkür hat niemals ein besser geschultes, ein willigeres Heer gefunden.

Excellenz! was die sogenannte Enthüllungsliteratur über jene Zeit zu Tage gefördert, sagt dem denkenden Historiker genug. — Und doch sind es nur anekdotenhaft winzige Züge aus einer Zeit, in welcher die Staatslenker Preußens so schamlos waren groß im Niederträchtigen zu sein. Die eigentlichen Materialien zur Geschichte des Ministeriums Manteuffel liegen noch unberührt in den riesigen, zehn Jahrgänge umfassenden Actenstößen sämmtlicher preußischen Polizei- und Regierungsregistraturen, so weit als die Behörden damals geneigt waren ihre eignen Gewaltthaten zu Protokoll zu bringen.

Und, Excellenz! Sie konnten glauben zwei Lustren einer solchen Regierung mit dem altrömischen Reinigungsopfer schließen zu können? Meinen Sie, man brauche bloß ein Schwein, ein Schaf und einen Ochsen (suovetaurilia) dem Opferpriester der Gerechtigkeit zu überliefern, um Preußen zu entsühnen? —

Nein, Excellenz! Wir zählen überhaupt nicht nach Lustren und nicht nach Decennien, auch nicht nach Jubel-

jahren. Das Polizeipreußen, von dem wir ſprechen, war ſchon vor Manteuffel da und iſt noch jetzt, nach ihm, da, obwohl Graf Schwerin das Innere leitet und Hr. v. Winter Herrn v. Zedlitz erſetzt hat. Was Manteuffel's Regierung vor allen andern ominös ausgezeichnet hat, war, daß er das Syſtem einer geräuſchlos wirkenden Willkür durch eben ſo unbeſonnene als übermüthige Exceſſe compromittirte; die Augen der Welt gewaltſam darauf hinlenkte. — Es war allerdings eine gar verführeriſche Zeit für polizeiliche Orgien. Die Novemberthat hatte Preußen gerettet. Was ſollte den Triumphator abhalten, ſich mit den Spolien ſeines Sieges zu ſchmücken? welche Rückſicht der mit der Polizei eng conföderirten Reaction gebieten, in ihrer Siegestrunkenheit ſich Mäßigung aufzuerlegen? Wozu die Larve vor dem Geſichte, wenn man das Erröthen verlernt hat? Wozu heucheln, wenn man mächtig genug iſt, Recht und Geſetz verachten zu können? —

Aber auch dem längſten Novembertage, und ſollte er auch zehn Jahre lang dauern, ſchlägt eine letzte Stunde. Der gebieteriſche Wille eines neu andämmernden Tages machte dem Exceß ein Ende. Die Anarchie kehrte zum Syſtem zurück. Die böſen Geiſter, die unter Manteuffel ſo unmanierlich gehauſt, ſie wiſſen jetzt gar „zierlich zu ſpüken.“ Man ſehe z. B. nur, wie zierlich conſtitutionell jetzt der Polizeipräſident Hr. Maurach zu Königsberg die Geſinnungspolizei zu handhaben weiß! Mit welcher Schonung verfolgt er die königsberger Filiale des Nationalvereins! Graf Schwerin kann nichts dagegen haben und doch könnte auch der heſſen-darmſtädtiſche Miniſter v. Dalwigk damit zufrieden ſein. Und mit wie discreter Beſcheidenheit weiß nicht der dortige Oberpräſident Hr. Eichmann ſeine Hingebung an das Miniſterium Manteuffel, welchem er, wie ihm ſchon ganz Recht geſchehen, den Titel eines wirklichen

Geheimraths mit dem Prädicate „Excellenz“ verdankt, in aller Stille der Vergessenheit zu übergeben! Und wie ähnlich ihm zeigt sich der ganze Troß ostpreußischer Beamten, die noch vor nicht gar langer Zeit mit angedienendem Gehorsam den Befehlen des Triumvirats Plehwe-Peters-Lindenberg zu Gebote standen! Und so überall dasselbe Schauspiel. Schade nur, daß man dem, was die Herren damals in ihrem Reactionsrausche unvorsichtig ausgeplaudert haben, mehr glauben darf, als den Grundsätzen, zu denen sie sich nüchtern bekennen. Denn im Rausche ist Wahrheit. — Was hat sich also in Preußen wesentlich verändert? — Das alte, aus dem Gefüge gerathene Uhrwerk geht wieder seinen geordneten Gang. Sie selbst, Excellenz, der Sie mit ehrlichen Intentionen diese Uhr nach mittlerer constitutioneller Zeit zu reguliren vermeinen, Sie sind nur ein Zahn am Rade; Sie helfen den Zeiger dahin rücken, wohin ein latenter Wille, an den Sie nicht glauben, ihn haben will. Wird doch selbst eine mächtigere Intention als die Ihrige das willenlose Spiel der unbarmherzigen Mechanik! — Mit einem Worte: niemals war Preußen mehr Polizeistaat als gegenwärtig, weil es niemals weniger als gegenwärtig das Recht hatte Polizeistaat zu sein.

Was hat einem an und für sich untergeordneten Factor des staatlichen Organismus eine Macht verleihen können, die im Stande ist, alle andern Functionen des Staats zu paralysiren oder ihrem Zwecke zu unterwerfen, ja sich geradezu an die Stelle des Staates selbst zu setzen? —

Ein Blick auf den Ursprung unsrer Tendenz- oder politischen Polizei beantwortet diese Frage. Der in ein-System gebrachte deutsche Polizeistaat ist eine Errungenschaft des deutschen „Freiheits- oder Befreiungskrieges“, wie seiner Zeit der heilige Alliancekrieg officiell betitelt wurde. Die Wirkungen der französischen Revolution von 1789 für

deutsche Unterthanentreue unschädlich zu machen, dazu genügte bis dahin vollkommen die Stockpolizei der alten patriarchalischen Hausordnung und die Censur — ja, man konnte sogar von obenher den freien geistigen Aufschwung, der sich in der deutschen Literatur kund gab, ruhig mit ansehen, denn man wußte, daß die Geister keine Gemeinschaft mit dem Volke pflegten, daß das Ideal scheu die Wirklichkeit mied. —

Der Befreiungskrieg vom Jahre 1813/15 jedoch hatte das deutsche Volk in eine politische Querstellung zu seinen Fürsten gebracht. Den zu Vasallen des französischen Empire herabgesunkenen oder auch flüchtigen Fürsten hatte das Volk mit seinem Blute wieder zu ihren Thronen und Kronen verholfen. Nichts aber erregt mehr den Argwohn, ja geradezu den Haß der Machthaber, als denen zu Dank verpflichtet zu sein, die zu beherrschen sie sich berufen fühlen. — Die Noth der schweren Zeit hatte den deutschen Fürsten ihrem Volke gegenüber Versprechen abgepreßt, die zu halten sie niemals gesonnen gewesen — um so verdächtiger daher das Volk. Denn auch an dem bösen Gewissen der Könige sind die Achäer schuld. Und vor Allem war das Volk aus dem Befreiungskriege eben als Volk zurückgekehrt. Die Landesväter waren restaurirt, allein es fehlten ihnen die zu Unterthanen restaurirten Landeskinder. Dazu noch hatte sich das Pathos der Volkserhebung in allzulebendiger Tradition in dem wieder von seinen angestammten Herrschern regierten Deutschland erhalten. Die heißen Stichworte der Erhebung: Freiheit, Vaterland, Sklavenjoch, Geistesknechtung, heilige Volksrechte u. dgl. waren den Fürsten um so fataler geworden, als sie selbst es gewesen waren, welche dieselben, in schwungreichen Aufrufen, zündend in das Volk geschleudert hatten. Deutschland hatte, lange vor den Literaten, Polen und Juden, sogar gekrönte Demagogen. Noch

immer ſang das Volk die Schlachtlieder des Befreiungskrieges, von „Freiheit, die ich meine", vom „Gott der Eiſen wachſen ließ" und keine Knechte wollte, das Arndt'ſche Lied vom deutſchen Vaterlande u. dgl. Es ſchmückte ſich mit den Farben und Symbolen eines einigen Deutſchland, es ſtärkte turnend am Reck den Körper zu männlichen Thaten; es wurde ſeltſam bieder, es wurde keuſch, es wurde hart; es fing ſogar an Deutſchland mit dem harten T zu ſchreiben; die Kinder kamen, nach den Vorſchriften von Tacitus Germania, mit hellblauen Augen zur Welt und lichtblonden Haaren und wurden, je nach dem Geſchlecht, „Hermann" oder „Thusnelda" getauft. Kurz, es war die wunderlichſte Zeit, welche Deutſchland je erlebt. Das Volk fühlte einen nicht zu bändigenden Thatendrang und wußte nicht, auf wen und was es mit der nervig geballten Fauſt losſchlagen ſollte; es glühte vor Vaterlandsliebe und das befreite Vaterland war ihm unter den Händen wieder in lauter Vaterländer zerfallen. Es glaubte vollkräftig in deutſcher Geſchichte zu leben, und merkte nicht, daß Alles um ihn, ſelbſt ſeine eignen Thaten, wieder zum Mythos zerronnen war. Nichts war ferner von einer Revolution als die damalige Stimmung in Deutſchland, die uns jetzt faſt wie eine Art von erhabener Narrheit erſcheint. Aber doch war etwas darin, was die deutſchen Fürſten nicht mißverſtehen konnten — nämlich das unverkennbare Gefühl, daß das Volk ſich noch nicht ſo befreit fühlte, wie es ihm im Ideal vorgeſchwebt, und daß es noch viel überſchüſſige Kraft zu verwenden hatte. Der fieberhafte unregelmäßige Pulsſchlag ließ befürchten, daß das Volk aus dieſer Kriſis zu einer Nation geneſen könnte. —

Bedenkliche Symptome für den reſtaurirten Abſolutismus. Die Fürſten riefen die Polizei zu Hülfe. Ganz Deutſchland wurde, wegen Verdachts demagogiſcher Um-

triebe, unter Polizeiaufsicht gestellt. Seitdem erst haben wir eine in ein System gefaßte, politische oder tendenziöse Polizei, welche mit der Aufgabe, die Throne nicht nur vor Attentaten, sondern auch vor den Gedanken und Gefühlen deutscher Bevölkerungen zu schützen, zugleich die Vollmacht erhielt, mit dem Volke nach Gutdünken zu schalten und walten.

Ob sie es gethan hat und wie? —

Die Polizei erklärte das deutsche Volk außerhalb des Gesetzes, sie verkündete das Standrecht. Doch, nein! — sie erklärte nichts, sie verkündete nichts — sie handelte nicht loyal, wie ein fremdes Heer in Feindes Land handelt; sie sagte nicht, was verboten ist, nicht, was erlaubt; aus tückischer Stille heraus beschlich sie ihre Opfer — ihr Argwohn war Gesetz und Richterspruch. — Guter Gott! was war damals nicht alles Hochverrath? — Eine einzige schwarzrothgoldne Quaste an einer Studentenpfeife genügte sämmtlichen deutschen Universitäten, einen halspeinlichen Hochverrathsprozeß zu machen. Es war Hochverrath, ein Lied von Arndt oder Körner zu singen oder auch gedankenlos dessen Melodie zu pfeifen; es war Hochverrath, langes Haupthaar zu tragen und ohne Halstuch zu gehen; jeder Purzelbaum, den ein muthwilliger Knabe schoß, wurde für eine hochverrätherische Körperübung erklärt; es war Hochverrath, an den 13. Artikel der Bundesacte zu glauben, es war noch hochverrätherischer, daran zu zweifeln.

Um sich aller dieser unendlich vielen Hochverräther zu versichern, schuf die ohnedies geheim wirkende Polizei noch eine wirklich geheime Polizei. Der Schatten warf einen Schatten. Man brauchte Spürer, man brauchte Horcher. Es entstand jene doppelte italiänische Buchhaltung der berüchtigten schwarzen und grünen Bücher, in welchen jeder eines politischen Gedankens fähige oder eines solchen ver-

dächtige deutsche Mensch sein verhängnißvolles Cento hatte. Und dennoch war es der Polizei nicht um die Ruhe eines Kirchhofs zu thun. Im Gegentheil! Sie bedurfte der Unruhe, der lauten Störung, „es fehlte ihr an Beängstigung", wie Shakespeare seine Frau Hurtig sagen läßt, sie that Alles, um, wenn's noch nöthig gewesen wäre, nach oben hin die Unentbehrlichkeit und das Verdienst ihres Wirkens darzuthun, sich immer mehr ihrer Machtgeber zu bemächtigen. —

Doch, Excellenz! wozu im Detail eine Zeit schildern, die zu vergessen keine deutsche Regierung, auch die nicht, welche durch Ihre Ministerführung bezeichnet ist, uns bisher gerechte Veranlassung gegeben? —

Verwandelt sich ja die ganze Geschichte unsres Vaterlandes seit dem Jahre 1819 zu einer Geschichte der Polizei! Der Kampf deutscher Intelligenz gegen Alles, was den Geist in Fesseln schlägt, galt im Grunde nur jener finstren Macht; jeder politische Fortschritt, jeder moralische Sieg des deutschen Volkes mußte derselben abgerungen werden, und blieb doch stets durch sie in Frage gestellt. Denn der Staat selbst war Polizei geworden! —

Enthält die Registratur des Bundestagspalais in Frankfurt a/M. auch nur ein einziges wichtiges Actenstück, das ihm seit dem Beginn seiner Wirksamkeit bis auf den heutigen Tag eine andere Bedeutung geben könnte, als die der obersten Polizeibehörde der gegen ihr Volk conföderirten oder verschwornen Fürsten Deutschlands? Welche Thätigkeit hat je unsere deutsche Diplomatie entwickelt, die in eben dem Maße dem Vaterlande zu Nutz und Frommen gereicht hätte, als die zur Handhabung der Gesinnungspolizei vereinbarten Karlsbader Beschlüsse Schande und Unglück über Deutschland gebracht haben? — „Nicht ohne Schaudern, und jetzt, nach so vielen Jahren, bei freiem Rückblick, nicht ohne Erbarmen, sieht man die stumpfen, herzlosen

Diplomaten am traurigen Werk, der eignen Nation ſchmachvolle Feſſeln anzulegen, und ſieht ſie im Dünkel und Wohlleben ſich freuen und rühmen, alle Vortheile der Zwangsherrſchaft auf ihrer Seite zu haben," ſagt ein geiſtvoller Zeitgenoſſe von Metternich, Gentz, Adam Müller u. A., der, ſelbſt Diplomat, ſich eine glänzende Carriere durch nichts verderben konnte als durch das bei Diplomaten unerhörte Unglück, ein ehrlicher Mann zu ſein: ſagt Varnhagen von Enſe*). — So ging es von oben die ganze ſproſſenreiche Stufenleiter der ſtaatsamtlichen Hierarchie hinunter, und von unten wieder aufwärts. Das ganze Beamtenthum wurde zum Dienſte des Polizeiſtaats dreſſirt, wo es ſich etwa nicht mit zuvorkommender Gelehrigkeit ſelbſt zur Dispoſition ſtellte. Das brutale „Zaruck!" des Gendarmen wurde das Motto Preußens und Deutſchlands.

Die Volkserhebung vom Jahre 1848 war aller Orten in Deutſchland ein bewaffneter Proteſt gegen den nicht mehr zu ertragenden Polizeiſtaat. In der Schule bitterer Erfahrungen war das deutſche Volk von ſeinem zielloſen platoniſchen Freiheitsdrange zum vollen Bewußtſein ſeiner politiſchen Lage geneſen. Es hatte an ſeinem gemißhandelten Rechte — ſein Recht; an der Erniedrigung Deutſchlands — die Feinde von Deutſchlands Größe erkannt; es war zu der Ueberzeugung durchgedrungen, daß es im Vaterlande nichts geben durfte, was nicht des Volkes iſt. Die Revolution ſiegte. Der Polizeiſtaat war plötzlich verſchwunden: deutſche Bürger konnten aus beſchwornen Verfaſſungsurkunden ihre verbrieften Rechte leſen; als wäre es von einem Zauberſtabe berührt worden, war Deutſchland plötzlich ſo groß, wie ſein patriotiſcher Sänger es in der

*) Vergl. Varnhagen's Nachwort zu „Tagebücher von Friedrich von Gentz." Leipzig 1861.

Vaterlandshymne lange, lange vergebens erfragt hatte, und Alles war des Volks worden — ſelbſt die Fürſten. —

Aber das Jahr 1848 hatte die alte Polizeiherrſchaft nicht vernichtet. Sie hatte die Flucht ergriffen vor der hellen Sonne des Märzes; ſie kam wieder in die Nebel des November gehüllt. War es einer ſolchen Macht zuzutrauen, daß ſie vor den Verfaſſungseiden Halt machen würde, welche die deutſchen Fürſten dem Volke geſchworen, wie die Revolution Halt gemacht hatte vor den Thronen der Fürſten? daß ſie neben oder über ſich ein Geſetz dulden würde, welches ihren Willen einſchränkte? — Das hieße ihr zumuthen, ihr eignes Weſen aufzugeben; ſich, wie ein Mandarin den Bauch aufzuſchlitzen, weil ſie durch die Revolution gekränkt worden. Nein, die Polizei war geblieben, was ſie geweſen. Sint ut sunt aut non sunt — lautet der bekannte Jeſuitenwahlſpruch. Und in der That gleicht die ſich enthüllende Wirkſamkeit der Polizei ſeit der Staatsrettung jenem dämoniſchen Syſtem, mit welchem der Jeſuitismus einſt Könige und Völker beherrſcht und demoraliſirt hat. Ja wir können das Gleichniß fallen laſſen, um von der Wirklichkeit zu ſprechen. —

Die Polizei war wiedergekommen, auf's innigſte verquickt mit der Reaction. Sie war Reaction geworden, d. h. nicht bureaukratiſche Reaction, im höhern Auftrage, ſondern reactionäre Partei, auf eigne Hand; — und die Reaction war Polizei geworden. Wir ſprechen von beiden, wenn wir von dem incarnirten Jeſuitismus der Reaction ſprechen.

Herr von Holtzendorf, der vor kurzem die Entdeckung gemacht hat, daß die Brüderſchaft des Rauhen Hauſes zu Hamburg eine proteſtantiſche mönchiſch jeſuitiſche Ordensverbindung ſei, hätte auch noch beweiſen können, daß dieſe eine Filiale jener weitverbreiteten und mächtigen Reactionsverbrüderung iſt, welche unermüdlich daran arbeitet, Preußen,

und nach ihm Deutſchland, zu einem einzigen großen Rauben Hauſe umzugeſtalten. Wer die Moral dieſes Ordens an der Quelle kennen lernen will, der braucht bloß die caſuiſtiſchen Controvers- und Miſſionspredigten zu ſtudiren, mit welchen der Rundſchauer der Neuen Preußiſchen Zeitung unter dem Zeichen des Kreuzes (in hoc signo) die Gläubigen fanatiſirt. — Ueberall, aus bald ſalbungsvollen; bald cyniſchen Deductionen einer überdreiſten Sophiſtik, klingt uns als Grundton das jeſuitiſche: Haereticis non est servanda fides entgegen, d. h. der Rechtsboden vom Jahre 1848 muß durchlöchert werden; conſtitutionelle Eide haben keine bindende Kraft u. ſ. w.

Und iſt das Dogma vom „König von Gottes Gnaden", für welches die neupreußiſche Polizeireaction voll ſchwärmeriſcher Hingebung nicht gerade ſich, aber ihre politiſchen Gegner mit Freuden todtſchlagen ließe, etwa weniger myſtiſch als das Dogma von der unbefleckten Empfängniß, für welches der katholiſche Irrwahn mit Feuer und Schwert gekämpft? — Nur daß mit der eifrigen Vertheidigung ihres Dogma's unſere Kreuzzeitungs-Jeſuiten jeſuitiſcher ſind als diejenigen, welche, nach dem Ordensgelübde des heiligen Ignatius von Loyola, die fleckenloſe Reinheit der Jungfrau Maria gegen alle Welt zu vertheidigen auf ſich genommen. Das Wunder muß hier gar ſehr eigenſüchtige Mentalreſervationen decken. Sind die Dynaſten rein metaphyſiſche, ſich ſelbſt zur Verherrlichung, unmittelbar aus Gottes Gnade hervorgegangene Exiſtenzen, dann gehört ihnen auch, von Gottes wegen, das angeſtammte Land erbrechtlich zu als geheiligter Beſitz, als ein von Gott ihnen als Pathengeſchenk auf die Wiege gelegtes Landgut mit ſämmtlichen Unterthanen und ſonſtigem lebenden und todten Inventarium; ſo ungefähr wie das Rieſenkind die Ackersleute mit Pflug und Pferd angeſehn, die es vom Felde

aufgenommen und in seiner Schürze als Spielwerk mit nach Hause getragen. Sie selbst, Excellenz, scheinen in dem Momente, in welchem sie den Tractat gegengezeichnet, der preußisches Land und Leute dem Fürsten von Wied als Eigenthum überlieferte, Preußen aus dieser nicht gerade constitutionellen Riesenperspective angesehen zu haben. — So ansteckend ist ein mystisches Dogma selbst für Leute, die nicht daran glauben, ja, die wie Ew. Excellenz, nicht daran glauben dürfen.

Muß aber nicht auch an diesem göttlichen Vorrechte des Königthums von Gottes Gnaden Alles einen Antheil haben, was auch seinen göttlichen Ursprung daraus beweisen könnte, daß es keine lebendige Wurzel in dem ruchlosen Boden unserer Zeit zu schlagen vermag — feudale Institutionen und Menschen? Nicht ohne Grund und eben so wenig für menschliche Anschauungen zu fassen, predigt daher die Kreuzzeitung auch von Obrigkeiten, die von Gott sind und von „Gottes Zucht und Ordnung", wozu natürlich nicht die constitutionelle Obrigkeit, nicht verfassungsgemäße Zucht und Ordnung gehören, von denen der unconstitutionelle Gott nichts wissen will. Darum auch schwärmen märkische und hinterpommersche Junker, die sonst wenig Anlage zur Schwärmerei haben, ganz besonders für das Mysterium von der Gottes Gnade, das auch sie einst wieder mit der verlornen Herrlichkeit ihrer angebornen feudalen Rechte bekleiden wird. Und, Excellenz, es gibt Junker, die nicht gering von dieser feudalen Herrlichkeit denken. Es liegt gewiß den edlen Abkömmlingen derer von — itz, plitz, — schitz — witz ꝛc. der Gedanke gar nicht so sehr fern, daß ihre Ahnherren, die gestrengen Ritter vom Stegreif, schon Jahrhunderte hindurch an den Landstraßen wandernde Kaufleute überfallen und ausgeplündert haben, bevor die Markgrafschaft Brandenburg die Burggrafen von Nürnberg kennen zu lernen die Ehre gehabt. Ich könnte Ew. Excel-

lenz Leitartikel der Kreuzzeitung nachweisen, in denen, mit tiefſter Devotion, ganz leiſe darauf hingedeutet wurde, daß es in Preußen einen ältern Adel gibt, als den ſeiner Könige. —

Natürlich, daß die reactionäre Geſinnungs- und Tendenzpolizei mit einem an den Fanatismus der Inquiſitionstribunale erinnernden Eifer Alles verfolgte, was ſich des conſtitutionellen Widerſtrebens gegen das Dogma des Königthums von Gottes Gnaden ſchuldig oder des ketzeriſchen Abfalls von demſelben verdächtig gemacht. Natürlich auch, daß Polizei und Reaction in der Anwendung ihrer Mittel eben ſo wenig gewiſſenhaft und ekel waren als der katholiſche Jeſuitismus zur Erreichung ſeiner Zwecke es je geweſen. Man ſcheute vor keiner Gewaltthat, vor keiner Schandthat, mochte ſie auch noch ſo cyniſch ſein. Die Ordnung der Dinge hatte ſich umgekehrt. Friedliche Leute wurden von Polizeihäſchern gemißhandelt, ehrenhafte Männer unter die Ueberwachung von Obſervaten geſtellt. Reichte doch — man kann dem unglücklichen Wortſpiele kaum aus dem Wege gehen — die Loyalität unſerer Loyolen ſo weit, ſelbſt den Thronfolger Preußens, wegen ſeiner des Conſtitutionalismus verdächtigen Geſinnungen, unter die Aufſicht eines vielfältig beſtraften Zuchthäuslers zu ſtellen! (Prinz v. Preußen, General v. Gerlach, Regierungspräſident Peters, Emil Lindenberg!) Man kann nie genug und nie mehr als jetzt an dieſe allbekannte Thatſache erinnern. — Die Reactionspolizei verkündete eine indulgentia plena Allen, die ihr mit Eifer dienten; ſie theilte Ablaßzettel aus für begangene und noch zu begehende Sünden. Die Beamtenfelonie, welche die neueſte Gegenwart zu enthüllen angefangen, was iſt ſie anders, als eine Folge jenes Syſtems? — Der Zweck heiligte — Patzke. — Es gibt keine Sphäre des bürgerlichen wie des ſtaatlichen Lebens, die nicht von der Reactionspolizei beherrſcht und beeinflußt geweſen wäre; die niedrigſte, wie die höchſte und

allerhöchste. Der Polizeipräsident, welcher vor dem constitutionellen Minister Zutritt zum Könige hat, um ihm Vorträge über öffentliche Zustände zu halten, erinnert er nicht an jene königlichen Beichtiger, deren Beruf es war, den Königen die Freiheit gerechter Entschließungen zu rauben, damit Niemand herrsche als der herrschsüchtige Priester? —

In Nichts aber dürfte Absicht wie Wirkung der Reaction sich bedeutungsvoller charakterisiren als in der Stellung, welche sie der Armee zum Volke zu geben, oder richtiger, in welche sie die Armee gegen das Volk zu drängen gewußt. Keine Institution des preußischen Staats sollte mehr der Ausdruck des preußischen Volksgeistes, keine inniger mit volksthümlichen Sympathieen verwachsen sein als die Armee. Sie ist Blut vom Blute des Volks. Denn in stetiger Ergänzung aus dem Volke heraus trägt sie noch immer lebendig die Tradition jenes Volksheeres, welches die bei Jena verlorne Waffenehre Preußens glorreich wieder herstellte. Die Söhne haben die Stellen ausgefüllt, in denen einst ihre Väter geblutet. Aber auch mit dem Schweiße seines Angesichts hat das preußische Volk von damals bis heute diese Armee zu erhalten gehabt. Bessere Rechner als ich dürften im Stande sein, die gigantischen Millionensummen in ihren steigenden Zinsen zu berechnen, welche, während eines nunmehr fast 30jährigen Friedens, das preußische Volk in klingenden Budgetsteuern und in der dem Erwerbe entzognen Arbeitskraft für sein Heer aufzubringen gehabt. Aber Excellenz werden mir beipflichten, daß es nicht zu kühn ist, wenn ich behaupte, daß diese Kraft und Summen auf die Beförderung des Nationalwohlstandes verwendet, Preußen zu dem blühendsten Lande Europas, ja der Welt hätten machen müssen. Ob es nöthig war, Preußens Bürgern während dieser langen Friedenszeit so enorme Opfer aufzuerlegen, das zu untersuchen ist hier meine Sache

nicht. Aber war es nöthig, dieſe Armee ihrem geſchichtlichen Urſprunge zu entfremden, ſie zur Verläugnung ihres lebendigen, organiſchen Zuſammenhanges mit der politiſchen Entwicklung Preußens zu zwingen? Mit der von der Reaction dictirten Beſtimmung, daß die Armee der Pflicht enthoben oder es ihr nicht geſtattet ſei, den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten, iſt eine tiefe, nicht zu überbrückende Kluft zwiſchen dem Heere und dem Volke Preußens geriſſen worden. Wer noch zweifeln kann, daß die Reaction die Verfaſſung nicht will, dem ſagt es dieſe Maßregel. Denn was iſt wohl natürlicher, als daß gerade, vor allen andern Inſtitutionen des Staates, die Macht, welcher die Führung von Wehr und Waffe anvertraut iſt, gelobt, das oberſte Geſetz des Staates, durch welches König und Volk gegenſeitig ihre Rechte feſtgeſtellt haben, heilig zu halten, es zu ſchützen gegen innere und äußere Feinde? —

Und mit welchen kläglichen Sophismen vertheidigt die Reaction dieſe Maßregel! —

Die militäriſche Disciplin, ſagt ſie, fordert, daß der Soldat ſich keiner andern Pflicht bewußt ſei, als der des unbedingten Gehorſams gegen ſeine Vorgeſetzten. — Aber iſt denn die preußiſche Armee eine Horde zuſammengelaufener Soldknechte, die nur mit der eiſernen Ruthe der Disciplin zu regieren ſind? — Würde der Soldat doch in der Verfaſſung das Geſetz beſchwören, das Treue und Gehorſam von ihm fordert; handelt ja die Verfaſſung ſelbſt von den Pflichten des Soldaten und ſeinen Rechten! (Art. 38 und 39.) — Oder meint Ihr, daß es Gefahr bringe, dem preußiſchen Soldaten die Ehre des ſelbſtbewußten Gehorſams zu gönnen, ihm das Nachdenken über ſeine Pflichten und Rechte zu geſtatten, warum fordert Ihr dann von ihm, daß er feierlich ein noch heiligeres Geſetz als die Verfaſſung beſchwöre, das ſeinen Gehorſam in Gewiſſensconflicte mit

dem Gebote Gottes bringt? Warum fürchtet Ihr nicht, daß der Soldat Meuterei aus dem Katechismus und der Bibel lese, die Ihr ihm in die Hände gebt, an die Ihr ihn so oft mahnt? Stimmt etwa das Gebot: „Du sollst nicht tödten," oder das Gebot Christi: „Liebet eure Feinde" oder das apostolische: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" mit den Geboten der Kriegsartikel überein? Könnte nicht das feierliche Liebesmahl, zu dem Ihr die Soldaten regimenterweise in die Garnisonskirchen commandirt, Scrupel bei diesen erregen gegen die Heiligkeit der Lehre vom Zündnadelgewehre und vom Bajonettfechten? — Und wir fragen, beweisen nicht die Artikel, mit denen die Presse der Reaction unausgesetzt die Armee haranguirt; ihre schlecht verhehlten Hoffnungen und Erwartungen, die sie von der reactionären Parteigesinnung derer hegt, welche „des Königs Rock" tragen; der Eifer, den sie in der Beschönigung von Militärexcessen entwickelt, die gerade in letzter Zeit, als sollten sie ausdrücklich die „neue Aera" illustriren, mehr und empörender als je vorgekommen, — zeigt das nicht Alles, die Reaction wolle keineswegs, daß der Soldat *keine* Meinung habe, sondern, daß er nur *eine* Meinung habe?

Aber die Vereidigung des Heeres auf die Verfassung ist überflüssig, da ja der König in seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr die Verfassung für die Armee beschworen hat — sagt die Reaction, so oft über die Vereidigung des Heeres in den Kammern und der Presse debattirt wird. — Es gibt kaum einen plumperen, sophistischeren Voltenschlag, um die Verfassungsgarantieen dem preußischen Volke unter den Händen fort zu escamotiren. Wäre der constitutionelle König — was die Verfassung nicht sagt — der *Herr*, der absolute Inhaber oder Eigenthümer des Heeres, wie der absolute König es gewesen — wäre das *Heer* die *Heerde*

des Königs, so wäre jenes Argument ebenso richtig als überflüssig; aber Artikel 46 lautet: „Der König führt den Oberbefehl über das Heer," d. h. er ist der erste Offizier, der erste General der Armee. Preußen hat aber auch ein Beamtenheer, das in hierarchischen Abstufungen sein Oberhaupt, seine Spitze zuletzt in dem Könige findet. Dennoch müssen alle Beamten der Justiz wie der Administration, der Schule wie der Kirche, vom höchsten bis zum niedrigsten, der Verfassung schwören und das mit Fug und Recht, denn kein Hochgestellter vermag das Gewissen seiner Untergebnen auf seinen Amtseid zu nehmen. Hätte es wirklich einen Sinn, daß der König, als der höchste Vorgesetzte des Heeres, den Verfassungseid für jeden Einzelnen im Heere schwört, warum sollte es dann widersinnig sein, wenn man dem Könige zumuthete, auch den Fahneneid für die ganze Armee zu leisten? —

Wie wenig sich thatsächlich die Armee durch diesen vom Könige geleisteten Verfassungseid gebunden fühlt, geht schon daraus hervor, daß Offiziere des preußischen Heeres eigenmächtig ihren Untergebenen die freie Ausübung ihres religiösen Bekenntnisses verbieten und so sich erlauben dürfen, anderer Meinung zu sein als die Verfassungsurkunde, welche ihr höchster Kriegsherr feierlichst beschworen. Aber dieses Manöver, zwischen König und Verfassung ein inconstitutionelles Heer zu drängen, ist zugleich ein wahnwitziger Frevel am Könige selbst. Denn indem es dem Könige mit dem Heere ein willenloses Werkzeug in die Hand spielt, welches stark genug ist, das Recht des Landes wieder dem Gelüste unbeschränkter Alleinherrschaft zu unterwerfen, setzt es das Gewissen des Staatsoberhauptes der gefährlichsten aller menschlichen Versuchungen aus*); säet und erhält es Miß-

*) The abuse of greatness is, when it disjoins
Remorse from power — — —
Shakespeare, Julius Caesar.

trauen zwischen Fürst und Volk; erniedrigt es die Stellung des Fürsten zu den Zwecken einer herrschsüchtigen Partei. Denn thatsächlich setzt die Reaction sich selbst durch den Fürsten in den Besitz des Heeres, das für sie, trotz aller hochtrabenden Ehrenphrasen, nichts bedeutet als die Gendarmen, die Polizeisoldaten des Polizeistaats. Ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, hat das Heer mit Gewehr beim Fuß, im friedlichen Dienst der Wachtparaden, während einer langen Friedenszeit, die Schlachten des Polizeistaats geschlagen gegen den Rechtsstaat. Die physische Bedeutung der Bajonette genügte der Reaction. Das Heer war für sie eine Figur auf dem Schachbrette des Staates. Sie brauchte es bloß zu ziehen und in seiner Stellung beharren zu lassen, um die politische Entwicklung Preußens, Decennien hindurch, im Schach zu halten. — Auch die kurzen kriegerischen Episoden nach 1848 wurden von der Reaction beherrscht. In ihrem Interesse allein wurde der Waffenstillstand von Malmö geschlossen und die Schlacht bei Bronzell geschlagen. Den constitutionellen König wieder für den Polizeistaat zu erobern, das ist die Aufgabe, welche seitens der Reaction der Armee so lange zugetheilt bleiben wird, bis die vereidigte Armee auf dem Boden der Verfassung steht.

Excellenz! Man könnte fast eine Art von Bewunderung vor dem feinen Kopf empfinden, der den preußischen Polizeistaat oder die Reaction in ein solches, anscheinend sinnreich durchdachtes System zu fassen gewußt — wenn ein solcher Kopf nur zu finden wäre. Aber das ist eben das Beschämende für die Geschichte Preußens, daß dieses in seinen Wirkungen und demoralisirenden Einflüssen der Allmacht des ausgebildeten Jesuitismus gleichkommende System nicht aus dem Genie eines Ignaz von Loyola hervorgegangen ist — es ist die Schöpfung der plumpen Gewaltthat. Preußen erlag nicht dem Witze eines

Dämons, der mit seinen Lügenkünsten die Vernunft argloser Völker berückt. Preußen hatte nicht aufgehört, der Staat der Intelligenz zu sein. Die Reaction hat in ganz Preußen, in ganz Deutschland keine Ueberzeugung erschüttert; Niemand glaubt weniger als die Kreuzzeitung, daß sie mit ihren Kapuzinaden auch nur einen einzigen Convertiten gemacht hätte oder machen könnte. Nein, die Reaction konnte Preußen beherrschen — weil die Ueberzeugung keinen Charakter hatte, weil das Recht sich gar zu willig hat Gewalt anthun lassen. Es kann nicht wegen stuprum violentum klagbar werden.

Welches Vertrauen kann eine „neue Aera“ einflößen, die aus solchen Zuständen hervorgegangen? —

Doch habe ich vielleicht unsere Zustände nur Grau in Grau gemalt, weil ich auf meiner Palette keine heitereren Farben vorgefunden? — Sollte ich die bedeutungsvollen Anzeichen des wiedererstandenen Rechtes über die Widerwärtigkeit meines Themas übersehen haben? Man weist auf den Sieg hin, den die gute constitutionelle Sache in der Huldigungsangelegenheit davon getragen und, wie die Zeitungen erzählen, ganz besonders durch Ew. Excellenz eifrigste Mithülfe. Allein, Nichts gerade scheint mir ein bedenklicheres Zeugniß für die Rechtsgarantieen abzugeben, welche die neue Aera bietet, als daß seit vielen Wochen in erbitterten Controversen der Tagespresse und im Schooße des Ministeriums eine Frage debattirt werden konnte, die gar keine Frage ist, keine Frage sein darf — daß das Selbstverständliche als ein Sieg der guten Sache begrüßt werden konnte. — Ein Huldigungseid, nach alter Weise von Ständen dem Könige geleistet, hätte Nichts weniger gesagt, als daß die „Verfassungsurkunde für den preußischen Staat, nebst allerhöchster Botschaft vom 31. Januar 1850. Gedruckt zu Berlin in der Decker'schen Geheimen Ober-Hofbuch-

druckerei" nur ein einziger Druckfehler gewesen wäre. Ist es etwa ein Triumph der gesunden Vernunft, wenn nach langen und heißen Kämpfen der Behauptung gegenüber, daß $2 \times 2 = 5$ ist, die gute Sache des Einmaleins Recht behält? Nein, man müßte es als einen Sieg des Unsinns beklagen, daß ein solcher Kampf auch nur möglich gewesen. Und hier hatten wir es nicht bloß mit Sinn und Unsinn, sondern mit Recht oder Unrecht zu thun. Und deutet die Siegesfreude nicht darauf hin, wie leicht beim nächsten ähnlichen Kampfe der Sieg sich für die Sache des Unsinns und des Unrechtes entscheiden könnte? — Oder sollen wir vielleicht Erhebung aus der officiellen moralischen Entrüstung schöpfen, mit welcher Herr von Schleinitz in der Macdonald-Affaire gegen die beleidigenden Noten Lord Palmerston's aufgetreten ist? — Excellenz! Auch diese Angelegenheit ist leider, bei Licht besehen, weniger dazu angethan, in der Brust des Preußen ein Gefühl patriotischer Genugthuung zu erwecken, als das des Neides über die bevorzugte Stellung, deren sich Ihrer Majestät von Großbritannien Unterthanen auf deutschem Grund und Boden vor deutschen Bürgern zu erfreuen haben. Welche Anstrengung hat nicht die preußische Regierung gemacht oder machen müssen, um zu beweisen, daß preußische Behörden berechtigt waren, einen Engländer, der sich in Preußen gesetzwidrig benommen hatte, nach preußischem Gesetze zu strafen! Disciplinar-Untersuchungen gegen die betheiligt gewesenen Beamten werden eingeleitet, Zeugenverhöre in Masse angestrengt, Staatsanwälte vernommen, neue Actenstücke angelegt; unsere ganze Tagespresse rückt, commandirt und freiwillig, wie zu einem heiligen Kriege, in's Feld gegen die Schmähartikel der englischen Presse; die zwischen Lord Palmerston und Herrn v. Schleinitz gewechselten Noten werden immer fulminanter, man steht fast vor einem Bruche mit England, und das Alles, weil Herr Mac-

donald wegen flegelhaften Benehmens eine Nacht in einem preußischen Polizeigefängnisse zugebracht. — Was aber ist Seitens unserer Regierung in den unzähligen und flagranten Fällen geschehen, in denen preußische Bürger Gerechtigkeit und Hülfe gegen frivole Gewaltthaten suchten, die ihnen von vaterländischen Polizeibehörden angethan worden? Welchen Schutz, welche Genugthuung haben sie gefunden? Wurden Untersuchungen eingeleitet, Acten aufgenommen, Disciplinarstrafen verhängt? Oder wurde den Klagenden bewiesen, daß ihnen nach den Gesetzen Recht geschehen sei? — Excellenz! Sie werden es mir gewiß gern erlassen, Ihnen thatsächlich den Beweis zu führen, daß preußische Bürger ohne Zahl blos ihrer mißliebigen Gesinnungen wegen, jeder amtlichen Willkür Preis gegeben waren, amtlich gemißhandelt werden durften. Sie werden wissen, was jeder Preuße weiß. — Aber fragen möchte ich, hat in Preußen blos der Minister des Auswärtigen die Handhabung von Gesetz und Recht zu überwachen, damit keinem reisenden Engländer ein Unrecht geschieht? — Glauben Sie, Excellenz, weder die englische Presse noch das englische Ministerium würden es gewagt haben, in der Macdonald-Angelegenheit so hochfahrend gegen Preußen aufzutreten, wenn nicht Ausländer, unter dem Schutze ihres Vaterlandes, prätendiren dürften, von deutschen Behörden nicht so behandelt zu werden, wie deutsche Bürger in Deutschland es schweigend erdulden müssen. Die enthusiastische Acclamation, mit welcher das Abgeordnetenhaus der Erklärung des Herrn v. Schleinitz gegen die Note Palmerston's die Weihe ertheilt hat, war nichts als Phrase, nichts als das hohle Pathos der eigenen Thatenlosigkeit. Nicht anders war es mit jenem declamatorischen Aufschrei der Entrüstung, mit welchem das „hohe Haus" den Ordnungsruf adoptirte, den Herr Simson dem polnischen Abgeordneten von Niegolowski, wegen dessen

Aeußerung: „Wenn man uns das Recht verweigert, drückt man uns den Revolver in die Hand!“ ertheilt hatte. Es war den Herren Abgeordneten bisher selten so gut geboten worden, sich Angesichts des Landes so loyal erhitzen zu können. Aber wozu der Lärm? Verdiente Herr v. Niegolowski wegen seiner Aeußerung einen Ordnungsruf, so war solcher lediglich von Seiten seiner Partei motivirt. Denn drohte er mit einer That, zu welcher die national polnische Partei sich entschließen könnte, so war das ein politischer Fehler; war seine Drohung der Einfall seines eigenen Kopfes, so war es eine Renommage. Das Abgeordnetenhaus aber hatte allen Grund mit solcher, immer männlichen Offenheit, im vaterländisch-deutschen Interesse, zufrieden zu sein. Hielt man es aber für ein ruchloses Attentat, auch nur das bloße Wort „Revolver“ als Drohung einer Versammlung auf die Brust zu setzen, so möchten wir fragen, ob es nicht eine weit größere Ruchlosigkeit ist, die Vertreter politischer Meinungen, Publicisten oder Abgeordnete, vor die Mündung einer Pistole zu fordern, um sie statt mit Gründen, mit Pulver und Blei zu widerlegen, wie solches vor unsern Augen oft genug in letzter Zeit geschehen ist? Wir haben bis heute von den Vertretern des Landes keinen Schrei der Entrüstung, keinen Protest gegen solchen Frevel gehört, eben so wenig den Ordnungsruf derer, welche die öffentliche Ordnung zu handhaben berufen sind. Der Codex des Junkerthums, welcher das Duell gebietet, ist eben stärker als das Landesgesetz, welches das Duell verpönt; stärker als die gesunde Vernunft, welche das Duell für einen Wahnwitz, stärker als die Moral, welche es für einen Frevel erklärt; stärker als das Gebot dessen, den der Feudalismus zerknirscht aus dem Staube Herr! Herr! anruft. — Es ist die Demoralisation des Polizeistaats, die des Gesetzes spotten, Vernunft und Sitte, als den Aberglauben der Plebejer, verachten darf; die

ſelbſt den Gott, von deſſen Gnade die Könige ſind, unter den Ehrenrath geſtellt hat.

Excellenz! Das iſt die Signatur der „neuen Aera.“ — Wir ſuchen vergebens nach größern Haupt- und Staatsactionen in den Berliner Blaubüchern, in den Zeitungen, in den ſtenographiſchen Berichten.

Die Philiſter aber ſind guter Dinge. Sie freuen ſich des hübſchen Sterns zum rothen Adlerorden, mit dem suum cuique darauf, mit welchem das officiöſe miniſterielle Organ dem Landwehrkreuze der Kreuzzeitung ein Paroli bietet. Sie klopfen beſtändig an dem Barometer herum und freuen ſich der gnädigen Laune des Tages, wenn das Queckſilber um ein paar Linien ſteigt. Sie vergeſſen aber, daß wir in einer politiſchen Aequinoctialzeit leben, in der bekanntlich die Barometer niemals richtig zeigen. Keiner aber weiß, ob es die Herbſt- oder Frühlingsäquinoctien ſind. Sie ſelbſt wiſſen es nicht, Excellenz, der Sie nicht nur den Kalender, ſondern auch die Zeit zu machen berufen ſind. —

Excellenz! Warum iſt Preußen nicht ſo groß, als ſeine Widerſacher fürchten, daß es ſein könnte, wenn es ſich entſchlöſſe, groß zu ſein? Warum enthält das Berliner Blaubuch keine energiſche Note, wie die des Herrn v. Schleinitz an Palmerſton, gegen die Würzburger und die neuen deutſchen Rheinbundsfürſten, welche offen und beleidigend gegen Preußen intriguiren? Warum ſchläft noch immer der alte Barbaroſſa im Kyffhäuſer, trotz des Waffenlärmens, welches die große preußiſche Armee auf Paraden und Feldmanövern vollführt!

Das an Ihrem Miniſterium ſich enthüllende Preußen erſpart die Antwort. — —

Was kann helfen?

Es iſt traurig, es ſagen zu müſſen. Es giebt nicht wenige brave Patrioten, die es mit blutendem Herzen

aussprechen, ein zweiter Tag von Jena thue Preußen noth. —

Staaten aber, auf die der Pessimismus speculirt, haben ihr Geschick verdient. —

Der große Mann aber, der, wie auch die Geschicke Preußens sich gestalten mögen, früher oder später mit Preußen unser ganzes Deutschland zum Rechte und zur Freiheit erlösen wird, er lebt bereits, wenn auch unter dem Banne des Polizeistaats, der den kommenden Messias in ihm erkannt hat. Er wird gerade an dem Tage dasein, an welchem das preußische Volk da sein wird, wie ein Mann.

Bis dahin werden Deutschland und Preußen in Geduld verharren, wie ich die Ehre habe zu verharren als

Ew. Excellenz

gehorsamster

Ostpreuße an der Elbe.